JAHRESBERICHTE

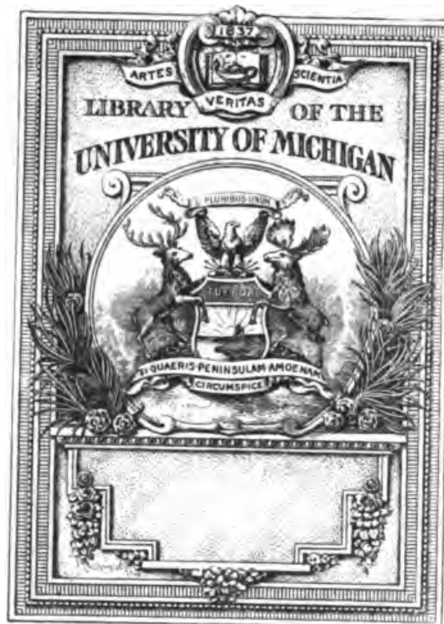
FÜR NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

DREIZEHNTER BAND

JAHR 1902.

TEXT UND REGISTER


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

JAHRESBERICHTE

FÜR

NEUERE

DEUTSCHE LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

C. ALT, A. E. BERGER, F. COHRS, W. CREIZENACH, HANS DAFFIS, F. DEIBEL
G. ELLINGER, A. ELOESSER, E. ELSTER, J. FRAENKEL, R. FÜRST, C. GURLITT,
A. HAUFFEN, M. HECKER, A. HEUSS, G. KOHFELDT, H. MAYNC, R. M. MEYER,
V. MICHELS, G. MISCH, M. MORRIS, ERNST MÜLLER, F. MUNCKER, E. NAUMANN,
H. NOHL, L. PARISER, J. PETERSEN, G. PFEFFER, O. PNIOWER, TH. POPPE,
F. RACHFAHL, A. REIFFERSCHEID F. SARAN, A. SAUER, P. STACHEL, AD. STERN,
A. L. STIEFEL, P. STÖTZNER, A. STRACK, L. SÜTTERLIN, O. F. WALZEL, R. WEISSENFELS,
R. WOLKAN

MIT BESONDERER UNTERSTÜTZUNG

VON

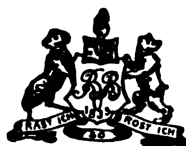
ERICH SCHMIDT

HERAUSGEGEBEN

VON

JUL. ELIAS, M. OSBORN, W. FABIAN, K. JAHN, L. KRAEHE,
F. DEIBEL.

DREIZEHNTER BAND (JAHR 1902).



BERLIN 1906
B. BEHRS VERLAG
STEGLITZERSTR. 4.

ZWEITES BUCH.

TEXT.

I. Allgemeiner Teil.

Litteraturgeschichte.

(I, 1 = N. 1-268a.)

Oskar F. Walzel.

Methodisches: Allgemeine Geschichtswissenschaft. Die ganze, jetzt so beliebte Diskussion der historischen Methodik ist auf einen neuen Boden gestellt worden durch ein umfassendes und tief eindringendes Werk, das in scharfbeleuchteten Antithesen die Entwicklung der historischen Ideenlehre in Deutschland verfolgt. Leider wird die philosophische Terminologie und der durchaus nicht einwandfrei mit Fremdwörtern arbeitende Stil Goldfriedrichs (1) viele abschrecken und vor allen dem Philologen und Litterarhistoriker die Freude an dieser reich und voll strömenden Quelle ideengeschichtlicher Erkenntnis verderben. Allein die Fülle des Gebotenen ist so gross, dass auch, wer für historische Systematik nicht eintritt oder wenigstens nicht im Sinne G.s ihr huldigt, das Buch nicht unbeachtet lassen darf. Ganz abgesehen von den Prinzipien wissenschaftlicher Historik, die G. verteidigend entwickelt, bietet sein Werk dem Philologen und Lexikographen ein übersichtlich geordnetes, umfassendes Material zur Geschichte des Wortes „Idee", eröffnet es dem Litterarhistoriker wichtige Gesichtspunkte zur tieferen Ergründung der Geschichtsphilosophie Winckelmanns, der deutschen idealistischen Philosophie, W. von Humboldts insbesondere, offenbart es dem Völkerpsychologen und dem Soziologen die Stellung seiner Disziplin im Rahmen der Entwicklung historischer Methode. Was der Philosoph und was der Historiker der Philosophie von G. lernen kann, ist hier nicht zu erörtern. Dagegen muss noch eindringlich hervorgehoben werden, dass und wie G. die Versuche der neuesten systematischen Historik, insbesondere Lamprecht, Breysig und Lindner (vgl. N. 2), an einen Faden reiht. G. scheidet nach Lamprecht drei Typen theoretischer Erfassung des Gegebenen: die metaphysische Komplexanschauung, die wissenschaftliche Komplexanschauung und die relationssystematische Auffassung. Relationssystematik sucht die Gesetzmässigkeit der Relationen allein festzustellen, wohlbewusst, dass unser Wissen über eine Systematisierung der konstanten Funktionen uns nicht hinausgehen lässt; sie ist heute das Ziel der systematischen Historik, während die nichtsystematische Historik sich begnügt, die Komplexanschauung zu erfassen, die „auf der Oberfläche dahinrollenden grossen Wellen und Wogen des Komplexes" zu betrachten, ohne sich Systematisierung zur prinzipiellen Aufgabe zu machen. Drittens aber hat man (in Gegensatz zur Relationssystematik, die nur eine Systematisierung der Funktionen anstrebt) die Komplexanschauung metaphysisch zu bestimmen sich bemüht, z. B. Singularität und Freiheit betont, oder beklagt, dass das Individuum der Natur, der Geschichte, der Gesellschaft aufgeopfert werde. Die Entwicklung dieser drei Typen studiert G. an der Geschichte der Ideenlehre des 18. und 19. Jahrhunderts, überzeugt, dass die Relationssystematik heute die metaphysische Komplexanschauung und damit die historische Ideenlehre überwunden hat, bewusst zugleich, dass die jüngsten Erörterungen der historischen Idee den Anschein erwecken konnten, als habe das Problem keine lange Vorgeschichte. Die historische Ideenlehre aber verfolgt der Verfasser im wesentlichen nur innerhalb Deutschlands, weil er meint, dass sie in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit in Deutschland entstanden sei, hier ihre Akme erreicht und auch ihre lebhafteste Kritik und eingehendste Richtigstellung gefunden habe. Nur für das 18. Jahrhundert zieht er auch ausländische Forscher heran; dass dieser Vorgang ihn wichtige Momente der Entwicklung übersehen lässt, ist

inzwischen schon behauptet worden. Er setzt im wesentlichen mit Vico ein, der zuerst vom Komplex zum System weiterschreitet, indem er durch empirische Vergleichung eine Typik der geistigen Entwicklung der Völker zu gewinnen sucht. Dann zeigt er, wie Franzosen und Engländer im 18. Jahrhundert einer empirischen Kulturgeschichtschreibung zustreben. Die Deutschen (abgesehen von Möser) folgen in allgemeinster Anwendung dieser Richtung. Wegelin gibt 1770—76 als erster eine individualpsychologisch und statistisch geartete Lehre der Ideen und ihrer Wirksamkeit innerhalb des sozialgeschichtlichen Räderwerks. Bei Kant balanciert die organische Gesamtauffassung der Geschichte, die im Begriffe der Idee formuliert ist, auf der Schneide, die Metaphysik und Relationsphilosophie trennt. Durch Fichte und Schelling dringt die geschichtsmetaphysische Richtung vor; die Geschichtschreibung wird zur historischen Kunst, indem sie das kausal verbundene Stückwerk aus dem höheren Ganzen der Idee erklärt. In Hegel wird die Idee die „metaphysische Emballage" einer kulturgeschichtlichen Ideenlehre. Humboldt verkörpert den metaphysisch-ästhetischen Geist der Ideenlehre seiner Zeit in klassischer Weise, gibt eine metaphysische Erkenntnistheorie und Methodologie der Geschichte, wird so die Voraussetzung der ersten modernen Historiken und leiht der geschichtsmetaphysischen Idee Kraft bis in die neueste Zeit. Allmählich aber wächst eine Anzahl von Problemen mehr und mehr einer empirischpsychologischen, insbesondere sozialpsychologischen Behandlung entgegen und sucht sich vom Metaphysischen zu befreien. Lotze steht schon mit Bewusstsein auf relationssystematischem Boden. Droysen will die sozialpsychischen Elemente untersucht wissen. Die von Herbarts Geiste getragene Völkerpsychologie greift in gleichem Sinne eine gewisse Gruppe von Ideenfragen zur Untersuchung heraus. Der Einfluss des Darwin-Spencerschen Monismus zeitigt in Lilienfeld eine psychophysische und „kampfumsdaseinmonistische" Ideenlehre, die nicht mehr aus der metaphysischen Idee deduziert, sondern die Kultursysteme relationsphilosophisch erfasst. Verwandten Charakter hat Schäffles Hauptwerk. Die eingehendste Behandlung findet das Ideenproblem (etwa in der Richtung Wegelins) bei Ratzenhofer, der zwar auf metaphysischem Boden baut, die Behandlung des sozialgeschichtlichen Gebietes aber von metaphysischen Einflüssen frei hält. Barth schreitet auf gleichem Wege weiter. Der Soziologie entkeimt eine soziologische Kulturgeschichte, während gleichzeitig die Logik (Wundt, Sigwart) feststellt, wie weit der Begriff der geschichtlichen Idee methodologisch zu rechtfertigen ist, die allgemeinsten Verhältnisse, die dieser Begriff decken soll, auf Begriffe bringt und deren Verhältnis zu psychologischen Funktionen zeigt. In den letzten Jahrzehnten erstand — neben einer Monographie über die Idee in der Geschichte — der Streit des Idealismus und Materialismus (Marxismus), dann jene Reihe von Fragen nach dem Verhältnis der Geschichte zur Kunst und zu den Forderungen der Wissenschaft, nach der Stellung der Geschichte zu den Ansprüchen einer Geschichtsphilosophie, endlich der Kampf zwischen politischer und Kulturgeschichte, aus dem der an Lamprechts Namen geknüpfte geschichtsmethodologische Streit erwachsen ist. Diesem Streite ist die scharfe Scheidung der drei Typen historischer Methode zu danken, mit denen G. arbeitet. Damit ist die historische Ideenlehre in der metaphysischen Gestaltung, die ihre charakteristische Eigentümlichkeit ausmachte, endgültig überwunden worden. Ungefähr gleichzeitig beginnen die drei Gebiete, welche die systematische Darstellung der Hauptaufgaben der alten Ideenlehre übernehmen, sich selbständig zu entwickeln: Sozialpsychologie, entwickelnde Kulturgeschichtschreibung (Breysig) und Völkerpsychologie (Wundt). Gipfelt die ganze Untersuchung auch in einer Glorifizierung Lamprechts, so kann doch selbst der Gegner Lamprechts aus den scharfsinnigen und lichtvollen Analysen der einzelnen von G. herangezogenen methodischen Arbeiten reiche Belehrung ziehen. — Lindners (2) Geschichtsphilosophie wird von Goldfriedrich abgelehnt; sie stelle den Typus der Behandlung der geschichtlichen Idee vor, der am wenigsten von Nutzen sei, fixiere nur Erscheinungen, wie sie sich auf der Oberfläche des geschichtlichen Geschehens darbieten, und genüge im besten Falle nur für die Praxis einer darstellenden Geschichtschreibung. Noch schärfer urteilt R. M. Meyer: „Nichts als ein schwächliches Hin- und Herschaukeln der Möglichkeiten, ein graues Einerseits-Andrerseits." Selbst wo einmal fast zufällig beachtenswerte Ansätze zu neuen Auffassungen sich fänden, wisse L. sie nicht zu nutzen. Meyer selbst stellt der modernen Geschichtsphilosophie die Aufgabe, exakt die Frage zu untersuchen: wie weit gibt es in der Geschichte Objekte, deren Gleichartigkeit gross genug ist, um die Aussage bestimmter fester Eigenschaften zu ermöglichen? Und er bringt diese Frage in Zusammenhang mit Scherers Versuch, in der Litteraturgeschichte „Motive" zu finden, die litterarischen Atome und Moleküle, mit denen etwa die exakte „Beschreibung" Heinzels und R. Fischers arbeite. Barth urteilt weniger streng, meint aber auch, dass L. zu den eigentlichen Ursachen historischer Entwicklung nicht vordringe, wenn er Beharrung

und Veränderung als die allgemeinsten Erscheinungen der Geschichte fasse. Sie sind nur Erscheinungen, nicht Kräfte. Medicus gibt lediglich eine genaue Analyse von L.s Buch mit kleinen Zusätzen und gelegentlichen Einwänden. — E. Meyers Schrift (3) ist mir nicht zugänglich gewesen. — Stauffer (4) veröffentlichte in der AZg[B]. N. 14 einen Aufsatz über die natürliche Gliederung der Weltgeschichte und verwies dabei auf seine älteren Aufsätze AZg[B]. 1900, N. 166/7 und 1901, N. 232/4. Wieweit diese Studien in das als N. 4 angeführte Heft übergegangen sind, entzieht sich meiner Kenntnis. St. schreibt im Sinne nationaler Kultur, scheint aber von den neueren Versuchen und Theorien systematischer Historik nichts zu wissen. — Tönnies (5) hatte im „Archiv für systematische Philosophie" 6, S. 520, die Kritik, die Barths „Philosophie der Geschichte als Soziologie" an Rickert übt, ohne Vorbehalt sich zu eigen gemacht. Durch eine Replik Rickerts ist er veranlasst worden, Rickerts Schriften selbst zu prüfen. Es stellte sich heraus, dass Barths Mitteilungen unvollständig sind und dass sie den charakteristischen Kern der methodologischen Ausführungen Rickerts nicht in genügender Weise herausheben. In ausführlicher, aber wenig übersichtlicher Diskussion sucht T. jetzt Rickerts Anschauungen schärfer zu erfassen; freilich gelangt auf diesem Wege T. ebenso wie Barth zu einer Verwerfung von Rickerts Aufstellungen. T. verurteilt Rickerts Gegenüberstellung von Geschichte und Naturwissenschaft als einer Wirklichkeits- und einer Begriffswissenschaft; er bestreitet Rickerts Anschauung, dass Geschichte im Gegensatz zu den Naturwissenschaften die Wissenschaft der „individuellen und besonderen Dinge" sei, findet vielmehr, dass nur auf Geschichtserzählung, nicht auf Geschichtswissenschaft diese Definition passe; er zeigt Widersprüche auf, die in Rickerts Begriff des „Kulturwertes" als des „alleinigen Prinzips der historischen Begriffsbildung" stecken. Den antisystematischen Bemühungen Rickerts, deren Zusammenhang mit Windelbands Rektoratsrede „Geschichte und Wissenschaft" (Strassburg i. E., 1894) T. (S. 31, Anm. 1) ausdrücklich hervorhebt, stellt er seine eigenen Anschauungen von Wissenschaft gegenüber, nach denen Geschichtserzählung niemals jenes geschlossene Ganze von Wissbarem ist, das er Wissenschaft nennen möchte, gibt an, wie die Geschichte zu wissenschaftlicher Systematik sich erheben könne, und führt in einer Parallele aus dem Gebiet der Meteorologie aus, wie weit historische und Naturereignisse eine verwandte Gesetzlichkeit haben können. T. gelangt auf diesem Wege zu einem Standpunkte, der ihm eine teleologische Deutung des gesetzmässigen Zusammenhanges der menschlichen Geschicke plausibel macht, vorausgesetzt, dass „sie mit der Weisheit eines Kant dahin vorgetragen wird, man könne ‘die Geschichte der Menschengattung im grossen als eine Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen'". Der Leser von T.s Ausführungen aber gewinnt den Eindruck, dass Rickerts Vertretung einer antisystematischen Historik dem systematischen Gegner es leicht gemacht hat, logische Schwächen seiner Ausführungen nachzuweisen. — Ueber sein Verhältnis zu Breysig hat Lamprecht (7) sich abermals ausgesprochen. Er scheidet zwei Methoden vergleichender Geschichtswissenschaft; die eine beschränkt sich auf die elementaren, die andere wagt sich an die komplexen Erscheinungen der geschichtlichen Entwicklung. Diese verhalte sich zu jener wie der „alles auf einmal umarmende Enthusiasmus" eines Telesio, Giordano Bruno, Weigelt, Böhme, Paracelsus zu der Art eines Stevinus oder Galilei. L. selbst hat nur die Elemente zu erforschen sich vorgesetzt, Breysig wendet sich sofort den komplexesten Erscheinungen zu und bleibt darum im Ungefähren stecken, erhält nur Näherungswerte. Breysig sei ferner der Unterschied der psychischmechanischen und der psychischbiologischen Gesetze nicht klar geworden, und er mache irrtümlicherweise jene (z. B. das Gesetz des Kontrastes) und nicht diese zu Exponenten des historischen Lebens. L. selbst hat in seinem Gesetze der Entwicklung der Anschauung aus ornamentaler Wiedergabe der Erscheinungswelt zu deren typischem, konventionellem, individualistischem, subjektivistischem Erfassen ein psychisch-biologisches Gesetz aufgestellt; dass nämlich diese Abfolge nicht bloss in der deutschen Geschichte, sondern in allen grossen menschlichen Gemeinschaften der Geschichte sich offenbare, hat L. sich klar gemacht. Den Nachweis verspricht er für später (vgl. auch JBL. 1901 I 1:1). — Breysig (8-9) selbst ist mehrfach für seine Anschauungen in populären Auseinandersetzungen eingetreten und hat sich mit den Einwänden Lamprechts (JBL. 1900 I 1:7) und Oppenheimers (JBL. 1901 I 1:4) auseinandergesetzt. Drei in der „Zukunft" veröffentlichte Aufsätze sind zu nennen: Der erste legt den Aufbau der europäischen Geschichte im Sinne von Breysigs Werke dar. Zwei Weltalter europäischer Geschichte werden festgestellt, die vierzehn Jahrhunderte vor dem Untergang des weströmischen Reiches und die vierzehn darauffolgenden. Der griechischrömischen Geschichte des ersten Weltalters und der germanischromanischen des zweiten eigne eine ungefähr ähnliche Folge von Entwicklungsstufen. Der zweite Aufsatz: „Geschicht-

liche Gesetzmässigkeiten“ (Zukunft 38, S. 107-22, 159-70) will nachweisen, dass B.s Auffassung von dem Stufenbau der europäischen Geschichte zur Auffindung von geschichtlichen Gesetzmässigkeiten führe, auch ohne dass die gesellschaftswissenschaftliche Deutung, die man bemängelt hat, irgendwie in Betracht gezogen zu werden braucht. Diese Gesetzmässigkeiten stünden hoch über den Versuchen Buckles, Comtes usw., historische Gesetze zu finden. Freilich wagt B. selbst nicht in vollem Sinne des Wortes, von einem „Gesetze“ zu reden, das er gefunden, da er die nichteuropäischen Entwicklungen noch nicht einbezogen habe. Innerhalb der Grenzen der europäischen Geschichte aber hält er an seiner Stufenleiter fest, die sich am besten erkennen lasse, wenn man die Geschichte des äusseren und inneren Verhaltens der Staaten, die Geschichte der Klassen- wie der Volkswirtschaft, die Geschichte von Glauben und Wissenschaft, Dichtung und bildender Kunst in ihrer Entwicklung einzeln betrachte. Der dritte Aufsatz bekämpft den Vorwurf des Systematikers Oppenheim, B. biete zu wenig System, mit dem Hinweis auf die beiden ersten Aufsätze, beleuchtet B.s Verhältnis zu Marx, begründet, warum er nicht ganz auf Marx' Standpunkte stehe, und zeigt B.s Fortschritte über seine Vorläufer hinaus auf, die über Buckle und Hegel bis zur Aufklärung zurückreichen. Ferner sucht er die Einwände Lamprechts zu entkräften, B.s Forschungsweise sei zu wenig biologisch und dringe zu wenig zu den Elementen vor, dann Lamprechts gegen B. gerichtete Behauptung zu widerlegen, Persönlichkeit und Erscheinung seien höchst zusammengesetzte Erscheinungen, Ergebnisse und Wirkungen des geschichtlichen Lebens, nicht aber dessen massgebende Bestandteile. B. schreitet auch zu einer Kritik von Lamprechts „Zeitaltern“ weiter und meint, Lamprechts Stufenfolge sei viel zu „geschichtlich“, als dass sie als begrifflicher Gradmesser dienen könne. Sie sei ein „verkleinertes Abbild“, nicht aber ein „Mass“ des Vorganges. — Gegen Breysigs Annahme, dass Absonderungs- und Geselligkeitstrieb von vornherein bei allen Völkern gleichmässig anzunehmen seien, wendet sich Trampe (11). So sei der Grieche Individualist, nicht aber der Römer, „der vor allem civis Romanus und dann erst ein Claudius oder ein Scipio“ gewesen sei. Breysigs Versuch, verschiedene Abschattungen von Individualismus und Assoziationstrieb zu scheiden, behebe jenen Grundfehler nicht, verführe vielmehr zu schablonenhaften Einteilungen und Untereinteilungen; insbesondere aber gehe Breysig in seiner Gegenüberstellung eines „starken“ und eines „schwachen“ Individualismus fehl. Dieser schematischen Antithese eines aristokratischen, echten oder persönlichen Individualismus und eines demokratischen Massen- oder Sozialindividualismus möchte T. die historische Tatsache entgegenhalten, dass es drei Grundarten des Individualismus gebe: hellenischen, christlichen, griechischen. In dem Begriff „Massenindividualismus“ aber findet T. überhaupt einen inneren Widerspruch. Wahrer Individualismus ist ihm „allein die ideale Befähigung, der als ethisches Muss empfundene seelische Drang bei jedem einzelnen, im allerpersönlichsten Innenleben aufzugehen, in ihm und seinen seelischen und geistigen Kräften und Grössen das Mass aller Dinge zu suchen und zu finden“. Typisch sei dieser Individualismus dem germanischen Volkstum. Luther vor allem beweise, dass Deutschtum und Individualismus sich deckende Grössen seien. Dagegen finde sich, was hinter Breysigs Begriff Massenindividualismus versteckt sei, bei den Romanen, insbesondere in Rousseaus „Contrat social“. Nur sei diese Richtung, die keinen Zug von wahrem Individualismus an sich trage, besser „Proletarismus“ zu nennen. Der ganze Aufsatz gipfelt in dem feierlich ausgedrückten Anspruch, dass Individualismus ausschliesslich Eigentum des deutschen Volkes, zugleich die „gewaltigste ethische Grösse“ sei, „die sich bisher überhaupt in der Geschichte kundgetan hat“. „Seit Luthers Auftreten ist er der geistige Pol geworden, nach dem noch allein die Welt gravitiert. Ausschliesslich den Germanen, vor allem den Deutschen, ist er ein angeborener Bestandteil, ja ein entscheidender Zug ihres Wesens.“ Man erkennt die Anschauungen, die T. in seinem Buche (JBL. 1900 I 1: 50) vorgetragen hat, leicht wieder. — Inzwischen hat Breysig (10) selbst einen Versuch gemacht, dem „Ich“ in der Geschichte sein Recht wiederzugeben, gegenüber den kollektivistischen Tendenzen der Geschichtsbetrachtung, die bei Marx und seinen Nachfolgern, aber auch bei Lamprecht herrschen. Er will Geschichte als Begriffswissenschaft treiben und sich der Grösse gewaltiger Einzelmenschen dennoch nicht entziehen. Allerdings stellt er im Gegensatz zu älterer Betrachtungsweise das Problem auf, grosse Männer zunächst als Funktionen ihres Zeitalters zu erfassen, d. h. alles abzuziehen, was ihnen mit der Masse gemein ist, um dann den „höchst persönlichen Rest“, die „feinste Blume der Menschlichkeit“ um so reiner herauszubekommen. Nicht aber dieses Ziel strebt seine Studie an; vielmehr will er diesmal in einem Überblick über die allgemeine und insbesondre über die neuere Geschichte das Verhältnis der beiden gesellschaftsseelischen Triebkräfte, des Persönlichkeits- und des Gemeinschaftsdranges des Ichs, erkunden. Er hält zu diesem Zwecke eigentliche Gesellschaftsgeschichte und Geistes-

geschichte, die letztere vom gesellschaftswissenschaftlichen Gesichtswinkel aus gesehen, nebeneinander, indem er beide historische Reihen von der Urzeit bis in die Gegenwart verfolgt. Eine vollständige Übereinstimmung zwischen geistiger und gesellschaftlicher Entwicklung will er nicht behaupten. Aber in der geistigen Entwicklung der neuesten Zeit germanischen Weltalters erkennt er die Grundrichtung, die auch in der gesellschaftlichen Entwicklung sich offenbart. Im Verlauf der europäischen Geschichte ergibt sich ihm ein verschieden beschleunigtes, auch wohl verschieden starkes, in der Richtung aber völlig stetiges Auf und Nieder zwischen stolzer Erhebung und rückhaltloser Hingebung des Ichs. Die Frage, inwiefern der grosse Pendelschlag zwischen Selbstbesinnung und Hingabe des Ichs sich zwar der Richtung, nicht aber dem Ausmass nach wiederholt, d. h. inwieweit die Formen von Ich- und Hingabetrieb in den einzelnen Zeitaltern eine Veränderung erlitten haben, wirft B. nur auf, ohne sie vorläufig zu beantworten. — Clemenz (13) will lediglich über den Werdegang und den gegenwärtigen Stand der deutschen Geschichtschreibung schnell orientieren und zunächst didaktischen Zwecken dienen. Sein rascher Überblick über die Entwicklung deutscher Historik endet mit einer Vergleichung von H. Schillers und Helmolts Ansichten und mit Hinweisen auf Lamprecht und Breysig. Das Resultat seiner Beobachtungen lautet, dass wir mitten in einer neuen grossen Entwicklungsphase der deutschen Geschichtswissenschaft stehen, und dass es heute schlechterdings unmöglich ist, Geschichtschreibung und Weltanschauung zu trennen; vielmehr sei die Geschichte selbst Philosophie geworden. Der zweite Teil der Broschüre, dem Geschichtsunterricht gewidmet, dient pädagogisch-didaktischen Zwecken. Der katholische Standpunkt des Verfassers ist überall zu fühlen, macht sich aber nicht aufdringlich geltend. —

Litteraturgeschichtliche Methode. Lamprecht hat nun auch den Versuch gewagt, seine Methode auf die Betrachtung moderner Dichtung anzuwenden. An der Praxis dieses in Lamprechts Buche „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" ausgeführten Versuches übt Lienhard (14) scharfe und berechtigte Kritik, so sehr er der Theorie Beifall spenden möchte. Lamprecht fehle der Instinkt für das Lebendige; er neige zum Dogmatismus. An einer Reihe gutgewählter Belege zeigt L., wie Lamprecht die gesamte moderne Dichtung in vier bis fünf Abstraktionen unter einer Oberabstraktion einpackt. Das wahrhaft Lebendige gehe neben dieser Schematisierung verloren. — Harnacks (15) Aufsatz über litterarhistorische Methode, 1899 in seinen „Essais und Studien" abgedruckt, an dieser Stelle bisher nicht gebucht und darum in der Bibliographie nachträglich erwähnt, ist eine der methodologischen Betrachtungen, mit denen Sauers „Euphorion" seinerzeit eröffnet worden ist (vgl. JBL. 1894 I 1 : 23). — Reichels (16) Verlangen nach einer lebendigeren Litteraturwissenschaft entspricht einem Wunsche, der allmählich auch in streng wissenschaftlichen Kreisen zum Ausdruck kommt; freilich ist der berechtigte Gedanke von R. mit Selbstverständlichem und Phrasenhaftem umkleidet worden und dient — wie bei R. nicht anders zu erwarten ist — der Tendenz, Gottsched gegen das traditionelle Urteil der Litteraturgeschichte zu schützen. — Nagel (17) stellt zu pädagogischen Zwecken sechzig Maturitätsfragen aus der deutschen Litteraturgeschichte zusammen. Unbegreiflich aber ist mir, warum er auch die Antworten auf diese Fragen in extenso gibt. Sollte mit Hilfe der üblichen Schullehrbücher der Schüler nicht selbst diese Antworten sich zurechtlegen können? Tatsächlich ist N.s Büchlein eine Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte, eingeteilt in sechzig Abschnitte, deren Überschriften in Frageform gehalten sind. Freilich ist diese Litteraturgeschichte Nagels ein trauriges Zeugnis für die niedrige Bildungsstufe eines „k. k. Gymnasiallehrers in Pola"; und wenn N. unter den „umfangreicheren Litteraturgeschichten" die mir unbekannte von Strzemcha „besonders brauchbar" findet, so scheint er doch selbst wenig befähigt zu sein, etwas Brauchbares zu liefern. Gelegentlich liest sich die Arbeit wie die Parodie eines Schüleraufsatzes. Besonders schön ist der Satz: „Es entstanden mehrere Aufsätze, unter denen Schiller über 'Anmut und Würde', über 'Das Erhabene'... gehaltvolle Gedanken niederlegte" (S. 56). — Unter dem Titel „Ratgeber für das Studium der Litteraturgeschichte" (18) stellen die „Neuen Bahnen" neuere Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur in kurzen Besprechungen zusammen. Das Ganze läuft mehr auf Angaben von Titeln als auf eine Kritik hinaus. — Eine kritische Zusammenstellung neuerer Arbeiten zur Litteraturgeschichte bot auf wenigen Seiten auch M. Koch (21). — Weddigen (19) beklagt die geringe Kenntnis von der deutschen Nationallitteratur, die dem deutschen Publikum eigen ist, und wünscht eine eindringlichere Berücksichtigung der Litteratur an den höheren Lehranstalten. Er weist auf Frankreich hin, wo ein weit umfänglicherer Lesestoff aus dem Gebiete der deutschen Litteratur der Mittelschule vorgeschrieben ist als in Deutschland selbst und ein systematisch fortschreitendes Leseprogramm schon von der untersten Klasse ab erledigt werden muss. Er möchte

I. Allgemeiner Teil.

Litteraturgeschichte.

(I, 1 = N. 1-268a.)

Oskar F. Walzel.

Methodisches: Allgemeine Geschichtswissenschaft. Die ganze, jetzt so beliebte Diskussion der historischen Methodik ist auf einen neuen Boden gestellt worden durch ein umfassendes und tief eindringendes Werk, das in scharfbeleuchteten Antithesen die Entwicklung der historischen Ideenlehre in Deutschland verfolgt. Leider wird die philosophische Terminologie und der durchaus nicht einwandfrei mit Fremdwörtern arbeitende Stil Goldfriedrichs (1) viele abschrecken und vor allen dem Philologen und Litterarhistoriker die Freude an dieser reich und voll strömenden Quelle ideengeschichtlicher Erkenntnis verderben. Allein die Fülle des Gebotenen ist so gross, dass auch, wer für historische Systematik nicht eintritt oder wenigstens nicht im Sinne G.s ihr huldigt, das Buch nicht unbeachtet lassen darf. Ganz abgesehen von den Prinzipien wissenschaftlicher Historik, die G. verteidigend entwickelt, bietet sein Werk dem Philologen und Lexikographen ein übersichtlich geordnetes, umfassendes Material zur Geschichte des Wortes „Idee", eröffnet es dem Litterarhistoriker wichtige Gesichtspunkte zur tieferen Ergründung der Geschichtsphilosophie Winckelmanns, der deutschen idealistischen Philosophie, W. von Humboldts insbesondere, offenbart es dem Völkerpsychologen und dem Soziologen die Stellung seiner Disziplin im Rahmen der Entwicklung historischer Methode. Was der Philosoph und was der Historiker der Philosophie von G. lernen kann, ist hier nicht zu erörtern. Dagegen muss noch eindringlich hervorgehoben werden, dass und wie G. die Versuche der neuesten systematischen Historik, insbesondere Lamprecht, Breysig und Lindner (vgl. N. 2), an einen Faden reiht. G. scheidet nach Lamprecht drei Typen theoretischer Erfassung des Gegebenen: die metaphysische Komplexanschauung, die wissenschaftliche Komplexanschauung und die relationssystematische Auffassung. Relationssystematik sucht die Gesetzmässigkeit der Relationen allein festzustellen, wohlbewusst, dass unser Wissen über eine Systematisierung der konstanten Funktionen uns nicht hinausgehen lässt; sie ist heute das Ziel der systematischen Historik, während die nichtsystematische Historik sich begnügt, die Komplexanschauung zu erfassen, die „auf der Oberfläche dahinrollenden grossen Wellen und Wogen des Komplexes" zu betrachten, ohne sich Systematisierung zur prinzipiellen Aufgabe zu machen. Drittens aber hat man (in Gegensatz zur Relationssystematik, die nur eine Systematisierung der Funktionen anstrebt) die Komplexanschauung metaphysisch zu bestimmen sich bemüht, z. B. Singularität und Freiheit betont, oder beklagt, dass das Individuum der Natur, der Geschichte, der Gesellschaft aufgeopfert werde. Die Entwicklung dieser drei Typen studiert G. an der Geschichte der Ideenlehre des 18. und 19. Jahrhunderts, überzeugt, dass die Relationssystematik heute die metaphysische Komplexanschauung und damit die historische Ideenlehre überwunden hat, bewusst zugleich, dass die jüngsten Erörterungen der historischen Idee den Anschein erwecken konnten, als habe das Problem keine lange Vorgeschichte. Die historische Ideenlehre aber verfolgt der Verfasser im wesentlichen nur innerhalb Deutschlands, weil er meint, dass sie in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit in Deutschland entstanden sei, hier ihre Akme erreicht und auch ihre lebhafteste Kritik und eingehendste Richtigstellung gefunden habe. Nur für das 18. Jahrhundert zieht er auch ausländische Forscher heran; dass dieser Vorgang ihn wichtige Momente der Entwicklung übersehen lässt, ist

Endes — wie auch Lothar schlagend dartut — eine „Rang- und Quartierliste der deutschen Litteratur". Zwischen B.s Konstruktion der deutschen Litteratur und der Darstellung der einzelnen Dichter klafft eine weite Lücke. Historisch sucht er dort zu bauen, hier geht er völlig subjektiv abschätzend von Fall zu Fall weiter und kommt über ein ewiges „Besser" und „Schlechter" nicht hinaus. Die Zwiespältigkeit des Buches wird auch noch durch die Teilung in „Übersichten" und Einzelcharakteristiken gefördert; und wie im ersten Bande führt diese Disposition auch diesmal Wiederholungen herbei. B.s oben skizziertem Aufbau der Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts entsprechend, teilt sich die Darstellung in vier Kapitel: 1. Romantik (Hölderlin ist einbegriffen; Chamisso und Hoffmann von Fallersleben schliessen ab); 2. Nachklassik und Nachromantik, junges Deutschland und politische Poesie (Grillparzer, Raimund, Rückert, Platen, Immermann, Grabbe, Büchner, Heine, Gutzkow, Mosen, Lenau, die politischen Dichter, Mörike, Droste); 3. Realismus (neben den oben genannten: Alexis, Sealsfield, Auerbach, Stifter, Reuter); 4. Eklektizismus, Dekadence und Moderne (die Münchener, Spielhagen, Hamerling, C. F. Meyer, Anzengruber, Rosegger, Ebner-Eschenbach, Wildenbruch, Fontane, Liliencron, Hauptmann). — Löschhorns (32) im Rahmen der von Bethge herausgegebenen „Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert" vorgelegter Bericht über Gesamtdarstellungen der deutschen Litteratur, über Methode und über Poetik verzeichnet auf wenigen Seiten nur das Allerwichtigste, beschränkt sich obendrein auf die Momente, die für die ältere germanische Litteratur von Bedeutung sind. Anknüpfend an die methodologischen Forderungen, die in Gegensatz zu ten Brink von Erich Schmidt, Wetz und insbesondere von Elster aufgestellt worden sind, bemerkt L.: der Litteraturhistoriker werde vor die mannigfachsten Anforderungen gestellt. Er müsse Geschichtsforscher, Philolog und Philosoph sein; er müsse zum Zweck der Vergleichung Sprachen und Schriftwerke fremder Völker verstehen, müsse selbst Künstler sein, um in kongenialem Geiste in das Kunstwerk eines anderen einzudringen und schliesslich die Resultate seiner Forschungen in geschmackvoller Form vorzulegen. Sehr dürftig ist, was L. über Poetik zu melden hat. Gibt der Satz: „Mit der Einbildungskraft des Dichters beschäftigte sich W. Dilthey" auch nur entfernt eine Ahnung von den Verdiensten dieses bahnbrechenden Aesthetikers? Elsters „Prinzipien der Litteraturwissenschaft" werden als der erste Versuch bezeichnet, sämtliche Disziplinen der Litteraturwissenschaft im Zusammenhange zu behandeln. Unklar aber bleibt mir, wie L. zu den Anschauungen gelangt ist, Elster fasse die Litteraturgeschichte als Hilfswissenschaft der Geschichte der Philosophie. — Die neuen Auflagen der Arbeiten von Heilmann (30), Leixner (31), Storck (34), Urban (35) blieben mir unzugänglich. — Auf die neunte Auflage von Scherers Litteraturgeschichte (33) ist schon im Vorjahr (JBL. 1901 I 1:26) hingewiesen worden. — Bosserts (37) Buch (JBL. 1901 I 1:36) wurde von Max Koch anerkennend besprochen; er lieferte auch kleine Verbesserungen und Nachträge, insbesondere bibliographischen Charakters. — Des Engländers Robertsons (38) Darstellung der deutschen Litteraturgeschichte lag mir nicht vor. Es soll ein gelehrtes, gut disponiertes Werk sein, das mit der althochdeutschen Zeit beginnt und bis Sudermann und Hauptmann reicht. — Nagls und Zeidlers „Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte" (36) setzt im 21. Heft die Mitteilungen Nagls über die Volksdichtung Altösterreichs fort, die — wie JBL. 1901 I 1:73 angedeutet ist — im 20. ihren Anfang nehmen. Der Zuwachs, der diesem nationalen Erbe durch die Kirche erstanden ist, wird im Volkslied, in der Schwankdichtung, im Volksspiel nachgewiesen. Der folgende Abschnitt prüft in gleicher Weise den Zuwachs, den Bürgertum und jüngere Kultureinrichtungen gebracht haben, zunächst die Dichtungen, die den bürgerlichen Berufen dienen, dann die Verweltlichung des Volksschauspiels, die bis zu den Anfängen des modernen Bauerntheaters führt. Begonnen wird eine zusammenfassende Charakteristik des Volkslieds, die ausführlicher bei den neueren historischen Motiven verweilt (Schweden-, Türken-, Preussen-, Franzosenkrieg, Napoleon, italienische Feldzüge 1848 und 1849). —

Litteraturgeschichte in Werken verwandter Wissenschaften. Der 3. und 4. Band der Weltgeschichte H. Schillers (43) wurde von E. Bassenge (ZDU. 16, S. 197/9, 722/5) günstig, mit einigen Verbesserungen besprochen. Franziss (HPBll. 129, S. 367—75) gab Lesefrüchte aus Sch.s Darstellung, die er vom katholischen Standpunkte glossierte. Scharf und ins einzelne gehend lehnte Rühl den vierten Band ab. — Chamberlains „Grundlagen" (47) finden nach wie vor günstige und abfällige Besprechungen. Eine Sammlung der Rezensionen wurde von dem Verleger selbst veröffentlicht. Baumgarten erklärt bei allem Wohlwollen seines Urteils: „Der grosse Schriftsteller kennt vom eigentlichen Wesen des Katholizismus auffallend wenig." Below vermisst gründliche Beherrschung des Gegenstandes, die durch Bildung, Geist und gewandte Darstellung nicht sich ersetzen lasse. Münchhausen betont die Verwandtschaft Chamberlains

mit Gobineau, den jener verkenne. Strantz möchte Chamberlain eine ganz falsche und unhistorische Auffassung des Germanentums nachweisen. Das Tatsächliche der Geschichte der Germanen kenne er nicht. — H. Lindau (51) vergleicht Lamprechts Persönlichkeit mit der Sybels und Treitschkes, weist auf die Einflüsse hin, die Wundt auf Lamprecht ausgeübt hat, und beleuchtet Lamprechts Verhältnis zur Musik, insbesondere zu Wagner. — Steinhausens „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" wurden durch ein Heft „Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit" von Hampe (58) ergänzt; es liegt mir nicht vor. — Schlossar rühmte Heinemanns „Richter" (59), während M. Herrmann gegen Reickes „Gelehrten" (60) einige Bedenken vorbrachte. Er vermisst eine Definition des wandelbaren Begriffes „Gelehrter", findet, dass der reizvolle Buchschmuck das Wissenschaftliche erdrücke, dass eine organische Entwicklung nicht aufgezeigt werde, vielmehr nur allerlei Wissenswertes ohne rechte Uebersichtlichkeit und ohne Heranziehung der von den Dichtern vorgeführten Gelehrtentypen geboten werde. Text und Illustration fallen auseinander. Der Fachmann finde bessere Auskunft in den Artikeln Hildebrands im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm. —

Litteratur- und Kulturgeschichte einzelner Länder und Städte. Schoofs (69) Darstellung der deutschen Dichtung in Hessen (JBL. 1901 I 1:68) wurde von Strack durchaus abgelehnt, das Kompilatorische der Arbeit nachgewiesen, auch gezeigt, wie ungenau und unrichtig Sch. seine Vorlagen wiedergibt. Immerhin hätte St. die positiven Verdienste Sch.s in der Darlegung der neuesten Dichtung stärker betonen können; dass die ältere Zeit von Sch. unzulänglich bearbeitet ist, ist sicher. — Über die niederdeutsche Litteratur Ostfrieslands gab Borchling (70) in knapper, exakter, aber etwas trockener Art nähere Aufschlüsse. Sie zerfällt in zwei Perioden, deren eine vom ersten Auftauchen der niederdeutschen Sprache in Ostfriesland bis etwa 1650 reicht, während die andere dem 19. Jahrhundert entspricht. Innerhalb der ersten Periode herrschte die niederdeutsche Sprache auf allen Gebieten der Litteratur und des öffentlichen Lebens allein; innerhalb der zweiten wird lediglich eine reine Dialektlitteratur geschaffen. Die erste Gruppe zu charakterisieren, geht B. von den Urkunden und Rechtsdenkmälern aus und analysiert dann die historischen Volkslieder in eindringlicher Erörterung ihrer geschichtlichen Bestandteile. Im 16. Jahrhundert weichen die Volkslieder den Reimchroniken, unter denen die des Hieronymus Grestius von B. näher herangezogen wird. Während ferner im 16. Jahrhundert die schöngeistige Litteratur verschwindet, dehnt sich um so umfangreicher die Prosa aus. Es erstehen die Chronisten Eggerik Benninga und Remmer von Sedik. Die theologische Prosalitteratur des 16. Jahrhunderts endlich wird von B. rasch gemustert. Die zweite Periode setzt gleich zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit Christ. Hinr. Wolkes Versuchen ein, die „sassische" Sprache wieder herzustellen. Auf diese phantastischen Verschrobenheiten folgt J. H. Lange 1828 mit einer ersten Sammlung ostfriesischer Gedichte, zum grossen Teil eigener Mache. Enno Hectors, F. H. Müller, Karl Tannen folgten mit selbständigen Dichtungen nach, die beiden letzten schon von Klaus Groth beeinflusst. Von neuesten Dichtern nennt B.: L. V. Jsraels, Kittels, H. Harberts, Jacobs und B. Brons. Er schliesst mit der Aufforderung, die älteren Dichtungen des 19. Jahrhunderts zu einem ostfriesischen Dichterbuche zu vereinigen, um sie vor dem Verlorengehen zu bewahren. — Pommerns politische und kulturelle Geschichte skizzierte in sechs anziehenden und lebendigen Vorträgen Wehrmann (71). Im Stettiner Frauenverein gehalten, wollen sie keine zusammenhängende Darstellung geben und ziehen besonders die Geschichte Stettins heran. Besprochen wird die Christianisierung und die Germanisierung des Landes, dann wird von der Hansa und dem mittelalterlichen Städtewesen, von Herzog Bogislaw X. und der Reformation berichtet, ferner vom 30jährigen Kriege und vom Grossen Kurfürsten, endlich noch von der Zeit Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. erzählt. —

Einzelnes im Spiegel der Litteratur. Webers (78) Sammelwerk „Die religiöse Entwicklung der Menschheit im Spiegel der Weltlitteratur" (vgl. JBL. 1901 I 1:22) ist mir jetzt zugänglich geworden. Im Gegensatz zu Darstellungen der Weltlitteratur, die — wie die Julius Harts oder Johannes Scherrs — auf einer dem Christentum mehr oder minder entfremdeten oder gar feindlichen Weltanschauung beruhen, im Gegensatz auch zu Baumgarten (N. 24), will das Buch die religiösen Triebkräfte und Quellbrunnen in der Geschichte der Weltlitteratur darlegen. Bewusst apologetisch will es „die Bedeutung Christi als des A und O der Heils- und Weltgeschichte im Spiegel der Weltlitteratur aufzeigen". Es zerfällt in zwei Abteilungen: vorchristliche und christliche Zeit. Innerhalb der zweiten Abteilung kommen folgende Einzelaufsätze der neueren deutschen Litteraturgeschichte zugute: P. Paulsen über Reuchlin und Hutten, über Hans Sachs und über neuesten Realismus, P. Tschackert über Luther und über Melanchthon, H. Rosin über das evangelische Kirchenlied, A. Lang

über Zwingli, Butzer und Calvin, K. Saftien über Fischart, E. Sachsse über die deutsche Dichtung zur Zeit der Orthodoxie und des Pietismus (1627—1724), E. Krücke über Winckelmann, Lessing, Herder, E. Kühn über Hamann, H. Mosapp über Schiller, H. Rocholl über Goethe, L. Lemme über Kant und über Schleiermacher. Neben seinen Mitarbeitern will W. selbst nur als Lückenbüsser erscheinen; er hat indes nicht weniger als folgende Beiträge aus dem Gebiet der deutschen Litteratur beigesteuert: Litteratur der Aufklärung, Klopstock, Romantik, evangelische Dichter der napoleonischen Zeit und der Freiheitskriege, Entwicklung des deutsch-evangelischen Christentums im 19. Jahrhundert, die Hegelsche Philosophie, junges Deutschland, deutsche Litteratur von 1848—70, endlich die unchristlichen und antichristlichen Weltanschauungen der Gegenwart. Leider sind nicht nur diese zahlreichen Artikel des Herausgebers etwas dilettantisch geraten, im besten Falle Sammlungen von Lesefrüchten, getragen von stark negativer Tendenz. Hat doch selbst ein Theologe wie Holtzmann das Buch den typischen Vertreter einer Litteraturgruppe genannt, die eine „systematische Anleitung zum Gebrauche einer theologischen Phraseologie" bedeutet, „erfunden zur Stärkung von Gemütern, welche die Kraft ihres weltbesiegenden Glaubens nach dem Umfange der Erscheinungen bemessen, über welche sie instand gesetzt werden, Worte zu machen und Urteile von sich zu geben". Allerdings bleiben W. und seine Mitarbeiter nicht bloss bei der Negation stehen, brechen nicht bloss den Stab über die ihnen antipathischen Richtungen (wie über den Junghegelianismus oder über den modernen Pessimismus, Humanismus, Aesthetizismus, Nietzscheanismus usw.), sondern suchen ihre Anschauungen auch da zu finden, wo sie vorurteilslosere Forschung kaum entdecken möchte. Im Gegensatz zu dem Zelotismus anderer Kritiker aus gleichem Lager sucht Rocholl auf folgende Weise Goethe für seine Anschauungen zum Zeugen zu gewinnen: „Obwohl nun Goethe ein seines Glaubens an Christum Gewissgewordener, in der Gnade Gottes durch ihn freudiger, im Bekenntnis entschiedener Christ nimmer gewesen ist, so mussten doch nach einem höheren Willen dessen, der diesen seltsamen Mann mit den glänzendsten Kräften des Geistes und Gemütes ausgestattet hatte, seine Dichtungen ohne seine Absicht zur Ehre des Namens Jesu Christi grossen Beitrag geben. Auch vom streng christlichen Standpunkt aus müssen wir unserem Gott danken, dass wir sie in der Litteratur unseres Volkes besitzen und vornehmlich als Protestanten müssen wir sie als reiche Fundgruben von Gedanken schätzen, welche uns als Wegweiser zu Gott, zu dem Heil in Christo und zu unseren kirchlichen Bekenntnissen führen" (S. 440). Dass der Wissenschaft mit solchen Phrasen nicht gedient ist, braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Und so wird sie aus diesem Buche nicht weiter zu lernen trachten, wenn auch an anderen Stellen, so in der relativ sehr umfangreichen Charakteristik Hamanns, die Betrachtungsweise der Mitarbeiter glücklicher an passendere Gegenstände gewendet ist. — Peters (79) Buch über die Tierwelt im Lichte der Dichtung ist mir nicht zugegangen. — Begemann (80) möchte, zunächst in Schulbüchern und in der Schule, die mehrfachen Vornamen der Dichter auf den Rufnamen eingeschränkt sehen. — R. M. Meyer (81) schrieb — mit ausdrücklichem Hinweis auf die Vorliebe des Berliners für den Namenwitz — eine Apologie dieser Witzform, in der er nicht die unterste Stufe des Wortspiels erblickt. Er weist auf die Rolle hin, die dem Wortwitz in der Volksetymologie zukommt und belegt durch zahlreiche Zitate die Bedeutung des Namenwitzes für die satirisch-komische Dichtung. „Der gute Namenwitz ist weder roher noch öder als irgendeine 'Paronomasie' oder 'Annominatio' mit Begriffsworten", meint M. — Kirchbach (81a) möchte ein „historisches Gesetz" des Pseudonyms wahrscheinlich machen: Zeiten, da die reinen, gestaltenden Dichtungsgattungen blühen, bedienen sich der Deckungsnamen nicht; diese sind vielmehr das Merkmal tendenziöser Litteraturgattungen in tendenziösen Zeiten. Er belegt das „Gesetz" an einer Reihe von Erscheinungen, die die Weltlitteratur umspannt, sucht das Pseudonym von verwandten Formen zu scheiden, lässt indes die Begriffe anonym und pseudonym ineinander überspielen. —

Hilfsmittel der Litteraturwissenschaft: Biographisches und Bibliographisches. Mayncs (85) Aufsatz über die litterarhistorische Biographie ist eine Sammelrezension, die einleitend in grossen Zügen die Aufgaben einer litterarhistorischen Biographie skizziert und einen Überblick über die vorhandenen grösseren Werke gibt. — Schuller (87) lieferte eine umfangreiche und sorgsame Ergänzung von Josef Trauschs „Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-litterarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen" (Kronstadt 1868—71, in 3 Bdn.). Trauschs Biographien und litterarische Angaben wurden durch Nachträge und Berichtigungen weitergeführt und verbessert, ferner wurde eine lange Reihe neuer Artikel aufgenommen. Ein Register gewährt einen bequemen Überblick über die drei Bände Trauschs und über Sch.s Ergänzungsband. — Im Hinblick auf die zu gründende und inzwischen gegründete deutsche bibliographische Gesellschaft entwarf

Houben in Verbindung mit Karpeles (88) den Plan einer deutschen Bibliographie, die zunächst den von Goedeke nicht bearbeiteten Perioden zugute kommen solle. — Sauer (89) begrüsste das Unternehmen mit grossem Interesse und legte einige Wünsche vor, insbesondere forderte er Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts. — Die übrigen Nummern dieses Abschnitts bedürfen teils keiner Erläuterung, teils haben sie dem Ref. nicht vorgelegen. Durch ein Versehen ist in der Bibliographie die „Deutsche Litteraturzeitung" ausgefallen. —

Neue Zeitschriften; Jahrbücher. Auch die hier verzeichneten Druckwerke brauchen keine nähere Besprechung. Von diesen neuen Zeitschriften sind einige, wie Hoensbroechs „Deutschland" (108), zu dauernder Wirkung gelangt, andere, wie Simchowitz' „Kultur" (121), rasch wieder eingegangen. — Eine neue Schöpfung von dauernder Bedeutung ist das „Türmer-Jahrbuch" von J. E. von Grotthuss (161). W. Wolff hat dies anerkannt, zugleich aber auf einige Schwächen des Herausgebers und seiner Arbeit hingewiesen. — Was Hassell (163) im Rahmen der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Bd. 27, Heft 1) über „Deutsche Zeitschriften und ihre Wirkung auf das Volk" vorbringt, das ist im wesentlichen eine Musterung der deutschen Revuen von streng konfessionellem, orthodox protestantischem und antisemitischem Standpunkte. Den Gelehrten, der still in seinen Kreisen für tieferes Verständnis und reinere Erfassung der Kunst und des Lebens zu wirken sich müht, kann solcher Zelotismus nur erschrecken. Wenn H. den „Grenzboten" eine anerkennende Besprechung von Harnacks „Wesen des Christentums" zum Vorwurf machen kann, so begreift man freilich, dass eine ebenda abgedruckte zustimmende Analyse von Heyses Novellen ihm die „weite Kluft zwischen der Zeitschrift und den Anhängern der christlichen Weltanschauung" offenbart, oder dass er der „Deutschen Rundschau" bei aller Anerkennung ihrer „vornehmen" Art vorwirft, in ihr sei „von einem Eintreten für die christliche Weltanschauung durchaus keine Rede". Es ist unnötig darzulegen, wie bei H. der „Semit Isidor Witkowski, der sich den schönen deutschen Namen Maximilian Harden beigelegt hat", und die „Zukunft", wie endlich der „Simplicissimus" fährt. Das Ganze klingt in ein herzerhebendes „Kauft nur bei Christen!" aus. — Ettlinger (165) skizzierte anlässlich des Eingehens der Zeitschrift „Der Lotse" die Bedingungen des Erfolges einer Revue. — Bierbaum (168) verteidigte sich gegen den Vorwurf, er habe, von Heymel gekauft, die Redaktion der „Insel" übernommen und aus Geldrücksichten mit seinem Namen das Unternehmen eines ruhmsüchtigen Dilettanten gedeckt. — Platzhoff (171) entwickelte die inneren Absichten des „Litterarischen Echo" in einem Aufsatz, der die ausdrückliche Zustimmung der Redaktion der Zeitschrift gefunden hat. — P. Lindau (172) schrieb über die ersten 25 Jahrgänge seiner Zeitschrift „Nord und Süd". — Engels suchte zusammenfassend und vergleichend die Bedeutung der „Fliegenden Blätter", der „Jugend" und des „Simplicissimus" festzulegen. —

Neue Ausgaben. Die zahlreichen neueren billigen Ausgaben deutscher Dichter wurden mehrfach im Zusammenhang gewürdigt. Witkowski (174) bewertete und charakterisierte die Editionen von Cotta, Reclam, Hempel, Kürschners deutsche Nationallitteratur, die Ausgaben des Bibliographischen Instituts und von Hesse. Vom Standpunkt des Bibliophilen legte er Vorschläge und Wünsche vor und bekannte, dass Deutschland in der Buchausstattung seiner Klassikerausgaben noch immer hinter England und Frankreich zurückstehe. — Bartels (175) rühmte die Hesseschen Ausgaben von Wieland (Bölsche) und Bürger (Wurzbach), dann Sterns Ausgabe von Hebbels sämtlichen Werken, diese mit besonderer Würdigung von Sterns Verdiensten um Hebbel. — Engel (176) setzte die Vorteile der Ausgaben Hesses ins rechte Licht. — Cossmann (177a) empfahl aufs wärmste die Wiesbadener Volksbücher. —

Zeitungswesen. Salomon (178) hat dem ersten, von der wissenschaftlichen Kritik abgelehnten Bande seiner „Geschichte des Zeitungswesens" (vgl. JBL. 1900 I 1:92) einen zweiten folgen lassen, der lediglich den deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792—1814) gewidmet ist. Die Darstellung ist, wenigstens soweit politische Zeitschriften in Betracht kommen, ausführlicher geworden. Dagegen bleibt alles, was S. über belletristische Zeitschriften zu sagen hat, aphoristisch und zufällig. Von Schreyvogels „Sonntagsblatt" heisst es, es sei im Stile des englischen Spektators gehalten, es fehle ihm aber der Geist Addisons. War da wirklich nicht mehr zu sagen? Dass auch S. das Blatt von Schreyvogel bis 1818 redigieren lässt, ist eines der vielen Versehen, an denen das Buch keinen Mangel leidet. Kennt es doch weder Fr. Schlegels „Österreichische Zeitung" (1809), noch Seckendorffs und Stolls „Prometheus", noch Fr. Schlegels „Deutsches Museum". Trotz aller dieser Lücken und Mängel bleiben die Mitteilungen über die Tagespresse der Zeit dankenswert. S. ordnet den Stoff in zwei Kapitel: „Die erste Etappe der französischen Invasion" und „Die napoleonische Zeit", bespricht in jenem die Lage der Presse auf

der linken Rheinseite, die Zeitungen und die Zeitschriften im Reiche bis 1806, in diesem erörtert er Napoleons Verhältnis zur Presse, die Presse in den zu Frankreich geschlagenen Teilen Deutschlands, in den Territorien der Rheinbundfürsten, in Preussen und in Österreich, endlich die Zeitschriften von 1806—1814. Die Musterung der Tagesblätter offenbart die übermächtige Gewalt, die Napoleon in Deutschland auszuüben verstanden hat. Nicht nur in den Provinzen, auch in Berlin wird ihm schmeichelnd gehuldigt. Die wenigen Gegenstimmen treten in ihrer Bedeutung um so stärker hervor, je mehr man den Bann, den Napoleon ausübte, an den von S. herangezogenen Details beobachtet. Bis dann endlich mit dem Jahre 1813 ein glühender Franzosen- und Napoleonhass zu einer furchtbaren Reaktion führt. — Über die Intelligenzblätter Deutschlands, deren Blüte ins 18. Jahrhundert fällt, gab E. Schacht (179) dankenswerte und interessante Mitteilungen. Er geht von den Intelligenzkontors aus, deren Idee von Montaignes Vater herrührt und die zuerst 1631 sich nachweisen lassen, und stellt die ersten Intelligenzblätter zu Ende des 17. Jahrhunderts fest. Zur Darlegung von Geschichte und Wesen der Einrichtung werden u. a. benutzt: Stiebnitz' anonymes Buch „Die Intelligenzblätterkunde für den nicht unterrichteten Privatmann" (Weimar 1802), Buddeus' Artikel bei Ersch und Gruber und die „Enzyklopädie" von Krünitz. Den Höhepunkt erreichte das Intelligenzblattwesen in Rud. Zach. Beckers „Reichsanzeiger"; die Ursache des Verschwindens der nützlichen Einrichtung sucht Sch. in der Tatsache, dass man die Blätter nicht einfach der Volkswirtschaft zur Verfügung gestellt hat, sondern durch sie die Volkswirtschaft hat beeinflussen wollen. Neben den Bemerkungen über die Entwicklung des Intelligenzblattwesens gibt Sch. auch reiche Notizen über ihren Inhalt, ihre äussere Einrichtung, ihren Vertrieb und ihren Wirkungskreis. — Besondere Darstellung fand das kurfürstl. pfalz-bayer. Regierungs- und Intelligenzblatt 1801 (180). —

Lexika; Litteraturkalender. Anzeigen unserer Konversationslexika bezeugen meist nur das redliche Mühen des Referenten, dem Rezensionsexemplar zu Liebe ein paar Zeilen sich abzuringen. Dennoch fällt auch hier gelegentlich ein beachtenswertes Wort. So zieht Cunow (182) eine Parallele zwischen den Bismarckartikeln der 13. und 14. Auflage von Brockhaus und beobachtet eine wesentliche „Vernationalisierung" des Standpunkts; Wurm (ib.) findet in denselben Artikeln Veraltetes und Tendenziöses, so über die Emser Depesche. Schaukal (183) macht sehr berechtigte Ausstellungen an dem Artikel „Neue Lyrik" von Brockhaus. — C. Jentsch (Vom neuen Meyer: Zeit^{W}. N. 74) vergleicht Artikel des Buchstaben A von Brockhaus und von Meyer. — Holzmanns und Bohattas (190) deutsches Anonymenlexikon 1501—1850 ist im Berichtsjahre mit dem ersten Bande hervorgetreten. Die ausserordentliche Leistung, die hier von zwei, durch mühsamen Bibliotheksdienst stark in Anspruch genommenen Gelehrten geleistet worden ist, fand allgemeine Anerkennung. Dass ihnen nicht gegönnt war, etwas Abschliessendes zu leisten, wissen die Verfasser selbst am besten. Und so haben wissenschaftliche Rezensenten mit Recht ihnen nicht zum Vorwurf gemacht, dass der grösste Teil des Werkes auf nicht kontrollierte fremde Forschung gestützt werden musste. Sollte wirklich in absehbarer Zeit ein mit allen Mitteln und mit aller Strenge der Wissenschaft hergestelltes deutsches Anonymenlexikon geschaffen werden, es wird nicht nur H.s und B.s Arbeit als Grundlage zu benutzen haben, vielmehr wird der für ein solches abschliessendes Werk nötige mächtige Apparat beweisen, welche gewaltige Arbeit die beiden Pioniere aus eigenen Kräften, und mehr von der Teilnahmlosigkeit wissenschaftlicher Kreise gehemmt als von ihrer Hilfe angespornt, geleistet haben. —

Praktische Winke für den Leser. Das augenblicklich sehr beliebte Thema: was lesen wir? was liest Hinz? was liest Kunz? wurde vielfach abgewandelt. Positiven Wert hatte die auch in diesem Jahre vorgenommene Enquete des LE. (198), die ergab, dass das „Tägliche Brot" der Viebig, Omptedas „Eysen", Georgys „Berliner Range", Sienkiewicz' „Quo vadis", Wassermanns „Renate Fuchs", Ganghofers „Dorfapostel" vom Herbst 1900 bis Herbst 1901 die meistgelesenen Bücher waren. — Zwei ungelesene Bücher sind für Laban (199) Zeichen der Zeit: Heyses Übersetzung von Leopardis Gedichten, Schacks Übersetzung des Omar Khayyam. — Ella Mensch (197) reihte Notizen feuilletonistisch aneinander, ohne zu bindenden Resultaten zu gelangen. — Ostwald (203) berichtigte einen Artikel von Joh. Gillhoff (LE. 4, S. 797—807), der die Frage erörtert: was lesen die deutschen Kleinstädter? — Bertholds „Wege zu Büchern" (204) fanden in Milkau einen strengen aber gerechten Richter. — Bettelheim (205) wies bei Gelegenheit der Besprechung von G. Hanotaux' „Promenades d'un Bibliophile", in denen billige Bücher für das Volk gefordert werden, darauf hin, dass er selbst schon 1897 verlangt habe, man möge die neuesten deutschen Dichter zu den Preisen von Reclams Universalbibliothek in den Buchhandel bringen. — Kellens (206) Aufsatz über Bücherwidmungen hat einen etwas dilettantischen Anstrich. Es wird zumeist von

französischer Litteratur gesprochen; Bücherwidmungen und Widmungsgedichte sind gleichmässig beachtet. —

Sammelwerke und gesammelte Aufsätze. Abermals verbietet sich eine Besprechung der einzelnen Nummern. Die in den hier zusammengestellten Büchern enthaltenen Aufsätze sind, soweit sie für die neuere deutsche Litteraturgeschichte in Betracht kommen, auf die Rubriken der JBL. verteilt worden. So sei denn nur der Aufnahme gedacht, die den Sammelwerken in der Kritik zuteil geworden ist. Bergs (214) Essais, die auch von dem Verfasser selbst angezeigt worden sind, veranlassen Goldschmidt, den weiten Blick und die geistige Ehrlichkeit B.s zu betonen; er nennt ihn eine Kämpfernatur, die nicht im Negativen stecken bleibe. — Eisners „Taggeist“ (223a) legte sowohl Platzhoff wie dem Rezensenten der „Grenzboten“ nahe, die reiche Begabung des Redakteurs des „Vorwärts“ zu rühmen. P. hätte allerdings einzelne ältere Aufsätze lieber in der Sammlung vermisst. — Der erste Band von Freytags (234) Aufsätzen, von Elster gesammelt, wurde von Geiger eingehend analysiert und mit weislich gedämpfter Anerkennung bewertet. R. M. Meyer rühmt E.s Einleitung, die den Wert des Bandes objektiv abschätze, hebt interessante, für die Charakteristik F.s wichtige Einzelheiten heraus, hätte aber gern einiges gekürzt gesehen. Dagegen schätzt Sauer an dem Band vor allem die Dokumente zeitgenössischer Kritik, überhaupt alles, was F.s Urteil über die Litteratur seiner Epoche und über ihre Signatur vermittelt. Stärkere Lobestöne schlägt Gensel an. Der Rezensent der DRs. aber bezeugt kongenialstes Verständnis für F. und erkennt auch aus dem vorliegenden Bande, dass Freytag an Kunstverstand und an künstlerischer Durchbildung die Mehrzahl seiner Zeit- und Bildungsgenossen weit überragt, und dass von diesem praeceptor Germaniae noch viele kommende Generationen zu lernen haben werden. — Gaedertz' (236) Sammlung „Was ich am Wege fand“ wurde vom LCBl. freundlich aufgenommen, und es wurde ihr Inhalt genau angegeben. — Im dritten Bande von Gnads (238) Essais fand Weilen einen gebildeten Geist von feinen Formen, der gern als laudator temporis acti sich offenbare. — Der zweite Band von Kraus' Essais (249), von Muth schroff abgelehnt, bietet Harnack Gelegenheit zu einer feinen Charakteristik des gemässigten Katholiken, der — der letzten einer — gestützt auf wissenschaftliches Ansehen und auch auf wertvolle persönliche Beziehungen, es möglich gemacht habe, sich eine etwas freiere Stellung zu wahren. Freilich werde das Gefühl der Vereinsamung in diesen Essais öfters in elegischen Klängen hörbar. — Rösslers (258) Aufsätze analysierend, feiert Delbrück den „Jünger Hegels und Interpreten Rankes“; „dass ein Mann von solcher geistigen Kraft und Tiefe Bismarckscher Journalist war, wird dastehen als das herrlichste Zeugnis der geistigen Produktivität jener Zeit.“ Gensel charakterisiert R. als einen „Journalisten nach dem Herzen Freytags“: „ein Mann von tiefgründigem Wissen ohne Zunftgelehrsamkeit, von klarem Blick, vor allem von rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, auch gegenüber eigenen früheren Ansichten“. — In Schlaikjers „Berliner Kämpfen“ (259) fand Lublinski nur Journalartikel, die besser nicht in Buchform zusammengefasst worden wären. Dagegen lobte die NZ[St.] seine energische „kampffrohe Art“ und lehnte nur seine „veraltete romantische“ Verurteilung der Tendenzkunst ab. — Zu Erich Schmidts (261) neuen „Charakteristiken“ setzte Frey bei aller Anerkennung der hohen und edlen Form seiner Kritik einige Fragezeichen, so insbesondere zu dem Aufsatz über Hans Sachs. Die Rede zum Frankfurter Goethefest von 1899 erweckt in F. den Wunsch nach einer Abhandlung Sch.s, die erörtere, warum Goethe in Frankfurt nicht festgehalten worden ist. Zu den Mitteilungen über das Verhältnis Kellers und Bächtolds bemerkt F., die Briefe gäben kein genügendes Bild der Verhältnisse und liessen die spätere Entwicklung nicht ahnen. Sandvoss glossierte die Aufsätze Sch.s meist lebhaft zustimmend, zuweilen auch einschränkend. Arnold hob den festlichen Anlass der meisten Aufsätze hervor und bemerkte, dass im Gegensatz zur älteren Sammlung gelehrte Forschung zugunsten einer erfreulichen Popularität zurücktrete. — Ausführlich und eindringlich charakterisiert Maync Werners „Vollendete und Ringende“ (268), fand, dass W. — wie er selbst von Waldmüller berichtet — nicht so sehr Kritiker als Darsteller sei, nicht über die Werke, sondern von ihnen spreche. Er urteile nicht, sondern suche, sich einfühlend, zu begreifen. Dabei glücke ihm allerdings nicht immer, das Charakteristische scharf herauszuheben. Freudig begrüsst M. das Interesse W.s für die neueste Litteratur. — Weddigens (267) Sammelbändchen „Litteratur und Kritik“ bietet ausser den als N. 19 und 27 gebuchten Aufsätzen eine, meist über Gemeinplätze nicht hinausschreitende Erörterung allgemeiner Fragen des Litteratenlebens: Verhältnis von Staat und Dichtung, pekuniäre Unabhängigkeit des Dichters, Litteraturmoden, Dilettantismus, Überproduktion, Rezensionswesen, geistiges Eigentum und dreissigjährige Schutzfrist. —

Geschichte der deutschen Philologie.

(I, 2 = N. 269-417.)

Alexander Reifferscheid.

Für die Geschichte der deutschen Philologie überwiegen auch diesmal die kleineren Veröffentlichungen, Aufsätze, Mitteilungen und Notizen, während die umfangreichen Abhandlungen und die Bücher selten sind. Das Allgemeine berücksichtigen mehrere. Burdach (270) erblickt in seiner akademischen Antrittsrede den Hauptfortschritt der deutschen Sprachwissenschaft in der strengeren Handhabung des kausal-genetischen Gesichtspunktes und darin, dass man die Untersuchungen auf den gesamten Verlauf unserer Sprachgeschichte, bis auf die Idiome der Schriftsteller des 18. und des 19. Jahrhunderts, ausgedehnt. Zur Lösung ihrer hohen Aufgaben müsse die deutsche Philologie die Beziehungen zu der vergleichenden Sprachforschung, der Gefährtin ihrer Jugend, aufheben und dafür engere Fühlung mit den verschiedenen historischen Wissenschaften anstreben, mit der Geschichte der deutschen Kirche, des deutschen Rechtes und Staates, sowie der deutschen Kunst, unter voller Beachtung der Geschichte des Nach- und Neulebens des Lateinischen in Kirche und Schule. — Strauch (271) meint, das geschichtliche Bild unserer Disziplin solle vervollständigt werden durch eingehende Schilderung der ersten germanistischen Regungen in Süddeutschland, wofür sich manches Einschlägige auf beiden Bibliotheken zu München finde. Er selbst veröffentlicht eine Anzahl von Briefen an B. J. Docen. — F. von der Leyen (3811) erörtert die Förderung deutscher Studien durch eine Akademie für das Deutschtum, die am zweckmässigsten in München ihren Sitz habe. — Franzos (Eine deutsche Akademie. Eine Anfrage und Antworten: DDichtung. 33, S. 3/8, 33/7, 69-75, 81/4, 105/7, 129-32) veröffentlicht zahlreiche Aeusserungen von Schriftstellern und Gelehrten für und wider einen solchen Plan. — Besonders wertvoll ist die umfangreiche Festschrift zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Gesellschaft für deutsche Philologie (226). Eingeleitet durch eine pragmatische Geschichte der Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von Siebs (272), in der absichtlich jede Namensnennung vermieden ist, gibt sie auf den Gebieten der Sprache und Metrik, der Litteratur (bis 16. Jahrhundert einschliesslich) und der Realien eine gute Uebersicht der Leistungen in dem angegebenen Zeitraum von der Hand verschiedener Forscher. — Einen interessanten Ausschnitt aus der neueren Geschichte der deutschen Philologie bildet G. Boettichers (273) Skizze einer Geschichte der Gesellschaft für deutsche Philologie in den fünfundzwanzig Jahren ihres Bestehens. — Dass Kenntnis der historischen Grammatik des Deutschen und der deutschen Etymologie für den Theologen von Wichtigkeit, hätte ein Ungenannter (276) nicht in einer Weise erhärten sollen, die zu seinem eigenen Nachteil die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung erweist. —

Worauf Zöllner (279) bei seiner geplanten Arbeit über den ersten deutschen Sprachverein sein Hauptaugenmerk zu richten, gibt Witkowski an. —

Von den Forschern um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts findet allein der frühenglische Orthoepist Alexander Gill eine Würdigung durch Jiriczek (394), der ihn den wichtigsten Zeugen für die gebildete englische Aussprache zur Zeit Shakespeares nennt. —

Von den Forschern um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts werden mehrere beachtet. Aus bisher ungedruckten Briefen zeigt Kroker (280), dass die bisherige Beurteilung der Zwistigkeiten Gottscheds und der deutschen Gesellschaft unrichtig, dass Gottscheds Austritt wohl motiviert war, da die Gesellschaft sich ihm gegenüber undankbar benommen hatte. —

Nach den Göttinger Vorlesungsverzeichnissen sucht Ebstein (281) näheres über Bürgers akademische Lehrtätigkeit, die sich auf den Gebieten der Stilistik und Aesthetik bewegte, festzustellen. — Die handliche, empfehlenswerte Ausgabe sämtlicher Werke Bürgers von W. von Wurzbach (282) bringt im dritten Bande verschiedene Abhandlungen Bürgers über deutsche Poesie, Sprache und Stil. —

Die Reihe der Gegenschriften gegen Friedrichs des Grossen Pamphlet eröffnet Mösers Schreiben (283), das des Königs Schrift freimütig, aber taktvoll bekämpft. In der Einleitung veröffentlicht Schüddekopf zum ersten Mal einen Brief Mösers

an Joh. Benjamin Michaelis, vom 8. December 1771, über den Vorzug der Provinzialdialekte vor der Buchsprache. —

Wotke (318) weist in einem Vortrage auf die Bedeutung von Karl Heinrich Seibt hin (1735—1806), der als erster in Prag Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil mit Uebungen gehalten hat. —

Der Geschichte der Begründer der deutschen Philologie, ihrer Freunde und Mitarbeiter gelten manche Briefveröffentlichungen. Die Besprechungen des Benecke-Buches von Baier (284) durch Singer und Steinmeyer berichtigen manche Versehen der Anmerkungen. Kauffmann veröffentlicht in seiner Besprechung acht kurze Briefe Beneckes an M. Haupt aus den Jahren 1839—42. Dass in der Hauptschen Zeitschrift Rezensionen und Hünengräber ausgeschlossen, hat Beneckes vollkommenen Beifall. Er freut sich im voraus auf Haupts Wörterbuch zu den Nibelungen und zur Klage, das im Winter 1842 fertig werden sollte. Gerne hätte er Haupt als Kollegen in Göttingen gehabt, die Berufung würde sicher erfolgt sein, wenn man in Hannover nicht eine Ablehnung befürchtet hätte. — In einem Brief an B. J. Docen aus dem J. 1816 bittet Benecke diesen (271), seinen Bonerius baldigst zu beurteilen, damit unberufene Hände davon abgehalten würden. Die Herausgeber, Erneuerer und Uebersetzer des Nibelungenliedes rechne er nicht in die Klasse der Kenner. — An K. Simrock schreibt Benecke 1827 (388) über dessen Uebersetzung des Nibelungenliedes. Vieles sei trefflich gelungen, anderes werde der nachbessernden Hand noch gelingen. Eine vollkommene Uebersetzung eines solchen Gedichtes müsse das Werk eines ganzen Lebens sein. —

Steig (285-87) gibt wertvolle Erläuterungen aus ungedruckten Briefen Lachmanns an die Brüder Grimm und aus einem Briefe Jakobs an seine Schwägerin; sie betreffen die Stellungnahme Beneckes zu den Sieben und das Verhältnis der Brüder zu Graff. — Neunzehn Briefe Jakob Grimms sind herausgegeben worden. In den vier an August Böckh, den Herausgeber der Heidelberger Jahrbücher aus den J. 1809 und 1810 (295), interessieren die Bemerkungen über A. W. Schlegel, den er einen geachteten Schriftsteller nennt, dem gegenüber er seine Besprechung des Buches der Liebe von von der Hagen gerne zurückziehen will. Die Kenntnisse Schlegels auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur schlägt er nicht hoch an. — In dem einzigen Briefe an B. J. Docen (271) lobt Jakob dessen Kritik über von der Hagen, den er wegen seiner Falschheit und seines Hochmutes unmöglich achten könne, sein Talent wolle er gerne schätzen. Eine Prüfung der „Altdeutschen Wälder" durch Docen werde zu ihrer Erhaltung und Weiterverbreitung beitragen. Er spricht darin ferner von Radlofs faden Spässen und von Kolbes dünner Gelehrsamkeit. Weiss sein Gewissen von einer positiven Lieblosigkeit rein. — In dem ersten der beiden Briefe an Werner von Haxthausen aus dem J. 1822 (Al. Reifferscheid, Briefe aus dem Grimm-Haxthausenschen Kreise. Festschrift zum 10jährigen Bestehen der Litteraturarchiv-Gesellschaft zu Berlin [JBL. 1901 IV 1a: 70], S. 77—93) urteilt Jakob Grimm sehr ungünstig über Centralvereine und gesellschaftliches Wirken. Die Regierungen wollten sich in Nebendingen populär machen. Was Gutes und Tüchtiges geleistet werde, gehe von einzelnen und von ihrem Fleisse aus. Da sich die Regierung in so viele Privathändel menge, entspringe umgekehrt eine Unlust der einzelnen, das, was vom Staate ausgehe, lebendig zu unterstützen. Für sprachliche Sammlungen müsse Schmeller Vorbild sein. Er entwirft dann einen Plan für umfassende volkskundliche Sammlungen (wieder abgedruckt von Edw. Schroeder (287)). Hauptsache sei, dass alles provinziell bleibe. Der andere Brief aus dem J. 1838 bezeugt die treubewahrte alte Zuneigung der von Haxthausenschen Familie für die Brüder. — Ein Brief Jakobs an den Dekan der philosophischen Fakultät zu Breslau aus dem Jahre 1848 (387) spricht sich über Zacher und Weinhold aus, von denen jeder eigentümliche Gaben und Vorzüge besitze. — Einer an Julius Wiggers aus dem J. 1857 (4071) lobt rückhaltlos dessen niederdeutsche Grammatik. — Besonders reichhaltig sind acht Briefe an Karl Weinhold aus den J. 1852—1860 (388). In dem vom 15. Januar 1859 verdient Beachtung das günstige Urteil über Holtzmann, an dem Müllenhoff und Haupt sich zu ihrem Schaden vergriffen, in dem vom 13. Januar 1860 das ungünstige über Haupt. Der ernste Todesfall (Wilhelms) hatte ihn zwar mit Haupt versöhnt, aber dessen ganze Art sagte Jakob nicht mehr zu: „er hat eine zu entschiedene einbildung von seiner philologie, meine ansprüche und aussichten sind mild und gegen alle überhebung. Müllenhoff ist persönlich sanft und freundlich, anders, als wenn er schreibt, zum schreiben hat er, wie mich dünkt, kein besonderes geschick. darin übertrifft ihn ein junger privatdocent, Mannhardt, der verwegenes, leichtsinniges und verständiges untereinander, aber mit talent und geschick, hinschreibt. meine weise ist das auch nicht." — Steig (285) weist verschiedene Anfragen und Aufforderungen J. Grimms, vornehmlich im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" nach, den die Brüder nach seinem früheren Titel „Reichs-

anzeiger" nannten. — Steig (287) veröffentlicht auch den Plan zu einem altdeutschen Sammler, den Jakob Grimm unter dem Einfluss von A. von Arnim und C. Brentano 1811 entworfen. — Derselbe Steig (286) bespricht Fr. Reuters Beziehungen zu J. Grimm. — Rein geschäftsmässig sind Wilhelm Grimms vier Briefe an Aug. Böckh aus dem J. 1810 und einer an Friedr. Wilken aus dem J. 1811 (295). — Aufschlussreich ist sein Brief an B. J. Docen (271) aus dem J. 1813, in dem er von seiner Antikritik gegen Gräter schreibt. Der Ton erscheine vielleicht böser, als er sei, ohne Spass dabei habe er es aber kaum niederschreiben mögen. Der möge Gräter wohl lästig fallen, doch habe er vieles zurückbehalten. Er sucht dann Docen zu überzeugen von der Notwendigkeit gewisser Irrtümer und Fehler in jeder Aeusserung des menschlichen Geistes, die ein Herausgeber nicht verbessern dürfe. Der Dichter und erste Verfasser unterliege ihnen so gut wie ein späterer Umdichter oder Umschreiber. — Für die Erkenntnis des Gefühlslebens Wilhelms von Wichtigkeit sind seine zwei Briefe in Reifferscheids (s. o. S. 235) schon genannter Veröffentlichung. In dem einen an Jenny von Droste-Hülshoff, spätere Freifrau von Lassberg, aus dem J. 1821 heisst es: „Wenn ich die vergangenen Jahre zurückdenke, so sind viel frohe Stunden darunter gewesen, und doch ist es mir oft, als werde mir selten ein Wunsch erfüllt und kein Plan wolle gelingen." In dem anderen an Frau Aug. von Arnswaldt, geb. Anna von Haxthausen aus dem J. 1841 schreibt er schön von seinem Leben in Berlin. — Unter den Briefen an K. Weinhold ist nur einer von Wilhelm, aus dem J. 1856. Er lobt darin die Lebendigkeit und Wärme der Bücher Weinholds (388). — Mit Hilfe der ungedruckten Briefe Wilhelms an A. von Arnim aus den J. 1809—12 spricht Steig (285) Wilhelm die lobende Besprechung über Oehlenschlägers Palnatoke ab, unterrichtet über die Urgestalt der Rezension Wilhelms über Franz Horn und über Aenderungen, die er an einer Besprechung A. von Arnims vorgenommen. — Aug. von Haxthausen bespricht in einem Briefe an A. von Arnim aus dem J. 1818 in Reifferscheids (s. o. S. 235) Veröffentlichung eingehend seine Absichten mit den Sammlungen deutscher Volkslieder, die ihm zur Verfügung stehen, sowie die Hilfe, die die Brüder Grimm und Görres ihm leisten wollen. —

Von den Briefen Karl Lachmanns sind sieben bekannt geworden. Zwei an Ernst Schulze, den Dichter der „Caecilie", aus dem J. 1815 geben einen Einblick in sein reiches Gemütsleben (290). — Vier an B. J. Docen aus den J. 1820 und 1825 zeigen seine wahre Bescheidenheit, sie sind voll Anerkennung für Docen (271). — Ebenso rühmt der an K. Simrock aus dem J. 1835 dessen Dichtung „Wieland der Schmied" (388). — Recht bezeichnend für Lachmann ist eine Aeusserung von ihm, die Massmann im Hinblick auf A. Schmeller an Konrad Hofmann berichtet (388). —

Die Mitteilungen Strauchs (271) enthalten gutes Material zur Beurteilung B. J. Docens, ausser den schon angeführten Briefen einige von K. J. L. Arndt, F. D. Gräter, Friedr. Heinr. von der Hagen, Heinr. A. Hoffmann (von Fallersleben), J. von Lassberg, W. J. H. Reinwald, J. A. Zeune. — In dem einzigen Briefe F. H. von der Hagens an Fr. von Raumer (294) aus dem Herbst 1837 steht nichts von Bedeutung; es wäre denn der Umstand, dass er seine Einleitung zu einer Goethefestrede zum Anfang eines Briefes über Reiseeindrücke gemacht. —

Die ganze Eitelkeit A. W. von Schlegels tritt in seinen drei Briefen an Aug. Böckh aus dem J. 1810 hervor. Im ersten fordert er Böckh auf, seine Besprechung des Buches der Liebe von der Hagens, die er aus eigenem Antrieb und auf seine Gefahr geschrieben, an Eichstädt, den Gegner Böckhs, zu schicken. Im zweiten dankt er für die Nachricht von den Brüdern Grimm, die ihm bei seiner Entfernung von Deutschland unbekannt geblieben. Es sei zu verwundern und zu loben, dass Leute, die im Dienste einer so neudeutschen Regierung ständen, das Altdeutsche so gut kännten. Die Herren seien etwas bereit mit Tadeln: das pflege so zu gehen, wenn man jung sei und selbst noch nichts Bedeutendes geleistet habe. Im dritten brüstet er sich mit seinem Bruder Friedrich. Bücher wie dessen Schrift über die Indier und die Sammlung seiner Gedichte würden sich selbst den Weg bahnen. Wenn sie in den „Jahrbüchern" unbeurteilt blieben, so habe das nur den Nachteil einer Lücke für die Zeitschrift selbst (295). —

Die fleissige, aber ziemlich dürftige Doktorarbeit Moestues (293) über die nordischen Studien Uhlands unterlässt absichtlich die kritische Würdigung seiner gelehrten Arbeiten. —

Manche Ergänzungen zur Lebensgeschichte von Andreas Schmeller bietet der Brief Massmanns an Konrad Hofmann aus dem J. 1856 (388). —

Gaedertz (313) teilt aus dem Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach und H. Hoffmanns von Fallersleben verschiedenes mit, das für die Beurteilung beider Männer von Wert ist. — Einen Brief Hoffmanns an Docen enthält, wie schon bemerkt, Strauchs (271) Veröffentlichung. —

Für die Geschichte der Heidelberger Jahrbücher veröffentlicht Steig (295) eine grosse Anzahl Briefe Friedr. Creuzers, August Böckhs, Joh. Georg Zimmers, Friedr. Wilkens an A. von Arnim, die Brüder Grimm und andere und deren Antworten. —

Mehrere Germanisten und Sprachforscher werden nach Verdienst in den Nachträgen zur Allgemeinen deutschen Biographie gewürdigt: der Germanist und Geschichtsschreiber der deutschen Litteratur der Schweiz J. Bächtold (geb. 27. Jan. 1848, gest. 8. Aug. 1897) von Vetter (296); der auf germanistischem und romanistischem Gebiete als Forscher und Herausgeber bewährte K. Bartsch (geb. 25. Febr. 1832, gest. 19. Febr. 1888) von Golther (297); der emsige Herausgeber und Erklärer mittelhochdeutscher Dichtungen R. Bechstein (geb. 12. Okt. 1833, gest. 5. Okt. 1894) von Golther (298); der um das Altnordische verdiente F. W. Bergmann (geb. 9. Febr. 1812, gest. 14. Nov. 1887) von Martin (299); der um die deutsche Litteraturforschung durch weite vergleichende Umschau und historisch-philosophische Methode hochverdiente M. Bernays (geb. 27. Nov. 1834, gest. 25. Febr. 1896 [vgl. JBL. 1899 I 2:83/5]) von Erich Schmidt (300); der fleissige, aber dilettantische Forscher auf dem Gebiete der Volksliederkunde F. M. Böhme (vgl. JBL. 1899 I 2:114/5) von Eitner (301); der Aesthetiker A. W. Bohtz (geb. 17. Juli 1799, gest. 7. Mai 1880), der sich nur zu sehr in dem Spinngewebe der Dialektik verfing, von Roethe (302); der Litterarhistoriker R. Boxberger (geb. 28. Mai 1836, gest. 30. März 1890), der sich Verdienste um die Feststellung der Ueberlieferung unserer Klassiker erworben, von Edw. Schröder (303); der kenntnisreiche Sammler der „geflügelten Worte" G. Büchmann (geb. 4. Jan. 1822, gest. 24. Febr. 1884) von Fränkel (306); der durch seine klassisch-philologische Vorbildung ausgezeichnete Litterarhistoriker K. L. Cholevius (geb. 11. März 1814, gest. 13. Dec. 1878) von Edw. Schröder (307); der feinsinnige Forscher auf dem Gebiete der Litteratur- und Kulturgeschichte Th. Creizenach (geb. 16. April 1818, gest. 5. Dec. 1877) von seinem Sohne Wilh. Creizenach (308); der unermüdliche Forscher und Sammler deutscher Volkslieder F. W. Frhr. von Ditfurth (geb. 7. Okt. 1801, gest. 25. Mai 1880) von Brümmer (309). —

Unter den Briefen deutscher Philologen an K. Weinhold (388) findet sich je einer von Rud. Hildebrand aus dem J. 1868, von K. Müllenhoff aus dem J. 1855, von K. Simrock aus dem J. 1864, von K. Weigand aus dem J. 1874, fünf höchst charakteristische von W. Scherer aus den J. 1877—1884. — Müllenhoff und seine Arbeit an seinem Lebenswerk, der deutschen Altertumskunde, würdigt mit richtigem Verständnis Bethge (315). —

Besonders hervorzuheben ist der feinsinnige Essay von Georg Brandes (317) über Wilh. Scherer. —

Recht spät nach seinem Tode findet Felix Liebrecht (geb. 13. März 1812, gest. 3. Aug. 1890), der gelehrte und unermüdliche Folklorist, in Chauvin (409) einen Biographen. Wertvoll ist das sorgsame Verzeichnis der zahlreichen Schriften Liebrechts. — Nicht um alten Hader neu zu schüren, sondern nur um meine Pflicht als Berichterstatter gewissenhaft zu erfüllen, gedachte ich der neu abgedruckten Besprechung Fr. Zarnckes. Ich habe den Ton derselben bezeichnet, wie ich ihn empfunden. Es is mir lieb, wenn ich mich geirrt habe (321). —

Den Vertretern verwandter Fächer gebührt hier auch ein Platz, zunächst den bedeutenden klassischen Philologen Aug. Böckh (1785—1867), der wie kein anderer sich dem Ideal einer umfassenden Altertumskunde genähert; Otto Ribbeck (geb. 25. Juli 1827, gest. 18. Juli 1898), dem letzten grossen Humanisten unter den Philologen; Erwin Rohde, der durch seine Untersuchungen über den griechischen Roman und über antike Religionsgeschichte weit über das Gebiet der klassischen Philologie bahnbrechend geworden. Grössere Werke und kleinere Aufsätze von M. Hoffmann (7398) und Reiter (7399), Hausrath (241), Crusius (7411) sind ihnen gewidmet. — Von Neuphilologen sind hier zu erwähnen der bedeutende Shakespearekritiker N. Delius (geb. 19. Sept. 1813, gest. 18. Nov. 1888), kurz skizziert von Brümmer (331); der durch seine Uebersetzungen spanischer Dramen und des Don Quijote vorteilhaft bekannte L. Braunfels (geb. 22. April 1810, gest. 25. Sept. 1885) von Valentin (304), und H. Breitinger (geb. 11. März 1832, gest. 2. März 1889), der sich durch seine Arbeiten über neufranzösische Litteratur hervorgetan, von Vetter charakterisiert (305). — Von den Historikern und besonders den Kulturhistorikern kommen hier in Betracht Heinrich von Treitschke und W. H. Riehl; das Gedächtnis an den ersten frischt auf Hausrath (7478) durch lebensvolle Erinnerungen aus seiner Heidelberger Dozentenzeit; dem anderen weiht Laura Koepp (5241) ein Erinnerungsblatt, dem C. Spielmann (ib. S. 162/5) eine scharfe Beleuchtung des Socialpolitikers folgen lässt. —

anzeiger" nannten. — Steig (287) veröffentlicht auch den Plan zu einem altdeutschen Sammler, den Jakob Grimm unter dem Einfluss von A. von Arnim und C. Brentano 1811 entworfen. — Derselbe Steig (286) bespricht Fr. Reuters Beziehungen zu J. Grimm. — Rein geschäftsmässig sind Wilhelm Grimms vier Briefe an Aug. Böckh aus dem J. 1810 und einer an Friedr. Wilken aus dem J. 1811 (295). — Aufschlussreich ist sein Brief an B. J. Docen (271) aus dem J. 1813, in dem er von seiner Antikritik gegen Gräter schreibt. Der Ton erscheine vielleicht böser, als er sei, ohne Spass dabei habe er es aber kaum niederschreiben mögen. Der möge Gräter wohl lästig fallen, doch habe er vieles zurückbehalten. Er sucht dann Docen zu überzeugen von der Notwendigkeit gewisser Irrtümer und Fehler in jeder Aeusserung des menschlichen Geistes, die ein Herausgeber nicht verbessern dürfe. Der Dichter und erste Verfasser unterliege ihnen so gut wie ein späterer Umdichter oder Umschreiber. — Für die Erkenntnis des Gefühlslebens Wilhelms von Wichtigkeit sind seine zwei Briefe in Reifferscheids (s. o. S. 235) schon genannter Veröffentlichung. In dem einen an Jenny von Droste-Hülshoff, spätere Freifrau von Lassberg, aus dem J. 1821 heisst es: „Wenn ich die vergangenen Jahre zurückdenke, so sind viel frohe Stunden darunter gewesen, und doch ist es mir oft, als werde mir selten ein Wunsch erfüllt und kein Plan wolle gelingen." In dem anderen an Frau Aug. von Arnswaldt, geb. Anna von Haxthausen aus dem J. 1841 schreibt er schön von seinem Leben in Berlin. — Unter den Briefen an K. Weinhold ist nur einer von Wilhelm, aus dem J. 1856. Er lobt darin die Lebendigkeit und Wärme der Bücher Weinholds (388). — Mit Hilfe der ungedruckten Briefe Wilhelms an A. von Arnim aus den J. 1809—12 spricht Steig (285) Wilhelm die lobende Besprechung über Oehlenschlägers Palnatoke ab, unterrichtet über die Urgestalt der Rezension Wilhelms über Franz Horn und über Aenderungen, die er an einer Besprechung A. von Arnims vorgenommen. — Aug. von Haxthausen bespricht in einem Briefe an A. von Arnim aus dem J. 1818 in Reifferscheids (s. o. S. 235) Veröffentlichung eingehend seine Absichten mit den Sammlungen deutscher Volkslieder, die ihm zur Verfügung stehen, sowie die Hilfe, die die Brüder Grimm und Görres ihm leisten wollen. —

Von den Briefen Karl Lachmanns sind sieben bekannt geworden. Zwei an Ernst Schulze, den Dichter der „Caecilie", aus dem J. 1815 geben einen Einblick in sein reiches Gemütsleben (290). — Vier an B. J. Docen aus den J. 1820 und 1825 zeigen seine wahre Bescheidenheit, sie sind voll Anerkennung für Docen (271). — Ebenso rühmt der an K. Simrock aus dem J. 1835 dessen Dichtung „Wieland der Schmied" (388). — Recht bezeichnend für Lachmann ist eine Aeusserung von ihm, die Massmann im Hinblick auf A. Schmeller an Konrad Hofmann berichtet (388). —

Die Mitteilungen Strauchs (271) enthalten gutes Material zur Beurteilung B. J. Docens, ausser den schon angeführten Briefen einige von K. J. L. Arndt, F. D. Gräter, Friedr. Heinr. von der Hagen, Heinr. A. Hoffmann (von Fallersleben), J. von Lassberg, W. J. H. Reinwald, J. A. Zeune. — In dem einzigen Briefe F. H. von der Hagens an Fr. von Raumer (294) aus dem Herbst 1837 steht nichts von Bedeutung; es wäre denn der Umstand, dass er seine Einleitung zu einer Goethefestrede zum Anfang eines Briefes über Reiseeindrücke gemacht. —

Die ganze Eitelkeit A. W. von Schlegels tritt in seinen drei Briefen an Aug. Böckh aus dem J. 1810 hervor. Im ersten fordert er Böckh auf, seine Besprechung des Buches der Liebe von der Hagens, die er aus eigenem Antrieb und auf seine Gefahr geschrieben, an Eichstädt, den Gegner Böckhs, zu schicken. Im zweiten dankt er für die Nachricht von den Brüdern Grimm, die ihm bei seiner Entfernung von Deutschland unbekannt geblieben. Es sei zu verwundern und zu loben, dass Leute, die im Dienste einer so neudeutschen Regierung ständen, das Altdeutsche so gut kännten. Die Herren seien etwas bereit mit Tadeln: das pflege so zu gehen, wenn man jung sei und selbst noch nichts Bedeutendes geleistet habe. Im dritten brüstet er sich mit seinem Bruder Friedrich. Bücher wie dessen Schrift über die Indier und die Sammlung seiner Gedichte würden sich selbst den Weg bahnen. Wenn sie in den „Jahrbüchern" unbeurteilt blieben, so habe das nur den Nachteil einer Lücke für die Zeitschrift selbst (295). —

Die fleissige, aber ziemlich dürftige Doktorarbeit Moestues (293) über die nordischen Studien Uhlands unterlässt absichtlich die kritische Würdigung seiner gelehrten Arbeiten. —

Manche Ergänzungen zur Lebensgeschichte von Andreas Schmeller bietet der Brief Massmanns an Konrad Hofmann aus dem J. 1856 (388). —

Gaedertz (313) teilt aus dem Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach und H. Hoffmanns von Fallersleben verschiedenes mit, das für die Beurteilung beider Männer von Wert ist. — Einen Brief Hoffmanns an Docen enthält, wie schon bemerkt, Strauchs (271) Veröffentlichung. —

Für die Geschichte der Heidelberger Jahrbücher veröffentlicht Steig (295) eine grosse Anzahl Briefe Friedr. Creuzers, August Böckhs, Joh. Georg Zimmers, Friedr. Wilkens an A. von Arnim, die Brüder Grimm und andere und deren Antworten. —

Mehrere Germanisten und Sprachforscher werden nach Verdienst in den Nachträgen zur Allgemeinen deutschen Biographie gewürdigt: der Germanist und Geschichtsschreiber der deutschen Litteratur der Schweiz J. Bächtold (geb. 27. Jan. 1848, gest. 8. Aug. 1897) von Vetter (296); der auf germanistischem und romanistischem Gebiete als Forscher und Herausgeber bewährte K. Bartsch (geb. 25. Febr. 1832, gest. 19. Febr. 1888) von Golther (297); der emsige Herausgeber und Erklärer mittelhochdeutscher Dichtungen R. Bechstein (geb. 12. Okt. 1833, gest. 5. Okt. 1894) von Golther (298); der um das Altnordische verdiente F. W. Bergmann (geb. 9. Febr. 1812, gest. 14. Nov. 1887) von Martin (299); der um die deutsche Litteraturforschung durch weite vergleichende Umschau und historisch-philosophische Methode hochverdiente M. Bernays (geb. 27. Nov. 1834, gest. 25. Febr. 1896 [vgl. JBL. 1899 I 2:83/5]) von Erich Schmidt (300); der fleissige, aber dilettantische Forscher auf dem Gebiete der Volksliederkunde F. M. Böhme (vgl. JBL. 1899 I 2: 114/5) von Eitner (301); der Aesthetiker A. W. Bohtz (geb. 17. Juli 1799, gest. 7. Mai 1880), der sich nur zu sehr in dem Spinngewebe der Dialektik verfing, von Roethe (302); der Litterarhistoriker R. Boxberger (geb. 28. Mai 1836, gest. 30. März 1890), der sich Verdienste um die Feststellung der Ueberlieferung unserer Klassiker erworben, von Edw. Schröder (303); der kenntnisreiche Sammler der „geflügelten Worte“ G. Büchmann (geb. 4. Jan. 1822, gest. 24. Febr. 1884) von Fränkel (306); der durch seine klassisch-philologische Vorbildung ausgezeichnete Litterarhistoriker K. L. Cholevius (geb. 11. März 1814, gest. 13. Dec. 1878) von Edw. Schröder (307); der feinsinnige Forscher auf dem Gebiete der Litteratur- und Kulturgeschichte Th. Creizenach (geb. 16. April 1818, gest. 5. Dec. 1877) von seinem Sohne Wilh. Creizenach (308); der unermüdliche Forscher und Sammler deutscher Volkslieder F. W. Frhr. von Ditfurth (geb. 7. Okt. 1801, gest. 25. Mai 1880) von Brümmer (309). —

Unter den Briefen deutscher Philologen an K. Weinhold (388) findet sich je einer von Rud. Hildebrand aus dem J. 1868, von K. Müllenhoff aus dem J. 1855, von K. Simrock aus dem J. 1864, von K. Weigand aus dem J. 1874, fünf höchst charakteristische von W. Scherer aus den J. 1877—1884. — Müllenhoff und seine Arbeit an seinem Lebenswerk, der deutschen Altertumskunde, würdigt mit richtigem Verständnis Bethge (315). —

Besonders hervorzuheben ist der feinsinnige Essay von Georg Brandes (317) über Wilh. Scherer. —

Recht spät nach seinem Tode findet Felix Liebrecht (geb. 13. März 1812, gest. 3. Aug. 1890), der gelehrte und unermüdliche Folklorist, in Chauvin (409) einen Biographen. Wertvoll ist das sorgsame Verzeichnis der zahlreichen Schriften Liebrechts. — Nicht um alten Hader neu zu schüren, sondern nur um meine Pflicht als Berichterstatter gewissenhaft zu erfüllen, gedachte ich der neu abgedruckten Besprechung Fr. Zarnckes. Ich habe den Ton derselben bezeichnet, wie ich ihn empfunden. Es is mir lieb, wenn ich mich geirrt habe (321). —

Den Vertretern verwandter Fächer gebührt hier auch ein Platz, zunächst den bedeutenden klassischen Philologen Aug. Böckh (1785—1867), der wie kein anderer sich dem Ideal einer umfassenden Altertumskunde genähert; Otto Ribbeck (geb. 25. Juli 1827, gest. 18. Juli 1898), dem letzten grossen Humanisten unter den Philologen; Erwin Rohde, der durch seine Untersuchungen über den griechischen Roman und über antike Religionsgeschichte weit über das Gebiet der klassischen Philologie bahnbrechend geworden. Grössere Werke und kleinere Aufsätze von M. Hoffmann (7398) und Reiter (7399), Hausrath (241), Crusius (7411) sind ihnen gewidmet. — Von Neuphilologen sind hier zu erwähnen der bedeutende Shakespearekritiker N. Delius (geb. 19. Sept. 1813, gest. 18. Nov. 1888), kurz skizziert von Brümmer (331); der durch seine Uebersetzungen spanischer Dramen und des Don Quijote vorteilhaft bekannte L. Braunfels (geb. 22. April 1810, gest. 25. Sept. 1885) von Valentin (304), und H. Breitinger (geb. 11. März 1832, gest. 2. März 1889), der sich durch seine Arbeiten über neufranzösische Litteratur hervorgetan, von Vetter charakterisiert (305). — Von den Historikern und besonders den Kulturhistorikern kommen hier in Betracht Heinrich von Treitschke und W. H. Riehl; das Gedächtnis an den ersten frischt auf Hausrath (7478) durch lebensvolle Erinnerungen aus seiner Heidelberger Dozentenzeit; dem anderen weiht Laura Koepp (5241) ein Erinnerungsblatt, dem C. Spielmann (ib. S. 162/5) eine scharfe Beleuchtung des Socialpolitikers folgen lässt. —

Verschiedene Jubelfeiern veranlassen eine ziemliche Anzahl kleiner Aufsätze, so der 100jährige Geburtstag L. Bechsteins (332—38), aus denen der Artikel von Gaedertz (333), in dem ein Brief Bechsteins an Helmina von Chézy aus dem J. 1848 mitgeteilt wird, Hervorhebung verdient; ferner derselbe Gedenktag K. Simrocks (339—54), für den einige den 25jährigen Todestag markieren: hier heben sich aus der Masse heraus die Aufsätze von M. Koch (343), Kohut (344), R. M. Meyer (348) und Steig (349). — Die Errichtung von Denkmälern veranlasste die Aufsätze über J. Kehrein (355—58) und den über Ferd. Lotheisen, den Forscher auf dem Gebiete der neueren französischen Litteratur (M. Friedwagner, Ferd. Lotheisen: AZg^B. N. 67). — Den 90jährigen Altertumsforscher J. H. von Hefner-Alteneck feiert Pallmann (323), den ebenso alten Sprachforscher Th. Vernaleken Polzer (319), den 80jährigen Sprachforscher E. W. Förstemann ein Ungenannter (E. W. Förstemann: IllZg. 119, S. 459—62). —

Bei den Nachrufen auf jüngst Verstorbene empfiehlt sich auch eine Scheidung der Fachgenossen und der Vertreter verwandter Fächer. Zur ersten Gruppe gehören R. Haym (vgl. JBL. 1900 I 2:147—55, 173), der Meister der Biographie und Charakteristik (368—72), darunter am besten A. Riehls Gedächtnisrede (371); W. Hertz (vgl. JBL. 1900 I 2:168—70), der feinsinnige Litteratur- und Sagenforscher sowie Uebersetzer, nach Verdienst gewürdigt von Golther (373—75) und Weltrich (376), wozu noch Bulle kommt (5362); K. Weinhold (JBL. 1900 I 2:157—62), durch ausgedehnte litterarische Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde, Sagenforschung, Kulturgeschichte und Grammatik berühmt (377—88), am eingehendsten charakterisiert von Erich Schmidt (385), Fr. Vogt (387; bloss Titel eines unveröffentlichten Vortrags ist 386), Roediger (384), Grünhagen (378) und Heusler (381); ein schönes litterarisches Denkmal in den an ihn gerichteten Briefen (388); K. A. Barack (vgl. JBL. 1900 I 2:102), der Begründer der Strassburger Bibliothek, namhafter Herausgeber und Handschriftenkenner, geschildert von Martin (389); A. Bielschowsky (geb. 3. Jan. 1847, gest. 21. Nov. 1902), berufener Goetheforscher, gefeiert von Witkowski (390); H. Düntzer (vgl. JBL. 1900 I 2:165/6), unermüdlicher Erklärer unserer Klassiker, streng, aber anerkennend beurteilt von R. M. Meyer (393, wieder abgedruckt 392); L. Hölscher (geb. 16. Okt. 1814, gest. 4. April 1902), eifriger Sprachforscher, kurz geschildert von E. Meyer (397); E. Joseph (vgl. JBL. 1900 I 2:398), feinsinniger Litteraturforscher, behandelt von R. M. Meyer (398); der tüchtige Lessingforscher C. R. Redlich (geb. 3. Okt. 1832, gest. 27. Juli 1900), mit Wärme und Teilnahme geschildert von Suphan (410). — Von den übrigen Nekrologen seien noch erwähnt die auf den verdienstvollen skandinavischen Folkloristen A. Hazelius (geb. 30. Nov., gest. 24. Mai 1901) von Feilberg (396) und von Louise Hagberg (Nekrolog auf Arthur Hazelius: MAnthropologGes(Wien). 31 [1901], S. 198—200), auf den vielseitigen Redakteur und genialen Organisator J. Kürschner (geb. 20. Sept. 1853, gest. 29. Juli 1902) von verschiedenen (399—405), auf den gewandten Publizisten, Litterarhistoriker und Kritiker W. Kreiten (geb. 21. Juni 1847, gest. 6. Juni 1902) (406—8), auf den Altertumsforscher S. Söderberg (geb. 22. März 1849, gest. 24. April 1901) von Hjelmqvist (415), auf den Sammler volkstümlicher Ueberlieferungen A. Treichel (geb. 28. Aug. 1837, gest. 4. Aug. 1901) von Elisabeth Lemke (416), auf den Publizisten und Litteraturkritiker M. Vorberg (geb. 11. Jan. 1838, gest. 18. Dec. 1900) von Friedensburg (417). — Von den Nekrologen auf Vertreter verwandter Fächer verlangen die folgenden eine Anführung: die auf Meister vergleichender Sprachforschung: auf M. Müller (vgl. JBL. 1900 I 2:118—28, 174—84) von Siecke (327), Brunnhofer (330), M. Winternitz (F. Max Müller: JB. über klass. Altertums-Wiss. 115, S. 7—39) und J. Karabacek (Almanach der Kais. Ak. d. Wiss. [Wien] 51 [1901], S. 331/5); auf Joh. Schmidt (vgl. JBL. 1900 I 2:136/7) von Kretschmer (411), Meringer (412) und Zimmer (413) und Gustav Meyer (vgl. JBL. 1900 I 2:103/5) von K. Dieterich (Gustav Meyer: JBKA. 115, S. 1/6); auf den klassischen Philologen K. Zangemeister (geb. 28. Jan. 1837, gest. 8. Juni 1902) von Wille (320), auf den Anglisten, den Meister der Uebersetzungskunst O. Gildemeister (geb. 13. März 1823, gest. 26. Aug. 1902) von Achelis (359), Fitger (360), R. Rüete (O. Gildemeister: EnglStud. 31, S. 388—400) und anderen (362/7); auf hervorragende Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des Mittelalters: P. Scheffer-Boichorst (geb. 25. Mai 1843, gest. 17. Jan. 1902) von Dümmler (7473), Kiener (7475) und A. Meister (Scheffer-Boichorst: HJb. 23, S. 244/6), J. Ficker (geb. 30. April 1826, gest. 10. Juli 1902) von J. Jung (Zur Erinnerung an Julius Ficker: AZg^B. N. 293/4), E. Dümmler (geb. 2. Jan. 1830, gest. 11. Sept. 1902) von J. P. (IllZg. 119, S. 472); auf ausgezeichnete Kunsthistoriker: H. Grimm (vgl. JBL. 1900 I 2:138—46) von Münz (3006), Steig (3007) und anderen (3004/5), F. X. Kraus (vgl. JBL. 1900 I 2:167) von Braig (7446), H. Grauert (HJb. 23, S. 238—44), F. von Weech (ZGORh. 17, S. 162/7), einem Ungenannten (7468), ferner von Hauviller (7451) und Goetz (7450)

(vgl. noch **3011-14**); endlich auf den Begründer und Meister der nordgermanischen Rechtsgeschichte Konrad von Maurer (geb. 29. April 1823, gest. 16. Sept. 1902) von Hertzberg (**325**) und Zorn (**326**). —

Einige Autobiographien sind auch diesmal aufzuführen. Der Schluss der autobiographischen Aufzeichnungen von L. Spach (vgl. JBL. 1900 I 2 : 172) erschien, leider ohne die erläuternden Anmerkungen, die F. X. Kraus hatte beisteuern wollen (**4114a**). — R. Hayms Lebenserinnerungen (vgl. JBL. 1900 I 2 : 173) bespricht R. M. Meyer mit höchster Anerkennung (ASNS. 109, S. 380/3). — Das umfangreiche Werk, in dem J. Wiggers zunächst für seine Kinder seine Erlebnisse an der Hand des einschlägigen Quellenmaterials schildert, verdient auch hier empfehlende Erwähnung (**4071**). — Mit köstlichem Humor und gewinnender Anmut schildert R. Freiherr von Liliencron (**4112**) unter voller Berücksichtigung der allgemeinen Zeitverhältnisse seine frohe Jugendzeit. Er erzählt, wie er zu den bahnbrechenden Resultaten auf dem Gebiete der Kritik der Lieder Neidharts gelangt ist, und würdigt in wahrer Pietät die Eigenart seines Lehrers K. Müllenhoff. — Eine Selbstbiographie des Sprachvergleichers und Folkloristen G. Meyer sei zum Schlusse genannt (G. Meyer: Almanach d. Kais. Ak. d. Wiss. [Wien] 51 [1901], S. 326—30). —

Poetik und ihre Geschichte.

(I, 3 = N. 418-852.)

Theodor Poppe.

Geschichte der Aesthetik. Eine kurze geschichtliche Skizze, die die wichtigsten Namen nennt und die Epochen in der Geschichte der Aesthetik bezeichnet, schliesst den Artikel „Aesthetik" in der neuen Auflage des Meyerschen Konversations-Lexikons (**418**). Der grössere Teil des Artikels besteht in theoretischen Erörterungen, in denen ich die ästhetische Betrachtungsweise Volkelts zu erkennen glaube. Die Bibliographie, gerade sofern sie historische Darstellungen namhaft macht, lässt die Angabe verschiedener wichtiger Werke vermissen. — Mit Nachdruck und Ausführlichkeit muss hier auf die kritische Geschichte der Aesthetik eingegangen werden, die Croce (**441**) in dem zweiten, umfangreicheren Teil (S. 157—509) seiner Aesthetik gibt. Unzweideutig bezeichnet er von vornherein seinen Standpunkt: Die Aesthetik ist die Wissenschaft der Ausdruckstätigkeit. „Sie beginnt erst mit der wissenschaftlichen Definition des Wesens der Phantasie, der Vorstellung, des Ausdrucks oder wie immer man jene Haltung des Geistes nennen will, die allerdings theoretisch, aber doch nicht intellektuell ist und Erkenntnisse, zwar nicht des Allgemeinen, aber des Individuellen gibt." Ausserhalb dieses Standpunktes gibt es für den Verfasser nur Irrtümer und Entgleisungen. Solche kommen zum Ausdruck einmal in der Auffassung, die eine besondere ästhetische und Phantasie-Tätigkeit leugnet oder, was dasselbe ist, deren Autonomie in Abrede stellt und so das eigentliche Wesen des Geistes verstümmelt. Hierher gehört die rein hedonistische Auffassung, sofern sie die Kunst als einfache Tatsache des sinnlichen Vergnügens betrachtet. Oder auch die hedonistisch-rigoristische, die von der gleichen Betrachtungsweise ausgehend die Kunst für unvereinbar hält mit dem Höheren im Menschen, mit den geistigen Tätigkeiten. Oder ferner die hedonistisch-moralistische oder pädagogische Auffassung, die die sinnliche Tatsache der Kunst doch in gewissem Masse für nutzbringend hält für die Moral, der sie freilich untersteht und gehorsam ist. Auf der anderen Seite steht dann die als mystisch bezeichnete Auffassung, die die Phantasie- oder Ausdruckstätigkeit ersetzt oder überbietet durch eine in der Erfahrung des inneren Lebens schlechterdings unauffindbare, geheimnisvolle und tatsächlich nicht existierende Tätigkeit. Die Formen dieser mystischen Ansicht, Erzeugnisse des Gefühls und der Phantasie, sind als solche unbegrenzt. Schon die griechisch-römische Welt zeigt alle diese Grundformen der Abirrung: reinen Hedonismus, Moralismus oder Pädagogismus, Mystizismus, und mit ihnen die feierlichste und berühmteste aller rigoristischen Verleugnungen der Kunst. Aber auch Annäherungen, tastende Versuche zu der Theorie

des Ausdrucks oder der reinen Phantasie sind vorhanden. Platon stellt zuerst das ästhetische Problem auf: „Ist die Kunst, ist die Mimesis eine rationale oder irrationale Tatsache? Gehört sie zur vornehmen Region der Seele, in der sich die Philosophie und die Tugend befinden, oder treibt sie ihr Wesen in der niederen und gemeinen Region, zusammen mit der Sinnlichkeit und rohen Leidenschaftlichkeit?" (S. 160.) Platons Antwort ist bekannt. Er ist nach der Meinung C.s der konsequenteste Vertreter derer, die nicht zur Wahrnehmung einer anderen Form der Erkenntnis als der intellektuellen gelangen. Wenn nun nach Platon die Kunst nicht an sich vernünftig war, so konnte sie doch einem vernünftigen Zweck dienen. Hier knüpft die Entwicklung der pädagogischen Auffassung der Kunst an, für die sich ja auch schon Spuren bei Platon finden. Der Künstler, der für den reinen Hedonisten einer Hetäre vergleichbar war, wurde für den Moralisten ein Pädagog. Die Gestalten der Hetäre und des Pädagogen sind die Symbole für die beiden sich durch das Altertum hinziehenden Auffassungen von der Kunst; die eine wächst auf dem Stamm der anderen. Die mystische Ansicht, die die Kunst als eine besondere Weise der Seligwerdung, der Beziehung zum Absoluten, zum höchsten Gut, zur letzten Wurzel der Dinge betrachtet, erscheint erst im späten Altertum. Ihr Repräsentant: Plotin. Dieser, und nicht etwa Platon, ist der Begründer und das Haupt jener ästhetischen Richtung. Die Verwechslung ist augenscheinlich veranlasst durch die enthusiastischen Ergüsse über das Schöne im Gorgias, Philebos, Phaidros, Symposion und anderen platonischen Dialogen. C. begnügt sich damit festzustellen, dass das Schöne, von dem Platon redet, nichts mit der Kunst oder mit dem künstlerischen Schönen zu tun hat. Ueberhaupt wird der Begriff des Schönen verschiedentlich, auch späterhin, erörtert. Aber nirgends wird die Tatsache des Schönen in seinem ganzen Umfang mit der Tatsache der Kunst identifiziert. Ja, die künstlerische Tatsache und die Schönheit, die Mimesis und der Inhalt der Mimesis werden deutlich auseinandergehalten. Nur eben bei Plotin werden die beiden getrennten Gebiete vereinigt: das Schöne und die Kunst verschmelzen in eine einzige Funktion, nicht so sehr durch ein fruchtbares Aufgehen des zweideutigen platonischen Begriffes „schön" in den eindeutigen Begriff der Kunst, sondern durch ein Aufgehen des Bestimmten in das Unbestimmte, der Kunst in das Schöne. Das ergibt eine durchaus neue Ansicht: das Schöne und die Kunst lösen sich beide auf in eine mystische Leidenschaft und Erhebung des Geistes. Eine nähere Betrachtung der plotinischen Lehre beweist das. Und diese Lehre Plotins und des Neuplatonismus ist die erste wirkliche Bejahung der mystischen Aesthetik, die in neueren Zeiten so viel Glück haben sollte, vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Versuche der echten, realistischen Aesthetik, der Aesthetik der Vorstellung oder des Ausdrucks, wie C. sie nennt, gehen jedoch auf Aristoteles zurück und haben mit seinen dürftigen Spekulationen über das Schöne nichts zu schaffen. Aristoteles fühlte, ganz wie Platon selbst, dass im Problem der Kunst irgend etwas übersehen war, und nahm es von neuem auf. Die Mimesis, von Natur dem Menschen eigentümlich, ist für ihn Anschauung oder theoretische Funktion. Wenn also die Poesie eine theoretische Tatsache ist, worin unterscheidet sie sich dann von der wissenschaftlichen Funktion und von der geschichtlichen Erkenntnis? So stellt Aristoteles am Anfang der Poetik das Problem vom Wesen der Kunst auf. „Und zwar ist es die einzige Art und Weise, es aufzustellen; auch wir Modernen fragen uns: worin unterscheidet sich die Kunst von der Geschichte und von der Wissenschaft? was ist diese künstlerische Tatsache, die von der Wissenschaft das Ideale und von der Geschichte das Konkrete und Individuelle hat?" (S. 172.) Aristoteles hat das schwierige Problem freilich nicht gelöst. In engster Verbindung mit dem Suchen nach dem Wesen der Kunst standen die Spekulationen über die Sprache. Aristoteles hat Ahnungen von der Verschiedenheit der sprachlichen von der rein logischen Funktion, wodurch jene zu einer Sache der Poetik und Aesthetik wird. Auch die Stoiker haben Spuren der Einsicht in die nichtlogische Natur der Sprache. Aber auch nicht mehr. Fast alle falschen Richtungen der antiken Aesthetik leben fort oder entstehen von selbst wieder im Mittelalter, wie C. an Beispielen zeigt. Und auch die Renaissance kommt über den Ideenkreis des Altertums nicht hinaus. Nur wo die Renaissancepoetik die Erörterungen über das Mögliche, das Wahrscheinliche (εἰκός) des Aristoteles wieder aufnimmt, über die Gründe der platonischen Verdammung und über das Verfahren des Künstlers, der durch die Einbildungskraft schöpferisch tätig ist, nur da lenkt sie in die richtige Bahn ein und hilft die Geister wach zu halten für ein zu entdeckendes Geheimnis. In Erörterungen, wie sie Fracastoro, Castelvetro (Ant. Fusco, La teoria poetica in Ludovico Castelvetro, Benevento 1901) und andere anstellen, liegt der wirksame Beitrag zur Bildung der wissenschaftlichen Aesthetik. Eine Anzahl neuer Worte oder Wortbedeutungen, die als Ausdruck neuer Beobachtungen auf dem ästhetischen Gebiet im 17. Jahrhundert aufkommen, lassen das Gewicht und die Schwierigkeit des Problems immer deutlicher empfinden. Solche Worte sind ingenium (genius,

génie, „Witz“, esprit, schöne Geister, beaux esprits), Geschmack oder guter Geschmack (gusto, goût, good taste — der Spanier B. Gracian versteht zuerst darunter eine besondere Eigenschaft oder Anlage des Charakters, in Frankreich wird das Wort zuerst auf die eigentliche ästhetische Tatsache angewendet; Thomasius führt es [1687] in Deutschland ein), ferner: Einbildungskraft oder Phantasie, Gefühl („juger par le sentiment“ als Gegensatz zu „raisonner par principes“). C. zeigt in dem interessanten Kapitel über die Entwicklung dieser Worte und Begriffe, wie sie miteinander vermengt, einander gleichgesetzt oder untergeordnet werden, und lässt dies als ein richtiges Gefühl dafür gelten, dass all diese verschiedenen Worte ihre Wurzel in einer einzigen Tatsache haben. Vielleicht am besten taten die, meint C., die sich im Unbestimmten hielten und den Geschmack in das Modewort vom Anfang des 18. Jahrhunderts: ich weiss nicht was (non so che, je ne sais quoi, nescio quid) legten. Aus diesen Worten und den Erwägungen über sie klingt immer deutlicher und dringlicher das Verlangen nach einer theoretischen Rechtfertigung der ästhetischen Tatsache. Der cartesianische Intellektualismus und Rationalismus, dessen ästhetischer Vertreter bekanntlich Boileau ist, konnte nicht dazu kommen. Ebenso hinderte der Intellektualismus Leibnizens die richtige Einsicht, wenn er auch den ästhetischen Tatsachen claritas zuschrieb, die jedoch nur ein minderer Grad der distinctio der vollkommenen Erkenntnis ist. Seine Schüler betonten den Intellektualismus noch mehr. Baumgarten erfindet für die neue Wissenschaft zunächst einmal den Namen: Aesthetica, zuerst in seinen „Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus“, Halae Magdeburgicae 1735 (Neudruck von B. Croce, Napoli 1900) — aber es ist bloss ein neuer Name für einen alten Inhalt, wie C. in kritischer Betrachtung der Theorie Baumgartens zeigt. Baumgartens Werk ist wieder eine Stimme des ästhetischen Problems, das seine Lösung verlangt, eine um so lautere Stimme, als sie der Wissenschaft, die erst in der Bildung begriffen ist, schon den Namen gibt. Der eigentliche Begründer der Aesthetik ist Vico für C. (vgl. JBL. 1901 I 3: 28). „Il rivoluzionario che, mettendo in disparte il concetto del verisimile e intendendo in modo nuovo la fantasia, penetrò l'indole vera della poesia e dell' arte e scoperse così pel primo la scienza estetica, fu l'italiano Giambattista Vico“ (S. 228). Vico, aus der Geschichte der Philosophie als Begründer der Geschichtsphilosophie bekannt, trat zehn Jahre vor Baumgarten (1725) mit seinen neuen Gedanken hervor. Sie bedeuten nach C. die Lösung des Problems, das Platon aufgestellt, Aristoteles in Angriff genommen, aber nicht gelöst hatte und an dem sich die Neueren seit der Renaissance wieder vergeblich versucht hatten. „È la poesia un fatto razionale o irrazionale, spirituale o brutale? E, se è spirituale, qual' è la propria indole della poesia e come essa si distingue dalla storia e dalla scienza? (S. 229.) Der Verfasser prüft eingehend die neuen Einsichten, aber auch die Irrtümer Vicos, die freilich zurücktreten vor seiner Entdeckung der Autonomie der Welt des Aesthetischen, vor seiner Entdeckung der schöpferischen Phantasie als eines in sich selbst begründeten Momentes im Leben des Geistes. Dies ist in Wirklichkeit sein Centralgedanke, sein neuer Gesichtspunkt, an den sich der grösste Teil seines Werkes knüpft. Die Trennungslinie zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Phantasie und Intellekt wird von ihm scharf und bestimmt gezogen, weniger sicher freilich die Trennungslinie zwischen Poesie und Geschichte. Sprache und Poesie sind für ihn im wesentlichen identisch. Er ist nicht nur tatsächlich, sondern mit Bewusstsein Revolutionär. Seine neuen Prinzipien der Poesie sind, wie er selbst sagt: „tutti opposti, non che diversi da quelli che da Platone e dal suo scolaro Aristotile infino ai nostri dì da' Patrizi, dagli Scaligeri e da' Castelvetri sono stati immaginati; e si ritrova la Poesia essere stata la Lingua prima comune di tutte le nazioni, anche dell' Ebrea“ (cit. bei Croce S. 235f.). Man erinnert sich dabei des berühmten Satzes von Hamann, den übrigens Goethe, als er die Schriften Vicos auf seiner italienischen Reise kennen lernte, selbst mit dem Italiener verglichen hat. Vico „knüpft wieder an die grosse Reaktion der Renaissance an gegen den scholastischen Formalismus und Verbalismus, eine Reaktion, die bei Männern wie Telesius, Campanella, Galilei, Bacon mit der Erneuerung der Erfahrung und der Sinnlichkeit begann und schliesslich auch zur Erneuerung der Bewertung der Phantasieprodukte im individuellen und sozialen Leben führen musste“ (S. 239). Nach der Bedeutung, die die Phantasie im Gedankenbau Vicos einnimmt, kann man sagen, dass die wahre „neue Wissenschaft“ Vicos die Aesthetik ist, „wenn man es nicht vorzieht, sie die Philosophie des Geistes mit besonderer Betonung der Philosophie des ästhetischen Geistes zu nennen“ (S. 291). Die von Vico erreichte Höhe kam im 18. Jahrhundert nicht zur Geltung, geschweige denn dass ein Fortschritt der Aesthetik an ihn anknüpfte. Gleichwohl ist das Interesse an ästhetischen Fragen in Italien und besonders in Deutschland während des 18. Jahrhunderts ausserordentlich rege. Die unaufhörliche Produktion deutscher Aesthetiken, die der Verfasser kurz charakterisiert, ist nach ihm nur vergleichbar der Produktion italienischer Poetiken im 16. Jahrhundert nach dem Wiederaufblühen der aristotelischen. Aus jener Zeit

stammt auch die erste geschichtliche Darstellung, das ausserordentlich seltene Büchlein von J. Koller, das Rob. Zimmermann nur erwähnt, ohne es in der Hand gehabt zu haben. Ein Exemplar befindet sich auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Es führt den Titel: „Entwurf zur Geschichte und Litteratur der Aesthetik, von Baumgarten auf die neueste Zeit. Regensburg, in der Montag und Weissischen Buchhandlung 1799“ (VIII, 107 S.). C. gibt in seinem bibliographischen Anhang (S. 516f.) eine längere Charakteristik des Kollerschen Buches. — Am Ende des Jahrhunderts finden sich bei Herder verschiedene Anschauungen, die denen Vicos vom Anfang des Jahrhunderts ähnlich sind; doch bleibt Herder in philosophischer Hinsicht hinter seinem grossen Vorgänger zurück und kommt nicht viel über Baumgarten hinaus. Er und Hamann bringen aber auch einen frischen Zug in die Sprachphilosophie, und C. bezeichnet Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache als ein Symptom und eine Ahnung. Der Verfasser verfolgt weiterhin die französische und englische Bewegung in der Aesthetik und wendet sich dann zu einer ausführlichen Kritik der Kantischen Aesthetik. „Vico ähnlich durch den Ernst und die Zähigkeit seiner Ueberlegungen über die ästhetischen Tatsachen und glücklicher als Vico, sofern er über ein umfangreiches und mannigfaltiges Material an Erörterungen und früheren Versuchen verfügen durfte, war Kant doch ihm unähnlich und weniger glücklich, weil er auf diesem Gebiet nicht nur nicht zur Wahrheit gelangte, sondern nicht einmal seinen Gedanken das erforderliche System und die erforderliche Einheit geben konnte.“ (S. 286.) So seltsam es bei der Stellung Kants zur wolffischen Philosophie auch klingen mag, meint C., Kant hatte doch von der Kunst im wesentlichen die gleiche Idee wie Baumgarten und die wolffische Schule. In seinem System fehlt ein voller Begriff von der Phantasie, er kennt nur eine reproduktive und eine kombinatorische Einbildungskraft, aber nicht etwa die eigentliche produktive Einbildungskraft, d. h. die Phantasie. Das Genie ist für ihn das Zusammenwirken mehrerer Fähigkeiten. Und doch hatte Kant eine Ahnung, dass der Verstandestätigkeit eine Tatsache vorausginge, die nicht die einfache Tatsache der Empfindungen, sondern eine andere, wohl theoretische, aber doch nicht intellektuelle Tätigkeit ist. Es handelt sich um die von Kant sogenannten „reinen Formen sinnlicher Anschauung“, die er am Anfang der Kritik der reinen Vernunft, in der transcendentalen Aesthetik, behandelt. C. bestreitet die Formen von Raum und Zeit als Prinzipien der Erkenntnis a priori. „La fantasia caratterizzatrice o qualificatrice, ch' è l'attività estetica, doveva prendere nella Critica della ragion pura il posto, occupato dalla trattazione della spazio e del tempo, e costituire la vera Estetica trascendentale, prologo alla Logica. Così il Kant avrebbe, inverato il Leibniz e il Baumgarten, e si sarebbe incontrato col Vico“ (S. 293). Der Gegensatz Kants zur wolffischen Schule bezieht sich auch nicht auf den Begriff der Kunst, sondern auf den der Schönheit, die beide in seinem Denken wohl unterschieden waren. Mit seinen Anschauungen über die Schönheit bewegt Kant sich in unlöslichen Widersprüchen, die nach C. ihre Wurzel in einem mystischen oder neuplatonischen Zug haben, der durch den Einfluss Winckelmanns auf Kant wirkte und gegen den er sich nicht in gleichem Mass kritisch verhielt wie gegen die Sensualisten und Intellektualisten seiner Zeit. Diese mystische Tendenz war die willkommene Grundlage für das Aufblühen der deutschen idealistischen Aesthetik. Die Kritik C.s an der Aesthetik Schillers, die er zu wenig scharf und zu allgemein nennt, und weiterhin an den romantischen und idealistischen Aesthetikern, deren historische Stellung bei aller Verschiedenheit im einzelnen nach C. hauptsächlich durch ihren gemeinsamen Mystizismus und ihre Willkür gegeben ist, verfolge ich nicht genauer. Selbst die Gegner des Idealismus geraten in den ästhetischen Mystizismus wie Schopenhauer, bei dem gleichwohl Anzeichen einer besseren Theorie zu finden sind, und Herbart, der, in der Aesthetik vielleicht der strengste Nachfolger und Fortsetzer Kants, aus dessen Denken alles Falsche nahm und es in ein System brachte. „I romantici e gli idealisti metafisici avevano almeno unificata la teoria del bello e quella dell' arte; distrutta la veduta meccanica e rettorica; messo in rilievo, sia pure esagerandoli, alcuni spiccati dell' attività artistica. L'Herbart restaura la veduta meccanica, ripristina la dualità, e ci dà un suo bislacco, compassato, infecondo misticismo, privo di ogni alito artistico.“ (S. 328.) Den mit Herbart beginnenden Streit zwischen Form- und Gehaltsästhetik tut der Verfasser mit einigen ironischen Worten ab. Dagegen tritt er dann, in vollem Gegensatz zu Geschichtschreibern der Aesthetik wie Zimmermann und von Hartmann, mit Nachdruck für Schleiermacher ein, dessen Aesthetik er die beachtenswerteste dieser ganzen philosophischen Periode nennt. C. hebt nach eingehender Betrachtung die Verdienste Schleiermachers folgendermassen hervor: Er hat der Aesthetik ihren imperativistischen Charakter genommen: „er hat eine Form des Denkens unterschieden, die vom logischen Denken verschieden ist; er hat der Aesthetik einen nichtmetaphysischen, sondern einfach anthropologischen Charakter

gegeben; er hat den Begriff des Schönen geleugnet, um ihn durch den der Vollkommenheit in der Kunst zu ersetzen, indem er sogar behauptete, dass ein kleines Kunstwerk und ein grosses, wenn jedes in seiner Sphäre vollkommen ist, ästhetisch gleichwertig sind; er hat die ästhetische Tatsache als ausschliesslich menschliche Produktivität betrachtet." (S. 391.) „Nell' orgia metafisica del suo tempo, in quel costruire e disfare di sistemi più o meno arbitrarii, il teologo Schleiermacher, con vero sguardo di filosofo, appuntò l'attenzione su ciò che ha di veramente caratteristico il fatto estetico, e ne distinse le proprietà e le relazioni; e anche dove non vide chiaro o errò incerto, non abbandonò però mai l'analisi per la fantasticheria. Additando l'oscura regione della coscienza immediata come quella del fatto estetico, sembra egli dire ai suoi divaganti contemporanei: Hic Rhodus, hic salta!" (S. 341 f.) Rühmend hebt C. dann auch die Sprachphilosophie Wilhelms von Humboldt hervor und die seines grössten Schülers Steinthal, wenn beide sich auch über den engen Zusammenhang zwischen Kunst und Sprache nicht vollkommen klar geworden seien. Für Humboldt war das Verfahren des Künstlers nur vergleichbar mit dem des Sprechenden, nicht identisch, wie C. will. Steinthal war als Herbartianer an der Einsicht des Zusammenhangs verhindert. Für die Theorie des Naturschönen und die der Modifikationen des Schönen, die von der metaphysischen Aesthetik entwickelt wurden, hat C. nicht viel übrig. Ich übergehe indessen seine interessanten kritischen Erörterungen, die er schliesslich witzig in die „leggenda del cavalier Purobello" (Reinschön) zusammenfasst, ebenso wie die Betrachtungen der französischen, englischen und italienischen Aesthetik dieses Zeitraums. Die grosse Linie Vico-Schleiermacher-Humboldt findet ihre Fortsetzung und Bestätigung bei Francesco de Sanctis, dem glänzenden Geschichtschreiber der italienischen Litteratur, der vom Boden der Hegelschen Aesthetik ausgehend sich allmählich zum bewussten Gegner der metaphysischen Aesthetik entwickelte. Die Form ist ihm der erste Gesichtspunkt für die Aesthetik, aber weder in der oberflächlichen und äusserlichen Auffassung des Begriffs noch im Herbartschen Sinn einer metaphysischen Hypostase der „Form". „Die Form ist sie selbst, wie das Individuum es selbst ist; und es gibt keine destruktivere Kunsttheorie als das beständige Gerede über das Schöne als Offenbarung, Hülle, Licht, Schleier des Wahren oder der Idee. Die ästhetische Welt ist nicht Schein, sondern Substanz, ja sie ist die Substanz, das Lebendige: ihre Kriterien, ihr Daseinsgrund liegt in nichts anderem als in dem einzigen Wort: ich lebe" (aus dem Saggio sul Petrarca cit. bei C. S. 388). . Der Begriff der Form ist für De Sanctis identisch mit dem der Phantasie, des Ausdrucks- oder Vorstellungsvermögens, der künstlerischen Vision. Aber De Sanctis gelangte niemals dazu, seine Theorie mit wissenschaftlicher Strenge festzulegen. Seine ästhetischen Ideen blieben sozusagen der Entwurf eines niemals wohl verknüpften und entwickelten Systems. Dafür näherte er sich um so mehr dem Ideal eines Kunstkritikers, wie ihn Flaubert in einem Brief an Georges Sand (2. Febr. 1869) geschildert hat. „Paragonato ai pochi estetici filosofi, il De Sanctis appare manchevole nell' analisi, nell' ordine, nel sistema, impreciso nelle definizioni. Pure questo difetto è in certo modo compensato dal contatto continuo in cui egli tiene il lettore con le opere d'arte reali e concrete, e dall' intuizione del vero che mai non l'abbandona" (S. 392). Die nächsten Kapitel C.s sind der kritischen Musterung der in neuerer und neuester Zeit hervorgetretenen ästhetischen Anschauungen gewidmet. Ich hebe davon nur den Widerspruch C.s gegen den Aberglauben hervor, der in den Naturwissenschaften oder in der Sociologie, die für C. gar keine Wissenschaft ist, das Heil für die Aesthetik erblickt, also gegen Anschauungen, wie sie Taine, Fechner, Grosse, Guyau usw. vertreten. Er zollt weiterhin der Sprachphilosophie Hermann Pauls, die dieser allerdings vorsichtig anders bezeichnet hat, die Anerkennung, die er der Philosophie Wundts versagen muss. „La filosofia del Wundt mostra, a noi sembra, la sua fragilità, in questa sua inettezza a comprendere la spirituale natura del linguaggio e dell' arte" (S. 429). Die psychologischen Theorien von Lipps und Groos finden nur zum Teil den Beifall des Verfassers. Eine gesunde Auffassung und richtige Einsicht in das Wesen der Kunst spricht er Hanslick, vor allem aber Conrad Fiedler zu, wenngleich sich beide nur mit der Theorie einer einzelnen Kunst befasst haben. Die letzten Kapitel widmet er der historisch-kritischen Betrachtung von Teiltheorien, wie der Theorie der Rhetorik und Stilistik, der künstlerischen und poetischen Gattungen, der Theorie der einzelnen Künste und ihrer Grenzen, in der Lessing, wenn auch nach C. völlig fehlgreifend, die Diskussion über diesen so ausserordentlich wichtigen Punkt eröffnet hat. Wiederum ist es Schleiermacher, der als der einzige oder doch als einer der ganz wenigen an der wissenschaftlichen Begründung des Lessingschen Prinzips zu zweifeln beginnt, ebenso wie Schleiermacher auch die Existenz eines Naturschönen kurz und bündig leugnet. An die Erörterung dieser Theorie des Naturschönen schliesst sich die Kritik von der Theorie der ästhetischen Sinne, wobei C. auf die

scharfsinnigen Einwände des Sokrates im Hippias maior hinweist, der erkennt, dass, wenn der Grund der Schönheit weder die Sichtbarkeit noch die Hörbarkeit sein kann, da das, was dem Gesicht gefällt, dem Gehör nicht gefällt und umgekehrt, dieser Grund verschieden von beiden und beiden etwas gemeinsames sein muss. Aus der ganzen Kritik der sogenannten höheren ästhetischen und niedrigästhetischen Sinne kommt man nur heraus, meint [illegible], wenn man von vornherein die Unmöglichkeit einer Verknüpfung so verschiedener Tatsachenreihen zugesteht, wie der Vorstellungsform des Geistes und der Existenz gegebener [illegible] eines gegebenen Stoffes der sinnlichen Eindrücke (S. [illegible]). [illegible] folgt dann eine kurze Kritik der Theorie von den Stilgattungen und der Theorie der ästhetischen Kritik oder des Geschmacks. Auf diese ganze Geschichte der Aesthetik wird erst eigentlich bei der Darstellung der eigenen Theorie [illegible] das volle Licht fallen, wenn die Gesichtspunkte des italienischen Aesthetikers in ihrer Schärfe hervortreten. Ich werde mich daher zur Skizzierung dieser Theorie wenden. Hier führe ich nur noch die beachtenswerten Ratschläge C.s für das Studium der Aesthetik an (S. [illegible]). Er empfiehlt, um sich nicht gleich anfangs in der endlosen und verwickelten Literatur über den Gegenstand zu verlieren, das Nachdenken und das Studium auf vier Hauptwerke zu beschränken: die Poetik des Aristoteles, die Scienza nuova des Vico, die Kritik der Urteilskraft von Kant und die Vorlesungen über Aesthetik von Schleiermacher, das erste Werk mit Benutzung des Kommentars von Butcher, das dritte mit der kritischen Arbeit von Basch (vgl. JBL. 1896 I 3:[illegible]). Daneben einige Bücher von philosophischen Kunstkritikern, wie die italienischen von De Sanctis und die deutschen von Hanslick und Fiedler. In zweiter Linie wird man drei Bücher des 18. Jahrhunderts studieren können, die die wissenschaftliche Aesthetik in der Naivität ihrer Kindheit zeigen: die Reflexions von Du Bos, die Aesthetica Baumgartens (oder als Ersatz die „Anfangsgründe“ von Meier) und schliesslich den Laokoon Lessings (ed. Blümner). Um eine Vorstellung von der deutschen metaphysischen Aesthetik zu bekommen, empfiehlt C. Ed. von Hartmanns Philosophie des Schönen, „die sie auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zeigt und alle anderen ähnlichen Behandlungen vertreten kann“. —

Wichtige Beiträge zur Kenntnis der deutschen Aesthetik im 18. Jahrhundert gibt M. Dessoir (Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Zweite, völlig umgearb. Aufl. Berlin, C. Duncker. 1902. XV, 626 S. M. 12,00), indem er die Beziehungen der deutschen Psychologie dieses Zeitraums zur Aesthetik erörtert (S. 558 bis 606). Bei der Betrachtung der Vermögenslehre in der Aesthetik zeigt D., wie weit in der Verstandesästhetik, die ihr klassisches System bei Baumgarten findet, die Anerkennung der Sinnlichkeit geht, die nur bei Mendelssohn sich erweitert zur Einsicht in eine selbständige Bedeutung der Sinnlichkeit, und wie sich dann namentlich unter dem Einfluss der Optik und der Malerei die Diskussion auf die Theorie der ästhetischen Sinne ausdehnt. Dabei kommt Herder zu einer Klassifikation der Künste auf Grund der Sinnesunterschiede, in der er die Dichtkunst fehlen lässt, weil sie mehr schöne Wissenschaft sei als schöne Kunst: charakteristisch für die Gesamtauffassung der Zeit, für die in der Dichtkunst der wissenschaftliche und lehrhafte, der rationale Faktor von allen Bestandteilen am meisten gilt. D. weist auf verschiedene, bisher noch nicht beachtete Zeugnisse für diese Tatsache bei Lambert, J. G. Adam und Heydenreich hin. Neben der Verstandes- entwickelt sich die Gefühlsästhetik, zwischen denen in den deutschen Systemen keineswegs ein schroffer Gegensatz war. Psychologische Beobachtungen förderten die Gefühlsästhetik, auf deren Boden dann Kants System der Aesthetik entstand. Sie neigt zur Annäherung des ästhetischen Zustandes an den des Wollens und zeigt damit ihre moralisierende Tendenz. „Wie mit der Verstandes-Aesthetik der Glaube an die belehrende und aufklärende Macht der Kunst gegeben ist, so mit der Gefühls-Aesthetik das Vertrauen in eine sittliche Funktion der Kunst, die späterhin, in der Zeit der Spekulation, eine metaphysische Begründung und seit Richard Wagners Kunstlehre ein sozialistisches Gepräge bekommen hat“ (S. 569). Sulzers Theorie ist in dieser Hinsicht die bedeutendste; er findet aus seiner Auffassung von der ethischen und sozialen Funktion der Kunst heraus Forderungen des heutigen Tages. Der Zusammenhang des Psychologischen und Ethischen innerhalb der Kunst wird vielfach erörtert. Schwer fällt es den Denkern des 18. Jahrhunderts, ästhetische Rezeptivität und Produktivität dauernd auseinanderzuhalten: Geschmack und Genie laufen ineinander. Allmählich entwickelt sich der Begriff des Dichtungsvermögens „und im Zusammenhang mit Kunst- und Kulturbewegungen schliesslich die Anerkennung einer innerlich frei produzierenden Kraft“ (S. 579). D. gibt die interessanten Belege dieser Entwicklung. Der nächste Abschnitt betrachtet den Subjektivismus und Objektivismus in der Aesthetik des 18. Jahrhunderts. Die Verbindung zwischen Psychologie und Aesthetik zeigt sich leider „in einem Kampf zwischen der allgemein gebilligten subjektivistischen Tendenz und dem Objektivismus, dem die Formenlehre zuneigt; den Sieg hat jene psychologische Aesthetik errungen,

die sich auf eine Analyse der von Kunstformen erzeugten Gefühle stützt" (S. 582). Die allgemeine Billigung des Subjektivismus, der das Schöne von der Seele her und nicht vom Gegenstand aus zu begreifen sucht, erhellt aus einer langen Reihe von Zeugnissen. D. hebt namentlich die Verdienste Sulzers in der Entwicklung des ästhetischen Denkens hervor. Gerade Sulzer ist stark beteiligt an dem Sieg des Subjektivismus über den Objektivismus, welche beiden Mächte in der Theorie der Nachahmung aufeinandergetroffen waren. Schon Sulzer verlangt Wahrheit, nicht Wirklichkeitstreue „wie später unsere klassischen Dichter, eine Wesensverwandtschaft des schaffenden Künstlers und des schaffenden Weltgrundes ahnt er wie später unsere idealistischen Philosophen sie verkündet haben" (S. 592). Heydenreich, dessen hervorragendste Leistung seine Untersuchung der Gefühle und der Phantasie in Rücksicht auf das Schöne ist (S. 201), fasst gegen Ende des Jahrhunderts alle die Theorie der Mimesis angreifenden Gedanken zusammen, versetzt sie in das Gebiet der reinen Psychologie und benutzt sie zur Zerstörung des Objektivismus. D. zeigt, wie auch die Verteilung der ästhetischen Kategorien und die Klassifikation der Künste auf psychologischem Grunde ruht. Schliesslich wird die Associationstheorie in der Aesthetik erörtert, die, in England ausgebildet, auf die deutsche Wissenschaft im 18. Jahrhundert nur geringen Einfluss geübt hat. Nur einige der Ergebnisse und nicht die Denkart selbst sind übernommen worden. Die Anerkennung einer doppelten Schönheit der Form und des Ausdrucks (originale, eigene und abgeleitete, beziehungsweise Verhältnis-Schönheit) findet sich ausser bei Mendelssohn, Winckelmann, Herder, Kant auch bei dem halbvergessenen A. Fr. Büsching und bei Sulzer. Weiterhin erfährt das Problem, ob der Geschmack wechselnd oder allgemein gültig sei, durch den Associationismus eine Bereicherung (Herder, Zschokke, Heydenreich). Die stärkste Verwertung der Associationstheorie findet sich bei Feder, der die beiden eben erwähnten Probleme untersucht. Die Gesetze der Hemmung und Verschmelzung, nach damaliger Auffassung mit der Association zusammenhängend, finden Erwägung bei J. A. Eberhard, der auch in interessanter Weise die Vereinigung mehrerer Künste zu einer Gesamtwirkung (in der Oper) unter psychologischem Gesichtspunkt erörtert. —

Einzelne Dichter und Schriftsteller über Aesthetik. Anknüpfend an den Neudruck von Frhr. von Schönaichs „Die ganze Aesthetik in einer Nuss" durch Alb. Köster (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge 20-31; JBL. 1900 IV 5a: 22) unterzieht Spitzer **(422)** das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst einer eindringlichen Analyse, um die Grenzen der Berechtigung dieses Prinzips festzustellen, in dem Schönaichs Litteraturkritik und die verschiedener moderner Epigonen dieses Gottschedjüngers wurzelt. Sp. zeigt, wie weit die Korrektheitsforderung gegenüber dem Metrum, den allgemeinen Sprachgesetzen, die der lebendige Sprachgebrauch diktiert, ferner gegenüber dem Gebrauch poetischer Bilder und Vergleiche reicht. Hier gilt bloss die vage Regel, den Gefühlston in acht zu nehmen und sich vor Zerstörung und Beeinträchtigung der spezifischen Stimmung zu hüten. Bei Schönaich ist das Korrektheitsprinzip bedingt durch eine Invasion des Verstandes in ein Gebiet, dem er naturgemäss fern zu bleiben hat. Sp. führt als ergänzendes Seitenstück zu Schönaichs Aesthetik in einer Nuss das Werk eines französischen Schriftstellers des 18. Jahrhunderts an, Boudards „Iconologie tirée de divers auteurs. Ouvrage utile aux gens de lettres, aux poëtes, aux artistes, et géneralement à tous les amateurs de beaux arts". Wenn Schönaich Beispiele dessen gibt, was die Normen einer gewissen Aesthetik verbieten und verdammen müssten, so breitet Boudard das vor uns aus, was von diesen Verdammungsurteilen verschont bliebe. Sp. fasst schliesslich zusammen (S. 112): „Die Korrektheitsfanatiker vom Schlage Schönaichs gestatten der Poesie nur zwei Darstellungsmittel: adäquate Bezeichnungen und Redensarten. Damit aber wäre offenbar die Poesie zum grössten Teile aufgehoben, ihr Lebensnerv zerstört, ihre Hauptwurzel untergraben; es liegt hier also nicht eine Konsequenz oder Bewährung, sondern vielmehr ein Missbrauch, eine verhängnisvolle Ueberspannung des wichtigen und für so viele ästhetische Erscheinungen die Grundlage bildenden Korrektheitsprinzips vor." — Pater **(254a)** feiert in einer vielfach von Hegelscher Geschichtsphilosophie getragenen Studie (S. 238-314 seines Buches) Winckelmann und seine Einfühlung in den hellenischen Geist. — Wachler **(423)** stellt einige Aeusserungen Herders und Jacob Burckhardts (aus dessen griechischer Kulturgeschichte) zusammen als Beitrag zum Begriff der Heimatkunst (s. u.). — Der Aufsatz Bodes **(424)** dürfte dem letzten Abschnitt seines Buches: Goethes Aesthetik (vgl. JBL. 1901 I 3: 21) entsprechen. — Aus den einschlägigen Schriften Fichtes und Schellings fädelt Battin **(427)** die Zeugnisse für die Bewertung des ethischen Elements in den ästhetischen Anschauungen der beiden Denker auf. —

Cohn **(428)** gibt in grossen Zügen ein Bild von Hegels Aesthetik. Er hebt hervor, wie das Wesen Hegels, der auch als philosophischer Systematiker kein

Bahnbrecher, sondern ein Vollender war, immer gerichtet blieb auf feste Form und vollendete Darstellung, wie er der Romantik im allgemeinen kühl gegenüberstand und, wenn auch allen Stimmen der Völker und Zeiten offen, doch in seiner eigensten Persönlichkeit dem klassischen Griechentum zugewandt war, mit dessen Geist er sich seit seiner Stuttgarter Gymnasialzeit tief durchdrungen hatte. Er vertritt so auch in seinem Kunstgefühl den Standpunkt des alternden Goethe. Die Aesthetik Hegels gibt den von Schiller angeregten Gedanken, deren Vollendung Schelling und Solger angestrebt hatten, eine abschliessende systematische Gestalt. C. betont nachdrücklich die Wirkungen Schillers. „An seine Formel, dass das Schöne die freie Einheit von Idee und Gestalt, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit sei, knüpfen alle folgenden Inhaltsbestimmungen des Schönen an, auf seiner Unterscheidung zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung beruht die gesamte philosophische Konstruktion der Kunstgeschichte" (S. 171). Die vorgefundene Abgrenzung des ästhetischen Gebietes übernimmt Hegel, um dem Schönen sogleich seine Stelle in dem durchgängig untereinander verknüpften System der Gesamtheit des menschlichen Lebensinhaltes anzuweisen. C. schlägt nun den in der Anlage des Hegelschen Systems begründeten Weg ein, den wesentlichen Inhalt des in der Kunst dargestellten Lebensgebietes zu bezeichnen, um dadurch die Stellung dieses Gebietes im System zu erläutern und auf den Geist dieses Systems selbst erklärendes Licht fallen zu lassen. Wie das Ziel der künstlerischen Arbeit die Einheit eines Inhaltes und einer Gestalt ist, so ist das Wesen des Kunstwerks überhaupt nach Hegel die Einheit von Idee und Erscheinung oder die Verwirklichung der Idee in einer besonderen Gestalt. Die Idee aber ist für Hegel der lebendige, konkrete Geist. Ihre Entwicklung ist der wahre Inhalt der Welt. Die Entwicklung der Kunst drückt sich auf Grund der dialektischen Methode in den Formen der symbolischen, klassischen und romantischen Kunst aus, die ihre Bestimmung nach dem Verhältnis zwischen Idee und Erscheinung erhalten. Hat die Kunst in der romantischen Form ihre Entwicklung vollendet, was zeitlich mit dem Ende des Mittelalters zusammenfällt, so hört sie auf das höchste Bedürfnis des Geistes zu sein, die Entwicklung der Idee nimmt höhere Formen an. Damit kann aber bei Hegel der Zwiespalt bei der Beurteilung der modernen Kunst nicht verborgen bleiben, denn Hegel kann nicht umhin, in der niederländischen Kunst, in Shakespeare und vor allem in Goethe grosse, wesentliche Erscheinungen der Kunst anzuerkennen. Diese Schwierigkeiten sind eben darin bedingt, dass für Hegel die Entwicklung der Kunst eine abgeschlossene Durchgangsstufe des Geistes ist. Und der empirischen Wirklichkeit gegenüber muss seine rationalistische Tendenz, diese Wirklichkeit aus der klaren Aktivität des Denkens abzuleiten, notwendig machtlos bleiben. Das „konkrete Denken" Hegels ist eben logisch unhaltbar. Er musste sich selbst darüber täuschen infolge des Zuges seines Geistes, für jede Art einen klassischen Repräsentanten zu fordern, was in seiner speziellen Kunsttheorie in dem „konkreten" Verfahren zum Ausdruck kam, jede Art der Kunst wesentlich durch ein oder höchstens einige wenige Werke repräsentiert sein zu lassen, Tragödie = Antigone, Epos = Homer, gelegentlich auch Hermann und Dorothea. Trotz solcher Irrtümer, meint C., bleibe der Grundgedanke der Hegelschen Aesthetik — die Einheit von Gestalt und Inhalt als Wesen des vollendeten Kunstwerkes zu erkennen — dauernd das Ziel der Wissenschaft. Historisch präzisiert C. die Aufgabe der gegenwärtigen Aesthetik dahin, „dass sie den Ertrag der grossen idealistischen Systeme, wie er in Hegels Aesthetik wesentlich vorliegt, auf dem Boden des Kritizismus neu gewinnen soll" (S. 186). Das früher (JBL. 1901 I 3:35) angeführte Werk Cohns steht im Dienst dieser Aufgabe. — Die Gedenkrede Euckens (**429**) auf Trendelenburg enthält nichts auf unser Thema Bezügliches. — Der Aufsatz Chamberlains (**434**) ist die Uebersetzung einer früheren Arbeit (JBL. 1900 I 3:48). — Faguet (**435**) gibt in seiner neugegründeten Zeitschrift (1, S. 65—98) eine geistreiche Analyse von „Le premier livre de Nietzsche", anlässlich der französischen Uebersetzung der „Geburt der Tragödie" von Jean Marnold und Jacques Morland (Société du Mercure de France). Er ist der Meinung, dass der ganze Nietzsche schon in diesem Erstling steckt und dass die späteren Schriften nichts anderes sind als die Entwicklung von zwei oder drei Grundgedanken der „Geburt der Tragödie". — Hauptmann (**436**) huldigt in seinen „Tagebuch-Bemerkungen" einem vagen Kunstmystizismus. — Anna Brunnemann (**437**) schildert kurz die Entwicklung Zolas in seinen Werken vom Naturalistenführer zum reinen Idealisten, in dem der Theoretiker und Sozialpolitiker allmählich den Dichter verdrängt hat, während Helferich (**438**) seine Einleitung zu der Sammlung von Zolas Kunstkritiken aus den Jahren 1866, 1867 und 1896 abdruckt. Er würdigt die Bedeutung dieser Salonberichte Zolas und meint schliesslich, dass Zola dort in seinen Kritiken, wo er Themen anschlägt, die sich mit seiner Persönlichkeit berühren, unsterblich sein wird. —

Theoretisches. Als ein methodologischer Versuch ist die Arbeit von

G. von Keussler (453) zu bezeichnen, der es unternimmt, die Grenzen der Aesthetik abzustecken. Er gliedert seine Untersuchung derart, dass er zunächst die Nachbargebiete und deren Einfluss auf die Aesthetik feststellt. Hierauf wird das Stoffgebiet d. h. der Arbeitsgegenstand der Aesthetik abgegrenzt und schliesslich die Befugnisse in der Gesetzgebung für das anerkannte Stoffgebiet erörtert. Um die Beziehungen anderer Wissenschaften zur Aesthetik zu erkennen, stellt sich der Verfasser vor allem die Frage, ob die Aesthetik innerhalb des idealen Verhältnisses der Wissenschaften steht, das im Prinzip des Mutualismus, der gegenseitigen Förderung ausgedrückt ist, oder ob sie lediglich unter parasitären Lebensbedingungen existiert. Er hebt die schwierige Aufgabe des Aesthetikers hervor, seine Daseinsnotwendigkeit glaubwürdig nachzuweisen, was in dem Umstand begründet liege, „dass die Kunst selbst, der doch vornehmlich die Aesthetik dient, die Notwendigkeit ihres eigenen Daseins noch immer als ein Kapitel Metaphysik behandeln lassen muss“ (S. 11). v. K. kommt zu dem Resultat, dass die Frage nach dem wissenschaftlichen Parasitismus der Aesthetik erst dort beantwortet werden kann, wo die Bedeutung der Kunst selbst festgestellt worden ist, deren Wert vorläufig noch mehr empfunden als gewusst wird; mutualistisch verhält sich die Aesthetik allein zur Kunst. Hier wird der Verfasser alsbald zur Bezeichnung des spezifischen Wesens der Aesthetik genötigt, das in der Tätigkeit liegt, „die Empfindungen des Kunst- und Naturschönen zu Vorstellungen und Begriffen zu klären“ (S. 19). Er erörtert dann die Mittel, die von der Aesthetik zu diesem Zweck den Methoden anderer Wissenschaften zu entnehmen und auch schon entnommen worden sind, wobei ihm seine Kenntnis der ästhetischen Litteratur hülfreich ist. Das Eindringen naturwissenschaftlicher Methoden ist das Kennzeichen einer noch jungen Periode der ästhetischen Entwicklung. Schliesslich fasst er das Resultat dieser Untersuchungen folgendermassen zusammen: „Somit scheint im Körper der Wissenschaften die Aesthetik methodisch der Logik parallel zu liegen, während ihr grösstes Nachbargebiet, aus dem sie ihren Arbeitsvorrat und ihre Nahrung holt, die Kunstgeschichte ist. Und während die Untersuchung über die Akte des Schaffens und der Aufnahme psychologisch vorgenommen wird, ist damit gleichzeitig gesagt, dass im Charakter der allgemeinen Psychologie gleichzeitig der Charakter der Aesthetik ausgesprochen liegt. Die drei Typen der Psychologie sind: introspektiv, physiologisch und exakt. Ueberall aber zeigt sich das Bestreben, die Erbstücke der einstigen Einflüsse der Metaphysik, die noch überall verstreut liegen, los zu werden; und die Kraft zur Beseitigung dieser lästigen Rudimente wird aus der Empirie gewonnen“ (S. 65). Der zweite Abschnitt, der dem Gegenstand der Aesthetik d. h. den Grenzen ihres Stoffes gewidmet ist, ist im wesentlichen eine Untersuchung der Systematik der Künste. Nachdem der Verfasser die verschiedenen Versuche in dieser Richtung erörtert hat, stellt er als oberstes Einteilungsprinzip für die Systematik der Künste die Technik hin, die das Verhältnis vom Kunststoff zu den Mitteln der Darstellung ausdrückt, also das Verhältnis der ersten wesentlichen Kunstmomente. Als ein weiteres Einteilungsprinzip bezeichnet der Verfasser die Wahrnehmbarkeit, die das Verhältnis zwischen dem Kunstwerk und dem aufnehmenden Subjekt ausserhalb des Kunstwerks ausdrückt. Zwischen Technik und Wahrnehmbarkeit findet er das Medium der Verbreitung als Einteilungsprinzip, wonach man bisher oft die Künste in räumliche und zeitliche geschieden hat. Als eine Zwischenstufe in der Reihe zwischen den räumlichen und zeitlichen Künsten fasst er die theoretische Griffelkunst Max Klingers auf. v. K. fordert schliesslich: „Wenn die Aesthetik als 'abstrakte Schönheitslehre' sich der Totalwirkung des Kunstwerks widmet und daher die kollektiven Eigenschaften des Formalschönen — wie Harmonie, Eurythmie, Proportion, Symmetrie usw. — betrachtet, so suche die Stillehre die Bestandteile der Form, die nicht selbst Form sind, sondern Stoff und Mittel, — gleichsam die Vorbestandteile und Grundbedingungen der Form“ (S. 101). In seinem letzten Abschnitt erörtert der Verfasser zunächst das Berufsrecht des Aesthetikers und meint, dass für die Einzelteile der Aesthetik verschieden geartete Arbeitskräfte nötig seien, die sich fast nie in einer Person vereinigt finden. Am besten, meint v. K., wird die empirische Aesthetik des Schaffens durch den Künstler, die spekulative Aesthetik des Geschaffenen durch den Fachmann gefördert, während die spekulative Seite der Produktion und die empirische der Eindrucksanalyse von beiden Teilen eine ziemlich gleiche Summe der Förderung beanspruchen dürften. Der Verfasser durchmustert die Geschichte nach ästhetisierenden Künstlern. Weiterhin wird die Verschiedenheit der Möglichkeiten in der Berufsübung erwogen. Hier stehen sich gegenüber die Experimental- und die Populärästhetik. Die Experimentalästhetik (seit Zeising und Fechner) hat zwei Gruppen von Gegnern, von denen die eine in den bisherigen Ergebnissen nichts Verwertbares sieht, ohne doch prinzipiell die Möglichkeit einer Förderung durch das Experiment zu leugnen, während die andere die experimentale Methode im Prinzip verwirft. Die Theoriephantastik, die trotz all ihrer Schön-

rednerei nichts sagt, liegt zwischen der Populärästhetik und ihrem streng theoretischen Gegenüber; sie bringt die Aesthetik in Misskredit. Die Populärästhetik wird in ihrem Grundton durch den des anderen Extrems bestimmt und wechselt daher fortwährend. Bei metaphysischer Tiefe auf der einen Seite, tritt die Populärästhetik leicht allzu seicht d. h. als selbstverständliche empirische Alltäglichkeit auf. Beim Forschen nach Gesetzmässigkeiten auf Grund exakter Wissenschaftlichkeit betont die Populärästhetik in der Kunst die Gesetzlosigkeit. Immerhin liegt in der Tendenz der Populärästhetik Gesundheit, was Schiller mit dem grössten Nachdruck gezeigt hat, „wohl der vornehmste unter allen Populärästhetikern". Den Ursprung der überzeugenden Populärästhetik sieht der Verfasser in dem „inneren Sinn" Shaftesburys und Hutchesons, in der Betonung des common sense durch Thomas Reid. Zu den charakteristischen Merkmalen des Popularismus rechnet v. K. den Mangel an geschichtlichem Verständnis. Daran schliesst sich nun in der Darstellung des Verfassers die Erörterung der „Gesetzesfrage", d. h. was die ästhetischen Gesetze bedeuten, welchen Wert man den hingestellten (abstrahierten) Normen geben soll. Dabei kommt er zu der Frage, wie denn das zu achtende Gesetz beschaffen sein muss. Neben Natur- und Vernunftgesetzen unterscheidet der Verfasser das Geschichtsgesetz, das den Gang aller Organik geht und weder ewig ist wie das ideale Naturgesetz, noch sich die Ewigkeit anmassen will wie das sterbliche Vernunftgesetz. Mit dem Geschichtsgesetz hat es die Aesthetik nach seiner Meinung am meisten zu tun. Es handelt sich bei ihm „um Induktionen aus den gleichartig wiederkehrenden Erscheinungen in den verschiedenen Erzeugnissen einer Kunst und der Kunst" (S. 135). Demgemäss sind die meisten bisherigen „Aesthetikgesetze" zu beurteilen. „Sie stammen aus der Beobachtung der Kunstwerke und sind entweder Wiederholungsgebote oder -verbote" (S. 138). Die Tendenz der Aesthetiker geht, wie die Geschichte der Aesthetik zeigt, nach v. K. darauf hin, eine Ideal-Technik zu konstruieren, eine Universalhandhabe der ästhetischen Rechtsphilosophie. Von einem besonnenen Hand-in-Handarbeiten der beiden feindlichen Schwestern, deren Antagonismus gerade die Aesthetik so sehr in Misskredit gebracht und ihre Grenzen geschmälert hat, nämlich der induktiven und der deduktiven Methode, verspricht sich der Verfasser etwas für eine bessere Zukunft dieser Wissenschaft. — Die allgemeine Betrachtung G e n t h e s (439), dem die ästhetische Weltanschauung eine vom ästhetischen Empfinden geleitete Auffassung der gesamten Wirklichkeit ist, von der sie uns ein ideales Bild vermittelt, sei nur kurz erwähnt. — Dagegen muss nun ausführlicher auf die Theorie C r o c e s (441) eingegangen werden. Ich stehe nicht an, sie als die bedeutendste Erscheinung dieses Berichtsjahres zu bezeichnen, und finde mit Vergnügen, dass auch V o s s l e r in seiner Besprechung das Buch C.s ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte des Gedankens nennt. Die Klarheit und Schärfe dieses Buches im ganzen wie im einzelnen zeigt sinnfällig, in welchem Masse das aus verwandtem Bestreben erarbeitete Buch von G. von Keussler eine Nebellandschaft geblieben ist. C. beginnt mit der Unterscheidung der beiden Formen der menschlichen Erkenntnis: der anschauenden (intuitiven) und der logischen Erkenntnis, von denen jene es mit dem Individuellen, mit Bildern, Vorstellungen, diese mit dem Universalen, mit Begriffen zu tun hat. Phantasie- und Verstandeserkenntnis. Eine Wissenschaft der Verstandeserkenntnis gibt es längst: die Logik; von einer Wissenschaft der intuitiven Erkenntnis ist kaum die Rede. Die Anschauung ist durchaus unabhängig vom Begriff, sie kann völlig für sich allein bestehen. Weiterhin ist sie auch nicht bedingt durch die Unterscheidung von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit. „Die Anschauung ist die von der Wahrnehmung des Wirklichen und dem einfachen Bild des Möglichen undifferenzierte Einheit. In der Anschauung stellen wir uns nicht als empirische Wesen der äusseren Wirklichkeit gegenüber, sondern objektivieren einfach unsere Eindrücke, welche immer sie sein mögen" (S. 6). Raum und Zeit sind nicht Formen der Anschauung, denn wir haben Anschauungen ohne Raum und ohne Zeit. Die beiden Kategorien entstehen erst a posteriori, durch Eindringen intellektualistischer Ueberlegungen in die Tatsache der Anschauung, die eine weder Raum noch Zeit schaffende, sondern schlechthin charakterisierende Funktion ist und uns die Erkenntnis der Dinge in ihrer konkreten Individualität gibt. Sie ist Funktion d. h. geistige Tätigkeit, die der Empfindung, der ungeformten Materie, Form gibt. Sie, als Aktivität, bemächtigt sich dieser, die durch Passivität bezeichnet ist. Der Begriff der Vorstellung oder des Bildes ist gleichbedeutend mit dem der Anschauung, wenn Vorstellung als Bearbeitung, Formung der Empfindung durch geistige Tätigkeit gefasst wird. Diese geistige Tatsache wird von der bloss psychischen der Empfindung am besten unterschieden, wenn man sagt, dass jede wahre Anschauung und Vorstellung zugleich Ausdruck ist. „Lo spirito non intuisce se non facendo, formando, esprimendo" (S. 11). Und C. stellt die scheinbar paradoxe Behauptung auf: „L'attività intuitiva

tanto intuisce quanto esprime." Sie scheint paradox, weil die Illusion oder das Vorurteil besteht, dass wir von der Wirklichkeit mehr anschauen als wir tatsächlich anschauen. Nach einer bündigen Erörterung darüber, in welcher fragmentarischen Weise wir im Grunde die Wirklichkeit erfassen, kommt der Verfasser zu der zusammenfassenden These: Die Anschauungserkenntnis ist die Ausdruckserkenntnis. „Die Anschauung oder Vorstellung, die unabhängig und autonom ist in Bezug auf die intellektuelle Tatsache, gleichgültig gegenüber den nachträglichen und empirischen Scheidungen von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit und gegenüber den nachträglichen Bildungen und Apperceptionen des Raumes und der Zeit, unterscheidet sich von dem, was man empfindet und über sich ergehen lässt, von dem sinnlichen Wogen und Fliessen, von der psychischen Materie, als Form; und diese Form, diese Besitzergreifung, ist der Ausdruck. Anschauen ist ausdrücken, und nichts anderes — nichts mehr, aber auch nichts weniger — als ausdrücken" (S. 14). Die Anschauungs- oder Ausdruckserkenntnis ist nun identisch mit der ästhetischen oder künstlerischen Tatsache, sofern die Kunstwerke Beispiele für Anschauungserkenntnisse sind und diese den Charakter von jenen haben und umgekehrt. Die Kunst ist mit nichten eine Anschauung eigener Art. Die Unterschiede innerhalb der Anschauungserkenntnis sind lediglich quantitativ. Es gibt nicht eine Wissenschaft der geringen und eine andere der grossen Anschauung, eine der gewöhnlichen und eine andere der künstlerischen Anschauung, sondern eine einzige Aesthetik als Wissenschaft der Anschauungs- oder Ausdruckserkenntnis, in der die ästhetische oder künstlerische Tatsache besteht. Diese Aesthetik ist das wahre Analogon zur Logik, die als Tatsachen von gleicher logischer Natur sowohl die Bildung des kleinsten und gewöhnlichsten Begriffs wie die Konstruktion des kompliziertesten wissenschaftlichen und philosophischen Systems umfasst (S. 17). Daher ist auch der Unterschied zwischen dem künstlerischen Genie und dem gewöhnlichen Menschen nur ein quantitativer. Nichtig ist auch der Form- und Inhaltsstreit in der Aesthetik. Die Form ist nicht etwas, was zu dem Inhalt d. h. den Eindrücken hinzukommt, sondern diese werden von der Ausdruckstätigkeit herausgearbeitet und geformt. Der Inhalt ist der notwendige Ausgangspunkt für den Ausdruck, aber von den Eigenschaften des Inhalts zu denen der Form gibt es keinen Uebergang. — Beiläufig nenne ich den hierhergehörigen Aufsatz von Göhler (465). — Ebenso wird die Theorie der Naturnachahmung zurechtgerückt. Ferner: die oft wiederholte Behauptung, dass die Kunst nicht Erkenntnis sei, dass sie nicht Wahrheit gäbe, dass sie nicht zur theoretischen Welt gehöre, sondern zu der des Gefühls usw., stammt daher, dass man sich von dem Erkenntnischarakter der einfachen Anschauung, die sowohl von der Verstandeserkenntnis wie auch von der Wahrnehmung des Wirklichen unterschieden ist, nicht genügend Rechenschaft gab, dass man nur die Verstandeserkenntnis oder höchstens noch die Wahrnehmung des Wirklichen als Erkenntnis auffasste. Auch die Theorie der ästhetischen Sinne stammt aus einer Unklarheit. Die Frage nach den ästhetischen Sinnen zerfällt in zwei Fragen: welche sinnlichen Eindrücke können in die ästhetischen Ausdrücke eingehen? welche müssen mit Notwendigkeit in sie eingehen? Die Antwort lautet, dass alle Eindrücke in die ästhetischen Ausdrücke oder Gebilde eingehen können und dass kein Eindruck mit Notwendigkeit in sie eingehen muss. Wenn man die Gesichts- und Gehörseindrücke als direkte von denen der anderen Sinne als lediglich associierte oder indirekte unterschieden hat, so ist das ganz und gar willkürlich. Der ästhetische Ausdruck ist eine innere Tatsache, eine Synthese, in der es unmöglich ist, das Direkte und das Indirekte zu unterscheiden. Der Ausdruck hat seinen Ausgangspunkt freilich in den Eindrücken, aber der physiologische Weg, auf dem die Eindrücke in den Organismus gekommen sind, ist dabei völlig gleichgültig. Da jeder Ausdruck ein einziger Ausdruck ist, ist auch das Kunstwerk unteilbar. Die Eindrücke werden durch den Ausdruck in ein organisches Ganze verschmolzen. Das hat man früher mit der Forderung der Einheit des Kunstwerks oder der Einheit in der Mannigfaltigkeit bezeichnet. Mit der Behauptung von der Kunst als Befreierin hat es seine Richtigkeit. „Indem der Mensch die Eindrücke bearbeitet, befreit er sich von ihnen. Durch die Objektivierung trennt er sie von sich und unterwirft sie sich. Die befreiende und reinigende Funktion der Kunst ist ein anderer Gesichtspunkt, eine andere Formulierung ihres Charakters als Aktivität. Die Aktivität ist eben um deswillen Befreierin, weil sie die Passivität beseitigt" (S. 24). Ist nun auch die ästhetische Erkenntnisform durchaus unabhängig von der intellektualen oder begrifflichen, so ist damit noch nicht gesagt, dass auch das Umgekehrte richtig sei. Die begriffliche Erkenntnis ist Erkenntnis von Beziehungen der Dinge; die Dinge selbst aber sind Anschauungen. Die begriffliche Erkenntnis beruht auf der ästhetischen, geht aber über sie hinaus. Sprechen heisst nicht logisch denken, aber logisch denken muss zugleich sprechen sein. Es gibt keine gutgedachten, aber schlecht-

geschriebenen Bücher. Wo ein Gedanke nicht reif und klar geworden ist, kommt er auch nicht zu entsprechendem Ausdruck. Kunst und Wissenschaft sind also verschieden und doch miteinander verbunden: in der ästhetischen Seite fallen sie zusammen. Jedes Werk der Wissenschaft ist zugleich Kunstwerk. „Die ästhetische Seite mag wenig bemerkt werden, wenn unser Geist ganz von der Anstrengung erfasst ist, den Gedanken des Gelehrten zu verstehen und ihn auf seine Wahrheit hin zu prüfen. Aber sie bleibt nicht mehr unbemerkt, wenn wir von der Tätigkeit des Verstehens übergehen zu der des Betrachtens und wenn wir den Gedanken entweder klar, rein, scharf umrissen, ohne überflüssige noch fehlende Worte, rhythmisch, mit angemessener Betonung oder verworren, unterbrochen, verwickelt, springend vor uns sich abrollen sehen" (S. 27f.). Der Ausdruck ist die erste, der Begriff die zweite Stufe innerhalb der geistigen, theoretischen Tätigkeit des Menschen; andere Formen der Erkenntnis als diese beiden Stufen gibt es nicht. Die Geschichtlichkeit als angeblich dritte Form weist C. begründet zurück. Von seinem sicheren Standpunkt aus unternimmt es nun C., an einer langen Reihe ästhetischer Theorien Kritik zu üben, die aus der Verwirrung der verschiedenen Formen entstanden sind. So aus der Verwirrung der Ansprüche der Kunst im allgemeinen und der besonderen Ansprüche der Geschichte die Theorie des Wahrscheinlichen und des Naturalismus, aus intellektualistischen Irrtümern die Ansichten von Ideen in der Kunst, von der Kunst, die Thesen beweise, ferner die Theorie des Typischen, des Symbols und der Allegorie. Am offenkundigsten zeigt sich der intellektualistische Irrtum in der Theorie von den künstlerischen und litterarischen Gattungen. Bei ihr liegt der Irrtum darin, dass sie vom Begriff zum Ausdruck kommen will, dass sie die zweite Stufe zur Voraussetzung der ersten macht. Auf dieser Theorie bauen sich dann alle jene verkehrten Gesichtspunkte ästhetischer Beurteilung und Kritik auf, die vor einem Kunstwerk, anstatt zu bestimmen, ob es Ausdruck hat und was es ausdrückt, ob es spricht oder stammelt oder geradezu schweigt, sich fragen: stimmt es mit den Gesetzen der epischen Dichtung oder mit den Gesetzen der Tragödie, mit den Gesetzen der Historien- oder denen der Landschaftsmalerei überein? Die Künstler haben in Wirklichkeit den Gesetzen der Gattungen von jeher ein Schnippchen geschlagen. Der Verfasser zeigt dann, wie in analoger Weise Irrtümer in der Theorie der Geschichte und der Theorie der Wissenschaft d. h. der Logik zustande gekommen sind. Indessen muss ich diese interessanten Darlegungen hier übergehen. Ganz kurz nur deute ich an, wie C. weiterhin der theoretischen Form des Geistes die praktische Form gegenüberstellt, die im Willen verkörpert ist. Die praktische Tätigkeit des menschlichen Geistes setzt in gleicher Weise die theoretische voraus, wie innerhalb der theoretischen die ästhetische Erkenntnisform die Grundlage der logischen bildet. D. h. die praktische Tätigkeit ist die zweite Stufe nach der theoretischen. „Ein Erkennen, unabhängig vom Wollen, ist denkbar; ein Wille, unabhängig vom Erkennen, ist undenkbar. Der blinde Wille ist nicht Wille; der wahre Wille hat Augen" (S. 51). Danach kann C. nun feststellen, dass die ästhetische Tätigkeit mit der praktischen im Prinzip nichts zu schaffen hat. „Die ästhetische Tatsache erschöpft sich vollständig in der Ausdrucksarbeit an den Eindrücken. Wenn wir das innere Wort errungen, eine Figur oder eine Statue rein und lebendig erfasst, ein musikalisches Motiv gefunden haben, ist der Ausdruck geboren und ist vollständig. Er bedarf nichts weiter. Dass wir dann den Mund öffnen oder öffnen wollen zum Sprechen oder Singen, dass wir die Hände ausstrecken oder ausstrecken wollen, um die Tasten des Klaviers zu berühren oder Pinsel und Meissel zu ergreifen, ist eine hinzukommende Tatsache, die ganz anderen Gesetzen gehorcht als die erste" (S. 53). Aus dieser Auffassung folgt ohne weiteres, dass die Kunst keine „Aufgabe" hat. Der Ausdruck ist freie Inspiration; das bedeutet die Unabhängigkeit der Kunst sowohl von der Wissenschaft wie vom Nützlichen und der Moral, den beiden Formen der praktischen Tätigkeit. Diese beiden Formen, die rein nützliche, zweckmässige oder ökonomische Tätigkeit und die moralische Tätigkeit, verhalten sich zu einander wie Aesthetik und Logik innerhalb der theoretischen Welt. „L' Economia è come l'Estetica della vita pratica; la Morale come la Logica" (S. 58). Auf die Betrachtung dieser beiden Formen der praktischen Tätigkeit, des Wollens, die analog der Gliederung der beiden theoretischen Tätigkeiten durchgeführt wird, gehe ich hier nicht näher ein. Die gegebenen Andeutungen genügen, um sich ein Bild von der C.schen Philosophie des Geistes in ihren Hauptmomenten zu machen. Die menschliche Tätigkeit nimmt die bezeichneten vier Formen an und demgemäss gibt es auch vier Formen des Genies oder der Genialität: Genies der Kunst, der Wissenschaft, des moralischen Willens und — was man nur widerstrebend zugegeben hat — reine Zweckgenies, die man nicht ohne Grund auch verbrecherische oder Genies des Bösen genannt hat. Ausser diesen vier Graden des menschlichen Geistes erkennt C. einen fünften nicht an, vor allem nicht jenen mystischen Begriff einer intellektuellen Anschauung als einer geistigen Tätigkeit,

die in der Philosophie, geschweige denn in der ästhetischen Tätigkeit wirksam wäre. — Auf die Frage, ob es verschiedene Weisen oder Grade des Ausdrucks gibt, muss C. auf Grund des Selbstbewusstseins und der inneren Beobachtung mit Nein antworten. Das bedeutet dann, dass eine Klassifikation der Ausdrücke unmöglich ist. Hierher gehört die Kritik der Theorie von den rhetorischen Kategorien. „Der wissenschaftliche Wert, der in der Aesthetik jenen Unterscheidungen des Realistischen und Symbolischen, des Stils und des Stillosen, des Objektiven und Subjektiven, des Klassischen und Romantischen, des Einfachen und Geschmückten, des Eigentlichen und des Metaphorischen, ferner den Unterscheidungen der vierzehn Formen der Metapher, der Wort- und Satzfiguren, schliesslich des Pleonasmus, der Ellipse, der Inversion, der Wiederholung, der Synonyme und Homonyme usw. zukommt, ist gleich Null" (S. 72). Alle diese Wörter und andere der gleichen Sorte bezeichnen entweder den gelungenen Ausdruck oder die verschiedenen Gestaltungen des missglückten. Aber sie werden in der willkürlichsten Weise angewendet, da es vorkommt, dass das gleiche Wort bald dazu dient, das Vollendete zu betonen, bald das Unvollendete zu stempeln. Für die ästhetische Kritik sind sie schlechthin bedeutungslos, nur im Dienst der Logik und der Wissenschaft hat die rhetorische Terminologie einen bestimmten Sinn. „Für die Wissenschaft gibt es eigentliche Worte und Metaphern; ein und derselbe Begriff kann sich in verschiedener Weise psychologisch verdichten und daher zum Ausdruck bringen; und bei der Ausbildung der wissenschaftlichen Terminologie eines bestimmten Schriftstellers werden, wenn eine dieser Weisen als die richtige festgelegt ist, alle anderen uneigentlich oder tropisch. In der ästhetischen Tatsache gibt es nur eigentliche Worte, ein und dieselbe Anschauung kann man nur in einer einzigen Weise zum Ausdruck bringen" (S. 75). Der ästhetischen Tatsache als geistiger Aktivität steht das Gefühl als organische Passivität gegenüber. Lust und Unlust, die beiden Pole des Gefühls, sind für C. Eindrücke des Organismus. Wie verhalten sich die geistige Aktivität und diese Passivität der Gefühle zu einander? Die Gefühle sind Begleiterscheinungen. Als Begleiterscheinung der geistigen Tätigkeit sind sie jedoch von Grund aus verschieden von den Begleiterscheinungen des funktionierenden Organismus. Darauf, dass die rein-organischen und die geistig-organischen Tatsachen wohl auseinander gehalten werden, beruht das Verständnis für die geistige Aktivität. Sonst findet man zwischen der Lust an der Kunst oder an einer guten Handlung und der Lust am tiefen Einatmen frischer Luft oder an der leichten Verdauung keinen wesentlichen Unterschied. Die organischen Gefühle als Begleiter der geistigen Tätigkeit nennt man auch Werte oder Wertgefühle. Sie werden ihrerseits wieder in Gefühle des Wertes und Gefühle des Unwertes geschieden. Sie bezeichnen die Lust an der freien Entfaltung der geistigen Tätigkeit und die Unlust bei gehemmter, verwickelter, unterbrochener Tätigkeit. Die Wertunterschiede stammen danach nicht aus den Gefühlen, sondern aus der Tätigkeit, und damit sind auch alle Untersuchungen über den Charakter der geistigen (der ästhetischen, moralischen, intellektuellen, ökonomischen oder Zweck-) Gefühle hinfällig. Ueberhaupt ist auch, bemerkt C., die alte Dreiteilung in der Psychologie: Vorstellen, Fühlen, Wollen als verschiedener psychischer Kategorien nicht länger zu halten. „Es ist unnütz, gegen die Seelenvermögen zu deklamieren, wenn man immer wieder in die mythologische Vorstellung verschiedener psychischer Kategorien zurückfällt. Einzig die menschliche Tätigkeit hat Unterschiede, die aber nicht isolierte 'Vermögen', sondern genetisch miteinander verknüpfte Momente und Grade einer einzigen Tätigkeit sind" (S. 80). — Die ästhetischen, intellektuellen, ethischen und ökonomischen Werte und Unwerte werden nun verschieden benannt im Sprachgebrauch: schön, wahr, gut, nützlich, schicklich, recht, genau; andererseits: hässlich, falsch, unnütz, schädlich, unschicklich, unrecht, ungenau usw. Der Sprachgebrauch wirrt diese Bezeichnungen beliebig durcheinander. „Schön z. B. wird nicht nur ein gelungener Ausdruck genannt, sondern auch eine wissenschaftliche Wahrheit, eine moralische Handlung, eine zweckmässig ausgeführte Handlung, schliesslich sogar das einfache organisch Angenehme: daher man von einem geistig Schönen, einem moralisch Schönen, einem sinnlich Schönen redet. Beim Nachlaufen hinter diesen ganz verschiedenen Sprachgewohnheiten haben viele Philosophen, insonderheit viele Aesthetiker den Kopf verloren, indem sie in ein ungangbares und unentwirrbares Wortlabyrinth gerieten" (S. 81). Der Verfasser bestimmt nun an dieser Stelle zuerst den Sinn des Wortes „schön" für die Aesthetik, und zwar ist das Schöne der ästhetische Wert, Schönheit ist der gelungene Ausdruck oder noch besser: der Ausdruck schlechthin, „da der Ausdruck, wenn er nicht gelungen ist, eben nicht Ausdruck ist". Das Hässliche ist dann der missglückte Ausdruck. Das Schöne hat keine Grade, da man sich ihm gegenüber nicht ein Schöneres, ein Ausdrucksvolleres, ein adäquateres Adäquates vorstellen kann; wohl aber hat das Hässliche Grade vom wenig Hässlichen (oder beinahe Schönen) bis zum sehr Hässlichen. Das völlig Hässliche, in dem also jedes Element von Schönheit fehlt, hört eben dadurch auf hässlich

zu sein, weil dann der Widerspruch aufhört, in dem sein Daseinsgrund liegt. Der Unwert wird zum Nichtwert. Es wird nun auch verständlich, was mit den sogenannten Scheingefühlen gesagt sein soll. Sie sind nichts anderes als die objektivierten, angeschauten, ausgedrückten Gefühle. Daran schliesst sich nun eine Kritik des ästhetischen Hedonismus, der die ästhetische Tätigkeit als einfache Gefühlstatsache betrachtet und das Gefällige des Ausdrucks, also das Schöne, mit dem Gefälligen schlechthin vermengt, und eine Kritik der verschiedenen Formen, die die hedonistisch-ästhetische Auffassung angenommen hat. Hierher gehört die Kritik des Schönen als des Gefälligen der höheren Sinne, die Kritik der Spieltheorie, der Theorien der Sexualität und des Triumphes des Männchens über das Weibchen. Weiterhin die Kritik einer weniger plumpen Ansicht, die die Aesthetik als Wissenschaft vom Sympathischen betrachtet. Das Sympathische, als Bild oder Vorstellung dessen, was gefällt, ist eine komplexe Tatsache, die aus einem konstanten Element, dem ästhetischen Element der Vorstellung und des Ausdrucks, besteht, und aus einem variabeln Element, dem organisch Gefälligen in seinen unendlichen Erscheinungsweisen, einschliesslich dem aus den verschiedenen Klassen der Werte hervorgehenden Gefälligen. Auf dem Boden des Sympathischen entstehen die ewigen Missverständnisse über den hässlichen Ausdruck und den schönen Ausdruck des Hässlichen. In der Aesthetik des Sympathischen liegt auch der Ursprung der Beziehung von Form und Inhalt als Summe zweier Werte. Alle diese Theorien sind Ausflüsse eines reinen Hedonismus. Sowie man irgend welche geistigen Werte zulässt, erhebt sich die Frage nach dem Wert und Zweck der hedonistisch verstandenen Kunst. Dabei kommt man zu zwei Lösungen des Problems, der rigoristischen oder asketischen, die einen Wert der Kunst für die menschliche Seele rundweg leugnet, und der pädagogischen oder utilitarisch-moralistischen, der die Kunst zum Einschmeicheln höherer Werte dient. „Die Aesthetik des Sympathischen — darin sehr oft ermuntert und unterstützt von der willkürlichen metaphysischen und mystischen Aesthetik und von dem blinden Traditionalismus, der ein Band innerer Verwandtschaft bestehen lässt zwischen Dingen, die zufällig von denselben Autoren und in denselben Büchern zusammen behandelt worden sind — hat in den ästhetischen Abhandlungen eine lange Reihe von Begriffen eingeführt und heimisch gemacht, von denen wir einiges sagen müssen um ihre entschlossene Austreibung aus unserer Aesthetik zu rechtfertigen. Es sind die Begriffe des Tragischen, Komischen, Erhabenen, Pathetischen, Rührenden, Traurigen, Lächerlichen, Melancholischen, Tragikomischen, Humoristischen, Majestätischen, Würdigen, Imponierenden, Zierlichen, Anmutigen, Anziehenden, Reizenden, Koketten, Idyllischen, Elegischen, Heiteren, Heftigen, Naiven, Grausamen, Gemeinen, Widerlichen, Ekelhaften — und wer noch mehr hat, bringe sie hier bei" (S. 89). Diese pseudoästhetischen Begriffe bezeichnen in dieser Aesthetik, für die der sympathische Inhalt das Schöne und der Antipathische das Hässliche ist, die Abstufungen zwischen den beiden äussersten Grenzen. Und sie bemüht sich um das Problem, welche Stellung dem Hässlichen in der Kunst anzuweisen ist. Ein bedeutungsloses Problem für die von C. verfochtene Aesthetik. „Der Inhalt der Kunst geht die Aesthetik nichts an und ist wissenschaftlich unerschöpflich, da er die ganze Wirklichkeit umfasst" (S. 90). C. wendet sich nun zu der psychophysischen Seite der ästhetischen Tatsache, die in physischen Erscheinungen wie Tönen, Klängen, Bewegungen, Kombinationen von Farben und Linien usw. besteht. Die Existenz dieser psychophysischen Seite hat zur Verwechslung zwischen ästhetischem Ausdruck und Ausdruck in naturalistischem Sinne Anlass gegeben. Und doch liegt ein Abgrund zwischen einem zornigen Menschen mit allen natürlichen Zeichen des Zornes und einem anderen, der den Zorn ästhetisch zum Ausdruck bringt. Dem Ausdruck (in naturalistischem Sinne) fehlt ganz einfach der Ausdruck (in geistigem Sinne) und daher das begleitende Lustgefühl der Schönheit. Die Erhaltung und Reproduktion der einmal erzeugten Ausdrücke wird gewährleistet durch das Gedächtnis. Die Unzulänglichkeit des Gedächtnisses aber bedarf der physischen Hülfe und Stütze. „Die psychophysischen Tatsachen, die den geistigen Ausdruck begleiten, können im Organismus von bestimmten physischen Reizen her wieder zum Erwachen kommen. Werden sie nun reproduziert, so tritt als Folge (wenn alle anderen Bedingungen unverändert bleiben) auch die Reproduktion des bereits erzeugten ästhetischen Ausdrucks, der ästhetischen Anschauung ein" (S. 97). Solche physischen Reize der Reproduktion sind nun jene Wortreihen, die man Poesie- und Prosawerke, Gedichte, Novellen, Romane, Tragödien, Komödien nennt, die Tonreihen der musikalischen Kompositionen, die Linien- und Farbenkombinationen der Gemälde, Statuen, Architekturen. Diese Reize der ästhetischen Reproduktion heissen auch die schönen Dinge, das physische Schöne. Das ist für die C.sche Auffassung, wie ersichtlich, eine elliptische Benennung. Dieses physische Schöne pflegt man zu scheiden in das Naturschöne und das Kunstschöne. Das Naturschöne ist aber auch nichts anderes als ein einfacher Reiz für die ästhetische Reproduktion, die die stattgehabte Produktion

voraussetzt. Vom Kunstschönen muss man wohl unterscheiden die Reproduktionsinstrumente, wie sie in den verschiedenen „Schriften" (Buchstaben-, Noten-, Hieroglyphenschrift usw.) vorliegen, die einfache Anweisungen sind für das, was man zu tun hat, um jene physischen Tatsachen zu erzeugen. Gelegentlich wird das Schöne bei manchen Aesthetikern auch geschieden in freies und nicht-freies. Nicht-freie Schönheiten sollen Dinge sein, die einem doppelten Zweck, einem ästhetischen und einem ausserästhetischen, praktischen, dienen. Als Beispiel gilt oft die Architektur, die daher manche vom Bezirk der „schönen Künste" ausschliessen, ferner das Kunstgewerbe. C. zeigt, dass die beiden Zwecke sich nicht mit Notwendigkeit widersprechen. Ja, der Künstler hat es von vornherein in der Hand, das Entstehen des Widerspruchs zu verhindern. Und zwar dadurch, dass er die Bestimmung eben des Gegenstandes, der einem praktischen Zweck dient, als Stoff für seine ästhetische Anschauung und Veräusserung aufnimmt. „Egli non avrà bisogno di aggiunger nulla all' oggetto per renderlo strumento d'impressioni estetiche: sarà questa seconda cosa, se sarà perfettamente la prima. Case rustiche e palagi, chiese e caserme, spade ed aratri, son belli non in quanto sono abbelliti ed adorni, ma in quanto esprimono il loro fine. — — Il fatto estetico può andar d'accordo col pratico perchè l'espressione è verità" (S. 102). Ich mache hier nur kurz darauf aufmerksam, wie die ganze moderne kunstgewerbliche Bewegung von hier aus ihre ästhetische Rechtfertigung erhält, und erwähne als hierhergehörig den Aufsatz von Muthesius (449), der das Erstarken der Sachlichkeit in den tektonischen Künsten begrüsst. — Wiederum wendet sich Croce nun zur Kritik einer Reihe von wissenschaftlichen Verirrungen, die aus der mangelhaften Unterscheidung zwischen der ästhetischen Tatsache, d. h. der künstlerischen Vision, und der physischen Tatsache, d. h. dem Hülfsinstrument für die Reproduktion, stammen. Hierher gehört zunächst der ästhetische Associationismus, für den die ästhetische Tatsache die Association zweier Vorstellungen ist: ein Gemälde die Vorstellung des Gemäldes und die Vorstellung der Bedeutung des Gemäldes usw. Der Verfasser weist solche Auffassungen ebenso zurück wie die Untersuchungen des Naturschönen oder der physischen Aesthetik (ästhetische Mineralogie, Botanik und Zoologie), und im speciellen die Theorie von der Schönheit des menschlichen Körpers. Ferner die Theorie von der Schönheit der geometrischen Figuren. Er rückt die Theorie der Naturnachahmung zurecht, die sich auf das Verfahren des Modelle benutzenden Künstlers stützt. Auch die Theorie von den Elementarformen des Schönen ist die Folge einer Verwechslung der ästhetischen mit der physischen Tatsache. Im Zusammenhang damit werden die Forschungen nach den objektiven Bedingungen des Schönen annulliert, die sich die induktive Aesthetik, die Aesthetik von unten, zur vergeblichen Aufgabe gemacht hat. Den goldenen Schnitt, die Wellen- und die Schlangenlinie als die wahren Schönheitslinien rechnet C. zu der von ihm sogenannten „Astrologie der Aesthetik". — Wer alle die hier verworfenen Anschauungen in einen Strauss zusammengebunden haben will, der lese den „gemeinverständlichen Vortrag" von Pokorny (541). — Die Veräusserlichung der künstlerischen Vision ist eine Seite der praktischen Tätigkeit und als solche zumeist vom Willen abhängig. Der praktischen Fähigkeit geht ein Komplex von Kenntnissen voraus, die man als „Technik" bezeichnet. Die sogenannte künstlerische Technik ist eine ähnliche metaphorische und elliptische Bezeichnung wie das „physische Schöne". Es sind genau genommen „Kenntnisse zum Behuf der praktischen Tätigkeit, die auf die Produktion von ästhetischen Reproduktionsreizen gerichtet ist" (S. 112). So gibt es mit Recht technische Theorien der einzelnen Künste. Dagegen ist die Verwirrung zwischen dem Physischen und dem Aesthetischen auf ihrem Gipfel in den angeblichen ästhetischen Theorien der einzelnen Künste, die sich die Frage vorlegen: Welches sind die Grenzen jeder Kunst? Was kann man mit den Farben und was mit den Klängen darstellen, was mit den einfachen monochromen Linien und was mit verschiedenfarbigen Strichen? was mit den Tönen und was mit den Metren und Rhythmen? welches sind die Grenzen zwischen den bildenden und den redenden Künsten, zwischen Malerei und Skulptur, zwischen Poesie und Musik? — Ich bemerke nebenbei, dass sich Lasson (448) auf diesem Boden bewegt. — Hinfällig wie derartige Untersuchungen ist auch jeder Versuch einer ästhetischen Klassifikation der Künste. „Tutti i volumi (e sono moltissimi) di classificazioni e sistemi delle arti potrebbero bruciarsi senza danno" (S. 115). Die Theorie des Gesamtkunstwerks verfällt einer ähnlichen Kritik. Die Beziehungen zwischen Kunst und Zweckmässigkeit, Kunst und Moralität werden nur deutlich, wenn man scharf und streng zwischen der eigentlichen ästhetischen Tätigkeit und der praktischen Tätigkeit der Veräusserung unterscheidet. Die Kunst, als Veräusserung der Kunst verstanden, unterliegt allerdings dem Einfluss von Gesichtspunkten der Zweckmässigkeit und Moralität. — Wie steht es nun mit dem ästhetischen Urteil? Es ist identisch mit der ästhetischen Reproduktion, wie C. in genauer Analyse nachweist. Die Urteilstätigkeit, die das

scharfsichtigen Einwände des Socrates im Hippias maior hinweist, der erkennt, dass, wenn der Grund der Schönheit weder die Sichtbarkeit noch die Hörbarkeit sein kann, da das, was dem Gesicht gefällt, dem Gehör nicht gefällt und umgekehrt, dieser Grund verschieden von beiden und dennoch etwas Gemeinsames sein muss. Aus der ganzen Wirrnis der Erörterungen über ästhetische und nichtästhetische Sinne kommt man nur heraus, meint C., wenn man von vornherein die Unmöglichkeit einer Verknüpfung so verschiedener Tatsachenreihen zugesteht, wie der Vorstellungsform des Geistes und der Existenz gegebener physiologischer Organe oder eines gegebenen Stoffes der sinnlichen Eindrücke (S. 496). Endlich folgt noch eine kurze Kritik der Theorie von den Stilgattungen und der Theorie der ästhetischen Kritik oder des Geschmacks. Auf diese ganze Geschichte der Aesthetik wird erst eigentlich bei der Darstellung der eigenen Theorie C.s das volle Licht fallen, wenn die Gesichtspunkte des italienischen Aesthetikers in ihrer Schärfe hervortreten. Ich werde mich nachher zur Skizzierung dieser Theorie wenden. Hier führe ich nur noch die beachtenswerten Ratschläge C.s für das Studium der Aesthetik an (S. 514f.). Er empfiehlt, um sich nicht gleich anfangs in der endlosen und verwickelten Litteratur über den Gegenstand zu verlieren, das Nachdenken und das Studium auf vier Hauptwerke zu beschränken: die Poetik des Aristoteles, die Scienza nuova des Vico, die Kritik der Urteilskraft von Kant und die Vorlesungen über Aesthetik von Schleiermacher, das erste Werk mit Benutzung des Kommentars von Butcher, das dritte mit der kritischen Arbeit von Basch (vgl. JBL. 1900 I 3 : 19). Daneben einige Bücher von philosophischen Kunstkritikern, wie die italienischen von De Sanctis und die deutschen von Hanslick und Fiedler. In zweiter Linie wird man drei Bücher des 18. Jahrhunderts studieren können, die die wissenschaftliche Aesthetik in der Naivetät ihrer Kindheit zeigen: die Réflexions von Du Bos, die Aesthetica Baumgartens (oder als Ersatz die „Anfangsgründe“ von Meier) und schliesslich den Laocoon Lessings (ed. Blümner). Um eine Vorstellung von der deutschen metaphysischen Aesthetik zu bekommen, empfiehlt C. Ed. von Hartmanns Philosophie des Schönen, „die sie auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zeigt und alle anderen ähnlichen Behandlungen vertreten kann“. —

Wichtige Beiträge zur Kenntnis der deutschen Aesthetik im 18. Jahrhundert gibt M. Dessoir (Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Zweite, völlig umgearb. Aufl. Berlin, C. Duncker. 1902. XV, 626 S. M. 12,00), indem er die Beziehungen der deutschen Psychologie dieses Zeitraums zur Aesthetik erörtert (S. 558 bis 606). Bei der Betrachtung der Vermögenslehre in der Aesthetik zeigt D., wie weit in der Verstandesästhetik, die ihr klassisches System bei Baumgarten findet, die Anerkennung der Sinnlichkeit geht, die nur bei Mendelssohn sich erweitert zur Einsicht in eine selbständige Bedeutung der Sinnlichkeit, und wie sich dann namentlich unter dem Einfluss der Optik und der Malerei die Diskussion auf die Theorie der ästhetischen Sinne ausdehnt. Dabei kommt Herder zu einer Klassifikation der Künste auf Grund der Sinnesunterschiede, in der er die Dichtkunst fehlen lässt, weil sie mehr schöne Wissenschaft sei als schöne Kunst: charakteristisch für die Gesamtauffassung der Zeit, für die in der Dichtkunst der wissenschaftliche und lehrhafte, der rationale Faktor von allen Bestandteilen am meisten gilt. D. weist auf verschiedene, bisher noch nicht beachtete Zeugnisse für diese Tatsache bei Lambert, J. G. Adam und Heydenreich hin. Neben der Verstandes- entwickelt sich die Gefühlsästhetik, zwischen denen in den deutschen Systemen keineswegs ein schroffer Gegensatz war. Psychologische Beobachtungen förderten die Gefühlsästhetik, auf deren Boden dann Kants System der Aesthetik entstand. Sie neigt zur Annäherung des ästhetischen Zustandes an den des Wollens und zeigt damit ihre moralisierende Tendenz. „Wie mit der Verstandes-Aesthetik der Glaube an die belehrende und aufklärende Macht der Kunst gegeben ist, so mit der Gefühls-Aesthetik das Vertrauen in eine sittliche Funktion der Kunst, die späterhin, in der Zeit der Spekulation, eine metaphysische Begründung und seit Richard Wagners Kunstlehre ein sozialistisches Gepräge bekommen hat“ (S. 569). Sulzers Theorie ist in dieser Hinsicht die bedeutendste; er findet aus seiner Auffassung von der ethischen und sozialen Funktion der Kunst heraus Forderungen des heutigen Tages. Der Zusammenhang des Psychologischen und Ethischen innerhalb der Kunst wird vielfach erörtert. Schwer fällt es den Denkern des 18. Jahrhunderts, ästhetische Rezeptivität und Produktivität dauernd auseinanderzuhalten: Geschmack und Genie laufen ineinander. Allmählich entwickelt sich der Begriff des Dichtungsvermögens „und im Zusammenhang mit Kunst- und Kulturbewegungen schliesslich die Anerkennung einer innerlich frei produzierenden Kraft“ (S. 579). D. gibt die interessanten Belege dieser Entwicklung. Der nächste Abschnitt betrachtet den Subjektivismus und Objektivismus in der Aesthetik des 18. Jahrhunderts. Die Verbindung zwischen Psychologie und Aesthetik zeigt sich leider „in einem Kampf zwischen der allgemein gebilligten subjektivistischen Tendenz und dem Objektivismus, dem die Formenlehre zuneigt; den Sieg hat jene psychologische Aesthetik errungen,

die sich auf eine Analyse der von Kunstformen erzeugten Gefühle stützt" (S. 582). Die allgemeine Billigung des Subjektivismus, der das Schöne von der Seele her und nicht vom Gegenstand aus zu begreifen sucht, erhellt aus einer langen Reihe von Zeugnissen. D. hebt namentlich die Verdienste Sulzers in der Entwicklung des ästhetischen Denkens hervor. Gerade Sulzer ist stark beteiligt an dem Sieg des Subjektivismus über den Objektivismus, welche beiden Mächte in der Theorie der Nachahmung aufeinandergetroffen waren. Schon Sulzer verlangt Wahrheit, nicht Wirklichkeitstreue „wie später unsere klassischen Dichter, eine Wesensverwandtschaft des schaffenden Künstlers und des schaffenden Weltgrundes ahnt er wie später unsere idealistischen Philosophen sie verkündet haben" (S. 592). Heydenreich, dessen hervorragendste Leistung seine Untersuchung der Gefühle und der Phantasie in Rücksicht auf das Schöne ist (S. 201), fasst gegen Ende des Jahrhunderts alle die Theorie der Mimesis angreifenden Gedanken zusammen, versetzt sie in das Gebiet der reinen Psychologie und benutzt sie zur Zerstörung des Objektivismus. D. zeigt, wie auch die Verteilung der ästhetischen Kategorien und die Klassifikation der Künste auf psychologischem Grunde ruht. Schliesslich wird die Associationstheorie in der Aesthetik erörtert, die, in England ausgebildet, auf die deutsche Wissenschaft im 18. Jahrhundert nur geringen Einfluss geübt hat. Nur einige der Ergebnisse und nicht die Denkart selbst sind übernommen worden. Die Anerkennung einer doppelten Schönheit der Form und des Ausdrucks (originale, eigene und abgeleitete, beziehungsweise Verhältnis-Schönheit) findet sich ausser bei Mendelssohn, Winckelmann, Herder, Kant auch bei dem halbvergessenen A. Fr. Büsching und bei Sulzer. Weiterhin erfährt das Problem, ob der Geschmack wechselnd oder allgemein gültig sei, durch den Associationismus eine Bereicherung (Herder, Zschokke, Heydenreich). Die stärkste Verwertung der Associationstheorie findet sich bei Feder, der die beiden eben erwähnten Probleme untersucht. Die Gesetze der Hemmung und Verschmelzung, nach damaliger Auffassung mit der Association zusammenhängend, finden Erwägung bei J. A. Eberhard, der auch in interessanter Weise die Vereinigung mehrerer Künste zu einer Gesamtwirkung (in der Oper) unter psychologischem Gesichtspunkt erörtert. —

Einzelne Dichter und Schriftsteller über Aesthetik. Anknüpfend an den Neudruck von Frhr. von Schönaichs „Die ganze Aesthetik in einer Nuss" durch Alb. Köster (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge 20-31; JBL. 1900 IV 5a: 22) unterzieht Spitzer **(422)** das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst einer eindringlichen Analyse, um die Grenzen der Berechtigung dieses Prinzips festzustellen, in dem Schönaichs Litteraturkritik und die verschiedener moderner Epigonen dieses Gottschedjüngers wurzelt. Sp. zeigt, wie weit die Korrektheitsforderung gegenüber dem Metrum, den allgemeinen Sprachgesetzen, die der lebendige Sprachgebrauch diktiert, ferner gegenüber dem Gebrauch poetischer Bilder und Vergleiche reicht. Hier gilt bloss die vage Regel, den Gefühlston in acht zu nehmen und sich vor Zerstörung und Beeinträchtigung der spezifischen Stimmung zu hüten. Bei Schönaich ist das Korrektheitsprinzip bedingt durch eine Invasion des Verstandes in ein Gebiet, dem er naturgemäss fern zu bleiben hat. Sp. führt als ergänzendes Seitenstück zu Schönaichs Aesthetik in einer Nuss das Werk eines französischen Schriftstellers des 18. Jahrhunderts an, Boudards „Iconologie tirée de divers auteurs. Ouvrage utile aux gens de lettres, aux poëtes, aux artistes, et géneralement à tous les amateurs de beaux arts". Wenn Schönaich Beispiele dessen gibt, was die Normen einer gewissen Aesthetik verbieten und verdammen müssten, so breitet Boudard das vor uns aus, was von diesen Verdammungsurteilen verschont bliebe. Sp. fasst schliesslich zusammen (S. 112): „Die Korrektheitsfanatiker vom Schlage Schönaichs gestatten der Poesie nur zwei Darstellungsmittel: adäquate Bezeichnungen und Redensarten. Damit aber wäre offenbar die Poesie zum grössten Teile aufgehoben, ihr Lebensnerv zerstört, ihre Hauptwurzel untergraben; es liegt hier also nicht eine Konsequenz oder Bewährung, sondern vielmehr ein Missbrauch, eine verhängnisvolle Ueberspannung des wichtigen und für so viele ästhetische Erscheinungen die Grundlage bildenden Korrektheitsprinzips vor." — Pater **(254a)** feiert in einer vielfach von Hegelscher Geschichtsphilosophie getragenen Studie (S. 238-314 seines Buches) Winckelmann und seine Einfühlung in den hellenischen Geist. — Wachler **(423)** stellt einige Aeusserungen Herders und Jacob Burckhardts (aus dessen griechischer Kulturgeschichte) zusammen als Beitrag zum Begriff der Heimatkunst (s. u.). — Der Aufsatz Bodes **(424)** dürfte dem letzten Abschnitt seines Buches: Goethes Aesthetik (vgl. JBL. 1901 I 3: 21) entsprechen. — Aus den einschlägigen Schriften Fichtes und Schellings fädelt Battin **(427)** die Zeugnisse für die Bewertung des ethischen Elements in den ästhetischen Anschauungen der beiden Denker auf. —

Cohn **(428)** gibt in grossen Zügen ein Bild von Hegels Aesthetik. Er hebt hervor, wie das Wesen Hegels, der auch als philosophischer Systematiker kein

scharfsichtigen Einwände des Socrates im Hippias maior hinweist, der erkennt, dass, wenn der Grund der Schönheit weder die Sichtbarkeit noch die Hörbarkeit sein kann, da das, was dem Gesicht gefällt, dem Gehör nicht gefällt und umgekehrt, dieser Grund verschieden von beiden und dennoch etwas Gemeinsames sein muss. Aus der ganzen Wirrnis der Erörterungen über ästhetische und nichtästhetische Sinne kommt man nur heraus, meint C., wenn man von vornherein die Unmöglichkeit einer Verknüpfung so verschiedener Tatsachenreihen zugesteht, wie der Vorstellungsform des Geistes und der Existenz gegebener physiologischer Organe oder eines gegebenen Stoffes der sinnlichen Eindrücke (S. 496). Endlich folgt noch eine kurze Kritik der Theorie von den Stilgattungen und der Theorie der ästhetischen Kritik oder des Geschmacks. Auf diese ganze Geschichte der Aesthetik wird erst eigentlich bei der Darstellung der eigenen Theorie C.s das volle Licht fallen, wenn die Gesichtspunkte des italienischen Aesthetikers in ihrer Schärfe hervortreten. Ich werde mich nachher zur Skizzierung dieser Theorie wenden. Hier führe ich nur noch die beachtenswerten Ratschläge C.s für das Studium der Aesthetik an (S. 514f.). Er empfiehlt, um sich nicht gleich anfangs in der endlosen und verwickelten Litteratur über den Gegenstand zu verlieren, das Nachdenken und das Studium auf vier Hauptwerke zu beschränken: die Poetik des Aristoteles, die Scienza nuova des Vico, die Kritik der Urteilskraft von Kant und die Vorlesungen über Aesthetik von Schleiermacher, das erste Werk mit Benutzung des Kommentars von Butcher, das dritte mit der kritischen Arbeit von Basch (vgl. JBL. 1900 I 3 : 19). Daneben einige Bücher von philosophischen Kunstkritikern, wie die italienischen von De Sanctis und die deutschen von Hanslick und Fiedler. In zweiter Linie wird man drei Bücher des 18. Jahrhunderts studieren können, die die wissenschaftliche Aesthetik in der Naivetät ihrer Kindheit zeigen: die Réflexions von Du Bos, die Aesthetica Baumgartens (oder als Ersatz die „Anfangsgründe" von Meier) und schliesslich den Laocoon Lessings (ed. Blümner). Um eine Vorstellung von der deutschen metaphysischen Aesthetik zu bekommen, empfiehlt C. Ed. von Hartmanns Philosophie des Schönen, „die sie auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zeigt und alle anderen ähnlichen Behandlungen vertreten kann". —

Wichtige Beiträge zur Kenntnis der deutschen Aesthetik im 18. Jahrhundert gibt M. Dessoir (Geschichte der neueren deutschen Psychologie. Zweite, völlig umgearb. Aufl. Berlin, C. Duncker. 1902. XV, 626 S. M. 12,00), indem er die Beziehungen der deutschen Psychologie dieses Zeitraums zur Aesthetik erörtert (S. 558 bis 606). Bei der Betrachtung der Vermögenslehre in der Aesthetik zeigt D., wie weit in der Verstandesästhetik, die ihr klassisches System bei Baumgarten findet, die Anerkennung der Sinnlichkeit geht, die nur bei Mendelssohn sich erweitert zur Einsicht in eine selbständige Bedeutung der Sinnlichkeit, und wie sich dann namentlich unter dem Einfluss der Optik und der Malerei die Diskussion auf die Theorie der ästhetischen Sinne ausdehnt. Dabei kommt Herder zu einer Klassifikation der Künste auf Grund der Sinnesunterschiede, in der er die Dichtkunst fehlen lässt, weil sie mehr schöne Wissenschaft sei als schöne Kunst: charakteristisch für die Gesamtauffassung der Zeit, für die in der Dichtkunst der wissenschaftliche und lehrhafte, der rationale Faktor von allen Bestandteilen am meisten gilt. D. weist auf verschiedene, bisher noch nicht beachtete Zeugnisse für diese Tatsache bei Lambert, J. G. Adam und Heydenreich hin. Neben der Verstandes- entwickelt sich die Gefühlsästhetik, zwischen denen in den deutschen Systemen keineswegs ein schroffer Gegensatz war. Psychologische Beobachtungen förderten die Gefühlsästhetik, auf deren Boden dann Kants System der Aesthetik entstand. Sie neigt zur Annäherung des ästhetischen Zustandes an den des Wollens und zeigt damit ihre moralisierende Tendenz. „Wie mit der Verstandes-Aesthetik der Glaube an die belehrende und aufklärende Macht der Kunst gegeben ist, so mit der Gefühls-Aesthetik das Vertrauen in eine sittliche Funktion der Kunst, die späterhin, in der Zeit der Spekulation, eine metaphysische Begründung und seit Richard Wagners Kunstlehre ein sozialistisches Gepräge bekommen hat" (S. 569). Sulzers Theorie ist in dieser Hinsicht die bedeutendste; er findet aus seiner Auffassung von der ethischen und sozialen Funktion der Kunst heraus Forderungen des heutigen Tages. Der Zusammenhang des Psychologischen und Ethischen innerhalb der Kunst wird vielfach erörtert. Schwer fällt es den Denkern des 18. Jahrhunderts, ästhetische Rezeptivität und Produktivität dauernd auseinanderzuhalten: Geschmack und Genie laufen ineinander. Allmählich entwickelt sich der Begriff des Dichtungsvermögens „und im Zusammenhang mit Kunst- und Kulturbewegungen schliesslich die Anerkennung einer innerlich frei produzierenden Kraft" (S. 579). D. gibt die interessanten Belege dieser Entwicklung. Der nächste Abschnitt betrachtet den Subjektivismus und Objektivismus in der Aesthetik des 18. Jahrhunderts. Die Verbindung zwischen Psychologie und Aesthetik zeigt sich leider „in einem Kampf zwischen der allgemein gebilligten subjektivistischen Tendenz und dem Objektivismus, dem die Formenlehre zuneigt; den Sieg hat jene psychologische Aesthetik errungen,

die sich auf eine Analyse der von Kunstformen erzeugten Gefühle stützt" (S. 582). Die allgemeine Billigung des Subjektivismus, der das Schöne von der Seele her und nicht vom Gegenstand aus zu begreifen sucht, erhellt aus einer langen Reihe von Zeugnissen. D. hebt namentlich die Verdienste Sulzers in der Entwicklung des ästhetischen Denkens hervor. Gerade Sulzer ist stark beteiligt an dem Sieg des Subjektivismus über den Objektivismus, welche beiden Mächte in der Theorie der Nachahmung aufeinandergetroffen waren. Schon Sulzer verlangt Wahrheit, nicht Wirklichkeitstreue „wie später unsere klassischen Dichter, eine Wesensverwandtschaft des schaffenden Künstlers und des schaffenden Weltgrundes ahnt er wie später unsere idealistischen Philosophen sie verkündet haben" (S. 592). Heydenreich, dessen hervorragendste Leistung seine Untersuchung der Gefühle und der Phantasie in Rücksicht auf das Schöne ist (S. 201), fasst gegen Ende des Jahrhunderts alle die Theorie der Mimesis angreifenden Gedanken zusammen, versetzt sie in das Gebiet der reinen Psychologie und benutzt sie zur Zerstörung des Objektivismus. D. zeigt, wie auch die Verteilung der ästhetischen Kategorien und die Klassifikation der Künste auf psychologischem Grunde ruht. Schliesslich wird die Associationstheorie in der Aesthetik erörtert, die, in England ausgebildet, auf die deutsche Wissenschaft im 18. Jahrhundert nur geringen Einfluss geübt hat. Nur einige der Ergebnisse und nicht die Denkart selbst sind übernommen worden. Die Anerkennung einer doppelten Schönheit der Form und des Ausdrucks (originale, eigene und abgeleitete, beziehungsweise Verhältnis-Schönheit) findet sich ausser bei Mendelssohn, Winckelmann, Herder, Kant auch bei dem halbvergessenen A. Fr. Büsching und bei Sulzer. Weiterhin erfährt das Problem, ob der Geschmack wechselnd oder allgemein gültig sei, durch den Associationismus eine Bereicherung (Herder, Zschokke, Heydenreich). Die stärkste Verwertung der Associationstheorie findet sich bei Feder, der die beiden eben erwähnten Probleme untersucht. Die Gesetze der Hemmung und Verschmelzung, nach damaliger Auffassung mit der Association zusammenhängend, finden Erwägung bei J. A. Eberhard, der auch in interessanter Weise die Vereinigung mehrerer Künste zu einer Gesamtwirkung (in der Oper) unter psychologischem Gesichtspunkt erörtert. —

Einzelne Dichter und Schriftsteller über Aesthetik. Anknüpfend an den Neudruck von Frhr. von Schönaichs „Die ganze Aesthetik in einer Nuss" durch Alb. Köster (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge 20-31; JBL. 1900 IV 5a:22) unterzieht Spitzer **(422)** das Prinzip der Korrektheit in der Dichtkunst einer eindringlichen Analyse, um die Grenzen der Berechtigung dieses Prinzips festzustellen, in dem Schönaichs Litteraturkritik und die verschiedener moderner Epigonen dieses Gottschedjüngers wurzelt. Sp. zeigt, wie weit die Korrektheitsforderung gegenüber dem Metrum, den allgemeinen Sprachgesetzen, die der lebendige Sprachgebrauch diktiert, ferner gegenüber dem Gebrauch poetischer Bilder und Vergleiche reicht. Hier gilt bloss die vage Regel, den Gefühlston in acht zu nehmen und sich vor Zerstörung und Beeinträchtigung der spezifischen Stimmung zu hüten. Bei Schönaich ist das Korrektheitsprinzip bedingt durch eine Invasion des Verstandes in ein Gebiet, dem er naturgemäss fern zu bleiben hat. Sp. führt als ergänzendes Seitenstück zu Schönaichs Aesthetik in einer Nuss das Werk eines französischen Schriftstellers des 18. Jahrhunderts an, Boudards „Iconologie tirée de divers auteurs. Ouvrage utile aux gens de lettres, aux poëtes, aux artistes, et géneralement à tous les amateurs de beaux arts". Wenn Schönaich Beispiele dessen gibt, was die Normen einer gewissen Aesthetik verbieten und verdammen müssten, so breitet Boudard das vor uns aus, was von diesen Verdammungsurteilen verschont bliebe. Sp. fasst schliesslich zusammen (S. 112): „Die Korrektheitsfanatiker vom Schlage Schönaichs gestatten der Poesie nur zwei Darstellungsmittel: adäquate Bezeichnungen und Redensarten. Damit aber wäre offenbar die Poesie zum grössten Teile aufgehoben, ihr Lebensnerv zerstört, ihre Hauptwurzel untergraben; es liegt hier also nicht eine Konsequenz oder Bewährung, sondern vielmehr ein Missbrauch, eine verhängnisvolle Ueberspannung des wichtigen und für so viele ästhetische Erscheinungen die Grundlage bildenden Korrektheitsprinzips vor." — Pater **(254a)** feiert in einer vielfach von Hegelscher Geschichtsphilosophie getragenen Studie (S. 238-314 seines Buches) Winckelmann und seine Einfühlung in den hellenischen Geist. — Wachler **(423)** stellt einige Aeusserungen Herders und Jacob Burckhardts (aus dessen griechischer Kulturgeschichte) zusammen als Beitrag zum Begriff der Heimatkunst (s. u.). — Der Aufsatz Bodes **(424)** dürfte dem letzten Abschnitt seines Buches: Goethes Aesthetik (vgl. JBL. 1901 I 3:21) entsprechen. — Aus den einschlägigen Schriften Fichtes und Schellings fädelt Battin **(427)** die Zeugnisse für die Bewertung des ethischen Elements in den ästhetischen Anschauungen der beiden Denker auf. —

Cohn **(428)** gibt in grossen Zügen ein Bild von Hegels Aesthetik. Er hebt hervor, wie das Wesen Hegels, der auch als philosophischer Systematiker kein

Bahnbrecher, sondern ein Vollender war, immer gerichtet blieb auf feste Form und vollendete Darstellung, wie er der Romantik im allgemeinen kühl gegenüberstand und, wenn auch allen Stimmen der Völker und Zeiten offen, doch in seiner eigensten Persönlichkeit dem klassischen Griechentum zugewandt war, mit dessen Geist er sich seit seiner Stuttgarter Gymnasialzeit tief durchdrungen hatte. Er vertritt so auch in seinem Kunstgefühl den Standpunkt des alternden Goethe. Die Aesthetik Hegels gibt den von Schiller angeregten Gedanken, deren Vollendung Schelling und Solger angestrebt hatten, eine abschliessende systematische Gestalt. C. betont nachdrücklich die Wirkungen Schillers. „An seine Formel, dass das Schöne die freie Einheit von Idee und Gestalt, von Sittlichkeit und Sinnlichkeit sei, knüpfen alle folgenden Inhaltsbestimmungen des Schönen an, auf seiner Unterscheidung zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung beruht die gesamte philosophische Konstruktion der Kunstgeschichte" (S. 171). Die vorgefundene Abgrenzung des ästhetischen Gebietes übernimmt Hegel, um dem Schönen sogleich seine Stelle in dem durchgängig untereinander verknüpften System der Gesamtheit des menschlichen Lebensinhaltes anzuweisen. C. schlägt nun den in der Anlage des Hegelschen Systems begründeten Weg ein, den wesentlichen Inhalt des in der Kunst dargestellten Lebensgebietes zu bezeichnen, um dadurch die Stellung dieses Gebietes im System zu erläutern und auf den Geist dieses Systems selbst erklärendes Licht fallen zu lassen. Wie das Ziel der künstlerischen Arbeit die Einheit eines Inhaltes und einer Gestalt ist, so ist das Wesen des Kunstwerks überhaupt nach Hegel die Einheit von Idee und Erscheinung oder die Verwirklichung der Idee in einer besonderen Gestalt. Die Idee aber ist für Hegel der lebendige, konkrete Geist. Ihre Entwicklung ist der wahre Inhalt der Welt. Die Entwicklung der Kunst drückt sich auf Grund der dialektischen Methode in den Formen der symbolischen, klassischen und romantischen Kunst aus, die ihre Bestimmung nach dem Verhältnis zwischen Idee und Erscheinung erhalten. Hat die Kunst in der romantischen Form ihre Entwicklung vollendet, was zeitlich mit dem Ende des Mittelalters zusammenfällt, so hört sie auf das höchste Bedürfnis des Geistes zu sein, die Entwicklung der Idee nimmt höhere Formen an. Damit kann aber bei Hegel der Zwiespalt bei der Beurteilung der modernen Kunst nicht verborgen bleiben, denn Hegel kann nicht umhin, in der niederländischen Kunst, in Shakespeare und vor allem in Goethe grosse, wesentliche Erscheinungen der Kunst anzuerkennen. Diese Schwierigkeiten sind eben darin bedingt, dass für Hegel die Entwicklung der Kunst eine abgeschlossene Durchgangsstufe des Geistes ist. Und der empirischen Wirklichkeit gegenüber muss seine rationalistische Tendenz, diese Wirklichkeit aus der klaren Aktivität des Denkens abzuleiten, notwendig machtlos bleiben. Das „konkrete Denken" Hegels ist eben logisch unhaltbar. Er musste sich selbst darüber täuschen infolge des Zuges seines Geistes, für jede Art einen klassischen Repräsentanten zu fordern, was in seiner speziellen Kunsttheorie in dem „konkreten" Verfahren zum Ausdruck kam, jede Art der Kunst wesentlich durch ein oder höchstens einige wenige Werke repräsentiert sein zu lassen, Tragödie = Antigone, Epos = Homer, gelegentlich auch Hermann und Dorothea. Trotz solcher Irrtümer, meint C., bleibe der Grundgedanke der Hegelschen Aesthetik — die Einheit von Gestalt und Inhalt als Wesen des vollendeten Kunstwerkes zu erkennen — dauernd das Ziel der Wissenschaft. Historisch präzisiert C. die Aufgabe der gegenwärtigen Aesthetik dahin, „dass sie den Ertrag der grossen idealistischen Systeme, wie er in Hegels Aesthetik wesentlich vorliegt, auf dem Boden des Kritizismus neu gewinnen soll" (S. 186). Das früher (JBL. 1901 I 3:35) angeführte Werk Cohns steht im Dienst dieser Aufgabe. — Die Gedenkrede Euckens (**429**) auf Trendelenburg enthält nichts auf unser Thema Bezügliches. — Der Aufsatz Chamberlains (**434**) ist die Uebersetzung einer früheren Arbeit (JBL. 1900 I 3:48). — Faguet (**435**) gibt in seiner neugegründeten Zeitschrift (1, S. 65—98) eine geistreiche Analyse von „Le premier livre de Nietzsche", anlässlich der französischen Uebersetzung der „Geburt der Tragödie" von Jean Marnold und Jacques Morland (Société du Mercure de France). Er ist der Meinung, dass der ganze Nietzsche schon in diesem Erstling steckt und dass die späteren Schriften nichts anderes sind als die Entwicklung von zwei oder drei Grundgedanken der „Geburt der Tragödie". — Hauptmann (**436**) huldigt in seinen „Tagebuch-Bemerkungen" einem vagen Kunstmystizismus. — Anna Brunnemann (**437**) schildert kurz die Entwicklung Zolas in seinen Werken vom Naturalistenführer zum reinen Idealisten, in dem der Theoretiker und Sozialpolitiker allmählich den Dichter verdrängt hat, während Helferich (**438**) seine Einleitung zu der Sammlung von Zolas Kunstkritiken aus den Jahren 1866, 1867 und 1896 abdruckt. Er würdigt die Bedeutung dieser Salonberichte Zolas und meint schliesslich, dass Zola dort in seinen Kritiken, wo er Themen anschlägt, die sich mit seiner Persönlichkeit berühren, unsterblich sein wird. —

Theoretisches. Als ein methodologischer Versuch ist die Arbeit von

G. von Keussler (453) zu bezeichnen, der es unternimmt, die Grenzen der Aesthetik abzustecken. Er gliedert seine Untersuchung derart, dass er zunächst die Nachbargebiete und deren Einfluss auf die Aesthetik feststellt. Hierauf wird das Stoffgebiet d. h. der Arbeitsgegenstand der Aesthetik abgegrenzt und schliesslich die Befugnisse in der Gesetzgebung für das anerkannte Stoffgebiet erörtert. Um die Beziehungen anderer Wissenschaften zur Aesthetik zu erkennen, stellt sich der Verfasser vor allem die Frage, ob die Aesthetik innerhalb des idealen Verhältnisses der Wissenschaften steht, das im Prinzip des Mutualismus, der gegenseitigen Förderung ausgedrückt ist, oder ob sie lediglich unter parasitären Lebensbedingungen existiert. Er hebt die schwierige Aufgabe des Aesthetikers hervor, seine Daseinsnotwendigkeit glaubwürdig nachzuweisen, was in dem Umstand begründet liege, „dass die Kunst selbst, der doch vornehmlich die Aesthetik dient, die Notwendigkeit ihres eigenen Daseins noch immer als ein Kapitel Metaphysik behandeln lassen muss“ (S. 11). v. K. kommt zu dem Resultat, dass die Frage nach dem wissenschaftlichen Parasitismus der Aesthetik erst dort beantwortet werden kann, wo die Bedeutung der Kunst selbst festgestellt worden ist, deren Wert vorläufig noch mehr empfunden als gewusst wird; mutualistisch verhält sich die Aesthetik allein zur Kunst. Hier wird der Verfasser alsbald zur Bezeichnung des spezifischen Wesens der Aesthetik genötigt, das in der Tätigkeit liegt, „die Empfindungen des Kunst- und Naturschönen zu Vorstellungen und Begriffen zu klären“ (S. 19). Er erörtert dann die Mittel, die von der Aesthetik zu diesem Zweck den Methoden anderer Wissenschaften zu entnehmen und auch schon entnommen worden sind, wobei ihm seine Kenntnis der ästhetischen Litteratur hülfreich ist. Das Eindringen naturwissenschaftlicher Methoden ist das Kennzeichen einer noch jungen Periode der ästhetischen Entwicklung. Schliesslich fasst er das Resultat dieser Untersuchungen folgendermassen zusammen: „Somit scheint im Körper der Wissenschaften die Aesthetik methodisch der Logik parallel zu liegen, während ihr grösstes Nachbargebiet, aus dem sie ihren Arbeitsvorrat und ihre Nahrung holt, die Kunstgeschichte ist. Und während die Untersuchung über die Akte des Schaffens und der Aufnahme psychologisch vorgenommen wird, ist damit gleichzeitig gesagt, dass im Charakter der allgemeinen Psychologie gleichzeitig der Charakter der Aesthetik ausgesprochen liegt. Die drei Typen der Psychologie sind: introspektiv, physiologisch und exakt. Ueberall aber zeigt sich das Bestreben, die Erbstücke der einstigen Einflüsse der Metaphysik, die noch überall verstreut liegen, los zu werden; und die Kraft zur Beseitigung dieser lästigen Rudimente wird aus der Empirie gewonnen“ (S. 65). Der zweite Abschnitt, der dem Gegenstand der Aesthetik d. h. den Grenzen ihres Stoffes gewidmet ist, ist im wesentlichen eine Untersuchung der Systematik der Künste. Nachdem der Verfasser die verschiedenen Versuche in dieser Richtung erörtert hat, stellt er als oberstes Einteilungsprinzip für die Systematik der Künste die Technik hin, die das Verhältnis vom Kunststoff zu den Mitteln der Darstellung ausdrückt, also das Verhältnis der ersten wesentlichen Kunstmomente. Als ein weiteres Einteilungsprinzip bezeichnet der Verfasser die Wahrnehmbarkeit, die das Verhältnis zwischen dem Kunstwerk und dem aufnehmenden Subjekt ausserhalb des Kunstwerks ausdrückt. Zwischen Technik und Wahrnehmbarkeit findet er das Medium der Verbreitung als Einteilungsprinzip, wonach man bisher oft die Künste in räumliche und zeitliche geschieden hat. Als eine Zwischenstufe in der Reihe zwischen den räumlichen und zeitlichen Künsten fasst er die theoretische Griffelkunst Max Klingers auf. v. K. fordert schliesslich: „Wenn die Aesthetik als 'abstrakte Schönheitslehre' sich der Totalwirkung des Kunstwerks widmet und daher die kollektiven Eigenschaften des Formalschönen — wie Harmonie, Eurythmie, Proportion, Symmetrie usw. — betrachtet, so suche die Stillehre die Bestandteile der Form, die nicht selbst Form sind, sondern Stoff und Mittel, — gleichsam die Vorbestandteile und Grundbedingungen der Form“ (S. 101). In seinem letzten Abschnitt erörtert der Verfasser zunächst das Berufsrecht des Aesthetikers und meint, dass für die Einzelteile der Aesthetik verschieden geartete Arbeitskräfte nötig seien, die sich fast nie in einer Person vereinigt finden. Am besten, meint v. K., wird die empirische Aesthetik des Schaffens durch den Künstler, die spekulative Aesthetik des Geschaffenen durch den Fachmann gefördert, während die spekulative Seite der Produktion und die empirische der Eindrucksanalyse von beiden Teilen eine ziemlich gleiche Summe der Förderung beanspruchen dürften. Der Verfasser durchmustert die Geschichte nach ästhetisierenden Künstlern. Weiterhin wird die Verschiedenheit der Möglichkeiten in der Berufsübung erwogen. Hier stehen sich gegenüber die Experimental- und die Populärästhetik. Die Experimentalästhetik (seit Zeising und Fechner) hat zwei Gruppen von Gegnern, von denen die eine in den bisherigen Ergebnissen nichts Verwertbares sieht, ohne doch prinzipiell die Möglichkeit einer Förderung durch das Experiment zu leugnen, während die andere die experimentale Methode im Prinzip verwirft. Die Theoriephantastik, die trotz all ihrer Schön-

rednerei nichts sagt, liegt zwischen der Populärästhetik und ihrem streng theoretischen Gegenüber; sie bringt die Aesthetik in Misskredit. Die Populärästhetik wird in ihrem Grundton durch den des anderen Extrems bestimmt und wechselt daher fortwährend. Bei metaphysischer Tiefe auf der einen Seite, tritt die Populärästhetik leicht allzu seicht d. h. als selbstverständliche empirische Alltäglichkeit auf. Beim Forschen nach Gesetzmässigkeiten auf Grund exakter Wissenschaftlichkeit betont die Populärästhetik in der Kunst die Gesetzlosigkeit. Immerhin liegt in der Tendenz der Populärästhetik Gesundheit, was Schiller mit dem grössten Nachdruck gezeigt hat, „wohl der vornehmste unter allen Populärästhetikern". Den Ursprung der überzeugenden Populärästhetik sieht der Verfasser in dem „inneren Sinn" Shaftesburys und Hutchesons, in der Betonung des common sense durch Thomas Reid. Zu den charakteristischen Merkmalen des Popularismus rechnet v. K. den Mangel an geschichtlichem Verständnis. Daran schliesst sich nun in der Darstellung des Verfassers die Erörterung der „Gesetzesfrage", d. h. was die ästhetischen Gesetze bedeuten, welchen Wert man den hingestellten (abstrahierten) Normen geben soll. Dabei kommt er zu der Frage, wie denn das zu achtende Gesetz beschaffen sein muss. Neben Natur- und Vernunftgesetzen unterscheidet der Verfasser das Geschichtsgesetz, das den Gang aller Organik geht und weder ewig ist wie das ideale Naturgesetz, noch sich die Ewigkeit anmassen will wie das sterbliche Vernunftgesetz. Mit dem Geschichtsgesetz hat es die Aesthetik nach seiner Meinung am meisten zu tun. Es handelt sich bei ihm „um Induktionen aus den gleichartig wiederkehrenden Erscheinungen in den verschiedenen Erzeugnissen einer Kunst und der Kunst" (S. 135). Demgemäss sind die meisten bisherigen „Aesthetikgesetze" zu beurteilen. „Sie stammen aus der Beobachtung der Kunstwerke und sind entweder Wiederholungsgebote oder -verbote" (S. 138). Die Tendenz der Aesthetiker geht, wie die Geschichte der Aesthetik zeigt, nach v. K. darauf hin, eine Ideal-Technik zu konstruieren, eine Universalhandhabe der ästhetischen Rechtsphilosophie. Von einem besonnenen Hand-in-Handarbeiten der beiden feindlichen Schwestern, deren Antagonismus gerade die Aesthetik so sehr in Misskredit gebracht und ihre Grenzen geschmälert hat, nämlich der induktiven und der deduktiven Methode, verspricht sich der Verfasser etwas für eine bessere Zukunft dieser Wissenschaft. — Die allgemeine Betrachtung G e n t h e s **(439)**, dem die ästhetische Weltanschauung eine vom ästhetischen Empfinden geleitete Auffassung der gesamten Wirklichkeit ist, von der sie uns ein ideales Bild vermittelt, sei nur kurz erwähnt. — Dagegen muss nun ausführlicher auf die Theorie C r o c e s **(441)** eingegangen werden. Ich stehe nicht an, sie als die bedeutendste Erscheinung dieses Berichtsjahres zu bezeichnen, und finde mit Vergnügen, dass auch V o s s l e r in seiner Besprechung das Buch C.s ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte des Gedankens nennt. Die Klarheit und Schärfe dieses Buches im ganzen wie im einzelnen zeigt sinnfällig, in welchem Masse das aus verwandtem Bestreben erarbeitete Buch von G. von Keussler eine Nebellandschaft geblieben ist. C. beginnt mit der Unterscheidung der beiden Formen der menschlichen Erkenntnis: der anschauenden (intuitiven) und der logischen Erkenntnis, von denen jene es mit dem Individuellen, mit Bildern, Vorstellungen, diese mit dem Universalen, mit Begriffen zu tun hat. Phantasie- und Verstandeserkenntnis. Eine Wissenschaft der Verstandeserkenntnis gibt es längst: die Logik; von einer Wissenschaft der intuitiven Erkenntnis ist kaum die Rede. Die Anschauung ist durchaus unabhängig vom Begriff, sie kann völlig für sich allein bestehen. Weiterhin ist sie auch nicht bedingt durch die Unterscheidung von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit. „Die Anschauung ist die von der Wahrnehmung des Wirklichen und dem einfachen Bild des Möglichen undifferenzierte Einheit. In der Anschauung stellen wir uns nicht als empirische Wesen der äusseren Wirklichkeit gegenüber, sondern objektivieren einfach unsere Eindrücke, welche immer sie sein mögen" (S. 6). Raum und Zeit sind nicht Formen der Anschauung, denn wir haben Anschauungen ohne Raum und ohne Zeit. Die beiden Kategorien entstehen erst a posteriori, durch Eindringen intellektualistischer Ueberlegungen in die Tatsache der Anschauung, die eine weder Raum noch Zeit schaffende, sondern schlechthin charakterisierende Funktion ist und uns die Erkenntnis der Dinge in ihrer konkreten Individualität gibt. Sie ist Funktion d. h. geistige Tätigkeit, die der Empfindung, der ungeformten Materie, Form gibt. Sie, als Aktivität, bemächtigt sich dieser, die durch Passivität bezeichnet ist. Der Begriff der Vorstellung oder des Bildes ist gleichbedeutend mit dem der Anschauung, wenn Vorstellung als Bearbeitung, Formung der Empfindung durch geistige Tätigkeit gefasst wird. Diese geistige Tatsache wird von der bloss psychischen der Empfindung am besten unterschieden, wenn man sagt, dass jede wahre Anschauung und Vorstellung zugleich Ausdruck ist. „Lo spirito non intuisce se non facendo, formando, esprimendo" (S. 11). Und C. stellt die scheinbar paradoxe Behauptung auf: „L'attività intuitiva

tanto intuisce quanto esprime." Sie scheint paradox, weil die Illusion oder das Vorurteil besteht, dass wir von der Wirklichkeit mehr anschauen als wir tatsächlich anschauen. Nach einer bündigen Erörterung darüber, in welcher fragmentarischen Weise wir im Grunde die Wirklichkeit erfassen, kommt der Verfasser zu der zusammenfassenden These: Die Anschauungserkenntnis ist die Ausdruckserkenntnis. „Die Anschauung oder Vorstellung, die unabhängig und autonom ist in Bezug auf die intellektuelle Tatsache, gleichgültig gegenüber den nachträglichen und empirischen Scheidungen von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit und gegenüber den nachträglichen Bildungen und Apperceptionen des Raumes und der Zeit, unterscheidet sich von dem, was man empfindet und über sich ergehen lässt, von dem sinnlichen Wogen und Fliessen, von der psychischen Materie, als Form; und diese Form, diese Besitzergreifung, ist der Ausdruck. Anschauen ist ausdrücken, und nichts anderes — nichts mehr, aber auch nichts weniger — als ausdrücken" (S. 14). Die Anschauungs- oder Ausdruckserkenntnis ist nun identisch mit der ästhetischen oder künstlerischen Tatsache, sofern die Kunstwerke Beispiele für Anschauungserkenntnisse sind und diese den Charakter von jenen haben und umgekehrt. Die Kunst ist mit nichten eine Anschauung eigener Art. Die Unterschiede innerhalb der Anschauungserkenntnis sind lediglich quantitativ. Es gibt nicht eine Wissenschaft der geringen und eine andere der grossen Anschauung, eine der gewöhnlichen und eine andere der künstlerischen Anschauung, sondern eine einzige Aesthetik als Wissenschaft der Anschauungs- oder Ausdruckserkenntnis, in der die ästhetische oder künstlerische Tatsache besteht. Diese Aesthetik ist das wahre Analogon zur Logik, die als Tatsachen von gleicher logischer Natur sowohl die Bildung des kleinsten und gewöhnlichsten Begriffs wie die Konstruktion des kompliziertesten wissenschaftlichen und philosophischen Systems umfasst (S. 17). Daher ist auch der Unterschied zwischen dem künstlerischen Genie und dem gewöhnlichen Menschen nur ein quantitativer. Nichtig ist auch der Form- und Inhaltsstreit in der Aesthetik. Die Form ist nicht etwas, was zu dem Inhalt d. h. den Eindrücken hinzukommt, sondern diese werden von der Ausdruckstätigkeit herausgearbeitet und geformt. Der Inhalt ist der notwendige Ausgangspunkt für den Ausdruck, aber von den Eigenschaften des Inhalts zu denen der Form gibt es keinen Uebergang. — Beiläufig nenne ich den hierhergehörigen Aufsatz von Göhler (465). — Ebenso wird die Theorie der Naturnachahmung zurechtgerückt. Ferner: die oft wiederholte Behauptung, dass die Kunst nicht Erkenntnis sei, dass sie nicht Wahrheit gäbe, dass sie nicht zur theoretischen Welt gehöre, sondern zu der des Gefühls usw., stammt daher, dass man sich von dem Erkenntnischarakter der einfachen Anschauung, die sowohl von der Verstandeserkenntnis wie auch von der Wahrnehmung des Wirklichen unterschieden ist, nicht genügend Rechenschaft gab, dass man nur die Verstandeserkenntnis oder höchstens noch die Wahrnehmung des Wirklichen als Erkenntnis auffasste. Auch die Theorie der ästhetischen Sinne stammt aus einer Unklarheit. Die Frage nach den ästhetischen Sinnen zerfällt in zwei Fragen: welche sinnlichen Eindrücke können in die ästhetischen Ausdrücke eingehen? welche müssen mit Notwendigkeit in sie eingehen? Die Antwort lautet, dass alle Eindrücke in die ästhetischen Ausdrücke oder Gebilde eingehen können und dass kein Eindruck mit Notwendigkeit in sie eingehen muss. Wenn man die Gesichts- und Gehörseindrücke als direkte von denen der anderen Sinne als lediglich associierte oder indirekte unterschieden hat, so ist das ganz und gar willkürlich. Der ästhetische Ausdruck ist eine innere Tatsache, eine Synthese, in der es unmöglich ist, das Direkte und das Indirekte zu unterscheiden. Der Ausdruck hat seinen Ausgangspunkt freilich in den Eindrücken, aber der physiologische Weg, auf dem die Eindrücke in den Organismus gekommen sind, ist dabei völlig gleichgültig. Da jeder Ausdruck ein einziger Ausdruck ist, ist auch das Kunstwerk unteilbar. Die Eindrücke werden durch den Ausdruck in ein organisches Ganze verschmolzen. Das hat man früher mit der Forderung der Einheit des Kunstwerks oder der Einheit in der Mannigfaltigkeit bezeichnet. Mit der Behauptung von der Kunst als Befreierin hat es seine Richtigkeit. „Indem der Mensch die Eindrücke bearbeitet, befreit er sich von ihnen. Durch die Objektivierung trennt er sie von sich und unterwirft sie sich. Die befreiende und reinigende Funktion der Kunst ist ein anderer Gesichtspunkt, eine andere Formulierung ihres Charakters als Aktivität. Die Aktivität ist eben um deswillen Befreierin, weil sie die Passivität beseitigt" (S. 24). Ist nun auch die ästhetische Erkenntnisform durchaus unabhängig von der intellektualen oder begrifflichen, so ist damit noch nicht gesagt, dass auch das Umgekehrte richtig sei. Die begriffliche Erkenntnis ist Erkenntnis von Beziehungen der Dinge; die Dinge selbst aber sind Anschauungen. Die begriffliche Erkenntnis beruht auf der ästhetischen, geht aber über sie hinaus. Sprechen heisst nicht logisch denken, aber logisch denken muss zugleich sprechen sein. Es gibt keine gutgedachten, aber schlecht-

geschriebenen Bücher. Wo ein Gedanke nicht reif und klar geworden ist, kommt er auch nicht zu entsprechendem Ausdruck. Kunst und Wissenschaft sind also verschieden und doch miteinander verbunden: in der ästhetischen Seite fallen sie zusammen. Jedes Werk der Wissenschaft ist zugleich Kunstwerk. „Die ästhetische Seite mag wenig bemerkt werden, wenn unser Geist ganz von der Anstrengung erfasst ist, den Gedanken des Gelehrten zu verstehen und ihn auf seine Wahrheit hin zu prüfen. Aber sie bleibt nicht mehr unbemerkt, wenn wir von der Tätigkeit des Verstehens übergehen zu der des Betrachtens und wenn wir den Gedanken entweder klar, rein, scharf umrissen, ohne überflüssige noch fehlende Worte, rhythmisch, mit angemessener Betonung oder verworren, unterbrochen, verwickelt, springend vor uns sich abrollen sehen" (S. 27f.). Der Ausdruck ist die erste, der Begriff die zweite Stufe innerhalb der geistigen, theoretischen Tätigkeit des Menschen; andere Formen der Erkenntnis als diese beiden Stufen gibt es nicht. Die Geschichtlichkeit als angeblich dritte Form weist C. begründet zurück. Von seinem sicheren Standpunkt aus unternimmt es nun C., an einer langen Reihe ästhetischer Theorien Kritik zu üben, die aus der Verwirrung der verschiedenen Formen entstanden sind. So aus der Verwirrung der Ansprüche der Kunst im allgemeinen und der besonderen Ansprüche der Geschichte die Theorie des Wahrscheinlichen und des Naturalismus, aus intellektualistischen Irrtümern die Ansichten von Ideen in der Kunst, von der Kunst, die Thesen beweise, ferner die Theorie des Typischen, des Symbols und der Allegorie. Am offenkundigsten zeigt sich der intellektualistische Irrtum in der Theorie von den künstlerischen und litterarischen Gattungen. Bei ihr liegt der Irrtum darin, dass sie vom Begriff zum Ausdruck kommen will, dass sie die zweite Stufe zur Voraussetzung der ersten macht. Auf dieser Theorie bauen sich dann alle jene verkehrten Gesichtspunkte ästhetischer Beurteilung und Kritik auf, die vor einem Kunstwerk, anstatt zu bestimmen, ob es Ausdruck hat und was es ausdrückt, ob es spricht oder stammelt oder geradezu schweigt, sich fragen: stimmt es mit den Gesetzen der epischen Dichtung oder mit den Gesetzen der Tragödie, mit den Gesetzen der Historien- oder denen der Landschaftsmalerei überein? Die Künstler haben in Wirklichkeit den Gesetzen der Gattungen von jeher ein Schnippchen geschlagen. Der Verfasser zeigt dann, wie in analoger Weise Irrtümer in der Theorie der Geschichte und der Theorie der Wissenschaft d. h. der Logik zustande gekommen sind. Indessen muss ich diese interessanten Darlegungen hier übergehen. Ganz kurz nur deute ich an, wie C. weiterhin der theoretischen Form des Geistes die praktische Form gegenüberstellt, die im Willen verkörpert ist. Die praktische Tätigkeit des menschlichen Geistes setzt in gleicher Weise die theoretische voraus, wie innerhalb der theoretischen die ästhetische Erkenntnisform die Grundlage der logischen bildet. D. h. die praktische Tätigkeit ist die zweite Stufe nach der theoretischen. „Ein Erkennen, unabhängig vom Wollen, ist denkbar; ein Wille, unabhängig vom Erkennen, ist undenkbar. Der blinde Wille ist nicht Wille; der wahre Wille hat Augen" (S. 51). Danach kann C. nun feststellen, dass die ästhetische Tätigkeit mit der praktischen im Prinzip nichts zu schaffen hat. „Die ästhetische Tatsache erschöpft sich vollständig in der Ausdrucksarbeit an den Eindrücken. Wenn wir das innere Wort errungen, eine Figur oder eine Statue rein und lebendig erfasst, ein musikalisches Motiv gefunden haben, ist der Ausdruck geboren und ist vollständig. Er bedarf nichts weiter. Dass wir dann den Mund öffnen oder öffnen wollen zum Sprechen oder Singen, dass wir die Hände ausstrecken oder ausstrecken wollen, um die Tasten des Klaviers zu berühren oder Pinsel und Meissel zu ergreifen, ist eine hinzukommende Tatsache, die ganz anderen Gesetzen gehorcht als die erste" (S. 53). Aus dieser Auffassung folgt ohne weiteres, dass die Kunst keine „Aufgabe" hat. Der Ausdruck ist freie Inspiration; das bedeutet die Unabhängigkeit der Kunst sowohl von der Wissenschaft wie vom Nützlichen und der Moral, den beiden Formen der praktischen Tätigkeit. Diese beiden Formen, die rein nützliche, zweckmässige oder ökonomische Tätigkeit und die moralische Tätigkeit, verhalten sich zu einander wie Aesthetik und Logik innerhalb der theoretischen Welt. „L' Economia è come l'Estetica della vita pratica; la Morale come la Logica" (S. 58). Auf die Betrachtung dieser beiden Formen der praktischen Tätigkeit, des Wollens, die analog der Gliederung der beiden theoretischen Tätigkeiten durchgeführt wird, gehe ich hier nicht näher ein. Die gegebenen Andeutungen genügen, um sich ein Bild von der C.schen Philosophie des Geistes in ihren Hauptmomenten zu machen. Die menschliche Tätigkeit nimmt die bezeichneten vier Formen an und demgemäss gibt es auch vier Formen des Genies oder der Genialität: Genies der Kunst, der Wissenschaft, des moralischen Willens und — was man nur widerstrebend zugegeben hat — reine Zweckgenies, die man nicht ohne Grund auch verbrecherische oder Genies des Bösen genannt hat. Ausser diesen vier Graden des menschlichen Geistes erkennt C. einen fünften nicht an, vor allem nicht jenen mystischen Begriff einer intellektuellen Anschauung als einer geistigen Tätigkeit,

die in der Philosophie, geschweige denn in der ästhetischen Tätigkeit wirksam wäre. — Auf die Frage, ob es verschiedene Weisen oder Grade des Ausdrucks gibt, muss C. auf Grund des Selbstbewusstseins und der inneren Beobachtung mit Nein antworten. Das bedeutet dann, dass eine Klassifikation der Ausdrücke unmöglich ist. Hierher gehört die Kritik der Theorie von den rhetorischen Kategorien. „Der wissenschaftliche Wert, der in der Aesthetik jenen Unterscheidungen des Realistischen und Symbolischen, des Stils und des Stillosen, des Objektiven und Subjektiven, des Klassischen und Romantischen, des Einfachen und Geschmückten, des Eigentlichen und des Metaphorischen, ferner den Unterscheidungen der vierzehn Formen der Metapher, der Wort- und Satzfiguren, schliesslich des Pleonasmus, der Ellipse, der Inversion, der Wiederholung, der Synonyme und Homonyme usw. zukommt, ist gleich Null" (S. 72). Alle diese Wörter und andere der gleichen Sorte bezeichnen entweder den gelungenen Ausdruck oder die verschiedenen Gestaltungen des missglückten. Aber sie werden in der willkürlichsten Weise angewendet, da es vorkommt, dass das gleiche Wort bald dazu dient, das Vollendete zu betonen, bald das Unvollendete zu stempeln. Für die ästhetische Kritik sind sie schlechthin bedeutungslos, nur im Dienst der Logik und der Wissenschaft hat die rhetorische Terminologie einen bestimmten Sinn. „Für die Wissenschaft gibt es eigentliche Worte und Metaphern; ein und derselbe Begriff kann sich in verschiedener Weise psychologisch verdichten und daher zum Ausdruck bringen; und bei der Ausbildung der wissenschaftlichen Terminologie eines bestimmten Schriftstellers werden, wenn eine dieser Weisen als die richtige festgelegt ist, alle anderen uneigentlich oder tropisch. In der ästhetischen Tatsache gibt es nur eigentliche Worte, ein und dieselbe Anschauung kann man nur in einer einzigen Weise zum Ausdruck bringen" (S. 75). Der ästhetischen Tatsache als geistiger Aktivität steht das Gefühl als organische Passivität gegenüber. Lust und Unlust, die beiden Pole des Gefühls, sind für C. Eindrücke des Organismus. Wie verhalten sich die geistige Aktivität und diese Passivität der Gefühle zu einander? Die Gefühle sind Begleiterscheinungen. Als Begleiterscheinung der geistigen Tätigkeit sind sie jedoch von Grund aus verschieden von den Begleiterscheinungen des funktionierenden Organismus. Darauf, dass die rein-organischen und die geistig-organischen Tatsachen wohl auseinander gehalten werden, beruht das Verständnis für die geistige Aktivität. Sonst findet man zwischen der Lust an der Kunst oder an einer guten Handlung und der Lust am tiefen Einatmen frischer Luft oder an der leichten Verdauung keinen wesentlichen Unterschied. Die organischen Gefühle als Begleiter der geistigen Tätigkeit nennt man auch Werte oder Wertgefühle. Sie werden ihrerseits wieder in Gefühle des Wertes und Gefühle des Unwertes geschieden. Sie bezeichnen die Lust an der freien Entfaltung der geistigen Tätigkeit und die Unlust bei gehemmter, verwickelter, unterbrochener Tätigkeit. Die Wertunterschiede stammen danach nicht aus den Gefühlen, sondern aus der Tätigkeit, und damit sind auch alle Untersuchungen über den Charakter der geistigen (der ästhetischen, moralischen, intellektuellen, ökonomischen oder Zweck-) Gefühle hinfällig. Ueberhaupt ist auch, bemerkt C., die alte Dreiteilung in der Psychologie: Vorstellen, Fühlen, Wollen als verschiedener psychischer Kategorien nicht länger zu halten. „Es ist unnütz, gegen die Seelenvermögen zu deklamieren, wenn man immer wieder in die mythologische Vorstellung verschiedener psychischer Kategorien zurückfällt. Einzig die menschliche Tätigkeit hat Unterschiede, die aber nicht isolierte 'Vermögen', sondern genetisch miteinander verknüpfte Momente und Grade einer einzigen Tätigkeit sind" (S. 80). — Die ästhetischen, intellektuellen, ethischen und ökonomischen Werte und Unwerte werden nun verschieden benannt im Sprachgebrauch: schön, wahr, gut, nützlich, schicklich, recht, genau; andererseits: hässlich, falsch, unnütz, schädlich, unschicklich, unrecht, ungenau usw. Der Sprachgebrauch wirrt diese Bezeichnungen beliebig durcheinander. „Schön z. B. wird nicht nur ein gelungener Ausdruck genannt, sondern auch eine wissenschaftliche Wahrheit, eine moralische Handlung, eine zweckmässig ausgeführte Handlung, schliesslich sogar das einfache organisch Angenehme: daher man von einem geistig Schönen, einem moralisch Schönen, einem sinnlich Schönen redet. Beim Nachlaufen hinter diesen ganz verschiedenen Sprachgewohnheiten haben viele Philosophen, insonderheit viele Aesthetiker den Kopf verloren, indem sie in ein unwegbares und unentwirrbares Wortlabyrinth gerieten" (S. 81). Der Verfasser bestimmt nun an dieser Stelle zuerst den Sinn des Wortes „schön" für die Aesthetik, und zwar ist das Schöne der ästhetische Wert, Schönheit ist der gelungene Ausdruck oder noch besser: der Ausdruck schlechthin, „da der Ausdruck, wenn er nicht gelungen ist, eben nicht Ausdruck ist". Das Hässliche ist dann der missglückte Ausdruck. Das Schöne hat keine Grade, da man sich ihm gegenüber nicht ein Schöneres, ein Ausdrucksvolleres, ein adäquateres Adäquates vorstellen kann; wohl aber hat das Hässliche Grade vom wenig Hässlichen (oder beinahe Schönen) bis zum sehr Hässlichen. Das völlig Hässliche, in dem also jedes Element von Schönheit fehlt, hört eben dadurch auf hässlich

zu sein, weil dann der Widerspruch aufhört, in dem sein Daseinsgrund liegt. Der Unwert wird zum Nichtwert. Es wird nun auch verständlich, was mit den sogenannten Scheingefühlen gesagt sein soll. Sie sind nichts anderes als die objektivierten, angeschauten, ausgedrückten Gefühle. Daran schliesst sich nun eine Kritik des ästhetischen Hedonismus, der die ästhetische Tätigkeit als einfache Gefühlstatsache betrachtet und das Gefällige des Ausdrucks, also das Schöne, mit dem Gefälligen schlechthin vermengt, und eine Kritik der verschiedenen Formen, die die hedonistisch-ästhetische Auffassung angenommen hat. Hierher gehört die Kritik des Schönen als des Gefälligen der höheren Sinne, die Kritik der Spieltheorie, der Theorien der Sexualität und des Triumphes des Männchens über das Weibchen. Weiterhin die Kritik einer weniger plumpen Ansicht, die die Aesthetik als Wissenschaft vom Sympathischen betrachtet. Das Sympathische, als Bild oder Vorstellung dessen, was gefällt, ist eine komplexe Tatsache, die aus einem konstanten Element, dem ästhetischen Element der Vorstellung und des Ausdrucks, besteht, und aus einem variabeln Element, dem organisch Gefälligen in seinen unendlichen Erscheinungsweisen, einschliesslich dem aus den verschiedenen Klassen der Werte hervorgehenden Gefälligen. Auf dem Boden des Sympathischen entstehen die ewigen Missverständnisse über den hässlichen Ausdruck und den schönen Ausdruck des Hässlichen. In der Aesthetik des Sympathischen liegt auch der Ursprung der Beziehung von Form und Inhalt als Summe zweier Werte. Alle diese Theorien sind Ausflüsse eines reinen Hedonismus. Sowie man irgend welche geistigen Werte zulässt, erhebt sich die Frage nach dem Wert und Zweck der hedonistisch verstandenen Kunst. Dabei kommt man zu zwei Lösungen des Problems, der rigoristischen oder asketischen, die einen Wert der Kunst für die menschliche Seele rundweg leugnet, und der pädagogischen oder utilitarisch-moralistischen, der die Kunst zum Einschmeicheln höherer Werte dient. „Die Aesthetik des Sympathischen — darin sehr oft ermuntert und unterstützt von der willkürlichen metaphysischen und mystischen Aesthetik und von dem blinden Traditionalismus, der ein Band innerer Verwandtschaft bestehen lässt zwischen Dingen, die zufällig von denselben Autoren und in denselben Büchern zusammen behandelt worden sind — hat in den ästhetischen Abhandlungen eine lange Reihe von Begriffen eingeführt und heimisch gemacht, von denen wir einiges sagen müssen um ihre entschlossene Austreibung aus unserer Aesthetik zu rechtfertigen. Es sind die Begriffe des Tragischen, Komischen, Erhabenen, Pathetischen, Rührenden, Traurigen, Lächerlichen, Melancholischen, Tragikomischen, Humoristischen, Majestätischen, Würdigen, Imponierenden, Zierlichen, Anmutigen, Anziehenden, Reizenden, Koketten, Idyllischen, Elegischen, Heiteren, Heftigen, Naiven, Grausamen, Gemeinen, Widerlichen, Ekelhaften — und wer noch mehr hat, bringe sie hier bei" (S. 89). Diese pseudoästhetischen Begriffe bezeichnen in dieser Aesthetik, für die der sympathische Inhalt das Schöne und der Antipathische das Hässliche ist, die Abstufungen zwischen den beiden äussersten Grenzen. Und sie bemüht sich um das Problem, welche Stellung dem Hässlichen in der Kunst anzuweisen ist. Ein bedeutungsloses Problem für die von C. verfochtene Aesthetik. „Der Inhalt der Kunst geht die Aesthetik nichts an und ist wissenschaftlich unerschöpflich, da er die ganze Wirklichkeit umfasst" (S. 90). C. wendet sich nun zu der psychophysischen Seite der ästhetischen Tatsache, die in physischen Erscheinungen wie Tönen, Klängen, Bewegungen, Kombinationen von Farben und Linien usw. besteht. Die Existenz dieser psychophysischen Seite hat zur Verwechslung zwischen ästhetischem Ausdruck und Ausdruck in naturalistischem Sinne Anlass gegeben. Und doch liegt ein Abgrund zwischen einem zornigen Menschen mit allen natürlichen Zeichen des Zornes und einem anderen, der den Zorn ästhetisch zum Ausdruck bringt. Dem Ausdruck (in naturalistischem Sinne) fehlt ganz einfach der Ausdruck (in geistigem Sinne) und daher das begleitende Lustgefühl der Schönheit. Die Erhaltung und Reproduktion der einmal erzeugten Ausdrücke wird gewährleistet durch das Gedächtnis. Die Unzulänglichkeit des Gedächtnisses aber bedarf der physischen Hülfe und Stütze. „Die psychophysischen Tatsachen, die den geistigen Ausdruck begleiten, können im Organismus von bestimmten physischen Reizen her wieder zum Erwachen kommen. Werden sie nun reproduziert, so tritt als Folge (wenn alle anderen Bedingungen unverändert bleiben) auch die Reproduktion des bereits erzeugten ästhetischen Ausdrucks, der ästhetischen Anschauung ein" (S. 97). Solche physischen Reize der Reproduktion sind nun jene Wortreihen, die man Poesie- und Prosawerke, Gedichte, Novellen, Romane, Tragödien, Komödien nennt, die Tonreihen der musikalischen Kompositionen, die Linien- und Farbenkombinationen der Gemälde, Statuen, Architekturen. Diese Reize der ästhetischen Reproduktion heissen auch die schönen Dinge, das physische Schöne. Das ist für die C.sche Auffassung, wie ersichtlich, eine elliptische Benennung. Dieses physische Schöne pflegt man zu scheiden in das Naturschöne und das Kunstschöne. Das Naturschöne ist aber auch nichts anderes als ein einfacher Reiz für die ästhetische Reproduktion, die die stattgehabte Produktion

voraussetzt. Vom Kunstschönen muss man wohl unterscheiden die Reproduktionsinstrumente, wie sie in den verschiedenen „Schriften“ (Buchstaben-, Noten-, Hieroglyphenschrift usw.) vorliegen, die einfache Anweisungen sind für das, was man zu tun hat, um jene physischen Tatsachen zu erzeugen. Gelegentlich wird das Schöne bei manchen Aesthetikern auch geschieden in freies und nicht-freies. Nicht-freie Schönheiten sollen Dinge sein, die einem doppelten Zweck, einem ästhetischen und einem ausserästhetischen, praktischen, dienen. Als Beispiel gilt oft die Architektur, die daher manche vom Bezirk der „schönen Künste“ ausschliessen, ferner das Kunstgewerbe. C. zeigt, dass die beiden Zwecke sich nicht mit Notwendigkeit widersprechen. Ja, der Künstler hat es von vornherein in der Hand, das Entstehen des Widerspruchs zu verhindern. Und zwar dadurch, dass er die Bestimmung eben des Gegenstandes, der einem praktischen Zweck dient, als Stoff für seine ästhetische Anschauung und Veräusserung aufnimmt. „Egli non avrà bisogno di aggiunger nulla all' oggetto per renderlo strumento d'impressioni estetiche: sarà questa seconda cosa, se sarà perfettamente la prima. Case rustiche e palagi, chiese e caserme, spade ed aratri, son belli non in quanto sono abbelliti ed adorni, ma in quanto esprimono il loro fine. — — Il fatto estetico può andar d'accordo col pratico perchè l'espressione è verità“ (S. 102). Ich mache hier nur kurz darauf aufmerksam, wie die ganze moderne kunstgewerbliche Bewegung von hier aus ihre ästhetische Rechtfertigung erhält, und erwähne als hierhergehörig den Aufsatz von Muthesius (**449**), der das Erstarken der Sachlichkeit in den tektonischen Künsten begrüsst. — Wiederum wendet sich Croce nun zur Kritik einer Reihe von wissenschaftlichen Verirrungen, die aus der mangelhaften Unterscheidung zwischen der ästhetischen Tatsache, d. h. der künstlerischen Vision, und der physischen Tatsache, d. h. dem Hülfsinstrument für die Reproduktion, stammen. Hierher gehört zunächst der ästhetische Associationismus, für den die ästhetische Tatsache die Association zweier Vorstellungen ist: ein Gemälde die Vorstellung des Gemäldes und die Vorstellung der Bedeutung des Gemäldes usw. Der Verfasser weist solche Auffassungen ebenso zurück wie die Untersuchungen des Naturschönen oder der physischen Aesthetik (ästhetische Mineralogie, Botanik und Zoologie), und im speciellen die Theorie von der Schönheit des menschlichen Körpers. Ferner die Theorie von der Schönheit der geometrischen Figuren. Er rückt die Theorie der Naturnachahmung zurecht, die sich auf das Verfahren des Modelle benutzenden Künstlers stützt. Auch die Theorie von den Elementarformen des Schönen ist die Folge einer Verwechslung der ästhetischen mit der physischen Tatsache. Im Zusammenhang damit werden die Forschungen nach den objektiven Bedingungen des Schönen annulliert, die sich die induktive Aesthetik, die Aesthetik von unten, zur vergeblichen Aufgabe gemacht hat. Den goldenen Schnitt, die Wellen- und die Schlangenlinie als die wahren Schönheitslinien rechnet C. zu der von ihm sogenannten „Astrologie der Aesthetik“. — Wer alle die hier verworfenen Anschauungen in einen Strauss zusammengebunden haben will, der lese den „gemeinverständlichen Vortrag“ von Pokorny (**541**). — Die Veräusserlichung der künstlerischen Vision ist eine Seite der praktischen Tätigkeit und als solche zumeist vom Willen abhängig. Der praktischen Fähigkeit geht ein Komplex von Kenntnissen voraus, die man als „Technik“ bezeichnet. Die sogenannte künstlerische Technik ist eine ähnliche metaphorische und elliptische Bezeichnung wie das „physische Schöne“. Es sind genau genommen „Kenntnisse zum Behuf der praktischen Tätigkeit, die auf die Produktion von ästhetischen Reproduktionsreizen gerichtet ist“ (S. 112). So gibt es mit Recht technische Theorien der einzelnen Künste. Dagegen ist die Verwirrung zwischen dem Physischen und dem Aesthetischen auf ihrem Gipfel in den angeblichen ästhetischen Theorien der einzelnen Künste, die sich die Frage vorlegen: Welches sind die Grenzen jeder Kunst? Was kann man mit den Farben und was mit den Klängen darstellen, was mit den einfachen monochromen Linien und was mit verschiedenfarbigen Strichen? was mit den Tönen und was mit den Metren und Rhythmen? welches sind die Grenzen zwischen den bildenden und den redenden Künsten, zwischen Malerei und Skulptur, zwischen Poesie und Musik? — Ich bemerke nebenbei, dass sich Lasson (**448**) auf diesem Boden bewegt. — Hinfällig wie derartige Untersuchungen ist auch jeder Versuch einer ästhetischen Klassifikation der Künste. „Tutti i volumi (e sono moltissimi) di classificazioni e sistemi delle arti potrebbero bruciarsi senza danno“ (S. 115). Die Theorie des Gesamtkunstwerks verfällt einer ähnlichen Kritik. Die Beziehungen zwischen Kunst und Zweckmässigkeit, Kunst und Moralität werden nur deutlich, wenn man scharf und streng zwischen der eigentlichen ästhetischen Tätigkeit und der praktischen Tätigkeit der Veräusserung unterscheidet. Die Kunst, als Veräusserung der Kunst verstanden, unterliegt allerdings dem Einfluss von Gesichtspunkten der Zweckmässigkeit und Moralität. — Wie steht es nun mit dem ästhetischen Urteil? Es ist identisch mit der ästhetischen Reproduktion, wie C. in genauer Analyse nachweist. Die Urteilstätigkeit, die das

Schöne kritisiert und anerkennt, ist dieselbe Tätigkeit, die es hervorbringt. Geschmack und Genie sind im wesentlichen identisch. In helles Licht stellt C. auch die Bedeutung historischer Untersuchungen in Bezug auf künstlerische und litterarische Schöpfungen, d. h. also die Geschichtskritik in der Litteratur und Kunst, auf der wie auf dem ästhetischen Urteil sich die Kunst- und Litteraturgeschichte erst zum Schluss erheben kann. C. geht nun noch auf verschiedene wichtige Punkte der Methodik der Kunst- und Litteraturgeschichte ein, wie auf das Problem vom Ursprung der Kunst, den Begriff des Fortschritts. Hierbei fallen ein paar scharfe Worte gegen das angebliche Fortschrittsgesetz, das sogenannte Entwicklungsgesetz. „Il progresso non è altro se non il concetto stesso dell' attività umana, che lavora sulla materia fornitale dalla natura, e ne vince gli ostacoli e la sottomette ai suoi scopi" (S. 134). Der Begriff des Fortschritts ist der Gesichtspunkt, dieser oder jener bestimmte Gesichtspunkt, der den Geschichtschreiber leitet. Das Kriterium des Fortschritts nimmt jedoch in der Kunst- und Litteraturgeschichte eine besondere, von der in der Wissenschaftsgeschichte gültigen verschiedene Form an. Die ganze Geschichte der Wissenschaft kann man sich auf einer einzigen Linie des Fortschritts und Rückschritts vorstellen. Die wissenschaftlichen Probleme hängen untereinander zusammen und bilden einen Komplex, ein einziges weites System. Mit der Kunst verhält es sich anders. Die Geschichte der ästhetischen Produkte zeigt allerdings Fortschrittscyklen, aber jeder mit seinem eigenen Problem und fortschrittlich nur in Bezug auf dieses Problem. Wer dem Problem, einem gegebenen Stoff, die abschliessende Form gibt, vollendet den Cyklus und beendet den Fortschritt. Einen eigentlichen ästhetischen Fortschritt der Menschheit gibt es nicht, wenn man auch unter ästhetischem Fortschritt gewisse Erweiterungen des Gesichtskreises oder Verfeinerung und Komplikationen seelischer Zustände gelegentlich verstanden wissen will. Schliesslich unternimmt es C., den Untertitel seines Werkes: Allgemeine Sprachwissenschaft zu rechtfertigen, die Behauptung klarzustellen, dass die Wissenschaft der Kunst und die Wissenschaft der Sprache, Aesthetik und Linguistik nicht zwei verschiedene, sondern eine einzige seien. „Chi si occupa di linguistica generale, ossia di linguistica scientifica, si occupa di problemi estetici, e viceversa" (S. 143). Auch die Sprachwissenschaft hat zum Gegenstand den Ausdruck, der ja die ästhetische Tatsache selbst ist, und Sprache ist in prägnantem Sinne Ausdruck. C. begründet nun seine Behauptung des näheren, indem er eine Reihe der wichtigsten sprachwissenschaftlichen Probleme auf ihre ästhetische Formel zurückführt. Eine eingehendere Darstellung dieser interessanten Erörterungen versage ich mir hier. Indessen habe ich es für meine Pflicht gehalten, diesen ganzen ausführlichen Bericht zu geben, da ich der Meinung bin, dass in dem Buch von Croce ein klassisches Werk der Aesthetik vorliegt, mit dem sich auseinanderzusetzen eine Ehrensache für die deutsche Aesthetik ist. Die Forderung einer Uebersetzung wiederhole ich mit Vossler. —

Nur mit Unbehagen taucht man, aus der klaren Atmosphäre Croces tretend, in das Chaos der Meinungen, Wortklaubereien und Velleitäten zurück, die während eines Berichtsjahres auf dem Boden unseres Themas emporspriessen. Die bibliographische Anordnung nötigt mich, hier noch kurz auf die „Tendenz"-Erörterungen einzugehen. Bonus (472) nimmt das der Tendenz angeklagte Kunstwerk in Schutz, indem er die Meinung vertritt, dass es überhaupt keine tendenzlose Kunst gibt, „da doch die Kunst ganze Menschen fordert, und ganze Menschen nicht tendenzlos sind". Er meint, dass die Tendenzkunst gleich dem „Kunsthandwerk" praktische Kunst, Kunst im Leben ist, und deshalb gelte von ihr: Je offener die Tendenz, desto mehr Wahrscheinlichkeit auf künstlerischen Wert der Aussprache. Ja, die Tendenz könne im allgemeinen eher kunsterhöhend, als kunstschädigend, vielleicht sogar kunstschöpferisch genannt werden. — Ed. Platzhoff-Lejeune (Kunst und Tendenz, AZg[B]. 1902, N. 204) spricht ein „distinguendum". Er geht von der Betrachtung des künstlerischen Schaffens aus. Tendenz ist die einzige Quelle aller Kunst, sofern damit das Streben des Künstlers bezeichnet wird, seine Vision zu einer für ihn selbst dauernden, für die Mitwelt ebenfalls greifbaren Wirklichkeit zu gestalten. Tendenz ist aber ferner auch das Streben des Dichters, bei Behandlung sittlicher Probleme einen ausserhalb seiner Aufgabe liegenden, unter Umständen ihr widersprechenden, auf die sittlichen Ueberzeugungen seines Leserkreises abzielenden Zweck zu verfolgen. Dagegen wird häufig fälschlich Tendenz genannt die dichterische Behandlung eines sittlichen Konflikts, wenn sie den Leser, der auf einem anderen sittlichen Standpunkt steht, als auf dem aus der Behandlung hervorleuchtenden, eben dadurch in seinem ästhetischen Genuss stört. „Ob ein sittliche Konflikte behandelndes Kunstwerk, das sein Thema ohne Nebenerwägungen künstlerisch folgerecht und sachgemäss gestaltet, dennoch als tendenziös bezeichnet werden kann, lässt sich objektiv nicht feststellen, sondern hängt von subjektiv gültigen Geschmacksurteilen ab, über die hinaus weder der Dichter noch sein Publikum eine unparteiische Instanz bilden." —

Musikästhetik. Das umfangreiche, auf soliden Kenntnissen beruhende Werk von Moos (476) bekennt sich zu dem Standpunkt der idealistischen Musikästhetik, wie er von Ed. von Hartmann vertreten wird, dem „grössten Aesthetiker unserer Zeit" und „zugleich deren grösstem Musikästhetiker" (S. 369). Nachdem M. in dem einleitenden ersten Teil die deutsche Musikästhetik von Kant bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, und zwar im einzelnen Kant, Schelling, Oersted, Solger, Hegel, Schopenhauer, eine Reihe weniger wichtiger und schliesslich Herbart behandelt hat, wobei ihm zum grossen Teil die historisch-kritischen Darstellungen von Hartmanns in dessen „Aesthetik" als Wegweiser und Stütze dienen, wendet er sich im zweiten, ausführlicheren Teil zur kritischen Darstellung der modernen Musikästhetik. Voran steht als der bedeutendste Vertreter der formalistischen speziellen Musikästhetik Hanslick, dessen bekanntes Buch (477) übrigens wieder eine neue Auflage erlebt. Das grösste Verdienst Hanslicks findet M. darin, „dass er die idealistische Musikästhetik zwang, sich mit ihm auseinanderzusetzen und ihn durch Vertiefung ihrer eigenen Prinzipien zu überwinden" (S. 118). Angeschlossen wird als ein Vertreter der gleichen Richtung Hostinsky. Als Vertreter des musikalischen Formalismus in der allgemeinen Aesthetik werden dann Lazarus, Zimmermann, Siebeck, Fechner besprochen. Die inhaltliche Musikästhetik als Teil der inhaltlichen allgemeinen Aesthetik hat ihre Anhänger in Vischer, Zeising, Carrière, Lotze, Kirchmann, Köstlin, Schasler, und auch Ed. von Hartmann gehört als Systematiker der inhaltlichen Aesthetik eigentlich hierher. M. wendet sich zunächst der inhaltlich speziellen Musikästhetik zu, innerhalb deren einmal die Gegner Hanslicks behandelt werden, nämlich Ambros, Graf Laurencin, und als der bedeutendste in dieser Reihe der wenig beachtete Fr. Stade, den M. nächst E. von Hartmann Hanslicks bedeutendsten Gegner nennt. Dann führt der Verfasser die Eklektiker auf, vor allen G. Engel, neben dem einige andere nur kurz erwähnt werden. Der Naturalismus in der Musikästhetik ist vertreten durch Hausegger und den von ihm z. T. beeinflussten, eigentlich auch als Eklektiker zu bezeichnenden Riemann und durch Hennig; der Pessimismus durch A. Seidl und R. Louis. Ein besonderer Abschnitt wird der physiologischen Akustik bei Helmholtz und Wundt gewidmet, und das ganze Werk krönt die Darstellung der „Musik bei Eduard von Hartmann". Der Verfasser bekennt bescheiden: „Wenn in dem vorliegenden Buche etwas Lesenswertes und Wissenswertes enthalten ist, so kann das nur ein Abglanz dessen sein, was der Philosoph von Lichterfelde in seinem monumentalen Werke niedergelegt hat" (S. 369). In einer seiner Anmerkungen glaubt M. übrigens konstatieren zu können, dass Lipps mit seiner Lehre von der „ästhetischen Realität" (vgl. JBL. 1899 I 3:57) völlig auf dem Boden der Hartmannschen Aesthetik steht(!). Dass Richard Wagners ästhetische Anschauungen nicht in die M.sche Darstellung gezogen wurden, erklärt der Verfasser mit seiner Absicht, dieses Thema in einer selbständigen Schrift behandeln zu wollen. — Als Kuriosum nenne ich hier beiläufig die kleine Studie von Reissmann (6658), der „die ganze sogenannte Opernreform" Wagners als „hauptsächlich mehr das Ergebnis rein industrieller, äusserst wenig nur echt künstlerischer Erwägungen" in Grund und Boden verdammt. — Der nach Moos von Hausegger beeinflusste Riemann sagt sich in dem seine musikästhetischen Anschauungen zusammenfassenden Buch: „Die Elemente der musikalischen Aesthetik" (B. u. St., Spemann, o. J. [1900], VI, 237 S. M. 5,00) entschieden von Hausegger los. Ein Eingehen auf diese unser allgemeines wie besonderes Thema überschreitenden, spezialästhetischen Untersuchungen ist hier nicht am Platz. —

Psychologie und Physiologie. Die Fragmente von Susanna Rubinstein (481) heissen: 1. Die dreifache Liebesentfaltung (Kunst, Religion, Liebe), 2. Zum Unbewussten im Menschen, 3. Das Interessante des Bösen, 4. Der simultane und successive Gegensatz. Diese unerspriessliche weibliche Geschwätzigkeit kommt als auf ihr Hauptinteresse immer wieder auf die charakterologische Verschiedenheit der Geschlechter zurück. — Ob Rathenau (486) der Verfasser des früher (JBL. 1901 I 3:150) erwähnten Aufsatzes ist, kann ich leider nicht kontrollieren. — J. Volkelt (Der ästhetische Wert der niederen Sinne: ZPsych. 29, S. 204-21) fragt sich, auf welchen Gründen die ästhetische Vorzugsstellung der Gesichts- und Gehörswahrnehmungen beruht. Einmal darauf, dass bei ihnen das Empfinden ohne Spüren der Stofflichkeit vor sich geht, während bei Getast, Geschmack, Temperatursinn die Empfindung stets zugleich Stofflichkeitsgefühl ist; der Geruch steht in der Mitte. Dann finden bei Gesichts- und Gehörswahrnehmungen bestimmte, deutliche und einprägbare Verknüpfungen und Zusammenordnungen statt, die den sogenannten niederen Sinnen abgehen. Die Sinneseindrücke zeigen sich bei diesen „in verfliessender, flatternder Vereinzelung" oder „in verschwebender, verwischter Gruppierung". Jene beiden Umstände also, der Stofflichkeitscharakter und der Mangel an Bestimmtheit, Ordnung und Bedeutsamkeit, vermindern den ästhetischen Wert der niederen Sinne. Doch können ihre Eindrücke, wenn auch nur dienend und

farbengebend, in den ästhetischen Gesamteindruck mit aufgenommen werden. Am besten steht in dieser Hinsicht der Geruch, aber auch die Empfindungen der anderen Sinne können nach V. im Eindruck zum Teil mitwirken. V. versteht dabei immer die wirklichen Empfindungen. Denn die vorgestellten Empfindungen oder Empfindungsvorstellungen der niederen Sinne sind auf jeden Fall am ästhetischen Eindruck stark beteiligt. „Diese Vorstellungen bilden entweder geradezu die sinnliche Seite des ästhetischen Gegenstandes oder sie werden in der Wirklichkeit des ästhetischen Gegenstandes mit vorgestellt, oder sie sind zuständlicher Art, d. h. Bestandteile in dem durch den ästhetischen Gegenstand angeregten subjektiven Erleben.“ —

Einzeluntersuchungen ästhetischer Grundbegriffe: Spiel. Wickenhagen (487) erörtert das Spiel nicht von ästhetischen Gesichtspunkten, sondern das Sport- und Turnspiel als Barometer der Volkskraft und des Volksglücks. —

Was das Kapitel Apperception betrifft, so wurde auf die bedeutungsvolle Abhandlung von Lipps (491) schon früher (JBL. 1901 I 3 : 42) ausführlich eingegangen. — Das erfolgreiche Buch von Lange (492) dagegen gehört nicht in unseren Bereich. —

Kunstgenuss und Kunstverständnis. Anstatt den „Jugendversuch“ seiner „Einleitung in die Aesthetik“ (vgl. JBL. 1892 I 11 : 37; 1893 I 12 : 111) umzugestalten, hat sich Groos (500) entschlossen, die ästhetischen Probleme von seinem heutigen bereicherten und gesicherteren Standpunkt aus völlig neu zu bearbeiten. Er behandelt in dem vorliegenden Band die allgemeinen Bedingungen des ästhetischen Geniessens. Nachdem die Einleitung in Kürze die Aufgaben und die Methoden der psychologischen Aesthetik, die keine anderen sind als die Methoden der allgemeinen Psychologie, skizziert hat, erfolgt im ersten Kapitel unter Verwertung der umfangreichen und gründlichen Spielstudien des Verfassers der Nachweis einer weitgehenden inneren Verwandtschaft zwischen Spiel und ästhetischem Genuss, ja der ästhetische Genuss wird von G. in der Hauptsache direkt als Spiel aufgefasst. Dann wendet sich G. den sinnlichen Faktoren des ästhetischen Geniessens zu. Sie sind als 1. Qualitäten und Intensitäten der Empfindungsinhalte, 2. raumzeitliche Verknüpfungen der Sinnesdaten (optische und akustische „Formen“), 3. Verwachsungen sinnlicher Inhalte untereinander geschieden von den „geistigen“ oder „höheren“ Faktoren, die in Verwachsungen reproduktiver Inhalte mit dem sinnlich Gegebenen, in associativen Verknüpfungen und in bewussten Beziehungen bestehen. Bezüglich des Anteils der „niederen Sine“ am ästhetischen Genuss ist der Verfasser der Ansicht, dass er deshalb so gering ist, weil sie im Gegensatz zu Auge und Ohr keine „Sprachsinne“ sind. Nur die Eindrücke der oberen Sinne „reden“ zu uns, indem sie durch Vermittlung von Interjektionen und Worten einerseits, von Gebärden und Haltungen andererseits das Innenleben anderer beseelter Wesen verstehen lehren. Die Unterscheidung von angenehmen und intensiven Reizen in ihrem Wert für den ästhetischen Genuss wird nachdrücklich betont und die ausserordentlich weitreichende Bedeutung dieser Unterscheidung für die kunstgeschichtliche Entwicklung in sehr interessanter Weise dargestellt. Für die ästhetischen Anschauungen G.s ist seine Meinung von der Beteiligung der Organempfindungen charakteristisch — eine Auffassung, die in der deutschen Aesthetik bisher wenig Anklang gefunden hat. G. behauptet nicht, dass ohne Organempfindungen kein ästhetischer Genuss stattfinden könne, wohl aber, dass sie den ästhetischen Genuss verdichten und verstärken, dass sie eine „eigentümlich kolorierende Gewalt“ (Lotze) haben. G. will finden, dass der Anteil solcher sinnlicher Empfindungen am ästhetischen Genuss, also eine Verwachsung von sinnlichen mit sinnlichen Faktoren, um so grösser ist, je feiner die ästhetische Empfänglichkeit eines Menschen ist. Er bemerkt übrigens, „dass die Nicht-Anerkennung dieses Faktors keinen Einfluss auf meine allgemeine Theorie haben würde, da ich ja generell nur von einer grösseren Frische und Intensität des Erlebens, nicht von einer Verschönerung spreche“ (S. 64). Die sinnlichen beziehungsweise motorischen Einstellungen beim Genuss der Dichtkunst werden von G. ebenfalls mit besonderer Betonung erörtert. Er macht auf zweierlei aufmerksam: einmal auf die Verstärkung des Eindrucks der gelesenen Poesie durch organische Beteiligung. „Wenn ich beim Lesen 'innerlich spreche', d. h. durch minimale Aenderungen in der Direktion des ausströmenden Atems die Worte andeute, so klingt das Gelesene am lautesten und hat die intensivsten Nachwirkungen. Halte ich den Atem an und lasse nur den Blick über eine Zeile schweifen, so bestehen die akustischen Bilder weiter, verlieren aber beträchtlich von ihrer Lebhaftigkeit. Stelle ich ausser der Atembewegung auch noch die Motion der Augen ein, indem ich etwa eine Silbe eines Wortes starr fixiere, so 'höre' ich so gut wie nichts mehr (die leiseste Augen- oder Atembewegung ruft aber sofort wieder ein Klangbild hervor)“ (S. 77 f.). Dann weist er hin auf die durch

den Inhalt des Mitgeteilten in Aktion gesetzten motorischen Vorgänge im Organismus resp. die ihnen entsprechenden sensorischen Faktoren. Mit besonderer Berücksichtigung der beim poetischen Genuss auftauchenden optischen Bilder meint G.: „Die eigentliche Wirkung besteht . . . darin, dass der Dichter, selbst körperlich erregt und gepackt, solche Worte findet, die auch unseren Gefühlen die ganze Wärme einer leiblichen Teilnahme verleihen“ (S. 80). Doch sind auch im Gebiet der Poesie die motorischen Einstellungen nicht unbedingt nötig, sondern nur für das intensivste Geniessen charakteristisch. Das dritte Kapitel erörtert die reproduktiven Faktoren des ästhetischen Geniessens, die als Nachwirkung früherer Erfahrungen im ästhetischen Eindruck von grösster Bedeutung sind. G. zeigt nun, dass man bei solcher Nachwirkung die „Verwachsung“ oder „Verwebung“ von der Association im engeren Sinne als einer besonderen Art der Verknüpfung bewusster Inhalte zu unterscheiden habe. Für die Aesthetik kommen in erster Linie die Verwachsungen in Betracht, während die Ideenassociation als solche nicht zum ästhetischen Eindruck gehört, jedoch mittelbar von grossem Nutzen sein kann, indem sie zu ästhetisch wirksamen Verwachsungen führt. Im einzelnen untersucht G. alsdann die wichtigsten Bedingungen und die wichtigsten Arten einer Verwachsung von sinnlichen und reproduktiven Faktoren. Hierauf wird das ästhetische Urteil als Werturteil bestimmt, und G. findet dabei Anlass, sich mit Cohn (vgl. JBL. 1901 I 3:35) auseinanderzusetzen, der der psychologischen Aesthetik die Aufstellung von Normen untersagt hatte. G. nimmt die hypothetische Normation — darin ganz in Uebereinstimmung mit anderen Vertretern der psychologischen Aesthetik wie z. B. Lipps — durchaus für seine Wissenschaft in Anspruch, ja er geht weiter und sagt: „Soweit er (der Psychologe) . . . durch die Mittel seiner Wissenschaft begreiflich zu machen vermag, auf welche Weise ein Wertvolles erreicht werden kann und welche Fehler man dabei vermeiden muss, darf er auch die Forderungen stellen, die sich aus seinen Untersuchungen ergeben“ (S. 138f.). G. stellt nun fest, dass der Begriff des ästhetisch Wertvollen aus verschiedenen Gründen enger ist als der des ästhetisch Wirksamen, und untersucht dann die wichtigsten Arten ästhetischer Werturteile. Zuerst bemüht er sich da um die Ermittlung des Ideals des höchstwertigen geniessenden Subjekts. Dabei ergeben sich verschiedene Postulate an das geniessende Subjekt überhaupt. „Was ein sittlich vollkommener Mensch ästhetisch am höchsten hält, das soll ein jeder am höchsten halten; oder negativ ausgedrückt, was ein solcher Mensch nicht mehr innerlich miterleben kann, das soll ein jeder meiden, wenn es für ihn auch noch so wirksam sein mag“ (S. 151). Ferner die Forderung, „dass man in der Kunst nach Vorstellungen und Gefühlen suchen solle, die über das individuelle Erlebnis auf das Typisch-Menschliche und das grosse, umfassende Weltleben hinausweisen“ (S. 155). Die letzte Forderung ist durch die Höchstwertigkeit im Sinne eines Maximums von spezifisch ästhetischer Befähigung bestimmt. „Soweit wir es vermögen, sollen wir so geniessen lernen, wie derjenige geniesst, welcher durch natürliche Anlage, sowie durch völlige Beherrschung der erforderlichen technischen und historischen Kenntnisse am besten geeignet ist, alle Seiten des ästhetisch Wirksamen zu schätzen und richtig auf ihren Genusswert hin zu vergleichen“ (S. 157). Daran schliesst sich die Untersuchung des Ideals des ästhetisch wirksamsten Objekts, das ebenfalls in verschiedene Postulate zerlegt wird. Hierher gehört zuerst das Ideal der Schönheit, wobei das Schöne von G. im wesentlichen als das sinnlich Angenehme gefasst wird. Für jede Art des sinnlich Schönen bildet sich nach G. ein Ideal vollkommener Befriedigung aus, das ästhetische Werturteile und Postulate hervorruft. Zweitens, das Ideal der gattungsmässigen Vollkommenheit, drittens das Ideal des Individuell-Charakteristischen, viertens das Ideal der Zweckmässigkeit, fünftens das Ideal einer getreuen Wiedergabe der Natur, und als letzter Massstab der Beurteilung die grössere oder geringere Vollkommenheit, mit der die technischen Mittel von dem Künstler beherrscht werden. Alle diese Massstäbe werden im einzelnen nach Wert und Bedeutung besprochen. Als das zentrale Phänomen des ästhetischen Geniessens gilt für G., darin durch seine Untersuchungen über die Spiele der Menschen (vgl. JBL. 1900 I 3:62) bestärkt, nach wie vor das verschiedentlich angefochtene „Spiel der inneren Nachahmung“. Nach einer ausführlichen Untersuchung, in deren Verlauf er früher gebrauchte Ausdrücke wie „Scheingefühle“ und Wendungen wie „Ablösen des ästhetischen Scheins“ als irreführend preisgibt und Modifikationen im ästhetischen Genuss bereitwillig anerkennt, kommt er doch zu dem Resultat: „Wo räumliche oder zeitliche Formen vorhanden sind — und sie fehlen doch wohl nur bei manchen Fällen experimenteller Vereinfachung und Isolierung — da ist der intensive Genuss ein inneres Miterleben, und dieses Miterleben beruht auf einer organischen Teilnahme von imitatorischem Charakter“ (S. 210). Eine verwandte Auffassung findet er zu seiner Freude bei Hirn (vgl. JBL. 1900 I 3:67). Die spezifisch ästhetische Veranlagung setzt eine

kräftige motorische Veranlagung voraus; mit dieser nimmt auch jene ab. G. hält es ausserdem nicht für wahrscheinlich, dass es Menschen gibt, denen das Motorische absolut fehlt. Der Betrachtung der „inneren Nachahmung" folgt die der „ästhetischen Illusionen", die G. theoretisch als die Illusion des Leihens, als die Kopie-Original-Illusion und als die Illusion des Miterlebens auseinanderhält. Die ästhetische Illusion ist von der tatsächlichen Täuschung verschieden durch ihre Eigenschaft einer aufkeimenden Illusion (bewusste Selbsttäuschung). Aufkeimende Illusionen sind die Illusionen des „Leihens", bei denen das Gegebene physisch oder psychisch zu einer Gesamtvorstellung ergänzt wird, „die von dem auf Wahrheit gehenden Erkenntnisdrang nicht als objektiv gültig anerkannt werden könnte" (S. 214). Bei der Kopie-Original-Illusion, als einem Spezialfall der Illusion des Leihens, „tun wir so", als sei die künstlerische Nachahmung das Original selbst (der Schauspieler wird uns zum Faust). G. gesteht diesen Illusionen einen gewissen funktionellen Lustwert zu, den die Illusionsästhetik (K. Lange) freilich zum wesentlichen Wert macht. Aber wesentlicher ist doch für G. „die Freude an dem überwiegend lustbringenden Inhalt der sensorischen und reproduktiven Faktoren" (S. 228). „Der Hauptwert der Illusion des Leihens liegt . . . in der Vertiefung (oder vielleicht sogar Ermöglichung) der reaktiven Gefühle, die sich an den geliehenen Inhalt anschliessen" (ib.) Die Illusion des Miterlebens schliesslich, bei der wir so tun, als sei das Verhalten anderer unser eigenes Erleben (wir selbst werden zum Faust), findet nur während der intensivsten Versenkung in das ästhetische Objekt statt. In solchen Fällen treten aber motorische Vorgänge von imitatorischem Charakter im Organismus auf. „Diese bilden den realen Stützpunkt für die aufkeimende Illusion, als ob unsere ganze psycho-physische Persönlichkeit sich ähnlich verhielte wie das Objekt" (S. 230). In den Illusionen des Miterlebens vollzieht sich das Spiel der inneren Nachahmung, das somit nur umsomehr das Zentrum des ästhetischen Zustands ist. Für das letzte Kapitel über die Teilnahme ererbter Triebe am ästhetischen Genuss verwertet der Verfasser seine Spieluntersuchungen, und schliesslich hebt er die Bedeutung der „monarchischen Einrichtung des Bewusstseins" für die Mannigfaltigkeit des ästhetisch Geniessbaren hervor. Dieser Einrichtung verdanken wir die Möglichkeit unendlich vieler Einstellungen auf das ästhetische Objekt. — Edith Kalischer (484) richtet ihr Augenmerk auf das dem Kunstgenuss zugrunde liegende spezifische ästhetische Verhalten und sucht den für alle ästhetische Betrachtungsweise charakteristischen Vorgang zu umschreiben, zunächst allerdings nur für die bildende Kunst. Dabei findet sie, dass der Zustand der ästhetischen Kontemplation durch zwei entgegengesetzte psychische Vorgänge charakterisiert ist. Einerseits nämlich sind wir ganz Auge, unsere ganze Aufmerksamkeit ist den Gesichtseindrücken zugewandt, und andererseits ist ein Gedränge von Vorstellungen in uns von solcher Intensität und Fülle, dass es die Enge des Bewusstseins zu sprengen scheint. Durch ein Minimum sinnlicher Daten wird ein Maximum geistiger Vorgänge ausgelöst. Innerhalb dieses Bewusstseinszustandes ist für ein Interesse an der Existenz des Objektes oder für ein Bewusstsein seiner Wirklichkeit oder Unwirklichkeit kein Raum. Der eigentlich ästhetische Wert der beseelten Formen, so sagt sie, haftet weder an den Formen noch an dem seelischen Gehalt, sondern an jenem eigentümlichen, als ein besonderer Bewusstseinszustand sich charakterisierenden Verhältnis beider zueinander. — Der kleine Artikel von L. Fürst (506) tritt für die Anpassung der Beleuchtung an den Zweck der Kunstdarbietung ein — auch auf dem Gebiet der Musik. Eine mässige Verdunklung des Konzertsaals, so dass man gerade noch bequem Programm, Text oder Partitur lesen kann, unterstütze die Konzentration auf das Gehörte. —

Phantasie. Neben dem Buch von Ribot (509; vgl. JBL. 1901 I 3:90) erscheinen die übrigen Beiträge zu diesem Kapitel ziemlich matt. — Was z. B. Gercke (514) sagt, ist zu sehr Festrede, um etwas Positives für unseren Zweck zu bieten. Hoffentlich trifft das von G. selbst als nicht gerade gesund befundene Gefühl, das aus folgender Charakteristik deutlich wird, nicht für alle „vornehmen Männer" zu: „Der vornehme Mann sieht nicht mehr gern Trauerspiele, angeblich, weil er schon genug Trauriges erlebt, tatsächlich, um sich nicht erweichen zu lassen. Denn Weichheit hilft ihm in seinem Berufe nicht und beeinträchtigt sein Kraftgefühl. Er liest lieber die Fliegenden Blätter, deren Schnurren er in der nächsten Gesellschaft verwerten kann: das verleiht ihm eine gewisse Ueberlegenheit." — Auf einzelne Kunstwerke exemplifizieren Kohler (512), der an Gogols Erzählung vom König der Erdgeister das Wesen der Märchenphantasie darlegt, und F. Naumann (513), der vor Rubens' „Sturz der Verdammten" über das Wesen erhabener, epischer Gestaltungskraft nachdenkt und findet, dass heutzutage weder in Poesie noch Malerei die grosse Phantasie lebendig ist, „die mit Himmel und Hölle spielt und der die Brandungen der Weltgeschichte in den Ohren gellen". — Pudor (256, S. 91—97)

belehrt uns darüber, dass die Wahnvorstellungen durch Mechanisierung der Phantasievorstellungen entstehen, und warnt die Künstler vor Einseitigkeit, die zu mechanischer Tätigkeit und ergo zum Wahnsinn führt. —

Kunstschaffen. Derselbe Pudor (515) bietet in seinen „Gedanken" eine Sammlung von Trivialitäten, die aus Schiefem und Richtigem gemischt sind. Er gefällt sich dabei besonders in kunstkritischen Anwendungen. — Roetteken (516) geht, um das Schaffen des Dichters in grossen Zügen zu umschreiben, von einer bekannten Schillerschen Definition aus, die er folgendermassen präzisiert: „Jeden, der seinen Gefühlszustand in eine sprachlich ausgedrückte Vorstellungsmasse so niederlegt, dass diese einen kongenialen Leser oder Hörer nötigt, in jenen Gefühlszustand überzugehen, nennen wir einen Dichter." Allerdings ist dies nur der Idealfall des dichterischen Schaffens. Auch können charakteristische Unterschiede im dichterischen Habitus nachgewiesen werden. Es kann nämlich das Gefühl des Dichters durch Formen und Inhalte gleich stark oder durch eine dieser beiden Gruppen von Anlässen in erster Linie in Bewegung gesetzt werden, wobei unter Form der feste, feine Umriss der Darstellung selbst, die konsequente Durchführung einer Handlung, eines Problems und ähnlichen zu verstehen ist. Weiterhin gibt es Dichter, die in erster Linie kräftige, energische Gefühle in sich zu erleben wünschen, und andere, die hauptsächlich sanfte, rührsame Stimmungen aufsuchen. Woher nimmt der Dichter das Material für die Vorstellungsmasse, in die er sein Gefühl niederlegt? Entweder ist er auf Erlebnisse gerichtet, die aus unmittelbarer Wahrnehmung der äusseren Welt sich in ihm vollziehen, oder auf den Wiederschein der Ereignisse in einer fühlenden Seele. Dazu kommen Inhalte von Berichten anderer. Die Inhalte von Wahrnehmungen und von Berichten gehen Kombinationen ein. Wenn manche Charaktere des Dichters sein eigener in fremder Situation sind, so ist er aber auch imstande, ein von seinem gewöhnlichen Wesen verschiedenes Fühlen und Wollen in sich zu erleben. Und zwar 1. durch künstliche Steigerung von Gefühlen und Trieben („Hineinarbeiten" in einen bestimmten Affekt), 2. durch Freihaltung der Gefühle und Triebe im Phantasieerlebnis von ihnen sonst entgegenwirkenden Hemmungen, 3. durch Stiftung neuer Vermittlungen zwischen bestimmten Vorstellungen und den in uns vorhandenen Gefühlsquellen. „In dem Stoffe, den der Dichter bearbeitet, sind gewisse Eigentümlichkeiten und gewisse Handlungen eines Menschen gegeben; und darin liegt ein Antrieb für den Dichter, sie von innen heraus nachzuschaffen." Der Keim einer einzelnen Dichtung entsteht nun dadurch, dass eine Vorstellungsmasse Beziehungen gewinnt zu einer vorhandenen Stimmungsdisposition. Dies ist der Moment der Konzeption. In ihm sind gewisse Grundzüge des künftigen Werkes bereits festgestellt. In günstigen Fällen, namentlich in kleineren Dichtungen, können Konzeption und Ausführung zusammenfallen. — Schwoner (464) betont mit einem Seitenblick auf die materielle Zeugung auch in der künstlerischen Produktion das Organische. „Der Dichter sprach, weil er musste, was er musste und wie er musste." — Auch Duboc (223; Das Geschöpf des Künstlers S. 97—103) weist bei dem frei erfundenen und erschaffenen Kunstwerk auf die Analogie zu einem organischen Geschöpf hin. Auf Grund dessen wirft er die Frage auf, „ob das, was für andere Geschöpfe gilt, nicht auch für das Kunstgeschöpf gelten müsse". Sie wird bejaht für den wirklich produktiven d. h. lebenschaffenden Künstler, unter dem tief die reproduktiven, d. h. sowohl der flache Kopist wie der geistreiche Nachahmer, stehen. Alles Belebte strebt nun, gemäss der D.schen Grundanschauung, zum Gesundsein empor, in dem seine Wahrheit, das vollendete Belebtsein sich darstellt. Und „weil die Kunsttätigkeit in ihrer Vollendung ein schaffendes, erzeugendes, lebensetzendes, nicht bloss wiederholendes, abborgendes Vermögen ist, eben deshalb gewinnen wir das Recht zu sagen, dass es im Wesen der Kunst liegt, in striktem Anschluss an die Lebensidee in dem von mir entwickelten Sinn zu produzieren und dass sie aus ihrem Wesen heraus entartet ist, wenn sie anders verfährt". Als Beispiel für die Tat eines krankhaften Zeugungsprozesses führt D. das „Hannele" Hauptmanns an. — Hopfen (517) erörtert in einem hübschen Aufsatz die Frage: „Soll der Dichter einen bürgerlichen Beruf haben?" Er hält einen bürgerlichen Beruf angesichts der litterarischen Konkurrenz und Ueberproduktion allerdings für notwendig, wenn der Dichter kein Vermögen hat oder es nicht vorzieht zu hungern. Doch verschweigt er auch nicht die Schattenseiten, die einen bürgerlichen Beruf zur Gefahr für die schöpferische Kraft machen. — Die Plauderei Davids (521) ergeht sich über die Entwicklung des Wiener Journalismus. D. findet, dass sich doch allmählich eine Befreiung der wirklich produktiven Talente vom Bann des Zeitungswesens vorbereite. —

Genie und Talent. Das bekannte Buch von Türck (523) muss sich verschiedene Angriffe gefallen lassen. Lorenz (524) hebt hervor, dass Türck den organischen Zusammenhang zwischen dem genialen und bornierten Menschen nicht erkenne. Für den „unmöglichen Optimismus und Monismus" Türcks

ist der geniale Mensch Gottmensch, ja Gott selbst, während nach L. gerade der Widerstreit zwischen Weltseele und Persönlichkeitsempfinden in Wahrheit das Wesen des genialen Menschen bedingt. Wenn die Gegensätze des göttlichen und natürlichen Menschen im gewöhnlichen Menschen gebunden und latent sind, so sind sie beim genialen entbunden und liegen in bewusstem Widerstreit. Im einzelnen bemängelt L. die Hamletauffassung Türcks, dessen Lehre vom genialen Menschen hier einen vollkommenen Bankrott erleide. Die „temporäre Verstimmung" Hamlets, von der Türck redet (4330), bedeute im letzten Grunde eine Degradierung der schicksalsvollen Tragödie zum simplen Trauerfall. — Platzhoff (526) ist mit der Türckschen Rangordnung der Genies, an deren Spitze das handelnde steht, nicht zufrieden und wirft Türck vor allem die Geringschätzung des Schaffens, des schöpferischen Genies vor, das seine individuellste Gestalt im Künstler findet. — Als Talent bezeichnet Eisler (529) alle Anlagen zu einer bestimmten Tätigkeit. Von psychologischem Standpunkt aus sei das Talent auf Triebanlagen zurückzuführen. Es sei in letzter Linie ein Willensphänomen. Das Talent kann vererbt sein, aber auch in ursprünglicher Weise auftreten. Die Vererbung denkt sich E. als eine Modifikation der Keimzellen, die erworbenen oder auch wieder vererbten Spuren in der väterlichen Gehirnsubstanz zu verdanken ist. Wie man sieht, ziemlich vage Hypothesen. Das Genie ist nach E. nichts anderes „als ein Talent von bedeutender produktiver Kraft oder aber eine Vielheit von Talenten, die in ihren Gesamtwirkungen dazu berechtigen, ihren Besitzer als eine geniale Natur zu bezeichnen". Talent dagegen im Sinn reproduktiver Begabung ist vom Genie scharf zu scheiden. —

Erfolg und Ruhm. Gegen einen Aufsatz von Max Nordau in einer englischen Zeitschrift, der über die Bedingungen des Erfolgs handelt und mit Bitterkeit über litterarischen Ruhm spricht, wendet sich ein Anonymus (530); die Auslassungen Nordaus werden als völlig wertlos bezeichnet. — Schlaikjer (532) erklärt aus Anlass der Bühnengeschichte Ibsens als Hemmnisse auf dem Weg zum Ruhm einmal ehrliche Dummheit oder ästhetische Verbildung des Publikums, dann aber besonders den giftigen Hass derer, die von der künstlerischen Korruption leben, gegen die wertvolle künstlerische Erscheinung, und schliesslich schiefe Urteile redlicher Kritiker, die aus ästhetischer Befangenheit stammen. — Weddigen (534) zeigt, welche Rolle der Zufall beim „Berühmtwerden" spielt. —

Philosophie und Wesen von Kunst und Schönheit. Das Werk von Lange (548; vgl. JBL. 1901 I 3:36) findet zahlreiche Erörterungen (454, 455), die vor allem die psychologische Grundlage zu bemängeln haben. — Dessoir (450), der das Werk zusammen mit dem von Cohn (vgl. JBL. 1901 I 3:35) betrachtet, bespricht es auch ZPsych. 29, S. 378—81. — Volkelt (451) wendet sich gegen methodologische Gesichtspunkte Langes. Er stellt sich die Frage: „In welchem Sinne, in welchem Umfange, mit welcher Tragweite darf der entwicklungsgeschichtliche Gedanke in die Aesthetik eingeführt werden? Hat es einen guten Sinn zu verlangen, dass der Aesthetik eine entwicklungsgeschichtliche Begründung gegeben oder in ihr eine entwicklungsgeschichtliche Methode gehandhabt werde?" Wenn auch der Gegenstand der Aesthetik von vornherein entwicklungsgeschichtlich eingeschränkt ist, so besteht die Hauptaufgabe der Aesthetik doch in der Aufsuchung der für das individuell ausgereifte Gefühl des modernen Menschen geltenden ästhetischen Normen. Dabei sprechen also psychologische Verfahrungsweisen das entscheidende Wort. „Wohl gibt es Teile der Aesthetik, in denen entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen gepflogen werden. Aber diese entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise wurzelt ... in der Hauptsache in psychologischen Bedürfnissen und Forderungen, in psychologischen Begriffen und Fertigkeiten. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von aller kunst- und überhaupt kulturgeschichtlichen Methode, auch von der Methode der Erforschung des vorgeschichtlichen Lebens der Menschheit." Die systematische Aesthetik kann also nicht auf entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen gegründet werden. Und wenn Lange von der „Ueberlegenheit der historischen Methode über die der psychologischen Selbstbeobachtung" spricht, so ist das unberechtigt. Die systematische Aesthetik hat ihr Hauptaugenmerk zu richten „auf die Aussonderung menschlich charakteristischer und menschlich wertvoller Gefühls- und Phantasietypen aus dem Verlaufe des seelischen Lebens". „In dem Hinblick auf diese ist der Kern und Ruhepunkt der psychologischen Methode enthalten." — Aus Anlass der vortrefflichen Uebertragung der Taineschen Kunstphilosophie durch Hardt (550) bezeichnet A. Geiger (Hippolyte Taines „Philosophie der Kunst": AZg[B]. 1902, N. 160) als den grössten Wert des Buches die kunsthistorischen Untersuchungen, während der Darlegung des Wesens der Kunst heute keine prinzipielle und allgemeine Gültigkeit zukomme. — Seine ästhetischen Anschauungen entwickelt im ganzen, wenn auch nicht in streng systematischer Weise Liebmann (554). Er vertritt eine Mimesis-Theorie, in die er ebenso die Architektur wie die Musik einzubeziehen weiss. „Was

der Künstler abbildet, ist nicht sowohl die Natur, als die Beziehung der Natur zum Menschen, zur Künstlerindividualität." Bekannte Gedanken älterer und neuerer Forschung finden eine anziehende Darstellung. — Bei einer allgemein philosophischen Untersuchung über Wert und Schönheit kommt Witasek (544) zu dem Resultat, dass die Schönheit nicht im Werthalten, sondern im Gefallen (ästhetischen Genuss) begründet ist. Daher denn die Aesthetik als Wissenschaft vom Schönen keine Wertwissenschaft sei. Als wesentlichen, charakteristischen Unterschied zwischen ästhetischem Gefühl und Wertgefühl findet W., dass dieses ein Urteil, jenes eine blosse Vorstellung zur notwendigen psychischen Voraussetzung hat. Das ästhetische Gefühl ist ein Vorstellungs-, das Wertgefühl ein Urteilsgefühl. Für die Bestimmung des spezifisch ästhetischen Wertes kommt W. bei näherer Untersuchung zur Ablehnung der Definition Cohns (vgl. JBL. 1901 I 3:35). — Was Gaulke (543) über die Bedeutung der Schönheit gesagt hat, ist schon früher (JBL. 1901 I 3:57) erwähnt worden. — Sehr hübsch demonstriert die Unbrauchbarkeit des Wortes „schön" Erdmann (225, S. 215—43). Das Wort „schön" ist einmal das Prädikat für unklare und gedankenlose Wertschätzung jeder Art, dann für die naive, unkritische, ebenfalls durchaus unklare ästhetische Wertschätzung. „Und bei diesem Gebrauch erweist es sich noch in dreifacher Weise als relativ: es ist subjektiv, komparativ und hat viele Dimensionen. Bei seinem trotz alledem fast ausschliesslich absoluten Gebrauche kann es dann so viel heissen wie: ästhetisch wertvoll nach meinem Geschmack, oder: ästhetisch wertvoll nach dem Geschmack der öffentlichen Meinung oder: ästhetisch wertvoll nach einem absolut richtigen Geschmacke. Ferner kann 'schön schlechthin' bedeuten: schön im Vergleiche mit diesem oder mit jenem; z. B. mit Werken der Kunst aus einer bestimmten Periode oder mit solchen aus unserer Zeit. Und endlich kann 'schön schlechthin' noch den Sinn haben: schön in irgend einer beliebigen Dimension, oder: schön in einer bestimmten Dimension, oder endlich: schön in allen Dimensionen." E. meint, dass, wie heute die Verhältnisse liegen, das Wort „schön" wohl ebenso oft dazu diene, Missverständnisse zu erzeugen, wie Verständigung herbeizuführen, und möchte es am liebsten bei ästhetischen Fragen vermieden wissen. —

Kunstbewegungen: Moderne Kunst. Siegm. Schultze (561) unternimmt es nachzuweisen, dass sich allmählich gegenüber der Menschenerniedrigung, die der auf der naturwissenschaftlichen Weltanschauung beruhende Naturalismus herbeigeführt hatte, eine Reaktion, eine Menschenerhöhung, in Kunst und Dichtung Bahn bricht. Schopenhauer und die Naturalisten hatten „den totalen Zusammenbruch der Epoche des Individuums, des gesteigerten Individuums, des Genies" offenbart. Drei, freilich verfehlte Wege wurden eingeschlagen zur Restitution des Individuums: der christlich-reaktionäre (Neokatholizismus, Urchristentum), der antichristliche (Nietzsche), der mystische (Präraphaeliten, Ruskin). Alle drei Heilswege verletzten nach Sch. durch ihre Einseitigkeit die Eintracht zwischen den geistigen Gebieten des Menschen, Kunst, Wissenschaft, Religion, „die doch unter allen Umständen erstrebt werden muss. Die einen erheben die Religion auf Kosten der Kunst und der Wissenschaft, die anderen die Kunst auf Kosten der Religion und der Wissenschaft, oder die Kunst und Religion auf Kosten der Wissenschaft". Sch. glaubt, dass die kommende Zeit die Harmonie zwischen diesen geistigen Gebieten finden wird, und zeigt an einzelnen Beispielen die hoffnungsvollen Keime. — P. Ernst (571) wendet die Betrachtungsweise von Kunowskis (528), für den der Künstler nicht ein isoliertes Individuum ist, sondern ein Glied in der langen Kette der Generationen vor ihm und nach ihm, auf die moderne Dichtung an. Auch hier verachtet man die Arbeiten der Früheren und will um jeden Preis Neues schaffen. Ein Mangel an Bildung bei den Dichtern wie bei den Malern. Der Aberglaube grassiert, dass einer um so selbständiger, stärker und ursprünglicher sei, je weniger er von früherer Kunst wisse. E. deutet die sociologischen Ursachen für diese Erscheinung an. Er kommt zu einem resignierten Schlusse: „Wenn ein Künstler die Kraft hat der Einsicht und des Willens, der möge beiseite gehen und schaffen für Menschen, die in einer späteren und glücklicheren Zeit vielleicht einmal kommen und all unser heutiges Unglück vergessen haben, etwa wie Theokrit schuf. Das Grösste wird er nicht erreichen, aber das Grösste, was unter den Umständen möglich ist." — Bierbaum (574) stellt fest, dass die neueste deutsche Litteratur, „die Moderne", sich durchgesetzt hat, die zweifellos einen Verjüngungsprozess in unserer Litteratur bedeutete. B. bekennt sich zu denen, die an eine gesunde Zukunft der deutschen Dichtung glauben; freilich erwartet er von der jüngsten, hyperästhetischen Generation nicht allzuviel. Diese jungen Leute seien innerlich zu alt, als dass sie sich kräftig entwickeln könnten. Als die verhängnisvollste Gefahr für unsere moderne Dichtung bezeichnet er die Vorherrschaft des Theaters, das alle, auch die nicht eigentlich dramatischen Talente an sich lockt und infolgedessen dazu beiträgt, das künstlerische Stilgefühl bei Schaffenden und Empfangenden zu zerstören. Die Lyrik hat allerdings in den „Bunten

Theatern" und „Ueberbrettln" sich einen besonderen Weg geschaffen. Die Kunst der Erzählung wird durch nicht allzuviel Namen vertreten. Das litterarische Gewissen unserer Tagespresse scheint B. nicht gerade sehr wach zu sein. Lienhard betrachtet in seiner Entgegnung das Bierbaumsche Thema von höherer Warte. Er stellt seinerseits fest, dass unsere Dichtung, „nachdem sich der ein Weilchen vorherrschende Naturalismus offenkundig müde gelebt hat, in ein aufgelöstes Stildurcheinander geraten ist, in einen Eklektizismus ohne Ziel, ohne Halt, ohne Lust zur Mitarbeit am Entwicklungsgang einer bedeutenden Kunst und Kultur". Ein Zusammenraffen tut not mit dem Blick auf die vorbildliche harmonische Persönlichkeit: Goethe. Die moderne Litteraturbewegung hat gewiss manches Gute gewirkt, aber einen neuen Geist hat sie in das europäische Konzert nicht hineinzutragen gewusst. „Kein klärendes und befreiendes, kein durch und durch positives Schöpferwort ging von Deutschland aus." Der dichterische Kritizismus liegt uns nicht, wohl aber der alte deutsche Idealismus, dem es neue Formen und eine zeitgemässe Sprache zu schaffen gilt. — H. H. (737) macht darauf aufmerksam, dass Bierbaum und Lienhard zwei Schaffensgruppen vertreten, denen gegenüber erst der reinkritische Standpunkt einzunehmen ist. — Zu jenem Lienhardschen Idealismus bekennt sich auch Muff (575), der von diesem Standpunkt aus sich mit der realistischen und naturalistischen Strömung in den verschiedenen Kunstgebieten auseinandersetzt. —

Renaissance und Decadence. Breysig (585) prüft die erste Renaissance des germanischen Kunstgeistes. Er findet bei Betrachtung der Romantik und ihres Ueberganges in den Realismus, dass ein grundsätzlicher Umschlag nicht zwischen Klassizismus und Romantik, sondern erst zwischen Romantik und Realismus eingetreten ist. „Jenseits von 1805—15 — diese zehn Jahre stellen etwa die Grenzlinie dar — breitet sich ein grosser Zeitraum aus, in dem irgend welche Arten der Phantasie- und Formenkunst vorgeherrscht haben, diesseits dieser Zeitmark aber hat die Wirklichkeitskunst fast ein ganzes Jahrhundert lang in steigendem Masse die Geister gefangen gehalten." Das wird des Näheren gezeigt. Als Nutzanwendung dieser Betrachtung konstatiert B. eine innere Wahlverwandtschaft unserer Jahrzehnte (1890—1900) mit denen um 1800 und warnt nun ebenso vor allzu grosser Verehrung des Idealismus von 1800 wie vor Ungerechtigkeit gegen die realistische Gegenströmung, die das 19. Jahrhundert ausgefüllt hat. Er hält es vielmehr für die denkbar beste Voraussetzung für das Beginnen des heutigen und zukünftigen Formen- und Phantasieschaffens, dass es sich die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts unermüdlicher Stoffkunst einverleiben kann. Als eine weitere theoretische Nutzanwendung hebt B. eine Beobachtung über die Frage hervor, ob der einzelne oder die Masse den neuen Geist einer Zeit schafft. „Nicht die neuen scharfen Vorstellungen und klaren Bilder steigen von den grösseren Gesamtheiten zu den Schöpferischen auf, wohl aber die dunklen, triebmässigen Regungen, aus denen heraus oben auf den Gipfeln das Neue gezeugt wird." Für die aus der Tiefe emporklingende Melodie die Noten zu finden, ist die Fähigkeit und Auszeichnung der Wenigen. Der Strömungswechsel in der Tiefe verdankt wohl einem Bedürfnis nach Neuerung, nach Aenderung sein Entstehen. —

Mystik und Symbolismus. Mit Maeterlincks Entwicklung in seinem neuen Buch „Le temple enseveli" beschäftigen sich Holländer (595), bedauernd, dass der Dichter auf die dunklen Pfade Swedenborgscher Mystik eingebogen ist, und von Gleichen-Russwurm (596), der für seinen Teil den Fortschritt Maeterlincks hervorhebt. — Eine akademische Erörterung über das Symbolische stellt Platzhoff (598) an, indem er das Symbolische im weiteren und in engerem Sinne definiert und schliesslich meint, die Freude am Symbolischen und das Verständnis für seine Rätsel sei ein Adelsbrief der Menschheit. —

Die Frau und die Kunst. Der Kern der Ausführungen von Piper (600) lässt sich auf den Satz bringen, dass die weibliche Kunstseele sich ausdrückt in dem Weib als Geschlechtswesen, das weniger im „Bildungsweib" als im Naturkind zur Erscheinung kommt. Daher auch ein geheimnisvoller Zug des Künstlers zum weiblichen Naturtypus. — Wertvoller sind die Gedanken Simmels (602), die an die Frauenbewegung der Zeit anknüpfend nach der Möglichkeit spezifisch weiblicher Funktionen im Kulturgebiet spähen. Für verschiedene Gebiete erweist er diese Möglichkeit. Am wahrnehmbarsten sind die Ansätze zu einer spezifisch weiblichen Funktion in der Litteratur vorhanden, in der Lyrik und, mit noch grösserem Erfolg, im Roman. Auch in den bildenden Künsten findet S. die Möglichkeit einer besonderen weiblichen Art. „Die teils unmittelbarere, teils reserviertere Art, mit der das Innenleben der Frauen in die Sichtbarkeit tritt, ihre besondere, anatomisch und physiologisch bestimmte Art sich zu bewegen, das Verhältnis zum Raum, das aus dem eigentümlichen Tempo, Weite und Formung der Gesten hervorgehen muss — dies alles müsste von ihnen in den Künsten der Räum-

lichkeit eine besondere Deutung und Gestaltung der Erscheinungen erwarten lassen, wie sie ja in der Tanzkunst auch entsprechende Besonderheiten darbieten.“ Gerade weil die bestehende Kultur keine neutrale, sondern (mit Ausnahme der Hauswirtschaft) eine auf die männliche Leistungsart allein zugeschnittene ist, gibt sie einer anderen, die weibliche Natur voraussetzenden und ausdrückenden, völlig Raum. —

Aesthetische Erziehung. Künstlerische Erziehung und Bildung ist immer noch eine der am eifrigsten erörterten Fragen. J. Fr. Hartung (2651) fasst seine in der „Werkstatt der Kunst“ (607) veröffentlichten kleinen Aufsätze, die sich über den Zusammenhang zwischen Kultur, Kunstschaffen und Kunstgeniessen ergehen, zusammen und bezeichnet die Frage der künstlerischen Jugenderziehung als die letzte und wichtigste der socialen Fragen unserer Zeit. Kunst heisst bei ihm die bildende Kunst. — Auf diese haben auch Esswein und Neumann (619) den Blick gerichtet, indem sie den Kulturwert der impressionistischen Malweise und der an sie anknüpfenden Kunstübungen prüfen sowie deren Wert für die weitere Entwicklung der bildenden Kunst. — Wie Hartung ist auch Gaulke (611), der von der Erziehung des Volkes zu Kunst und Kunstgenuss, wie sie heute betrieben wird, nicht viel hält, der Meinung, dass zur Stillung des Bildungshungers vielmehr unser ganzes Bildungssystem, von der Volksschule angefangen, in jeder Hinsicht einer gründlichen Revision bedarf. — Auch Hellpach (502), der bisher unter dem Namen E. Gystrow geschrieben hat, erhebt herbe Anklagen gegen das herrschende Erziehungssystem. Er verlangt zunächst statt ästhetischer Stubenerziehung des Kindes Verkehr mit der Natur, der besten Erzieherin. Dann aber spricht er besonders ausführlich über die Wirkungen der Dichtkunst, die durch Darbietung intellektueller Inhalte am meisten von allen Künsten zu neuropathischen Wirkungen hindränge. „Wenn auf viele Menschen die moderne Dichtung neuropathisch wirkt, so liegt es meist an ihnen — oder besser: an ihren Erziehern, die nicht verstanden haben, ihren Geist auf solche Kunst hinzulenken. Es ist der ganz unsinnige Klassikerkultus unserer höheren Schulen mit seinem bodenlos verlogenen Pseudo-Idealismus, wie er im Geschicht- und Deutsch-Unterricht seine famosesten Blüten treibt, der der nervösen Zerrüttung unserer besten Persönlichkeiten die Wege ebnet.“ Neben der klassischen Dichtung sollen auch Kleist, Freytag, Hebbel, Fontane in der Schule Platz finden. Im übrigen ist das beste Mittel gegen die Nervosität der Zeit, an der Klärung der Weltanschauungen, an der die moderne Dichtung arbeitet, ehrlich teilzunehmen, nicht aber sich durch übelangebrachte Warnungen namhafter Nervenärzte vor der modernen Kunst in äusserliche Genüsse, in haltloses Getändel treiben zu lassen, „das dem Leiden keine Besserung schafft, weil es mit dessen Ursachen gar keine Berührung hat“. Die Kunst, insbesondere die Dichtung, kann vielmehr dem Arzt geradezu Hülfe leisten. — Auf eine besondere Art der ästhetischen Erziehung weist Wulckow (615) hin; er spricht über die Kunst der schönen und edeln Bewegung, die anerzogen werden muss. Dabei sind Freiübungen die natürlichen Träger einer ästhetischen Gymnastik. Während er den Radfahrsport für Damen weder hygienisch, noch gerade ästhetisch gutheissen kann, redet er der Pflege des Tanzes in den Turnsälen um so mehr das Wort. Schliesslich hofft er sogar, dass durch eine methodische Bildung des Körpers sich ein uns eigentümliches modernes Ideal körperlicher Schönheit vielleicht allmählich entwickeln lasse. —

Geschmack und Mode. Schliepmann (622) verlangt, dass die Mode zum Geschmack hinaufgeläutert werde, zu einem Geschmack, der Ausdruck der Persönlichkeit ist. Denn Geschmack ist ja nichts anderes als die persönliche Stellungnahme zu den Dingen in Lust und Unlust. Dazu bedarf es allerdings des Mutes und der Ehrlichkeit. — Die Geschmackäusserung des Kaisers in seiner Kunstrede vom December 1901 fand lebhafte Gegenäusserungen. L. Schönhoff („Presse und künstlerisches Recht“: Tag 1901, N. 579) zollt der beinahe allgemeinen, prinzipiellen Ablehnung der kaiserlichen Aeusserungen Beifall. — Bie (624) stellt fest, dass in der Kunstrede des Kaisers die Ansichten einer künstlerischen Reaktion mit vollendeter Deutlichkeit niedergelegt seien. B. glaubt aber nicht, dass diese renaissancelich gesinnte Reaktion der modernen Kunst schade, die vielmehr im Kampf mit ihrem hohen Feind nur ihre Reife gewinnen werde. Auf der anderen Seite heisst es aber auch gegen die Mode auf der Hut zu sein, diese roheste Moderne, die so sehr ein Feind des wahren modernen Wesens sei wie nur je ein roher Epigone. — Auch G. Schiefler (Der Kaiser, die neue Kultur und die deutschen Einzelstaaten. Hamburg, A. Janssen. 1902. 30 S. M. 0,60) beklagt, dass der Kaiser die innere Anknüpfung an die Entwicklung des modernen Kulturgedankens nicht gefunden hat und dass von ihm eine Teilnahme an den Fortschritten des neuen Geisteslebens schwerlich zu erwarten sei. Die Abkehr des preussischen Herrschers von der Richtung, in der die Kulturentwicklung sich vollzieht, wird allerdings z. T.

aufgewogen durch die Teilnahme besonders der süddeutschen Staaten am modernen Geist, und Sch. hofft, dass auch sein Hamburg sich zu einem Vorort freier bürgerlicher Bildung entwickeln werde. — H. Ganz (Aestheten und Politiker. Zur Kunstrede des deutschen Kaisers. Frankfurt a. M., Neuer Frankf. Verlag. 1902. 19 S. M. 0,30) warnt jedoch vor Uebertreibung des Prinzips der absoluten künstlerischen Freiheit, das am energischsten dem Kaiser entgegengehalten wurde. „Die absolute Freiheit der Kunst deklarieren, weil es der Kaiser war, der sich persönlich für gewisse Kunstrichtungen und gegen andere ausgesprochen hat, das hiesse dem Autoritätsstandpunkte den anarchistischen entgegensetzen.“ G. stellt die Kunst unter die socialethische Gerichtsbarkeit, für die jede Lebenslehre und jede Gesellschaftslehre partiell berechtigt ist, schlechterdings verwerflich dagegen die auf die Vernichtung des Lebens und der Gesellschaft ausgehenden Doktrinen sind, also die nihilistische, diabolische und anarchistische. Und G. führt die „moderne“ Kunst vorwiegend auf diabolisch-nihilistische Instinkte zurück. Gefährlich ist „die gesellschafts- und menschenfeindliche moderne Kunst“ erst dadurch geworden, dass es ihre Anhänger verstanden haben, sich in die Sitze der öffentlichen Kunstkritik zu drängen. Der Verfasser ruft den gesunden Instinkt des Volkes auf, sich nicht den Aestheten-Nihilismus der modernen Presscamorra aufdrängen zu lassen, sondern seine Kunstrichter selbst zu wählen. —

Kunst und Natur. Auf die Kunstkraft der Natur singt Bölsche (629) einen schönen Hymnus. — Chamberlain (631) preist es als neues und absolut harmonisches Bildungsideal, wenn wir die Natur als Lehrmeisterin anerkennen und das Hauptgewicht auf die Anschauung, die Welt des Auges legen. „Die innige Berührung mit der Natur erweitert den geistigen Horizont und wirkt wahrlich klärender auf das Gemüt, als die lasciven Dichter des verrotteten Roms. Die Natur schenkt nicht Glauben im kirchlichen Sinne, wohl aber Religion, sie schenkt nicht Wissen im aristotelischen — von unserem Schulideal weiter verfochtenen — Sinne, wohl aber Weisheit, sie schenkt nicht künstliche Beredsamkeit, dafür aber den unerschöpflichen Brunnen alles Redenswerten.“ — Lux (632) zeigt den grossen Anteil richtig verstandener Touristik an der modernen Erziehung. Die bloss sportliche Auffassung unterschätzt ihre kulturelle Tragweite. Die Erweckung und Uebung der Naturfreude im Touristenwesen ist für die Kunsterziehung eine Angelegenheit von grundlegender Wichtigkeit. — Sehr anziehend ist Bies (633) Betrachtung von rhythmischen Künsten der Natur. Er hebt hervor, wie der grösste Teil unserer Gelehrten niemals auf den Gedanken gekommen sei, die Bewegung als solche, nicht den ruhigen Moment in ihr, die Wandlung, die Veränderlichkeit, die Zeitlichkeit in allen Formen und Stoffen ästhetisch zu fassen, und dass, wenn sie es getan haben, sie sich selten von der Vorstellung des mathematischen Rhythmus freimachen konnten. Rühmend nennt B. allein Souriaus „Esthétique du mouvement“. Wenn man den Weg vom Rohmaterial der Natur zu den Kulturprodukten verfolgt, so rollt sich eine Reihe von Möglichkeiten rhythmischer Künste auf. Die Bewegung von Baum, Wasser, Feuer kann der rhythmische Künstler lenken, rhythmisieren. Je nachdem er sie frei oder gebunden behandelt, gibt er ihrer Gestalt eine Stilprägung, der Geschichte ihrer Rhythmisierung eine Stilentwicklung, ihrer Natur eine menschliche Kultur. B. zeigt dann im einzelnen, wie die Entwicklung der drei Künste des Gartenbaus, der Wasserkunst und des Feuerwerks vom Rohmaterial der Natur über die mathematische Stilisierung zu einer realistischen Rhythmik geht. — Als eine treffliche Schule für Auge und Urteil erklärt H. Meyer-Benfey (Natur und Kunstwerk: AZg[B]. 1902, N. 213, 214) das Buch von L. Volkmann „Naturprodukt und Kunstwerk“ (Dresden, G. Kühtmann. 1902. 4⁰. 119 S. M. 6,00). —

Kunst und Leben. Gegen die „l'art pour l'art-Kunst“ zieht Heijermans (636) energisch zu Felde. Er verweist den Künstler auf die ihn umringende Wirklichkeit, auf seine Gemeinschaft, in der er auch mit seiner Kunst leben solle, wie es die grosse Kunst aller Zeiten tat. Ueberall hat es die Künstler zu den höchsten Gefühlen, Gedanken und Vorstellungen ihrer Gemeinschaft getrieben. Nur heute will man es nicht wissen, „dass wir Künstler nicht uns selber gehören, sondern unserer eigenen, in so viel tausend Hinsichten schmerzerfüllten Gemeinschaft“. — Sehr pessimistisch ist auch Lamm (637) gestimmt. Als Grundinstinkt unserer Zeit erkennt er die Jagd nach dem Geld; und das Geld hat so grossen Wert, weil als Endzweck aller Tätigkeit heute von allen nur noch eins empfunden wird: das leibliche Wohlbehagen, für dessen Herstellung das Geld das Mittel ist. Unsere Zeit hat keine über das Erreichbare hinausgehenden Bedürfnisse, die nur die Kunst befriedigen könnte. Darum braucht unsere Zeit keine Kunst. In seinem eigenen Machtbereich möge sich jeder einzelne in Zukunft nur noch um das schwerste Kaliber der Kunst kümmern. — Auch Dessoir (641) huldigt einer aristokratischen Auffassung der Kunst. —

Kunst und Religion. Gaulke (653) behauptet, dass die civilisierte Gesellschaft sich in religiöser Beziehung im Zustande der Zersetzung und des fortschreitenden Verfalls befinde, und glaubt, als Anhänger der materialistischen (monistischen) Weltanschauung, dass das einheitlich grossartige Weltbild, das uns die moderne Naturwissenschaft entrollt, unsere Kunstanschauung in ungeahnter Weise umgestalten werde. Der Entwicklungsgedanke werde auch die ästhetische Anschauung beherrschen. — Klein (654) wendet sich für seinen Teil gegen die materialistische Lebensauffassung. Die moderne Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt die für die Kunst notwendige tragende Basis einer Weltanschauung, d. h. eines religiösen Gehaltes vermissen. — Die Weltanschauungen Hebbels, Kellers, Storms, C. F. Meyers, Fontanes, der Ebner-Eschenbach und Roseggers werden von Frommel (657) liebevoll skizziert. — Für Keller allerdings, meint Hausrath (658), sei die Religion keineswegs der springende Punkt, sein Wesen zu erschliessen. — E. von Mayer (660) ergeht sich in schwungvoller Rede über die Wurzeln der Dichtkunst in der religiösen Empfindung. — Ein Anonymus (664) stellt fest, dass die katholische Kirche eine selbständige Kunst nicht kennt, dass sie allezeit Aeusserungen eines individuellen Kunstlebens unterdrückt hat. Die Kunst kann der Kirche nur genehm sein, solange sie in ihrem Ideenkreis sich bewegt. Wenn auch in der Architektur das Christentum qua ecclesia wirklich Grosses geschaffen hat, die Malerei und Plastik haben ihre Höhe erklommen ohne die Kirche, ja im Widerspruch zu ihr. — Strobl (667) findet, dass vom Buddhismus zwei seiner grossen Linien auf unsere Tage gekommen seien, seine metaphysische und seine sociale Linie. Der Versuch, zu diesen sogenannten buddhistischen Linien Weiterentwicklungen in der neuen Kunst zu finden, mutet recht gequält an. —

Kunst und Moral. Zu diesem Thema steuert Volkelt (669) klare Worte bei. An Stelle der engen, misstrauischen, ja übelwollenden Vorstellungsweise von der Moral als Polizeibehörde der Kunst muss eine freiere und tiefere Auffassung von der Natur des Sittlichen und von der Stellung und Aufgabe des Künstlers treten. Dazu sind zwei gründliche Aenderungen in der landläufigen Anschauung nötig. Erstens ist die Moral nicht als eine Sammlung fertiger Gebote und Verbote anzusehen, sondern als eine in Entwicklung befindliche Lebens- und Kulturmacht. Das Sittliche besteht nur als Erarbeiten, Verfeinern, Vertiefen der inneren Lebenswerte, es ist ein lebendiger, vielleicht der am meisten entscheidende Teil der Durchgeistigungsarbeit der Menschheit. Zweitens ist aber auch der Künstler in die Kulturentwicklung hineinzustellen. Der Künstler, als Mitarbeiter an der Höherbildung der Menschheit, sollte seine Individualität in vielseitiger Berührung mit allem, was die Menschheit auf den anderen Wertgebieten erfüllt und bewegt, entwickeln lassen und diese seine so durch die Kämpfe der Gegenwart hindurchgegangene und aus ihren treibenden Idealen genährte Individualität in die Kunstwerke hineinarbeiten. Das ist es übrigens auch, was in unbeholfener Weise der oben genannte Heijermans (S. 264) meint. Mit Beherzigung dieser beiden Gesichtspunkte ist ein Boden gewonnen, von dem aus die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral sofort ein anderes Gesicht gewinnt. Kurz gesagt, es muss an die Stelle des üblichen Dualismus der Gesichtspunkt der Immanenz für die Beziehungen zwischen Kunst und Moral treten. Aus dieser Auffassung folgt nicht, dass erstens ästhetische Begriffe, Gesetze und Ideale aus sittlichen Voraussetzungen gewonnen werden müssten, dass zweitens in aller Kunst eine bestimmte Sittenlehre — etwa die christliche oder die wohlgesittet bürgerliche — zum Ausdruck kommen müsste. Vielmehr ist die Kunst allen sittlichen Strömungen freizugeben. Es folgt drittens nicht daraus, dass der Künstler einem wohlfeilen Idealismus huldigen müsse. „Es kommt nur darauf an, dass sich in der dichterischen Darstellung niederdrückender und beklemmender menschlicher Entwicklungen ein ernster und grosser Sinn ausspricht.“ Dagegen folgt aus solcher Auffassung, dass für jeden Künstler, der mit ernstem Fühlen und Streben an dem sittlichen Entwicklungsgange der Menschheit teilnimmt, die Unmöglichkeit gegeben ist, auf sein Schaffen die Absicht des Gierigmachens, Tierischstimmens, gemeinen Aufregens Einfluss nehmen zu lassen, wie sie V. vielfach in der sogenannten Kunst des Ueberbrettls entgegengetreten ist. Und es ergibt sich weiter daraus, dass mit dieser kulturgeschichtlich-ästhetischen Auffassung alle nur formalistische Kunstausübung in unvereinbarem Widerspruche steht. Das Menschlich-Bedeutungsvolle hat in der Kunst das Recht sich auszusprechen und beengt auch, mit Weitherzigkeit und Geistesfreiheit aufgefasst, in keiner Weise die Entfaltung künstlerischer Eigenart. — Förster (670) verteidigt im Widerspruch zu Moulet die grossen, nur in ihrer Kunst sich auslebenden Künstler gegen die von Moulet besonders gepriesenen Künstler, die wie V. Hugo zugleich Tatmenschen sind. — Kohler (674), der über das Sinnliche und das Unsittliche in der Kunst handelt, weist die Jurisprudenz auf die richtige Stellungnahme in dieser Frage hin. — Die alte Parallele zwischen Kunst und Sexualität wird von Gaulke (681) aufgewärmt. —

Kunst und Publikum. Wenn Roethe (689) von der Warte des Litterarhistorikers dem sich immer wieder zum Besseren erhebenden Publikum durch Streiflichter auf die Entwicklung des litterarischen Geschmacks Ehre widerfahren lässt, wird von Betrachtern der Gegenwart der vielköpfige Richter Publikum in verschiedenen Tonarten gescholten. — Berg (687) behauptet, dass das Publikum überhaupt kein Richter ist, weder ein guter und gerechter noch ein schlechter. Vielmehr ist es ein integrierender Teil der Kunst und hat wie diese unendliche Möglichkeiten in sich. B. zeigt, wie es gekommen ist, dass der moderne Künstler in unserer demokratischen Zeit kein Publikum und das moderne Publikum keine Künstler mehr hat, und stellt die Forderung auf, dass jede Kunst zu ihrem Publikum komme. Die Presse, für die hier eine wichtige Aufgabe liegt, hat nach B. ihre Pflicht nicht zu erfüllen gewusst. Die Presse, so meint er, ist heute engherziger als es je die Kirche war; statt eine Befreierin zu sein, ist sie längst eine Zwingburg des Geistes geworden. Den Unternehmungen, die Kunst ins Volk zu tragen, steht B. ziemlich skeptisch gegenüber. Er meint, ein Volk könne nur dadurch künstlerisch gehoben werden, dass man die latent in ihm liegende Kunst befreit und seinen Kunsttrieb veredelt. Das Kunstgewerbe ist das eigentliche Kriterium der Kunstfähigkeit eines Volkes; hier allein kann auch die Reform einsetzen. Eine reinliche Scheidung zwischen den verschiedenen Kreisen des Publikums sei nötig, damit es sich in neuen Organisationen zusammenfinde. — Forsmann (688) tadelt satirisch die deutsche Schwärmerei für fremde Litteraturen, im konkreten Fall für die russische. — von Gottschall (690) durchmustert die Stellung des Publikums der Gegenwart zu den einzelnen litterarischen Gattungen, indem er zugleich mit Bedauern auf die schiefen Verhältnisse blickt, die sich vielfach aus dem litterarischen Zwischenhandel ergeben. —

Nationale Kunst. Gegen den Maler Rich. Bergh, der die Bedeutung des nationalen Charakters einer Kunst hervorhebt, betont Ellen Key (692) den universalen Zug in aller grossen Kunst, dessen Pflege wichtiger ist als die Pflege des Nationalgefühls, das ja ohnehin unausrottbar sei. Das Bedeutungsvolle ist nicht, dass es das Vaterland ist, in das man sich vertieft, sondern dass man sich überhaupt vertieft und zwar in jene Motive, die für das Künstlertemperament die fruchtbarsten sind. „Man formuliert die Voraussetzungen der Kunst zu weit, wenn man von dem nationalen anstatt von dem individuellen Bedürfnis spricht, sich in eine gewisse Gegend, Volksklasse, Ideensphäre zu vertiefen." —

Heimatkunst. Die Debatte über die Heimatkunst ist immer noch sehr rege. In seinem „Wort zur Verständigung" bezeichnet Bartels (693) die Heimatkunst als „die Kunst der vollsten Hingabe, des innigsten Anschmiegens an die Heimat und ihr eigentümliches Leben, Natur- und Menschenleben, aber dabei eine Kunst, die offene Augen hat, die weiss, dass Wahrheit und Treue der Darstellung unumgänglich, der Würde der Kunst allein entsprechend sind, dass nicht die blinde, sondern die sehende Liebe das höchste ist". — Wachler (696) gibt den Wünschen der Heimatkunst einen poetisch gehobenen Ausdruck. — Lienhard (705), der sich bekanntlich für die Emanzipation der Litteratur von Berlin einsetzt, gibt die Losung: Freiheit der Entfaltung über ganz Deutschland hin. Gegenüber dem demokratischen Lärm der Grossstädte hofft er auf Stätten, in denen eine gesammelte, verinnerlichte, wahrhaft lebende Art deutschen Geistes Ausdruck findet, und blickt mit Vorliebe auf Weimar-Eisenach. — Dass der Ruf „Los von Berlin!" nicht ohne Wirkung geblieben ist, wird freudig festgestellt (706). — Aber auch die Grossstadtpoesie findet in R. M. Meyer (700) ihren Fürsprecher, der den poetischen Wert des Grossstadtbildes hervorhebt. Er sagt, dass die Grossstadt die Mutter der Psychologie in der Dichtung ist. In der Darstellung der Eigenart einer städtischen Gesamtphysiognomie bleibt freilich für die Dichtung noch manches zu tun übrig. Lienhard macht aus diesem Anlass darauf aufmerksam, dass die Aesthetiker der Heimat- und Höhenkunst nur insofern Gegner der Grossstädte sind, als sie Erscheinungen und Zustände in den Städten treffen wollen, die auf das seelische Leben verderblich wirken. —

Volkskunst. Der evangelisch-sociale Kongress in Dortmund beschäftigt sich mit dem Thema „Kunst und Volk" und kommt nach Anhören der Referenten Schubring und von Erdberg (710) zu der Resolution: „Der evangelisch-sociale Kongress . . . erkennt die hohe Bedeutung einer tieferen Berührung aller Bevölkerungsklassen mit einer tendenzfreien, der nationalen Eigenart entsprechenden Kunst für die sociale Hebung des Volkes an." — Zu dem Ausdruck „Kunst für alle" nimmt Avenarius (713) Stellung. Wenn Kunst im weiteren Sinne gefasst wird als der charakteristische Ausdruck jeden Empfindens in sinnfälliger Form, so hält A. Wirkungen in diesem Sinne durch geeignete Beispiele in weiten Kreisen nicht für aussichtslos, insbesondere sei es erreichbar, dass die grosse Mehrheit ein natürliches ästhetisches Verhalten zu ihrer nächsten Umgebung wieder gewinnt. (Solche Erwägungen bestimmen auch Jonas (716) zur Abfassung seiner populären Broschüre.) Was

dann die Kunst im engeren Sinne, d. h. die Kunstwerke betrifft, so meint A., dass an dem Edelsten, was der Nationalschatz eines Volkes an Gefühlswerten besitzt, jedermann die Möglichkeit der Teilnahme soll haben können. „Dass es alle verlangen, dass es alle erhalten, dass alle gar alles erhalten könnten, das selbstverständlich denken wir nicht." — Weitbrecht (719) findet, dass das Volk keine Poesie liest und dass unsere heutige Jugend viel weniger Sinn für Poesie hat als die vergangener Zeiten. Darum gilt es, unser Volk, d. h. den sogenannten Mittelstand, die Arbeiter und Bauern für die Poesie zu erziehen. Das könnte am besten durch Vortragsabende geschehen. — In diesem Wunsch begegnet sich Weitbrecht mit Schlaikjer (703), der warmherzige, anschauliche Vorträge über Dichter und Dichtungen sowie Recitationsabende in den kleinen Städten für das beste Mittel hält im Kampf gegen die Unkunst. — Was im Ausland für die künstlerischen Bedürfnisse des Arbeiterstandes unternommen wird, zeigt Pudor (720). —

Kritik. Goldschmidt (728) warnt vor der allzu hohen Einschätzung der Kritik, als deren einzige Aufgabe nach der objektiven Seite hin er die Vermittlung eines im letzten Grunde mystischen Schönheitswertes für das ahnende Gemüt bezeichnet. Nach der subjektiven Seite hin verurteilt G. den unpersönlichen, allzuwandlungsfähigen Kritiker ohne eigene Individualität, um dafür der ausgesprochenen Persönlichkeit, der Individualität in der Kritik das Wort zu reden. Necker gibt zu diesen Ausführungen G.s einige Ergänzungen. — Sehr schlecht denkt von der Kritik auch Theodor (729). — Gegen Auswüchse der Kritik, von deren sittlicher Aufgabe er übrigens eine hohe Meinung hat, wendet sich Weddigen (730), besonders die anonyme Kritik ist ihm ein Dorn im Auge. — Wie Weddigen verurteilt auch Avenarius (740) die vielfach übliche „wohlwollende" Kritik, die zum Aufheben der Abstände und zum Verwischen der Unterschiede beiträgt. — Für die Kritik des malerischen Kunstwerks entwickelt von Kunowski (733) treffliche Grundsätze. Er betont die Bedeutung des künstlerischen Sehens. Es ist nur zu erlernen, wenn man selbst irgend einen Zweig der Kunst wenigstens bis zu einem gewissen Grad selbst geübt hat. — In einem einleitenden Aufsatz: „Kunst und Kritik. Eine persönliche Vorstellung" setzt Seidl (264) seine Anschauungen über die anregende Kraft des Kritikers und Kulturpsychologen auseinander. — Das Resultat einer Umfrage, „ob die Kritik das Recht oder die Pflicht habe, bei der Recension erzählender und dramatischer Werke den Inhalt wiederzugeben", legt J. Ettlinger (741) vor. Wir hören Wilbrandt, Rosegger, Hans Hoffmann, P. Lindau, Schlenther, Mauthner, und die beiden Verleger S. Fischer und C Reissner. Als Generalnenner der verschiedenen Auffassungen bezeichnet E. den Schiedsspruch Wilbrandts, dass es nicht auf die Theorie, sondern auf den Menschen ankomme. „Der richtige Kritiker wird den Inhalt der Dichtung herausheben, soweit es sich schickt und gehört; der andere wird zu viel oder zu wenig tun. Theoretisch lehren lässt sich das nicht! Jede neue Dichtung und jede neue Kritik ist ein neuer Fall. So war's und so wird es sein . . ." —

In einem Feuilleton über künstlerische Originalität meint Weingartner (746), dass nicht jedes Nachbilden fremder Kunstwerke schon Unoriginalität bedeute. In seiner Jugend nimmt der junge Künstler sich ein Vorbild, auf dessen Schultern stehend er sich erst zu persönlicher Eigenart auswächst. Je unverhohlener und ehrlicher er sich seinem Vorbild anschliesst, umsomehr hat er nach W. die Anwartschaft, seine Leistungsfähigkeit später zu tatsächlicher Selbständigkeit zu steigern. Originalität, die sich später zeigt, wenn das Leben selbst zum Schaffen anregt, darf aber auf keinen Fall mit Willkürlichkeit gleichgesetzt werden. Vor dieser bewahren den organischen Künstler die Gesetze der „Schönheit" und „Wahrheit", die zugleich Gesetze der eigenen Natur sind. — In seinem Ueberblick über die Geschichte und Theorie der Romantik definiert Lublinski (748) sie als ausschliessliche Stimmungskunst. —

Tragik. Die interessante Studie von Ziegler (752) ist, wie auch Drews (753) in seiner Analyse des Buches hervorhebt, nicht eigentlich eine ästhetische Untersuchung. Vielmehr sagt Z. selbst, „dass das tragische Problem letzten Endes eine metaphysische Prinzipienfrage ist, und dass seine Lösung abhängig ist von dieser". Demgemäss betrachtet also der Verfasser vom metaphysischen Standpunkt E. von Hartmanns aus das Tragische. „Erst wer hier nicht etwa nur eine ästhetische Kategorie, sondern vielmehr eine uns (Germanen) eigentümliche überall zu erkennende Gesetzmässigkeit unseres Denkens ahnt, darf hoffen, dem Tragischen gerecht zu werden." Ich begnüge mich, die Hauptresultate Z.s herzusetzen. „Das Wesen des Tragischen beruht auf der immanenten Ueberspannung des Individualwillens, welcher als Schicksal die Freiheit des Menschen aufhebt. Die notwendige Konsequenz dieser Willensüberspannung ist die Verkehrung einer an sich logischen Absicht in eine überwiegend alogische, was man allgemein als tragische Schuld bezeichnet hat." Die

tragische Schuld bezeichnet nicht sowohl ein sittliches Vergehen als vielmehr allein die Verletzung einer objektiven Harmonie durch die relative Alogizität des subjektiven Willens. Ist der Weltzweck, wie von Hartmann und mit ihm der Verfasser will, ein negativer, so ist das Tragische ein Daseinsgesetz von kosmischer Bedeutung, das seinen reinsten Ausdruck mikrokosmisch im Kunstwerk als Tragödie, makrokosmisch in der Vollendung des Weltprozesses erreicht. — Courtney (755) vgl. JBL. 1900 I 3:284. — Schönermarck (757) vgl. JBL. 1901 I 3:7. —

Stil und Sprache. Mit feinem, künstlerischem Gefühl spricht Wassermann (767) über die epische Prosa. Er sieht die vorzüglichste Schönheit der deutschen Sprache in der Möglichkeit, organische und lebendige Perioden zu bilden, und behauptet, dass die Vernachlässigung der Periode, wie sie sich vielfach in modernen Romanen und Novellen zeigt, die grösste Gefahr für das deutsche Schrifttum bildet. Die Periode ist ihm das wichtigste Mittel zur epischen Gestaltung. Er legt schliesslich ein Bekenntnis über seine epische Kunst ab: „Ich selbst habe nur langsam und qualvoll zu erkennen vermocht, worin das Wesen dieser Kunstgattung besteht. Wie viele andere habe ich in kurzen Hauptsätzchen über die Seiten gekeucht und habe später geglaubt, epische Breite lasse sich durch Weitspurigkeit der Vorgänge geben, während sie doch nichts anderes ist als kräftige Fülle im Einzelnen; aus winzigen Zellen setzt sich der Baum zusammen und es gibt keine Gesundheit der Früchte ohne die Gesundheit jener unscheinbaren Gewebe. Ich suchte bei den Litteraturen fremder Völker mein Heil, bei den Russen, Norwegern, Franzosen. Ueberall sah ich Gutes, Vortreffliches, Geniales, überall trug ich auch Wirrnis und Missverstehen mit fort. Doch endlich weiss ich und fühle, dass es für den Dichter kein Heil gibt, der nicht im innigsten Einklang mit dem Wesen seines Volkes und seiner Sprache schafft.“ — K. Spitteler (765) rügt die verschiedenen Unarten des Dilettantenstils, wie sie sich namentlich in kleinen Gelegenheitsartikeln für Zeitungen äussern. —

Allgemeine Poetik. Der erste Teil der Poetik von Roetteken (769), dessen Absichten eingestandenermassen ähnliche sind wie die Elsters in seinen Prinzipien der Litteraturwissenschaft, erstreckt sich nach einigen Vorbemerkungen auf eine allgemeine Analyse der psychischen Vorgänge beim Genuss einer Dichtung. Die Vorbemerkungen begründen den weitgehenden Anspruch der Poetik als der Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte auf die Psychologie. Litteraturgeschichte und Poetik sind darin voneinander unterschieden, dass jene „die einzelnen vorhandenen Dichtungen in ihrer Eigenart und in ihren Entstehungsbedingungen zu erforschen sucht, während diese sich bemüht, „im allgemeinen die Momente zu ermitteln, welche eben diese Eigenart ausmachen und bedingen“. Das erste Kapitel untersucht die Zusammenhänge zwischen Sprache und innerem Bild, nachdem R. festgestellt hat, dass alle Poesie uns im Gewande der Sprache entgegentritt. R. zählt zuerst die Wirkungen auf, die am Laut hängen oder an denen der Laut wenigstens selbst mit teilnimmt, ausführlich geht er dann auf die Wirkungen der Wortvorstellungen ein, die durch die Phantasie der Aufnehmenden in der verschiedensten Weise individuell modifiziert sind. Im einzelnen werden die durch Worte reproduzierten Sinnesempfindungen untersucht. Als Resultat ergibt sich, dass die Empfindungen und Vorstellungen, die aus den verschiedenen Sinnesgebieten von den Worten des Dichters in unserer Phantasie vielleicht hervorgerufen werden, die Wirklichkeit, wie wir sie durch unsere Sinne wahrnehmen, nur sehr unvollkommen repräsentieren; „ganz abgesehen von der geringen Intensität und der zum Teil geringen Sicherheit des Emportauchens sind sie jedenfalls durchaus unvollständig und lückenhaft und verweisen uns also überall auf das Verständnis durch blosse Worte“ (S. 73). Zu ähnlichen Resultaten ist bekanntlich auch Th. A. Meyer (vgl. JBL. 1901 I 3:112) gekommen. Das erste Kapitel schliesst mit der wichtigen Feststellung, dass es kein objektives Merkmal gebe, „das, in jeder Dichtung auftretend, mir immer mit Sicherheit ermöglichte, sie als Dichtung zu erkennen; vielmehr ist jedes sprachliche Werk für mich eine Dichtung, sobald und solange ich mich ihm gegenüber in dem eigentümlichen mir wohlbekannten Zustande der ästhetischen Anschauung befinde“ (S. 81). Aesthetische Anschauung und wissenschaftliches Interesse gegenüber einer sprachlichen Darstellung werden zunächst im zweiten Kapitel gegeneinander abgegrenzt. In breiter Analyse wird gezeigt, unter welchen Bedingungen der Eindruck der Lebenswahrheit zustande kommt, welchen Anteil die Wirklichkeitstreue und die innere Wahrheit einer Dichtung daran haben und in welchem Verhältnis diese beiden Momente zueinander stehen. Weitere Erörterungen gelten der Illusion in der ästhetischen Anschauung und den illusionsstörenden Momenten. Dann wendet sich der Verfasser zur Betrachtung der Gefühlswirkung. Hier wird zuerst der direkte und der associative Faktor im ästhetischen Eindruck dichterischer Werke analysiert, dann zergliedert R. den sonst als „Einfühlung“ bezeichneten Vorgang, den er „Einschmelzung“ zu nennen vorzieht,

und unterscheidet drei Gruppen von Vorstellungsmassen, die zur Einschmelzung gelangen können. „Es sind 1. Vorstellungen von ausser uns befindlichen leblosen Objekten, 2. Vorstellungen von fremden lebenden Wesen, und 3. mein Ich selbst oder Teile meines Ichs“ (S. 188). Die zweite Gruppe bezeichnet R. auch als Du-Personifikation, die dritte als Ich-Personifikation. Er findet, dass diese beiden im allgemeinen vor der ersten bevorzugt sind. Insbesondere werden dann noch die Bedingungen geprüft, die uns Figuren der Dichtung als ein Du oder ein Ich erleben lassen. Weiterhin werden die einzelnen Gefühlsanlässe, wie sie sich aus den Wirkungen des direkten und des associativen Faktors und aus der inhaltlichen Wirkung von Vorstellungen und Vorstellungsmassen ergeben, schliesslich einige allgemeine Bedingungen und Gesetze der Gefühlswirkung (Prinzip der Schwelle, der Summierung und Uebung, der ästhetischen Hülfe oder Steigerung, des kleinsten Kraftmasses, der Abstumpfung, der Kontrast, die Prinzipien der ästhetischen Folge und der ästhetischen Versöhnung) erörtert. Dabei findet R. Gelegenheit, sich mit neueren Aesthetikern zustimmend oder ablehnend auseinanderzusetzen. Das letzte Kapitel spricht über den Wert der Poesie, und zwar sowohl über den ästhetischen Wert, der vom „Ueberschuss sämtlicher Lustgefühle, die wir im Zustande der ästhetischen Anschauung erleben, über die in diesem Zustande erlebten Unlustgefühle“ gebildet wird, als auch über den ausserästhetischen Wert. Zu ihm gehört, „da wir während der ästhetischen Anschauung eine Vergleichung unseres früheren Gefühlszustandes mit unserem jetzigen nicht vornehmen“, „die Wirkung, die eine Dichtung etwa im Sinne einer Befreiung von Unlustgefühlen auf uns auszuüben vermag“, ferner noch eine Reihe anderer erfreulicher oder nützlicher Wirkungen, die nicht während des Zustandes der ästhetischen Anschauung sich geltend machen. Der ästhetische Wert wird in seiner Bedeutung für den einzelnen und für verschiedene sociale Gruppierungen, als Wert mit relativer und mit absoluter Berechtigung untersucht. Seltsam klingt übrigens für den, der nicht gerade Kunstpietist ist, der Satz (S. 275): „Alle ästhetische Theorie ist nur zu betrachten als ein Hülfsmittel, um den unmittelbar erlebten Genuss zu analysieren.“ Bei Betrachtung des ausserästhetischen Wertes hat R. vor allem Anlass, auf die Katharsisfrage einzugehen. Der Wert der R.schen Poetik scheint mir mehr in einer grossen Anzahl guter und feiner Beobachtungen, in der Sammlung von Materialien zu einer Poetik als in der philosophischen Durchdringung, in den philosophischen und psychologischen Begriffen zu liegen, die Schärfe und Klarheit vermissen lassen. — Nach der Anzeige von Grosse will Gummere (772) ethnologische und historische Data miteinander verbinden und durcheinander kontrollieren, um so die Anfänge der Poesie zu erkennen. Die wesentliche Eigenschaft einer Dichtung liegt für Gummere in der rhythmischen Form. Dagegen wendet Grosse ein, dass schon auf den untersten unserer Erfahrung zugänglichen Stufen der Entwicklung neben rhythmischen Dichtungen Märchen und andere Erzählungen stehen, die zum grossen Teile der rhythmischen Form entbehren und die trotzdem einen unzweideutig ästhetischen Charakter tragen; „und diese ganze Gruppe grundsätzlich zu ignorieren heisst denn doch nichts anderes als von vornherein auf eine volle Erfassung und Lösung des vorliegenden Problemes zu verzichten.“ In der rhythmisch geformten Dichtung also unterscheidet Gu. zwei Elemente: ein instinktives natürliches, das auf einen socialen Ursprung zurückweist, und ein bewusstes kunstmässiges, das ein individuales Produkt ist. Nach Gu. beginnt die Poesie mit refrainartigen rhythmischen kurzen Sätzen, die eine primitive Horde in steter Wiederholung zu ihrem Tanze singt. Die Urform der Dichtung ist also social. Gu. meint sogar, dass der Urmensch als selbständiges Individuum überhaupt noch nicht existiere, sondern nur als Glied einer Gruppe. Grosse hält das für eine Uebertreibung, wie er auch die vollkommene Homogeneität der primitiven Horde bestreitet, die von Gu. behauptet wird. Nach Grosse tritt vielmehr schon auf den untersten Stufen neben der singenden und tanzenden Gruppe der einzelne Sänger auf, sowohl als Vorsänger wie als Dichter für den eigenen persönlichen Bedarf; „und wir vermögen schlechterdings nicht einzusehen, warum diese individuale Poesie wesentlich jünger sein müsste als jene sociale“. Der Beweis der entwicklungsgeschichtlichen Priorität der socialen Dichtung sei Gu. zwar nicht gelungen, aber sein Verdienst bleibe es, gezeigt zu haben, „dass und warum die sociale Dichtung unter niederen Kulturformen eine entschiedene Superiorität über die individuale besitzt“. Ein Verdienst, das um so mehr anzuerkennen ist, als man sich in der Regel die primitive Poesie viel zu sehr nach dem Muster der neueren denkt. — Behaghel (783) spricht über poetische Krankheiten, d. h. über Krankheiten, die zum Gegenstand der dichterischen Darstellung geworden sind, und legt sich die Frage vor, „welche Rolle solche Schilderung krankhafter Zustände im Werke des Künstlers spielt“. Während die mittelalterliche Litteratur wenig Neigung zeigt, Pathologisches darzustellen, ist vor

allem in der jüngsten Litteratur nach B. die Schilderung von Krankheitszuständen oft Selbstzweck geworden. Davon abgesehen werden Krankheiten bei der poetischen Darstellung vielfach als Hintergrundskrankheiten benutzt, die die Unterlage bilden müssen, auf der die Handlung oder der Handelnde sich abzeichnet. Als eine besondere Form der Hintergrundskrankheit findet B. die Ehebruchsdiphtheritis: das sterbende Kind als grausiger Vorwurf für den ehebrecherischen Vater. An verschiedenen Stellen der Handlung können sich „Gelegenheitskrankheiten" einfinden, die bisweilen ein brauchbares Mittel werden, um unbequeme Personen zu beseitigen. Die „Entwicklungskrankheiten" dagegen gehen mit innerer Notwendigkeit aus früheren Abschnitten der Handlung hervor: Krankheit als Folge starker Gemütsbewegungen, also „Erregungskrankheiten" (in zwei Hauptformen: Wahnsinn oder Fieber: Gehirn-, besonders aber Nervenfieber). Der Höhepunkt des Leidens kann mit dem Höhepunkt der Handlung, mit der Peripetie zusammenfallen: Krisenkrankheit. B. erwähnt schliesslich noch, dass die Statistik des poetischen Nervenfiebers, das als eine Verhüllung der Seele dem Dichter oft so trefflich zu statten kommt, den Zahlen des tatsächlichen Lebens keineswegs entspricht. — Wie Trivialitäten Physiognomie gewinnen können, wenn sie ein wirklicher Dichter formt, dafür gibt Fischer (784) einige Beispiele. — Der Aufsatz J. Sterns (777/8) ist ein Hinweis auf den philosophischen Dichter Hermann Kunibert Neumann. — Meyer-Benfey (779) fragt nach dem moralischen Ertrag der naturalistischen Revolution, aus der die moderne Litteratur hervorgegangen ist. Der Naturalismus hat nach M. Ehrfurcht vor der Natur und der Wirklichkeit, vor allem aber auch unbedingte Achtung vor der Menschheit in jedem ihrer Vertreter gelehrt. Darin berührt sich der Naturalismus mit der eigentümlichen Erscheinung moderner Ethik, dem Socialismus. M. sagt: „Die naturalistische Kunst und der sociale Gedanke sind aus derselben Wurzel entsprossen." Aber auch die dem Naturalismus entgegengesetzten Tendenzen der Neuromantik liefern ein moralisches Ergebnis: die stärkere Betonung der Lebensfreude und der Erhebung über die Alltagswirklichkeit. Doch warnt M. davor, dass die Erhebung über die Wirklichkeit zur Flucht aus der Wirklichkeit führe. Die echten Errungenschaften des Naturalismus dürfen nicht wieder verloren gehen. Der Verfasser weist schliesslich darauf hin, dass die religiöse Grundstimmung immer bestimmter vernehmlich wird in der grossen Kunst unserer Zeit. „Je mehr die Religion sich reinigt und befreit von der Verquickung mit Moral und Philosophie, um so mehr wird die grosse Kunst ihr eigentliches Organ." „Die Kunst als Symbol der Religion." — L. Schmidt (792) erörtert die Frage, ob sich die neueste Entwicklung der Musik als von der modernen Litteratur beeinflusst erweisen lässt. Im allgemeinen, meint er, hinkt die Musik der poetischen Entwicklung immer nach; nur ausnahmsweise spiegelt sich zeitgenössische Dichtung unmittelbar in der Musik wieder. „Dass ein gewisser Einfluss der Dichtung auf das musikalische Drama, ein viel deutlicherer auf das Lied stattgefunden, dass instrumentale Kunst und Poesie heute gemeinsame Züge aufweisen und die Musik ihrerseits die Lyrik verbreitet und die Schriftsteller mannigfach angeregt hat — das wird jedoch so ziemlich alles sein, was sich vorläufig über die Stellung der Tonkunst zur modernen Litteratur mit Bestimmtheit aussagen lässt." —

Dichtgattungen: Lyrik. Wentorf (805) redet etwas trivial von den Möglichkeiten der Gemütswirkung lyrischer Gedichte. — „Anregungen zu einer Grenzregulierung" zwischen Ballade und Romanze gibt Ziel (813). Nachdem er die heillose Verwirrung in der Abgrenzung der beiden Begriffe beleuchtet und die ästhetisch-theoretischen Ansichten einer Reihe neuzeitlicher Beurteiler gegeben hat, betont er, dass der Unterschied zwischen den beiden poetischen Formen aus ihrem Innersten heraus begriffen und erfasst werden müsse. Seine Meinung ist die: „Das Lebensmilieu der Ballade ist ein absolut pathologisches; sie schildert uns die Abhängigkeit des Menschen von der Natur, die ihn äusserlich umgibt, wie von jener anderen Natur, die er in sich trägt, seinen eigenen Trieben und Leidenschaften; sie schildert uns den Menschen als Unterliegenden im Kampfe mit eben dieser doppelten Natur. Das Lebensmilieu der Romanze dagegen ist ein eminent ethisches; sie schildert uns im scharfen Gegensatze zu der Ballade die Unabhängigkeit des Menschen von jener anderen Natur, die er in sich trägt, seine Unabhängigkeit durch Freiheit, Sittlichkeit und Selbstbestimmung; sie schildert uns den Menschen als Sieger im Kampfe mit seinen eigenen Leidenschaften und Trieben." Demgemäss wäre Goethe, dieser Deuter des Natürlichen, der Balladen-, Schiller, dieser Denker des Ethischen, der Romanzendichter par excellence. — Wie Frhr. von Münchhausen (815) über die Ballade denkt, ist bereits früher (JBL. 1901 I 3 : 125) dargelegt worden. — Mit der Geschichte des Sonetts beschäftigt sich Hauser (816) in einer längeren Studie, die diese Kunstform durch die verschiedenen romanischen Länder, durch Holland, England, Deutschland und die übrigen germanischen Litteraturen und endlich auch durch die slavische Litteratur begleitet. —

Roman und Novelle. Th. von Sosnosky (822) setzt seine kritischen Romanbetrachtungen fort (vgl. JBL. 1901 I 3: 119) und zeigt, was für ein schwieriger und gefährlicher Weg die Ich-Technik ist. Die subjektive Darstellungsform, so meint er, ist in jedem Fall unwahr und unnatürlich. Zum Beweise zählt er ein stattliches Sündenregister auf. — G. Bötticher (5140) skizziert in seinem Aufsatz „Der moderne deutsche Roman in seiner litterarischen Entwicklung und Bedeutung" den Entwicklungsgang des deutschen Romans aus Phantasiewelten zu einem frischen, fröhlichen Realismus; der naturalistische Roman freilich verfällt der Verdammung. — Ueber den P. Ernstschen Beitrag zur Technik der Novelle (823) vgl. JBL. 1901 I 3: 121. —

Drama. Foth (825) verficht die Auffassung, dass das Drama nicht etwa eine Gattung der Dichtkunst sei, die ja gemeinhin gegliedert wird in Epos, Lyrik, Drama, sondern dass es als Gesamtkunstwerk den Einzelkünsten gegenüberstehe. Der Zug der Gegenwart zur Mischkunst, d. h. zur Aufhebung der strengen Grenzen zwischen den einzelnen Künsten, ist für den Verfasser kein Krankheitssymptom, sondern bedeutet ihm den Trieb zur Herstellung des normalen, bisher durch heterogene Kultureinflüsse bei uns getrübten Zustandes, den die Griechen in ihrem „Volldrama" erreicht hatten. Der Weg der Entwicklung weist auf ein solches „Volldrama" hin. Ueberhaupt ist das Drama nach F. der Stamm aller anderen Künste, die allmählich erstarkend sich abzweigen zu immer grösserer Selbständigkeit, „ohne dass der Stamm selbst darum aufhörte, mit ihnen zu wachsen und zu erstarken". Das beweist die Blütezeit der griechischen Tragödie. Epos und Lyrik sind nur verschiedene Mischungen objektiver und subjektiver Elemente. Der Begriff der Poesie als der durch Worte vermittelten Phantasiekunst erschöpft sich in diesen beiden Gattungen. Soll nun das Drama, und zwar das künstlerisch verkörperte Drama und nicht die Anweisung zur Verkörperung, wie sie in dem „Buch" des Dichters vorliegt, Poesie sein, „dann existiert es nicht als besondere Dichtgattung, sondern ist zu dem Epos und Lyrik verbindenden Grenzgebiet, wie etwa die lyrische Epik, zu schlagen". Oder man entschliesst sich, das Drama als ganz selbständigen Kunstzweig gelten zu lassen. Denn auch einer anderen Kunst kann das Drama nicht wohl untergeordnet werden. Ebensowenig konstituieren binäre oder ternäre Verbindungen von Einzelkünsten das Drama. Das Volldrama, wie es der Verfasser zur Unterscheidung von dem gewöhnlichen Zwitterbegriff des Dramas nennt, ist eine Verknüpfung zur Einheit aller Künste. Das Volldrama ist die reichere Schwester der Einzelkunst; ja es ist in gewisser Hinsicht sowohl den Wahrnehmungskünsten (Kulturkunst: Malerei, Plastik — und Naturkunst: Musik, Mimik) als der Phantasiekunst (Poesie) übergeordnet. „Das Drama ist eigentlich die körpergewordene, sogenannte 'innere Form' der künstlerischen Konzeption." Das plastische, poetische, musikalische Kunstwerk in seiner äusseren Form ist nur eine Teilmaterialisation der inneren Form, während das Volldrama ihr gegenüber das Ganze bedeutet. Nach einer Auseinandersetzung mit der Wagnerschen Auffassung des Musikdramas kommt F. zu dem Schluss, dass nur ein Musikdrama — melodramatischen Charakters — wahres „Volldrama" sein könne, da die Musik zur Vertiefung der Gefühle und zur Ausprägung der Stimmung in das Gesamtkunstwerk hineingehört. — Anknüpfend an Freytags „Technik des Dramas" (832), die anscheinend noch immer viel benutzt wird, stellt sich Schnupp (826) die Aufgabe, Freytags Theorie des Dramatischen nach fremden und eigenen Wahrnehmungen umzugestalten und zu erweitern, und kommt dabei zu ähnlichen Resultaten wie Weitbrecht (vgl. JBL. 1900 I 3: 269). Willenszwiespalt und Willensentschliessung bedingen nach Sch. das Wesen des Dramatischen; die Dramatik ist, kurz gesagt, die dichterische Veranschaulichung des (zwiespältigen) Willens. Ein kurzer Abschnitt wird der Verbindung des Dramatischen mit dem Epischen und Lyrischen gewidmet. Dann betrachtet der Verfasser die Wirkung des Dramatischen, die sich ihm aus dem Widerstreit zwischen innerer Anteilnahme an dem Helden, und zwar an seinem Wollen, Fühlen, Handeln, und Reflexion über sein Tun und Erleiden ergibt. Zwischen tragischer Stimmung während der Handlung und tragischer Schlusswirkung wird unterschieden. Beide Momente werden im einzelnen beschrieben. — Der Beitrag von P. Ernst (827) ist Abdruck einer früheren Arbeit (vgl. JBL. 1900 I 3: 277). —

Dramaturgie. Gelegentlich der 2. Auflage seiner 1895 zuerst erschienenen „Dramatischen Handwerkslehre" (vgl. JBL. 1895 I 10: 438; IV 4: 554) enthüllt sich als Verfasser R. Hessen (833), der auch sonst mehrfach (836, 837) sich dramaturgisch betätigt. — Lorenz (834) vertritt eine der Hessenschen grundsätzlich entgegengesetzte Auffassung vom Drama und von der dramatischen Kunst. Während diese für Hessen ihrem Wesen nach immer eine und dieselbe ist, meint L., dass jede Zeit ihre dramatische Kunst habe. Für L. ist das Drama ein Ausdruck der Zeitseele oder besser, mit Bezug auf die Tragödie, eine Manier, wie die Zeitseele

sich mit der Weltseele abfindet. L. verlangt nichts von der Form des Dramas, sondern ist der Ansicht, dass jeder Inhalt von vornherein das Prinzip seiner Form in sich trägt. — Das ausführliche Eingehen auf die interessanten Studien Harlans (839) zur Technik des Lustspiels überlasse ich dem dramaturgischen Bericht. —

Rhetorik. Klaar (843) findet, dass in unseren Tagen das Reden als Kunst im Werte gesunken sei. Das beweist ihm der Zustand der parlamentarischen Beredsamkeit. Als Grund für den Verfall der kunstvollen Rhetorik stellt er „eine neuartige Scham, eine moralische Keuschheit, die die Lippen bindet und die Ohren verschliesst", fest; „man will die Gefühle, für deren wahrhaftigen Ausdruck wir feinhöriger geworden sind, auf dem grossen Markte nicht ausschreien und nicht ausgeschrien wissen." „Gerade die in schönen Worten laut verkündete Harmonie und Ausgeglichenheit eines Redners berührt uns heute im Innern wie eine verletzende Dissonanz." Heute wage sich fast nur noch ein Aufputz der Rede ans Licht: die satirische Wendung, die auch bei den Hörern ein Echo finde. K. charakterisiert aus eigener Erfahrung einige Redner, die in der älteren Generation noch Pathetiker, in der jüngeren volkstümliche Sprecher sind. Interessant sind besonders Schilderungen von Gottfried Kinkel als Redekünstler, von dem Juristen Ihering als unbefangenem Gedankenvirtuosen und dem Wiener Rabbiner Dr. Jelinek als Sprecher der genialen Einbildungskraft. Die Beschreibungen von Bismarcks mühsamer und wuchtiger Gedankenentladung erinnern K. an die ähnliche parlamentarische Sprechweise des Grafen Auersperg (Anastasius Grün). — Dessoir (844), von den gleichen Tatsachen des gegenwärtigen Zustands der Beredsamkeit wie Klaar ausgehend, ist der Meinung, dass dem veränderten Bewusstsein unserer Zeit eine andere Rhetorik entsprechen muss. Den Begriff der fertigen Kunstrede müssen wir fallen lassen und eine lebendigere Vorstellung der Rede aus den Tatsachen des Gesprächs und der Mitteilung ableiten. D. deutet einige Punkte an. Auch er führt Bismarck an, der deshalb ein so fesselnder Redner war, weil er ein Meister des Gesprächs war. „Seine Reden nahmen sich alle Freiheiten des Inhaltes und der Form, die eine persönliche Mitteilung beanspruchen darf." Ihm nachzueifern hält D. für angemessener als dem klassischen Ideal: dem deklamierenden Vortrag schriftlicher Ausarbeitungen anzuhangen. —

Verschiedenes. Das Büchlein von Weddigen (267) enthält eine Reihe kleinerer Aufsätze (798, 845, 846, 847), die sich zumeist mit der materiellen Lage des Dichters und Schriftstellers beschäftigen. — „Die Weltanschauung der Moderne" sucht K. H. Strobl (3852) in einer gleichbetitelten Broschüre durch Nennung vieler Namen anschaulich zu machen. — Zùccoli (851) bekämpft lebhaft und witzig, wie es heisst, die litterarischen Preisausschreiben als eine Unsitte. — Einen trefflichen Gedanken begründet E. Schultze (848), wenn er den Aufwand für die Errichtung von Dichterdenkmälern lieber zur Verbreitung der Werke der Dichter benutzt wissen will. —

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

(I, 7 = N. 2072-2403.)

Ludwig Sütterlin.

Allgemeines: Psychologie und Grundlage. Das Jahr 1902 hat die Grundlage der sprachlichen Betrachtung weniger ausgebaut als beleuchtet: und zwar kommt dieses Licht von drei Seiten, von der Psychologie, der allgemeinen Erkenntnislehre und der Geschichte. Die psychologische Anregung geht zurück auf W. Wundts Sprachpsychologie, die erkenntnistheoretische vertritt Fritz Mauthner, die geschichtliche Hanns Oertel. Wundts (2072) Darlegungen ruhen alle auf den Tatsachen der experimentellen Psychologie, die der Verfasser selbst in so reichem Masse ausgebaut hat. In dem vorliegenden Werk will er auch die sprachlichen Erscheinungen für die Psychologie verwerten und deren Gebiet dadurch vergrössern, umgekehrt aber diese Erscheinungen selbst von der Psychologie aus erklären. Er beginnt mit der Vorführung der Ausdrucksbewegungen, geht dann über zur Beschreibung der Gebärdensprache und handelt schliesslich von der Hauptsache, der Lautsprache, und

zwar der Reihe nach von allen Seiten dieser Lautsprache: von der Entstehung und Veränderung der Laute, der Bildung und Abwandlung der Wörter, der Erzeugung und Gliederung des Satzes, der nach ihm zustande kommt durch eine willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung. Die Frage des Ursprungs der Sprache streift W. nur in seinem Schlussabschnitt, in dem er die bisherigen Ansichten scharfsinnig beurteilt. Das Wichtigste an dem ganzen Werk W.s ist die grossartige Einheitlichkeit, die alles gleichmässig umfasst und von einem Gesichtspunkt aus betrachtet und erhellt. W. hat der Sprachforschung damit neue Ziele gesteckt und neue Bahnen für die Beobachtung eröffnet. Im einzelnen ist er natürlich nicht immer frei von Irrtum, und selbst von seinen psychologischen Behauptungen werden manche bei der späteren Untersuchung nicht Stich halten. Aber er hat wenigstens jetzt schon auf ein Verfahren aufmerksam gemacht, das uns dem Urgrund des Sprechens und des menschlichen Seins überhaupt vielleicht etwas näher führt. — Die Naturwissenschaft und die Philosophie haben die Wundtschen Aufstellungen daher auch im wesentlichen anerkannt und durch zahlreiche Aufsätze, auch in Zeitschriften, die sich an weitere Kreise wenden, auf ihre Bedeutung und ihren Inhalt aufmerksam gemacht. Auch der sachverständigste Beurteiler aus dem Kreise der Psychologen, Külpe (2072), stimmt mit Wundt durchgängig überein; er vermisst nur eine allgemeine Theorie des Ausdrucksverständnisses, wünscht für die Schriftsprache eine selbständige und nicht bloss gelegentliche Behandlung und meint, Laut- und Bedeutungswandel würden gewinnen durch Benutzung des Reproduktionsgesetzes, das K. selbst unter dem, wie er zugibt, freilich nicht glücklich gewählten Namen der freien Reproduktionen geschildert hat. — Dagegen verhielten sich die Sprachforscher etwas zweifelnder gegen Wundt. Delbrück hatte schon 1901 in seinen „Grundfragen der Sprachforschung" ausführlich Stellung genommen und bei aller Anerkennung der Verdienste Wundts über die Gebärdensprache, den Ursprung der Lautsprache, den Lautwandel, die Wurzeln und die Zusammensetzung, über die Wortarten und Wortformen, über den Satz und schliesslich über den Bedeutungswandel abweichende Ansichten geäussert. Ihm schloss sich 1902 Sütterlin (2073) an mit seinem „Wesen der sprachlichen Gebilde". Er lässt die Grundlage der Wundtschen Auffassung als ausserhalb seines Bereichs liegend unangetastet und prüft nur die Art, in der Wundt den sprachlichen Stoff behandelt; dafür ist er hier um so eingehender; er folgt dem Gang der Wundtschen Darlegungen und erhebt Schritt für Schritt seinen Widerspruch; vor allem bekämpft er Wundts Ansichten über die Kasusformen und die Natur des Verbs, hält aber auch die Abgrenzung des Satzes nicht für ganz richtig. In ausführlichen Anmerkungen weist er noch besonders darauf hin, welche grossen Versehen oft Wundt unterlaufen sind in der Beschaffung und Verwendung seines sprachlichen Beweisstoffes. — Dann aber erhob auch Wegener seine Stimme zu Gunsten der Sprachforscher in einer Besprechung der Delbrückschen „Grundfragen" (2074). Er billigt im Grunde Delbrücks Einwände alle; zur Einführung in die Hauptfragen der Sprachforschung, meint er, könne die Schrift gute Dienste leisten; sie empfehle sich durch grosse Klarheit und Uebersichtlichkeit, wenn sie auch nicht durchgehend den Eindruck einer in die Tiefe dringenden Forschung mache. — Die erkenntnistheoretische Seite ist zunächst ausgebaut worden durch die Vollendung des Mauthnerschen Werkes (2080-81), von dem jetzt der dritte, letzte Band erschienen ist. Er behandelt das Verhältnis der Sprache zu der Grammatik und Logik und enthält Abschnitte über die verschiedenen Wortarten (Verbum, Substantiv, Adjektiv, Adverbien, Zahlwort) und über die wichtigsten Begriffe der formalen Logik (Definition, Urteil, Denkgesetze, Schlussfolgerung, Induktion). Das Urteil des Verfassers schneidet wieder sehr scharf ein, und seine Schreibart verursacht dem Leser stellenweise eine peinliche Lust; doch kann sich der Sprachgelehrte damit trösten, dass die Logik noch weit schlimmer wegkommt als die Grammatik. Natürlich regen die M.schen Behauptungen alle sehr an; aber Greifbares kommt aus ihnen nicht heraus, jedenfalls nicht so viel, als im Verhältnis steht zu dem Umfang des Werkes. Aller Voraussicht nach wird dieser dritte Band ebenso aufgenommen werden wie die beiden vorausgehenden. Ueber diese ist verschiedentlich in Fachzeitschriften, noch mehr aber in Tageszeitungen geschrieben worden. Während die Tageszeitungen aber weniger beurteilt haben als einfach angezeigt, empfohlen, gelobt oder gar gepriesen, haben sich die fachmännischen Besprecher kühler ausgedrückt. Sie nehmen den Verfasser sehr ernst, erheben gegen seine Behauptungen aber immer starke Einwände. Keller z. B. lehnt das Positive ganz ab, folgt aber auch in der Negation dem Verfasser nicht immer. — Aus der früheren Zeit ragt in dieses Gebiet noch herein „Die Sprachwissenschaft" des verstorbenen G. von der Gabelentz (2076), die im Jahre 1901 der Graf von der Schulenburg, des Verfassers Neffe, noch einmal herausgegeben hatte. Oldenberg meint von dieser Neuausgabe mit Recht, die Forschung der letzten zehn Jahre habe leider keinen Einfluss mehr auf sie ausgeübt, und das alte Schwanken in vielen wichtigen Fragen und der Mangel an Schärfe der Auffassung

seien auch noch vorhanden. — Mehr geschichtlich behandelt alle diese allgemeinen Fragen der schon genannte Oertel (2091). In seinen Vorlesungen schildert er zunächst die Entwicklung der Sprachwissenschaft von dem Ende des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit und führt dann eingehend die wichtigsten Erscheinungen des Sprachlebens vor, wie Sprachverschiedenheit und Mundart, nachahmende und analogische Veränderungen, Lautwandel und Bedeutungswandel. Die geschichtlichen Abschnitte ruhen auf einer ausgebreiteten Litteraturkenntnis, während die Verweisungen in den übrigen Teilen augenscheinlich etwas ungleich sind. Die Darstellung ist zwar oft ziemlich abstrakt, das Gebotene aber im allgemeinen völlig den Anschauungen der Zeit gemäss. — Geschichtliche Sonderfragen hat R. M. Meyer (2078) verfolgt. Belesen wie er immer ist, weist M. besonders aus zwei Werken von D. Jenisch und aus dem ersten Bande von A. W. Schlegels vermischten und kritischen Schriften nach, dass einige später berühmt gewordene sprachwissenschaftliche Annahmen schon um das Jahr 1796 verschiedentlich ausgesprochen waren. Einmal hatte K. W. Ramler, der Dichter, Namen wie „Buchner“ kühn aus „Buchen—Er“ erklärt, die Endung also für ein ursprünglich selbständiges Wort ausgegeben, gerade wie man das sonst — auch vorher schon — vielfach mit den Personalendungen des Verbs getan hat, ohne zu bedenken, worauf M. scharfsichtig aufmerksam macht, dass die selbständigen Pronomina auch ebensogut umgekehrt durch die Endungen beeinflusst sein könnten. Die Lehre von der Einsilbigkeit der Wurzeln sodann geht im allgemeinen zurück auf eine Schrift von de Brosses, wird aber für das Deutsche ausser von Fulda entschieden vertreten von Klopstock, Meierotto, Jenisch und A. W. Schlegel. Jenisch ist aber drittens auch der eigentliche Entdecker des germanischen Betonungsgesetzes, das man sonst gewöhnlich K. Lachmann zuschreibt, und A. W. Schlegel hat dieses Gesetz von Jenisch aufgenommen, ohne ihn zu nennen. Glücklicher Erbe ist endlich A. W. Schlegel auch in der Frage der Auslautsgesetze. Hier hat er die Anregung aber von Klopstock erhalten, dessen Beobachtungen er freilich nicht einfach übernimmt, sondern selbständig ausführt. — R. M. Meyer hat sodann auch Ch. F. Krauses sprachwissenschaftliche Abhandlungen (2077) besprochen. Er hebt hervor, dass Krause in der klassischen Zeit der deutschen Philosophie der einzige war, der auch die Sprache selbst als Mittel und als Erscheinung der Erkenntnis systematischer Betrachtung unterwarf, wenn er auch ganz von der Empirie abhängig geblieben sei. — Eine Beziehung zwischen Sprachwissenschaft und Schule vermittelt Meisner (2087). Er hat mehrfach erlebt, dass selbst achtzehn- bis neunzehnjährige Zöglinge ein Substantiv im Kasus an das ihm folgende Relativpronomen anglichen, also sagten: „Der Autorität, welcher das Kind zuerst Gehorsam schuldig ist, ist der Vater“. —

Ursprung und Entwicklung. Ueber den Ursprung der Sprache hat P. de Reul (2097) in einer Antrittsvorlesung Ansichten geäussert, die sich mit denen Wundts berühren, insofern auch er hervorhebt, dass die Sprache ein Erzeugnis der Gesellschaft sei. Aber er redet sehr im allgemeinen und sehr abstrakt und deutet mehr an, als er ausführt. —

Ueber die Frage der Weltsprache wird häufig, aber selten gut geschrieben. So stellt sich nach dem Urteil von Bruchmann auch A. von Velics (2102) seine Aufgabe erheblich zu leicht vor; was er bietet, wird darum durchweg abgelehnt. —

Sprachästhetik. Boock (2106), der in den Spuren R. Hildebrands und Kerns geht, behandelt in seiner „Sprachästhetik“ das schulmässige Lesen und den Vortrag und führt dann die sprachlichen Kunstmittel vor: einerseits Tonhöhe, Tonstärke, Tongewicht, Tondauer, Stimmungston und Tonpause, andererseits die Bilder und Figuren (darunter auch Wortspiel und Wiederholung), endlich aber auch die rein dichterischen Mittel des Reims und des Versbaus. Am besten gelungen scheint die unterrichtliche Darbietung des Ganzen; doch auch der Stoff ist durchweg richtig bestimmt, die Gliederung und Beschreibung der Bilder und Figuren nüchtern und gesund und dadurch besser als sonst, wenn sie auch nicht endgültig sein wird. Die Darstellung ist geschickt, aber durch mehrfache Wiederholungen und Abschweifungen stellenweise etwas breitspurig. — Auf eine wichtige Einzelheit, allerdings eine sehr weitgreifende, macht Sievers (2112) aufmerksam, die Sprachmelodie und ihren Wert für die Textbeurteilung. Er hebt hervor, dass jedem Schriftsteller eine bestimmte Sprachmelodie eigen sei, und legt vornehmlich Nachdruck auf die allgemeine Höhenlage des Tons — in der sich z. B. Norddeutsche und Süddeutsche scharf gegenüberstehen —, aber auch auf die Tonfolge am Versschluss. An Beispielen zeigt er, wie diese Tatsache nützlich werden könne bei Untersuchungen der Echtheit oder der Umarbeitungen eines Werkes. Wenn auch noch nicht alles sicher steht, und wenn auch gerade Mischungen bei ein und demselben Schriftsteller noch besonders erklärt werden müssen, so eröffnet sich damit doch ein neues, sehr wichtiges und reiches Feld der Forschung. — Münch (2116)

weist in einem kurzen, gedankenreichen und feinsinnigen Aufsatz hin auf das Verhältnis zwischen religiösem Denken und der Sprache der Religion und hebt dabei besonders einige Punkte heraus: nicht nur dass die Bedeutung der Ausdrücke sich im Lauf der Zeit ändert, vertieft und verflacht, sondern auch dass eine verschiedene Gesinnung etwas ganz Verschiedenes herausliest aus dem gleichen Wort, dass also „Liebe zu Jesu" für den Herrnhuter etwas anderes besagt als für einen gewöhnlichen rechtgläubigen Protestanten; er vergisst aber auch nicht, dass umgekehrt die Religion auch den Bedeutungswandel aufhalten oder verzögern kann, die Kultussprache also altertümlich wird. Auf dem Gebiet des Rhetorischen begünstigt die Religion die Anwendung gewisser Mittel wie Deutlichkeit der Aussprache und bestimmten Tonfall, schliesst dagegen das Ueberwuchern persönlicher Eigenheiten aus, auch wenn dies nur Vorzüge sein sollten, weil sie die Einfachheit liebt und das Ueberkommene nicht gern aufgibt. Zum Schluss vergleicht M. verschiedene Sprachen, Griechisch, Englisch, Französisch, Holländisch als religiöse Ausdrucksmittel mit dem Deutschen und hebt einzelne Vorzüge des Deutschen an mehreren hübschen Beispielen hervor. —

Auf dem Gebiet der Geschichte unserer Schriftsprache ist die wichtigste Erscheinung Behaghels (2117) „Geschichte der deutschen Sprache", die jetzt in zweiter Auflage verbessert und stark erweitert herausgekommen ist und sicherlich ebenso wirken und ebenso viele Freunde finden wird wie die erste Auflage. — Ueber die Beziehungen zwischen Sprachgeschichte und politischer Geschichte redet Bremer (2122) in einem Aufsatz, der sich gegen Wredes später zu nennende Abhandlung wendet. B. behauptet, Wrede habe bei ihm nur einige nebensächliche Einzelheiten bekämpft, und habe von der Mundart keine lebendige Kenntnis; er betrachte sie nur auf dem Papier; und nach einer ausführlichen Behandlung der Spracheigenheiten der Friesen, Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen und Bayern schliesst B. mit der Behauptung, die altgermanischen Stämme, aus denen sich das deutsche Volk zusammensetze, hätten ihre sprachliche Eigenart innerhalb der alten Grenzen im wesentlichen bis auf den heutigen Tag bewahrt, obgleich sie ihre politische Selbständigkeit seit länger als einem Jahrtausend eingebüsst hätten. Es folge nicht, wie Wrede wolle, eine grössere Einheit auf eine Vielheit, sondern beide wechselten mehrmals miteinander ab. — Ueber den Gegenstand dieses Streites zwischen Bremer und Wrede spricht sich auch Bohnenberger aus (2121). Nach seinen Erfahrungen kommt B. zu dem Schluss, dass in einer Reihe von Fällen ein ursächlicher Zusammenhang bestehe zwischen der Verbreitung sprachlicher Erscheinungen und geschichtlichen Verhältnissen, und zwar kommen als Scheidelinien nur Verkehrsgrenzen in Betracht, während eine Uebereinstimmung mit Stammes- und Gaugrenzen nicht erweisbar ist; die geschichtlichen Grenzen, die heute fortwirken, sind fast alle noch im 17. Jahrhundert vorhanden gewesen; die Schlüsse für die Stammeskunde sind daher sehr unsicher und heutzutage mangels sicherer Unterlage besonders für ältere Zeiten nur wenig benutzbar. Zur Kennzeichnung der Mundarten dienen nach B. auch heute noch allein die herkömmlichen Mittel, Lautstand, Flexion und Wortschatz, während die Artikulationsbasis, Silbentrennung und Tonfall wahrscheinlich auch sehr wichtig sind, aber erst in Betracht kommen können, wenn sie näher erforscht sind. Den Wenkerschen Sprachatlas hält B. für ein Werk, das einstweilen gute Dienste leistet, aber seine aus den Verhältnissen erklärbaren grossen Mängel hat. —

Sodann ist Sprache und Stil einzelner Dichter und Schriftsteller untersucht worden. Busse (2128) gibt in seiner Dissertation über Hamersteten auch von Hamerstetens Sprache und Orthographie eine Darstellung, die besonders die Lautverhältnisse ins Auge fasst, von der Flexion wenig und von dem Satzbau gar nichts bringt, dafür aber die Metrik und den Stil berücksichtigt; darin zeigt er, dass seine Sprache ein Gemisch ist von Kanzleideutsch und Mundart, und in dem Abschnitt vom Stil hebt er als Eigenheiten des Dichters hervor die Verwendung der Synonyma und der mehrgliedrigen, bis zu sechs Teilen ansteigenden Ausdrücke (wie „Gliedmassen, Leib, Gestalt, Weise, Wandel und Gebärden"). — Hedwig Haldimann (2129) weist nach, dass H. R. Manuel in seiner Lautgebung mit geringen Ausnahmen der Mundart folgt, in der Formenlehre aber viele fremde Einflüsse verrät; der Wortschatz ist wesentlich mundartlich. Die Verfasserin schreibt klar, kurz und einfach. — Bothe (2130) erörtert ausführlich die beiden Lutherschen Stellen „Das Wort sie sollen lassen stan und kein Dank dazu haben" und „So fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen" und die volkstümliche Redensart „im Stich lassen". — Göpfert (2131) hat in alphabetischer Reihenfolge alle auf den Bergbau bezüglichen Ausdrücke zusammengestellt, die der Prediger Joh. Mathesius in seiner „Sarepta" verwendet. — Himmler (2132) lässt auf eine Einleitung, die kurz von des Aegidius Albertinus Leben und den bisherigen

Forschungen über ihn berichtet, seine eigentliche Abhandlung folgen, die selbst zwei Teile umfasst: der erste Teil untersucht die Orthographie des Albertinus, freilich nur auf Grund eines einzigen Werks, nämlich „Lucifers Königreich und Seelengejaidt"; der zweite, ein bibliographisch-kritischer Anhang, vervollständigt die bisher vorliegenden Angaben, besonders die im Goedekeschen Grundriss und in Liliencrons Neudruck von „Lucifers Königreich und Seelengejaidt". Das Ganze ist sehr sorgfältig angelegt und ein Zeugnis eines aufopfernden Fleisses. — Reichel (2133) gibt als vorläufige Probe aus Gottscheds Schriften eine kleine Nachlese von Wörtern, die bisher nicht in die Wörterbücher aufgenommen worden sind. Dabei bemerkt er einleitend, dass nach seiner vorläufigen Schätzung Gottsched wohl 80000 Wörter verwendet habe, mithin doppelt so viel als in Schmidts „Shakespeare-Lexikon" zusammengetragen sei. — Matthias (2138) veranschaulicht an einer genauen Gegenüberstellung, wie Goethe in den späteren Ausgaben des „Götz" und der „Stella" die in der ersten Ausgabe noch verwendeten Fremdwörter häufig durch deutsche Ausdrücke ersetzte. — Heilig (2140) weist gegen Proelss und von Engerth nach, dass Scheffel deutlich bestrebt war, seiner Sprache ein bestimmtes Gepräge zu verleihen; er hebt Mundartliches heraus (im Wortschatz, der Lautlehre, der Flexion und in der Syntax), sodann Altertümliches (an Substantiven, Adjektiven, Adverbien, Verben und Verbalformen), und endlich Scheffelsches (wie Vorstellung des Genetivs vor das regierende Substantiv, Auslassung der Verbalform „war" im Nebensatz, Allitteration und andere Lautfiguren, schmückende Beiwörter, Vergleiche, Personifikationen, Ausrufe); freilich scheint uns diese Abgrenzung im einzelnen und im allgemeinen nicht immer scharf. — Sauer (2141) macht darauf aufmerksam, dass A. Stifter seine Erzählungen nicht nur sorgfältig umgearbeitet, gefeilt und geglättet habe, sondern dass er darin auch planmässig und in grossem Umfang die Fremdwörter ausgerottet habe, und als Beweis für seine Behauptung entwirft S. allein aus dem ersten Band der neuen Gesamtausgabe von Stifters Werken eine lange Liste solcher Aenderungen. — Karl Müller (2142) verzeichnet die französischen Wörter bei Fritz Reuter und die Deminutiva auf -ing, zwar recht fleissig und mit Wärme, aber nicht immer ganz einwandsfrei in der Methode der Erklärung. — Endlich haben wir einige Urteile zu erwähnen, die über E. A. Bouckes Buch (2136) „Wort und Bedeutung in Goethes Sprache" im Laufe dieses Berichtsjahrs ausgesprochen worden sind. Im „Litterarischen Centralblatt" rühmt ein Ungenannter den hingebenden Fleiss und das feine Verständnis des Verfassers; in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung dagegen vermisst Kircher zwar die historische und künstlerische Fundamentierung, wie er an den Wörtern „Natur" und „Bildung" näher begründet; aber er lobt die Geschlossenheit des Aufbaus und die vornehme Abtönung des Stils, wenn er den Versuch, die Aufgabe zu lösen, vielleicht auch für verfrüht hält. —

Auch von den Standessprachen sind einige behandelt worden. Graef (2144) verzeichnet als Fälle, wo die ärztliche Fachsprache sich der Fremdwörter zu entledigen beginnt, die Berichte über den 31. Kongress der deutschen Gesellschaft für Chirurgie und über den Kongress für innere Medizin, aber auch mehrere Sonderschriften. — Die Juristen- und Kanzleisprache haben neben anderen vorgenommen Bruns und Rothe. Der unermüdliche Bruns (2147) macht auf eine einschlägige heitere Darlegung in der „Zukunft" aufmerksam und zählt wieder einige der schlimmsten Unarten auf, die noch heute üblich sind, z. B. die Nachstellung der Negation („Insbesondere kann die Rüge ungenügender Begründung . . . für zutreffend nicht erachtet werden"). — Rothe (2148) in seinem vielmals aufgelegten Vortrag geisselt zwar auch einige an sich schon genügend bekannte Unarten, wird aber dadurch wertvoll, dass er auch anschauliche Muster gibt aus alter und neuer Zeit, und dass er diese neuen Muster in der verblüffendsten Weise verbessert und dabei beträchtlich verkürzt und vereinfacht. — Fabricius (2156) weist nach, dass der Verfasser des „Burschikosen Wörterbuchs", ein angeblicher Vollmann, tatsächlich ein Schweizer ist, der in Wetzlar Gymnasiast war und in München Student: das treffe aber nur zu bei Joh. Grässli, einem Bauernsohn aus Grabs im Kanton St. Gallen. Dann gibt F. zahlreiche Nachträge zu Kluges „Studentensprache". — Die Heeressprache endlich verteidigt ein ungenannter Verfasser (2154) in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gegen Vorwürfe, die bei einer vorausgehenden Buchbesprechung gegen sie erhoben worden waren; er warnt die Nichtfachleute, Heeresausdrücke, deren Berechtigung sie nicht beurteilen könnten, auf gut Glück als schlechtes Kasernendeutsch zu brandmarken; denn im allgemeinen dürfe man die Heeressprache doch als nachahmenswertes Muster empfehlen. —

In das Gebiet der Geheimsprachen fallen schon zwei Besprechungen des Klugeschen Buches über das Rotwelsch (2159): im Litterarischen Centralblatt berichtet ein Ungenannter über dessen Inhalt, gibt aber auch einige weitere

Quellenwerke an und verzeichnet einige wichtige Druckfehler; ausführlicher ist Günther im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, aber ohne eigentlich etwas vom eigenen beizusteuern. — Kurz und bündig, doch umsichtig und vollständig ist das Jüdisch-deutsche dargestellt worden von Gerzon (2161); der Verfasser, der seiner Arbeit die in Homel (Gouvernement Mohilew) heimische Abart zu Grunde legt, beschreibt nicht nur die Lautlehre, die Wortbiegung, Wortbildung und den Satzbau, sondern stellt auch eine lange Wortliste zusammen. —

Ueber Wörterbücher ist wenig zu sagen. Von dem grossen Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm (2164) sind in diesem Jahre drei Doppellieferungen erschienen. — Sonst kommen nur Besprechungen und Berichte in Betracht. Bei Detters Deutschem Wörterbuch (2165) stehen nach Wunderlich Form und Inhalt in seltsamem Missverhältnis, die Auswahl ist willkürlich nach den wissenschaftlichen Neigungen des Verfassers getroffen, nicht mit Rücksicht auf einen etwaigen Leserkreis; zusammenhängendes Lesen erschwert wieder die Knappheit der Darstellung, und schliesslich fehlt die Angabe der wesentlichen Züge des Bedeutungswandels. — Von dem Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache hat R. Schroeder zweimal geredet. In der Festschrift für den 26. deutschen Juristentag (2166) schildert er die bisherigen Ergebnisse und die Arbeitsweise, und er beschreibt beispielsweise die Geschichte des Wortes „Weichbild", das erst Stadtrecht (oder Marktrecht), dann nacheinander Stadtgebiet, Stadt oder Markt (besonders kleiner Städte oder Flecken) bedeutete, im Niederdeutschen schliesslich aber auch die Erbleihe und später Zinsländereien bezeichnete. In dem Bericht der von der Berliner Akademie eingesetzten Kommission für das Wörterbuch der deutschen Rechtssprache (2167) und danach auch in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte (2168) hat er zu H. Brunners allgemeinen Mitteilungen über den Wechsel der Hilfskräfte selbst weitergehende Einzelangaben gemacht, indem er von der Zahl der bisher ausgeschriebenen Zettel redet, ihrer Ordnung und Unterbringung und der Gewinnung neuer Mitarbeiter. —

Wir kommen jetzt zur Wortforschung (Etymologie). Die meisten der hierher gehörigen Untersuchungen sind enthalten in der Klugeschen Zeitschrift für deutsche Wortforschung (2169), von der in dieses Jahr der dritte Band fällt; anderes bringt die Zeitschrift für deutschen Unterricht. — Sprenger (2170) redet von „Fata morgana", von „Feuerwerk" im Sinn von Brennstoff, dann über „die frommen Gütchen" (im Faust), über „Kienbuchtel" für Büschel von Kienspänen, über „koptisch" = störrisch, „Licht" = menschliches Auge, „das Licht des Todes", „Lurke" und „Ofenbrüten", und daran schliesst sich eine Mitteilung von Beck über „tribulieren". — Karl Müller (2171) gibt Belege für eine lange Reihe deutscher Wörter, wie Abenteuer, Empfindelei, Feldglocke, Galant, Heuochs, Schlachtenbummler usw. — Söhns (2175) redet flott, im rechten Plauderton — aber manchmal leider auch mit Ausserachtlassung der lautlichen Entwicklung — von merkwürdigen Wortformen wie Attentäter oder von Ortsbezeichnungen wie Eterna, Braunschweig, Braunlage, Lauterberg, Oschatz, Blasewitz, Kuhschnappel, Laubegast, Gardelegen, Jerichow, Seligenstadt, Amorbach, Bacharach, Kopenhagen, Altona usw., und er sucht gegenüber der Volksetymologie die richtige Etymologie festzustellen. — Kjederquist aus Lund (2176) verfolgt die Geschichte der bisher meist Volksetymologie genannten Spracherscheinung von W. Förstemann an über W. Wackernagel, Max Müller, Steinthal, Malinowsky, Andresen, O. Weise, H. Paul, S. Palmer, K. Nyrop, A. Noreen und O. Behaghel bis W. Wundt; an eigenen Beobachtungen zeigt er dann, dass neuer Stoff gesammelt werden müsse aus heutiger Zeit, weil hier allein die Verhältnisse klar liegen und klar gelegt werden können; er fordert auch eine genaue, eingehende Berücksichtigung der Begriffs- und Gedankenwelt des Umbildenden; als Benennung der Erscheinung empfiehlt er im Anschluss an W. Wundt den Ausdruck lautlich-begriffliche Wortassimilation. — Bothe (2177) gibt Parallelstellen zu Dichtungen und erklärt Redensarten und Ausdrücke wie: viel Geschrei und wenig Wolle, bis in die Pechhütte, etwas ausbaden müssen, Steckbrief (wie Haftbefehl = Brief mit der Aufforderung einen zu stecken, einzustecken), Stichwort, Katthagen. — Gombert (2178) beurteilt eine Besprechung, die Arnold in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien über R. M. Meyers „Vierhundert Schlagworte" hatte erscheinen lassen, und redet da von Charakteristik, Familiengemälde, das verstärkende hoch-, Fata morgana, halkyonisch, nervös, Preussentum, Rechtsboden, Richtung, Schlagwort, schlechthinig, vertierte Söldlinge, Zeitgeist; an einer späteren Stelle (2179) behandelt er die Ausdrücke: affenartige Geschwindigkeit, Altar des Vaterlandes, anbahnen, antediluvianisch, anregen, arbeitende Klassen, der arme Mann, Aristokratie des Geistes, ästhetisch, Aufklärung, Ausnahmegesetze, Barrikaden, das Banner hochhalten, Beamtenhierarchie, Bildungsphilister, Berufsfreudigkeit, die breitesten Grundlagen, brillant, Bücherschau, Bundesstaat, Komfort, zentralisieren usw., ferner Krawall,

Knalleffekt, Komponist, Kümmeltürken, der liberale Musterstaat Baden usw. — Ladendorf (2184) belegt das Aufkommen von Redensarten wie „Er spricht wie ein Buch“, „Lügt wie gedruckt“, „Manschetten haben“, „Rechnung tragen“, „eine Rolle kreieren“, „Fort mit Schaden!“, „unentwegt“, „voll und ganz“, „zweifelsohne“. — Von „Klangworten“, onomatopoietischen Schöpfungen handeln Karl Schmidt (2186) und Karl Müller (2185). Schmidt bespricht Fälle wie „Ri, ra, rum“, „Strih, strah, stroh“, „gicksen und gacksen“, „nach Sichsen, nach Sachsen“, Müller gibt zur Vervollständigung weitere Beispiele wie „Klipperklein“, „Schlampampe“, „Ziepfiez“ usw. —

Von einzelnen wortkundlichen Studien sind beinahe ein halbes Hundert zu erwähnen. Sprenger (2191) weist „altkatholisch“ nach aus dem Jahre 1807, erklärt „Blatt“ in der Redensart „mir schiesst das Blatt“ als die Stelle des Wirbels auf dem Kopfe, belegt „Bocksbeutel“ im Sinn von „Schlendrian“ sowie den Ausdruck „Herr Urian“ als scherzhaftes Schimpfwort, deutet die Zusammensetzungen mit „Hunger“ wie „Hungerblume“, „Hungerreigen“ und leitet „kurrig“ („der Kaiser war kurrig“) ab von mittelniederdeutsch kurren „knurren, brummen“; für „Anachronismus“ weist er die Verdeutschung „Zeitwidrigkeit“ nach, für „dumm“ die Bedeutung „verdorben“ und für „endlich“ die Bedeutung „am Ende“; „Anmerkung“ im Sinn von Bemerkung belegt er auch noch aus neuester Zeit; die Schiffsbezeichnung „Bock“ ist nach ihm der alte Tiername, „Einsiegel“ eine Entstellung von „Einsiedel“, „Erdtoffel“ eine Mischung aus „Kartoffel“ und „Erdapfel“, und „aussetzen“ bei Seume für „aufbrechen“ erklärt sich als eine Nachwirkung des Englischen; „drum“ endlich im Sinne von weil („drum waren meine Ahnherrn Taboriten“) erläutert er als schwäbisch durch Hinweis auf eine von H. Kurz erwähnte alte Anekdote. — Blumschein (2192) teilt aus den Denkwürdigkeiten des Kölner Bürgers Hermann von Weinsberg einige altkölnische Ausdrücke mit: „laurdanne“ als Bezeichnung einer Schiffsart, „maulenstosser“ für „Bettler“, „sweit“ für „Bauernbesitz“, „rudeler“ für einen bestimmten Handwerker, vielleicht den „Appretierer“, „lass“ für „Kurzschwert“. — Peter P. Albert (2193) erzählt von dem Vorschlage, den im Jahre 1831 ein Unbekannter in einer Freiburger Zeitung machte, die Bewohner des Grossherzogtums Baden „die Baden“ (Einzahl „der Bade, des Baden“) zu nennen, und der Entgegnung eines anderen Einsenders, der für „Badener“ eintritt. — Keiper (2195) verfolgt auf gewundenen Pfaden die Verbreitung und Bedeutung der Bergbezeichnungen „Boll“ und „Nollen“ als Nachtrag zu einem Aufsatz, den er schon im vorigen Jahre veröffentlicht hatte. — „Carino“ in der Redensart „ein Carino sein“ erklärt Sprenger (2197) als den Namen des Helden eines von 1792—1839 sehr beliebten Romans. — „Diebsfinger“ an einer Stelle des Redentiner Osterspiels schreibt sich nach Sprenger (2198) her aus einer alten abergläubischen Sitte, auf die auch sonst einige Litteraturstellen hinweisen. — Osthoff (2199) verteidigt gegen Kluge die bisherige Zusammenstellung von angelsächsisch feohtan mit deutsch „fechten“, indem er die Ansetzung eines gotischen fiuhtan als unmöglich hinstellt. — Weise (2200) fasst „Quirlequitsch“ als einen, der „quirlt“ und „quitscht“, d. h. der sich herumdreht wie ein Quirl und hin- und hergeht, „Firlefanz“ als „firligen Fanz“ d. h. „munteren Narren“, „Trippstrille“ dagegen ursprünglich als eine Person, die „tripscht und trillt“, d. h. umhertrippelt und sich hin- und herdreht. — Für „gleich“ gibt Goetze (2201) zu den schon bekannten einige neue Belege. — Im Anschluss an einen früheren Aufsatz eines anderen Verfassers führt Peters (2202) „Grenedes“ auf „Grüneidechse“ zurück, und erklärt „nählich“ als Entsprechung eines schriftdeutschen „näulich“ = „genaulich“ und „uneren“ durch den Hinweis auf althochdeutsch (nicht mittelhochdeutsch!) untarn. — „Extraschlag“ schlägt Kautzsch (2205) vor zu verdeutschen durch „Schlag im Sparviertel“. — „Imponderabilien“ ist nach Arnold (2209) entstanden in dem Gelehrtenlatein des 18. Jahrhunderts und drang gegen Ende dieses Zeitraums ins Englische, später ins Französische und Deutsche; „die weisse Salbe“ ist eine landschaftliche (norddeutsche) Bezeichnung für ein unnützes Mittel und lässt sich bis ins 16. oder 17. Jahrhundert zurückverfolgen, wo es ursprünglich den Gegensatz bildete zu der bekannten „grauen Salbe“. — Kluge (2210) verfolgt das Wort „Kneipe“ von Obersachsen und dem Jahre 1760 an durch das Schrifttum hindurch, bis es um 1848 auch in der Schweiz vorhanden ist; dazu bringt Ladendorf einige ergänzende Belege. — Meisinger (2212) behandelt die fränkische Händlersprache aus der Gegend von Rappenau (bei Wimpfen) und legt dar, dass ihre Grundlage das Hebräische ist. — Die Benennung „Lutherisch“ hat nach Goetze (2213) Eck aufgebracht; verbreitet hat sie sich dank dem Gehetze von Luthers katholischen Gegnern erst seit dem Reichstag von Worms; vorher brauchte man in diesem Sinne „Martinisch“. — Sprenger (2214) stellt mundartliche Belege zusammen für das schriftsprachliche „Mauke“ = „Obstversteck“ und findet die Erklärung dafür in mittelniederländisch muyk „weich“, das dem brandenburgischen mudicke

„teiggeworden" entspricht. — Stosch (2215) verteidigt den von Wülfing bezweifelten schweizerischen Ursprung des Wortes „Müdling", das Lavater sehr liebte und Goethe von ihm übernommen hat; sodann führt er (2217) das -jo am Ende von Notschreien wie „Mordjo" auf ein früher selbständiges jo zurück, das er auch in dem niederdeutschen „jodute" findet, der Bezeichnung des Zetergeschreis. — Nestle (2218) macht darauf aufmerksam, dass der bekannte katholische Kirchenhistoriker Ehrhard „oben" im Sinne von „wegen" braucht, und fragt nach der Berechtigung und etwa auch nach der Herkunft dieser Form. — Wunderlich (2220) legt dar, dass „Schriftsteller", für das man vorher der Reihe nach Schreiber, Autor und Skribent brauchte, eine Gelegenheitsbildung des bayerischen Kanzleistils ist und erst durch Gottsched in den Verkehr gebracht wurde. — Karsten (2221) sucht die neuhochdeutschen Wörter „drohen", „sich sehnen" und (niederdeutsch) „Stint" an aussergermanische Verwandte anzuknüpfen. — Hintner (2222) weist aus Osttirol, Kärnten und Gottschee heutige Bezeichnungen des Butterfasses als Abkömmlinge eines vorauszusetzenden althochdeutschen slegi-kar nach. — Hoffmann-Krayer (2223) tritt gegen Gratz ein für eine wörtliche Auffassung des Ausdrucks „Speichelleckerei". — Kohlschmidt (2224) bestätigt die von J. Sahr gegebene Erklärung von „Sprokenkreuz" durch den Hinweis auf neuniederländisch sprokkel „dürrer Zweig". — Irmisch (2226) führt auf Grund seiner Erfahrung als geborener Sachse das Schimpfwort „Teekessel" zurück auf eine Form „Teigesel", die er durch das ähnlich gebildete „Teigaffe" beleuchtet. — Nach Stosch (2227) ist der tirolische Fischname Tolm eine Nebenform zu Tolp und Tolbe und abzuleiten von althochdeutsch telban „graben"; davon ist die Bezeichnung für Tölpel zu trennen, die selbst wieder zusammenzustellen ist mit dem sonst vorkommenden tölp (dölp D. Wörterb.) „Tölpel"; nach demselben (2228) ist von den Belegen, die das Grimmsche Wörterbuch für das Wort „Tölpel" gibt, der aus Keisersberg zu streichen, und unter den Redensarten „über den Tölpel werfen, stossen, führen" usw., in denen „Tölpel" Türschwelle bedeutet, ist die Verbindung mit „werfen" allein ursprünglich. — In dem österreichischen Troje „Triebweg, Viehweg" sieht Hintner (2230) eine ganz gewöhnliche mundartliche Entsprechung des Schriftausdrucks „Triebweg". — „Ueberall" in der Bedeutung von „überhaupt" weist Glöde (2231) als niederdeutsch nach; bei „Windeweh" denkt derselbe (2234) an englisch wane, wene „Unglück, Elend", das entweder selbst adjektivisch gebraucht werden oder die Grundlage für ein Adjektiv habe abgeben können. — Bezüglich des St. Veitstanzes macht Bilfinger (2232) darauf aufmerksam, dass der Veitstag ursprünglich der Tag der Sommersonnenwende war, die Johannistänze also erst später für Veitstänze eintraten; von den übermütigen Zuckungen, in die das niedere Volk in später Stunde den Tanz ausarten liess, wurde die Krankheit genannt, und der heilige Veit als Helfer gegen diese Krankheit nur wegen seines Namens angerufen. —

Ueber Bedeutung und Bedeutungswandel hat Singer (2242) Anregendes mitgeteilt. Er macht darauf aufmerksam, dass der Bedeutungswandel oft in verschiedenen Sprachen ganz in der gleichen Weise verläuft, und fordert, dass man untersuche, ob die jeweiligen Uebereinstimmungen unabhängig von einander entwickelt seien, oder ob sie die Folge seien von Entlehnungen; diese Entlehnungen nennt er allgemein „Bedeutungslehnwörter", und wenn sie auch in der Form, der Bildung nachgeahmt sind, tauft er sie — leider etwas missverständlich — „Bildungslehnwörter". Als Anfang und Anleitung für solche Untersuchungen gibt S. dann noch eine lange Reihe von Beispielen aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen, Russischen und Deutschen. — Zu seinen Beobachtungen ist Singer hingeführt worden durch Waags „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes" (2241). Diese sorgfältige, hübsch geschriebene Darlegung des Karlsruher Germanisten und leitenden Schulmannes ist dreimal besprochen worden. Löschhorn nennt sie trefflich und gediegen; R. M. Meyer macht zwar gewisse Einschränkungen und stellt W.s Schrift nicht so hoch wie Liebichs „interessantes Werk", hält aber seine praktische Bedeutung für um so grösser. E. Eckardt (Alemannia 30, S. 286) endlich rühmt von W., dass er die Aufgabe, die er sich stellte, in vortrefflicher Weise gelöst habe; die Form der Darstellung sei flüssig, fesselnd und auch da leicht verständlich, wo es sich um schwierigere Fragen des Sprachlebens handle. —

Sprachreinheit (Lehnwort und Fremdwort). Die Aufsätze, die sich mit der Sprachreinheit beschäftigen, stehen fast alle beisammen in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" (2248), von der in diesem Jahr der 17. Band herausgekommen ist. — Brunner (2250) macht darin auf eine verschollene Abhandlung A. Schmellers aufmerksam, die er auf der Münchener Universitätsbibliothek ausgegraben hatte, und teilt Auszüge daraus mit. Sie verspottet die Fremdwörtersucht und führt den Titel „Hochimportantes linguistisches Produkt von Jean Louis Allemand". — Engels (2252) zeigt, wie unnütz und sinnlos die Fremd-

wörter oft gebraucht werden in Beispielen wie „Hinterfront, Attentatsversuch, Taillengurt“, aber auch in einer Verbindung wie „Anthropologie des Weibes“. — Gomolynski (2254) redet von der Verschwommenheit der Fremdwörter und veranschaulicht an zahlreichen Belegen, dass deutsche Ausdrücke durchgängig deutlicher und bestimmter sind. — Rauter (2260) teilt mit, dass die Schutzmarken meist lateinisches, griechisches oder englisches Gepräge tragen (Bavaria, Alpha, Old England) oder doch mit Bestandteilen aus diesen Sprachen geschaffen sind (Winkol, Kesselograph). — Ein nur mit den Anfangsbuchstaben genannter Verfasser (2263) hat den neuen Zolltarif mit dem alten verglichen und gefunden, dass jetzt viele früheren Fremdwörter durch deutsche Bezeichnungen ersetzt sind wie Produkte und Fabrikate durch Erzeugnisse, ätherische Oele durch flüchtige, usw. — Dunger (2269) belegt und beklagt die Ausbreitung der Bildungen „Crematist“ und „Crematistik“, geisselt deren merkwürdige, geschmacklose, halb lateinische, halb griechische Mischform und empfiehlt deutsche Benennungen schon zu dem Zweck, die neue Sitte rascher volkstümlich zu machen. — Beck (2272) erklärt den Ausdruck „Patvarist“, die Bezeichnung eines zu allen würdigen und unwürdigen Verrichtungen verwendeten angehenden ungarischen Rechtsbeflissenen; er leitet ihn ab von lat. „pati varia“: der junge Mann war so geheissen, weil er verschiedenes durchmachen musste. — Ausser der Zeitschrift ist von dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein noch ein Verdeutschungswörterbuch erschienen für Handel, Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechsel, Warenverkehr und Versicherungswesen. Der Verfasser, Magnus (2267), gibt darin nicht nur ein reichhaltiges verständiges Wörterbuch der Verdeutschungen, sondern auch Beispiele für verschiedene Arten von Fremdwörtern gereinigter Wechsel. — Für die Geschichte der in das Deutsche aufgenommenen Kulturwörter kommt nur die Besprechung des vor zwei Jahren erschienenen Seilerschen Buches (2245) in Betracht, die Binz geliefert hat; B. vermisst bei Seiler die Berücksichtigung der Mundarten und des Einflusses der Judensprache sowie eine Geschichte der Eigennamen; die freundliche Stellung, die Seiler grundsätzlich gegen die Fremdwörter einnimmt, scheint B. zu billigen. —

Sprachrichtigkeit. Mit den Fragen der Sprachrichtigkeit gibt sich ausser dem guten Buch von O. Schroeder „Vom papierenen Stil“ (2278), das jetzt erfreulicherweise in fünfter Auflage herausgekommen ist, auch ein schlechtes ab, das G. Hermann (2279) verfasst hat. H. wettert im Sinne Wustmanns, aber ohne Wustmanns Kenntnisse und sprachliche Feinfühligkeit und Geschicklichkeit gegen den heutigen ausgedehnten Gebrauch des Binde-s in Zusammensetzungen („Weihnachtslied“), über den er besondere, aber willkürliche Regeln aufstellt, und gegen Verbannung und Ersetzung der Fremdwörter, aber auch gegen die Puttkamersche Rechtschreibung; sprachgeschichtlicher Sinn geht H. ganz ab. — Sonst sind als hierhergehörig nur einige kleinere Aufsätze zu nennen. Reuleaux (2275) bespricht in seiner kurzen Auslassung, die dem Wohle des deutschen Schriftstellerheims in Jena dienen soll, einige Mängel des heutigen Alltagsdeutsch, wie die Verwendung von à („Drei à zehn“), die Unterdrückung des Genetiv-s in Formen wie „des Atrium“, „Redakteur des Tageblatt“, die Unterlassung der Deklination in Verbindungen wie „in Schillers 'die Räuber'“, „der Erfolg von 'die Meistersinger'“, empfiehlt den Plural des Verbs nach einer unbestimmten Mengebezeichnung als Subjekt („eine Menge von Fixsternen bewegen sich“), fordert die Erhaltung der Endung -isch in „hannoverisch“ und „Hallisch“ und bedauert das Eindringen der zahlreichen Fremdwörter. Zur Heilung dieser Schäden wünscht er aber nicht wie so manche andere die Errichtung einer besonderen Akademie; er meint, die Schriftsteller sollten sich nur selbst überwachen und in Vereinen solche Fragen aufwerfen und erörtern, besonders vielleicht auch in dem deutschen Schriftstellerheim in Jena. — Aehnlich denkt Ed. Engel (2283). Er sieht in der Inversion nach „und“, in Verbindungen wie „per sofort“ und in Fügungen wie „des Herrn Rechtsanwalt“ (ohne -s) Zeichen einer sprachlichen Unkultur und verlangt von der Schule, der er die Schuld an diesen Missbräuchen zuschreibt, eine bessere Unterweisung. — Dagegen erklärt Dunger (2285) vorsichtiger und richtiger „des Herrn Zahnarzt A“ für ebenso gut als „des Herrn Zahnarztes A“, weil die Beifügung ja bald reiner Titel sein könne, bald eine begrifflich wichtige Berufsbezeichnung. — Stickelberger (2287) macht auf eine abliegende Erklärung der Lessingschen Worte „Nicht ohne Missfallen“ aufmerksam, die D. Sanders einmal ausgesprochen hat, und der er sich anzuschliessen scheint. — Lühr (2280) bekämpft wieder einmal einige allbekannte deutsche „Sprachsünden“: die Abwandlung des prädikativen Adjektivs („die Frau ist eine anmutige“), die Verwendung des Akkusativs in infinitivischen Verbindungen („Lass mich deinen treuen Freund sein“), die Umschreibung mit „würde“ („Es würde gut sein, wenn er das tun würde“), den Gebrauch der trennbaren Verbalzusammensetzungen als untrennbarer („ich anerkenne“) und die Inversion nach „und“. Einleitend streift er

auch Ausdrücke wie „Silberhochzeit“ und Verbindungen wie „braucht nicht kommen“ (ohne „zu“!), „in 1899“, „Das Kind, was vorbeiging“. —

Sprachlehre und Grammatik. An Allgemeinem kommen für uns nur zwei Besprechungen von früher erschienenen Werken in Betracht, die von Weidling über Sütterlins „Deutsche Sprache der Gegenwart“ (2289) und die von Wunderlich über Brauns „Deutschen Sprachschatz für Lehrer und Freunde unserer Muttersprache“ (2297). Weidling meint, wohl nur wenige neue Grammatiken des Neuhochdeutschen würden sich so fruchtbar erweisen wie Sütterlins Buch, würdigt ausführlich dessen Inhalt und liefert einige gute zusätzliche Bemerkungen; Wunderlich hingegen urteilt, Braun schöpfe vorwiegend aus zweiter Hand und sei nicht immer gut beraten in der Wahl der Gewährsmänner, aber nach Anlage und Auslese des Stoffs diene seine Darstellung gerade den Zwecken, die er verfolge. —

Unter den Arbeiten, die sich mit Einzelfragen der Grammatik abgeben, ist die gründlichste und eindringlichste die Untersuchung Pauls (2307) über die Umschreibung des Perfekts mit „haben“ und „sein“. Ihr wichtigstes Ergebnis ist der Nachweis, dass die Intransitiven ihr Perfekt im Grunde immer mit „haben“ bilden, wenn sie durativ gebraucht werden, also eine Dauerhandlung bezeichnen, mit „sein“ dagegen bei Perfektivität, bei Angabe einer Augenblickshandlung. — Sodann berichtet Molz (2308) auf Grund ausgedehnter Quellenuntersuchungen und verständiger Verwertung der bisherigen Forschungen über die Geschichte der Flexion der Maskulina im Neuhochdeutschen vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit; er scheidet vorsichtig nach Landschaften und nach Substantivklassen und fördert die Erkenntnis um ein gutes Stück; vielleicht ergäbe eine noch ausgiebigere Durchnahme der Quellen aber ein noch besseres Bild. — Steglich (2309) betrachtet die Ersparung von Flexions- und Bildungssilben bei kopulativen Verbindungen, eine Eigenheit, die besonders im 16. und 17. Jahrhundert zu Tage trat. Er legt dar, dass die Ersparung der Flexionssilben von Hause aus süddeutsch und nur in der Poesie beliebt war, die Ersparung der Bildungssilben hingegen im Kanzleistil des 17. Jahrhunderts aufkam; H. Sachs und Fr. von Spee ersparen unter allen Schriftstellern in der ausgedehntesten Weise, während Opitz und Chr. Reuter beide Ersparungsarten vermeiden. — Merkwürdig sind nach Baumgartner (2311) auch die Schicksale der neuhochdeutschen Adverbien auf -lings. Das ursprünglich zu Grunde liegende althochdeutsche -(l)ingun wird vom 12. Jahrhundert ab im Alemannischen zu „-lingen“, im Bayerisch-Oesterreichischen zu „-ling“; durch niederdeutschen Einfluss tritt seit Luther dafür „-lings“ ein, zuerst in Mitteldeutschland, später auch in Oberdeutschland. So ist im 18. Jahrhundert das s fast völlig durchgedrungen, aber nur in der Schriftsprache; die oberdeutschen Mundarten haben nach wie vor ihre überlieferten Formen bewahrt. — Cutting (2310) untersucht an Beispielen aus G. Hauptmann, Heyse, G. Keller, C. F. Meyer, Nietzsche, Raabe, Schopenhauer, Spielhagen, Sudermann und Wildenbruch den neuhochdeutschen Gebrauch in der Verwendung von „das“ und „was“ nach substantivierten Adjektiven und findet auch richtig heraus, dass „was“ mehr verallgemeinert („das Gute, was“), „das“ dagegen mehr das einzelne bestimmt („das Gute, das“). Seine Ergebnisse würden noch glätter geworden sein, wenn er seine Beispiele besser gegliedert hätte. Er hätte alle Fälle mit „woran“ und „dessen“, für die ja ursprünglich keine Doppelformen möglich waren, ausschalten, sonst aber, wozu er als Amerikaner freilich nicht wohl gerüstet genug war, mundartliche Färbung oder Einfluss der Alltagsrede mehr berücksichtigen müssen. — Graz (2306) belegt die Ausdrucksweise „Wir gingen mit ihm spazieren“ = „Ich und er gingen spazieren“, die Tobler im Französischen beobachtet und besprochen hatte, als deutsch aus dem südlichen Ostpreussen und hält sie für eine Einwirkung des Polnischen. — Wülfing (2312) tritt an der Hand von zahlreichen Beispielen ein für die Aufrechterhaltung des Unterschieds von „wie“ und „als“, schon weil dadurch ein Missverständnis vermieden wird, wie es der Satz zulässt: „weil der Kaiser mehr, wie seine Vorfahren, in das politische Gebiet eingreift“. — Fulda (2313) legt dar, wie schwierig es ist, den Titel des Molièreschen Lustspiels „Le Malade imaginaire“ gut deutsch zu übersetzen, insofern als z. B. weder das übliche „Der eingebildete Kranke“ ganz genau ist, noch das sonst vorgeschlagene „Der Kranke in der Einbildung“. — Wunderlichs „Deutscher Satzbau“ (2300) endlich hat nach K. von Bahder in der zweiten Auflage gegen früher in jeder Beziehung gewonnen; der Verfasser hat durch die Art, mit der er die treibenden Kräfte bei der Umbildung der syntaktischen Formen aufspürt, vor allem über unsere Schriftsprache und auch über die ältere Zeit des Neuhochdeutschen viel Licht verbreitet; ein Vorzug seines Buches ist auch die sorgfältige Beobachtung der Stilformen. Abweichende Ansichten äussert v. B. nur über die Auffassung der Umschreibung mit „tun“ („er tut sterben“) und über die Fügung „ein Schluck Wein“. —

Die Frage der Aussprache und Rechtschreibung ist in einer Reihe von Aufsätzen erörtert worden. Für uns hat nur weniges Wert. Waag (2329) hebt in seiner bekannten, geschickten und klaren Art den Unterschied hervor, der überhaupt zwischen Sprache und Schrift besteht, besonders angesichts der Unmenge der tatsächlich vorhandenen Laute, und verteidigt die neueingeführte Schreibung durch den Hinweis auf die Rücksichten, die man zu nehmen hatte, und die Ziele, die man erreichen wollte; Hauptziel ist danach gewesen, die Kluft zu beseitigen, die bisher zwischen Dienstschreibung und Schulschreibung bestand. Und dieses Ziel ist jetzt ja wirklich erreicht worden. — Brenner (2326) hat sich mehrmals über diesen Gegenstand geäussert, in einem besonderen Buch, das uns nicht zu Gebote steht, und in zwei Zeitschriften. An der einen Stelle (2330) hält er Abrechnung mit dem geschichtlich-etymologischen Standpunkt in der Rechtschreibfrage und lässt als nötige Forderungen nur gelten, dass die Schrift verständlich und leicht lesbar sei, sparsam im Buchstabengebrauch, bestimmt in den Ausdrucksmitteln und einfach in den Regeln. — Die zweite Aeusserung reiht sich in einen grösseren Zusammenhang ein. In einem Aufsatz in den Preussischen Jahrbüchern hatte Franck (2334) die amtlich und verwaltungsgerichtlich befohlene Neuschreibung „Cöln" für „Köln" abfällig beurteilt und die Form „Köln" auch damit gerechtfertigt, dass sie seit ältester Zeit weitaus überwiege. In einer Anmerkung dazu hatte der Herausgeber der Preussischen Jahrbücher Schonung des einmal Eingebürgerten verlangt und die damals bevorstehende allgemeine Regelung als tief eingreifend bedauert. — Dagegen nimmt Brenner in seiner zweiten Aeusserung (2337) Stellung. Er findet die von der Junikonferenz beschlossenen Neuerungen unbedeutend und setzt auseinander, was nach seiner Ansicht das letzte Ziel aller Rechtschreibung sein müsste: 1. man verwendet nur Lateinschrift; 2. Nebenzwecke wie Rücksicht auf die Geschichte und Herkunft des Wortes werden ausgeschlossen; 3. sie wird nur für Deutsche berechnet; 4. sie lässt Spielraum für die Aussprache, soweit diese schwankt; 5. sie bezeichnet jeden Laut auch nur mit einem Zeichen; 6. der phonetischen Erkenntnis darf Rechnung getragen werden, wenn dadurch eine Vereinfachung gewonnen wird; 7. Länge- und Kürzezeichen fallen weg; „sole" z. B. tritt ein für heutiges „solle", „Sohle", „Soole". — Ausserdem hat Brenner aber noch Erbes (2322) Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung besprochen: er rühmt es als ungewöhnlich fleissig, umsichtig und vielseitig, hebt aber hervor, dass der Verfasser in einem Wörterbuch der Rechtschreibung keine Angaben hätte aufnehmen sollen über Wortgebrauch und Wortbiegung. — Biedenkapp (2335) endlich begrüsst in einem kurzen Aufsatz des BerlTBl. N. 486 den kleinen Schritt, den die Rechtschreibung vorwärts tat mit den im Juni 1902 beschlossenen Aenderungen, zumal da die Jugend Zeit sparen müsse für andere Fächer, deren Einführung man vorgeschlagen habe, wie Bürgerkunde, Kunsterziehung usw., und er hofft sogar, dass es nicht lange bei der bisherigen Vereinfachung bleibe; Preussen möge dabei mit gutem Beispiele vorangehen und z. B. aufräumen mit der verschiedenen Schreibung des f-Lautes in „Vater, Philipp, für". — Kirschmann (2346) bricht eine Lanze für die deutsche Schrift, wenigstens als Druckschrift. Er gibt zwar zu, das n und u, f und s, r und x leicht verwechselt würden, hebt aber ausführlich hervor, dass die Buchstaben nicht in der Zentralgrube fixiert, sondern indirekt erblickt würden, dass auch nicht der einzelne Buchstabe betrachtet, sondern gleich das ganze Wort überblickt werde, das sich um so leichter einpräge, je eigentümlicher seine Teile gestaltet seien, während lateinisches H z. B., der geometrischeste Buchstabe, auch am wenigsten auffalle; leichte Schreibbarkeit des Zeichens beweise nichts, da lesendes Erkennen etwas anderes sei als das Nachmalen. „Die deutsche Druckschrift", so fasst K. seine Ausführungen zusammen, „ist mit ihren eckigen Buchstaben entschieden besser als die lateinische; die grossen Buchstaben lassen sich aber leicht abändern, dass sie den lateinischen nicht nachstehen; es liegt gar kein Anlass vor, die deutsche Schrift, die als eine historisch gewordene sicherlich nicht lediglich das Produkt der Laune, sondern ebenso sehr das Ergebnis der Anpassung an die Bedürfnisse ist, der im lieben deutschen Vaterlande ohnehin schon zu sehr sich geltend machenden Anbetung des Fremdländischen zum Opfer zu bringen." —

Ueber Mundarten im allgemeinen haben vornehmlich Haag geredet und Wrede. Haag (2350) untersucht für seinen Heimatsort Schwenningen in der Baar das Verhältnis zwischen Ortsmundart, Verkehrs- und Schriftsprache, und zwar bestimmt er stufenweise übereinander die reine Ortsmundart, die natürliche Unterlage der Verkehrssprache, die gebildete Verkehrssprache auf heimischem Boden, die gebildete Verkehrssprache auf fremdem Boden, die Schriftsprache rein mundartlich gedeutet, die Schriftsprache unter dem Einfluss der gebildeten Verkehrssprache, und untersucht schliesslich den Abstand der landschaftlichen von der mustergültigen Schriftsprache. Dabei gibt er als Beleg eine Probe der verschiedenen Abtönungen

in sorgfältiger lautlicher Umschrift. — Wrede (2351) — in seinem Aufsatz über Ethnographie und Dialektwissenschaft — wendet sich gegen Bremers Ethnographie in H. Pauls Grundriss. Was Bremer als Quellen der Erkenntnis anführt, die Prähistorie, die Anthropologie und die Berücksichtigung der geistigen Beschaffenheit, sei wertlos, während gerade Wichtigeres, wie die Ortsnamen, der Häuserbau, Trachten, übergangen sei. Die sprachlichen Gründe Bremers seien dagegen meist zu allgemein und darum nichtssagend; wo sie bestimmt gefasst seien, seien sie falsch. Die bestehenden politischen Grenzen dürfe man nicht überschätzen für die Erkenntnis, am wenigsten für die der älteren Zeiten. Ueberhaupt müsse man für den Anfang eine Buntheit und Vielheit der Völkerverhältnisse voraussetzen, keine Einheit und Gleichheit; die Blätter des Wenkerschen Atlasses seien kein ethnologisches Zeugnis, sondern nur ein geschichtliches. — An anderer Stelle berichtet Wrede (2352) über den Wenkerschen Sprachatlas, und zwar über die Wörter „schreien", „schneien" und „Bauern". —

Von den einzelnen grossen Mundartengruppen ist zunächst das Oberdeutsche ausgiebig angebaut worden. Aus Kenzingen in Baden veröffentlicht Heilig (2353) dreihundert Wörter in einem alphabetischen Verzeichnis, aus Eichstätt und Umgebung Weber (2354) fünfhundertfünfzig Wörter in derselben Weise. — Aus Mittelfranken behandeln O. und L. Hertel (2355) die Pfersdorfer Mundart in einer sehr kurzen, aber guten Darstellung: sie geben eine Lautlehre, einige Andeutungen über die Flexionslehre, die Wortbildung und die Syntax, Mitteilungen über den Wortschatz und zum Schluss eine Sprachprobe, das Gleichnis vom verlorenen Sohn. — Nach Unterfranken fällt die Arbeit von Ruckert (2356), eine inhaltsreiche Zusammenstellung von Ausdrücken und Redensarten in einfacher, aber ziemlich verständlicher Schreibung, und mit ausführlichen volkskundlichen Erläuterungen. — Bohnenberger (2357) gibt die Ergebnisse einer Reise im Allgäu, um Kempten, Immenstadt, Oberstdorf, Pfronten, Vils und Füssen, die er durch eine nachträgliche Umfrage vervollständigt hat, und bestimmt die schwäbisch-alemannische und die schwäbisch-bayerische Sprachgrenze; sie zieht vom Arlberg über Madelergabel, Hochvogel zum Lech oberhalb Weissenbach, von da zwischen Bichlberg und Berwang hindurch über den Ferenpass zur Zugspitze und von da gerade aus nördlich zum Hohen Trauchberg. — Veits (2358-59) Ostdorfer Studien sind eine sehr eindringliche und sehr erfreuliche Untersuchung und ruhen auf genauen örtlichen Aufnahmen; sie behandeln den Uebergang von ir und ür zu ur, besonders aber die neuhochdeutsche Vokaldehnung, die gerade in Ostdorf sehr verwickelt verlaufen ist. V. besitzt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und Sachkenntnis, entfaltet in seinem Ausdruck und in der Bekämpfung fremder Ansichten aber eine unnötige und unwürdige Schärfe, die besonders der „Zunft" der Universitätslehrer gegenüber schon deswegen nicht angebracht ist, weil die Dinge innerhalb der Zunft — man möchte beinahe sagen — nicht einmal so gut liegen, wie er es darstellt. — Ein ungenannter Verfasser (2362), der in den „Grenzboten" von der Muttersprache in Elsass-Lothringen redet, vergleicht vorsichtig die Ergebnisse der letzten Volkszählung (1900) mit der amtlichen Schätzung nach dem Kriege, warnt vor allzu eifriger Ausrottung des Französischen aus den elsässer Schulen, weil der Gang der Dinge das schon von selbst herbeiführen werde, wünscht aber eine kräftige Haltung der Regierung. — Landaus (2360) Bemerkungen treffen nur Einzelheiten, z. B. die Namen Gotsche (zu „Götz" gehörig) und Laip (= jüd. „Löb"). — Wrede (2363) macht auf der Strassburger Philologenversammlung darauf aufmerksam, dass in der letzten Zeit, von Bopp bis auf Leskien, die Sprache allzu ausschliesslich als Erzeugnis des Einzelmenschen behandelt worden sei, und dass erst der Wenkersche Sprachatlas darin eine Aenderung herbeigeführt habe, indem er die sozialen Kräfte, wie Völkermischung, Verkehr, als ebenso wichtig habe kennen lehren; überhaupt sei es fortan nötig, dass die Sprachwissenschaft etwas von der Naturwissenschaft abrücke zur Geschichtswissenschaft. Der zweite Teil des Vortrags wendet diese allgemeinen Sätze auf das Elsass an, indem er die Einheitlichkeit des Gebiets und den Lauf der Grenze zwischen p/pf erklärt aus der Ortsgeschichte. — Beselers (2364) Programm über die Forbacher Mundart nennt Keiper in einer ausführlichen Besprechung fleissig und sorgfältig und empfiehlt es namentlich solchen Lesern zur näheren Beachtung, welche die in den deutschen Mundarten vorkommenden französischen Lehn- und Fremdwörter kennen lernen wollen; Versehen vermag er dem Verfasser nur wenige nachzuweisen. — Suters (2369) Arbeit über die Züricher Mundart in Usteris Dialektgedichten stellt die heutige Züricher Mundart dar, trägt also einen falschen Titel. Es ist eine recht tüchtige Grammatik, die in der Hauptsache auf festem Wissen aufgebaut ist und auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Aber die phonetische Bildung des Verfassers ist nicht über alle Zweifel erhaben, die Lautgesetze sind mangelhaft gedeutet und die Litteratur nicht ausgiebig genug benutzt. So urteilt Hoffmann-Krayer. — In der Mundart der alten Luzerner Dramatik unterscheidet Brandstetter (2370) zunächst die gesprochene Volksmundart von

der geschriebenen Kanzleisprache; dann untersucht er, wie sich beide Spielarten zueinander verhalten: welche Wörter aus der Mundart in die Schriftsprache übernommen worden sind und mit welcher Umgestaltung, und andererseits, welche Ausdrücke aus der Dramatik in der alltäglichen Rede haften geblieben sind (wie etwa lateinisch proclamator). Die ganze Darstellung ist nicht nur sehr sorgfältig, wie man das bei B. gewöhnt ist, sondern geht auch durchweg ein auf die methodologischen Seiten der Frage. — Hintner (2371) verzeichnet und erklärt einige tiroler Wörter.

Dachler (2371a) hatte früher schon darauf aufmerksam gemacht, dass im nördlichen Teil von Niederösterreich der Häuserbau nicht bayerisch sei, sondern fränkisch. Auf Grund dieser Erscheinung ist er zu der Ansicht gekommen, dass hier überhaupt fränkische (nordgauische) Ansiedler sassen, die mit den Babenbergern ins Land gekommenen Adeligen und ihr Anhang, während die Geistlichen Bayern waren; allerdings sind durch die Verheerungen der Kriege und durch Einwanderungen aus den Nachbargegenden, z. B. aus Steiermark, die alten Spuren teilweise wieder verwischt. Aber die Geschichte Bayerns und Oesterreichs spricht für die neue Ansicht. Diese seine Ansicht sucht D. durch eine Zusammenstellung von Wörtern zu erweisen; leider ist die Liste zu klein und zu laienhaft angelegt, um ihren Zweck zu erfüllen. Vielleicht hat ein Fachmann mehr Glück als der scharfsinnige und eifrige D. — Gartner (2372) gibt, Anregungen folgend, die er von Böhmer und Schuchardt empfangen hat, eine reiche, auf langjährigen Sammlungen beruhende Liste von Fremdwörtern, die im Wiener Dialekt üblich sind; eingeleitet wird diese Liste durch eine lehrreiche Abhandlung, die den Stoff sachlich gliedert und erläutert. —

Vom Mitteldeutschen ist nicht ganz so viel zu berichten. Schöner (2374) gliedert den Sprachschatz des rheinfränkischen Dorfes Eschenrod im Vogelsberg nach Vorstellungsgruppen (Dorf und Stadt, Haus, Mahlzeiten, Kleidung, weibliche Arbeiten, Religion usw.) und möchte damit den Grund legen zu Spezialwörterbüchern dieser Art und zu einer Wortgeographie. Auch die Volkskunde kommt zu ihrem Rechte in den gelegentlich mitgeteilten und beschriebenen Kinderspielen und Abzählversen. — Weidling (2375) stellt mehrere Ableitungen richtig, die H. Böll von einigen angeblich altkölnischen Fremdwörtern gegeben hatte. — Hennemann (2377) erzählt einleitend kurz die Geschichte der von ihm behandelten Gegend, beschreibt dann die Natur der heute vorhandenen Laute, verfolgt das Schicksal der mittelhochdeutschen Vokale bis auf die heutige Zeit nach Klang und Dauer, in der Tonsilbe wie im Nachton. Seine Arbeit ist reichhaltig, vorsichtig und sach- und fachgemäss. — Reichhardt (2378) gibt eine alphabetische Liste von Wörtern, die dem Gebiet der Grafschaft Hohenstein angehören, der nördlichsten Ecke Nordthüringens. — Keintzel (2382) bespricht einige Wörter und Wendungen, die H. Kisch gesammelt hatte, darunter „Gassenbesen" und „Judenschule", und Kisch beweist seinen Dank für diese Aufmerksamkeit durch eine ausführliche Anzeige von Keintzels Lautlehre der Mundart von Bistritz und S. Regen. —

Niederdeutsches behandeln vor allem zwei Dissertationen. Kohbrok (2384) beschreibt die Lautverhältnisse desjenigen Teils von Dithmarschen, der für [illegible] seine Einleitung stellt die Grenzen des Gebiets fest, redet von der [illegible] Ueberlieferung der Mundart und [illegible] der Bewohner. [illegible] Der Verfasser ist gut vorgebildet und arbeitet sicher; in seinen [illegible] zeigt er sich ebenso vertraut mit [illegible] Phonetik wie mit den schwierigeren Ansichten der Sievers'schen [illegible] [illegible] — [illegible] (2386) [illegible] grossen [illegible] [illegible] Mundart und von seiner [illegible] — die Vertretung der westgermanischen [illegible] in der heutigen Mundart [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] —

[illegible] (2394) [illegible]

— Nach Böhmen führt uns Zemmrich (2395). Sein Buch, in dem er Aufsätze zusammengefasst hat, die früher im „Globus" und in Hettners Geographischer Zeitschrift erschienen waren, schildert ausführlich die sprachlichen Verhältnisse in dem alten Lande der Wenzelskrone. Indem er uns an der Sprachgrenze entlang führt von Ort zu Ort, beschreibt er an der Hand der Zahlen die Stärke der beiden Volksstämme der Deutschen und der Tschechen, die jeweils spielenden Einflüsse und die Aussichten des Kampfes; er deckt dabei manche merkwürdigen Einzelheiten auf, wie den Einfluss der Christbaumbescherungen, der Umgestaltung der Wahlverhältnisse durch Ernennung der „auswärtigen Ehrenbürger", den Erfolg der Tätigkeit rühriger Volksführer usw. Der Wert der zahlreichen farbigen Karten, die die Lage der Dinge sehr veranschaulichen, würde steigen durch die Hinzufügung einer kleinen Uebersichtskarte des ganzen Königreichs Böhmen, in der nach der Art Bädekers der Umfang der einzelnen Teilkärtchen eingezeichnet wäre. — Von der Verbreitung der deutschen Sprache in Frankreich plaudert Ebstein (2396) im „Zeitgeist". Die französischen Gelehrten sind auf die deutschen Erscheinungen ihres Fachs angewiesen und empfehlen das Erlernen unserer Sprache, und der Minister unterstützt diese Bestrebungen; darum sind die Fortschritte gegen die sechziger Jahre gross, aber noch nicht gross genug. Die Schwierigkeit des Deutschen erschwert die Ausbreitung sehr; dagegen ist die deutsche Druck- und Schreibschrift im allgemeinen sogar beliebt, und nur die Aehnlichkeit von f und s ist ein Missstand; der Universitätsunterricht ist ausgezeichnet, die Lehrer in den höheren Schulen sprechen deutsch als ihre Muttersprache oder als zweite Muttersprache, und doch entspricht dem nicht die Tatsache, dass die Schüler später wieder alles vergessen haben. Jetzt sind freilich auch Gesellschaften für die Ausbreitung des Deutschen tätig, die durch Unterrichtsstunden, Sprechübungen und Theatervorstellungen diesen Zweck verfolgen. Leider ist der Vorrat an Unterhaltungsbüchern sehr klein in Paris; das Deutsche Reich würde sich ein Verdienst erwerben, wenn es an der Botschaft und mit dieser verbunden eine öffentliche Bibliothek einrichtete. — Sacerdote (2398) unterhält uns von den deutschen Sprachinseln in Italien, den Deutschen am Monte Rosa und den Zimbern in den beiden Provinzen Verona und Vicenza. — Kester (2401) jammert über das Deutsche, das die in Amerika einwandernden oder eingewanderten Deutschen sprechen; wie in Kleidung und Sitten, so gleichen sie sich auch leicht in der Sprache an die Amerikaner an; dabei lassen sie sich vor allem zwei Unarten zu schulden kommen, Sprachvermischung und Sprachverstümmlung; die Sprachvermischung zeigt sich darin, dass sie rasch englische Wörter, meistens Bezeichnungen von Dingen des täglichen Gebrauchs oder von Berufen, also Substantive, in ihren Wortschatz aufnehmen; die Verstümmlung aber besteht darin, dass sie englische Zeitwörter bei der Herübernahme auch noch deutsch flektieren und sagen „ich starte, ich habe gestartet", oder dass sie, verführt durch den Klang, beliebige englische Wörter durch ähnlich lautende deutsche wiedergeben, also „Ebene" sagen für avenue, „Leisten" für license, „weitaus" für without usw. Wenn die Anschauungen des Verfassers, der kein Fachmann ist, auch nicht in jeder Einzelheit das Richtige treffen, so entschädigt er uns für diese Versehen durch seinen guten Willen und sein ehrliches deutsches Gemüt. —

Metrik.

(I, 8 = N. 2404-28.)

Franz Saran.

Rhythmus und Melodik. Eine höchst bedeutsame Arbeit ist die von Sievers (2406). Sie gibt ganz neue Ausblicke auf die Formen der Poesie, im Anschluss daran ganz neue Hilfsmittel für die philologische Kritik. Man hat schon früher die Sprache, besonders der Poesie, mit dem Gesang verglichen und versucht, das der Sprache innewohnende musikalische Melos in Noten festzuhalten (vgl. die Versuche in Merkels Laletik und die dort angeführte Litteratur). S. beschäftigt sich nun eingehend mit dem Problem des Sprachmelos. Er hat beobachtet, dass die Sprache nicht nur einen gewissen Rhythmus, sondern auch Tonfolge habe. Diese bewegt sich für gewöhnlich in Gleittönen und kennt nur eine ungefähr bestimmte Tonlage. Ihre Tonschritte sind meist nur der Richtung, nicht aber der Grösse nach gegeben. Dieses Melos wird vom Sprecher nicht willkürlich gemacht, sondern liegt

im Worte drin. Am meisten drängt es sich in der Poesie auf. Der Dichter dichtet offenbar aus einer starken musikalischen Stimmung heraus und drückt infolge dieser seinen Werken die Melodie unwillkürlich ein durch eine für den Zweck besonders passende Wortwahl. So erklärt es sich, dass der unbefangen gelesene Text dem Vorlesenden auch wieder eine charakteristische und immer gleich bleibende Melodie aufnötigt. Sie lässt sich durch Reaktionsproben an einzelnen oder an vielen deutlich nachweisen. Bei der Behandlung der Melodik eines Dichterwerkes sind zu unterscheiden: 1. die allgemeine Tonlage (hoch, mittel, tief); 2. die Grösse der verwendeten Intervalle; 3. die Tonführung, die frei oder gebunden sein kann; 4. die Verwendung fester Tonschritte an bestimmten Stellen (Eingang, Kadenz); 5. die Träger der entscheidenden Melodieschritte, welche meist die Hebungen sind. Nach diesen Gesichtspunkten wird der erste Faustmonolog genauer behandelt. Die Unterschiede der Tonlage, Kadenzverwendung usw. können der litterarischen Kritik wichtige Hilfe leisten. Man kann mittels ihrer das Goethesche Eigentum aus den Friderikenliedern aussondern, die Eigentumsverhältnisse mittelhochdeutscher Dichter bestimmen (Hartmann II Büchl., Konrad „Die halbe Birne“, Spervogel), die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Konjekturen nachweisen. —

Gesamtdarstellungen der Metrik. Die Ergebnisse und Fortschritte, welche die Metrik im letzten Vierteljahrhundert gemacht hat, bespricht Saran **(2410)**. Er zeigt, wie die neuhochdeutsche Verslehre darunter leidet, dass sich nach einander die verschiedensten Einflüsse auf ihre Theorie geltend gemacht haben, ohne dass eine einheitliche Betrachtung zu stande gekommen sei. — In diesem Jahre ist auch J. Minors Neuhochdeutsche Metrik in zweiter Auflage erschienen (Strassburg i. E, Trübner. IX, 537 S. M. 10,00). Der Umfang ist bedeutend grösser geworden, die wichtigsten Kapitel sind ganz neu bearbeitet, und auch sonst hat M. viel gebessert und nachgetragen. Der Standpunkt ist derselbe geblieben. Das Werk eignet sich vorzüglich dazu, über den Stand der Forschung auf den verschiedenen Gebieten der neuhochdeutschen Verslehre zu unterrichten. —

Rhythmische Formenlehre. Ein einzelnes Problem der neuhochdeutschen Metrik behandelt Köster **(2421)**. Er sagt mit Recht, dass es verwirrend sei, jeden dreisilbigen Verstakt mit dem antiken Schema –◡◡ zu bezeichnen. Denn damit werde eigentlich jeder solche Takt zum $^2/_4$ Takt = ♩ ♪ ♪ gestempelt. Dem widerspreche der tatsächliche Eindruck. Schematisch sind unsere „Daktylen“ zum Teil als $^3/_4$ Takte anzusehen. Diese von dem Bau ♩ ♪ ♩, also mit Ueberdehnung der Hebung, Verkürzung der ersten Senkungssilbe; die zweite Senkungssilbe etwas schwerer wie die erste. Dies sind nach K. die echten Daktylen. Unechte Daktylen gelten wirklich ungefähr ♩ ♪ ♪, und in solchen ist die erste Senkungssilbe schwerer als die zweite. Beispiele für echte Daktylen sind: Wissenschaft, ruhelos usw. Für unechte: Waldvögel, all ihre, sich in dem usw. Dazu kommt noch eine dritte Gruppe von Daktylen, in der die beiden Senkungssilben keine Abstufung erkennen lassen: betete, heftige, Menschlichkeit. Je nachdem sich diese drei Formen in einer Dichtung mischen, ist deren allgemeiner rhythmischer Charakter beschaffen. In Goethes Reineke Fuchs überwiegen unter den Daktylen die der ersten Art. In Hermann und Dorothea überwiegen die der zweiten Art. K. charakterisiert noch andere Dichter nach diesem Gesichtspunkt. —

Die Litteratur in der Schule.

(I, 5 = N. 1390-1569.)

Ernst Naumann.

Allgemeines und Methodologisches. Für die Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren Gymnasialklassen auf drei, in den oberen auf vier wöchentliche Stunden tritt Kannengiesser **(1395)** ein, nicht damit das Deutsche in die centrale Stellung des Unterrichts einrücken oder weil es den beständigen Beziehungspunkt für die anderen Fächer abgeben könne, sondern damit der Bildungsaufgabe der Zeit am vielseitigsten gedient werde. In den mittleren Klassen soll der Schüler sich an ein richtiges, verständnisvolles Lesen guter Stoffe, an gediegenen Vortrag, an eine sinnige Sprachbetrachtung, wie sie Hildebrand gelehrt hat, gewöhnen, sich zu gutem Geschmack vorbilden und Wohlgefallen an guter Lektüre gewinnen. In den oberen Klassen ist mehr von den Meisterwerken in den

Unterricht hineinzuziehen, als jetzt üblich ist, weil auf häusliches Lesen nicht mehr in gleichem Umfange gerechnet werden kann wie früher. Mit Recht wird eine ausgiebige Prosalektüre betont und besonders auf Lessing und Schiller hingewiesen, deren Abhandlungen gerade Veranlassung geben zu weitergreifenden Erörterungen auf dem Gebiete der Aesthetik. Erwünscht erscheint eine umfassendere Berücksichtigung der Litteratur nach Goethe und ein einfachster philosophischer Unterricht, in dem wenigstens die Hauptbegriffe der Logik und die Haupttatsachen der empirischen Psychologie behandelt werden. — Zeissig (ZDU. 16, S. 703/8) gewinnt aus den Kunstausdrücken der Geometrie für den Sprachunterricht im Sinne Hildebrands neuen Uebungsstoff. Die Zusammenstellungen aus den Wortfamilien Punkt, Linie, Winkel usw. bieten reiches Material zu vertiefender Sprachbetrachtung in Volks- und höheren Schulen. — Löschhorn empfiehlt Boocks Schriften (1392) über Methode des deutschen Unterrichts, weil sie die wichtige Frage der gegenseitigen Befruchtung von Lektüre, Grammatik und Stilübungen in den unteren und mittleren Klassen mit Sorgfalt behandeln. —

Zur Methodik der Lektüre liefert Wohlthat (1404) einen trefflichen Beitrag; er gibt Anleitung und Material zur Auffassung und Beurteilung des Dramas als eines Kunstwerkes, indem er die von den Schülern gelesenen klassischen Dramen aus alter und neuer Zeit nach Aufbau und Gliederung in kurzen Uebersichten darlegt und die Hauptbegriffe aus der Technik des Dramas in der Einleitung erörtert. Der häuslichen Lektüre bietet das Buch jedenfalls eine willkommene Unterstützung; in der Klassenlektüre wird das, was hier als Hilfe gegeben wird, in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schüler gewonnen werden müssen. — Steffen (8532a) zeigt an Uhlands „Lerchenkrieg", wie auf der oberen Stufe in der Behandlung eines Gedichtes auch die geschichtliche Betrachtungsweise eine dankbare Aufgabe ist, wenn die Vorbedingungen, die dem Dichter gegeben waren, seine Auffassung und Behandlung des Stoffes, also seine persönliche Tätigkeit entwickelt wird, so dass der Schüler einen Einblick in die Werkstätte des Dichters erhält. — Pappritz (1410) weist auf die Eigenschaften hin, welche Heyses „Colberg" zur Schullektüre geeignet machen: die schnell fortschreitende Handlung, die edle Sprache, die begeisterte Vaterlandsliebe und den sonnigen Humor. Die Mängel, nämlich die unzureichend begründete Wandlung in Blanks Charakter und die äusserliche Herbeiführung der glücklichen Lösung, werden nicht geleugnet Mit dem Geschichtspensum der Untersekunda lässt sich der Stoff vielfach in Verbindung setzen. P. empfiehlt noch das Lesen mit verteilten Rollen. — Temming (1421) redet einer entschiedenen und nachdrücklichen Prosalektüre in den höheren Mädchenschulen das Wort; besonders empfiehlt er dazu in sich geschlossene kleinere Abhandlungen, wie solche Marg. Henschke in der „Deutschen Prosa" zusammengestellt hat. An die Durcharbeitung soll sich eine kleine schriftliche Arbeit als Reproduktion wirklich wertvoller Gedanken anschliessen. —

Die Lesebuchfrage wird in einzelnen Abhandlungen und in Beurteilungen von Lesebüchern mehrfach behandelt (1411-1422). —

Zu dem Aufsatzunterricht setzt Seidel (1422a) die tabellarischen Nachweisungen über die in den Reifeprüfungen der höheren Lehranstalten bearbeiteten Themen fort. — Heintze (1426) teilt aus seiner Unterrichtserfahrung eine Reihe von Aufgaben mit, darunter manche ansprechende, die nicht zu den landläufigen gehört. — Dorenwells (1424) bekannte Aufsatzsammlung für die Mittelstufe ist in der neuen Auflage durch Vermehrung der Stoffe aus der deutschen Geschichte und Sage und aus der dramatischen Anfangslektüre erweitert. — Für die richtige Beurteilung der Aufsätze stellt Schwartzkopff (1431) beachtenswerte Gesichtspunkte auf, deren Anwendung vor allem zu einer gleichmässig abwägenden Bewertung der verschiedenen in der Aufsatzleistung hervortretenden Tätigkeiten führen soll. Er unterscheidet den sachlichen, stofflichen oder psychologischen, den logischen, den sprachlichen, den ästhetischen, den mechanischen und den sittlichen Wert. Der Aufsatz hat das Ziel, dass die Schüler denken und sprechen lernen (in den unteren Klassen), oder dies annähernd (in den oberen Klassen) oder wirklich können (in der Reifeprüfung). In der richtigen Wertschätzung gleichen sich Fehler und Vorzüge innerhalb jener Gebiete aus, die Beurteilung wird das Richtige treffen, wenn die Persönlichkeit und die Leistung des Schülers als ganzes gewürdigt wird. — Zu Aufsatzübungen in der Volksschule verwertet H. Keudel (Das Lesebuch im Dienste des Aufsatzunterrichts. Ausführungen und Entwürfe deutscher Aufsätze im Anschluss an das Arnsberger Lesebuch für die Oberstufe der Volksschule. Arnsberg, J. Stahl. 1900. 3 Lieferungen. 128 S. M. 2,25) das Arnsberger Lesebuch. —

In einer allgemeinen Besprechung bekundet L. Fränkel (1435) seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, nach denen Aschendorffs Schulausgaben der deutschen Klassiker gearbeitet sind. Der Schwerpunkt

der Erklärung liegt auf dem Eindringen in das innere Verständnis des Dichters, Kürzungen sind nur sparsam und dann auch kaum merklich vorgenommen, es finden sich Ansätze eines Kommentars mit Winken über die dichterische Technik; Kärtchen und Abbildungen sind beigegeben. —

Schulausgaben und Erläuterungsschriften sind in dem Berichtsjahre wieder in grosser Anzahl erschienen. Die von Heinze gesammelten Aufgaben zu Homers Ilias (1438) und Odyssee (1440) führen in nachdrücklichster Weise in das Verständnis der Dichtungen und deren tatsächlichen und sittlichen Gehalt ein, indem sie zum Teil reiche Stoffsammlungen oder ausführliche Entwürfe, zum Teil Themen zu freier Auswahl bieten. — Die Odyssee geben Vockeradt (1442) mit starken Kürzungen, Fr. Weineck (Homers Odyssee in der Uebersetzung von J. H. Voss. Schulausgabe mit Einleitung und Erläuterungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottas Nachf. 251 S. M. 1,20) mit geringen Auslassungen nach der ersten Ausgabe von Voss' Uebersetzung mit entsprechend bemessener Einleitung und Anmerkungen heraus. — H. Vollmer (Das Nibelungenlied. Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage = Kuenen und Ewers, die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt. 10. Bändchen. Leipzig, H. Bredt. 1902. 8°. 153 S. M. 1,25) bietet in seiner Erläuterung des Nibelungenliedes eine ausführliche Erzählung des Zusammenhanges wesentlich nach der Handschrift C. und einen Kommentar, der den mittelhochdeutschen Text voraussetzt und das Verständnis des Inhalts sowie die kulturgeschichtliche Würdigung des Liedes zum Ziel hat; nur wo es unumgänglich notwendig erscheint, sind sprachliche Bemerkungen aufgenommen. Eine kritische Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen ist vermieden. Das Buch kann als ein brauchbarer Führer für die erste Lektüre der Dichtung bezeichnet werden. — Herders Cid gibt Wasserzieher (1447) mit Kürzungen heraus. Die Einleitung enthält Herders Leben und Geschichtliches über Cid. Die Ausgabe wird zunächst für Mädchenschulen brauchbar sein. — Herders Nemesis mit Stücken verwandten Inhalts veröffentlicht Grosse (1448). — R. Windel (F. G. Klopstock, Oden. Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch. Mit einem Anhang: Einige charakteristische Stellen aus dem Messias. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1902. 8°. 147 S. M. 0,75) legt 46 gut gewählte Oden Klopstocks nebst Stellen aus dem Messias mit kurzen Erläuterungen vor. — Verres (1449) bietet den Messias etwas ausführlicher, so dass wenigstens ein Durchblick durch das Kunstwerk sich ergibt, darauf folgen 45 der bekanntesten Oden. In den Erläuterungen müsste auf die Gliederung des Epos hingedeutet werden. — Aus Lessings Laokoon stellt Wahner (1454) Aufgaben zusammen, in denen der Inhalt der Schrift sorgfältig verarbeitet ist und Lessings Sätze auf Werke der redenden und bildenden Kunst angewendet werden. — E. Clausnitzer und Br. Wehnert (Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung von G. E. Lessing. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Halle a. S., G. Schroedel. 1902. 8°. 67 S. M. 1,00) behandeln die litterarische und kunstgeschichtliche Bedeutung der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" ausführlich, insbesondere schildert Cl. auf Grund eigener Forschungen den Einfluss, den Lessings Ansichten auf die Ausgestaltung der Grabdenkmäler ausgeübt haben. Dem Verständnis des logischen Aufbaues der Abhandlung ist durch Andeutung der Disposition am Rande vorgearbeitet. — Für Goethes dichterisches Schaffen stellt Matthias (1458) den fruchtbaren Gesichtspunkt auf, dass dramatische und allegorische Darstellungsweise bald gesondert, bald verschlungen sich finden. Die Gedichte werden oft zu Selbst- oder Zwiegesprächen. In Goethes Art, die persönlichen Einzelerlebnisse zu allegorischen Bildern zusammenzufassen, erkennt M. den Weg wieder, den einst die griechische Mythenbildung in ihrer Belebung der Natur gegangen ist. In den Anmerkungen ist der Grundsatz befolgt, dass Goethe zunächst aus sich selbst zu erklären ist. — Hauffen (1460) gibt Hermann und Dorothea in zweiter Auflage heraus. — Wahner (1469) stellt Aufgaben aus Goethes Dichtung und Wahrheit, der Italienischen Reise, Werthers Leiden und Wilhelm Meister zusammen. — Als ein Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode betrachtet Schmitz-Mancy (1465) Goethes Götz; am Schluss der Ausgabe findet sich eine brauchbare Stoffsammlung für Vorträge und Ausarbeitungen. — In den Erläuterungen zu Tasso legt Widmann (1468) besonders auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters Gewicht, dem es fern gelegen habe, einen allgemeinen Gedanken dramatisch zu behandeln. — In Schillers Jugenddramen führen die von W. Schröder (1473) gesammelten Aufsatzthemen ein, unter den Aufgaben aus Don Carlos finden sich gute Vergleichungen. — In der Braut von Messina leugnet Kleffner (1474) ein rein mechanisches unmittelbares Eingreifen des von aussen an den Menschen herantretenden Schicksals als Voraussetzung der Handlung. Er ist der Meinung, Schiller habe das Motiv der menschlichen Willensfreiheit folgerichtig durchgeführt, die Träume würden erst durch subjektive Auslegung dramatisch wirksam, die Handlung entwickle sich aus dem Charakter,

der wahre Fluch des Geschlechtes sei die angeerbte Herrennatur. Aber der Bearbeiter gibt doch zu, dass in dieser Freiheit die Notwendigkeit sich hineinflicht, dass Schuld und Zufall zusammentreffen. Dagegen gibt er die Vermischung der Religionen preis. Den Erläuterungen sind Bemerkungen zur Charakteristik der Personen und über den Aufbau des Dramas hinzugefügt, insbesondere wird auf die beiden nebeneinander hergehenden Handlungen hingewiesen, welche von der Mutter einerseits, von den Brüdern andererseits ausgehen. Dann folgen Aufgaben zur Verwertung des Stoffes. — In zusammenhängenden Erläuterungen führt Peters (1475) in dasselbe Drama ein. Er misst der Schicksalsidee eine grössere Bedeutung bei und verweist auf die Verwandtschaft der Fabel mit dem König Oedipus des Sophokles, nimmt Isabella und ganz besonders Beatrice gegen die von der Kritik erhobenen Vorwürfe in Schutz und lässt Don Cäsars Tat aus dessen Charakter hervorgehen, ohne sein Gefühl, dass er unter einer Schicksalsmacht zu leiden habe, in Abrede zu stellen. Die tragische Wirkung ist dem Erklärer nicht davon abhängig, dass überall Schuld und Sühne hervortritt; das Scheitern eines stolzen Ringens, der donnernde Fall eines hohen Fürstengeschlechtes nach hoffnungsvollem Aufstreben erscheint ihm an sich tragisch. Das im Drama vorausgesetzte Nebeneinanderbestehen der religiösen Ansichten wird als ungeschichtlich zugegeben, es sind Ueberzeugungen nicht des 11. Jahrhunderts, sondern aus Schillers Zeit. Auch die Religionen sind zeitgeschichtlich bedingt und vertragen eine willkürliche Behandlung nicht. — Zum Verständnis der Jungfrau von Orleans legt Menge (1477) die Lebensgeschichte der Heldin ausführlich dar, die Abweichungen des Dichters von der Geschichte werden in den Schlussanmerkungen aufgewiesen, der Aufbau des Stückes und die Charaktere der Personen werden am Schluss erörtert; Aufgaben schliessen sich an. — Ebenso hat Arns (1480) die Ausgabe der Maria Stuart eingerichtet; er hebt hervor, dass der Dichter trotz aller Abweichungen von dem geschichtlichen Gange der Handlungen doch ernst bestrebt gewesen ist, von allem, was die Geschichte ihm Brauchbares bot, Besitz zu nehmen. — Wilhelm Tell liegt mit den Erläuterungen von Kuenen (1483) in sechster Auflage vor. — In das Studium des Demetrius führen die Aufgaben von W. Schröder (1473) ein, die sich allerdings mehr mit der Charakteristik der Frauengestalten, als mit den allgemeinen Gedanken des Dramas befassen. — Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges hat ihren Wert mehr in der künstlerischen Darstellung als in der kritischen Arbeit des Geschichtsschreibers; das räumt Böhme (1486) in seiner Ausgabe der Schrift ein, empfiehlt sie aber mit Recht wegen der grossartigen Gesamtauffassung der Zeitgeschichte zur Schülerlektüre. Dass eine vollständige Kenntnisnahme nicht nötig sei, bestätigt B. durch Vornahme von Kürzungen. Freilich ist der Erläuterer wiederholt genötigt, Irrtümer des Verfassers zu berichtigen. — Gedichte schwäbischer Dichter vereinigt E. Müller (1490) zu einer handlichen Sammlung. — In einer reichen Auslese von Aufgaben aus Uhlands Gedichten gibt Teetz (1491) für untere und mittlere Klassen Anleitung zu Ausarbeitungen und zugleich ein bequemes Hilfsmittel für die Durchnahme der Dichtungen. — Eickhoff (1493) bietet Herzog Ernst in neuer Auflage. — In Grillparzers Dramen führen die von Heinze (1496) gesammelten Aufgaben ein. — Die fleissig ausgearbeiteten und ansprechenden Erläuterungen zu den Dichtern aus der Zeit der Befreiungskriege von Jahnke (1509) enthalten ausser den Erklärungen der einzelnen Gedichte kurz das Leben der Dichter und für die vier hervorragendsten eine Uebersicht der in den Gedichten zum Ausdruck kommenden Gedanken. — Eine Ausgabe der Dichter der Befreiungskriege von Windel (1510) liegt in zweiter Auflage vor. — In Hebbels Nibelungen findet A. Neumann (1498) den Grundgedanken, wie das Heidentum mit seinem übermütigen Trotz und dem Festhalten an persönlicher Rache in sich selbst zusammenbricht, daneben aber auch die Tragik einer alles menschliche Mass überragenden Grösse. Die Einleitung der Schulausgabe behandelt, abgesehen von des Dichters Leben, unter anderem seine Vorgänger, die Quellen des Stoffes und dessen Gestaltung, weist die Zeitverteilung, den Aufbau und das gegenseitige Verhältnis der drei Teile der Dichtung nach. —

Gedichtsammlungen. Die Beschäftigung mit Gedichten nimmt gegenwärtig auch in den niederen und mittleren Schulen einen grösseren Raum ein. Endris (1504) zeigt, wie auch auf diesen Stufen das Leben des Dichters, soweit es dem Volke und dem Kinde verständliche Beziehungen aufweist, zu verwerten ist; diese Beziehungen aufzusuchen und dem Schüler verständlich zu machen, erscheint ihm als ein Hauptzweck des Unterrichts. Man kann das billigen, wenn der andere Hauptzweck, den allgemeingültigen Gedanken- und Empfindungsgehalt auszuschöpfen, zunächst erfüllt ist. Die Gedichte, an die in der Sammlung die Lebensbilder angeknüpft werden, bieten allerdings nicht immer Anlass, das ganze Lebensbild heranzuziehen, zur Ergänzung wird daher stets auf die im Lesebuch zerstreuten Gedichte derselben Autoren verwiesen. Trotzdem gehen die Mitteilungen aus dem

Leben oft über den Zweck hinaus und enthalten Kritik, die aus dem vorliegenden Gedichte mit den Schülern nicht herausgearbeitet werden kann, also überliefertes Gut bleibt. — Otto (1506) vermehrt die neue Auflage seiner Gedichtsammlung für Mädchenschulen durch einige Gedichte und durch äussere Beigaben, wie Dichterverzeichnis und Kanon der auswendig zu lernenden Gedichte. — Aus Goethes älteren Zeitgenossen stellt Sevin (1531) ein Lesebuch zusammen, in welches auch Bruchstücke aus dem Messias, Oberon, Cid, Laokoon und Nathan aufgenommen sind, die freilich eine Vorstellung von dem Ganzen nicht geben können. — Mundartliche Dichtungen stellt zum ersten Mal W. Kahl (Deutsche mundartliche Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einer Karte. Leipzig, G. Freytag. XXVI und 201 S. 8⁰. Geb. M. 2,00) für die Schule zusammen. Die Sammlung enthält Proben aus den bedeutendsten mundartlichen Dichtern und wird dadurch zu einer Litteraturgeschichte der mundartlichen Dichtung in Musterstücken. Die eigentümliche Schwierigkeit einer Auswahl für die Schule lag darin, dass die in mundartlicher Dichtung einfach hervortretende Derbheit wie Plattheit in gleicher Weise zu vermeiden war. Die Texte sind nach den ursprünglichen Ausgaben abgedruckt; freilich wird durch stummes Lesen der volle Eindruck der Mundart nicht erschlossen werden, besonders wenn es sich um schwierigere Aufgaben für die Aussprache handelt, wo typographische Kunstmittel reichlich angewandt werden mussten; diese Gedichte erfordern einen geübten Vorleser. Eine gute Einleitung nebst Karte unterrichtet über die Entwicklung und Verbreitung der deutschen Mundarten; dem Verständnis im einzelnen dienen zahlreiche Worterklärungen am Fusse der Seite. —

Lesebücher für höhere Lehranstalten. Der vierte Teil des Lesebuches von Bellermann, Imelmann, Jonas und Suphan (1514) ist nach den Lehrplänen von 1901 neu bearbeitet. — Das Lesebuch von Hense (1505a) leitet im zweiten Teil zu einem wirklichen Studium der poetischen Litteratur der neueren Zeit an. Daher Gliederung des Stoffes nach den Litteraturepochen seit dem J. 1500, ausführliche Nachrichten über das Leben der Schriftsteller und systematisierende Uebersichten über deren Werke. Aus den lyrischen Dichtungen ist eine umfassende Auslese gegeben, auch aus der Gedankenlyrik hinreichender Stoff herangezogen. Für die Dramen, die selbstverständlich nicht aufgenommen sind, ist durch Darstellung des Baus Anleitung zum Verständnis dargeboten. Den Sängern der Freiheitskriege und der nachgoetheschen Dichtung ist beträchtlicher Raum gewidmet. Eine erwünschte Beigabe des brauchbaren Buches ist der Anhang über Shakespeare. — Das Döbelner Lesebuch nach den preussischen Lehrplänen zu bearbeiten, haben Evers und Walz (1515) unternommen. Der Teil für Obertertia löst sich nach Stoffauswahl und Anordnung von seinem Vorbilde zu grösserer Selbständigkeit los, so dass er einer Neuschöpfung gleichkommt. Litteraturgeschichtliches in vorsichtiger Beschränkung tritt neu auf, aus G. Freytag sind mehrere Abschnitte ausgehoben, auf deren Verständnis auf dieser Stufe wohl gerechnet werden kann. Der zweite Teil der Sammlung enthält Dichtungen von Goethe, Schiller, Uhland und eine Auswahl aus den Späteren in zeitlicher Anordnung. Das Buch ist eine tüchtige Arbeit, wohl geeignet, dem Schüler einen Blick für Welt, Geschichte und Menschenleben, für Staat und Vaterland zu eröffnen und der Freude an der Dichtung gesunde Nahrung zu geben. — In dem Lesebuch von A. Puls (Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Erster Teil. Lesebuch für Sexta. Zweite, vermehrte, nach den Lehrplänen von 1901 und der neuen Rechtschreibung verbesserte Auflage. Gotha, E. F. Thienemann. 1902. 8⁰. XVIII und 304 S. Geb. M. 2,00) hat die Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne eine Vermehrung des erd- und naturkundlichen Stoffes in Prosa und Dichtung zur Folge gehabt, andere Stücke sind durch geeignetere ersetzt worden; der Grundstock der Auswahl, der Deutschvaterländisches enthält, ist geblieben. Die Vergleichung des Aufgenommenen mit den Quellen wird durch ein Verzeichnis erleichtert. Für die Hand des Lehrers wird eine Uebersicht der bei der Durchnahme der einzelnen Stücke verwendbaren Anschauungsmittel besonders ausgegeben. —

Den katholischen Seminaren bietet Prinz (1545) einen wertvollen Lesestoff aus Geschichte, Kunst und Litteratur, Natur-, Länder- und Völkerkunde, sowie in allgemeinen Abhandlungen, in Reden und Briefen. Ueberall kommen in stilistisch wertvollen Stücken die bedeutendsten Persönlichkeiten der nächsten Vergangenheit zum Wort. Der Abdruck geht auf die Quellen selbst zurück. Eine patriotische und religiöse Stimmung bildet die Grundlage. —

Als Leitfaden der Litteraturgeschichte stellt Erck (1505) für die Volksschule ein Merkbüchlein über deutsche Dichter und Dichtwerke zusammen. — Heilmann (30) legt seiner Litteraturgeschichte den richtigen Gedanken zu Grunde, dass der Entwicklungsgang des Dichters aus der Lektüre seiner Werke sich ergeben müsse, und gibt deshalb bei zahlreichen Werken der klassischen Zeit Winke

zu deren Verständnis. — Brogsitter (1556) ordnet die Haupttatsachen aus der deutschen Litteraturgeschichte nach zeitlicher Reihenfolge in Tabellenform. —

Einen kurzen Abriss der Poetik gibt Nieden (1562), für Seminarien Heilmann (30), für höhere Bürger- und Volksschulen Erck (1505). — Für höhere Lehranstalten behandelt den Stoff umfangreicher und mit wohlgewählten Beispielen Lütteken (1563). — Metrik und Poetik behandeln Kummer (2412) und Tumlirz (2414). —

Einen Abriss der Grammatik fügt A. Puls (s. o. S. 290) dem Lesebuch für Sexta an. — Den Lehrstoff für den deutschen Unterricht der unteren Klassen, umfassend Grammatik, Rechtschreibung, Zeichensetzung, Litteraturkunde und Metrik, stellt Fr. Hoffmann (Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Zugleich 3. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. Leipzig, B. G. Teubner. 1902. XI und 88 S. M. 1,00) nach den neuesten Lehrplänen klassenweise abgeteilt dar. Der Weg geht überall durch das Beispiel zur Regel. Die Schreibung der Fremdwörter ist so verteilt, dass in Quinta die konsonantischen, in Quarta, wo das Französische eine Anknüpfung bietet, die vokalischen Laute behandelt werden. Ein Anhang enthält die Fremdwörter nebst Verdeutschungen, ein anderer Wörter, die bald gross, bald klein geschrieben werden. — Unmittelbar aus der Erfahrung des Unterrichts ist die deutsche Sprachlehre hervorgegangen, die von Sanden (2295) veröffentlicht; sie behandelt die deutsche Grammatik nicht nach dem Muster der Fremdsprache, sondern geht ihren eigenen Weg, indem sie die Lehraufgabe für die drei unteren Klassen stufenweise ordnet und dann Materialien zur gelegentlichen Verwertung in den höheren Klassen auf breiterer Grundlage aufbaut. — Lyon und F. Polack (2299) vereinigen unter Beschränkung auf das für Verständnis des Baus, der Gesetze und des Lebens der Sprache Notwendige den gesamten Stoff der deutschen Sprachlehre, soweit er für Lehrerbildungsanstalten durchzunehmen ist, in einem einheitlichen Aufbau. Das Buch ist eine Umarbeitung des „Handbuches", in einigen neu geschriebenen Kapiteln handelt L. von der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache und von dem Bedeutungswandel der Wörter. — Für Mädchenschulen lässt Kummer (2412) eine sorgfältig gearbeitete, aber viel zu stoffreiche Grammatik erscheinen. — Die letzten Ziele einer deutschen Rechtschreibung sowie die bisher unternommenen Versuche, ihnen nahe zu kommen, und die Grundvoraussetzungen, auf denen eine einheitliche Rechtschreibung sich wird erreichen lassen, behandelt Brenner (2326) mit dem Ergebnis, dass die gegenwärtig gültige Regelung noch weit entfernt ist, eine allgemein verständliche, der Aussprache entsprechende, vor Missverständnissen und Irrtümern bewahrende Schreibung zu sein. Für eine solche stellt der Verfasser die Grundsätze auf: für jeden Laut ist nur ein Zeichen zu wählen, das den verschiedenen gleichwertigen Aussprachsformen in gleichem Masse gerecht wird; es dürfen nicht mehrere Zeichen für denselben Laut (ai und ei), nicht Lautverbindungen für einfache Laute (kein sch) gebraucht werden; grosse Anfangsbuchstaben sind möglichst zu beschränken; es wird entweder nur eine Länge- oder eine Kürzebezeichnung stattfinden dürfen. Diese Schrift wird also wesentlich phonetisch sein, aber auf die Darstellung feinerer Lautunterschiede verzichten und sich dadurch der Lautbezeichnung nähern, wie sie in stenographischen Systemen schon jetzt üblich ist. — Tumlirz (2414) stattet seine übersichtliche Darstellung der Lehre von den Tropen und Figuren fast durchweg mit Beispielen aus Lessing, Schiller und Goethe aus. —

Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens.

(I, 6 = N. 1570-2071 c.)

Paul Stötzner.

Bibliographie und Statistik. Ueber den von H. Scherer (1570) herausgegebenen pädagogischen Jahresbericht ist neues nicht zu sagen; in gleich umfassender, anregender Weise wie in den früheren Jahrgängen wird darin das Wesentliche aus allen Gebieten des Erziehungswesens erörtert und zusammengefasst. — In den von Rethwisch (1572) herausgegebenen Jahresberichten über das höhere Schulwesen sind diesmal die Berichte über Schulgeschichte, katholische Religionslehre und Gesang ausgefallen und sollen im nächsten Jahre nachgeliefert werden. Dagegen hat der Herausgeber den vorliegenden Band mit einer gedanken-

reichen Einleitung versehen, in der er folgende „Richtpunkte für die Zukunft" (1827) gibt: es ist zu wünschen, dass die Gleichberechtigung aller neunklassigen Schulen vollständig durchgeführt werde; wenn auch das Schulwesen nicht Reichssache ist, sondern den Einzelstaaten untersteht, so wäre es doch gut, wenn die schon bestehende Reichsschulkommission zu einem Reichsschulamt umgestaltet würde, das sowohl bei der Schulgesetzgebung mitzuwirken, als auch publizistisch, etwa durch Herausgabe von Jahresberichten, tätig zu sein hätte; die Schulkonferenzen der letzten Jahrzehnte in Preussen könnten zu einem in bestimmten Zwischenräumen einzuberufenden Landesschulrat umgestaltet werden. Daneben erörtert R. noch eine Reihe von Fragen, die sich auf die Reifeprüfung, die Stellung und Staatsprüfung der Oberlehrer, deren pädagogische Vorbildung usw. beziehen. (Ausserdem sei nur noch auf den von L. Viereck bearbeiteten Abschnitt über Schulverfassung hingewiesen, worin alle aktuellen Fragen des höheren Schulwesens in vortrefflicher Weise behandelt werden.) — Ziehen (1577) beabsichtigt, in einer Reihe von Aufsätzen die Haupterscheinungen der pädagogischen Fachlitteratur zu erörtern; an erster Stelle bespricht er die Sammlungen pädagogischer Klassiker, unter denen er namentlich drei hervorhebt: die von Friedrich Mann herausgegebene „Bibliothek pädagogischer Klassiker", Gresslers „Klassiker der Pädagogik" und die „Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit". — Erich Meyers (1582) Betrachtung über die Pädagogik des Berichtsjahres im Türmerjahrbuch berücksichtigt ausschliesslich das Gymnasium, für das es sich nach seiner Meinung um die beiden Fragen handelt, wie es einerseits seine Eigenart bewahren, anderseits aber mit der Zeit fortschreiten solle. — Hier sei auch wieder einmal auf die Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hingewiesen, deren 12. Band jetzt vorliegt (1586). In den 12 Bänden dieser von Kehrbach (1587) begründeten und geleiteten Zeitschrift ist eine Fülle von Material zur Geschichte des deutschen Erziehungswesens enthalten, wie es sich an anderer Stelle nicht zusammenfindet. — Endlich erwähnen wir noch in diesem einleitenden Abschnitte das statistische Jahrbuch (1589) über das höhere Schulwesen Deutschlands, dessen 23. Jahrgang im Berichtsjahre erschienen ist. —

Allgemeine Unterrichtslehre. Rein (1594), dessen Pädagogik im Grundriss bereits im 3. Abdruck der 3. Auflage vorliegt, hat den ersten Band eines umfassenden Werkes erscheinen lassen, das denselben Stoff wie jener, aber auf breitester Grundlage darstellen soll. Der erste Band handelt von der praktischen Pädagogik, der zweite soll die theoretischen Grundlagen des Erziehungswesens zum Inhalte haben. In der ausführlichen Einleitung werden die Beziehungen erörtert, in denen das Erziehungswesen zum Volke und Staate steht, sowie andere allgemeine Fragen, auch ein historischer Ueberblick über die Entwicklung der Erziehungswissenschaft fehlt nicht. Ebenso ist im Hauptteile des vorliegenden Bandes, in der praktischen Pädagogik, das historische Moment durchaus nicht vernachlässigt. Ueberhaupt ist, was besonders hervorgehoben sei, auf die Form der Darstellung viel Sorgfalt verwandt worden; R. hat überall den trockenen Ton des Lehrbuchs vermieden, überall tritt seine persönliche Auffassung belebend hervor. So stehen wir nicht an, diese Pädagogik in systematischer Darstellung als ein würdiges Gegenstück zu dem von demselben Autor herausgegebenen Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik (1615) anzusehen, von welchem der erste Band in 2. Auflage erschienen ist. — Mit einem stattlichen Bande von Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben tritt Heinrich Pudor (1609) hervor. Wir gestehen gerne, dass man aus diesem Buche eine Fülle von Anregungen schöpfen kann, in einer Hinsicht aber leidet es an bedenklicher Schwäche, nämlich überall da, wo es sich um geschichtliche Entwicklung handelt. Ganz willkürlich konstruiert P. Zusammenhänge zwischen einzelnen Personen, die gar nicht bestanden haben; so behauptet er z. B., dass Comenius mit Ratichius in beständigem Briefwechsel gestanden habe, während im Gegenteil feststeht, dass der viel jüngere Comenius einen einzigen Brief an Ratich gerichtet hat, der noch dazu ohne Antwort blieb! Ueberhaupt scheint P. mit diesen beiden Männern, über die er doch ein ganzes Kapitel schreibt, nicht recht im klaren zu sein: den Holsteiner Ratichius nennt er einen „mährischen Gelehrten" und lässt ihn bis 1657 (statt 1635) leben, und den Mähren Comenius schickt er statt Ratichs nach England auf Reisen. Aber auch auf anderen Gebieten kommt es dem Verfasser auf Genauigkeit nicht an. So behauptet er, Robert Schumann hätte die erste Musikzeitung gegründet, während doch schon der von diesem gewählte Titel „Neue Zeitschrift für Musik" ihn hätte darauf hinführen müssen, dass diese Zeitschrift in Gegensatz zu älteren Fachblättern treten sollte. —

Geschichte der Pädagogik. Die Geschichte der Pädagogik von Baumgartner (1617) ist vom katholischen Standpunkt aus verfasst: daher ist darin die Zeit vor der Reformation als eine Zeit geistiger Blüte geschildert, der

die Reformation den Ruin gebracht hat. — Im Jahre 1884 erschien der erste Band von K. A. Schmids Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, und heute liegt nun der Schlussband (**1618**) dieses auf breitester Grundlage aufgeführten Werkes vor. Wir haben schon wiederholt auf dasselbe hingewiesen, auch nicht verschwiegen, dass bei der Vielheit der Mitarbeiter und der zeitlichen Verschiedenheit, die den einzelnen Teilen eigen ist, die Gesichtspunkte, von denen ausgegangen wurde, nicht immer die gleichen sein konnten; trotzdem aber ist das Werk nunmehr als ganzes ein stattliches Zeugnis deutschen Fleisses und deutscher Gelehrsamkeit zu nennen, und mit Recht darf es einen Ehrenplatz unter den Hauptwerken über deutsches Erziehungswesen beanspruchen. Was insbesondere den Schlussteil dieser Geschichte der Pädagogik betrifft, den 3. Teil des 5. Bandes (**1619**), so bringt dieser zunächst eine Geschichte der deutschen Volksschule von H. Sander, woran sich ein Überblick über das Volksschulwesen des Auslandes anschliesst. Alsdann behandelt Holzmüller das technische Schulwesen, worunter die Gewerbeschulen, gewerblichen Fortbildungsschulen, Bauschulen, technischen Hochschulen usw. zu verstehen sind; hierzu bildet eine Übersicht über das kaufmännische Schulwesen den Anhang. Endlich hat J. Kopp eine Darstellung der Geschichte des Taubstummenbildungswesens, der Kleinkinderschule und des Kindergartens, sowie der Blindenbildung hinzugefügt, indem auch er dabei das Hauptgewicht auf die Entwicklung in Deutschland legt, ohne jedoch dem Auslande die gebührende Rücksicht zu versagen. Ein Namenregister über alle fünf Bände bildet den Schluss. Vermissen lässt sich aber trotz der Umfänglichkeit und Reichhaltigkeit doch noch dies und jenes: so legen es gerade die zuletzt genannten Kapitel nahe, auch nach einer Geschichte der Schulen für Blöd- und Schwachsinnige oder nach einer solchen des Zwangserziehungswesens zu suchen. — Eine gute Übersicht über die Geschichte der Pädagogik gibt Weimer (**1620**), indem er die wesentlichen Erscheinungen gebührend hervorhebt, überall den Zusammenhang der pädagogischen Bestrebungen berücksichtigt und bei aller Knappheit doch die trockene und wenig ansprechende Form eines Leitfadens zu vermeiden weiss. — Zur Sammlung der Monumenta Germaniae Paedagogica sind in diesem Jahre zwei Bände erschienen, die beide besondere Beachtung verdienen. Der eine, Band 23, bildet den Schluss von F. Cohrs' (JBL. 1901 I 6:36; II 6:35) sorgfältiger Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. Er enthält die undatierbaren Katechismusversuche und eine zusammenfassende Darstellung. In der ersteren Abteilung sind folgende Schriften besprochen und mitgeteilt: Joh. Oekolampadius, Frag und Antwort in Verhörung der Kinder; — Joh. Toltz, Wie man junge Christen in drei Hauptstücken kurz unterweisen soll; — Joh. Zwicks katechetische Schriften; — Luthers fünf Fragen vom Abendmahl und ihre Seitenstücke; — Lucas Otho, Tabula und Spruchsammlung aus der Syllabas perdiscendi ratio; — Val. Krautwald, Katechesis und verwandte Schriften. Die zusammenfassende Darstellung enthält zunächst eine kurze allgemeine Übersicht, dann werden die Lehrbücher nach ihrem Stoff und ihrer Auslegung und schliesslich der Unterricht auf Grund dieser Lehrbücher behandelt. Ein besonderer Registerband zu diesem vier stattliche Bände füllenden Werke soll noch erscheinen und wird die Benutzung desselben wesentlich erleichtern. — Mit Band 24 der „Monumenta Germaniae paedagogica" beginnt die Sammlung der badischen Schulordnungen von K. Brunner (Die badischen Schulordnungen. Bd. 1. B., A. Hofmann. CXXVIII, 617 S. M. 20,00), die gleichfalls drei bis vier Bände füllen wird, da das heutige Grossherzogtum Baden aus einer Menge kleiner Territorien zusammengesetzt ist, die alle ihre eigenen Schulordnungen gehabt haben. Der vorliegende Band enthält die Schulordnungen der badischen Markgrafschaften und schliesst mit der Organisation des Schulwesens im Jahre 1803 ab; die älteste der mitgeteilten Ordnungen entstammt dem Jahre 1453, weitaus die meisten dem 18. Jahrhundert. — E. Hermann (**1631**) behandelt das deutsche Schulwesen im Zeitalter der Reformation, indem er eine Reihe von litterarischen Erscheinungen aus den Jahren 1900 und 1901, die sich mit diesem Gegenstande befassen, bespricht und einige Ergänzungen dazu bietet. Es sind Schriften wie Merz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert (JBL. 1901 I 6:42), Monumenta Germaniae Paedagogica Band 20 und 21 (JBL. 1900 I 4:10) usw. — Des Engländers Sadler (**1643**) ausführliche Darstellung des deutschen Unterrichtswesens wird von Münch als sehr beachtenswert hingestellt. —

Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke. Nachdem Voss (**3575**) in einer früheren Abhandlung (JBL. 1899 I 4:29) das Leben des Frankfurter Dichters und Schulmannes Christoph Stummel (Stymmelius) von 1525 bis 1549 beschrieben und dessen Jugenddrama „Studentes" veröffentlicht hat, bringt er jetzt eine Schilderung des ferneren Lebensganges und der Tätigkeit dieses Mannes. Stummel hat den grössten Teil seiner Mannesjahre in Stettin verbracht; 1556 über-

der geschriebenen Kanzleisprache; dann untersucht er, wie sich beide Spielarten zueinander verhalten: welche Wörter aus der Mundart in die Schriftsprache übernommen worden sind und mit welcher Umgestaltung, und andererseits, welche Ausdrücke aus der Dramatik in der alltäglichen Rede haften geblieben sind (wie etwa lateinisch proclamator). Die ganze Darstellung ist nicht nur sehr sorgfältig, wie man das bei B. gewöhnt ist, sondern geht auch durchweg ein auf die methodologischen Seiten der Frage. — Hintner (2371) verzeichnet und erklärt einige tiroler Wörter. — Dachler (2371a) hatte früher schon darauf aufmerksam gemacht, dass im nördlichen Teil von Niederösterreich der Häuserbau nicht bayerisch sei, sondern fränkisch. Auf Grund dieser Erscheinung ist er zu der Ansicht gekommen, dass hier überhaupt fränkische (nordgauische) Ansiedler sassen, die mit den Babenbergern ins Land gekommenen Adeligen und ihr Anhang, während die Geistlichen Bayern waren; allerdings sind durch die Verheerungen der Kriege und durch Einwanderungen aus den Nachbargegenden, z. B. aus Steiermark, die alten Spuren teilweise wieder verwischt. Aber die Geschichte Bayerns und Oesterreichs spricht für die neue Ansicht. Diese seine Ansicht sucht D. durch eine Zusammenstellung von Wörtern zu erweisen; leider ist die Liste zu klein und zu laienhaft angelegt, um ihren Zweck zu erfüllen. Vielleicht hat ein Fachmann mehr Glück als der scharfsinnige und eifrige D. — Gartner (2372) gibt, Anregungen folgend, die er von Böhmer und Schuchardt empfangen hat, eine reiche, auf langjährigen Sammlungen beruhende Liste von Fremdwörtern, die im Wiener Dialekt üblich sind; eingeleitet wird diese Liste durch eine lehrreiche Abhandlung, die den Stoff sachlich gliedert und erläutert. —

Vom Mitteldeutschen ist nicht ganz so viel zu berichten. Schöner (2374) gliedert den Sprachschatz des rheinfränkischen Dorfes Eschenrod im Vogelsberg nach Vorstellungsgruppen (Dorf und Stadt, Haus, Mahlzeiten, Kleidung, weibliche Arbeiten, Religion usw.) und möchte damit den Grund legen zu Spezialwörterbüchern dieser Art und zu einer Wortgeographie. Auch die Volkskunde kommt zu ihrem Rechte in den gelegentlich mitgeteilten und beschriebenen Kinderspielen und Abzählversen. — Weidling (2375) stellt mehrere Ableitungen richtig, die H. Boll von einigen angeblich altkölnischen Fremdwörtern gegeben hatte. — Hennemann (2377) erzählt einleitend kurz die Geschichte der von ihm behandelten Gegend, beschreibt dann die Natur der heute vorhandenen Laute, verfolgt das Schicksal der mittelhochdeutschen Vokale bis auf die heutige Zeit nach Klang und Dauer, in der Tonsilbe wie im Nachton. Seine Arbeit ist reichhaltig, vorsichtig und sach- und fachgemäss. — Reichhardt (2378) gibt eine alphabetische Liste von Wörtern, die dem Gebiet der Grafschaft Hohenstein angehören, der nördlichsten Ecke Nordthüringens. — Keintzel (2382) bespricht einige Wörter und Wendungen, die H. Kisch gesammelt hatte, darunter „Gassenbesen“ und „Judenschule“, und Kisch beweist seinen Dank für diese Aufmerksamkeit durch eine ausführliche Anzeige von Keintzels Lautlehre der Mundart von Bistritz und S. Regen. —

Niederdeutsches behandeln vor allem zwei Dissertationen. Kohbrok (2390) beschreibt die Lautverhältnisse desjenigen Teils von Dithmarschen, der für „ihr“ vielmehr žym sagt; seine Einleitung stellt die Grenzen des Gebiets fest, redet von der urkundlichen Ueberlieferung der Mundart und verteidigt die sächsische Abstammung der Bewohner; der Hauptteil unterrichtet erst über die phonetische Seite der heutigen Laute, dann über ihre Vorgeschichte. Der Verfasser ist gut vorgebildet und arbeitet sicher; in seinen phonetischen Darlegungen zeigt er sich ebenso vertraut mit Vietors Phonetik wie mit den schwierigeren Abschnitten der Sieversschen Lautphysiologie, und den Tonfall seiner Mundart bestimmt er nach der Höhe ebenso gut und sicher wie nach der Stärke. — Regehr (2391) führt uns in das alte Ordensland, nach Tiegenhof in dem grossen Marienburger Werder. Mit einem gewissen Schwung redet er zunächst von dem Untergang der plattdeutschen Mundart und von seiner Arbeitsweise sowie von dem Lautstande der Gegend; dann wendet er sich seiner Hauptaufgabe zu; darin behandelt er — es ist nur dieser Teil als Dissertation gedruckt — die Vertretung der westgermanischen Langvokale in der heutigen Mundart, freilich unter Aufzählung des gesamten in Betracht kommenden Sprachstoffs; an der Spitze stehen bei ihm jeweils die starken Verba, und es reihen sich an sie an in alphabetischer Folge alle anderen Wörter, einheimische zuerst, dann die entlehnten. — Carstens (2392) veröffentlicht eine kurze Erzählung vom „Kantüffelbu“ als Sprachprobe der Mundart von Christiansholm bei Eckernförde. —

Von der deutschen Sprache im Ausland redet zunächst Bremer (2394) in einem kleinen Aufsatz in der „Deutschen Erde“. Er entwickelt, dass die Staatsgrenze gegen die Niederlande sprachlich nur die Gebildeten scheide, nicht das Volk; die Volksmundarten greifen auf der ganzen Strecke über die Landesgrenze hinüber, dergestalt, dass im Norden der Niederlande heute niedersächsisch gesprochen wird, im Süden dagegen fränkisch; ein kleines Kärtchen unterstützt diese Darlegungen.

— Nach Böhmen führt uns Zemmrich (2395). Sein Buch, in dem er Aufsätze zusammengefasst hat, die früher im „Globus“ und in Hettners Geographischer Zeitschrift erschienen waren, schildert ausführlich die sprachlichen Verhältnisse in dem alten Lande der Wenzelskrone. Indem er uns an der Sprachgrenze entlang führt von Ort zu Ort, beschreibt er an der Hand der Zahlen die Stärke der beiden Volksstämme der Deutschen und der Tschechen, die jeweils spielenden Einflüsse und die Aussichten des Kampfes; er deckt dabei manche merkwürdigen Einzelheiten auf, wie den Einfluss der Christbaumbescherungen, der Umgestaltung der Wahlverhältnisse durch Ernennung der „auswärtigen Ehrenbürger“, den Erfolg der Tätigkeit rühriger Volksführer usw. Der Wert der zahlreichen farbigen Karten, die die Lage der Dinge sehr veranschaulichen, würde steigen durch die Hinzufügung einer kleinen Uebersichtskarte des ganzen Königreichs Böhmen, in der nach der Art Bädekers der Umfang der einzelnen Teilkärtchen eingezeichnet wäre. — Von der Verbreitung der deutschen Sprache in Frankreich plaudert Ebstein (2396) im „Zeitgeist“. Die französischen Gelehrten sind auf die deutschen Erscheinungen ihres Fachs angewiesen und empfehlen das Erlernen unserer Sprache, und der Minister unterstützt diese Bestrebungen; darum sind die Fortschritte gegen die sechziger Jahre gross, aber noch nicht gross genug. Die Schwierigkeit des Deutschen erschwert die Ausbreitung sehr; dagegen ist die deutsche Druck- und Schreibschrift im allgemeinen sogar beliebt, und nur die Aehnlichkeit von f und s ist ein Missstand; der Universitätsunterricht ist ausgezeichnet, die Lehrer in den höheren Schulen sprechen deutsch als ihre Muttersprache oder als zweite Muttersprache, und doch entspricht dem nicht die Tatsache, dass die Schüler später wieder alles vergessen haben. Jetzt sind freilich auch Gesellschaften für die Ausbreitung des Deutschen tätig, die durch Unterrichtsstunden, Sprechübungen und Theatervorstellungen diesen Zweck verfolgen. Leider ist der Vorrat an Unterhaltungsbüchern sehr klein in Paris; das Deutsche Reich würde sich ein Verdienst erwerben, wenn es an der Botschaft und mit dieser verbunden eine öffentliche Bibliothek einrichtete. — Sacerdote (2398) unterhält uns von den deutschen Sprachinseln in Italien, den Deutschen am Monte Rosa und den Zimbern in den beiden Provinzen Verona und Vicenza. — Kester (2401) jammert über das Deutsche, das die in Amerika einwandernden oder eingewanderten Deutschen sprechen; wie in Kleidung und Sitten, so gleichen sie sich auch leicht in der Sprache an die Amerikaner an; dabei lassen sie sich vor allem zwei Unarten zu schulden kommen, Sprachvermischung und Sprachverstümmlung; die Sprachvermischung zeigt sich darin, dass sie rasch englische Wörter, meistens Bezeichnungen von Dingen des täglichen Gebrauchs oder von Berufen, also Substantive, in ihren Wortschatz aufnehmen; die Verstümmlung aber besteht darin, dass sie englische Zeitwörter bei der Herübernahme auch noch deutsch flektieren und sagen „ich starte, ich habe gestartet“, oder dass sie, verführt durch den Klang, beliebige englische Wörter durch ähnlich lautende deutsche wiedergeben, also „Ebene“ sagen für avenue, „Leisten“ für license, „weitaus“ für without usw. Wenn die Anschauungen des Verfassers, der kein Fachmann ist, auch nicht in jeder Einzelheit das Richtige treffen, so entschädigt er uns für diese Versehen durch seinen guten Willen und sein ehrliches deutsches Gemüt. —

Metrik.

(I, 8 = N. 2404-28.)

Franz Saran.

Rhythmus und Melodik. Eine höchst bedeutsame Arbeit ist die von Sievers (2406). Sie gibt ganz neue Ausblicke auf die Formen der Poesie, im Anschluss daran ganz neue Hilfsmittel für die philologische Kritik. Man hat schon früher die Sprache, besonders der Poesie, mit dem Gesang verglichen und versucht, das der Sprache innewohnende musikalische Melos in Noten festzuhalten (vgl. die Versuche in Merkels Laletik und die dort angeführte Litteratur). S. beschäftigt sich nun eingehend mit dem Problem des Sprachmelos. Er hat beobachtet, dass die Sprache nicht nur einen gewissen Rhythmus, sondern auch Tonfolge habe. Diese bewegt sich für gewöhnlich in Gleittönen und kennt nur eine ungefähr bestimmte Tonlage. Ihre Tonschritte sind meist nur der Richtung, nicht aber der Grösse nach gegeben. Dieses Melos wird vom Sprecher nicht willkürlich gemacht, sondern liegt

im Worte drin. Am meisten drängt es sich in der Poesie auf. Der Dichter dichtet offenbar aus einer starken musikalischen Stimmung heraus und drückt infolge dieser seinen Werken die Melodie unwillkürlich ein durch eine für den Zweck besonders passende Wortwahl. So erklärt es sich, dass der unbefangen gelesene Text dem Vorlesenden auch wieder eine charakteristische und immer gleich bleibende Melodie aufnötigt. Sie lässt sich durch Reaktionsproben an einzelnen oder an vielen deutlich nachweisen. Bei der Behandlung der Melodik eines Dichterwerkes sind zu unterscheiden: 1. die allgemeine Tonlage (hoch, mittel, tief); 2. die Grösse der verwendeten Intervalle; 3. die Tonführung, die frei oder gebunden sein kann; 4. die Verwendung fester Tonschritte an bestimmten Stellen (Eingang, Kadenz); 5. die Träger der entscheidenden Melodieschritte, welche meist die Hebungen sind. Nach diesen Gesichtspunkten wird der erste Faustmonolog genauer behandelt. Die Unterschiede der Tonlage, Kadenzverwendung usw. können der litterarischen Kritik wichtige Hilfe leisten. Man kann mittels ihrer das Goethesche Eigentum aus den Friderikenliedern aussondern, die Eigentumsverhältnisse mittelhochdeutscher Dichter bestimmen (Hartmann II Büchl., Konrad „Die halbe Birne“, Spervogel), die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Konjekturen nachweisen. —

Gesamtdarstellungen der Metrik. Die Ergebnisse und Fortschritte, welche die Metrik im letzten Vierteljahrhundert gemacht hat, bespricht Saran (2410). Er zeigt, wie die neuhochdeutsche Verslehre darunter leidet, dass sich nach einander die verschiedensten Einflüsse auf ihre Theorie geltend gemacht haben, ohne dass eine einheitliche Betrachtung zu stande gekommen sei. — In diesem Jahre ist auch J. Minors Neuhochdeutsche Metrik in zweiter Auflage erschienen (Strassburg i. E, Trübner. IX, 537 S. M. 10,00). Der Umfang ist bedeutend grösser geworden, die wichtigsten Kapitel sind ganz neu bearbeitet, und auch sonst hat M. viel gebessert und nachgetragen. Der Standpunkt ist derselbe geblieben. Das Werk eignet sich vorzüglich dazu, über den Stand der Forschung auf den verschiedenen Gebieten der neuhochdeutschen Verslehre zu unterrichten. —

Rhythmische Formenlehre. Ein einzelnes Problem der neuhochdeutschen Metrik behandelt Köster (2421). Er sagt mit Recht, dass es verwirrend sei, jeden dreisilbigen Verstakt mit dem antiken Schema –◡◡ zu bezeichnen. Denn damit werde eigentlich jeder solche Takt zum $^2/_4$ Takt = ♩ ♪ ♪ gestempelt. Dem widerspreche der tatsächliche Eindruck. Schematisch sind unsere „Daktylen“ zum Teil als $^3/_4$ Takte anzusehen. Diese von dem Bau ♩ ♪ ♩, also mit Ueberdehnung der Hebung, Verkürzung der ersten Senkungssilbe; die zweite Senkungssilbe etwas schwerer wie die erste. Dies sind nach K. die echten Daktylen. Unechte Daktylen gelten wirklich ungefähr ♩ ♪ ♪, und in solchen ist die erste Senkungssilbe schwerer als die zweite. Beispiele für echte Daktylen sind: Wissenschaft, ruhelos usw. Für unechte: Waldvögel, all ihre, sich in dem usw. Dazu kommt noch eine dritte Gruppe von Daktylen, in der die beiden Senkungssilben keine Abstufung erkennen lassen: betete, heftige, Menschlichkeit. Je nachdem sich diese drei Formen in einer Dichtung mischen, ist deren allgemeiner rhythmischer Charakter beschaffen. In Goethes Reineke Fuchs überwiegen unter den Daktylen die der ersten Art. In Hermann und Dorothea überwiegen die der zweiten Art. K. charakterisiert noch andere Dichter nach diesem Gesichtspunkt. —

Die Litteratur in der Schule.

(I, 5 = N. 1890-1569.)

Ernst Naumann.

Allgemeines und Methodologisches. Für die Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden in den mittleren Gymnasialklassen auf drei, in den oberen auf vier wöchentliche Stunden tritt Kannengiesser (1395) ein, nicht damit das Deutsche in die centrale Stellung des Unterrichts einrücken oder weil es den beständigen Beziehungspunkt für die anderen Fächer abgeben könne, sondern damit der Bildungsaufgabe der Zeit am vielseitigsten gedient werde. In den mittleren Klassen soll der Schüler sich an ein richtiges, verständnisvolles Lesen guter Stoffe, an gediegenen Vortrag, an eine sinnige Sprachbetrachtung, wie sie Hildebrand gelehrt hat, gewöhnen, sich zu gutem Geschmack vorbilden und Wohlgefallen an guter Lektüre gewinnen. In den oberen Klassen ist mehr von den Meisterwerken in den

Unterricht hineinzuziehen, als jetzt üblich ist, weil auf häusliches Lesen nicht mehr in gleichem Umfange gerechnet werden kann wie früher. Mit Recht wird eine ausgiebige Prosalektüre betont und besonders auf Lessing und Schiller hingewiesen, deren Abhandlungen gerade Veranlassung geben zu weitergreifenden Erörterungen auf dem Gebiete der Aesthetik. Erwünscht erscheint eine umfassendere Berücksichtigung der Litteratur nach Goethe und ein einfachster philosophischer Unterricht, in dem wenigstens die Hauptbegriffe der Logik und die Haupttatsachen der empirischen Psychologie behandelt werden. — Zeissig (ZDU. 16, S. 703/8) gewinnt aus den Kunstausdrücken der Geometrie für den Sprachunterricht im Sinne Hildebrands neuen Uebungsstoff. Die Zusammenstellungen aus den Wortfamilien Punkt, Linie, Winkel usw. bieten reiches Material zu vertiefender Sprachbetrachtung in Volks- und höheren Schulen. — Löschhorn empfiehlt Boocks Schriften (1392) über Methode des deutschen Unterrichts, weil sie die wichtige Frage der gegenseitigen Befruchtung von Lektüre, Grammatik und Stilübungen in den unteren und mittleren Klassen mit Sorgfalt behandeln. —

Zur Methodik der Lektüre liefert Wohlthat (1404) einen trefflichen Beitrag; er gibt Anleitung und Material zur Auffassung und Beurteilung des Dramas als eines Kunstwerkes, indem er die von den Schülern gelesenen klassischen Dramen aus alter und neuer Zeit nach Aufbau und Gliederung in kurzen Uebersichten darlegt und die Hauptbegriffe aus der Technik des Dramas in der Einleitung erörtert. Der häuslichen Lektüre bietet das Buch jedenfalls eine willkommene Unterstützung; in der Klassenlektüre wird das, was hier als Hilfe gegeben wird, in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schüler gewonnen werden müssen. — Steffen (8532a) zeigt an Uhlands „Lerchenkrieg", wie auf der oberen Stufe in der Behandlung eines Gedichtes auch die geschichtliche Betrachtungsweise eine dankbare Aufgabe ist, wenn die Vorbedingungen, die dem Dichter gegeben waren, seine Auffassung und Behandlung des Stoffes, also seine persönliche Tätigkeit entwickelt wird, so dass der Schüler einen Einblick in die Werkstätte des Dichters erhält. — Pappritz (1410) weist auf die Eigenschaften hin, welche Heyses „Colberg" zur Schullektüre geeignet machen: die schnell fortschreitende Handlung, die edle Sprache, die begeisterte Vaterlandsliebe und den sonnigen Humor. Die Mängel, nämlich die unzureichend begründete Wandlung in Blanks Charakter und die äusserliche Herbeiführung der glücklichen Lösung, werden nicht geleugnet Mit dem Geschichtspensum der Untersekunda lässt sich der Stoff vielfach in Verbindung setzen. P. empfiehlt noch das Lesen mit verteilten Rollen. — Temming (1421) redet einer entschiedenen und nachdrücklichen Prosalektüre in den höheren Mädchenschulen das Wort; besonders empfiehlt er dazu in sich geschlossene kleinere Abhandlungen, wie solche Marg. Henschke in der „Deutschen Prosa" zusammengestellt hat. An die Durcharbeitung soll sich eine kleine schriftliche Arbeit als Reproduktion wirklich wertvoller Gedanken anschliessen. —

Die Lesebuchfrage wird in einzelnen Abhandlungen und in Beurteilungen von Lesebüchern mehrfach behandelt (1411-1422). —

Zu dem Aufsatzunterricht setzt Seidel (1422a) die tabellarischen Nachweisungen über die in den Reifeprüfungen der höheren Lehranstalten bearbeiteten Themen fort. — Heintze (1426) teilt aus seiner Unterrichtserfahrung eine Reihe von Aufgaben mit, darunter manche ansprechende, die nicht zu den landläufigen gehört. — Dorenwells (1424) bekannte Aufsatzsammlung für die Mittelstufe ist in der neuen Auflage durch Vermehrung der Stoffe aus der deutschen Geschichte und Sage und aus der dramatischen Anfangslektüre erweitert. — Für die richtige Beurteilung der Aufsätze stellt Schwartzkopff (1431) beachtenswerte Gesichtspunkte auf, deren Anwendung vor allem zu einer gleichmässig abwägenden Bewertung der verschiedenen in der Aufsatzleistung hervortretenden Tätigkeiten führen soll. Er unterscheidet den sachlichen, stofflichen oder psychologischen, den logischen, den sprachlichen, den ästhetischen, den mechanischen und den sittlichen Wert. Der Aufsatz hat das Ziel, dass die Schüler denken und sprechen lernen (in den unteren Klassen), oder dies annähernd (in den oberen Klassen) oder wirklich können (in der Reifeprüfung). In der richtigen Wertschätzung gleichen sich Fehler und Vorzüge innerhalb jener Gebiete aus, die Beurteilung wird das Richtige treffen, wenn die Persönlichkeit und die Leistung des Schülers als ganzes gewürdigt wird. — Zu Aufsatzübungen in der Volksschule verwertet H. Keudel (Das Lesebuch im Dienste des Aufsatzunterrichts. Ausführungen und Entwürfe deutscher Aufsätze im Anschluss an das Arnsberger Lesebuch für die Oberstufe der Volksschule. Arnsberg, J. Stahl. 1900. 3 Lieferungen. 128 S. M. 2,25) das Arnsberger Lesebuch. —

In einer allgemeinen Besprechung bekundet L. Fränkel (1435) seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, nach denen Aschendorffs Schulausgaben der deutschen Klassiker gearbeitet sind. Der Schwerpunkt

der Erklärung liegt auf dem Eindringen in das innere Verständnis des Dichters, Kürzungen sind nur sparsam und dann auch kaum merklich vorgenommen, es finden sich Ansätze eines Kommentars mit Winken über die dichterische Technik; Kärtchen und Abbildungen sind beigegeben. —

Schulausgaben und Erläuterungsschriften sind in dem Berichtsjahre wieder in grosser Anzahl erschienen. Die von Heinze gesammelten Aufgaben zu Homers Ilias (1438) und Odyssee (1440) führen in nachdrücklichster Weise in das Verständnis der Dichtungen und deren tatsächlichen und sittlichen Gehalt ein, indem sie zum Teil reiche Stoffsammlungen oder ausführliche Entwürfe, zum Teil Themen zu freier Auswahl bieten. — Die Odyssee geben Vockeradt (1442) mit starken Kürzungen, Fr. Weineck (Homers Odyssee in der Uebersetzung von J. H. Voss. Schulausgabe mit Einleitung und Erläuterungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottas Nachf. 251 S. M. 1,20) mit geringen Auslassungen nach der ersten Ausgabe von Voss' Uebersetzung mit entsprechend bemessener Einleitung und Anmerkungen heraus. — H. Vollmer (Das Nibelungenlied. Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage = Kuenen und Ewers, die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt. 10. Bändchen. Leipzig, H. Bredt. 1902. 8⁰. 153 S. M. 1,25) bietet in seiner Erläuterung des Nibelungenliedes eine ausführliche Erzählung des Zusammenhanges wesentlich nach der Handschrift C. und einen Kommentar, der den mittelhochdeutschen Text voraussetzt und das Verständnis des Inhalts sowie die kulturgeschichtliche Würdigung des Liedes zum Ziel hat; nur wo es unumgänglich notwendig erscheint, sind sprachliche Bemerkungen aufgenommen. Eine kritische Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen ist vermieden. Das Buch kann als ein brauchbarer Führer für die erste Lektüre der Dichtung bezeichnet werden. — Herders Cid gibt Wasserzieher (1447) mit Kürzungen heraus. Die Einleitung enthält Herders Leben und Geschichtliches über Cid. Die Ausgabe wird zunächst für Mädchenschulen brauchbar sein. — Herders Nemesis mit Stücken verwandten Inhalts veröffentlicht Grosse (1448). — R. Windel (F. G. Klopstock, Oden. Ausgewählt und erklärt für den Schulgebrauch. Mit einem Anhang: Einige charakteristische Stellen aus dem Messias. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1902. 8⁰. 147 S. M. 0,75) legt 46 gut gewählte Oden Klopstocks nebst Stellen aus dem Messias mit kurzen Erläuterungen vor. — Verres (1449) bietet den Messias etwas ausführlicher, so dass wenigstens ein Durchblick durch das Kunstwerk sich ergibt, darauf folgen 45 der bekanntesten Oden. In den Erläuterungen müsste auf die Gliederung des Epos hingedeutet werden. — Aus Lessings Laokoon stellt Wahner (1454) Aufgaben zusammen, in denen der Inhalt der Schrift sorgfältig verarbeitet ist und Lessings Sätze auf Werke der redenden und bildenden Kunst angewendet werden. — E. Clausnitzer und Br. Wehnert (Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung von G. E. Lessing. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Halle a. S., G. Schroedel. 1902. 8⁰. 67 S. M. 1,00) behandeln die litterarische und kunstgeschichtliche Bedeutung der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" ausführlich, insbesondere schildert Cl. auf Grund eigener Forschungen den Einfluss, den Lessings Ansichten auf die Ausgestaltung der Grabdenkmäler ausgeübt haben. Dem Verständnis des logischen Aufbaues der Abhandlung ist durch Andeutung der Disposition am Rande vorgearbeitet. — Für Goethes dichterisches Schaffen stellt Matthias (1458) den fruchtbaren Gesichtspunkt auf, dass dramatische und allegorische Darstellungsweise bald gesondert, bald verschlungen sich finden. Die Gedichte werden oft zu Selbst- oder Zwiegesprächen. In Goethes Art, die persönlichen Einzelerlebnisse zu allegorischen Bildern zusammenzufassen, erkennt M. den Weg wieder, den einst die griechische Mythenbildung in ihrer Belebung der Natur gegangen ist. In den Anmerkungen ist der Grundsatz befolgt, dass Goethe zunächst aus sich selbst zu erklären ist. — Hauffen (1460) gibt Hermann und Dorothea in zweiter Auflage heraus. — Wahner (1469) stellt Aufgaben aus Goethes Dichtung und Wahrheit, der Italienischen Reise, Werthers Leiden und Wilhelm Meister zusammen. — Als ein Erzeugnis der Sturm- und Drangperiode betrachtet Schmitz-Mancy (1465) Goethes Götz; am Schluss der Ausgabe findet sich eine brauchbare Stoffsammlung für Vorträge und Ausarbeitungen. — In den Erläuterungen zu Tasso legt Widmann (1468) besonders auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters Gewicht, dem es fern gelegen habe, einen allgemeinen Gedanken dramatisch zu behandeln. — In Schillers Jugenddramen führen die von W. Schröder (1473) gesammelten Aufsatzthemen ein, unter den Aufgaben aus Don Carlos finden sich gute Vergleichungen. — In der Braut von Messina leugnet Kleffner (1474) ein rein mechanisches unmittelbares Eingreifen des von aussen an den Menschen herantretenden Schicksals als Voraussetzung der Handlung. Er ist der Meinung, Schiller habe das Motiv der menschlichen Willensfreiheit folgerichtig durchgeführt, die Träume würden erst durch subjektive Auslegung dramatisch wirksam, die Handlung entwickle sich aus dem Charakter,

der wahre Fluch des Geschlechtes sei die angeerbte Herrennatur. Aber der Bearbeiter gibt doch zu, dass in dieser Freiheit die Notwendigkeit sich hineinflicht, dass Schuld und Zufall zusammentreffen. Dagegen gibt er die Vermischung der Religionen preis. Den Erläuterungen sind Bemerkungen zur Charakteristik der Personen und über den Aufbau des Dramas hinzugefügt, insbesondere wird auf die beiden nebeneinander hergehenden Handlungen hingewiesen, welche von der Mutter einerseits, von den Brüdern andererseits ausgehen. Dann folgen Aufgaben zur Verwertung des Stoffes. — In zusammenhängenden Erläuterungen führt Peters (1475) in dasselbe Drama ein. Er misst der Schicksalsidee eine grössere Bedeutung bei und verweist auf die Verwandtschaft der Fabel mit dem König Oedipus des Sophokles, nimmt Isabella und ganz besonders Beatrice gegen die von der Kritik erhobenen Vorwürfe in Schutz und lässt Don Cäsars Tat aus dessen Charakter hervorgehen, ohne sein Gefühl, dass er unter einer Schicksalsmacht zu leiden habe, in Abrede zu stellen. Die tragische Wirkung ist dem Erklärer nicht davon abhängig, dass überall Schuld und Sühne hervortritt; das Scheitern eines stolzen Ringens, der donnernde Fall eines hohen Fürstengeschlechtes nach hoffnungsvollem Aufstreben erscheint ihm an sich tragisch. Das im Drama vorausgesetzte Nebeneinanderbestehen der religiösen Ansichten wird als ungeschichtlich zugegeben, es sind Ueberzeugungen nicht des 11. Jahrhunderts, sondern aus Schillers Zeit. Auch die Religionen sind zeitgeschichtlich bedingt und vertragen eine willkürliche Behandlung nicht. — Zum Verständnis der Jungfrau von Orleans legt Menge (1477) die Lebensgeschichte der Heldin ausführlich dar, die Abweichungen des Dichters von der Geschichte werden in den Schlussanmerkungen aufgewiesen, der Aufbau des Stückes und die Charaktere der Personen werden am Schluss erörtert; Aufgaben schliessen sich an. — Ebenso hat Arns (1480) die Ausgabe der Maria Stuart eingerichtet; er hebt hervor, dass der Dichter trotz aller Abweichungen von dem geschichtlichen Gange der Handlungen doch ernst bestrebt gewesen ist, von allem, was die Geschichte ihm Brauchbares bot, Besitz zu nehmen. — Wilhelm Tell liegt mit den Erläuterungen von Kuenen (1483) in sechster Auflage vor. — In das Studium des Demetrius führen die Aufgaben von W. Schröder (1473) ein, die sich allerdings mehr mit der Charakteristik der Frauengestalten, als mit den allgemeinen Gedanken des Dramas befassen. — Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges hat ihren Wert mehr in der künstlerischen Darstellung als in der kritischen Arbeit des Geschichtsschreibers; das räumt Böhme (1486) in seiner Ausgabe der Schrift ein, empfiehlt sie aber mit Recht wegen der grossartigen Gesamtauffassung der Zeitgeschichte zur Schülerlektüre. Dass eine vollständige Kenntnisnahme nicht nötig sei, bestätigt B. durch Vornahme von Kürzungen. Freilich ist der Erläuterer wiederholt genötigt, Irrtümer des Verfassers zu berichtigen. — Gedichte schwäbischer Dichter vereinigt E. Müller (1490) zu einer handlichen Sammlung. — In einer reichen Auslese von Aufgaben aus Uhlands Gedichten gibt Teetz (1491) für untere und mittlere Klassen Anleitung zu Ausarbeitungen und zugleich ein bequemes Hilfsmittel für die Durchnahme der Dichtungen. — Eickhoff (1493) bietet Herzog Ernst in neuer Auflage. — In Grillparzers Dramen führen die von Heinze (1496) gesammelten Aufgaben ein. — Die fleissig ausgearbeiteten und ansprechenden Erläuterungen zu den Dichtern aus der Zeit der Befreiungskriege von Jahnke (1509) enthalten ausser den Erklärungen der einzelnen Gedichte kurz das Leben der Dichter und für die vier hervorragendsten eine Uebersicht der in den Gedichten zum Ausdruck kommenden Gedanken. — Eine Ausgabe der Dichter der Befreiungskriege von Windel (1510) liegt in zweiter Auflage vor. — In Hebbels Nibelungen findet A. Neumann (1498) den Grundgedanken, wie das Heidentum mit seinem übermütigen Trotz und dem Festhalten an persönlicher Rache in sich selbst zusammenbricht, daneben aber auch die Tragik einer alles menschliche Mass überragenden Grösse. Die Einleitung der Schulausgabe behandelt, abgesehen von des Dichters Leben, unter anderem seine Vorgänger, die Quellen des Stoffes und dessen Gestaltung, weist die Zeitverteilung, den Aufbau und das gegenseitige Verhältnis der drei Teile der Dichtung nach. —

Gedichtsammlungen. Die Beschäftigung mit Gedichten nimmt gegenwärtig auch in den niederen und mittleren Schulen einen grösseren Raum ein. Endris (1504) zeigt, wie auch auf diesen Stufen das Leben des Dichters, soweit es dem Volke und dem Kinde verständliche Beziehungen aufweist, zu verwerten ist; diese Beziehungen aufzusuchen und dem Schüler verständlich zu machen, erscheint ihm als ein Hauptzweck des Unterrichts. Man kann das billigen, wenn der andere Hauptzweck, den allgemeingültigen Gedanken- und Empfindungsgehalt auszuschöpfen, zunächst erfüllt ist. Die Gedichte, an die in der Sammlung die Lebensbilder angeknüpft werden, bieten allerdings nicht immer Anlass, das ganze Lebensbild heranzuziehen, zur Ergänzung wird daher stets auf die im Lesebuch zerstreuten Gedichte derselben Autoren verwiesen. Trotzdem gehen die Mitteilungen aus dem

Leben oft über den Zweck hinaus und enthalten Kritik, die aus dem vorliegenden Gedichte mit den Schülern nicht herausgearbeitet werden kann, also überliefertes Gut bleibt. — Otto (1506) vermehrt die neue Auflage seiner Gedichtsammlung für Mädchenschulen durch einige Gedichte und durch äussere Beigaben, wie Dichterverzeichnis und Kanon der auswendig zu lernenden Gedichte. — Aus Goethes älteren Zeitgenossen stellt Sevin (1531) ein Lesebuch zusammen, in welches auch Bruchstücke aus dem Messias, Oberon, Cid, Laokoon und Nathan aufgenommen sind, die freilich eine Vorstellung von dem Ganzen nicht geben können. — Mundartliche Dichtungen stellt zum ersten Mal W. Kahl (Deutsche mundartliche Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Mit einer Karte. Leipzig, G. Freytag. XXVI und 201 S. 8⁰. Geb. M. 2,00) für die Schule zusammen. Die Sammlung enthält Proben aus den bedeutendsten mundartlichen Dichtern und wird dadurch zu einer Litteraturgeschichte der mundartlichen Dichtung in Musterstücken. Die eigentümliche Schwierigkeit einer Auswahl für die Schule lag darin, dass die in mundartlicher Dichtung einfach hervortretende Derbheit wie Plattheit in gleicher Weise zu vermeiden war. Die Texte sind nach den ursprünglichen Ausgaben abgedruckt; freilich wird durch stummes Lesen der volle Eindruck der Mundart nicht erschlossen werden, besonders wenn es sich um schwierigere Aufgaben für die Aussprache handelt, wo typographische Kunstmittel reichlich angewandt werden mussten; diese Gedichte erfordern einen geübten Vorleser. Eine gute Einleitung nebst Karte unterrichtet über die Entwicklung und Verbreitung der deutschen Mundarten; dem Verständnis im einzelnen dienen zahlreiche Worterklärungen am Fusse der Seite. —

Lesebücher für höhere Lehranstalten. Der vierte Teil des Lesebuches von Bellermann, Imelmann, Jonas und Suphan (1514) ist nach den Lehrplänen von 1901 neu bearbeitet. — Das Lesebuch von Hense (1505a) leitet im zweiten Teil zu einem wirklichen Studium der poetischen Litteratur der neueren Zeit an. Daher Gliederung des Stoffes nach den Litteraturepochen seit dem J. 1500, ausführliche Nachrichten über das Leben der Schriftsteller und systematisierende Uebersichten über deren Werke. Aus den lyrischen Dichtungen ist eine umfassende Auslese gegeben, auch aus der Gedankenlyrik hinreichender Stoff herangezogen. Für die Dramen, die selbstverständlich nicht aufgenommen sind, ist durch Darstellung des Baus Anleitung zum Verständnis dargeboten. Den Sängern der Freiheitskriege und der nachgoetheschen Dichtung ist beträchtlicher Raum gewidmet. Eine erwünschte Beigabe des brauchbaren Buches ist der Anhang über Shakespeare. — Das Döbelner Lesebuch nach den preussischen Lehrplänen zu bearbeiten, haben Evers und Walz (1515) unternommen. Der Teil für Obertertia löst sich nach Stoffauswahl und Anordnung von seinem Vorbilde zu grösserer Selbständigkeit los, so dass er einer Neuschöpfung gleichkommt. Litteraturgeschichtliches in vorsichtiger Beschränkung tritt neu auf, aus G. Freytag sind mehrere Abschnitte ausgehoben, auf deren Verständnis auf dieser Stufe wohl gerechnet werden kann. Der zweite Teil der Sammlung enthält Dichtungen von Goethe, Schiller, Uhland und eine Auswahl aus den Späteren in zeitlicher Anordnung. Das Buch ist eine tüchtige Arbeit, wohl geeignet, dem Schüler einen Blick für Welt, Geschichte und Menschenleben, für Staat und Vaterland zu eröffnen und der Freude an der Dichtung gesunde Nahrung zu geben. — In dem Lesebuch von A. Puls (Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Erster Teil. Lesebuch für Sexta. Zweite, vermehrte, nach den Lehrplänen von 1901 und der neuen Rechtschreibung verbesserte Auflage. Gotha, E. F. Thienemann. 1902. 8⁰. XVIII und 304 S. Geb. M. 2,00) hat die Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne eine Vermehrung des erd- und naturkundlichen Stoffes in Prosa und Dichtung zur Folge gehabt, andere Stücke sind durch geeignetere ersetzt worden; der Grundstock der Auswahl, der Deutschvaterländisches enthält, ist geblieben. Die Vergleichung des Aufgenommenen mit den Quellen wird durch ein Verzeichnis erleichtert. Für die Hand des Lehrers wird eine Uebersicht der bei der Durchnahme der einzelnen Stücke verwendbaren Anschauungsmittel besonders ausgegeben. —

Den katholischen Seminaren bietet Prinz (1545) einen wertvollen Lesestoff aus Geschichte, Kunst und Litteratur, Natur-, Länder- und Völkerkunde, sowie in allgemeinen Abhandlungen, in Reden und Briefen. Ueberall kommen in stilistisch wertvollen Stücken die bedeutendsten Persönlichkeiten der nächsten Vergangenheit zum Wort. Der Abdruck geht auf die Quellen selbst zurück. Eine patriotische und religiöse Stimmung bildet die Grundlage. —

Als Leitfaden der Litteraturgeschichte stellt Erck (1505) für die Volksschule ein Merkbüchlein über deutsche Dichter und Dichtwerke zusammen. — Heilmann (30) legt seiner Litteraturgeschichte den richtigen Gedanken zu Grunde, dass der Entwicklungsgang des Dichters aus der Lektüre seiner Werke sich ergeben müsse, und gibt deshalb bei zahlreichen Werken der klassischen Zeit Winke

zu deren Verständnis. — Brogsitter (1556) ordnet die Haupttatsachen aus der deutschen Litteraturgeschichte nach zeitlicher Reihenfolge in Tabellenform. —

Einen kurzen Abriss der Poetik gibt Nieden (1562), für Seminarien Heilmann (30), für höhere Bürger- und Volksschulen Erck (1505). — Für höhere Lehranstalten behandelt den Stoff umfangreicher und mit wohlgewählten Beispielen Lütteken (1563). — Metrik und Poetik behandeln Kummer (2412) und Tumlirz (2414). —

Einen Abriss der Grammatik fügt A. Puls (s. o. S. 290) dem Lesebuch für Sexta an. — Den Lehrstoff für den deutschen Unterricht der unteren Klassen, umfassend Grammatik, Rechtschreibung, Zeichensetzung, Litteraturkunde und Metrik, stellt Fr. Hoffmann (Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Zugleich 3. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. Leipzig, B. G. Teubner. 1902. XI und 88 S. M. 1,00) nach den neuesten Lehrplänen klassenweise abgeteilt dar. Der Weg geht überall durch das Beispiel zur Regel. Die Schreibung der Fremdwörter ist so verteilt, dass in Quinta die konsonantischen, in Quarta, wo das Französische eine Anknüpfung bietet, die vokalischen Laute behandelt werden. Ein Anhang enthält die Fremdwörter nebst Verdeutschungen, ein anderer Wörter, die bald gross, bald klein geschrieben werden. — Unmittelbar aus der Erfahrung des Unterrichts ist die deutsche Sprachlehre hervorgegangen, die von Sanden (2295) veröffentlicht; sie behandelt die deutsche Grammatik nicht nach dem Muster der Fremdsprache, sondern geht ihren eigenen Weg, indem sie die Lehraufgabe für die drei unteren Klassen stufenweise ordnet und dann Materialien zur gelegentlichen Verwertung in den höheren Klassen auf breiterer Grundlage aufbaut. — Lyon und F. Polack (2299) vereinigen unter Beschränkung auf das für Verständnis des Baus, der Gesetze und des Lebens der Sprache Notwendige den gesamten Stoff der deutschen Sprachlehre, soweit er für Lehrerbildungsanstalten durchzunehmen ist, in einem einheitlichen Aufbau. Das Buch ist eine Umarbeitung des „Handbuches", in einigen neu geschriebenen Kapiteln handelt L. von der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache und von dem Bedeutungswandel der Wörter. — Für Mädchenschulen lässt Kummer (2412) eine sorgfältig gearbeitete, aber viel zu stoffreiche Grammatik erscheinen. — Die letzten Ziele einer deutschen Rechtschreibung sowie die bisher unternommenen Versuche, ihnen nahe zu kommen, und die Grundvoraussetzungen, auf denen eine einheitliche Rechtschreibung sich wird erreichen lassen, behandelt Brenner (2326) mit dem Ergebnis, dass die gegenwärtig gültige Regelung noch weit entfernt ist, eine allgemein verständliche, der Aussprache entsprechende, vor Missverständnissen und Irrtümern bewahrende Schreibung zu sein. Für eine solche stellt der Verfasser die Grundsätze auf: für jeden Laut ist nur ein Zeichen zu wählen, das den verschiedenen gleichwertigen Aussprachsformen in gleichem Masse gerecht wird; es dürfen nicht mehrere Zeichen für denselben Laut (ai und ei), nicht Lautverbindungen für einfache Laute (kein sch) gebraucht werden; grosse Anfangsbuchstaben sind möglichst zu beschränken; es wird entweder nur eine Länge- oder eine Kürzebezeichnung stattfinden dürfen. Diese Schrift wird also wesentlich phonetisch sein, aber auf die Darstellung feinerer Lautunterschiede verzichten und sich dadurch der Lautbezeichnung nähern, wie sie in stenographischen Systemen schon jetzt üblich ist. — Tumlirz (2414) stattet seine übersichtliche Darstellung der Lehre von den Tropen und Figuren fast durchweg mit Beispielen aus Lessing, Schiller und Goethe aus. —

Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens.

(I, 6 = N. 1570-2071c.)

Paul Stötzner.

Bibliographie und Statistik. Ueber den von H. Scherer (1570) herausgegebenen pädagogischen Jahresbericht ist neues nicht zu sagen; in gleich umfassender, anregender Weise wie in den früheren Jahrgängen wird darin das Wesentliche aus allen Gebieten des Erziehungswesens erörtert und zusammengefasst. — In den von Rethwisch (1572) herausgegebenen Jahresberichten über das höhere Schulwesen sind diesmal die Berichte über Schulgeschichte, katholische Religionslehre und Gesang ausgefallen und sollen im nächsten Jahre nachgeliefert werden. Dagegen hat der Herausgeber den vorliegenden Band mit einer gedanken-

reichen Einleitung versehen, in der er folgende „Richtpunkte für die Zukunft“ (1827) gibt: es ist zu wünschen, dass die Gleichberechtigung aller neunklassigen Schulen vollständig durchgeführt werde; wenn auch das Schulwesen nicht Reichssache ist, sondern den Einzelstaaten untersteht, so wäre es doch gut, wenn die schon bestehende Reichsschulkommission zu einem Reichsschulamt umgestaltet würde, das sowohl bei der Schulgesetzgebung mitzuwirken, als auch publizistisch, etwa durch Herausgabe von Jahresberichten, tätig zu sein hätte; die Schulkonferenzen der letzten Jahrzehnte in Preussen könnten zu einem in bestimmten Zwischenräumen einzuberufenden Landesschulrat umgestaltet werden. Daneben erörtert R. noch eine Reihe von Fragen, die sich auf die Reifeprüfung, die Stellung und Staatsprüfung der Oberlehrer, deren pädagogische Vorbildung usw. beziehen. (Ausserdem sei nur noch auf den von L. Viereck bearbeiteten Abschnitt über Schulverfassung hingewiesen, worin alle aktuellen Fragen des höheren Schulwesens in vortrefflicher Weise behandelt werden.) — Ziehen (1577) beabsichtigt, in einer Reihe von Aufsätzen die Haupterscheinungen der pädagogischen Fachlitteratur zu erörtern; an erster Stelle bespricht er die Sammlungen pädagogischer Klassiker, unter denen er namentlich drei hervorhebt: die von Friedrich Mann herausgegebene „Bibliothek pädagogischer Klassiker“, Gresslers „Klassiker der Pädagogik“ und die „Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit“. — Erich Meyers (1582) Betrachtung über die Pädagogik des Berichtsjahres im Türmerjahrbuch berücksichtigt ausschliesslich das Gymnasium, für das es sich nach seiner Meinung um die beiden Fragen handelt, wie es einerseits seine Eigenart bewahren, anderseits aber mit der Zeit fortschreiten solle. — Hier sei auch wieder einmal auf die Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hingewiesen, deren 12. Band jetzt vorliegt (1586). In den 12 Bänden dieser von Kehrbach (1587) begründeten und geleiteten Zeitschrift ist eine Fülle von Material zur Geschichte des deutschen Erziehungswesens enthalten, wie es sich an anderer Stelle nicht zusammenfindet. — Endlich erwähnen wir noch in diesem einleitenden Abschnitte das statistische Jahrbuch (1589) über das höhere Schulwesen Deutschlands, dessen 23. Jahrgang im Berichtsjahre erschienen ist. —

Allgemeine Unterrichtslehre. Rein (1594), dessen Pädagogik im Grundriss bereits im 3. Abdruck der 3. Auflage vorliegt, hat den ersten Band eines umfassenden Werkes erscheinen lassen, das denselben Stoff wie jener, aber auf breitester Grundlage darstellen soll. Der erste Band handelt von der praktischen Pädagogik, der zweite soll die theoretischen Grundlagen des Erziehungswesens zum Inhalte haben. In der ausführlichen Einleitung werden die Beziehungen erörtert, in denen das Erziehungswesen zum Volke und Staate steht, sowie andere allgemeine Fragen, auch ein historischer Ueberblick über die Entwicklung der Erziehungswissenschaft fehlt nicht. Ebenso ist im Hauptteile des vorliegenden Bandes, in der praktischen Pädagogik, das historische Moment durchaus nicht vernachlässigt. Ueberhaupt ist, was besonders hervorgehoben sei, auf die Form der Darstellung viel Sorgfalt verwandt worden; R. hat überall den trockenen Ton des Lehrbuchs vermieden, überall tritt seine persönliche Auffassung belebend hervor. So stehen wir nicht an, diese Pädagogik in systematischer Darstellung als ein würdiges Gegenstück zu dem von demselben Autor herausgegebenen Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik (1615) anzusehen, von welchem der erste Band in 2. Auflage erschienen ist. — Mit einem stattlichen Bande von Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben tritt Heinrich Pudor (1609) hervor. Wir gestehen gerne, dass man aus diesem Buche eine Fülle von Anregungen schöpfen kann, in einer Hinsicht aber leidet es an bedenklicher Schwäche, nämlich überall da, wo es sich um geschichtliche Entwicklung handelt. Ganz willkürlich konstruiert P. Zusammenhänge zwischen einzelnen Personen, die gar nicht bestanden haben; so behauptet er z. B., dass Comenius mit Ratichius in beständigem Briefwechsel gestanden habe, während im Gegenteil feststeht, dass der viel jüngere Comenius einen einzigen Brief an Ratich gerichtet hat, der noch dazu ohne Antwort blieb! Ueberhaupt scheint P. mit diesen beiden Männern, über die er doch ein ganzes Kapitel schreibt, nicht recht im klaren zu sein: den Holsteiner Ratichius nennt er einen „mährischen Gelehrten“ und lässt ihn bis 1657 (statt 1635) leben, und den Mähren Comenius schickt er statt Ratichs nach England auf Reisen. Aber auch auf anderen Gebieten kommt es dem Verfasser auf Genauigkeit nicht an. So behauptet er, Robert Schumann hätte die erste Musikzeitung gegründet, während doch schon der von diesem gewählte Titel „Neue Zeitschrift für Musik“ ihn hätte darauf hinführen müssen, dass diese Zeitschrift in Gegensatz zu älteren Fachblättern treten sollte. —

Geschichte der Pädagogik. Die Geschichte der Pädagogik von Baumgartner (1617) ist vom katholischen Standpunkt aus verfasst: daher ist darin die Zeit vor der Reformation als eine Zeit geistiger Blüte geschildert, der

die Reformation den Ruin gebracht hat. — Im Jahre 1884 erschien der erste Band von K. A. Schmids Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, und heute liegt nun der Schlussband (**1618**) dieses auf breitester Grundlage aufgeführten Werkes vor. Wir haben schon wiederholt auf dasselbe hingewiesen, auch nicht verschwiegen, dass bei der Vielheit der Mitarbeiter und der zeitlichen Verschiedenheit, die den einzelnen Teilen eigen ist, die Gesichtspunkte, von denen ausgegangen wurde, nicht immer die gleichen sein konnten; trotzdem aber ist das Werk nunmehr als ganzes ein stattliches Zeugnis deutschen Fleisses und deutscher Gelehrsamkeit zu nennen, und mit Recht darf es einen Ehrenplatz unter den Hauptwerken über deutsches Erziehungswesen beanspruchen. Was insbesondere den Schlussteil dieser Geschichte der Pädagogik betrifft, den 3. Teil des 5. Bandes (**1619**), so bringt dieser zunächst eine Geschichte der deutschen Volksschule von H. Sander, woran sich ein Überblick über das Volksschulwesen des Auslandes anschliesst. Alsdann behandelt Holzmüller das technische Schulwesen, worunter die Gewerbeschulen, gewerblichen Fortbildungsschulen, Bauschulen, technischen Hochschulen usw. zu verstehen sind; hierzu bildet eine Übersicht über das kaufmännische Schulwesen den Anhang. Endlich hat J. Kopp eine Darstellung der Geschichte des Taubstummenbildungswesens, der Kleinkinderschule und des Kindergartens, sowie der Blindenbildung hinzugefügt, indem auch er dabei das Hauptgewicht auf die Entwicklung in Deutschland legt, ohne jedoch dem Auslande die gebührende Rücksicht zu versagen. Ein Namenregister über alle fünf Bände bildet den Schluss. Vermissen lässt sich aber trotz der Umfänglichkeit und Reichhaltigkeit doch noch dies und jenes: so legen es gerade die zuletzt genannten Kapitel nahe, auch nach einer Geschichte der Schulen für Blöd- und Schwachsinnige oder nach einer solchen des Zwangserziehungswesens zu suchen. — Eine gute Übersicht über die Geschichte der Pädagogik gibt Weimer (**1620**), indem er die wesentlichen Erscheinungen gebührend hervorhebt, überall den Zusammenhang der pädagogischen Bestrebungen berücksichtigt und bei aller Knappheit doch die trockene und wenig ansprechende Form eines Leitfadens zu vermeiden weiss. — Zur Sammlung der Monumenta Germaniae Paedagogica sind in diesem Jahre zwei Bände erschienen, die beide besondere Beachtung verdienen. Der eine, Band 23, bildet den Schluss von F. Cohrs' (JBL. 1901 I 6:36; II 6:35) sorgfältiger Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. Er enthält die undatierbaren Katechismusversuche und eine zusammenfassende Darstellung. In der ersteren Abteilung sind folgende Schriften besprochen und mitgeteilt: Joh. Oekolampadius, Frag und Antwort in Verhörung der Kinder; — Joh. Toltz, Wie man junge Christen in drei Hauptstücken kurz unterweisen soll; — Joh. Zwicks katechetische Schriften; — Luthers fünf Fragen vom Abendmahl und ihre Seitenstücke; — Lucas Otho, Tabula und Spruchsammlung aus der Syllabas perdiscendi ratio; — Val. Krautwald, Katechesis und verwandte Schriften. Die zusammenfassende Darstellung enthält zunächst eine kurze allgemeine Übersicht, dann werden die Lehrbücher nach ihrem Stoff und ihrer Auslegung und schliesslich der Unterricht auf Grund dieser Lehrbücher behandelt. Ein besonderer Registerband zu diesem vier stattliche Bände füllenden Werke soll noch erscheinen und wird die Benutzung desselben wesentlich erleichtern. — Mit Band 24 der „Monumenta Germaniae paedagogica" beginnt die Sammlung der badischen Schulordnungen von K. Brunner (Die badischen Schulordnungen. Bd. 1. B., A. Hofmann. CXXVIII, 617 S. M. 20,00), die gleichfalls drei bis vier Bände füllen wird, da das heutige Grossherzogtum Baden aus einer Menge kleiner Territorien zusammengesetzt ist, die alle ihre eigenen Schulordnungen gehabt haben. Der vorliegende Band enthält die Schulordnungen der badischen Markgrafschaften und schliesst mit der Organisation des Schulwesens im Jahre 1803 ab; die älteste der mitgeteilten Ordnungen entstammt dem Jahre 1453, weitaus die meisten dem 18. Jahrhundert. — E. Hermann (**1631**) behandelt das deutsche Schulwesen im Zeitalter der Reformation, indem er eine Reihe von litterarischen Erscheinungen aus den Jahren 1900 und 1901, die sich mit diesem Gegenstande befassen, bespricht und einige Ergänzungen dazu bietet. Es sind Schriften wie Merz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert (JBL. 1901 I 6:42), Monumenta Germaniae Paedagogica Band 20 und 21 (JBL. 1900 I 4:10) usw. — Des Engländers Sadler (**1643**) ausführliche Darstellung des deutschen Unterrichtswesens wird von Münch als sehr beachtenswert hingestellt. —

Einzelne Vertreter der Pädagogik und ihre Werke. Nachdem Voss (**3575**) in einer früheren Abhandlung (JBL. 1899 I 4:29) das Leben des Frankfurter Dichters und Schulmannes Christoph Stummel (Stymmelius) von 1525 bis 1549 beschrieben und dessen Jugenddrama „Studentes" veröffentlicht hat, bringt er jetzt eine Schilderung des ferneren Lebensganges und der Tätigkeit dieses Mannes. Stummel hat den grössten Teil seiner Mannesjahre in Stettin verbracht; 1556 über-

nahm er daselbst das Pfarramt an der Marienkirche, daneben war er als Lehrer am fürstlichen Pädagogium tätig. 1588 starb er. — Mit David Chyträus (1531—1600) beschäftigt sich Kohfeldt (1647), und zwar schildert er an der Hand von Rostocker Kollegienheften dessen Geschichtsvorlesung über das chronicon Carionis, die vermutlich 1592 gehalten worden ist. In der Einleitung handelt Verfasser im allgemeinen von historischen Studien auf den Universitäten während des 16. Jahrhunderts. — In der Person des Adam Rathmann, dessen Leben Böhme (1654) nach eigenhändigen Aufzeichnungen schildert, tritt uns die ganze Erbärmlichkeit des Lehrerlebens nach dem dreissigjährigen Kriege vor Augen. Rathmann war von 1658 bis 1700 am Gymnasium zu Schleiz angestellt, und wenn er auch selbst, wie B. richtig bemerkt, um seiner Persönlichkeit willen eine eingehendere Behandlung nicht verdient, so hat die vorliegende Veröffentlichung doch als ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts und als ein Baustein zur Geschichte des Schleizer Gymnasiums gute Berechtigung. — Auf die Beziehungen zwischen Goethe und Basedow geht Wolff (1656) näher ein und weist nach, dass Goethes „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" durch die Begegnung mit Basedow in Ems (1774) veranlasst worden sei, dass diese dramatische Satire sich also auf den Philanthropisten bezieht; auch den Entwurf zur Mohammed-Tragödie bringt er in Verbindung mit jener Episode in Ems. — Häussel (1664) untersucht das Verhältnis, in dem Herders philosophisch-pädagogische Anschauungen zu Rousseau stehen. Während man früher nach Hettners Vorgang den Einfluss des letzteren auf Herder für sehr gross hielt, schätzt Haym ihn nur gering. Dieser Meinung ist auch Verfasser, dessen Untersuchung zu dem Ergebnisse führt, dass „Herder sich nur als gering von Rousseau beeinflusst hinstellt". Ins einzelne gehend, weist H. nach, dass Herder nur in seinen Anschauungen über die Ausbildung der Sinne und hinsichtlich des formalen Realismus von dem grossen Franzosen beeinflusst worden ist. — Aus dem Leben eines norddeutschen Schulmannes, Heinrich Kunhardts (1772—1844), teilt Lüdecke (1676) viel Interessantes mit, woraus man namentlich über den Schulbetrieb im Lyceum zu Bremen ein deutliches Bild erhält. Dort nämlich brachte Kunhardt seine Schülerzeit zu, und L. macht eingehende Mitteilungen darüber, wie der Unterricht im Lateinischen, auf dem das Hauptgewicht lag, erteilt wurde. Man übte die oberen Schüler besonders eifrig in lateinischen Disputationen; die Sammelbücher, in die die Schüler die dabei gestellten Thesen eintragen mussten, sind noch erhalten und zeigen, dass man den Stoff dazu vornehmlich der Religion, Philosophie und Geschichte entnahm. Als Lehrer ist Kunhardt fast vierzig Jahre lang am Gymnasium zu Lübeck tätig gewesen. — Einen für das Verhältnis von Herbart zu Pestalozzi interessanten Fund hat A. Israel (1679) gemacht, indem er eine bis jetzt übersehene Anzeige über Pestalozzis Elementarbücher, die im 28. Stück der Göttingischen gelehrten Anzeigen von 1804 enthalten ist, als Herbarts Eigentum anspricht. Er teilt Herbarts Kritik, die sich im besonderen auf Pestalozzis Buch der Mütter bezieht, im Wortlaute mit. — Heinrich Pudor (1684) meint, dass Pestalozzis Forderung, von der Anschauung zum Begriffe weiterzugehen und nicht den umgekehrten Weg einzuschlagen, noch immer nicht genügend beachtet werde; sie müsse aber nicht nur in der Schule, sondern auf allen Lebensgebieten, vor allem auch in der Kunst zur Anwendung kommen. — Eine Parallele zwischen Pestalozzi und Herbart zieht F. W. Schmidt (1686) und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass der eine heilige Liebe zum Lehrerberufe lehrt, der andere aber zu wissenschaftlicher Vertiefung für diesen Beruf mahnt; man soll daher nicht fragen: Herbart oder Pestalozzi?, sondern Herbart und Pestalozzi zu Führern wählen. — P. Schneider (1687) untersucht das Verhältnis, worin die Volksschule des Königreichs Sachsen zu dem schweizerischen Pädagogen steht; es ergibt sich da, dass man nach anfänglicher Zurückhaltung späterhin doch ihm die verdiente Anerkennung gezollt hat. — Pestalozzis Lienhard und Gertrud kann noch immer nicht genug als Volksbuch empfohlen und verbreitet werden. Darauf will auch Weitkamp (1695) hinwirken mit einer Charakteristik der Gertrud, die er auf Grund jenes Meisterwerkes entworfen hat. — So freut es uns auch, dass in der von Mann (1691) herausgegebenen Bibliothek pädagogischer Klassiker der 2. Band, der den 3. und 4. Teil von Lienhard und Gertrud enthält, bereits in 5. Auflage vorliegt. — Flügel (1697) sucht im Gegensatz zu den Anhängern der Kantischen Lehre den Nachweis zu erbringen, dass nicht nur Metaphysik im allgemeinen, sondern die Metaphysik Herbarts im besonderen auch für die Gegenwart noch Bedeutung und Geltung hat. — Anders stellt sich Kinkel (1698) Herbart gegenüber: in seiner Darstellung von dessen Leben und Philosophie sucht er einerseits Herbarts Abhängigkeit von den Rationalisten zu erweisen, anderseits zu zeigen, dass Herbart zwar für seine Zeit „eine Notwendigkeit" war, dass er aber in der neuerwachenden Philosophie des 19. Jahrhunderts die Führung nicht übernehmen konnte. — Herbarts „Allgemeine Pädagogik", die wichtigste unter seinen pädagogischen Schriften, ist jetzt

auch in Reclams Universalbibliothek aufgenommen worden; der Herausgeber, Fritzsch (1707), hat dem Werke ausser einer kurzen Einleitung auch noch eine Anzahl gut zu brauchender Anmerkungen unter dem Texte hinzugefügt. — Fritzsch (1706) teilt 26 Briefe Herbarts an den Leipziger Professor der Philosophie Drobisch mit; es ist der erste Teil von 84 Briefen dieser Art, die sich jetzt im Besitze der Universitätsbibliothek zu Leipzig befinden. Die veröffentlichten Briefe stammen aus der Königsberger Zeit, aus den Jahren 1827—33. Sie sind nicht nur lehrreich für das Verhältnis der beiden Philosophen zueinander, sondern sie geben auch „wichtige Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte mehrerer Schriften Herbarts". — Auf Schleiermachers pädagogische Schriften, die Platz (7374a) unter Vorausschickung einer kurzen Biographie herausgegeben hat, wollen wir auch hinweisen. Leider hat ja Schleiermacher nichts über Pädagogik selbst veröffentlicht; seine Vorlesungen über Erziehungslehre können nur auf Grund von Nachschriften wiedergegeben werden. Den Hauptinhalt des vorliegenden Bandes bilden die Vorlesungen aus dem Jahre 1826; daneben werden aus Manuskripten Schleiermachers aus der Zeit von 1813—14 eine Abhandlung und Aphorismen zur Pädagogik mitgeteilt, und den Schluss bilden Auszüge aus den Vorlesungen im Wintersemester 1820—21. — E. Eitle (7367) hat aus einer früheren Arbeit über Schleiermacher, die im 4. Bande von Schmids Geschichte der Erziehung enthalten ist (vgl. JBL. 1898 I 7:10), das, was sich auf die höheren Schulen bezieht, auszugsweise noch einmal zusammengestellt. — Über Schopenhauers Bedeutung für Erziehung und Unterricht urteilt Ebel (7238), dass der Philosoph es zwar unterlassen hat, seine Ansichten über Erziehung systematisch darzustellen, dass aber seine gelegentlichen Äusserungen darüber von Bedeutung sind. Verfasser hat sie deshalb nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt. — Wie Diesterweg (1790—1866), der grosse Schüler Pestalozzis, über die soziale Erziehung der Jugend, insbesondere der der Schule entwachsenen Jugend dachte, legt E. von Sallwürk dar (Diesterweg und die soziale Frage: RhBllEU. 76, S. 1-11); es ist interessant, zu sehen, wie Diesterweg zu diesem Zwecke an des alten Jahn volkstümliche Turnkunst wieder anknüpft. — Sallwürk schildert auch (Aus Diesterwegs Seminarschule: RhBllEU. 76, S. 353/6) die von Diesterweg 1832 in Berlin errichtete Seminarschule, die nicht nur, wie das sonst üblich ist, Volksschulklassen enthielt, sondern auch lateinisch und französisch im Lehrplan hatte, so dass die Knaben hier Vorbereitung für Tertia des Gymnasiums finden konnten. — Diesterweg hat die letzten acht Jahre seines Lebens dem preussischen Abgeordnetenhause angehört. War er auch kein Volksredner, so hat er doch — wie H. Rosin (1712) ausführt — mit grossem Eifer und nicht ohne Erfolg für Hebung der Volksschule und vor allem des Lehrerstandes auch als Parlamentarier gewirkt. „Sicher ist, dass Diesterweg auf die Gestaltung des auf die Schule bezüglichen Teils unserer preussischen Verfassung einen namhaften Einfluss ausgeübt hat." — Eine ausführliche Darstellung von Friedrich Fröbels (1782—1852) letztem Lebensjahre hat Eleonore Heerwart (Fröbels letztes Lebensjahr, Tod und Beerdigung. Eisenach, Kahle. 102 S. mit Bildn. M. 1,00) geliefert. Gerade in diesem Jahre drängen sich noch wichtige Ereignisse seines Lebens zusammen: die Begründung der Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen in Schloss Marienthal bei Liebenstein in Thüringen, seine Vermählung mit Luise Levin und das Verbot seiner Kindergärten in Preussen, ein Werk der engherzigen und kurzsichtigen Politik des Kultusministers von Raumer, das erst 1860 wieder aufgehoben wurde. — Ebenfalls durch den Hinblick auf die fünfzigste Wiederkehr von Fröbels Todestag veranlasst, legt Pappenheim (1715) dar, dass die Kindergartenpädagogik doch nur den letzten Teil von Fröbels Leben ausfüllt, dass sie aber auf einer neuen Auffassung der Aufgaben der Erziehung gegründet ist, die Fröbel bereits in jüngeren Jahren so formuliert hat, dass „auch die Pädagogik bei der Physiologie in die Schule gehen müsse"; so verkündet Fröbel „in demselben Jahrhundert, wo ... Beneke und Herbart die psychologische Pädagogik schufen, als der erste von den Naturwissenschaften ausgehende pädagogische Denker die anthropologische oder biologische Pädagogik". — Carl Bertheau (1806—1886), der von 1845—1872 Direktor der Realschule am Johanneum zu Hamburg war, wird von Sillem (1719) wegen seiner Verdienste um diese Schule gerühmt; daneben hat Bertheau einen grossen Teil seiner Kraft und Zeit der inneren Mission gewidmet. — Sander (1720) gibt einen kurzen Lebenslauf des Pädagogen Julius Berger (1829—99). Berger hat seine Tätigkeit als Lehrer zumeist in Leipzig ausgeübt, sein Hauptverdienst besteht darin, dass er als der eigentliche Begründer der pädagogischen Zentralbibliothek zu Leipzig (Comeniusstiftung) anzusehen ist. Er hat diese Bibliothek bis 1892 verwaltet und bis auf 60000 Bände gebracht; jetzt hat sie die Hunderttausend bereits überschritten und ist in einem eigenen Bibliotheksgebäude untergebracht worden. — Dem Professor Dr. Josef Malfertheimer, der von 1850—1892 am Gymnasium zu Innsbruck tätig gewesen

und 1901 gestorben ist, widmet J. Egger einen Nachruf (Progr. Innsbruck. 32 S.). — Dasselbe tut A. Sauer für Direktor Dr. Andreas Borschke, der von 1893—1902 an der Spitze des Schottengymnasiums zu Wien gestanden hat (Progr. Wien. 33 S.). — K. Rittweger (1736) entwirft ein ausführliches Lebensbild seines Vaters Ernst Rittweger (1820—1900), der von 1878—1896 Leiter des Gymnasiums zu Hildburghausen war und im ganzen über ein halbes Jahrhundert lang im Dienste der Schule gestanden hat. — Noltenius (1738) schildert Leben und Charakter von Wilhelm Conrad Sanders (1766—1842), der im Bremer Schulleben leitende Stellungen eingenommen hat. Besonderes Interesse gewinnt dieser Pädagog dadurch, dass er zu dem Bremer Senator Johann Smidt, dem Freunde Herbarts, in Beziehung gestanden hat, und dass in die Zeit seines Rektorates auch der Versuch fällt, Pestalozzis Lehrmethode in die Schulen der Hansastadt einzuführen. — In seinen Jugenderinnerungen beschreibt ein preussischer Schulmann, R. Foss (1743), sehr anschaulich seine Gymnasiastenjahre in Danzig, die sich über die Zeit von Anfang der dreissiger Jahre bis 1841 erstrecken. Da hier die einzelnen Lehrer und der gesamte Unterrichtsbetrieb eingehend geschildert werden, bildet das hübsch geschriebene Bändchen einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Danziger Gymnasiums. — In liebenswürdig anspruchsloser Weise erzählt Langer (1744), wie er, ein armer schlesischer Bauernjunge, im katholischen Lehrerseminar zu Breslau ausgebildet wurde, und in was für engen und dürftigen Verhältnissen er dann sein Lehrerleben begann; das ganze ist charakteristisch für die Stellung der katholischen Volksschullehrer in Schlesien während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. —

Hochschulwesen. So gut wie man von Elementarpädagogik und, seit einiger Zeit, von Gymnasialpädagogik redet, muss sich, fordert Schmidkunz (1760), auch eine Hochschulpädagogik entwickeln; er weist besonders auf die soziale Bedeutung dieser Frage hin: wenn der wissenschaftliche Unterricht die einzelnen Berufe so vorbereitet, dass er über deren Stellung im Ganzen der Welt und des Menschenlebens aufklärt und die nötige ethische Bildung gewährt, dann wird die Hochschulpädagogik auch zur Lösung der sozialen Frage mitwirken können. — In der Geschichte der deutschen Burschenschaft bildet die am 22. Mai des Berichtsjahres erfolgte Einweihung des von derselben auf der Göpelskuppe bei Eisenach errichteten Denkmals ein wichtiges Ereignis. Die von E. Heyck (1763) bei dieser Gelegenheit gehaltene Festrede (vgl. auch DHeimat. 5, N. 38/9) ist mehrfach abgedruckt worden, und dies mit Recht, denn sie verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. — Vollständige Berichte über die ganze Feier einschliesslich der dabei zu Gehör gebrachten Reden, Gedichte usw. hatte die Eisenacher Zeitung gebracht; sie sind dann auch in Buchform zusammengestellt worden. (Die Weihe des deutschen Burschenschaftsdenkmals. Eisenach, Kahle. 80, 78 S. M. 1,50). — Anlässlich dieser Feier erinnert Wiese (1766) an die Gründung der deutschen Burschenschaft zu Jena im Juni 1815 und an die schweren Verfolgungen, denen sie alsdann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgesetzt gewesen ist. — Es mag bei dieser Gelegenheit auch bemerkt werden, dass Zieglers (1768) treffliche Schrift vom Deutschen Studenten (JBL. 1896 I 10 : 164), „mit einem Nachworte aus dem 20. Jahrhundert versehen", in achter Auflage vorliegt. — Was die Beteiligung der Studenten an der Politik betrifft, so wünscht W. Förster (1769), dass sie sich „an der Kulturpolitik beteiligen und der Parteipolitik absagen" sollen. — Über die bei der technischen Hochschule zu Charlottenburg seit mehreren Semestern eingerichteten Fortbildungskurse für Arbeiter, in denen Studenten den Unterricht erteilen, spricht sich sowohl W. Wagner (1774-75) als auch Dibelius (1773) anerkennend aus, doch bezweifelt letzterer, ob derartige Kurse sich ohne weiteres von der technischen Hochschule auf die Universität werden übertragen lassen. — Das ist übrigens die Art der Volkshochschulbewegung, der F.W. Förster (2040) das Wort redet, während er den bisherigen Bestrebungen dieser Art in Deutschland, die von den Professoren ausgehen, seine Zustimmung versagt; nach seiner Meinung stehen die Hochschullehrer den Arbeitern viel zu fern, als dass sie mit Verständnis sie belehren könnten. — Anknüpfend an den „Fall Spahn" bei der Strassburger Universität stellt E. Leumann (Religion und Universität. Frankfurt a. M., N. Frankf. Verlag. 27 S. M. 0,30) die Forderung auf, dass die Professuren in den weltlichen Fakultäten durchaus unabhängig von konfessionellen Rücksichten besetzt werden müssen. —

Geschichte einzelner Universitäten. Eine Geschichte der Universität Dorpat, die nun 100 Jahre besteht, hat von Gernet (1779) verfasst. Die von der livländischen Ritterschaft gegründete Hochschule wurde am 21. April 1802 eröffnet; bereits am Ende dieses Jahres ging sie in die Verwaltung der Regierung über, daher die offizielle Feier des 100jährigen Jubiläums erst am 12. Dez. 1902 gefeiert worden ist. G. schildert alsdann die mannigfachen Wandlungen in der Verfassung der Universität bis zum Jahre 1889, d. h. bis zu dem Zeitpunkte, wo die Russifizierung der

bis dahin deutschen Hochschule eingesetzt hat. — Die 1754 gegründete Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt stand in engster Beziehung zur dortigen Universität. Während aber letztere, nachdem Erfurt 1802 preussisch geworden war, 1816 aufgelöst wurde, blieb erstere weiter bestehen. Die hierauf bezüglichen Verhandlungen teilt Thiele (1782) mit. — Frommhold (1789) handelt von den verschiedenen Versuchen, die in früheren Zeiten gemacht worden sind, um die Universität zu Greifswald nach Stettin zu verlegen. Das erste Mal war 1628 davon die Rede, als die Wallensteiner in Norddeutschland Herren waren, dann kam in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts unter der schwedischen Regierung die Frage wieder in Fluss, auch 1705 ist noch einmal daran gedacht worden, ohne dass es je über blosse Erörterungen der Frage hinaus gekommen wäre. — Der verstorbene W. Beyschlag (Zwei akademische Festreden. Halle a. S., Strien. 41 S. M. 0,60) hat in einer akademischen Festrede, die jetzt veröffentlicht worden ist, darüber gehandelt, welchen Anteil die Universität Halle a. S. an der Entwicklung des deutschen Geistes gehabt hat. Der Einfluss dieser Hochschule hat sich, da in Halle von jeher die theologische die ausgeprägteste Fakultät war, namentlich in der Entwicklung des Protestantismus gezeigt; man denke nur an Männer wie H. Francke, Schleiermacher, Tholuck und den Redner selbst. — Von der Matrikel der Universität zu Leipzig hat Erler (1802) nun den Schlussband erscheinen lassen, der die Register enthält und nun erst eine bequeme Handhabung der beiden anderen Bände ermöglicht. — In gleicher Weise hat G. C. Knod (Die alten Matrikeln der Universität Strassburg i. E. 1621 bis 1793. 3. Bd. Strassburg i. E., Trübner. 400 S. M. 15,00) auch zu den von ihm herausgegebenen alten Matrikeln der Universität Strassburg i. E., die von 1621 bis 1793 reichen, in einem dritten Bande die erforderlichen Personen- und Sachregister geliefert. — Für die Begründung und Unterhaltung der Hochschule zu Tübingen war von grosser Wichtigkeit, dass das weltliche Chorherrenstift zu Sindelfingen 1476 an die Kirche zu St. Georg in Tübingen verlegt wurde; denn nun konnten die Pfründen der einzelnen Kanonikate zur Dotierung der Universitätsprofessuren verwendet werden. Hierüber handelt J. B. Sproll (Die Verfassung des St. Georgenstiftes zu Tübingen: Freiburger DiözesA. 3, S. 105—92) eingehend unter Mitteilung der darauf bezüglichen Aktenstücke. — Bei der Feier, die in Halle a. S. zur Erinnerung an die vor fünfhundert Jahren erfolgte Gründung der Universität Wittenberg abgehalten wurde, hat E. Haupt (1793b) dargetan, was die deutschen Universitäten dieser Gründung Friedrichs des Weisen zu verdanken haben; durch ihr unmittelbares Wirken haben vor allem Luther und Melanchthon auf den ganzen Betrieb des akademischen Studiums umgestaltend eingewirkt, mittelbar aber haben sie noch viel mehr bewirkt, nämlich „das gesamte wissenschaftliche Leben, wie es sich heute auf unseren Universitäten gestaltet hat, ist in seinen Grundlagen die Konsequenz von dem, was jene Männer getan und gewollt haben“. —

Höheres Schulwesen: Allgemeines. Trotz der bereits vorhandenen Menge pädagogischer Zeitschriften ist das Erscheinen der Monatsschrift für höhere Schulen, deren erster Jahrgang nun abgeschlossen ist (1814), freudig zu begrüssen, da diese Zeitschrift nicht einer einzelnen Richtung dienen, sondern „die Interessen der höheren Schulen nach allen Richtungen hin in sachgemässer Weise zu vertreten und von allgemeinen Gesichtspunkten aus das ganze Gebiet des höheren Unterrichtswesens zu umfassen“ bemüht sein will, und diese Absicht ist in dem vorliegenden Bande auch in jeder Beziehung erfüllt worden. Im Mittelpunkte des Interesses steht auch hier natürlich zunächst die Reform des höheren Unterrichtswesens auf Grund der letzten Berliner Konferenz. — Anknüpfend an einen Aufsatz Fr. Paulsens (Der höhere Lehrerstand und seine Stellung in der gelehrten Welt. Braunschweig, Vieweg. 16 S. M. 0,40), worin P. zu dem Ergebnis kommt, dass die Bedeutung der Gymnasiallehrer in der gelehrten Welt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr abnimmt, bestreitet Halbfass (1822) diesen Satz zwar nicht, er glaubt aber, dass auch jetzt noch der Gymnasiallehrer die Möglichkeit habe, wissenschaftlich etwas zu leisten, nur muss ihm im Unterrichte grössere Freiheit gewährt werden, vor allem aber muss den Direktoren die Last der Verwaltungsarbeit genommen werden, damit sie Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit gewinnen und auf diesem Gebiete vorbildlich wirken können. — Auf zwei akademische Reden, deren eine H. Fischer über den Neuhumanismus in der deutschen Litteratur, die andere M. von Schanz über die neue Universität und die neue Mittelschule gehalten hat, weist Cauer (1842) hin; in beiden Reden wird die gymnasiale Bildung als ein kostbares Gut angesehen, das dem deutschen Volke erhalten bleiben müsse. — Als immer schlagfertiger Kämpe verteidigt Kaemmel (1844) das Gymnasium gegen den unangebrachten Vorwurf, dass es keine nationale Erziehung gäbe. — Auch Steuding (1845) vertritt mit Wärme den bildenden und erzieherischen Wert der alten Sprachen im Gymnasialunterrichte; gerade die Beschäftigung mit ihnen führt zu begrifflich klarem Denken, wirkt auf Phantasie und Gemüt ein und erweckt

im Schüler einen festen Willen zur Betätigung des Guten. — Als einen „Kommentar" zu Kaiser Wilhelms II. Erlass über die Reform der höheren Schulen vom 26. Nov. 1900 bezeichnet Lexis (1848) das von ihm in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegebene Buch über die Reform des höheren Schulwesens in Preussen. Die Einleitung bildet ein geschichtlicher Rückblick über die Entwicklung des höheren Schulwesens in Preussen seit Friedrichs des Grossen Schulreformen, die C. Rethwisch geschrieben hat; alsdann folgen Aufsätze über die Gleichwertigkeit der neunklassigen Schulen, die Berechtigungsfragen, über den Betrieb der einzelnen Lehrfächer, Reformschulen, die höheren Schulen mit weniger als neun Klassen, Ausbildung und Lage der Lehrer an höheren Schulen — kurz alle Seiten und Lebensfragen des höheren Schulwesens werden im Anschluss an jenen kaiserlichen Erlass erörtert, und zwar von berufenen Männern, aus deren Zahl nur einige noch genannt sein mögen: Fr. Paulsen, U. von Wilamowitz-Möllendorf, R. Lehmann, K. Reinhardt, W. Fries. — Ein Süddeutscher, Eidam (1849), befürwortet eine Reorganisation im Sinne des Frankfurter Reformgymnasiums, d. h. er verlangt das Französische als erste Fremdsprache; in Bayern ist bis jetzt das Französische viel mehr als in den übrigen deutschen Bundesstaaten zurückgesetzt gewesen. — Einer sehr dankenswerten Aufgabe hat sich Goldscheider (1851) unterzogen, indem er die in den neuen preussischen Lehrplänen von 1901 enthaltenen Grundsätze entwickelt und in einer auch auf das grössere Publikum berechneten Form zur Darstellung bringt. Er tut dies an der Hand folgender sechs Leitsätze: Sichere Kenntnisse als Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit; grammatisch-logische Schulung als Grundlage aller wissenschaftlichen Sprachstudien; geschichtliches Denken als Ziel aller Geisteswissenschaft; Ausbildung der Beobachtungsfähigkeit als Mittel aller naturwissenschaftlichen Studien; philosophische Verknüpfung der Gedanken als Abschluss aller wissenschaftlichen Forschung; Erziehung zur Sittlichkeit als Begleiterscheinung aller Schulbelehrung. — W. Hempel (Über die Erziehung der jungen Männer. Dresden, Zahn & Jaensch. 28 S. M. 1,00) greift keine der bestehenden Schulgattungen im besonderen an, er hält es nur für nötig, dass ein junger Mann spätestens mit 18½ Jahren zur Hochschule übergeht, damit er nicht zu spät ins Amt kommt; demzufolge fordert er eine Verminderung der Lehrziele bei den höheren Lehranstalten, daneben erhöhte Rücksichtnahme auf die körperliche Ausbildung der Jugend. — Nachdem Cauer (1867) das oben erwähnte Reformgymnasium, das Goethegymnasium zu Frankfurt a. M., besucht hat, spricht er seine Bedenken über diese Schulgattung aus, die einerseits die Schüler in den Oberklassen zu stark in Anspruch nimmt, andererseits schliesslich doch zu einer Verdrängung der alten Sprachen führen wird, da die jetzige Beschränkung der Mathematik und Geschichte in den Oberklassen sich nicht halten lassen wird. — Seine Bedenken gegen das Reformgymnasium teilt auch Bolle (1828), doch ist er der Meinung, dass man nicht, wie jener will, durch Vermehrung der Stilübungen in den alten Sprachen das humanistische Gymnasium halten könne, sondern vielmehr durch deren völlige Beseitigung: „Man begnüge sich damit, lateinische und griechische Schriftsteller mit klarem Verständnis zu lesen und Begeisterung für sie zu wecken." Ob dies aber ohne gründliche schriftliche Übung möglich ist — das ist eben die Frage. — Kaemmel (1852) erkennt die Berechtigung der verschiedenen Formen der neunklassigen Anstalten durchaus an — denn sie sind aus berechtigten Bedürfnissen erwachsen —, darum soll man aber auch dem humanistischen Gymnasium seine Eigenart lassen und nicht immer wieder daran umformen wollen. — Der inzwischen verstorbene H. Schiller (1859) behandelt in einem zweiten Hefte seiner Aufsätze über die Schulreform von 1900—1 eingehend die äussere Organisation des Gymnasiums — denn nur um diese Schulgattung handelt es sich für ihn. Das Wesentliche, worin sich sein Lehrplan von dem geltenden unterscheidet, ist Folgendes: das Lateinische soll erst in Quinta, das Griechische in Obertertia beginnen, Religion und Französisch werden für die Oberklassen fakultative Lehrfächer. So wird es möglich, den deutschen Unterricht in allen Klassen, besonders aber in Sexta, den geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Unterricht in vielen Klassen mit mehr Stunden zu bedenken, ohne doch die Gesamtzahl der Lehrstunden wesentlich zu vermehren; freilich darf man nicht übersehen, dass diese Vermehrung der Lehrstunden gerade die drei Unterklassen, vor allem Quinta, trifft. — Gegen die Schulprogramme erhebt Pietzker (1873) seine Stimme, mit der Einschränkung, dass er die „Beibehaltung der Schulnachrichten in gehöriger Einschränkung, doch unter Hinzufügung von ausführlicheren Berichten über besonders bedeutsame Ereignisse im Schulleben" wünscht. — Noch radikaler geht H. Müller (1875) zu Werke, denn er fordert: Fort mit den Schulnachrichten, fort mit den Abhandlungen! Wir können es uns nicht versagen, unsere Bedenken gegen solche Bestrebungen zu äussern. Mit den wissenschaftlichen Abhandlungen fiele doch wieder eine von den Beziehungen weg, in der die Lehrer der höheren Schulen zur Wissenschaft stehen und stehen sollen. Gerade im Hinblick auf die oben zitierten Aufsätze von Paulsen und Halb-

fass (vgl. S. 297) ist es doch zu wünschen, dass diese Einrichtung bestehen bleibt. Wenn auch Worms (1879) erklärt, dass die Tätigkeit des höheren Lehrers an sich „ein vollgültiger Beweis für seine Zugehörigkeit zum Gelehrtenstand" ist, so bleibt es doch ein Vorzug, wenn sich diese Zugehörigkeit auch in der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten betätigt. —

Schulwesen einzelner Länder und Städte. E. Gudopp (Dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien. Progr. Berlin. 4⁰. 22 S. [JBL. 1900 I 4:220]) führt seine Untersuchung über dramatische Aufführungen an Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert zu Ende. Es handelt sich in diesem Schlussteile ausschliesslich um Aufführungen im Gymnasium zum grauen Kloster. Speziell besprochen wird hier noch die Aufführung des Actus tragicus „Das ungerechte Urteil des Pilatus" von Subkonrektor Rösner im Jahre 1661, die den Autor in Untersuchung und Haft brachte. — Für eine Umgestaltung der Berliner höheren Schulen im Sinne des Reformgymnasiums nach Frankfurter System spricht sich R. Eickhoff (Berliner Schulreform. Braunschweig, Vieweg. 25 S. M. 0,50) aus, und zwar hält er es für die Berliner Verhältnisse für besonders nötig, dass möglichst viele Realgymnasien nach diesem System gegründet oder aus schon bestehenden Realschulen entwickelt werden. — In Braunschweig trat um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine bedeutsame Hebung des Landschulwesens ein (1884); sie ist vor allem dem braunschweigischen Minister Leonhard Schrader und dem Superintendenten zu Schöppenstedt, August Gesenius, zu verdanken gewesen. — Über das Volksschulwesen im Kapitel Crailsheim in Württemberg ist nach K. Schmid (1887) zu sagen, dass es seine Entstehung der Reformation zu danken hat; um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt die Gründung deutscher Schulen, zu Anfang des 17. Jahrhunderts sind auch die grösseren Dörfer damit versehen, und 1808 zählte das Kapitel Crailsheim 39 Schulorte. Sch. führt seine Darstellung bis 1810, wo dieses bisher brandenburgische Gebiet Württemberg einverleibt wurde. Eingehend schildert er die Schulverhältnisse, Vorbildung und Besoldung der Lehrer, Unterrichtsbetrieb usw. — Über die Anfänge des höheren Schulwesens zu Eisleben teilt Grössler (1890) aus E. Chr. Franckes Versuch einer historischen Beschreibung von Eisleben (1726) mit, dass 1546 dort ein Gymnasium begründet wurde, nachdem man die bislang bei den Kirchen bestehenden Trivialschulen mit Ausnahme der Kinderschule zu St. Peter aufgehoben hatte. — Für die Reform des gesamten Schulwesens in Hamburg tritt G. Coym (Zur Schulreform in Hamburg. I. Hamburg, Neue Börsenhalle. 64 S. M. 1,00) ein; er findet, dass das Schulwesen dieser Hansestadt im Vergleich mit dem preussischen ziemlich im Rückstande ist, und schlägt für Hamburg ein Einheitsschulsystem vor, bei dem sich alle höheren Schulorte aus dem Unterbau einer gemeinsamen Volksschule entwickeln. — Eine grössere Anzahl von Urkunden zur Schulgeschichte von Hamburg veröffentlicht und erläutert Rüdiger (1896). Die mitgeteilten Urkunden entstammen den Hamburgischen Kirchenarchiven und berichten die mannigfaltigsten Erscheinungen des Schullebens; sie sind zeitlich geordnet und reichen von 1568—1856. — Die ausführliche Darstellung des gesamten Volksschulwesens im Grossherzogtum Hessen von G. Greim und P. Müller (Das Volksschulwesen im Grossherzogtum Hessen. 2. Aufl. Giessen, Roth. XV, 282 S. M. 3,00) liegt jetzt in zweiter Auflage vor. — Über die Verhältnisse der deutschen Schulen in Hessen-Darmstadt während der Zeit von 1661—1738 hat Diehl (1899) Untersuchungen angestellt. Nachdem das Land im 30jährigen Kriege entsetzlich gelitten hatte, sind es besonders die Landgrafen Ludwig VI. und Ernst Ludwig gewesen, die sich durch Hebung des Volksschulwesens verdient gemacht haben. Hervorzuheben ist in dieser Hinsicht der „Extract der Instructive vor die Praeceptores und Schulmeistere in kleinen Stätten und Dörffern" von 1669 und die Gutachten des Pfarrers Melchior und anderer vom Jahre 1709, die später auf die oberhessische Schulordnung von 1733 von Einfluss waren. — In der Stadt Malchow in Mecklenburg lässt sich 1366 zuerst eine Schule nachweisen. Schnell (1903) verfolgt von diesem Zeitpunkte an bis in die neueste Zeit das Schulwesen dieser Stadt und teilt eine Reihe von zugehörigen Urkunden mit. — Berichtigungen und Ergänzungen zu Lipperts kirchlich-statistischer Übersicht der Pfarreien und Schulen der Oberpfalz = Kurpfalz von 1621—1648 hat J. Hartl (Berichtigungen zu Fr. Lipperts Pfarreien und Schulen der Oberpfalz. VHVOberpfalz 54, S. 217—230 [JBL. 1901 I 6: 70]) veröffentlicht. — Mit der Geschichte der Lateinschulen in Sachsen beschäftigt sich Strüver (1907); seine Untersuchungen beziehen sich insbesondere auf den Religionsunterricht und das Verhältnis der Schulen zur Kirche im Zeitalter der Reformation, und da zeigt sich, dass der kirchliche Einfluss auf die Lateinschulen erst nach dieser Zeit an Bedeutung gewinnt. — Eine wertvolle Sammlung von Urkunden, die eine gute Unterlage zu einer Schulgeschichte Schlesiens bilden, hat Schulte (1909) herausgegeben. Er hat aus 67 Ortschaften dieser Provinz die ältesten Nachrichten über

das Schulwesen zusammengestellt; dabei hat er das bereits bekannte Urkundenmaterial von Städten wie Breslau, Gratz und Neisse, weggelassen, bietet also vielfach wirklich Neues, noch Unbekanntes. — Den mit Kirche und Schule in enger Verbindung stehenden musikalischen Veranstaltungen zu Wernigerode, besonders während des Zeitalters der Reformation, hat Ed. Jacobs (Das Collegium musicum und die convivia musica zu Wernigerode: ZHarzV. 25, S. 273—337) eine eingehende Untersuchung gewidmet. —

Geschichte einzelner Lehranstalten. Die bisherigen Schicksale des Königstädtischen Gymnasiums zu Berlin schildert W. Möller (Progr. Berlin. 4⁰. 51 S.). Die Anstalt ist 1877 von dem untengenannten Realgymnasium abgezweigt worden; der erste Direktor war Ludwig Bellermann. — Beiträge zur Geschichte des Königstädtischen Realgymnasiums enthält das Programm dieser Lehranstalt (**1915a**), indem es die zum Gedächtnis von vier in den Jahren 1899—1901 verstorbenen Lehrern desselben gehaltenen Reden mitteilt. — Bahn (**1915**) beginnt mit einer Veröffentlichung der Abiturientenverzeichnisse des Joachimsthalschen Gymnasiums; der vorliegende erste Teil umfasst die Abiturienten von 1789—1870. Dabei ist zu beachten, dass von Abiturienten im heutigen Sinne des Wortes erst von 1803 an die Rede ist; vorher gab es zwar schon Abgangsprüfungen, doch brauchten sich die Schüler ihnen nicht zu unterziehen, sie konnten auch ohnedies zur Universität übergehen, da zur Zeit noch eine Aufnahmeprüfung bei der philosophischen Fakultät bestand. —

Die Oberrealschule zu Bochum besteht seit fünfzig Jahren. Sie wurde, wie K. Wehrmann mitteilt (Rede. Bochum, Selbstverlag, 4⁰. 15 S.), 1851 als städtische Gewerbeschule mit drei Klassen eröffnet. 1871 wurde sie in der Weise reorganisiert, dass Religion, sprachlich-historische Fächer, Turnen und Singen in den Lehrplan aufgenommen wurden; 1882 wurde eine höhere Bürgerschule, 1887 eine siebenklassige Realschule daraus, seit 1892 ist sie zur Oberrealschule ausgestaltet worden. —

In Borbeck ist die seit 1873 bestehende Mittelschule für Knaben — sie hiess später Rektoratsschule — in ein Progymnasium umgewandelt worden, das Ostern 1902 eine Obersekunda erhielt und zum Vollgymnasium erweitert werden soll. Der erste Jahresbericht, dem diese Notizen entnommen sind, rührt von F. J. Cüppers (Progr. Borbeck. 4⁰. 3 S.) her. —

Aus der Geschichte der Oberrealschule zu Braunschweig teilt A. Wernicke (Progr. Braunschweig. 4⁰. 56 S.) anlässlich des 25jährigen Bestehens verschiedenes mit. Der erste Leiter dieser Schule war der 1894 verstorbene Wilhelm Krumme, der sich um die Entwicklung der lateinlosen Schulen, insbesondere um die Oberrealschule sehr verdient gemacht hat. —

W. Rudkowski (Progr. Breslau. 80 S. [JBL. 1901 I 6 : 101]) hat nunmehr seine umfänglichen und sorgsamen Untersuchungen über die Stiftungen des Gymnasiums zu St. Elisabeth in Breslau abgeschlossen; sie erstrecken sich über die Zeit von 1293—1900. Der vorliegende Schlussteil behandelt die von 1777—1900 der Schule vermachten Legate und ist mit einem Gesamtregister sowie mit einer Übersicht über die zur Zeit noch bestehenden Stiftungen versehen. —

In Bromberg hat das Realgymnasium sein 50jähriges Jubiläum gefeiert; 1851 wurde die Anstalt mit drei Klassen eröffnet, jetzt ist es ein Königliches Realgymnasium mit über 500 Schülern. Den meisten Raum in Kesselers (**1920**) Mitteilungen über diese Schule nimmt das biographische Verzeichnis der Lehrer ein. —

In Brühl [vgl. JBL. 1900 I 4 : 225] besteht das jetzige Gymnasium erst seit 1865, und zwar war es, nach mancherlei Schwankungen, bis 1899 Progymnasium; nunmehr ist es, wie M. Mertens (Progr. Brühl. 68 S.) berichtet, Vollgymnasium geworden. —

An der Gründung des Anhaltischen Landesseminars zu Köthen hat nach Blume (**1923**) der Hofkaplan und Schulinspektor A. C. A. Schettler (1756—1837) hervorragenden Anteil genommen, denn er setzte es bei seinem Landesfürsten durch, dass 1784 das „hochfürstliche Schulmeister-Seminarium" in Köthen ins Leben gerufen wurde. —

Für die Geschichte des Gymnasiums zu Danzig sind die schon oben erwähnten Jugenderinnerungen (1822—41) von Foss (**1743**; vgl. S. 296) beachtenswert. —

In der Pädagogik der Philanthropisten spielte die Erweckung des Ehrgeizes bei den Schülern eine nicht geringe Rolle; das beweisen besonders die Meritenbücher und -tafeln, die sich unter den Akten des Philanthropinums zu Dessau befinden. Vor allem ist es Campe gewesen, der in diese Art der Auszeichnungen des Fleisses ein bestimmtes System gebracht hat, wie Lorenz (**1924**) aus den einschlägigen Akten nachweist. — Dessau hat dann später noch einmal eine ganz eigenartige Unterrichtsanstalt besessen, wie Wickenhagen (**1925**) hervorhebt, nämlich die erste Turnlehrerbildungsanstalt, die den stolzen Titel „gymnastische Akademie" führte. Der Mann aber, der die anhaltische Regierung 1840 zu dieser

Gründung veranlasste, war Adolf Werner (1794—1866), ein geborener Sachse, der in den Freiheitskriegen zum Reiteroffizier avanciert war, dann in Leipzig Universitätslehrer der Fecht- und Voltigierkunst war und schliesslich nach Dessau berufen wurde. Werner hat sich auch litterarisch um die verschiedensten Gebiete der Gymnastik verdient gemacht. —

Wie viele andere in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstandene Progymnasien, spiegelt auch das zu Dirschau den Wandel im preussischen höheren Schulwesen wieder. Die Anstalt wurde 1876, wie M. Killmann (Progr. Dirschau. 4⁰. 46 S.) mitteilt, begründet als höhere Bürgerschule, dann wurde sie Realprogymnasium, Realschule, Progymnasium. —

Nicht anders ist es dem Progymnasium zu Euskirchen (1929) ergangen, das auf eine 50 jährige Geschichte zurückblickt und sich gegenwärtig zu einem Vollgymnasium entwickelt. —

Vom Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. O. veröffentlicht O. Bachmann (1930) die Titel der von 1694—1813 erschienenen Programme, soweit sie noch vorhanden sind, und fügt zu den Namen der Verfasser kurze biographische Notizen hinzu. —

Im Jahre 1769 erfuhr das Gymnasium zu Giessen heftige Angriffe von anonymer Seite, worauf die hessische Regierung eine Untersuchung anstellte, deren Verlauf von Schädel (1931) dargestellt wird. Die Anfeindungen, die vermutlich von Professoren der Giessener Hochschule ausgingen, richteten sich gegen angeblich veraltete Zustände des Gymnasiums, wurden aber von den zuständigen Organen als unberechtigt abgewiesen. —

Schubert von Saldern (1932) setzt seine Geschichte des Staatsgymnasiums zu Görz fort, indem er ein Verzeichnis der Abiturienten von 1849 bis 1901 veröffentlicht. — M. Schneider (Progr. Gotha. 4⁰. 24 S.; vgl. 1933) liefert den zweiten (Schluss-) Teil seiner Nachrichten über die Lehrer des Gymnasium illustre zu Gotha; die hier behandelten Lehrer sind in der Zeit von 1747—1858 an jenem Gymnasium angestellt worden. Aus der grossen Reihe seien nur der Philologe Chr. Fr. W. Jacobs (gest. 1847), Fr. H. A. Schlichtegroll (gest. 1822), der Herausgeber des Nekrologs der Deutschen, der Fabeldichter J. W. Hey (gest. 1854) und der Historiker Fr. A. Ukert (gest. 1851) genannt. Ein Anhang bringt Nachträge zum ersten Teil dieser Arbeit. —

Ebenso führt Lener (1934) sein Verzeichnis der Lehrer zu Ende, die an dem nun 100 Jahre bestehenden Franziskaner-Gymnasium zu Hall gewirkt haben. Es beginnt mit P. Dominicus Baumgartner, der von 1825—1826 an der Schule lehrte, und schliesst mit P. Angelus Boschi (1883—1887). —

K. von Reichenbach (1935) schickt sich an, die früher von J. Wallner in Schulprogrammen von 1880, 1881, 1883 und 1884 bis 1773 geführte Geschichte des Gymnasiums zu Iglau fortzusetzen. In diesem Jahre, dem Jahre der Aufhebung des Jesuitenordens, nahm der Staat diese Schule unter seine Leitung, da es aber zunächst an anderen Lehrkräften fehlte, blieben die jesuitischen Lehrer vor der Hand im Amte und wurden erst allmählich durch andere ersetzt. Ein neuer Lehrplan, der neben dem Lateinischen auch dem Griechischen und den Realien mehr Ansehen verschaffte, wurde eingeführt und die Zahl der Klassen von sechs auf fünf herabgesetzt; die drei unteren hiessen die Grammatikal-, die beiden oberen die Humanitätsklassen. Nach einer Besprechung dieser Umgestaltungen führt R. die Geschichte des Gymnasiums in chronistischer Form bis 1847 weiter. —

Zur älteren Schulgeschichte der Klosterschule zu Ilfeld macht Mücke (1900) Mitteilungen aus Aktenstücken, die sich zumeist im Staatsarchiv zu Hannover befinden. Sie beziehen sich der Hauptsache nach auf die letzten Lebensjahre des Rektors Neander (gest. 1595) und die erste Amtszeit seines Nachfolgers Johann Cajus. —

Die Zustände, die auf dem Lyceum zu Kamenz herrschten, während G. E. Lessing diese Schule besuchte, werden von Schwabe (1936) näher beleuchtet. Es ergibt sich dabei, dass dieselbe, die bis 1830 bestanden hat, damals von dem noch jugendlichen Rektor Johann Gottfried Heinitz (1712—1790) geleitet wurde. Heinitz, ein Kind der Aufklärungsperiode, suchte die Schule im Sinne seiner Zeit umzugestalten; er wollte statt der veralteten neue Lehrbücher einführen, er stellte einen neuen Lehrplan auf; er scheint aber nicht viel erreicht zu haben, wenigstens verliess er nach nur sechsjähriger Tätigkeit die Anstalt und übernahm 1743 das Rektorat des Lyceums zu Löbau, das er bis zu seinem Tode innegehabt hat. Schon zwei Jahre vorher war der junge Lessing nach dreijährigem Besuche der heimatlichen Schule (1738—1741) in die Fürstenschule zu Meissen übergegangen. —

Von der Geschichte der Schulen, die beim Michaeliskloster zu Lüneburg bestanden haben, veröffentlicht Görges (1939a) den zweiten Teil (vgl. JBL. 1901

I 6: 117). Er schildert darin die Schicksale der Michaelisschule, die 1819 geschlossen worden ist. —

Laeger (1940) beabsichtigt, ein biographisches Verzeichnis der Lehrer herauszugeben, die am Domgymnasium zu Magdeburg seit dessen Gründung gewirkt haben; der vorliegende erste Teil behandelt die ersten 25 Jahre (1675 bis 1700), innerhalb deren 24 Lehrer beziehungsweise Rektoren an dieser Schule angestellt wurden. —

Ph. Schäfer (Progr. Marburg. 4⁰. 2 S.) gibt ein Verzeichnis der von 1834—1901 beim Gymnasium zu Marburg erschienenen Programmabhandlungen; zwei darunter, die aus den Jahren 1868 und 1883 stammen, behandeln die Geschichte dieser Lehranstalt. —

Beiträge zur ältesten Geschichte der Fürstenschule zu Meissen teilt Schwabe (1941) aus dem Kollektaneenhefte eines gewissen Nikolaus Seyffried mit, der 1572—1576 in St. Afra weilte. Es sind erstens eine Ansprache, die Kaspar Peucer bei der Visitation der Fürstenschule 1568 an die Schüler hielt, um sie vor zu grossem Kleiderprunk und anderem Unfug zu warnen, zweitens die Abschiedsrede des Hiob Magdeburg, der 1569 sein Lehramt als des Flacianismus verdächtig niederlegen musste. —

Beyer (1944) schliesst sein Verzeichnis der ältesten Schüler des Gymnasiums zu Neustettin mit einem fünften Teile und einem Gesamtregister ab. Das Endjahr ist 1769, den einzelnen Namen sind zum Teil ziemlich ausführliche biographische und litterarische Anmerkungen beigefügt. —

Das deutsche Gymnasium zu Olmütz ist aus der Lateinschule hervorgegangen, die dort nach der 1566 erfolgten Begründung eines Jesuitenkollegiums eingerichtet wurde. Die mit vier Klassen eröffnete Schule wuchs rasch, durch eine Urkunde des Kaisers Maximilian II. vom Jahre 1573 wird sie sogar zum Range einer Universität erhoben. So weit berichtet A. Tschochner (Progr. Olmütz. 16 S.) im ersten Teile seiner Geschichte dieses Gymnasiums. —

Aus der Geschichte des Gymnasiums zu Oppeln teilt May (1945) einzelnes mit. Auch diese, vermutlich 1668 gegründete Schule ging von den Jesuiten aus; über die Zeit von 1772—1807 sind die Nachrichten sehr dürftig. Von da an erfährt man auch genaueres über den erteilten Unterricht; wir heben daraus nur noch hervor, dass das Französische 1830, das Turnen 1846 in den Lehrplan aufgenommen wurde. —

Runge (1946) ergänzt für die Zeit des 30jährigen Krieges seine früher (JBL. 1895 I 10 : 224) von uns gewürdigte Geschichte des Realgymnasiums zu Osnabrück. Er zeigt, wie sehr die Schule unter den damaligen Zuständen zu leiden hatte; 1628—34 war sie ganz geschlossen und erst, als die Schweden die Stadt genommen hatten und damit die Evangelischen wieder Schutz erhielten, konnte der Rat daran denken, die Schule wieder zu eröffnen. —

Das Gymnasium zu Osterode in Ostpreussen feierte im Berichtsjahre sein 25jähriges Jubiläum, was Wüst (1947) veranlasst hat, eine kurze Geschichte dieser Schule, die erst seit 1898 aus einem Realgymnasium zum Gymnasium geworden ist, zu verfassen. — Bei der evangelischen Fürstenschule zu Pless ist ein Alumnat für etwa zwanzig Schüler 1900 eröffnet worden, über dessen Begründung und Einrichtung Rost (1948) berichtet. —

In Remscheid reichen die Anfänge des höheren Schulwesens bis 1827 zurück, wie R. von Staa (Progr. [Festschrift]. Remscheid, [H. Krumm]. 45 S.) mitteilt. Damals begründete man eine Mittelschule, in der die Schüler — auch in den fremden Sprachen — das Ziel der Tertia erreichen konnten. 1848 wurde Latein ausgeschieden, so dass die Schule den Charakter einer Realschule erhielt. Später wurde eine mit einem Realprogymnasium verbundene Realschule daraus und jetzt ist es ein Reformrealgymnasium, d. h. Realgymnasium und Realschule mit gemeinsamem lateinischen Unterbau von Sexta bis Quarta. —

Zur Entlastung des Gymnasiums wurde in Rostock 1867 eine Bürgerschule eingerichtet, die späterhin zur höheren Bürgerschule wurde und 1881 die ersten Abiturienten mit dem Freiwilligenzeugnis entlassen konnte. Seit 1901 führt, wie Schulenburg (1949) berichtet, die Anstalt die Bezeichnung Realschule. — Zur Geschichte des Gymnasiums und Realgymnasiums derselben Stadt, die gemeinsam als die „grosse Stadtschule" bezeichnet werden, liefert E. Wrobel (Klassensystem und Schulfrequenz der grossen Realschule zu Rostock. Progr. 4⁰. 17. S. und 2 Tab.; [vgl. JBL. 1901 I 6 : 153]) einen weiteren Beitrag, indem er deren Klassensystem und Schülerfrequenz von 1830—1901 tabellarisch zur Darstellung bringt. —

Eine Geschichte des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Rudolfswert beginnt K. Pamer (Progr. Rudolfswert. 22 S.) zu schreiben. 1744 beschloss man, ein Gymnasium zu gründen und es den Franziskanern am Orte zur Leitung zu übergeben. Nach langen Verhandlungen wurde 1746 die Errichtung von der Regierung

Maria Theresias genehmigt. Die Darstellung dieser Gründungsgeschichte nebst Mitteilung der zugehörigen Akten bildet Inhalt der vorliegenden Programmschrift. —

Die älteste Schule zu Salzburg ist, wie Pröll (1950) berichtet, die Schola S. Petri; neben ihr bestand im Mittelalter auch noch eine schola S. Ruperti, die jedoch 1617 einging, während jene um so besser sich entwickelte. 1575 wurde eine Schulverfassung und eine Lehrordnung für dieselbe verfasst mit den Titeln: 1. Ordo pro schola sancti Petri Salisburgensis und 2. Officia et leges praeceptorum in schola Salisburgica Petrensi constitutorum. —

Zur Hundertjahrfeier der Jacobsonschule zu Seesen am Harz, einer Realschule mit Internat, ist eine Festschrift (Die Hundertjahrfeier der Jacobson-Schule nebst zwei Festpredigten und drei Festreden. Progr. [Goslar]. 80 S.) erschienen. Die Schule ist durch die Stiftung eines israelitischen Kaufmanns, Israel Jacobson, 1801 ins Leben gerufen worden und war zunächst nur für arme jüdische Knaben bestimmt; jetzt werden 40 Freischüler daselbst unterhalten, daneben sind jedoch auch viele Schüler dort in Pension, beziehungsweise Halbpension, auch christliche Knaben finden Aufnahme. —

Nach längerer Pause setzt Lemcke (1953) seine Veröffentlichungen aus den Urkunden der Stettiner Ratschule, dem jetzigen Stadtgymnasium, fort; es sind diesmal die leges chori symphoniaci scholae Sedinensis, die unter dem Rektorat des M. Jacob Hahn (1723—36) erlassen wurden, nebst einem Anhang aus dem Jahre 1793, der von Rektor G. Fr. Koch herrührt. —

Wie schon von anderen österreichischen Gymnasien zu berichten war, so ist auch das zu Troppau eine Gründung der Jesuiten (1630) und nach Auflösung dieses Ordens vom Staate übernommen worden. Vorher war, wie Knaflitsch (1957) mitteilt, das Troppauer Schulwesen in den Händen der Protestanten gewesen, seit Anfang des 17. Jahrhunderts aber bekamen die Katholiken die Oberhand. —

Fr. Prosch (Progr. Weidenau. 16 S.) teilt Quellen und Dokumente zur Geschichte des k. k. Staatsgymnasiums in Weidenau mit; die mitgeteilten Quellenstücke beziehen sich auf die Entstehungsgeschichte der Anstalt und stammen aus den Jahren 1874ff. —

Fl. Hintner (Zur Vorgeschichte der Anstalt. Progr. Wels. 34 S.) verfolgt die Spuren eines höheren Unterrichts in Wels von 1273 an, wo zuerst ein scholasticus daselbst erwähnt wird, bis in die neueste Zeit, wo endlich 1901 ein städtisches Gymnasium erstand, dessen erster Jahresbericht nun vorliegt. —

Die Feier des 200jährigen Jubiläums des k. k. Staatsgymnasiums im achten Bezirke von Wien hat Knöll (1959) Veranlassung gegeben, eine Geschichte dieser Schule zu verfassen. Diese Anstalt ist eine Gründung der Piaristen, die zunächst unter der Konkurrenz der Jesuiten zu leiden hatte, indem auf deren Betreiben ihr nur der Unterricht in den unteren vier Klassen gestattet wurde. Das währte von 1701—35; von 1736 an hatte die Schule auch sechs Klassen wie die übrigen derartigen Anstalten. Im Anhange werden auf die Schule bezügliche Dokumente mitgeteilt, ferner ein Verzeichnis sämtlicher Lehrer, die in den zwei Jahrhunderten an ihr tätig gewesen sind; auch eine Frequenztabelle für die ganze Zeit ist beigefügt. —

Zur Geschichte des Wormser Gymnasiums bespricht Weckerling (1963) 15 Einladungen aus der Zeit von 1638—68, die teils zu Entlassungs- und Versetzungsfeiern, teils aber auch zu blossen Redeübungen der Schüler einladen. Leider werden nur die ersten vier Einladungen im Wortlaute mitgeteilt. —

Endlich nennen wir noch eine Geschichte des Gymnasiums zu Znaim von J. Wisnar (Progr. Znaim. 45 S.). Jesuiten haben diese Schule 1624 gegründet; auch noch 1773 blieb sie unter geistlicher Leitung, bis sie 1849—50 wie alle übrigen österreichischen Gymnasien achtklassig wurde. —

Lehrerbildungswesen. Was die Lehrerbildung in Preussen betrifft, so erkennt Bach (1964) wohl an, dass die Lehrpläne und Prüfungsordnungen von 1901 zwar viele Besserungen gebracht haben, aber die Reform derselben ist damit noch nicht abgeschlossen. Fünf Forderungen stellt der Verfasser auf: die Allgemeinbildung des Lehrers muss nicht in gesonderten Anstalten, sondern in einer allen zugänglichen höheren Lehranstalt erworben werden; die Seminare sollen pädagogische Fachanstalten, in grösseren Städten nur Externate sein; zwei fremde Sprachen müssen für angehende Lehrer obligatorisch sein; der landwirtschaftliche Unterricht kann in Wegfall kommen; den Lehrern sind die Universitäten zu öffnen. — Bezüglich dieses letzten Punktes stellt auch Walsemann (1970) ziemlich weitgehende Forderungen für den Lehrer. — Rein (1968) stellt eine Anzahl von Leitsätzen für die Reform der Lehrerbildung auf, die nicht mit den gegebenen Zuständen schroff brechen, sondern den Weg zeigen, wie man aus ihnen heraus zu weiterer, gedeihlicher Entwicklung gelangen kann. Er stützt sich dabei nicht auf das sächsische Seminarsystem, bei dem die sechs Jahrgänge der Lehrer-

bildung in einer auf der Volksschule sich aufbauenden Anstalt vereinigt sind, sondern auf das preussische System; dieses verteilt die sechs Schuljahre auf zwei getrennte Schulen, die Präparandenanstalt und das Lehrerseminar, und verdient nach R.s Ansicht den Vorzug, weil es entwicklungsfähiger ist, als jenes. —

Frauenbildung. Für dieses Gebiet ist zunächst die Begründung einer neuen Monatsschrift zu verzeichnen, die von Wychgram (1974) herausgegeben wird und den gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens dienen soll. — Von dem von Helene Lange und Gertrud Bäumer (1975) herausgegebenen Handbuch der Frauenbewegung sind im Berichtsjahre der 3. und 4. Band erschienen; letzterer handelt von der deutschen Frau im Berufe, ist also wesentlich sozialpolitischer Natur, während ersterer die Geschichte und den Stand der Frauenbildung in den einzelnen Kulturstaaten schildert, wobei natürlich Deutschland von Gertrud B. besonders eingehend behandelt worden ist. Die Verfasserin hat die noch immer dürftige Litteratur über das deutsche Mädchenschulwesen sorgfältig gesammelt und gewissenhaft verarbeitet. — Während sich vielfach, z. B. auch in der vorerwähnten neuen Monatsschrift, eine dem humanistischen Gymnasium feindliche Richtung bei den Vertretern des Mädchengymnasiums geltend macht, gibt es doch auch Stimmen, die sich begeistert dafür erheben, dass den Frauen die humanistische Bildung zugängig gemacht werde. Zu dieser Richtung gehört auch Mathilde von Mevissen, wie Jäger (1979) mitteilt. — Auch F. J. Schmidt (1981) ist der Meinung, dass der Grundsatz „ohne Kenntnis des klassischen Altertums keine höhere Bildung" ebenfalls für die Frauen geltend gemacht werden muss; ob dies aber durch Einführung in die klassischen Sprachen selbst, oder mit Hilfe guter Übersetzungen geschehen solle, lässt er zunächst dahingestellt. Noch energischer fordert Bernarda von S. das Griechische für die höhere Mädchenschule; nicht nur in Übersetzungen sollen die jungen Mädchen den Homer und die Tragiker der Griechen kennen lernen, sie sollen vielmehr in den Stand gesetzt werden, sich selbst in diese Litteratur zu vertiefen. — Als eine entschiedene Gegnerin des Frauenstudiums, überhaupt der höheren Frauenbildung gibt sich Sidonie Grünwald-Zerkowitz (Die Schattenseiten des Frauenstudiums. Vortrag. Zürich, Schmidt. 48 S. M. 0,80) zu erkennen: „Die höchste Ethik der Frauenfrage findet ja nur in einer glücklichen Ehe ihre Lösung, und die natürlichste freie Bahn ist die, welche in die Enge des häuslichen Herdes führt!" —

Bildungswesen der Gegenwart. Den vielumstrittenen Begriff „Bildung" beleuchtet Biese (1997) historisch und zeigt, wie sein Inhalt im Laufe der Zeiten gewechselt hat; von wahrer Bildung aber kann nur die Rede sein, wenn sie zur sittlichen Charakterbildung zu reifen imstande ist. — Von ähnlichen Gedanken ausgehend sucht Knabe (2008) zu erweisen, dass die Bildung, die die drei Arten von neunklassigen Schulen vermitteln, gleichwertig, die Gleichstellung aller höheren Lehranstalten somit berechtigt ist. — So stellt auch Wendt (2010) die humanistische Bildung, wie sie das Gymnasium seinen Schülern angedeihen lässt, und die modernreale der Oberrealschule als gleichberechtigt nebeneinander und erblickt gerade in der reinlichen Scheidung, die zwischen diesen beiden Arten von Lehranstalten besteht, eine Gewähr für deren gedeihliche Weiterentwicklung; das Realgymnasium dagegen hält Verfasser für eine zur Zeit zwar noch unentbehrliche Übergangsform, die jedoch mit der Zeit der Oberrealschule werde Platz machen müssen. — Lummert (2012) versucht es wieder einmal, das gesamte Schulwesen in einheitlichem Baue zu konstruieren: allgemeine Volksschule vom 6.—12. Jahre, dann dreijähriger lateinloser Unterbau mit französisch und englisch für alle höheren Schulen, schliesslich noch drei Jahre Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule oder Mädchengymnasium; daneben für die niederen Volksschichten nach den ersten 6 Volksschuljahren noch 2 Schuljahre, Fortbildungsschule, Volkshochschule: das sieht alles im Schema wunderschön aus, und noch schöner das, was damit erreicht wird; denn der Erfolg dieser Einrichtung soll kein geringerer sein als der: die Jugend „gewinnt Liebe zur Arbeit, Liebe zum eigenen Herde und zu den Einrichtungen der Gemeinde und des Staates und gelangt, indem sie sich und die eigenen Volksgenossen mit anderen Völkern vergleicht, zu einem tieferen Verständnis des Weltbürgertums, zu der Erkenntnis, dass die christliche Kultur alle gesitteten Nationen eint". So haben sichs die pädagogischen Neuerer seit Ratichius immer gedacht, der Erfolg aber ist stets ausgeblieben. — Die Ansicht von der Unmöglichkeit einer derartigen Reform vertreten auch Schiller und Kriebel (2020). — Gegen die Einheitsschule wendet sich auch eine Denkschrift, die vom Verein der Oberlehrer an den höheren Staatsschulen Hamburgs herausgegeben worden ist (Gegen die Einheitsschule. Hamburg, Frederking. 36 S. M. 0,60), weil mit dieser Einrichtung sowohl die höheren Schulen als auch die Volksschulen Schaden leiden würden; ausserdem würde den Schülern damit nur grössere Arbeit aufgebürdet werden, während die Zielleistungen sinken würden. — Arndt (2016) dagegen hält die Einheitsschule nicht nur für

möglich, sondern für notwendig, und zwar in Form einer neunklassigen Schule, die mit Französisch anfängt, nach drei Jahren Latein, nach vier Jahren Englisch folgen lässt; nach sechs Jahren soll sich von diesem Reform-Realgymnasium das Gymnasium abzweigen, das nun unter Verzicht auf eine neuere Sprache drei Jahre lang Griechisch lehrt: dass eine solche Einrichtung aber den Tod des Gymnasiums und damit die Beseitigung der humanistischen Bildung mit sich bringen würde, ist ohne weiteres klar. —

Schulhygiene. Für das wichtige Gebiet der Schulgesundheitspflege haben Schmid-Monnard und R. Schmidt (2030), ein praktischer Arzt und ein praktischer Schulmann, gemeinschaftlich ein Handbuch verfasst, das wohl geeignet ist, über alle dies Gebiet berührenden Fragen Auskunft und Belehrung zu geben. Der Stoff ist in folgende Gruppen eingeteilt: Schulgebäude, Schulunterricht, Schule und Elternhaus, Schule und Arzt. — Dass dieses letztere Verhältnis nur durch Einführung von Schulärzten auch an den höheren Lehranstalten das richtige werden kann, weist K. Koller nach (Das Bedürfnis nach Schulärzten für die höheren Lehranstalten. Progr. Darmstadt, C. F. Winter. 4°. 28 S.), indem er bei seinen Erörterungen die in Hessen bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zum Ausgangspunkte nimmt. — Von allgemeinen Gesichtspunkten aus behandelt W. Könnemann (Die Psychohygiene in Schule und Haus. Progr. Posen, [Merzbach]. 4°. 23 S.) diese Frage, indem er auch auf die psychohygienischen Beziehungen der einzelnen Lehrfächer näher eingeht. — Auch Moldenhauer (2032) äussert sich zu dieser Angelegenheit und betont, dass man hinsichtlich der Hygiene die Beschaffenheit der Schulhäuser bislang noch viel zu wenig beachtet hat. Hinsichtlich der Schularztfrage will er dem Arzte das Recht zur Beurteilung von Fragen der Erziehung und des Unterrichts nicht zugestehen, wohl aber hält er es für gut, wenn in die Schulkommissionen, überhaupt in die höheren und niederen Schulverwaltungsbehörden Ärzte hineinkommen. —

In enger Beziehung zu den eben besprochenen Fragen steht auch die nach dem Verhältnisse zwischen Schule und Haus. In dem Bestreben, dieses Verhältnis möglichst vorteilhaft zu gestalten, hat man Elternabende eingerichtet, an denen Lehrern und Schülereltern Gelegenheit geboten wird, einander näher zu treten, oder auch in geeigneten Vorträgen den Eltern Aufklärung über den Schulbetrieb gegeben wird. Ein Bändchen solcher Vorträge, die an Elternabenden des Mariahilfer Gymnasiums in Wien während des Winters 1901–2 gehalten worden sind, hat Thumser (2038) veröffentlicht; es lohnt, die Themen zu verzeichnen, über die gehandelt wurde: die Sprechstunde, die Bedeutung der Landkarte für den Schulunterricht und das häusliche Studium; Belohnung und Strafe als Erziehungsmittel; über den Nutzen der klassischen Sprachen für das Studium moderner Sprachen; die Poesie in der Schule. — Kiessler (2039) empfiehlt die Veranstaltung solcher Elternabende auch für die Volksschule und zeigt in einer Anzahl von Ansprachen, in welcher Weise man etwa dabei zu den Leuten reden müsse. Daneben enthält sein Büchlein auch praktische Vorschläge zur Einrichtung derartiger Vereinigungen und Themen, die sich für Vorträge dazu eignen. —

Die Einrichtung von Schulmuseen wird neuerdings vielfach erörtert, sei es, dass man an ein Reichsschulmuseum, an Schulmuseen der Grossstädte oder an Sammlungen für einzelne Lehrfächer dabei denkt. Eine Sammlung letzterer Art, die vorbildlich für derartige Einrichtungen ist, beschreibt Bohn (2071); es ist die Sammlung physikalischer Instrumente des 1900 verstorbenen Physikers H. Schäffer in Jena, die von der Firma Zeiss daselbst angekauft und als Schäffermuseum aufgestellt worden ist. — Davon ausgehend, dass das Fach Pädagogik in unseren grossen Bibliotheken meist recht kümmerlich bedacht ist und dass die pädagogische Zentralbibliothek (Comeniusstiftung) in Leipzig, deren Katalog jetzt in 3. Auflage zu erscheinen beginnt (1576), die einzige Fachbibliothek für das Erziehungswesen ist, schildert Schmidkunz (2071a) die beiden in Berlin bestehenden Schulmuseen, das städtische und das deutsche. Jenes wird aus städtischen Mitteln unterhalten und besitzt eine Bibliothek von 15000 Bänden und eine Sammlung von 1000 Lehrmitteln; dieses ist Eigentum des Berliner Lehrervereins, ihm kommt die grössere wissenschaftliche Bedeutung unter beiden zu. —

Volkskunde.

(I, 4 = N. 853-1889.)

Adolf Strack.

Allgemeines: Volkskunde als Wissenschaft. Nachdem die Volkskunde bereits ein Alter von 100 Jahren erreicht und in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr als ein eigenes Forschungsgebiet entwickelt hat, ist es wohl angebracht, wenn sie sich selbst über ihr Wesen, ihre Aufgaben, Ziel und Arbeitsweise klar zu werden sucht. Auch die Detail- und Sammelarbeit, die seither im Vordergrunde gestanden hat, wird neu befruchtet werden, wenn sie die Ziele, denen sie zustrebt, vor Augen hat, wenn sie weiss, in welchen Rahmen sie sich einfügen muss. Die Volkskunde hat um so mehr Veranlassung zu solchen Erörterungen, als die Laienarbeit, auf deren Hilfe sie durchaus angewiesen ist, sich von jeher gerne an die erste Stelle drängte und dadurch ihr wissenschaftliches Ansehen schädigte. Wir sind daher Hoffmann-Krayer (853) zu Danke verpflichtet, wenn er die Frage, die im Jahre 1858 schon Riehl zu beantworten versucht hatte, von neuem aufwirft, was man unter Volkskunde verstehe, und wie ihre Probleme wissenschaftlich erfasst werden können. Seine Ausführungen gliedern sich in vier Abschnitte: 1. Was ist Volkskunde? 2. Die Volkskunde und ihre Nachbargebiete. 3. Gattungen der Volkskunde. 4. Die Probleme. Die Frage des ersten Abschnitts wird dahin beantwortet, dass die Volkskunde sich in erster Linie mit dem „vulgus“, dem niederen Volk, beschäftige, dessen Anschauungen und Ueberlieferungen sie darstelle. Der zweite Abschnitt sucht die Volkskunde von der Kulturgeschichte und Ethnographie abzugrenzen. Während sich die Ethnographie vorwiegend mit Völkerschaften befasse, die ausserhalb der Peripherie unserer modernen Kulturstaaten liegen, und deren sämtliche Lebensäusserungen beobachte, auch wenn sie Produkte einer schon fortgeschrittenen Kultur seien, richte die Volkskunde in erster Linie ihr Augenmerk auf das, was unter den heutigen Kulturvölkern noch altertümlich, primitiv oder in volkstümlichem Sinne modifiziert sei, und ziehe die Ergebnisse der Ethnographie vergleichend herbei zur Erläuterung des Einheimischen und zur Feststellung allgemeiner Gesetze. Für die Kulturgeschichte stehe das individuell-zivilisatorische Moment im Vordergrund, für die Volkskunde das generell-stagnierende. Da aber Kultur und Volkstum sich gegenseitig beeinflussen, wie an einigen Beispielen gezeigt wird, so seien auch hier keine scharfen Grenzlinien zu ziehen. Der dritte Abschnitt unterscheidet zwischen stammheitlicher und allgemeiner Volkskunde; jene „suche die primitiven Anschauungen und volkstümlichen Ueberlieferungen einer zusammengehörigen Gruppe, einer Gemeinschaft von Menschen darzustellen“, diese beschäftige sich „mit den Prinzipien und Grundgesetzen der volkstümlichen Anschauungen, mit den überall gültigen Entwicklungsfaktoren, kurz den allgemeinen Agentien, die die Volksseele bewegen“. Beide aber stehen in gegenseitigem Abhängigkeitsverhältnis. Im vierten Abschnitt wird als letztes Problem der stammesheitlichen Volkskunde „die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes“ bezeichnet. Die allgemeine Volkskunde dagegen solle die behandelten Erscheinungen auf ihre Ursachen zurückführen und aus den einzelnen Fällen allgemeine Gesetze abstrahieren. In eingehender Auseinandersetzung wendet sich hierbei der Verfasser gegen das, was er „die naturwissenschaftliche Erklärung des Volkstums“ nennt. Als den Vertreter einer solchen Erklärung stellt er auf Grund eines aus grösserem Zusammenhang genommenen Satzes, gegen den sich seine Polemik richtet, Hermann Post hin. Was ich an H.-K.s Schrift auszusetzen habe, ist an anderer Stelle bereits dargelegt worden (s. unter 853) und braucht nicht von neuem gesagt zu werden. Unser Gegensatz beruht einmal auf der verschiedenen Wertung, die wir den Einzelindividualitäten und ihrem Einflusse auf das primitive Geistesleben zuteil werden lassen. Einzelne starke Individualitäten sind nach H.-K. die eigentlichen Schöpfer von Sitte und Brauch, von primitiver „Religion und Kunst“; ihnen assimilieren sich die schwächeren Individualitäten. Dem gegenüber fasse ich alles, was wir Folklore oder Volksüberlieferung nennen, als ein Erzeugnis von Gemeinschaften gleichzeitig und nach einander Lebender auf; der einzelne ist hier nichts, die Masse alles. Das Geistesleben ferner, aus dem diese Erzeugnisse erwachsen, halte ich für naiv, reflexionslos, instinktartig, während H.-K. dazu neigt, überall bewusste Ueberlegung und planvolles Wollen einzelner als das Ursprüngliche anzusehen. Ich versuche, die Probleme der Volkskunde soziologisch und entwicklungsgeschichtlich zu er-

fassen, H.-K. nähert sich ihnen mehr vom individualistisch-rationalistischen Standpunkt aus. Nur die Folge von dem allen ist, wenn er die Freiheit, ich die Gesetzmässigkeit alles volksmässigen Geschehens und Denkens betone. Es sind Gegensätze, die sich auch sonst in den wissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart gegenübertreten, die aber für die Volkskunde besondere Bedeutung haben. Es war eine mindestens arg missverständliche Bezeichnung, wenn H.-K. die von ihm bekämpfte Auffassung des Volkslebens mit der Etikette „naturwissenschaftlich" versah. Es ist im Grunde eine durchaus geschichtliche Betrachtungsweise; ihre Wurzeln liegen bei Herder und den Romantikern; sie wurde geteilt von Männern wie Freytag und Riehl; von der modernen Naturwissenschaft hat sie nur bedeutsame Anregungen erfahren. Jene Bezeichnung aber führte um so leichter zu Verwechslungen, als, wie es scheint, Posts Ansichten und Schriften nicht genügend bekannt sind. So identifizierte A. Schullerus in einer Besprechung von H.-K.s Schrift (KBlVSbnbgLK. 24, S. 144/7) die sogenannte „naturwissenschaftliche" Erklärung mit dem volkskundlichen Programm eines siebenbürgischen Arztes, dessen Ansichten von denjenigen H. Posts doch ziemlich weit abzustehen scheinen, und das jedenfalls über den Kreis der Aufgaben, die die Volkskunde unter allen Kulturnationen sich heutzutage stellt, weit hinaus geht. — Die Abwehr dieser Anschauungen durch Schullerus hat eine Erwiderung jenes Arztes, Siegmund (854), hervorgerufen, in der er für die Volkskunde das gesamte Volkstum, seine physische und psychische Erscheinung in Anspruch nimmt und alle metaphysischen Annahmen entschieden zurückweist. —

Aufgaben, Ziele und Mittel. Ueber die Aufgaben der Volkskunde sprach Brenner (855) auf der Hauptversammlung der deutschen Geschichtsvereine in Düsseldorf. Sein Vortrag schliesst sich an folgende Thesen an, die der Verein für sächsische Volkskunde vorgelegt hatte: „Die wissenschaftliche Volkskunde hat die Aufgabe a) alle Aeusserungen der Volksseele in Wort und Werk, soweit diese von höherer Kultur unberührt ist, darzulegen; b) die Aeusserungen der Volksseele im Wandel der Zeiten geschichtlich und kritisch zu verfolgen; c) den physiologischen und geschichtlichen Gründen nachzugehen, die die Aeusserungen der Volksseele hervorgebracht und haben wachsen lassen." Mit Recht schliesst B. alles rein Anthropologische (wie Haar- und Gesichtsfarbe, Schädelbildung) aus der Volkskunde aus, ebenso alle Erzeugnisse höherer Kultur: Handel, Kriegswesen, moderne Staatenbildung, dogmatische Religion, Schriftsprache, höhere Kunst. Dagegen will er, und auch darin darf man ihm zustimmen, die Volkstrachten, das bäuerliche Haus, die Berufsarbeit der Bauern und Handwerker berücksichtigt wissen, da sich hier überall inneres Leben zeigt oder umschlossen wird. Abweichend von der ersten These will er auch von höherer Kultur beeinflusste Erzeugnisse des Volkes nicht ganz ausschliessen, wobei er auf das Volkslied hinweist. Er wünscht ferner zur Unterstützung der Sammelarbeit engen Zusammenschluss der volkskundlichen Vereine und Herausgabe eines Korrespondenzblattes, das in die Hände aller Mitglieder kommen solle. Als Gesamtaufgabe der volkskundlichen Forschung bezeichnet er „die Darstellung des durch unbewusste Wechselwirkung innerhalb des Gesamtvolkes im Laufe der Jahrhunderte gewonnenen Vorstellungsinhalts und der traditionellen Lebensformen, in letzter Linie die Erforschung der Volksseele und der Entwicklungsgesetze der Menschheit überhaupt". Dass man sich nicht auf das „vulgus" beschränken dürfe, ist ihm klar. In der dritten These fügt er die „psychologischen" Gründe hinzu, die jedenfalls besser als die physiologischen festzustellen sind. — Ueber das Wesen und die Ziele der Volkskunde äusserte sich ebenfalls in einem Vortrag Dieterich (857), der eifrige Förderer der volkskundlichen Bewegung in Hessen. Die Frische, Wärme und Hoffnungsfreudigkeit, die beredte und geistvolle Unmittelbarkeit, die auch in den geschriebenen Worten noch zu spüren ist, haben gerade diesem Vortrage eine starke Wirkung, auch ausserhalb des Kreises, für den er ursprünglich bestimmt war, verschafft. Insbesondere tritt die hohe Bedeutung, die die Volkskunde für die Philologie hat, in helles Licht. Wie vielen mag sie erst aus D.s Worten klar geworden sein! Nach einer kurzen Erörterung des praktischen, nationalen Wertes der Volkskunde wendet sich D. ihren wissenschaftlichen Zielen zu. Es hat ihn erschreckt, zu sehen, wie verschieden die verschiedenen Volkskundigen über ihre werdende Wissenschaft denken. „Wenn nicht bald grössere Klarheit kommt und mehr Uebereinstimmung in den Hauptsachen, so ist ernste Gefahr im Verzuge." Er bemüht sich festzustellen, welches „Volk" die Volkskunde meine. Nicht den „populus", mit ihm beschäftigt sich die Philologie überhaupt, nicht das „vulgus", denn wir finden das Volkstümliche in allen Schichten der Bevölkerung. Als das Charakteristische der Erscheinungen, mit denen sich die Volkskunde beschäftige, hebt er hervor, dass wir hier auf keine bewusst schaffende Individualitäten stossen, dass es sich um eine organisch zusammengehörige Unter-

schicht alles geschichtlichen Volkslebens handle, aus deren Mutterboden alle individuelle Gestaltung und persönliche Schöpfung herausgewachsen sei. „Volk ist (in diesem Sinne) die Bezeichnung der Unterschicht der Kulturnationen.“ So definiert er denn: „Volkskunde ist die Erforschung und Erkenntnis der Unterwelt der Kultur“, oder an anderer Stelle: „Die Kunde vom Denken und Glauben, von der Sitte und Sage des Menschen ohne Kultur und unter der Kultur“. Die starke Erweiterung, die der Begriff der Volkskunde dadurch erfahren hat, dass man Aufgaben der Anthropologie oder der Landeskunde in sie hineinbezogen hat, weist er entschieden zurück. Eingehend erörtert er ihr Verhältnis zur Philologie. Er ist der Ueberzeugung, „dass Volkskunde wissenschaftlich nur der treiben kann, der in irgendeiner Philologie, d. h. in dem Studium einer gesamten Volkskultur, so zu sagen, mit beiden Füssen steht. Nur er kann die Probleme rückwärts verfolgen von dem festen Boden geschichtlicher Ueberlieferung aus“. Andererseits zeigt er, wie dringend die Philologie, wenn sie weiter fortschreiten will, überall auf die Hilfe der Volkskunde angewiesen ist. Die Erscheinungen eines Volkslebens lassen deren Sinn und Ursprung in den seltensten Fällen erkennen; die Analogie muss zu Hilfe kommen zur Erkenntnis jener unter der Kultur liegenden Lebensschichten. Die Volkskunde hat ihre eigentliche Berechtigung als besonderes Forschungsgebiet nur dadurch, dass sie vergleichend ist. Wie die vergleichende Sprachwissenschaft tritt sie so neben die Philologien der Einzelvölker. Sie liefert uns das Material zur Erfassung von Gesetzen der Entwicklung des menschlichen Denkens, einer Aufgabe, deren Lösung uns heute näher liegt als die wissenschaftliche Erforschung der Psyche jedes einzelnen Volkes in ihrer Verschiedenheit. Soweit D.s Vortrag. — Eine prächtige Erläuterung und Ergänzung desselben bildet Useners (863) Aufsatz über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte. Er wurde ursprünglich in der Philologenversammlung des Jahres 1893 vorgetragen und erscheint an seiner jetzigen Stelle mit manchen Aenderungen und Zusätzen, vor allem vermehrt durch die gelehrten Nachweise. An zwei Beispielen zeigt U., welche Hilfe die Vergleichung, die Volkskunde, bei der Erforschung älterer Sitte oder Rechtsgewohnheit leisten kann, indem die lückenhafte und unverständliche Ueberlieferung eines Brauches bei einem Volke durch die ursprünglichere Züge zeigende und vollständigere Ueberlieferung eines verwandten Volkes ergänzt wird und so der Brauch von selbst seine Erklärung findet. Den Sinn und Zweck des altitalischen Ritus der Stadtanlage erläutert der bei Slawen und Litauern sich findende Brauch der Furchenziehung zur Abwehr von Uebel. Dieselbe symbolische Bedeutung hat im altdeutschen Brauch der um die Gerichtsstätte gespannte Seidenfaden oder der das Allerheiligste des griechischen Tempels absperrende Wollfaden. Durch eine gottesdienstliche Handlung wird eine heilige, unverletzbare Schranke geschaffen. Den grössten Wert für die vergleichende Geschichte des volkstümlichen Rechts misst U. den germanischen Ueberlieferungen bei. An einem zweiten, mit besonderer Ausführlichkeit behandelten Beispiel legt er dies dar; es sind die Genossenschaften der noch unverheirateten jungen Leute, die Junggesellenvereine, Bubenbruderschaften oder Burschenschaften. Auf Grund zahlreicher inschriftlichen und litterarischen Notizen weist er ihre Existenz bei Griechen und Römern nach. Ihr Zusammenhang mit dem Kultus, der zweifellos scheint, weist auf hohes Alter hin. Aber das Wesen und Wirken dieser Verbände lässt sich aus der antiken Ueberlieferung allein nicht erkennen. Die deutsche Sitte zeigt bis in die neuere Zeit hinein die Junggesellenverbände noch wohlerhalten. Beispiele aus Siebenbürgen und Mittenwalde zeigen ihre typische Art. Der Zusammenhang mit altem Kultus scheint auch hier vorhanden. Er zeigt sich deutlicher in der Kirchweihfeier bei Franken und Thüringern, dem sogenannten Plantanz. Zu der Kirchweihfeier, die von der Burschenschaft veranstaltet wird, gesellt sich die Sitte des Mailehens und der Maipaare. Durch die Kombination dieses Materials gewinnt U. ein Bild von der Rolle, die die Burschenschaften im heidnischen Kultus spielten. Sie sind die Veranstalter des Festes, an dem die himmlische Hochzeit dargestellt wurde, des deutschen Maispiels, dem eine heilige Vorbereitungszeit, ein „Castum“ vorausgeht, in der sich die Paare würdig machen müssen für die gottesdienstliche Handlung, in welcher sie die Gemeinde zu vertreten haben. Was U. zeigen wollte, war, „dass es für das Verständnis der von den Kulturvölkern geschaffenen Lebensformen unerlässlich ist, die Grundlage derselben durch vergleichende Forschung wiederherzustellen“. Und diese Ueberzeugung wird zweifellos jeder aus seinen scharf- und feinsinnigen Erörterungen davontragen, wenn er auch im einzelnen sich manche Bedenken vorbehalten mag. — Ueber das Wesen der Volkskunde hat sich endlich im Berichtsjahr Strack (859) ausgesprochen in einem kleinen Aufsätzchen, das bereits vor Dieterichs und Brenners die gleiche Frage behandelnden Vorträgen erschien und zunächst dazu bestimmt war, in Laienkreisen Klarheit zu verbreiten über das, was die Volkskunde will. Als Ergänzung dazu mag meine, schon oben

(N. 853, s. S. 306/7) erwähnte Besprechung von Hoffmann-Krayers Schrift herangezogen werden. Ich ging von der Tatsache aus, dass die Volkskunde bis jetzt hauptsächlich ihr Interesse der ländlichen Bevölkerung zugewandt habe, und suchte festzustellen, worin das Charakteristische bäuerlichen Lebens und Denkens bestehe. Es ergab sich als ein durch alle Lebensäusserungen des Bauern durchgehender Zug die starke soziale Gebundenheit, wodurch er in Gegensatz tritt zur dünnen Schicht der Gebildeten, in der individuelle Eigenart, ja Willkür als das Höchste erscheint. Die Rücksicht auf die Masse, die um ihn lebt und die vor ihm gelebt hat, bestimmt, meist unbewusst, Empfinden und Handeln des Bauern, die eigene Individualität sucht bewusst der Gebildete zur Geltung und Darstellung zu bringen. So ist für die Volkskunde der Bauer der Repräsentant des Volkslebens oder, wie man besser sagen wird, des naiven Massen- und Gemeinschaftslebens geworden. Er ist in dieser Beziehung der Typus einer älteren Form geistigen Lebens überhaupt, die uns, wenn auch durch Vererbung und verschiedenartige Erziehung stark beeinflusst, ebenfalls in dem Dasein des Kindes entgegentritt. Auch ihm wendet daher die Volkskunde besondere Beachtung zu. Ein wichtiger Bestandteil aller Entwicklung ist Differenzierung, sowohl bei den einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern. Sie führt von der Masse zur Individualität. Es ist ein Vorgang, der geschichtlich durch unsere ganze Kulturentwicklung bezeugt ist und der sich täglich beobachten lässt in der Entwicklung unserer Kinder, deren Gleichförmigkeit im Fortschritt der Jahre einer immer bunteren Mannigfaltigkeit Platz macht. Die Differenzierung eines Volkes vollzieht sich allmählich, nicht sprungweise, sodass, neben Zuständen stärkster individualistischer Ungebundenheit, sich die verschiedensten Nuancierungen sozialer Gebundenheit, alten Massenlebens, aus dem völlig sich niemand löst, erhalten haben. Ueberall, wo uns solche älteren Denk- und Lebensformen entgegentreten, einerlei ob beim Bauern oder Bürger, beim Handwerker oder Arbeiter, beim Gelehrten oder Künstler, findet die Volkskunde ihr Arbeitsfeld. So definierte ich schliesslich die Volkskunde als „die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen Aeusserungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewusst hervorgehen und durch ihn bedingt sind". Wobei an Stelle von Volk zur Vermeidung von Missverständnissen vielleicht besser „Gemeinschaft" gesagt würde; denn das, was wir gewöhnlich Volk (populus) nennen, ist selbst wieder ein Produkt späterer Entwicklung. —

Auf ein besonderes Gebiet der Volkskunde, das bisher nicht genügend Beachtung fand, weist Drews (860) hin, auf die religiöse Volkskunde. Er versteht darunter Beachtung der Gestalt, die die christlich-religiöse Vorstellungswelt in der Seele des Volkes durch Umformungen und Zusätze aller Art erhält, Erforschung der dem Volk wirklich eigenen Religion, in der es lebt und webt, einer Religion, die von dem offiziellen kirchlichen Bekenntnis meist stark abweicht. Er betont warm den grossen Wert solcher Volkskunde für den praktischen Theologen. —

Goethe und J. Grimm. In einem Aufsatz „Goethe en de Folklore" behandelt J. D. C. (864) einige Balladen, die ihren Stoff aus volkstümlichen Ueberlieferungen schöpfen (Braut von Korinth, Parialegende, Erlkönig, Fischer, Hochzeitlied, Totentanz, Zauberlehrling), indem er auf ihre Quellen hinweist. Zur Parialegende bringt er ein niederländisches Märchen von vertauschten Körperteilen, das Grimms „Drei Feldscherern" (Kinder- und Hausmärchen N. 118) gleicht, zum Totentanz eine Erzählung aus Hermann Korners Chronik bei. — Aus einem Brief J. Grimms an W. von Haxthausen vom 23. April 1822 teilt E. S. (865) ein grösseres Stück mit, in dem sich J. Grimm über Haxthausens Plan einer umfassenden Sammlung deutscher Altertümer ausspricht und selbst Vorschläge macht über die Ausdehnung eines solchen Unternehmens. Neben den alten Gräbern, Urnen, Waffen und dergleichen, unedierten Urkunden bis zum 15. Jahrhundert, der Untersuchung alter Strassen, Wälder usw. erscheinen in diesem Programm auch die Dialekte, Rechtsgewohnheiten, Gebräuche bei Geburten, Hochzeiten, Leichen, Trachten, Hauseinrichtungen auf Dörfern, Eigenheiten bei Viehzucht und Ackerbau, Volkssagen, Sprichwörter, Lieder, Tänze. Besondere Beachtung will Grimm der Art und Weise geschenkt wissen, wie das Volk Wasser und Lasten trägt, „wie es sich beim Reden und Sitzen, beim Essen und Trinken nimmt, z. B. wie Arme und Beine verschränkt". — Schon im Jahre 1811 hatte J. Grimm einen Plan zu einem „altdeutschen Sammler", „der nur auf mündliche Tradition ausgehen sollte", entworfen. Steig (866) veröffentlicht den am 22. Januar 1811 in einem Brief an Brentano beigelegten Entwurf einer Aufforderung an alle Freunde deutscher Poesie und Geschichte zur Sammlung aller „mündlichen Sage des gesamten deutschen Vaterlands", nebst dem dazu gehörigen Brief. Die eingesandten Materialien sollten in einem jährlich erscheinenden Band oder Heft unter dem Titel „altdeutscher Sammler" gedruckt werden. Der Plan ist nie zur Aus-

führung gekommen, aber wir verdanken ihm köstliche Worte des Meisters, die auch heute noch des Volksbeflissenen Herz erquicken. —

Bibliographie. Eine kurze, nur skizzierende Zusammenstellung dessen, was hauptsächlich die deutsche Volkskunde in den letzten 25 Jahren geleistet hat, gibt in engem Anschluss an die „Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie" Petsch (868). Nur merkwürdig, dass in dem an sich sehr dankenswerten, resumierenden Werk, von dem sein Bericht einen Teil bildet, die Volkskunde zusammen mit Mythologie, Altertumskunde, Heldensage und Heldendichtung unter der Rubrik „Realia" erscheint. — Ein treffliches Hilfsmittel bleiben nach wie vor die fortlaufenden Berichte von Schullerus (869), die sich wesentlich auf das deutsche Gebiet beschränken und nur hier und da die germanischen Schwesternationen heranziehen. Sie gliedern sich in die Rubriken: Allgemeines, Brauch und Sitte, Haus und Tracht, Aberglaube, Volksmedizin, Hexenglaube. — Eine Neuerung der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, für die wir deren neuem Herausgeber Bolte dankbar sein dürfen, sind die das Wesentliche zusammenfassenden Jahresberichte, die sie über die deutsche Volkskunde und einzelne Gebiete derselben bringt. Schullerus (870) hat die Rubrik „Volkskunde" übernommen und versteht darunter die Tätigkeit der Vereine und Zeitschriften, allgemeine Erörterungen, Darstellungen deutschen Volkslebens, Sagen- und Märchenkunde, Brauch und Sitte und Aberglauben. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie, entsprechend den verschiedenen Begriffsbestimmungen, auch praktisch Verschiedenes mit dem Worte zusammengefasst wird, ganz zu schweigen von den mannigfaltigen Rubriken, unter denen die Volkskunde wieder als Ganzes in kritischen Journalen und sonst untergebracht zu werden pflegt. Man hat noch kein rechtes Fach für sie. — Trefflich ist die schweizerische Bibliographie von Hoffmann-Krayer (871). Wegen der prinzipiellen und methodologischen Bedeutung dieser Dinge gebe ich auch ihre, leicht von den früheren Jahrgängen abweichende Gliederung: 1. Bibliographisches; 2. Methode und Systematik; 3. Vermischtes; 4. Urgeschichte, Vorgeschichte, Siedlung; 5. Wohnung und Architektur; 6. Gerät, Fahrzeug und Aehnliches; 7. Nahrung; 8. Volkskunst; 9. Tracht; 10. Wirtschaftliches; 11. Sitte, Brauch, Feste; 12. Spiele; 13. Rechts- und Verfassungsaltertümer; 14. Volksglauben und Volksmeinungen; 15. Volksdichtung; 16. Volkswitz und Spott; 17. Musik und Tanz; 18. Formeln; 19. Namen; 20. Sprache. Auch über die Systematik der Volkskunde wird man sich wohl endlich einmal einigen müssen. — Neue volkskundliche Bücher aus den Jahren 1901 und 1902 bespricht zusammenfassend Petsch (872), dabei mit warmen Worten des verstorbenen Weinhold gedenkend. —

Zeitschriften und Vereine. Aus den „Blättern für hessische Volkskunde" sind „Hessische Blätter für Volkskunde" geworden, die ebenso wie die früheren Strack (873) herausgibt. An die Stelle der bescheidenen fliegenden Blätter, von denen 4—6 Nummern jährlich erschienen, ist ein stattlicher Band von über 18 Bogen getreten, dessen buchhändlerischen Vertrieb der Teubnersche Verlag in die Hand genommen hat. Wie das Aeussere, so hat sich auch der Charakter der Zeitschrift geändert. Sie will sich nicht mehr auf Hessen beschränken, sondern sich an der allgemeinen volkskundlichen Forschung beteiligen und so auch die heimatliche Arbeit, der nach wie vor ein breiter Raum gewährt wird, befruchten und neu beleben. So werden denn in dem vorliegenden Bande Fragen grundsätzlicher und methodischer Art von A. Dieterich, P. Drews, H. Usener und dem Herausgeber behandelt, über Einzelerscheinungen des Volkslebens überhaupt wie Himmelsbriefe oder alte Rechtsbräuche reden A. Dieterich, J. R. Dieterich und W. Köhler; und daneben steht eine Reihe von Mitteilungen und Schilderungen aus dem hessischen Volksleben. Die Umgestaltung der Zeitschrift steht in engem Zusammenhang mit der Reorganisation des Vereins, in dessen Auftrag sie herausgegeben wird. Seither eine Abteilung des oberhessischen Geschichtsvereins, hat er sich unter dem Namen „Hessische Vereinigung für Volkskunde" auf seine eigenen Füsse gestellt und infolge davon gleich im ersten Jahr einen fröhlichen Aufschwung genommen. — Einen Teil der hessischen Blätter bildet die von Strack (876) bearbeitete Zeitschriftenschau für 1902, die in kurzen Referaten einen Ueberblick über den Inhalt hauptsächlich volkskundlicher und germanistischer Zeitschriften, soweit sie die Volkskunde berühren, gibt. — Die von Grunwald (874) herausgegebenen Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde habe ich leider bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen können. —

Zusammenfassende Darstellungen und Sammlungen. Eine eingehende und im wesentlichen zustimmende Besprechung erfuhr Bremers (879) Ethnographie durch Seiler. Wenn Br. bei Beurteilung der Anthropologie als Grundlage für ethnographische Forschungen auf die Veränderlichkeit der Rasse hinweist und als Beispiel die Kelten anführt, so behauptet S. demgegenüber, die bei

weitem zahlreichere Urbevölkerung Galliens habe aus dunkelhaarigen Ligurern bestanden, denselben, die in Italien sassen und einerseits mit den Iberern, andererseits mit den Karern, der Urbevölkerung Griechenlands, verwandt waren. Nur die herrschenden Stämme der Italiker, Griechen, Kelten seien ursprünglich blond gewesen. Die dunkelhaarige Bevölkerung in Strichen von Süd- und Mitteldeutschland rühre nicht von germanisierten Kelten, sondern von einem turanischen Keil her, „der sich vom Ural her durch Südrussland bis nach Deutschland hinzog". Nicht die Veränderlichkeit, sondern die starken vorhistorischen Mischungen der Rassen machen nach seiner Meinung die physischen Eigentümlichkeiten eines Volkes zu einem zweifelhaften Kriterium seiner Abstammung. Dass die Kelten im ersten Jahrtausend längere Zeit hindurch über die Germanen geherrscht hätten, wie Br. zu erweisen sucht, bestreitet S., nur nahe Berührung will er zugeben. Für besonders wertvoll hält S. Bremers Nachweis einer besonderen anglo-friesischen Nation, zu der auch die Sachsen gehört haben. — Aeusserst amüsant und unterhaltend plaudert in einer Anzahl feuilletonistischer Aufsätze, von denen mir nur ein Teil vorliegt, Eichen (880, 881) über die Eigenart der norddeutschen Stämme, wobei allerdings auch manche vorschnelle Verallgemeinerungen mit unterlaufen. — Zells (883) Werk über die Volkskunst im Allgäu, das mir nicht vorlag, wird sehr gerühmt sowohl wegen des vorzüglichen Anschauungsmaterials, das es bietet, als auch wegen der liebevollen und geschickten Behandlung desselben im Zusammenhang mit Brauch und Sitte. — Langers (885) neues Unternehmen schreitet rüstig voran; seiner fleissigen volkskundlichen Sammlungen aus dem östlichen Böhmen wird an verschiedenen Stellen des Berichtes zu gedenken sein. — Nach Teplitz führt uns das schöne Buch von G. Laube (Volkstümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung. 2. Aufl. Mit 4 Photographien. [= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Bd. 1. 2. Heft.] Prag, J. G. Calve. 1902. VII, 130 S. M. 3,00). Es berichtet über Tracht, volkstümliche Kunst, Sitten und Gebräuche, Bauernregeln, Lostage, Volksglaube, Volksmedizin, Kinderlieder und -spiele, Tänze, Sprichwörter und Redensarten, Rätsel und Scherzfragen, Diebs- und Geheimsprachen, Sagen und Märchen. Das meiste stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und ist nach den eigenen Erinnerungen des Verfassers niedergeschrieben. — Die neue Anflage von Andrees (887) Braunschweiger Volkskunde wird von Schullerus und Strack sehr anerkennend besprochen. Letzterer wünscht eine stärkere Berücksichtigung der Volksdichtung und der Spiele. — Grüners (889) frühen volkskundlichen Versuch aus dem Egerland (JBL. 1900 I 5:56) würdigt Hoffmann-Krayer, indem er besonders den Wert der mitgeteilten Volkslieder hervorhebt. — Gerstenbergers (892) Büchlein bringt Schilderungen des Volkslebens aus Orten des deutsch-böhmischen Grenzgebietes im Erzgebirge. Der volkskundliche Stoff hat geringen Wert. Es wird viel erzählt von Aufführungen reisender Künstlertruppen, Seiltänzern, Marionettentheatern. Auch über Vor- und Spitznamen und Albumpoesie erfahren wir einiges. Das Ganze ist schlecht stilisiert, stark sentimental und moralisierend. — Wirklich Wertvolles dagegen weiss uns Haupt (893) aus dem Nachlass eines in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Oberhessen lebenden leidenschaftlichen Sammlers zu spenden. An erster Stelle einen Originalaufsatz desselben über Volkskundliches aus dem hessischen Hinterlande, der sagenhafte Ueberlieferungen, Kinderreime, Gebräuche und Aberglauben bei der Viehzucht und zum Teil höchst interessante Mitteilungen über Heiratsgebräuche enthält. Dann eine Anzahl von Heil- und Zaubersprüchen: gegen Feuer und Pestilenz, für das Blutstillen, gegen den Brand, Gewehr- und Waffenstellung. Endlich allerlei Aberglauben aus Langd in Oberhessen. — Ein ausserordentlich anziehendes und inhaltreiches Buch ist das in neuer Auflage vor uns tretende Marschenbuch von Allmers (895). Der wohlbekannte Verfasser, selbst ein Marschbewohner aus einem alten in Osterstade ansässigen Geschlecht, hat im Jahre 1857 in jugendlichem Mannesalter diesen litterarischen Erstling in die Welt geschickt, um auch den Leuten „hinter den Bergen" ein Bild seiner Heimat zu entwerfen, für die sein Herz in Liebe und Begeisterung schlug. Und abgesehen von einigen leichten Aenderungen und dem Zusatz eines Kapitels, das auf die starken, umgestaltenden Kultureinflüsse der letzten Jahrzehnte hinweist, hat das Buch im ganzen seine ursprüngliche Gestalt behalten. Es ist mehr ein Bild der Vergangenheit als der Gegenwart, aber ein Bild, das nach dem Leben gezeichnet ist. Es umfasst die Marschstriche Osterstade, Würden, Vieland, Wursten, Hadeln, Kehdingen, das Alte Land, das Stedingerland, das Stadland und Butjadingen. Wir lernen die Bewohner in ihrer Eigenart kennen, ihre Wohnungen, ihre Tracht, ihr durch Sitte und Brauch gebundenes Leben, ihren Aberglauben, ihre spärlichen Sagen. Trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen treffen wir doch in dem typischen Bild des Marschbewohners, das der Verfasser entwirft, die wohlbekannten Züge des deutschen Bauern wieder. Man darf A.s Buch wohl den Riehlschen Meisterwerken

zur Seite stellen, wenn er auch von anderem Standpunkt als dieser an seinen Stoff herantritt. Mit aufmerksamem Blick hat er in seinem langen Leben die Veränderungen beobachtet, die durch das Eindringen der städtischen Kultur die Marschbewohner erfahren haben, beginnend mit Ablegung der Landestracht und der Umgestaltung der Wohnungen in Bauweise und Ausstattung und schliesslich mit dem Eindringen aller modernen Bildung endigend, ein Vorgang, der hier mehr und dort weniger hervortritt. Wobei dann die interessante Beobachtung gemacht wird, dass gerade in der Nähe des grössten Kulturzentrums, Hamburgs, unter den Bewohnern des Alten Landes sich ursprüngliche Eigenart am zähesten erhalten hat. Aber A. steht mit seiner Sympathie auf seiten der neuen Kultur. Er sieht durch sie eine sittlichere Lebenshaltung entstehen und Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wachsen. Die Eisenbahnen und die Presse sind ihm auch für die Bauern Bringer wahrer Kultur. — Aus Beyers (896) kulturgeschichtlichen Bildern aus Mecklenburg interessiert uns hier der ausführliche Abschnitt über der Bauern Leben und Sitte, der Spuk und Aberglauben, Feste, Beziehungen zu Tieren und Pflanzen, häusliches und wirtschaftliches Leben und Volksmedizin behandelt. Die Schilderung ist hübsch und anschaulich. Das Bauernleben nach dem dreissigjährigen Krieg im 17. und 18. Jahrhundert steht im Mittelpunkt, ohne dass im einzelnen zeitlich geschieden würde. Quellen werden nur vereinzelt angegeben. — Hartmann (898) sammelt in dem zweiten Teil seines Schwabenspiegels unter den Rubriken „Selbstlob“ und „Selbstkritik“ die Stimmen der eigenen Landsleute über die Eigenschaften des schwäbischen Stammes. Wenn auch das gebildete Schwabentum dabei im Vordergrund steht, so werden doch auch Volksfeste und Volkslieder gestreift; schwäbische und fränkische Bauernart versteht G. Bossert hübsch einander entgegenzustellen (S. 84 ff.). —

Einzelne Glieder und Stände der Gesellschaft. Das altbewährte Werk von Ploss (902) erfreut sich unter der sorgfältigen Pflege von Bartels fröhlichen Wachstums. Die neue Auflage ist wieder beträchtlich vermehrt. Dem Text sind zwölf neue Abschnitte hinzugefügt worden. Eine schwache Seite sind immer noch die Zitate, unter denen man sich häufig schwer zurechtfinden kann. —

Tanz. Ueber diesen Gegenstand hat Marie Louise Becker (907) ein Buch geschrieben, dessen „Idee war, den Tanz zu schildern in seiner wechselnden und doch ewig gleichen Beziehung zu Kunst und Menschenleben, solange die Erde steht“, wie die Verfasserin selbst sagt. Sie fährt fort: „Ich habe möglichst vermieden, die so zahlreich vorhandenen Legenden zu wiederholen, die den älteren Werken über dies Thema eine verblüffende Gleichheit geben. Ich habe vielmehr alles Gewicht auf anerkannte Ueberlieferungen, erhaltene Kunstwerke und Papiere gelegt oder auf persönliche autorisierte Eindrücke, die den uralten Menschenfreund zeichneten.“ Für die deutsche Volkskunde kommen hauptsächlich die Abschnitte „Altnordische und altgriechische Sonnwendfeste“, „Osterbräuche“, „Die Ballade und der deutsche Tanz“ in Betracht. Die Verfasserin ist dort stark abhängig von ihrem Landsmann Carus Sterne. Die Vorzüge des Buches sind der warme Enthusiasmus, der es durchzieht, und die schönen und lehrreichen Illustrationen, mit denen es geschmückt ist. Die Behandlungsweise im einzelnen ist leider phantastisch und unkritisch. —

Einzelne Feste und Festgebräuche. Die „Adventsmütterchen“, von denen Elisabeth Lemke (917) berichtet, sind Bewohnerinnen des Armenhauses, die in Elbing zur Adventszeit in besonderer Tracht umherziehen, Gaben fordern und die Weihnachtswünsche der Kinder in Empfang nehmen, ein Brauch, der ähnlich im bayerischen Oberschwaben und im angrenzenden württembergischen Schwaben nachgewiesen wird. — De Cock (918) zeigt, wie die christlichen Gebräuche und Vorstellungen auf Allerheiligen und Allerseelen an den altgermanischen Seelenkult anknüpfen. So erklärt er das in Belgien, ebenso wie in Deutschland, noch vorkommende Festgebäck, das Seelenbrot, als ein ursprüngliches Totenopfer. „Soviel Seelenbrote man isst, soviel Seelen erlöst man aus dem Fegfeuer.“ Die Seelen, zu dieser Zeit aus dem Fegfeuer freigelassen, hielten sich auf den Kirchhöfen, auf Grasplätzen auf, die zu betreten man sich deshalb hüten muss. Sie besuchen die Häuser, die sich zu ihrem Empfang rüsten durch Lichter und Speisen. Die Türen muss man mit Vorsicht schliessen, um keine Seele zu verletzen. Besonders der Besuch der Gräber, ihre Schmückung mit brennenden Kerzen und Blumenkränzen ist allgemein verbreitet. Die Armen werden an Stelle der Seelen bewirtet. Es ist eine Zeit mannigfachen Spuks. Solche Züge sind nach der Meinung des Verfassers zum Teil von dem altgermanischen Totenfest zur Julzeit mit seiner wilden Jagd auf das christliche Fest übertragen worden. — Ueber Formen der Divination in der Andreasnacht und den Losnächten, wie Liebeskranz, Topfheben, Schuhwerfen, berichtet Köhler (920). — Einen Fastnachtsumzug der Kinder mit Heischeliedern schildert Mielke (924). — Um Sammeln von Gaben handelt es sich auch bei den Gründonnerstagsgebräuchen Grossers (925). —

Die Frage, ob das germanische Julfest urgermanische Bestandteile enthalte, wird von Bilfinger (930) in einer umfangreichen, scharfsinnigen und gelehrten Untersuchung erörtert und verneint. Seine Abhandlung gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Der 6. Januar (S. 1—10). II. Der 25. Dezember (S. 10/9). III. Die zwölf Nächte (S. 19—40). IV. Kalendae Januariae (S. 40/4). V. Kalendenbrauch und Weihnachtsbrauch (S. 44—86). VI. Annus a Nativitate (S. 86—99). VII. Das germanische Julfest (S. 99—132). Er zeigt, welche Gründe die Kirche veranlasst haben, die Geburt Christi zunächst (im Osten) am 6. Januar und dann (im Westen) am 25. Dezember zu feiern. Beide Ansätze lassen sich aus dem christlichen Ideenkreis erklären. Nach Ueberwindung dieses Gegensatzes beging man die ganze Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar als eine einheitlich zusammenhängende Festzeit, die im wesentlichen der Tatsache der Geburt Christi gewidmet war und durch vielfache kirchliche und weltliche Verordnungen (Fasten-, Arbeits-, Gerichtsverbot) mit dem Charakter besonderer Heiligkeit ausgestattet wurde. Hierin finden die germanischen „zwölf Nächte" ihre Begründung; auch der spätere Festbrauch dieser Zeit lässt die Nachwirkungen jener kirchlich-politischen Bestimmungen erkennen. Die beiden folgenden Abschnitte suchen die Identität einer grossen Anzahl von Vorstellungen und Bräuchen, die sich an das Weihnachtsfest knüpfen, mit solchen der römischen Neujahrsfeier nachzuweisen. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte von Teil V zeigen am besten, worauf sich diese Untersuchung erstreckt: 1. Geschenke, Süssigkeiten, Früchte; 2. der Festbettel; 3. der Berchtentisch; 4. Auspicari; 5. Neujahrszauber und Weihnachtsheiltum; 6. Prognostica; 7. Lichter und Baumgrün; 8. Maskenumzüge, Narrenfest, Bohnenkönig; 9. Geisterspuk und Geisteraustreibung; 10. die „Vetula", Anklopfen und Pfeffern. Die kirchliche Weihnachtsfestzeit nahm die ganze Kalendenfeier in ihren Rahmen auf. Es wurde üblich, das neue Jahr mit Weihnacht beginnen zu lassen. Sogar der Name der Kalenden ging vielfach auf das Weihnachtsfest über. Schon vorher hatte sich der Begriff einer sich über eine längere Frist erstreckenden Neujahrsfestzeit gebildet, auf deren einzelne Tage sich nun in verschiedener Weise die alten Kalendenbräuche verteilten. Der letzte Abschnitt endlich beschäftigt sich zunächst mit den Gottheiten der zwölf Nächte und sucht zu zeigen, dass in der Figur der Holda-Berchta-Befana die Personifikationen des alten und des neuen Jahres, beides antike Faktoren, zu einem wunderlichen Gemisch verschmolzen seien, wozu noch die Personifikation des Epiphanientages hinzugekommen sei. Dann wird die altnordische Tradition behandelt und ihre Unzuverlässigkeit, soweit es sich um Rückschlüsse auf die heidnische Zeit handelt, behauptet. Bedas Zeugnis schliesslich sei in sich widerspruchsvoll und beruhe in dem, was er von der „Modraneht" sagt, auf blossen Vermutungen. So bleibe von dem germanischen Julfest nichts Urgermanisches übrig als der Name Jul. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten von B.s Untersuchung einzugehen, aber ich möchte doch betonen, dass ich die Frage nach den germanischen Bestandteilen des Weihnachts- und Julfestes durch ihn nicht für erledigt halte. Weder der Beweis, dass wir es in allen besprochenen Fällen wirklich mit antiken Neujahrsgebräuchen zu tun haben, scheint mir geführt, und noch weniger der, dass wir es in Fällen, wo Aehnlichkeit vorliegt, immer mit einer einfachen Entlehnung zu tun haben. Dass eine solche Fülle von Gebräuchen und Glaubensvorstellungen in verhältnismässig früher Zeit von den germanischen Stämmen neu aufgenommen worden seien, die dann zum Teil zäh gegen alle Bemühungen der Kirche verteidigt wurden, ist an sich schon nicht sehr wahrscheinlich. Auch scheint es mir bedenklich, Quellen aus der Zeit der Völkerwanderung oder noch späteren Jahrhunderten, während deren unzählige Germanen und Barbaren aller Art im römischen Reich angesiedelt waren und gewaltige Stürme die Bevölkerung bis zum Grunde aufwühlten und umgestalteten, ohne weiteres als Zeugnisse römischen Volksbrauchs zu verwenden. Bei Volksüberlieferungen ist die Quellenuntersuchung eine viel schwierigere und kompliziertere, als bei Texten oder geschichtlichen Tatsachen. Verdienstvoll und lehrreich bleibt die B.sche Arbeit immerhin, selbst da, wo sie zum Widerspruche reizt. —

Vom Weihnachtsfest zur Kirchweih; der Schritt ist nicht so gross als es scheint. Gerade der kundige Schilderer der Kirchweih im Vogelsberg, Schulte (931), weist darauf hin, wie auch hier Geistliches und Weltliches sich mischt. In einem der Dörfer, die er in Betracht zieht, ist die Kirmes wirklich noch eine Erinnerungsfeier an die Gründung der Ortskirche. Im Mittelpunkt seiner Schilderung steht Engelrod im nördlichen Vogelsberg und dessen nähere und weitere Umgegend; auch aus der Giessener Gegend erhalten wir Mitteilungen. Nassau und die Schwalm werden vergleichend herangezogen. Der typische Verlauf des Festes umfasst 1. die Einleitung der Kirmes mit Mädchenzuteilung, Kerbmännerwahl und Antrinken der Kirmes; 2. Umzug und Tanz des ersten Kirmestags; 3. Ständchen und Tanz des zweiten Tages; 4. Schlusstanz und Begräbnis der Kirmes. Das ganze Fest ist eine Veranstaltung der Burschen-

beschrieben. Der Wocken wurde durch das „Wockenplaaster“ zusammengehalten, ein Band oder einen Pappstreifen, der mit Bildern und Versen, von denen Proben mitgeteilt werden, geschmückt war. Mittwoch und Sonnabend waren „Haspeltage“, an denen das Mass der geleisteten Arbeit festgestellt wurde. Einige Mitteilungen über Behandlung der Leinwand, den Flachs-, Hanf- und Hopfenbau beschliessen den Aufsatz. —

Mit zwei alten, höchst interessanten Rechtsbräuchen, die sich besonders in Hessen lange und gut erhalten haben, beschäftigt sich eine wertvolle Abhandlung von J. R. Dieterich (Eselritt und Dachabdecken: HessBllVolksk. 1, S. 87—112). Es handelt sich um Strafen, die verhängt wurden, wenn ein Mann sich von seiner Frau hatte schlagen lassen. J. Grimm hatte sie schon beachtet und auf ihr hohes Alter hingewiesen. D. ist in der Lage, neues Material zu veröffentlichen. Er vermutet, dass die schliesslich zu Fastnachtsscherzen gewordenen Gebräuche, ebenso wie die Tätigkeit anderer Winkelgerichte, Ueberreste alter, ordentlicher, durch die Markgenossenschaft geübter Gerichtsbarkeit waren. Den Zusammenhang mit kirchlicher Sitte, der sich vielfach noch erkennen lässt, führt er darauf zurück, dass jene Markgenossenschaften ursprünglich auch Opfergemeinden waren, in deren Funktionen christliche Festgemeinschaften eintraten. —

Bräuche einzelner Landschaften. Aus dem Bistum Augsburg schildert Raich (991) Gebräuche folgender Festtage: Neujahr, Dreikönige, Blasiustag, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt (Kräuterweihe) mit zahlreichen Reimen, Segen usw. — Aus den Akten des Egerer Archivs des 15. und 16. Jahrhunderts publiziert John (994) einiges über das Klopfen- und Gollengehen zu Weihnachten, das Johannisfeuer, das Wirtshausleben, eine Fremdenordnung, Massregeln zur öffentlichen und Gesundheitspflege, sowie bei Feuersgefahr. — Das „Eiern“ im Emmental, von dem Gfeller (996) berichtet, besteht darin, dass der glückliche Erleger eines Habichts bei den Bauern der Umgegend mit einem Spruche Eier einsammelt. — Wertvoll sind die neuen Mitteilungen S. Meiers (1000) aus dem Frei- und Kelleramte. Das ganze Liebesleben der Jugend bis zur Hochzeit zieht vor unseren Augen vorüber mit seinen für bäuerliche Art überhaupt charakteristischen Zügen. Das „Kiltgehen“ erscheint viel harmloser als es sein Ruf behauptet. Die Gefallene ist einem strengen Sittengericht ausgesetzt. Andererseits werden heiratsfähige Mädchen, die keinen Schatz haben, mit allerlei Spott heimgesucht. Das Treiben der „Nachtbuben“, die fremden Kiltern oft übel mitspielen, erinnert in vieler Hinsicht an Scherze, die bei unseren Studenten üblich sind. Eingehend wird die Hochzeit in älterer und neuerer Zeit beschrieben. Ein weiterer Abschnitt des Aufsatzes handelt von Tod und Begräbnis, wobei wenig Eigenartiges mehr vorhanden ist. — Die Feste der Drawehner in Hannover schildert Tetzner (1002). — In das Nahetal führt uns Th. Wolff (1007) und lässt uns einen Blick tun in die Zustände der kleinbäuerlichen Bevölkerung der Pfarrei Nieder-Brombach während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wir lernen Haus, Tracht und Tagewerk kennen und durchwandern das festliche Jahr, das manches Eigenartige bietet. Poetische Neujahrswünsche mit zum Teil uralten Formeln, Sternsingerlieder, Heischelieder der Kinder auf Fastnacht werden mitgeteilt. Am Gründonnerstag zogen die Männer auf die Eichhörnchenjagd; an die an diesem Tage gelegten Eier knüpfte sich mancher Aberglaube. Auf Karfreitag sah man, wenn man ein Gründonnerstagsei in der Tasche hatte, alle Hexen, die in der Kirche waren. Auf Ostern wurden neben den Eiern, die man in Ameisenhaufen legte, besondere Wecke gespendet. Am ersten Mai wurden die Hexen verbrannt, d. h. mächtige Feuer aus Besen angezündet, und alle möglichen sonstigen Schutzmassregeln gegen sie getroffen. Auf Pfingsten trieb der Pfingstquack sein Wesen. Am Johannistag reinigen und schmücken die Burschen die Brunnen und sammeln unter Absingen eines Liedes Eier und Speck; dem Johannistau schreibt man Heilkraft zu. Die Vögel bannt man an diesem Tag, dass sie dem Acker nicht schaden. An Weihnachten knüpfen sich die üblichen Bräuche. Endlich wird noch der früheren Sitte des Grenzgangs gedacht. — Aus Neu-Ruppin teilt Monke (1008) einige Sagen mit. — Das Volksleben des slawischen Oberschlesiens betrifft der Aufsatz von Kölling (1011), der sich in drei Abschnitte gliedert: I. Kirchenfeste. II. Familie und Haus. III. Einige absonderliche Dinge. Ich hebe einiges hervor: Vom 13. Dezember, dem Luzientage, bis zum 6. Januar „losen die Monate“, d. h. jeder Tag stellt einen Monat vor, dessen Wetter er erkennen lässt; die Monate werden zweimal, vor- und rückwärts durchgezählt. Der Luzientag ist auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll. Auf Weihnachten sind Liebes- und Heiratsorakel üblich. Auf Karfreitag werden die Felder mit Dreschflegeln geschlagen; die Karfreitagsbutter, unter besonderen Zeremonien bereitet, hat Heilkraft. Auf den zweiten Ostertag wird schmackostert und mit Wasser begossen; Knaben ziehen bettelnd mit einer Scheibe umher, auf der sich ein Hahn befindet.

ein geschichtliches Ereignis des 15. Jahrhunderts dienen soll, lernen wir durch Reichhardt (935) kennen. — Auf eine seit Beginn des vorigen Jahrhunderts bereits ausgestorbene Festsitte aus Luxemburg, das Amecht, hat H. Usener (967) wieder unsere Blicke gelenkt, indem er aus einem älteren Programm von Gredt das Wesentliche mitteilt. Es handelt sich um eine interessante, alte Züge bewahrende Art der Vorbereitung und Feier der Kirmes durch die organisierte Burschenschaft, die wieder nahe Verwandtschaft mit Frühlings- und Pfingstbräuchen zeigt. — Die Festgebräuche des Kreises Torgau schildert auf Grund von ausgesandten Fragebogen Henze (970). Ich hebe einiges Wichtigere hervor: Vor Weihnachten erscheint der Knecht Ruprecht, häufig in Gestalt des Erbsenbärs. Die „zwölf Nächte“ erscheinen noch als eine heilige, geschlossene Festzeit mit Wahrsagung und Vorzeichen. Am zweiten Fastnachtstage findet ein Umzug der Burschen, das „Zembern“ statt, wobei Gaben für einen gemeinsamen Schmaus erbettelt werden. Neu eingetretene Gemeindemitglieder geben auf Fastnacht das „Nachbarbier“. Auf Aschermittwoch werden die Kinder mit grünen Reisern aus dem Bette geholt, damit sie vor Krankheiten geschützt bleiben. Kranke Kinder werden in den Backofen geschoben. Am Peterstag (22. Februar) sammeln die Kinder Gaben. Gründonnerstag, Karfreitag, Ostern (Osterwasser) zeigen die auch sonst üblichen Bräuche. Auf Pfingsten findet sich noch das Pfingstreiten der Burschen und das Hahnenschlagen der Mädchen; das siegende Paar wird gefeiert (Maienpaar). Am Johannistage soll man das erste Bad nehmen; Kräuter, an diesem Tage gepflückt, sind besonders heilkräftig. Die Kirmesfeier ist in vielen Orten des Kreises noch nicht über 50 Jahre alt. —

Volksbräuche und Sitten. Die schlesische Ernte lernen wir durch Drechsler (973) kennen. Besondere Bräuche und Vorstellungen knüpfen sich hier, wie sonst, an die erste und letzte Garbe. Diese heisst die oder der Alte. Sie hat Heilkraft. Die ersten Halme schützen vor Rückenschmerzen. Wenn die letzten Halme fallen, fangen die Arbeiter den Wolf oder den Kater. Der, dem der letzte Schnitt zufällt, heisst der „Kornzâl“. Fremde, die auf das Feld kommen, werden unter Sprüchen gebunden und müssen sich durch Gaben lösen. Den Schluss bildet das Erntefest. — Auch im Kreise Torgau kennt man, wie Henze (970) mitteilt, den Brauch des Bindens und warnt die Kinder vor dem Kornmann oder der Kornmiere, die im Getreide lauern. Wenn der Wind darüber weht, so glaubt man, ein Tier schreite hindurch. — Das Technische und Wirtschaftliche der Ernte tritt in Johns (974) Schilderung in den Vordergrund. —

Hochzeitsgebräuche aus dem Torgauer Kreise teilt Henze (970) in der schon öfter genannten Abhandlung mit. Ich hebe hervor, dass die Braut ihr Hochzeitskleid nicht selbst nähen darf, wohl aber muss der Bräutigam ein Stückchen nähen. Bei der Trauung darf kein Stuhl leer bleiben, weil sich der Tod darauf setzen und bald eines der Brautleute zu sich nehmen würde. Die junge Frau zieht nicht sofort mit dem Ehemann zusammen, sondern wartet den zunehmenden Mond ab. — Viel Material bringt E. Langer (978), vor allem über die Rolle, die der Hochzeitsbitter spielt; eine reiche Zahl formelhafter Ansprachen, die bei dieser Gelegenheit üblich sind, wird mitgeteilt. — Zwei bis jetzt unbekannt gebliebene volkstümliche Aufsätze, die Arnim einst veröffentlicht hat, druckt Steig (980) ab. Der erste ist eine von Arnim herrührende Besprechung der von Bornemann herausgegebenen „Plattdeutschen Gedichte“ aus dem Jahre 1813. Um den Unterschied zwischen solchen volkstümlichen Gedichten und wirklichen Volksliedern zu zeigen, teilt er im Anschluss an eine „Bauernhochzeit“ Bornemanns zwei pommersche Hochzeitslieder mit (in Erk-Böhmes Liederhort N. 165a). Der zweite ist ein unter Arnims Redaktion im Preussischen Korrespondenten erschienener Aufsatz über den Brautwagen, der eine an altertümlichen Zügen reiche Schilderung der in Hessen üblichen Einholung der Braut gibt. — Die Einladung eines Bauern zur Hochzeit seines Sohnes wird von Lesche (981) mitgeteilt. —

In die Mitte des vorigen Jahrhunderts führen uns die Spinnstubenerinnerungen zurück, die Bartels (989) nach den Erzählungen einer alten Dame veröffentlicht. Sie beziehen sich auf Uetzdorf im Kreise Nieder-Barnim. Wir hören zunächst, wie es bei den täglichen Mahlzeiten auf einem Bauernhofe zuging. Nach dem Abendbrot wurde in der Zeit von Martini bis Mariä Lichtmess (11. Nov. bis 2. Febr.) gesponnen, wozu sich befreundete Bauerntöchter mit ihren Brüdern einfanden. Die Männer strickten oder waren müssig. Zur Unterhaltung wurde gesungen, auch wohl zum Schlusse ein Tänzchen gemacht. Eine grössere Zahl der üblichen Lieder wird mitgeteilt. Der Faden musste glatt und gleichmässig gesponnen werden. Riss er ab, dann nahm wohl ein Bursche das Spinnrad fort, und die Spinnerin musste es mit einem Kusse auslösen. Ein wenig Flachs musste unabgesponnen auf dem Rocken bleiben, sonst begegnete der Heimgehenden ein Spuk. Die Beschaffenheit der Spinnräder und die Technik des Spinnens wird eingehend

beschrieben. Der Wocken wurde durch das „Wockenplaaster“ zusammengehalten, ein Band oder einen Pappstreifen, der mit Bildern und Versen, von denen Proben mitgeteilt werden, geschmückt war. Mittwoch und Sonnabend waren „Haspeltage“, an denen das Mass der geleisteten Arbeit festgestellt wurde. Einige Mitteilungen über Behandlung der Leinwand, den Flachs-, Hanf- und Hopfenbau beschliessen den Aufsatz. —

Mit zwei alten, höchst interessanten Rechtsbräuchen, die sich besonders in Hessen lange und gut erhalten haben, beschäftigt sich eine wertvolle Abhandlung von J. R. Dieterich (Eselritt und Dachabdecken: HessBllVolksk. 1, S. 87—112). Es handelt sich um Strafen, die verhängt wurden, wenn ein Mann sich von seiner Frau hatte schlagen lassen. J. Grimm hatte sie schon beachtet und auf ihr hohes Alter hingewiesen. D. ist in der Lage, neues Material zu veröffentlichen. Er vermutet, dass die schliesslich zu Fastnachtsscherzen gewordenen Gebräuche, ebenso wie die Tätigkeit anderer Winkelgerichte, Ueberreste alter, ordentlicher, durch die Markgenossenschaft geübter Gerichtsbarkeit waren. Den Zusammenhang mit kirchlicher Sitte, der sich vielfach noch erkennen lässt, führt er darauf zurück, dass jene Markgenossenschaften ursprünglich auch Opfergemeinden waren, in deren Funktionen christliche Festgemeinschaften eintraten. —

Bräuche einzelner Landschaften. Aus dem Bistum Augsburg schildert Raich (991) Gebräuche folgender Festtage: Neujahr, Dreikönige, Blasiustag, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen, Fronleichnam, Mariä Himmelfahrt (Kräuterweihe) mit zahlreichen Reimen, Segen usw. — Aus den Akten des Egerer Archivs des 15. und 16. Jahrhunderts publiziert John (994) einiges über das Klopfen- und Gollengehen zu Weihnachten, das Johannisfeuer, das Wirtshausleben, eine Fremdenordnung, Massregeln zur öffentlichen und Gesundheitspflege, sowie bei Feuersgefahr. — Das „Eiern“ im Emmental, von dem Gfeller (996) berichtet, besteht darin, dass der glückliche Erleger eines Habichts bei den Bauern der Umgegend mit einem Spruche Eier einsammelt. — Wertvoll sind die neuen Mitteilungen S. Meiers (1000) aus dem Frei- und Kelleramte. Das ganze Liebesleben der Jugend bis zur Hochzeit zieht vor unseren Augen vorüber mit seinen für bäuerliche Art überhaupt charakteristischen Zügen. Das „Kiltgehen“ erscheint viel harmloser als es sein Ruf behauptet. Die Gefallene ist einem strengen Sittengericht ausgesetzt. Andererseits werden heiratsfähige Mädchen, die keinen Schatz haben, mit allerlei Spott heimgesucht. Das Treiben der „Nachtbuben“, die fremden Kiltern oft übel mitspielen, erinnert in vieler Hinsicht an Scherze, die bei unseren Studenten üblich sind. Eingehend wird die Hochzeit in älterer und neuerer Zeit beschrieben. Ein weiterer Abschnitt des Aufsatzes handelt von Tod und Begräbnis, wobei wenig Eigenartiges mehr vorhanden ist. — Die Feste der Drawehner in Hannover schildert Tetzner (1002). — In das Nahetal führt uns Th. Wolff (1007) und lässt uns einen Blick tun in die Zustände der kleinbäuerlichen Bevölkerung der Pfarrei Nieder-Brombach während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wir lernen Haus, Tracht und Tagewerk kennen und durchwandern das festliche Jahr, das manches Eigenartige bietet. Poetische Neujahrswünsche mit zum Teil uralten Formeln, Sternsingerlieder, Heischelieder der Kinder auf Fastnacht werden mitgeteilt. Am Gründonnerstag zogen die Männer auf die Eichhörnchenjagd; an die an diesem Tage gelegten Eier knüpfte sich mancher Aberglaube. Auf Karfreitag sah man, wenn man ein Gründonnerstagsei in der Tasche hatte, alle Hexen, die in der Kirche waren. Auf Ostern wurden neben den Eiern, die man in Ameisenhaufen legte, besondere Wecke gespendet. Am ersten Mai wurden die Hexen verbrannt, d. h. mächtige Feuer aus Besen angezündet, und alle möglichen sonstigen Schutzmassregeln gegen sie getroffen. Auf Pfingsten trieb der Pfingstquack sein Wesen. Am Johannistag reinigen und schmücken die Burschen die Brunnen und sammeln unter Absingen eines Liedes Eier und Speck; dem Johannistau schreibt man Heilkraft zu. Die Vögel bannt man an diesem Tag, dass sie dem Acker nicht schaden. An Weihnachten knüpfen sich die üblichen Bräuche. Endlich wird noch der früheren Sitte des Grenzgangs gedacht. — Aus Neu-Ruppin teilt Monke (1008) einige Sagen mit. — Das Volksleben des slawischen Oberschlesiens betrifft der Aufsatz von Kölling (1011), der sich in drei Abschnitte gliedert: I. Kirchenfeste. II. Familie und Haus. III. Einige absonderliche Dinge. Ich hebe einiges hervor: Vom 13. Dezember, dem Luzientage, bis zum 6. Januar „losen die Monate“, d. h. jeder Tag stellt einen Monat vor, dessen Wetter er erkennen lässt; die Monate werden zweimal, vor- und rückwärts durchgezählt. Der Luzientag ist auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll. Auf Weihnachten sind Liebes- und Heiratsorakel üblich. Auf Karfreitag werden die Felder mit Dreschflegeln geschlagen; die Karfreitagsbutter, unter besonderen Zeremonien bereitet, hat Heilkraft. Auf den zweiten Ostertag wird schmackostert und mit Wasser begossen; Knaben ziehen bettelnd mit einer Scheibe umher, auf der sich ein Hahn befindet.

Auf Pfingsten dienen Lindenzweige und Kalmusblätter zum Schmuck. Die Dreifaltigkeit und das Kreuz spielen in manchen Bräuchen eine wichtige Rolle. Bei der Taufe sind Kind und Mutter mit manigfachen Schutzmassregeln umgeben. Der Vater hebt nach der Taufe das Kind vom Fussboden auf. Bei der Hochzeit spielt der Starosta eine Hauptrolle. Die Braut erhält von dem Bräutigam Geld, das sie während der Trauung und des Mahles in dem rechten Schuh trägt. Sie geht nach der Trauung dreimal um den gedeckten Tisch und schneidet sich ein Stück Brot ab, das sie aufbewahrt. Den Toten werden mancherlei Beigaben mitgegeben. Mütter versorgen auch nach ihrem Tode noch einen hinterlassenen Säugling. Zum Schlusse des 2. Abschnittes werden einige Bräuche, die mit der Viehzucht zusammenhängen, und allerlei Aberglauben mitgeteilt. Der 3. Abschnitt bringt Nachrichten über die Mora (Alp), das Verhexen und Besprechen, den Weichselzopf, das Bettnässen, den Wechselbalg und den Ring aus drei Sargnägeln, der gegen Epilepsie hilft. — Aus alten Rochlitzer Gemeinderechnungen bringt Pfau (1013) Notizen über das Maiensetzen, Ausschreitungen im geselligen Leben, Verstösse gegen die Kleiderordnung, die Schandhaube für unzüchtige Dirnen und den Marktwisch. — Aus Sargans berichtet Zindel-Kressig (1014) über dämonische Wesen, wie das „Grääggi“, das die Menschen vom richtigen Wege abbringt, das „Schrättlig“, eine Art Alp, und die „Hüllä-Muätter“, ein Kindergespenst. Er beschreibt Volksspeisen wie Tatsch, Ribel, Strizzli usw., Getränke und Mahlzeiten, Trachten und endlich Sitten und Gebräuche. Dieser letzte Abschnitt handelt von der Taufe, Erziehung, Firmung, erster Kommunion, Totenwache und Begräbnis. — In der Uckermark fand, wie Sendke-Bogemühl (1017) erzählt, früher die Taufe nie später als vier Wochen nach der Geburt statt. Das Kind wurde meist nach dem Grossvater genannt. Gereimte Patenwünsche, von denen einige mitgeteilt werden, wurden dargebracht. Eingehend wird die Stellung und Bedeutung der Hebamme behandelt, der zauberische Kräfte zugeschrieben werden. — Sehr Verschiedenartiges bringt aus dem Thurgau Häberlin-Schaltegger (1020) nach eigener Erinnerung. Neben einigen Notizen über Nahrungsverhältnisse und Tracht stehen ausführlichere Mitteilungen über Sitten, Gebräuche und Feste (St. Nikolaus, Sylvester, Neujahr, Dreikönigstag, Lostage, Fastnacht, Aprilscherze, Karwoche, Ostern, Himmelfahrt mit Eierlesen, Kirchweih, Märkte, Volksbelustigungen, Lätare, Geburtstag, Taufe, Hochzeit, Tod usw.), Kinderreihen und Spiele, Ortsneckereien, Spottreden auf einzelne Stände, Nachtwächterverse, Inschriften. —

Volksglauben: Mythologie. Ueber den Stand der mythologischen Forschung und ihre Fortschritte in den letzten Jahrzehnten orientiert Schullerus (1026), seinen Bericht in 5 Abschnitte gliedernd: Quellen, Neue Richtungen, Gesamtdarstellungen, Einzeluntersuchungen, Resultate. — Das Werk von P. D. Chantepie de la Saussaye (JBL. 1900 I 5:234) liegt nunmehr vollständig in englischer Uebersetzung vor (The religion of the Teutons. Translated from the Dutch by Bert J. Vos. Boston and London, Ginn and company. VIII, 504 S. M. 12,00). Neu hinzugekommen sind: XII. The Pantheon. XIII. Gods and divine nature. XIV. Animism, souls, worship of the Dead. XV. Walkyries, Swan-Maidens, Norns. XVI. Elves and Dwarfs. XVII. Giants. XVIII. The world: cosmogony, cosmology and eschatology. XIX. Worship and rites. XX. Calendar and festival. XXI. Magic and divination. Beigegeben ist eine praktisch eingerichtete Bibliographie. Zur Einführung in das Studium der germanischen Mythologie ist das Buch durch seine Besonnenheit und Klarheit sehr gut geeignet. — Auf Kauffmanns (2455) „Balder“ muss auch an dieser Stelle nachdrücklich hingewiesen werden. Das Buch ist zweifellos die hervorragendste Erscheinung des Jahres auf dem Gebiete der germanischen Mythologie. Die Gelehrsamkeit, der Scharfsinn, die Kombinationsgabe seines Verfassers sind bewundernswert. Er versucht es, den Grundsatz von Robertson Smith, „dass wir bei der Erforschung der alten Religionen nicht vom Mythus, sondern vom Ritus und den traditionellen Gebräuchen ausgehen müssen“, praktisch auf den Baldermythus anzuwenden und „mit den Hilfsmitteln der philologisch-historischen Kritik den Ritus aus dem Mythus zu rekonstruieren“. Frazer und Hubert-Mauss sind auf diesem Wege seine Vorläufer. Als solchen rituellen Kern betrachtet er ein Sühnopfer, das am Jahresschluss dargebracht wurde, und das noch fortlebt in dem deutschen Volksbrauch des „Todaustragens“. Ueber den Inhalt des Buches und die Beweisführung des Verfassers orientiert am besten sein eigenes Referat (ZDPh. 34, S. 524/9). Das Buch hat von berufenster Seite scharfen Widerspruch erfahren, und ich fühle mich nicht kompetent genug, dem ohne weiteres entgegenzutreten. Aber selbst wenn sich die hauptsächlichen Resultate des Buches als irrig erweisen sollten, wird man dem Verfasser Dank dafür wissen dürfen, dass er es gewagt hat zu irren. Auch Irrtümer, wenn sie nicht auf Leichtfertigkeit und Unwissenheit beruhen, können die Wissenschaft fördern. Und neben Irrtümern enthält das Buch jedenfalls eine Fülle geistvoller Anregungen und wertvoller Zusammenstellungen auf dem Gebiet der Märchen-,

Sagen- und Mythenforschung wie der Erforschung von Volksglaube und Brauch, für die gerade die Volkskunde dankbar sein muss. — Auch die „Studien" von der Leyens (1027) bewegen sich durchaus auf volkskundlichen Pfaden. In der einen von ihnen sucht er als Kern der Erzählung von Oðinn und Oðrerir, unter Heranziehung verschiedener Ueberlieferungen von Naturvölkern, der Sage von Indra und seinem Somaraub, dem Märchen vom Wasser des Lebens, einen Mythus von der Herkunft des Wassers zu erweisen. In der zweiten betrachtet er Oðinn als Zauberer und glaubt damit das eigentliche und ursprüngliche Wesen seiner Persönlichkeit erfasst zu haben. Ich habe beiden Deutungen gegenüber meine Bedenken. —

Mythische Gestalten. Die wilde Jagd in Schlesien behandelt Wahner (1040). Der vorliegende 1. Teil redet von der Entstehung der Sage, ihrer Veränderung und Erhaltung, ihrer starken Verbreitung in Schlesien und den verschiedenen Benennungen. Die Neigung des Verfassers, überall Wodan aufzuspüren, führt zu recht bedenklichen Schlüssen und Auslegungen, namentlich von Kinderversen. Auch den Namen des Gottes will er in Schlesien noch finden. Als Beweis dafür dient, dass die Iserleute von einem Wildschützen, dem die nächtliche Jagd oft erschienen sei, erzählt hätten, er habe in wilden Träumen auch „Woyden" angerufen, „was natürlich nichts anderes als Wodan ist. Damit ist zugleich der beste Beweis für die Identität des Nachtjägers in Schlesien mit dem alten Heidengotte geliefert". So schliesst die Abhandlung. — Fruchtbarer sind Drechslers (1041) Ausführungen über denselben Gegenstand. Wir erhalten hübsches Material über den Kultus des Windes, das jedenfalls, auch abgesehen von direktem Zusammenhang mit den alten Mythen, eine alte Stufe mythologischen Denkens repräsentiert. Die Schutzmassregeln gegen den wilden Jäger sind ähnlich wie auch sonst. Ob die Sagen von Helden und Heldinnen, die in Bergen oder Höhlen entrückt schlafen, mit Recht den Windgeistern angeschlossen werden, mag man füglich bezweifeln. Auf die kopflosen Geister und den Glauben, dass ein heftiger Wind entsteht, wenn ein Mensch sich erhängt, weist D. ebenso wie Wahner hin. Der Nachtjäger erscheint in Schlesien als Verfolger der Busch- oder Holzweiblein. Der zweite Teil von D.s Programm handelt kurz von Frau Holle, die den Flachsbau und das Spinnen hütet. Unter dem Namen Popelhole ist sie ein Schreckgespenst der Kinder und hat ihr männliches Gegenstück in dem Popelmann, einem Wesen ohne Gesicht. Sie heisst auch „Mückentrulle", da, wie der Verfasser meint, bei ihr die Seelen, wie nach dem Tode, so vor der Geburt weilen und als Mücken im Sonnenscheine spielen. „Damals warst du noch nicht auf der Welt, damals spieltest du noch mit den Mücken herum", sagt man in Schlesien zu den Kindern. —

Das wichtigste Material über Zwerge und Riesen stellt Siefert (1043) aus den deutschen Volksüberlieferungen zusammen, zieht aber auch volkstümliche Kunstdichtungen und ausserdeutsche Ueberlieferungen heran. — Die Zwergsagen, die Haas (1043 b) mitteilt, erzählen von einem Kampf zwischen Riesen und Zwergen, von einem Besucher der Zwerge, der in üblicher Weise Goldeslohn erhält, oder einem anderen, den sie bekämpfen. Die Wichtelmännchen erscheinen als Kröten oder Hunde und Katzen. Sie werden sogar von Händlern verkauft und dienen als Schustergesellen. —

Aberglauben in einzelnen Landschaften. Manches hierher Gehörige bringt Bacher (1004) aus dem südtirolischen Lusern. So Notizen über den Vampyrglauben, über günstige oder ungünstige Vorzeichen und über Aberglauben, der sich an Ohren, Haare und Fingernägel knüpft. — Erzählungen von Zwergen und Kobolden, Irrlichtern, behextem Vieh bringt Brunk (1052) aus Pommern; daneben einiges zur Volksmedizin über Gundermann, Kalmus, Ahorn, Johanniskraut; endlich Mitteilungen über allerlei Aberglauben, der an die Hochzeit, an Weihnachten und Neujahr anknüpft. — Von der kurischen Nehrung weiss von Negelein (1054) zu berichten von dem Teufel, der dort teils als Winddämon, teils als harmlos freundlicher Schutzgeist erscheint und sich vor Ebereschen fürchtet; ferner von Zaubermitteln beim Fischfang, von den Pferden im Volksglauben — sie sprechen in der Johannisnacht —, von Seejungfern und Seepferden, von dem Hausgeist (Kauks), der Schätze zeigt. —

Besondere Gebiete der Volksanschauungen. Ueber Astrologie, ihre Entstehung, Lehre und Wirkungen orientiert gut ein Vortrag von Skutsch (1057), der an einige im Besitz der Schlesischen Gesellschaft befindlichen Hefte astrologischen Inhalts anknüpft. Derartige Hefte wurden in den letzten Jahren von einem Besenbinder in Warmbrunn und seiner Wirtschafterin gewerbsmässig verbreitet. Sk. weist darauf hin, dass dieser Aberglaube nicht nur in den niederen Volksschichten Anhänger findet, sondern dass er auch in den vornehmsten Kreisen von Paris und Berlin gepflegt werde. Morins „Astrologia Gallica" vom Jahre 1661 sei 1902 in Paris zum Teil neu gedruckt worden, und der ehemalige

Statthalter von Elsass-Lothringen, E. von Manteuffel, habe sich allen Ernstes das Horoskop stellen lassen. Er wirft die Frage auf, ob der Astrologie nach den alten Blütezeiten im 20. Jahrhundert eine neue beschieden sein werde. —

Von den Pflanzen, die im Leben des Volkes eine Rolle spielen, fand die Eibe eingehende Behandlung durch Elisabeth Lemke (1062). Sie bringt ein Verzeichnis der Namen der Eibe und der von ihr abgeleiteten Orts- und Personennamen. Welche vielseitige Verwertung ihr Holz in früherer Zeit fand, zeigt ein weiterer Abschnitt. Die mannigfaltigsten Geräte wurden daraus gefertigt; obenan steht der Bogen, der geradezu den Namen des Baumes trug. Bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück reicht diese Verwendung. Besonders die nordischen Fundstätten sind reich an solchen Artefakten. Seit den frühesten Zeiten sind ferner Holz, Laubwerk und Früchte des Baumes zu Heilzwecken gebraucht worden, besonders gegen den Biss böser und giftiger Tiere, auch gegen die Tollwut der Hunde. „Tollhölzer“ wurden als Präservativ gegen Hundebiss getragen. Auch zur Behandlung des Kropfes der Pferde diente die Eibe. Von der Stellung der Eibe im Volksglauben und in der Mythologie handelt ein letzter Abschnitt. Sie galt als Totenbaum, wurde auf Kirchhöfen gepflanzt, schützte vor Hexen. Auch zum Weihnachtsfest zeigt sie nahe Beziehungen. —

Ueber einige Tiere im Glauben des Volkes handelt Bauch (1065). Er teilt Regeln mit, die bei Behandlung der Haustiere befolgt werden, und gibt volkstümliche Deutungen gewisser Erscheinungen der Tierwelt: Dem Pferde schreibt man ein Vergrösserungsauge zu, da es vor kleinen Dingen scheut; das Heulen der Hunde kündet einen Selbstmord an, Hasen oder Kröten deuten auf Feuer, Mäuse können alte Jungfern nicht leiden. Der Ruf des Kauzes, der Angang der Katze, das Schwalbennest am Haus finden in Schlesien dieselbe Deutung wie sonst, und Fledermäuse nageln auch dort die Bauern an die Stalltüren. — Seine Abhandlung über das Pferd bringt von Negelein (1069) im Berichtsjahr in zwei Teilen zum Abschluss. Als eine Konsequenz von der Auffassung des Pferdes als Seelenträger bezeichnet er die Anschauung, dass es der Seele des bereits Verschiedenen nachträglich habhaft werden könne. Die Zusammengehörigkeit von Ross und Reiter zeigen die Sagen von den Gespenster tragenden Rossen. Auch zu den Ahnengeistern des Hauses stehen sie in engster Beziehung, wie die Vorstellungen vom Mahrenritt und Weichselzopf dartun. Pferdeköpfe dienen Tod, Teufel und Hexen als Musikinstrumente. Ferner ist die Rede von dem Verwandeln der Hexen in Pferde, von dem Reiten des Teufels auf ihnen, von der Zauberkraft der verlorenen Hufeisen. Als mythische Wurzel des Glaubens an die seelenraubende Funktion pferdegestaltiger Weiber bezeichnet der Verfasser die Gestalten der Walkyren. Auch auf Wodan und die wilde Jagd kommt er in diesem Zusammenhang zu sprechen. Die von Winden umbrausten Bergspitzen erschienen von Geistern belebt und sind häufig nach dem Namen des Pferdes benannt. Zu diesen und den Erörterungen des früheren Aufsatzes bringt endlich ein Schlussabschnitt noch allerlei Ergänzungen und vervollständigt das Material. Er enthält Mitteilungen über den Angang des Pferdes, seine prophetische Gabe, seine Rolle in der Traumdeutung, die Heilkraft des Pferdehauptes oder -zahnes, den Hufeisenaberglauben, weisse und schwarze Pferde, Teufelsrosse usw. — Vom Huhn und Ei im Brauch und Glauben des Böhmerwaldes weiss Blau (1070) manches Interessante zu berichten. Er beginnt mit Hühnersteige und Hahnbalken, schildert das Locken der Hühner, ihre Namen, einen Tanz, der das Scharren der Hühner nachahmen soll, das Ansetzen und bespricht die Rolle, die das Huhn im Volksbrauch (besonders bei Hochzeit und Ernte) spielt. Ein zweiter Abschnitt handelt vom Ei, seinen Benennungen, seiner Bedeutung im Traum, dem Schnappei, das den Neugeborenen geschenkt wird, dem Hexen- oder Windei, den Fraueneiern (auf Mariä Himmelfahrt oder Geburt gelegt) und endlich, am ausführlichsten, vom Osterei und den Osterbräuchen. —

Einige Geschichten vom Teufel, der zu einem Festessen Fische holen will, dem bei seiner Hochzeit mit seiner Grossmutter ein Trompeter aufspielt, der ein Renkontre mit Waschweibern hat, die die schmutzige Wäsche seiner Grossmutter nicht waschen wollen, der seine Macht über Gott verlor, als ihm der Schwanz abgeschnitten wurde, der bei einem Vertrage geprellt wird, ja der sogar einmal Soldat war, erzählt nach mündlicher Ueberlieferung aus Pommern Haas (1071). — Eine weitere Erzählung von einem Vertrag, den ein armer Waisenknabe mit dem Bösen schliesst, von dem er sich schliesslich unter Assistenz der Geistlichkeit wieder befreit, wird vom Jahre 1623 aus des Mikrälius Chronik abgedruckt (1072). —

Drei Himmels- und Schutzbriefe aus Nordböhmen veröffentlicht Branky (1074). Es sind Varianten bekannter und weitverbreiteter Texte. Der erste enthält das Gebot der Sonntagsheiligung, dem andere Gebote folgen, und

gewährt Schutz gegen Gewitter, Feuer und Wasser; Frauen hilft er zu einer leichten Geburt. Der zweite, 1727 in Holstein über der Taufe Magdalenas schwebend gefunden, sichert vor Geschütz und Kugeln („So wie Christus im Oelgarten stand" usw.). Der dritte, gegen Blutungen, bringt die Geschichte vom Grafen und seinem Diener. Die „biblische Stundenuhr für fromme Christen", die B. noch beigegeben hat, gehört in ein ganz anderes, auch volkskundlich interessantes Gebiet, in das der Symbolik der Zahlen von 1—12. — Zur Geschichte der Himmelsbriefe bringt A. Dieterich (1075) wertvolle Beiträge. Er sucht sie in das Altertum zurück zu verfolgen, indem er wenigstens Spuren von ihnen aufzeigt; ein sicheres Beispiel bringt er aus Pausanias bei. Dann belegt er den Gebrauch eines uns noch bekannten Himmelsbrieftextes (von Papst Leo Karl dem Grossen gegeben) im Jahre 1451 zu Halle. Endlich bringt er die Mitteilung eines Mitkämpfers von 1864 über die damalige Verbreitung der Himmelsbriefe unter den Soldaten. Mit einer Frage nach dem etwaigen volksmässigen Ursprung der litterarischen Form der Teufelsbriefe schliesst er. — Die in den Himmelsbriefen vorkommende Formel „Christus vincit, Christus regnat" stammt, wie Köhler (1077) zeigt, aus der Doxologie und wird auch sonst zur Abwehr von Dämonen gebraucht. Derselbe Gelehrte weist auf die in den reformatorischen Kreisen vorkommende litterarische Form des Himmelsbriefs hin und bringt einige Notizen zu den Teufelsbriefen. —

Eine gute, kurz zusammenfassende Darstellung der Weissagung und des Zaubers im nordischen Altertum gibt Gering (1078). Bei der Weissagung unterscheidet er die Befragung der Toten oder der Gesamtheit der Geister und die Befragung der Götter durch Losorakel. Auch Sterbende haben die Gabe der Weissagung, wie auch ihre Flüche in Erfüllung gehen. Den skandinavischen Zauberglauben hält er für beeinflusst von den Lappen. Er belegt die verschiedenen Arten des Zaubers: Verwandlung in andere Gestalt, freiwillig geübt oder durch feindliche Mächte veranlasst, Schutz gegen Verwundung, Zauberkraft von Waffen, bösen Blick, Erregung von Unwetter, Runenzauber, Heil- und Liebeszauber, Amulette. — Tetzner (1080) druckt, nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das „Besprechen", eine grössere Zahl von Zauberregeln, Pröpelsprüchen und Heilmitteln aus nicht genauer bestimmten Handschriften vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab. Wir treffen zum Teil bekannte Sprüche zur Blutstillung, wider Brand, Geschwulst, Darmgicht, Gelbsucht, Rose, kranke Augen, Gewächs, Kopfweh, Reissen, Schwund, das Beschreien eines Kindes, Unkraut, Lendenblut, geschwollene Euter, kaltes Feuer; einen Spruch „wenn's beim Butterrühren nicht zusammengehen will" (im ganzen 75 Nummern). — Brunk (1082) erzählt Sagen, in denen der Dorant als ein Kraut erscheint, das vor Zauber aller Art schützt, und bemerkt, dass die Pflanze heute noch gegen Verhexen des Viehs in Pommern angewandt werde. Allerdings werden die verschiedensten Pflanzen mit diesem Namen genannt. — Eine hübsche Sammlung von Segen und ähnlichem mit Litteraturnachweisen und erläuternden Anmerkungen legt Ganzlin (1088) vor. An der Spitze stehen einige allgemeinere Bemerkungen über die Art der Segen, über Parallelismus und Vergleichung, die epische Einleitung, die Vorstellung von der Ursache der Krankheiten, über die schwarzen, weissen und roten Krankheitsdämonen, die Umschreibung der Krankheitsnamen, die Bannung der Krankheiten in Bäume und Tiere. Ein Himmelsbrief, der nicht vollständig mitgeteilt wird, besteht aus zwei bekannten Bestandteilen, dem ursprünglich vor Verwundungen schützenden Brief, dessen Anfang die Geschichte von dem Scharfrichter, der einen Mörder nicht köpfen kann, bringt, und dem anderen mit dem Beginn „Wie Christus im Oelgarten stille stand", der 1724 in Holstein vom Himmel gefallen ist, beide mit interessanten Varianten. — Die beiden pommerschen Sprüche, die Asmus (1089) abdruckt, helfen „für laufendes Feuer" (des Viehs) und gegen Feuer („Anania, Azaria und Misal"). — Einen anderen Feuersegen teilt an derselben Stelle O. Knoop (1091) mit. — Auch Useners (1136) kurze Mitteilung über Besprechungen, die sich an den zweiten Merseburger Zauberspruch anschliessen, gehört hierher. — Bei weitem das Wertvollste, was auf diesem Gebiete das Berichtsjahr gebracht hat, ist die umfassende Sammlung von Besprechungen, Zaubersprüchen und -mitteln aller Art, die Bang (1105) herausgegeben hat. Sie beschränkt sich zwar auf Norwegen, aber der grössere Teil dieser Dinge findet sich auch in Deutschland, wo uns leider bis jetzt ein derartiges Sammelwerk fehlt. Die Quellen der Sammlung bestehen teils aus bereits gedruckter Litteratur, teils aus einer Fülle von Handschriften, über die das Vorwort genaue Rechenschaft gibt. Eine Vorstellung von dem Reichtum des Buches mögen die Ueberschriften der einzelnen Rubriken geben: 1. Wodan und der Fuss des Fohlen. 2. Besprechung in direkter und epischer Form. 3. Formeln, in denen überirdische Personen auftreten und den Gebrauch der Heilmittel vorschreiben. 4. Die drei Nornen. Freya-Maria. 5. Die Schlüssel.

Bannsprüche. 6. Sympathiemittel. 7. Abergläubische Künste mit sympathieähnlichen Mitteln. 8. Transplantation. 9. Magische Formeln und Aufschriften verschiedener Art. 10. Beschwörungen bei den Heiligen. 11. Schwarze Kunst. 12. Volksmedizin. 13. Technische Zaubereien. 14. Rationalisierende Formeln. Hoffentlich schenkt uns Moltke Moe bald den in Aussicht gestellten Kommentar zu der Sammlung, der uns sie erst recht erschliessen wird. —

Mit Gespenstern und Dämonen beschäftigen sich verschiedene Beiträge des Jahres. Gander (1094) bringt Mitteilungen über das Alpdrücken, Irrlichter, den wilden Jäger, Sterne als Menschenseelen, Seelenkult, Geisterbannen. — Kühnau (1097) erzählt nach mündlichen Mitteilungen von Begegnungen, die Leute mit dem Wassermann oder der Wasserfrau hatten, und bezeugt durch verschiedene Fälle aus Schlesien den Glauben, dass man die Leiche eines Ertrunkenen durch ein auf das Wasser gesetztes Boot mit einem Licht finden könne, wozu dann von verschiedenen Seiten Nachträge geliefert werden. — Die 15 Spukgeschichten, die Haas (1099) mitteilt, enden zum Teil charakteristischer Weise mit der Entlarvung des vermeintlichen Spuks. Sie spielen sich vielfach auf Kirchhöfen ab. Andere erzählen von Gespenstern, die auf dem Kopf gehen oder kopflos sind und in einem Wagen mit weissen Pferden fahren. Von einem Leichnam werden die Vollbringer des Mordes entdeckt und bestraft. —

Ueber Hexenglauben brachte das Berichtsjahr ein umfangreiches und gründliches Werk von einem Juristen, F. Byloff (Das Verbrechen der Zauberei. Ein Beitrag zur Geschichte der Strafrechtspflege in Steiermark. Graz, Leuschner und Lubensky. VIII und 444 S. M. 8,00). Der Verfasser gibt eine Darstellung der Hexenprozesse in Steiermark, die sich über die zwei Jahrhunderte von 1546 bis 1746 erstrecken. Seine Absicht ist vorzüglich, „durch die Betrachtung der vorhandenen Materialien sowie der einschlägigen Gesetzgebung ein möglichst klares Bild über Theorie und Praxis des ‚crimen magiae‘ auf dem Boden Steiermarks zu gewinnen und auf diese Weise dem vielumstrittenen Problem des Hexenwahns einen Schritt näher zu rücken". Seine Untersuchung gliedert sich in drei Teile, eine historische Beschreibung der bekannten Hexenprozesse, die sich auf dem Boden der Steiermark abgespielt haben, die Betrachtung der Strafrechts- und Strafprozessrechtsquellen, sowie der bei den Gerichten üblichen Praxis, endlich eine historisch-kritische Auseinandersetzung der Ursachen und des Ursprungs des Hexenwahnes mit Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der Steiermark. Das Hauptgewicht legt er auf die Sammlung des Materials und den rechtsgeschichtlichen Teil. Ausser der bereits veröffentlichten Litteratur standen ihm noch unbekannte und ungedruckte Originalakten aus dem steiermärkischen Landesarchiv und aus dem Zisterzienserstift Rein zur Verfügung, aus denen er das Wichtigste in einer Beilage abdruckt. Sie enthalten manches Interessante aus dem Gebiet des Aberglaubens und der Volksmedizin. Von den Prozessen endeten ca. 84% mit dem Tode des Verfolgten durch Henkershand; 73,5% wurden mit Anwendung der Folter geführt; 64% der Verfolgten waren Frauen. — Eine populäre übersichtliche Darstellung der Hexenprozesse gibt auf Grund der neueren Litteratur M. Thamm (Femgericht und Hexenprozesse [= Meyers Volksbücher N. 1345/7.] Leipzig und Wien, Bibliogr. Inst. 180 S. M. 0,30). — Das Hexenwesen in Mecklenburg schildert für weitere Kreise, aber mit Benutzung von Aktenmaterial, Beyer (1100). Der Anhang bringt einen Teil des Quellenmaterials. Volkskundlich interessant ist eine Verfügung des Herzogs Gustav Adolf von Mecklenburg-Güstrow aus dem Jahre 1663, die allen Geistlichen befiehlt, die in ihren Gemeinden vorhandenen abergläubischen Meinungen und Gebräuche festzustellen und alle Arzneibücher und dergleichen ihren Pfarrkindern abzufordern und einzuschicken. Des Fürsten Absicht war, den Aberglauben in seinem Lande auszurotten. Eine infolge dieser Bemühungen des Herzogs hergestellte „Formel inquirendi", ein Fragebogen über allerlei Aberglauben, belehrt uns über das damals auf diesem Gebiete Uebliche. Schade, dass dem Verfasser die Antworten nicht zugänglich waren. Vielleicht sind sie den Büchern des Michael Freudius zu gute gekommen. — Knöpflers (1101) Aufsatz schliesst sich an Hansens Bücher an (JBL. 1900 I 5:248/9). — Einen Hexenprozess in Leisnig aus dem Jahre 1615 schildert Reinhold (1103) nach den Akten. Es sind wohlbekannte Einzelheiten, die uns entgegentreten. Vielleicht darf erwähnt werden, dass die Angeklagte unter anderem gesteht, ein erkranktes Mädchen durch „zauberisch Geschoss" beschädigt zu haben, „dazu sie weissen Dornbusch und drei gelbe Stecknadeln gebraucht und solches in dieses und jenes Namen vor die Haustüre hingeworfen". — Noch im Jahre 1835 musste in Pommern, wie Dezelsky (1106) erzählt, eine angebliche Hexe die Wasserprobe, zu der sie sich selbst erbot, bestehen, und — sie ging dabei nicht unter. Der Schulze des Ortes erhielt zur Strafe für die Duldung des Unfuges eine Ordnungsstrafe von einem Taler. —

Dass Wasserblasen und Töpfe als Seelenbehältnisse in dem Glauben der Inder, Germanen, Slawen und einiger Naturvölker dienen, zeigt von Negelein (1112). — Ueber Donner und Blitz im Glauben des pommerschen Volkes berichten aus Pommern verschiedene (1113) mancherlei. So dass man ein vom Blitz herrührendes Feuer nicht löschen solle, dass Splitter von einem durch Blitzschlag getroffenen Baum Zauberkraft haben, dass Buchen vor dem Blitz schützen; auch von Donnerkeilen ist viel die Rede. — Der Bericht über das St. Elmsfeuer, den Fluri (1114) abdruckt, stammt aus dem Jahre 1538. — Eine umfassende Behandlung lässt von Negelein (1118) den Vorstellungen zuteil werden, die sich an Bild und Schatten knüpfen, wobei er nicht bloss an ähnliche Darstellungen, Nachbildungen und Spiegelbilder denkt, sondern an jede Substitution von Personen oder Körperteilen; auch der Spiegelzauber wird berührt. Die Absicht N.s ist, „den Beweis zu liefern, dass den Keimen des völkergeschichtlich konstatierbaren Seelenglaubens das Bestreben eigentümlich war, jenes Unbekannte, das wir Leben, Bewegung nennen, das offensichtlich vorhanden ist, sobald der Mensch steht und wacht, und offensichtlich schwindet, sobald er liegt, schläft oder tot ist — dies fluktuierende Element unter irgendeinem Bilde entweder mehr dem Körper immanent (als Seelenmaus, -schlange usw.) oder mehr parallelistisch neben ihm stehend (als Bild, Schatten und Spiegelreflex) darzustellen. Damit ist aber die Basis für eine ganze Kategorie des Seelenglaubens gewonnen." — Die Glocken des Egerlandes behandelt John (1120). Wir hören von jetzt nicht mehr üblichem Gebrauch der Glocken, wie dem Wetterläuten, das seit 1800 in Eger verboten ist; von der Irrglocke, die zum Besten der Wanderer von Martini bis Reminiscere von 7—8 Uhr abends geläutet wurde, von der Sturm- und der Bierglocke. Wir erhalten ein Verzeichnis der Egerländer Glocken mit ihren Inschriften und lernen eine Anzahl Glockensagen kennen. — Ueber die Scheu vor der Zahl „dreizehn" macht Markgraf (1122) höchst interessante Mitteilungen. — Allerlei Vorbedeutungen für Frauen bei der Hochzeit und Ehe erwähnt eine Notiz der Pommerschen Blätter (1124). — Von den Bettler- und Gaunerzinken, die unsere Häuser, Tore, Mauern und Zäune zieren, weiss Kreuschner (1127) unterhaltend zu plaudern. —

Was wir Volksmedizin zu nennen pflegen, setzt sich aus zwei recht verschiedenen Bestandteilen zusammen. Es handelt sich einmal um Anwendung von Medikamenten zum Zwecke der Heilung; Rezepte von der Art, wie sie unsere Aerzte noch verschreiben, geben an, wie sich die Arznei zusammensetzt und wie sie anzuwenden ist. Allerdings sind diese Arzneien meist von höchst merkwürdiger Beschaffenheit; ihre Bestandteile sind zum Teil in den Apotheken gar nicht mehr aufzutreiben. Aber immerhin, die Methode ist die der Medizin. Materielle Dinge sollen auf den Körper materiell einwirken. Ganz anders ist eine zweite volksmässige Heilmethode. Sie wendet nicht Salben, Oele, Kräuter und dergleichen an, sondern sie wirkt durch das gesprochene oder geschriebene Wort oder durch eine magische Handlung: man heilt durch Besprechung und Sympathie. Während jene ihre Wurzeln in der alten Medizin hat, beruht diese auf noch viel älteren Glaubensvorstellungen, auf altem religiösen Leben. Es ist der für die Volkskunde interessantere und wichtigere Teil der Volksmedizin. Dass beide Gattungen in Wirklichkeit nicht schroff getrennt sind, sondern sich mischen und in einander übergehen, braucht nicht besonders betont zu werden. Auch in der Litteratur, die zu besprechen ist, treten uns solche Mischungen fortwährend entgegen; ein Teil derselben findet sich daher bereits unter der Rubrik „Aberglauben" angeführt. Eine geschichtliche Darstellung des Verhältnisses der Medizin zur Religion versucht H. Magnus (Medizin und Religion in ihren gegenseitigen Beziehungen. Breslau, I. U. Kern. 1902. VIII und 68 S. M. 2,50) zu geben, — leider ohne jede Berücksichtigung der Volkskunde. Medizin und Religion sind ihm prinzipiell verschiedene Dinge — auch in der ältesten Zeit. Aber sie haben bereits in vorgeschichtlicher Zeit ein Bündnis mit einander geschlossen, indem, hauptsächlich aus selbstsüchtigen Gründen, das Priestertum Fühlung mit der Medizin suchte. Und so betrachtet M. denn auch eigentlich nicht das Verhältnis von Medizin und Religion, sondern die Beziehungen dessen, was wir Medizin nennen würden, zu einigen der geschichtlichen Religionen, nämlich der ägyptischen, jüdischen, griechischen, römischen und christlichen. Dass sich auch auf diese Weise manches Interessante und Lehrreiche sagen lässt und gesagt worden ist, soll nicht bestritten werden. Aber die veraltete, rein rationalistische Betrachtungsreihe lässt den Verfasser an der Oberfläche haften. Volkskunde und Religionsgeschichte hätten ihn darüber belehren können, dass Medizin und Religion ursprünglich gar nicht zu trennen sind — auch nicht begrifflich; noch heute sind sie vielfach im Denken des Bauern eins. Die Sache liegt nicht so, dass beide in uralter Zeit ein Bündnis

geschlossen hätten, sondern aus der Religion heraus hat sich langsam und allmählich in den Jahrtausenden der Vergangenheit die Medizin entwickelt, vermöge desselben Differenzierungsprozesses, den der gelehrte Verfasser aus den Naturwissenschaften sehr wohl kennt. Schade, dass er sein ausserordentlich reizvolles Thema nicht in diesem Sinne behandelt hat. — Ich wende mich volkskundlichen Einzelheiten zu. Asmus (1131) berichtet, wie man in Pommern folgende Krankheiten heilt: Fieber (mit Spruch), Flechte, erfrorene Füsse, Geschwüre, Gicht, Halsschmerzen, Hautkrankheiten, Krämpfe, Lungenentzündung, Magenleiden, Rose (mit Spruch), Ruhr, Schwindsucht, Warzen, Wunden (mit Spruch), Zahnschmerzen (mit Spruch). Eine wichtige Rolle in der Heilkunst spielen der Johannistag und der Tag Abdons, der Abteilungstag (30. Juli). Auch der 2., der 31. Juli, oder die Tage vom 1.—13. Juli werden als heilkräftig betrachtet. Von Heilmitteln mag der Abendmahlswein genannt werden. — Das alte (die Zeit ist nicht näher angegeben) handschriftliche Arzneibuch, das Gfeller (1132) abdruckt, enthält zwar auch einige Heilmittel (wie Blut zu stillen, Warzen zu vertreiben), meist aber Rezepte anderer Art. Zur Charakteristik führe ich einiges an. Die Galle vom Rebhuhn, auf die Schläfe geschmiert, verschafft ein gutes Gedächtnis. Bärenhirn essen macht melancholisch. Wer einen Kranz von Efeu oder Jelängerjelieber auf dem Haupte hat, kann nicht trunken werden. Andere Mittel bewirken, dass einer nicht schlafe oder sich bei Nacht nicht fürchte, dass einem ein Schlag nicht schade, dass die Leute ohne Haupt erscheinen oder scheinen, als haben sie Eselsköpfe, dass sich ein Pferd nicht übersaufe, dass die Kröten den Kühen die Milch nicht aussaugen, dass ein Hund gern bei dir bleibe, dass einen die Hunde nicht anbellen, dass eine Henne junge Hühnlein ausbrüte, die alle Jahre ihre Farbe ändern, und dergleichen mehr. Auch Mittel gegen angezauberte Impotenz enthält das Heftchen. — Die Aderlassregeln Jennys (1133) stammen aus Handschriften des 17. Jahrhunderts. — Aus der Oberlausitz berichtet ein Landarzt, Wienskowitz (1134), über Erfahrungen, die er in seiner Praxis gemacht hat: Wie auch sonsten lieben die Bauern das „Schmieren" als Heilmittel; sie geben Dehnung der Flechsen als Ursache der verschiedensten Krankheiten an, Uebelkeit bezeichnen sie als „Würmerbeseechen"; auch dass die Leute bei leichten Erkrankungen „ihr Mass verlieren", ist eine weitverbreitete Anschauung. — Das Durchkriechen unter einem Kamel als Mittel zur Erleichterung der Geburt ist, wie Zachariae (1135) auch aus älterer Zeit belegt, in Persien Sitte. Einiges nahestehende Deutsche wird daran angeschlossen. — Nach Erinnerungen aus der eigenen Jugend erzählt Walter (1137) von den Sympathiekuren einer alten Frau, die berufsmässig ihre Künste übte, aber durchaus nicht für eine Hexe angesehen sein wollte. Sie habe keine roten Augen und besitze auch nicht das 6. und 7. Buch Mosis, sondern habe ihre Mittel von ihrer Grossmutter überkommen, so gab sie selbst an. Das „Messen" spielte bei ihren Kuren eine Hauptrolle. —

Sagen und Märchen: Allgemeines. In einem hübschen Feuilleton singt Wille (1145) das Lob des Märchens, der Schwester des Traumes und des Spieles. Die Heimat kindlicher Ideale, ein neues Jerusalem naiver Prophetie, das Erfassen einer höheren Wirklichkeit, so charakterisiert er es. — Engels (1146) Erörterung der Bedeutung deutscher Sagen und Märchen bringt keine neuen Gesichtspunkte. — Die Stiluntersuchung von Probst (1147), die sich hauptsächlich auf die Grimmschen und Bechsteinschen Märchen erstreckt, geht zu wenig ins einzelne, um förderlich zu sein. — Ueber den Einfluss Indiens auf unsere Märchen berichtet kurz orientierend in einem Abschnitt eines grösseren Vortrags Hirzel (Die geistige Bedeutung des alten Indiens für Europa. II. Fabel und Märchen. [= 32. Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer. Aarau. 1902. S. 24—33]). —

Geschichte und Deutung einzelner Stoffe. Als geschichtlichen Kern der Sage von der Braut von Fikenshold, der berühmtesten Sage des oldenburgischen Ammerlandes, sucht mit Glück G. A. Müller (1149) den im Jahre 1669 kurz vor der Hochzeit plötzlich erfolgten Tod eines Junkers von Fikenshold festzustellen. Die Sage ist durch ein noch vorhandenes Bild beeinflusst und zeigt zwei weitverbreitete Motive: die beiden Liebenden aus zwei feindlichen Familien und das Zuspätkommen des einen der Liebenden. Das erstere scheint eine reine Erfindung der Sage zur Steigerung der Tragik zu sein, während das letztere hier einen tatsächlichen Kern hat. — Schullerus gegenüber, der in einer unmittelbar vorausgehenden Besprechung das Szekler Märchen vom Engel und Waldbruder direkt aus den „Gesta Romanorum" ableiten wollte, beharrt Binder (1150) aus guten Gründen bei seiner Ansicht, dass das Märchen der Abkömmling einer Variante sei, welche zwar zu dem Typus der Gesta Romanorum gehöre, aber in Einzelheiten auch solche traditionellen Motive der Legende bewahrt habe, welche in der Fassung der Gesta fehlen oder anders gestaltet seien. — Böhm (1151) beschreibt ein Bild der heiligen

Kümmernis, das sich in Sepekau bei Tabor befindet, und knüpft daran einige Bemerkungen über die durch ihren Ursprung interessante Legende. — Eine lettische Variante von „Hänsel und Gretel" weist Sprenger (1152) nach. —

Heldensage: Allgemeines. Ueber die Ergebnisse und Fortschritte der Forschung auf diesem Gebiet während der letzten 25 Jahre berichtet in dem schon genannten Sammelwerke Rödiger (1153) in ebenso sorgfältiger wie anregender Weise, überall selbst Stellung nehmend zu den vorliegenden Problemen. Sein Bericht behandelt nach einem allgemeineren einleitenden Abschnitt: A. Alleinstehende Sagen (Rother, Orendel, Walther und Hildegund, Kudrun). B. Die fränkische Dietrichsage (Ortnit, Hug- und Wolfdietrich). C. Die ostgotische Heldensage. D. Das Nibelungenlied und die Klage. E. Katalogisierende Epen (Biterolf, Rosengarten). — Die sonstige, mir nicht vorliegende, allgemeinere Litteratur scheint populären Charakter zu tragen. Einzelnes aus der Heldensage wird in dem Abschnitt „Stoffgeschichte" behandelt. —

Sagensammlungen. An erster Stelle muss die Auswahl der Grimmschen Sagen genannt werden, die im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben worden ist. (Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Auswahl. Hamburg, A. Janssen. 1902. 246 S. geb. M. 1,00). Es ist kein Zweifel, dass es der grossen, vollständigen Sammlung nie recht gelungen ist, in weitere Kreise zu dringen. Eine Auswahl zu mässigem Preise war deshalb geboten, und eine solche liegt hier in schönster Ausstattung vor. Der reiche Schatz von Sagen, aus dem unsere grössten Dichter geschöpft haben, droht unseren Gebildeten völlig verloren zu gehen, wodurch das Band, das sie mit Heimat und Volkstum verknüpft, noch weiter gelockert würde. Möchte es dem Büchlein beschieden sein, hierin erfreulichen Wandel zu schaffen. — 25 Sagen aus dem östlichen Deutsch-Böhmen teilt nach mündlicher Ueberlieferung E. Langer (1158) mit: Die erste, die Heuscheuersage, erzählt von einer Mutter, die aus dem am Palmsonntag geöffneten Berg Schätze holt, aber ihr Kind vergisst. Die 2. und 3. knüpfen ebenfalls an die Passion vom Palmsonntag an: Dürres Obst verwandelt sich für gute Menschen in Gold, ein Böser wird für seine Habsucht bestraft; 4/6, 10, 13, 23 und 25 handeln vom Schimmelreiter und dem Mann ohne Kopf, 8 und 9 sind Kugelsagen, 14/6 Sagen vom Feuermanne, 17—20 handeln von der Erbauung der Friedhofskirche in Braunau. — Die 22 Greifenhagener Sagen von Haas (1163) sind meist Spuksagen; 4 und 5 handeln von eingemauerten Kindern, einer alten Form des Bauopfers. — Aus dem Grottkauer Oberkreise teilt Wahner (1164) Sagen vom „Aufhucken", vom Alp, von Feuermännern, Zwergen (Fenichsmännchen) und vom Otternkönig mit. — Aus Klaffer und Umgebung in Oberösterreich erzählt Ruzersdorffer (1165) Sagen vom Plöckensteiner See, der an Stelle eines prächtigen Schlosses getreten ist, weil dessen Besitzer gottlos war, dessen Tiefe unergründlich ist und dessen Fische, selbst wenn sie schon in der Pfanne schmoren, von ihren Genossen zurückverlangt werden. Auch von Teufelsbündnissen, bei denen oft der Böse der Geprellte ist, hören wir. — Weitere Sagen aus Pommern legt Haas (1167) vor. Heft 5 bringt Sagen vom wilden Jäger (1 und 2), von Teufelsteinen (6 und 7), von einer versunkenen Glocke und Kirche (8 und 9), eine Koboldsage (4) und ein Märchenbruchstück von einem Bären, der Schafe hütet, und der dadurch, dass sich zwei vorübergehende Handwerksburschen auf sein Bitten je eine Fusszehe abschneiden lassen, ebenso wie die Schafe, seine ursprüngliche Gestalt wieder erhält; es war ein Königssohn und die Schafe waren Königstöchter. Heft 9 enthält eine Ueberlieferung über den Gebrauch des Totenfingers (1), Sagen von Prinzessinnen, die in Kröten verzaubert sind und deren Erlösung versäumt wird (2 und 3), Alpsagen (4 und 5), Sagen vom bauenden Teufel, der durch das Krähen des Hahns um seinen Lohn betrogen wird (7), von dem in einem See versunkenen Gehöft, dessen Besitzer gottlos war (9), von der Entstehung eines Berges durch Sand, der dem Teufel aus der Schürze gefallen ist (10), endlich von der Abhaltung der Pest durch Furchenziehung (8), wozu Useners zu Beginn des Berichtes S. 308 besprochener Aufsatz zu vergleichen ist. Heft 10 bringt neben Wertloserem und Vereinzeltem eine Reihe von Todankündigungssagen (1, 3, 5, 6, 15, 16), in denen teils einem Lebenden der Tod vorausgesagt wird, teils die Verstorbenen selbst sich melden. — Auf eine Aussetzungssage, deren Spuren noch am Rhein und seinen Nebenflüssen leben, macht Maurer (1172) aufmerksam. —

Aus Schlesien erzählt Stäsche (1174) vom schwarzen Hund und von einer Grafenfamilie, aus der immer ein Mitglied geisteskrank sein muss zur Strafe für die Hartherzigkeit eines ihrer Angehörigen. — Bartsch (1176) bringt einiges über die Mora (Alp), eine Goethes Totentanz nahe stehende Sage von der armen Seele, die das ihr entwendete Totenhemd auf dem Turme zu holen versucht, eine

Schlangensage (Schlange und Kind aus einem Napfe essend) und die, auch früher schon mitgeteilte Sage von Subella (Sibylle), die, ähnlich wie Penelope, jede Nacht an ihrem Totenhemd einen Stich macht, den bei Tag die Dienerinnen wieder auftrennen. Ist das Gewand fertig, dann ist der jüngste Tag da. — In die Schweiz führen uns die Mitteilungen Singers (1177), von denen hierher gehört die aus einem älteren Manuskript abgedruckte „Volkssage aufgefasst auf der Reise zur Besteigung des Niesens 1820". Sie handelt von drei Männern, die den Weg nach der Heimat suchen, von einem steinalten Mann zurechtgewiesen und mit drei Wacholderbeeren beschenkt werden, denen sie unterwegs Geld entnehmen. In der Heimat angelangt finden sie, dem Rat eben jenes alten Mannes folgend, an einem dürren Ast einen Schlüssel, der ihnen eine Schatzkammer erschliesst. Infolge Uebertretung gewisser Beschränkungen, die ihnen auferlegt waren, sterben zwei von ihnen und der dritte gerät wieder in Armut. — Eine recht umfangreiche Sagensammlung aus dem Kanton St. Gallen veröffentlicht Kuoni (1178). Seine Absicht war, „ein leicht verständliches Volksbuch zu schaffen, in erster Linie aber der Schule ein wertvolles Material für den heimatkundlichen Unterricht aufzuschliessen". Neben bereits Gedrucktem bringt das Buch eine grosse Menge von neu Gesammeltem. Die Ursprungsangaben sind nicht sehr genau. Die ganze Sammlung umfasst 506 Nummern, worunter allerdings auch manche sonstigen Volksüberlieferungen sind. Sie sind geographisch geordnet, aber ein Sachregister erleichtert die Benutzung. Zur Charakteristik sei einiges mitgeteilt. Unter eigentümlichen Formen tritt das unheimliche nächtliche Getöse auf, das wir sonst als „wilde Jagd" bezeichnen. Es führt Namen wie Wuotië, Wuatahee, Wuetihö, Muoltahee, Muettiseel, Mutterseel. Es wird aber, soviel ich sehe, nirgends auf eine wilde Jagd mit dem wilden Jäger an der Spitze zurückgeführt. Ueberhaupt fehlt meist die in Deutschland übliche sagenmässige Ausschmückung. Nur in einer Minderzahl von Fällen findet sich die Vorstellung eines Geisterzugs. Das Getöse wird als wüstes Geschrei oder Klagerufe bezeichnet und trägt wohl selbst einen der genannten Namen; auch im Gewitter zieht das Wuetihö dahin; Hundegebell und Pferdegewieher werden bei dem nächtlichen Spuk auch hier und da erwähnt, aber dann fehlt jener Name. Meist wird mit ihm das Gespenst selbst genannt, das den Lärm hervorbringt, ein tierartiges Wesen, das neben dem Wanderer auffliegt (N. 76), ein vielbeiniges schwarzes Tier von der Gestalt einer Katze (N. 100). Es wird identifiziert mit dem „Gräggi" (N. 132), welches nachts in verschiedener Tiergestalt die Wanderer anschreit oder — eine besonders häufige Vorstellung — sich als Laubsack heranwälzt. „Eine arme Seele, welche die ewige Ruhe nicht hat finden können", wird gelegentlich erklärt (N. 384). Zu einem wilden Kind sagt man: „du tust wie's Multahee" (N. 76 und 414). Es scheint mir nach alledem recht zweifelhaft, ob man in diesen Fällen, wie der Herausgeber und seine Mitarbeiter tun, von Wodans Heer sprechen darf. In den mannigfaltigsten Varianten begegnen uns Drachensagen. Sehr zahlreich sind die Sagen von der vereitelten Erlösung, wobei als typischer Schluss, wie auch sonst in Deutschland, das Motiv wiederkehrt, dass die verzauberte Person nun warten muss, bis ein Kind herangewachsen ist, das in einer aus einem frisch gesäten Baum gefertigten Wiege geschlafen hat (N. 74, 89, 332/3, 427). Ein häufig vorkommendes Sagenmotiv ist das Spielen mit goldenen Kegeln (N. 8, 12, 85, 158, 160, 377). Von versunkenen Städten oder Schlössern weiss man auch hier zu erzählen (82, 101). „Gallenbrunnen", an denen sich der Heilige gelabt hat, werden genannt (15, 43). Von der mit dem Kind speisenden Schlange redet hier die Sage, wie in Schlesien (47). Kirchen- oder Klostergründungen werden mit typischen Zügen geschmückt (93, 206). Zwerge belohnen hilfreiche Menschen mit Kohlen, die zu Gold werden, wie überall (210). Ein See fängt an zu toben und Sturm und Gewitter zu erzeugen, wenn man Steine hineinwirft (192). Eine andere Sage zeigt noch den Gebrauch des Bahrrechts (336). Endlich sind wertvoll die Mitteilungen über die Tannhäusersage nebst zwei Aufzeichnungen des Tannhäuserliedes (N. 253). — Die von Sprenger (1179) mitgeteilten Sagen von der Jungfrau im Schilztobel, den wilden Leuten und dem Alpmuatterle finden sich auch bei Kuoni (N. 290, 291, 301, 332), die von Ruchrinde und Muggisturz bringt dieser in ausführlicherer Fassung. —

Kuttners (1181) Sammlung jüdischer Sagen ist eine Zusammenstellung aus drei älteren Sammlungen ohne weitere Nachweise oder Litteraturangaben. — Sagen in poetischer Gestalt bietet uns die wiederaufgelegte Sammlung des 1901 gestorbenen Naturdichters und wandernden Steinguthändlers aus der Eifel Peter Zirbes (Eifelsagen und Gedichte. 5. Aufl. Coblenz, W. Groos. 190 S. geb. M. 1,50), dem einst G. Freytag warm empfehlende Worte widmete. —

Märchensammlungen. Unter den Märchensammlungen verdienen, wenn ich von den immer neu aufgelegten und übersetzten Grimmschen Märchen absehe, besondere Beachtung zwei, die von Damen herausgegeben sind. Adeline Rittershaus (1192) hat sämtliche bis heute auf Island nachweisbaren Volksmärchen

— gedruckte und ungedruckte (nach Manuskripten der Landesbibliothek in Reykjavik) — im Auszuge zusammengestellt. Von den Volkssagen und Schwänken nahm sie diejenigen Erzählungen auf, „die im Isländischen entweder den Stempel eines echten Märchens trugen, oder die in der zur Vergleichung herangezogenen internationalen Märchenlitteratur als Märchen vertreten waren“. So kam eine Sammlung von 127 Nummern zu stande, die durchweg sorgfältig mit Vergleichungen und Litteraturangaben versehen sind. Zwei Drittel aller Märchen gelang es ihr auch bei anderen Völkern zu belegen, während sie für 44 keine internationalen Entsprechungen fand. Diese letzteren behandeln Konflikte zwischen Riesen und Menschen, oder es sind „Útilegumannasögur“ d. h. Märchen, in denen Geächtete die Hauptrolle spielen, oder es sind Elbsagen; dazu kommen noch einige Märchenschwänke. Zu manchen davon werden sich, wie die Herausgeberin selbst meint, bei weiterem Zusehen wohl noch Parallelen finden. Es wundert mich zum Beispiel, dass ihr bei N. 29, „Die Königskinder in der Höhle der Riesen“, nicht „Hänsel und Gretel“ in den Sinn gekommen ist, ein Märchen, von dem sie in der Einleitung meint, es sei in Island undenkbar. Und doch haben wir in N. 29, wenn wir von der auch als selbständiges Märchen überlieferten zweiten Hälfte absehen, sicher eine, allerdings, wie es scheint, spezifisch isländischen Charakter tragende Variante des Grimmschen Märchens und seiner Sippe vor uns. Zu N. 34 („Die gute Stiefmutter“) sind die Märchen von Sneewittchen und dem Machandelboom heranzuziehen, was die Herausgeberin auch bei dem verwandten Märchen N. 11 tut. Die Einleitung von dem kinderlosen Ehepaar, der Frau, deren Blutstropfen in den Schnee fallen, und dem sich daran knüpfenden Wunsch, ist überall dieselbe. Das Kind, das dem Paare geschenkt wird, hat schwere Schicksale zu überstehen. Sie sind — und das ist zweifellos das Ursprünglichere — in den sonstigen Fassungen durch das Eingreifen der bösen Stiefmutter motiviert, in der isländischen dagegen ziemlich unverständlich, durch den Fluch, den die rechte Mutter aussprechen muss. Die Rolle der Stiefmutter wurde in ihr gerades Gegenteil umgebogen. Zu N. 67 („Die drei Schwestern“) ist das Märchen von König Drosselbart zu vergleichen, das dieselbe äussere Schablone zeigt, während es das psychische Gegenstück zu dem isländischen Märchen bildet. Hier die belohnte Demut, dort der bestrafte Hochmut. Auch für die Elbsagen werden sich Parallelen finden lassen. Das Motiv zum Beispiel von N. 79, dass eine Frau einem elbischen Wesen in Geburtsnöten beisteht und dafür belohnt wird, ist weit verbreitet. Besondere Beachtung verdient die Einleitung des Buches. Die Verfasserin tritt darin der These von dem indischen Ursprung der meisten europäischen Märchen entschieden entgegen — und zwar mit sehr beachtenswerten Gründen. In einer lehrreichen Zusammenstellung zeigt sie, dass ein grosser Teil der mitgeteilten Märchen uralte isländische oder germanische Kulturzustände voraussetzt oder bewahrt hat; sie belegt Motive, Gestalten und Märchen aus der nordischen Litteratur, und zwar aus einer Zeit, in der litterarische Einwirkung nahezu ausgeschlossen ist Ihr Ergebnis ist allerdings nur ein negatives, — dass wir die Heimat dieser Volksmärchen nicht kennen und nie kennen werden. Es fragt sich nur, ob es überhaupt richtig ist, von einer solchen Heimat zu reden; ob nicht die Fragestellung der früheren Forschung eine verkehrte war, die bei der mündlichen Ueberlieferung ebenso wie bei litterarischen Erzeugnissen immer glaubte, nach einer einheitlichen Quelle suchen zu müssen. Es wird sich empfehlen, künftighin statt der ganzen Märchen die einzelnen Motive zu verfolgen und zu vergleichen; man wird wohl dann auch die kaleidoskopische Art und Entstehung dieser Gebilde verstehen lernen. — Sehr dankenswert ist auch die Sammlung von Elisabeth Sklarek (**1193**). Sie enthält 46 Märchen aus neueren ungarischen Originalsammlungen in sorgfältiger deutscher Uebersetzung. Anmerkungen bringen die wichtigsten Parallelen. Schullerus hat ein Vorwort beigesteuert, das die ungarische Märchendichtung überhaupt charakterisiert. Danach besitzen die Ungarn „keine eingeborenen, uralten Märchen mehr, die mythisch-poetische Gebilde der heidnischen Zeit noch wiederspiegelten“. Die grösste Gruppe hat ihre Quelle in der erbaulichen lateinischen Litteratur des Mittelalters, vor allem in den 1695 ins Ungarische übertragenen Gesta Romanorum. Eine zweite Gruppe verdankt ihre Entstehung der Türkenherrschaft. Eine dritte ist rumänischen und slowakischen Ursprungs. Eine vierte und fünfte Gruppe endlich bilden die Märchen der „verabschiedeten Soldaten“ und die im Lande selbst entstandenen Streitmärchen, zu denen die Reibungen der zusammenwohnenden Nationalitäten den Stoff geben. Aber auch die fremden Stoffe sind stark nationalisiert und die Erzählungstechnik ist eigenartig. „Nicht die Gedankenwelt der ungarischen Märchen, die nicht wesentlich verschieden ist von der anderer Märchen, verleiht ihnen ihren eigenen Reiz, sondern das heimische Gewand, der Pulsschlag des inneren Lebens, die Einformung und Einfühlung in das Gemütsleben des ungarischen Volkes.“ Ob Schullerus mit seiner Behauptung fremden Ursprungs der meisten ungarischen Märchen recht hat, vermag ich, da ich das

Material zu wenig kenne, nicht zu sagen. Jedenfalls ist diese Sammlung freudigst zu begrüssen. —

Volksschauspiel. Von der Aufführung eines Weihnachtsspiels in Liebenau berichtet O. S. (1201) und nennt eine Anzahl anderer Orte des Erzgebirgs, in denen sich Weihnachtsspiele erhalten haben. — Den Text eines solchen, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgeführt wurde, aus Bärenstein veröffentlicht Timaeus (1200). Die erste Scene zeigt uns den heiligen Christ samt Nikolaus und „Knecht Martin oder Rupprecht" die Kinder belohnend, die zweite Joseph und Maria eine Herberge suchend, die dritte die Verkündigung des Engels, die vierte die Anbetung der Hirten im Stall. Der Text ist lückenhaft und verstümmelt und mischt Aelteres mit Neuerem. Joseph spricht im Dialekt. — Das Königsspiel, das Giersner (1203) nach einer Handschrift aus dem Jahre 1823 abdruckt, ruht auf alter Ueberlieferung. Es beginnt mit der Hirtenscene und endigt mit dem Betlehemitischen Kindermord. Es gleicht in seiner ganzen Anlage und in manchen Einzelheiten dem Erlauer Dreikönigsspiel. — Ueber ein Schinderhannesdrama, das 1900 in Oberstdorf aufgeführt wurde, berichtet Behrend (1204). Es ist zusammengeschrieben aus einem 1835 in Reutlingen erschienenen Volksbuch und aus Schillers Räubern. Hoffentlich bleibt uns der Text nicht vorenthalten. — Das Peterlspiel aus Höttingen in Tirol, das Jenewein (1206) herausgegeben hat, enthält eine Reihe von gar nicht oder nur lose zusammenhängenden Puppenspielen, die selbst wieder zum Teil fragmentarisch überliefert sind. Sie behandeln teils geschichtliche oder sagenhafte Stoffe, wie die Enthauptung Johannis, Kaiser Max auf der Martinswand, Don Juan, Faust, St. Georg, teils burleske Scenen aus dem Leben Peterls. —

Volkslied: Geschichte und Charakteristik: Allgemeines. Sahrs (1207) Chrestomathie (JBL. 1900 I 5:526) wurde im wesentlichen anerkennend besprochen von Uhl mit Hinzufügung einiger prinzipieller Bemerkungen über Volks- und Rätsellied. — Lohres (1209) geschichtliche Darstellung der Volksliedforschung von Percy bis zum Wunderhorn ist eine sehr brauchbare und dankenswerte Arbeit, um so mehr, als sie nicht bloss die wohlbekannten Höhepunkte ins Auge fasst, sondern uns auch in die Niederungen führt. — Allens (1214) Studien behandeln zuerst den Natureingang und die Naturbeseelung in dem älteren deutschen Volkslied. Furcht vor den Mächten der Natur, so meint er, und die Beobachtung des menschlichen Todes führten in ältester Zeit zur Beseelung der Natur, die ohne Reflexion, instinktiv erfolgte. Die Empfindung der Verschiedenheit von Mensch und Natur führte zur ersten Metapher. Besondere Veranlassungen, wie Todesfälle, für die die gewöhnliche Redeweise nicht reichte, führten zu dem ersten dichterischen Gebilde, das lyrischer Art war — einer Hymne an die Natur. Nicht Liebe, sondern Furcht und Gefühl der Einsamkeit, durch den Tod veranlasst, rief die früheste Dichtung hervor. Es bedurfte einer langen Entwicklung und eines veränderten Verhältnisses des Menschen zur Natur, bei dem Liebe an Stelle der Furcht trat, bis wenige Andeutungen genügten, um ein Naturbild als Hintergrund, als Einleitung hervorzuzaubern. Der Natureingang der mittelalterlichen Lyrik und des Volksliedes ist nicht der keimartige Beginn der Naturschilderung, sondern ihr atavistischer Rest, ein Ueberlebsel aus der Zeit der Naturhymnen. Dies ist im wesentlichen der Gedankengang A.s. Er ist wohl scharfsinnig, aber rein konstruierend. Wo er Tatsachen heranzieht, wie den Natureingang der Vierzeiler, irrt er, denn die „Ungereimtheit" zwischen Natureingang und dem Folgenden ist in ihnen durchaus nicht die Regel; und wo sie vorhanden ist, erfordert sie nicht, wie A. meint, eine atavistische Erklärung, sondern sie ist einfach durch formale Assoziation veranlasst. Die zweite Studie A.s bringt neue Versionen von „Lord Randal" (Schlangenköchin) und „Lord Thomas and Fair Annet" mit kritischen Erörterungen der verschiedenen Fassungen. Die letzte Studie setzt den starken Einfluss ins Licht, den Heine von der Schnaderhüpfeldichtung erfahren hat. — Der Bericht von Petsch (1215) über die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Volksdichtung in den letzten Jahrzehnten gliedert sich in die Abschnitte: 1. Allgemeines. 2. Das Volkslied. 3. Märchen und Sagen. 4. Volksschauspiel. 5. Kleinpoesie. Aus dem zweiten Abschnitt hebe ich hervor, dass P. die Unterscheidung zwischen Volks- und Kunstdichtung nicht fallen lassen möchte. Als charakteristisches Merkmal des Volksliedes betrachtet er „den Stil in höchstem Sinne, d. h. nicht bloss einzelne formelhafte Wendungen und Bilder, sondern die ganze Auffassungs- und Darstellungsweise". Man wird daran allerdings immer die Frage knüpfen müssen, wessen Stil, wessen Anschauungsweise es ist, die sich hier zeigt. Und damit steht man wieder vor dem Problem, welche Rolle die Einzelindividualität in dieser Dichtung spielt, welches die Art ihrer Erzeugung ist. Der vierte Abschnitt gibt eine gute Uebersicht über den Stand der Märchenforschung, der allerdings gerade in diesem Jahre sich wieder verschoben hat. — Von dem neuen Band von Pommers und Fraungrubers (1217) Zeitschrift sei wenigstens der wesentliche Inhalt

skizziert, da später kein Bezug mehr darauf genommen wird. An Originalaufsätzen enthält er einen kurzen Aufruf von Augusta Bender zur Sammlung und Pflege des echten Volksliedes, dessen Eigenart sie kurz charakterisiert (3. Heft: „Sammelt und pflegt das Volkslied"); eine ausführliche Mitteilung K. H. Prahls über den Schatz von Volksliedern, den ein einziges Dienstmädchen in Wort und Weise völlig beherrscht (es sind 123 Lieder), und über die Quellen, aus denen er stammt (3./4. Heft: „Das Volkslied an der westpreussischen Wasserkante"); über die Schicksale ihrer Volksliedersammlung berichtet Augusta Bender (6. und 7. Heft: „Wie es mir mit meiner Oberschefflenzer Volksliedersammlung gegangen ist"); eine kleine Studie über den „Gassenhauer" bringt L. Riemann (Heft 7—10). Ausserdem bringt der Band eine grosse Zahl von Volksliederaufzeichnungen, Schnaderhüpfeln, Jodlern, Nachtwächterrufen, Fenstersprüchen, mehrstimmigen Sätzen von Volksliedern. Die Absicht der Zeitschrift ist mehr auf die Pflege und Neubelebung des Volksliedes als auf dessen wissenschaftliche Durchforschung gerichtet. —

Einzelne Gebiete der Volkspoesie. Eine Darstellung der deutschen Handwerkspoesie hauptsächlich auf Grund von Schades Handwerksliedern mit Heranziehung Hans Sachsens verdanken wir Ladendorf (**1220**). — Die Neujahrslieder, die Kälin (**1221**) und Wilhelm (**1222**) mitteilen, und das dialektische Weihnachtslied C. Müllers (**1223a**) seien wenigstens kurz erwähnt. — Bergmann (**1225**) stellt den Kampf dar, der in den Jahren 1811—15 von den kirchlichen Behörden gegen den „Christmettenunfug" in Sachsen geführt wurde, unter Beifügung von Auszügen aus den Berichten der Superintendenten. — „Unsere Soldatenlieder" fasst C. Voretzsch (Unsere Soldatenlieder: AZg^{B}. 1902, N. 72/3) ins Auge. Er meint damit die Lieder, die unsere Soldaten singen, von denen die eigentlichen Soldatenlieder, d. h. die Standeslieder nur einen Teil bilden, während die grössere Masse aus sonstigen Volksliedern und volkstümlichen Liedern besteht. Den Inhalt dieser Lieder sucht er zunächst gruppierend zu skizzieren. Dann behandelt er die Veränderungen, die sie im Munde der Soldaten erfahren, wobei begreiflicherweise nur solche Beachtung finden, die mit dem Soldatenleben in Beziehung stehen. Besonders charakteristisch sind die Anpassungen teils sonstiger Volkslieder an das Soldatenleben, teils eigentlicher Soldatenlieder an die jeweils vorliegenden militärischen Verhältnisse. An zwei Beispielen zeigt V., wie Kunstlieder von den Soldaten behandelt werden, an Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden" und Kinkels „Weh, dass wir scheiden müssen". Ein dritter Abschnitt handelt von dem ästhetischen Wert der Soldatenpoesie in ihrer Gesamtheit. Zwei wohl sonst kaum bekannte Texte („Fidel und sans souci" und „O Heimat, o Heimat, wir müssen dich verlassen") und eine Variante des schönen Liedes „Bei Sedan auf den Höhen" teilt V. nach eigener Niederschrift mit. Auch die Melodien finden Berücksichtigung. Der ganze Aufsatz stellt eine warme und gelungene Apologie des Soldatenliedes dar, das man heutzutage durch Reglementierungen einzuschränken sucht. Ihnen entgegenzutreten, indem er einer unbefangeneren und gerechteren Beurteilung auch des Anstössigen in dieser Poesie das Wort redet, ist einer der Zwecke, die V. mit seiner hübschen Studie verfolgt. Und dieser praktische Zweck hat es wohl verschuldet, dass die ganze Masse dessen, was die Soldaten singen, als besondere Dichtgattung zusammengefasst wird. Dass dies wissenschaftlich nicht gerechtfertigt ist, wird der auf dem Gebiete trefflich bewanderte Verfasser selbst am besten wissen. —

Untersuchungen zu einzelnen Volksliedern. Eine Anzahl wertvoller Einzelmitteilungen und Untersuchungen verdanken wir Bolte (**1210**). Ich führe sie unter B.s Ueberschriften auf: 1. „Susanna, wilt du mit." Ein paar Tanzstrophen, von deren Existenz wir aus geistlichen Kontrafakturen des 16. Jahrhunderts wussten, hat B. in einer Breslauer Handschrift von 1603 entdeckt und mitgeteilt. 2. „Das Mädchen und die Hasel." Ein Meisterlied Benedicts von Watt aus dem Jahre 1609, das auf einem älteren Volkslied beruht und das bekannte Zwiegespräch zwischen Mädchen und Haselstaude enthält. 3. „Ein Leed van einer Fischerinne." Aus einer Handschrift von der Hagens wird das niederdeutsche Lied, das hochdeutsch bereits aus dem 16. Jahrhundert bezeugt ist, abgedruckt (Erk-Böhme N. 151b). 4. „Das Wirtshaus am Rhein." Ein Vorläufer des „Wirtshauses an der Lahn" nach einer Niederschrift A. von Haxthausens (vor 1819). 5. „Die Melodie des Schäfflertanzes." B. weist auf eine Notiz Sepps hin, der bei einer Maienandacht in Tyrus 1874 die wohlbekannte Melodie des bayerischen Schäfflertanzes oder Siebensprungs hörte („Fuchs du hast die Gans gestohlen"). 6. „Der heimkehrende Soldat." Eine dänische Niederschrift der bekannten Ballade (Erk-Böhme N. 191) aus Grundtvigs Nachlass. 7. „Vom andern Land." Ein Zeugnis für die Verbreitung des Liedes im 16. Jahrhundert. 8. „Tanzlied aus Göttingen." Aus der Zeitschrift „Olla Potrida" 1789 wird eine Beschreibung des Tanzes mit Text und Noten mitgeteilt. 9. „Drei liebe Frauen." Eine Version des schon bekannten Liedes (Erk-Böhme N. 905) aus dem 16. Jahr-

hundert, die ins Dänische und Schwedische übertragen wurde. B. verfolgt die Geschichte des Stoffes und belegt den Schwank bereits aus dem Jahre 1350. 10. „Alte Nachtwächterrufe“ (aus dem 16. Jahrhundert). —

Historische Volkslieder. Hassebrauk (1242) setzt seine Sammlung geschichtlicher Volkslieder Braunschweigs fort und beschliesst sie. Das Berichtsjahr bringt die Nummern 114—57, die das Ende der Regierungszeit des Herzogs Heinrich Julius, die Regierung Friedrich Ulrichs, und die folgenden Jahrzehnte bis zur Unterwerfung der Stadt 1671 umfassen. Aus der reichen Fülle von Liedern, deren Anfänge ein alphabetisches Verzeichnis registriert, hebe ich ein Lied über Till Eulenspiegel aus dem Jahre 1606 hervor (S. 67ff.). — Die tüchtige Sammlung von Steiff (1243) schreitet rüstig voran. Die vorliegende Lieferung bringt den Schluss der Zeit Herzog Ulrichs, woran sich im 3. Abschnitt die Lieder, die sich auf die Reformation und Gegenreformation beziehen, schliessen. Der 4. Abschnitt „Von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum dreissigjährigen Krieg“ wird bis zum Jahre 1608 geführt. — Möller (1246) publiziert ein ursprünglich niederdeutsches Lied, das aber in hochdeutscher Umschrift vorliegt, über die vergebliche Belagerung Halmstads im Jahre 1563, ein niederdeutsches Landsknechtslied aus dem Jahre 1564, das den Kampf der Lübecker und Dänen vom Mai desselben Jahres zum Gegenstand hat, und ein hochdeutsches Lied aus dem Jahre 1565 über die Schlacht auf der Falkenberger Heide am 20. Oktober; der Anhang bringt eine hochdeutsche Reimzeitung aus dem nordischen siebenjährigen Krieg vom Jahre 1567 und zwei Lieder aus der Grafenfehde, das eine von der Schlacht bei Fühnen 1535 und das „Dennemarcker“ Lied 1536 (Erk-Böhme N. 283). —

Volkslieder und Volksliedersammlungen einzelner Landschaften. An erster Stelle sind, wie bei den Märchen, zwei tüchtige, von Frauen herrührende Sammlungen zu nennen. Augusta Bender (Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge gesammelt von A. B. Niederschrift der Weisen von J. Pommer. Karlsruhe, G. Pillmeyer. 1902. XXXII und 312 S. geb. M. 3,00) hat den Liederschatz ihres Heimatsdorfes, des im nördlichen Baden liegenden Oberschefflenz, gesammelt. Den Hauptstock bilden Lieder, die sie von ihrer Mutter hörte, und solche, die sie selbst in ihrer Jugend in der Heimat sang; die zeitliche Grenze der letzteren bildet das Jahr 1863, in dem sie als siebzehnjähriges Mädchen das Dorf verliess. Dazu kommt noch eine Anzahl von später gesungenen Liedern. Die Zeit, aus der die einzelnen Lieder stammen, wird im allgemeinen sorgfältig notiert, man bleibt aber häufig im Zweifel darüber, was von diesem Schatz jetzt noch lebendig ist. Es wäre von Wert gewesen, dies überall festzustellen und eine kurze chronologische Zusammenstellung beizufügen. Vielleicht hat die Herausgeberin Gelegenheit, dies an anderem Orte nachzutragen. Texte und Melodien scheinen durchaus zuverlässig und genau aufgezeichnet. Weder Derbes noch Sinnloses hat zu Aenderungen verleitet. Neben vollständigen grösseren Liedern bringt die Sammlung auch einige Bruchstücke und vor allem eine Fülle von poetischem Kleingut (Tanzliedchen, Stumpeliedli, Kinderreime), das, wie richtig betont wird, besonderes Interesse hat durch den Einblick, den es uns in das unmittelbare Schaffungsvermögen des Volkes gewährt. Es ist auch ein Glück, dass sich die Herausgeberin nicht durch Bedenken, wie sie neuerdings wohl von gelehrter Seite geäussert worden sind, davon hat abhalten lassen, wertloser scheinende oder nur geringe Varianten zeigende Texte oder aus bekannten Bestandteilen zusammengesungene Lieder zu unterdrücken. Werturteile sind als Massstab für das zu Sammelnde überhaupt nicht am Platze, und in Variation und Kombination besteht eben gerade das Leben des Volksliedes. Auch dass sie solche bekannten Texte vollständig abgedruckt und nicht bloss im Anschluss an irgendeine Sammlung Varianten gegeben hat, kann ich nicht, wie das geschehen ist, bedauern. Denn erstlich gibt es doch glücklicherweise auch ausser den Gelehrten Leute, die solchen Sammlungen Interesse entgegenbringen — was sollten sie mit Varianten anfangen? —, und auch dem Forscher tritt schliesslich der variierte Text anschaulicher als Ganzes gegenüber; von anderen Schwierigkeiten, die bei einem kürzenden Verfahren vorliegen, ganz zu schweigen. Sehr hübsche und beachtenswerte Bemerkungen macht die Kennerin des Volksgesanges in der Einleitung über dessen Wesen. Sie betont, dass bei dem Singen der Landleute alles Instinkt und Gefühl sei, dass es ihnen deshalb schwer fällt, ein Lied herzusagen, statt zu singen. „Nicht im Kopfe tragen sie diese Lieder, sondern lediglich im Herzen. Ihr Wissen von denselben ist wie das Schlafwachen eines Kindes — rufe sie an, und sie erschrecken, werden unsicher und straucheln — was beim Singen ungleich weniger zu befürchten ist. Denn dieses ist ein Nachtwandeln des Gefühls, ein unbewusstes Hellsehen. Je mehr sich die Landleute aber aus jenem traumähnlichen Zustand entfernen, desto sinnloser werden ihre Texte, desto unzusammenhängender ihre Strophen.“ Wir tun einen Blick in das Seelenleben, in dem unsere Volkslieder eigentlich wurzeln. Eine

Neuerung, die Nachahmung verdient, ist, dass das Register nicht bloss die Lieder-, sondern auch die Strophenanfänge verzeichnet. Die Anmerkungen, die die Sammlung beschliessen, hätten Kürzung vertragen. Wo Erk-Böhme und Meier-Köhler bereits die entsprechenden Litteraturangaben brachten, genügte ein einfacher Hinweis auf sie. Der Herausgeberin wissen wir jedenfalls herzlichen Dank für ihre eigenartige, liebevolle und von individuellem Leben beseelte Sammlung. — Eine prächtige Ergänzung dazu bildet die ebenfalls aus der badischen Pfalz stammende Sammlung von Elizabeth Marriage (Volkslieder aus der badischen Pfalz. Halle a. S., Niemeyer. XVI u. 404 S., M. 8,00). Die von Fräulein M. meist selbst gesammelten Lieder mit Melodien stammen aus den Ortschaften Bockschaft, Bruchsal, Handschuhsheim, Heidelberg, Kirchardt, Neckargerach, Neckarsteinach, Nüstenbach, Schlierbach, Schönmattenwaag, Schriesheim, Sinsheim, Wiesloch, Wilhelmsfeld, Wimpfen, Ziegelhausen. Sie gehören alle der Gegenwart an (1897—1900) und sind in folgender Weise gruppiert: 1. Balladen. 2. Liebeslieder. 3. Abschiedslieder. 4. Standeslieder. 5. Lumpelieder. 6. Schnörkel und Tanzliedchen. 7. Kinderlieder und Reime. Höchst wertvoll sind die nach dem Vorbild der Meier-Köhlerschen Sammlung über Herkunft und Verbreitung orientierenden Anmerkungen, die zum Teil die Nachweise Meiers, der selbst der Herausgeberin hilfreich zur Seite stand, vermehren und ergänzen. Ueber die Sprache der Lieder bemerkt die Herausgeberin, dass nach ihrer Erfahrung das Volk in dreierlei Sprachen singe, im reinen Dialekt nur Spottlieder und lustige Stücke, selten in einem Mischdialekt, der sich dem Nachbardialekt annähere, meist aber hochdeutsch mit mehr oder minder dialektischer Färbung. Die Leistung von Fräulein M. verdient warme Anerkennung, um so mehr, da sie als Ausländerin gewiss manche Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Ihr Buch ist neben dem Meiers die wissenschaftlich tüchtigste Volksliedersammlung der neueren Zeit. —

Neben diesen beiden sind nur noch kleinere Sammlungen oder Einzelmitteilungen zu nennen. Aus dem Egerland teilt Urban (1249) vier „Ansinglieder" mit: ein Nachtwächterlied, ein Lied, in dem die Braut angesungen und um Gaben gebeten wird, ein Streitlied zwischen Sommer und Winter, das noch vor 30 Jahren von zwei von Haus zu Haus ziehenden Männern meist gleich nach Allerheiligen vorgetragen wurde, und ein Maria-Kulmer Wallfahrtslied. — Ein paar Hütejungenverschen aus dem Erzgebirge hat samt Melodie und Jodler Klopfleisch (1250) aufgezeichnet; zur Melodie macht Stumm einige ergänzende Bemerkungen. — Ein Lied aus dem Geiseltal bei Merseburg, das die Ermordung eines ungetreuen Mädchens durch seinen früheren Liebhaber, einen Landwehrmann, behandelt, vergleicht J. Meier (1251) mit anderen Versionen, und zeigt damit, wie selbst bei einem ganz jungen Liede schon die Macht der Ueberlieferung die originale Gestalt so stark geändert hat, dass wir den ursprünglichen Wortlaut vielfach nicht mehr herzustellen vermögen. — Die drei Lieder von Rügen, die die Pommerschen Blätter (1255) bringen, sind aus Erlachs grossem Sammelwerk abgedruckt. — Aus Sachsen bringt R. Zimmermann (1256) ein paar Lieder, die er einem handschriftlichen Heft vom Jahre 1847 entnimmt, sämtlich kunstmässigen Ursprungs: 1. Der Jüngling und das Mädchen von Vulpius (s. Hoffmann-Prahl, Unsere volkstümlichen Lieder N. 499). 2. Der Postknecht (Erk-Böhme N. 1579). 3. „Ein Schlosser ist meine schwache Seit'" (aus Raimunds Verschwender). 4. „Und wenn auch der Säbel bricht" (Hoffmann-Prahl N. 1115a). 5. Schweizer Heimweh (Hoffmann-Prahl N. 555). — Aus der Schwarzenberger Gegend stammen die Hausinschriften, der Vers beim Heidelbeersuchen und die Version von „Des Markgrafen Töchterlein" (Erk-Böhme N. 182), die Zinck (1211) mitteilt. — Aus Schlesien notiert Scholz (1257 und 1239) eine Version des alten Liedes von den zwei Königskindern, ein Soldatenlied (Abschied, Einkleidung, Tod), ein Erntefestlied kunstmässigen Ursprungs und ein Lied vom jüngsten Tag (Erk-Böhme N. 1278). — Auch die Mitteilungen von Görlich (1262) aus Ziegenhals gehören hierher. Es sind Kinder- und Spottreime, Scherzaufgaben und Rätsel, ein Wiegenlied und das Bruchstück eines Lügenmärchens. — Aus der Schweiz hat Anna Ithen (1235) das Bruchstück eines von Jesu Gefangennehmung und Petri Verrat handelnden Liedes aufgeschrieben, nebst zwei von Jesu Leiden handelnden Bettlergebeten, die bei Wallfahrten gesagt wurden. — Eine reiche Sammlung von Tuschliedern, d. h. Vierzeilern aus Stecken in Böhmen legt Langer (1258) vor. —

Volkswitz und Volkshumor. Das Buch Ohorns (1265), das sich an weitere Kreise wendet, ist eine geschickt zusammengestellte Chrestomathie mit Proben aus dem Pfaffen Amis, Peter Leu, den älteren Schwanksammlungen, Till Eulenspiegel, den Schildbürgern, Fastnachtsspielen, Volksliedern usw. — Eine höchst ergötzliche Sammlung von Anekdoten aus dem Appenzellerland verdanken wir Tobler (1267). Sie sind teils der Litteratur, teils der mündlichen Ueberlieferung entnommen. Die Quellen werden nur summarisch aufgezählt. Die Einleitung charakterisiert den Appenzeller Witz und bringt manches über Spitznamen und Dorf-

neckereien. — Die pommerschen Erzählungen von Haas (1269) gehören eigentlich nicht hierher, da sie meist Ernstes bringen, Spuk- und Zaubergeschichten, auch Märchen, wie das vom Meisterdieb oder eine Erzählung von der Flucht zweier Kinder vor einem Zauberer, wie wir sie aus dem Grimmschen „Fundvogel" oder dem „liebsten Roland" kennen. — Wirkliche Schwänke sind dagegen die beiden anderen pommerschen Geschichten (1270), deren Held ein Schäfer ist. —

Kinderspiel und Kinderreime. Dass die Volkskunde an dem Kinderspiel Interesse nimmt, beruht darauf, dass Volks- und Kinderleben auf ähnlicher seelischer Grundlage ruhen. Sie hat deshalb alle Veranlassung, sich, ebenso wie mit der Psychologie des Volkes, mit der des Kindes zu befassen, wobei dessen hauptsächliche seelische Betätigung, das Spiel, in den Vordergrund tritt. Ein Buch, das auf diesem Gebiet wertvolle Anregungen bringt und gut in die frühere Litteratur einführt, ist das 1895 (also vor den Büchern von Groos) erschienene und nun in Uebersetzung vorliegende Buch von G. A. Colozza (Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels. Mit einer Einleitung von Fornelli. Uebersetzt von Chr. Ufer. Altenburg, O. Bonde. 1900. VIII und 272 S. M. 5,00), über das hier nachträglich berichtet werden mag. Nur der erste, das Spiel in psychologischer Hinsicht behandelnde Teil beschäftigt uns. Von Schiller ausgehend erklärt C. das Spiel als das Erzeugnis eines Kraftüberschusses, den der Kampf ums Dasein nicht in Anspruch nimmt, als Verausgabung eines Reservekapitals zum Zwecke des Vergnügens. Potentielle Energie verwandelt sich in ihm in tätige Energie. Es ist aber zugleich ein Mittel zur Vermehrung dieses Kraftüberschusses. Die Fähigkeit zum Spielen wird durch das Spielen verstärkt (I und II). Kraftlose oder ermüdete Tiere, Menschen, Völker spielen nicht. Junge Tiere und Kinder, die der Kampf ums Dasein am wenigsten in Anspruch nimmt, spielen am meisten (VI und VII). Aber das Spiel verlangt ausserdem einen mehr oder weniger hohen Grad psychischer Tätigkeit. Je niedriger ein Tier steht, in desto geringerem Masse treffen wir Spiele bei ihm, während bei den höheren Tieren das Spielen eine sehr verbreitete Tatsache ist. Auch bei den Kindern bedarf es erst einer gewissen psychischen Entwicklung, bis das Spiel eintritt. Idioten spielen nicht (III—V). Den üblichen Einteilungen der Spiele stellt der Verfasser die seine nach den in ihnen jeweils vorwiegenden körperlich-psychischen Elementen gegenüber (VIII und IX). Er zeigt, wie die Nachahmung, das charakteristische Kennzeichen der ersten Stufe geistiger Entwicklung, Spiele erzeugt (X), wie vererbte Tendenzen und organische Dispositionen ihre Wurzel sind (Kampfspiele; XI), wie die schöpferische Phantasie durch Vergrössern, Verkleinern, Kombinieren und Dramatisieren Spiele schafft (XII—XIII) und das Bedürfnis nach Komik sich Luft macht (XIV). Er betont die Rolle, die dem Gefühl beim Spiele zukommt (XV), besonders den sozialen (XV) und ästhetischen Gefühlen (XVI—XVII). Wie die Vererbung, so macht sich auch die Anpassung bei den Spielen geltend: sie werden bestimmt von ihrer natürlichen Umgebung, von Klima, Jahreszeit und dergleichen (XVIII) und von der sozialen und historischen Umgebung (XXIX). Auch Fertigkeiten und Kenntnisse (Jagen, Fischen usw., Zahlenspiele) dienen ihnen zur Grundlage (XX—XXI). Dass diese Einteilung eine künstliche ist, dass sich beim Spielen nie eine Fähigkeit allein betätigt, wird zum Schlusse betont (XXII) und endlich noch auf die Bedeutung des Spieles, durch das die Kinder ihre Erfahrungen machen, für die Entwicklung ihres Seelenlebens und ihrer Persönlichkeit hingewiesen. So weit der Gedankengang C.s. Ich glaube, die Volkskunde wird gut tun, sich mit einer psychologischen Betrachtungsweise des Kinderspiels vertraut zu machen, anstatt, ohne solche Erwägungen, es nur als Fundgrube von antiquarischen Einzelheiten zu betrachten, wobei Fehlschlüsse gang und gäbe sind. Was vor allem an dem Kinderspiel alt ist, ist seine psychische Unterlage. — Einzelheiten und kleinere Untersuchungen bringt die sonstige vorliegende Litteratur. Die hübsche Sammlung von Brenner (1273), die 1856 zuerst erschien, liegt in neuer Auflage vor. Ihr Bestand ist im Wesentlichen derselbe geblieben, sodass sie mehr ein Bild der Vergangenheit als der Gegenwart gibt. Der Herausgeber war bestrebt, nur solches aufzunehmen, was in Basel wirklich eingebürgert ist. Er bringt — durchweg ohne Melodien — Wiegenlieder, Nachtgebete, Verschen für die ersten Kinderjahre (Finger-, Schaukelreime usw.), Spiele, Neckereien, Scherzreime von Gasse und Schule, Kinderpredigten, Schnitzelbanklieder, Rätsel, Sauerkrautlatein, Sprechübungen und Buchstabenscherze, Wetterregeln, Sprichwörter usw., wobei ich nur einige wichtigere Gruppen hervorhebe, denn der ganze Reichtum lässt sich nicht rubrizieren. Ein alphabetisches Register erleichtert die Benutzung. — Ein paar Auszählreime, Pfeifenreime und Scherzverschen aus Nordthüringen teilt Reichhardt (1276) mit. — Die kleine Sammlung P. Richters (1277) bringt Stammbuchverse, Schülerreime, Neckereien, Hüte- und Zuchtreime. — Umfangreicher ist die hauptsächlich aus Baselland und Zürich stammende Sammlung Schupplis (1278) mit folgenden Rubriken: A. Die Er-

wachsenen mit den Kindern. B. Die Kinder unter sich. C. Die Kinder im Verkehr mit der Natur, Nachahmung von Märschen, Handwerksgeräuschen usw. D. Lustige Geschichten, Lügenmärchen, Zählreime. E. Neck- und Spottreime. F. Buchstabenlied, Sprachscherze, Schnellsprechsätze, Schnurren. G. Rätsel. H. Kindergebet, Ansingelieder bei festlichen Anlässen, Bettelreime. I. Auszählreime. — Sehr mannigfaltig sind auch die Kinderliedchen der Pommerschen Blätter (1279); eine grössere Gruppe bilden Abzählreime, Rätsel und Varianten des Lieds vom Hühnchen („Puthöneken, Puthöneken": Böhme, Kinderlied S. 138). — Aus W. Wackernagels Nachlass teilt J. Meier (1281) ein im Jahre 1854 aufgezeichnetes Heischelied mit. — Eine Skizze des Kinderlebens in der Schwalm an der Hand von Reimen zeichnet Schwalm (1282), mit einem festlichen Höhepunkt, dem Schlachtfest, schliessend, an dem das „Schlachtemännchen", eine nikolausartige Gestalt, auf die Kinder erzieherisch einwirkt. — Einen Brauch der Kinderstube, das Wegblasen eines kindlichen Leidens, sucht Wünsch (1284) zu erklären, indem er an die segnende, heilende Kraft des Hauches erinnert, durch den dämonische Wesen, die Krankheitserreger, ausgetrieben werden. So sei der Brauch ein Ueberlebsel aus alter Zeit. —

Sprüche. Kopps (1288) Aufsatz ist wiederholt und erweitert in einem zierlichen Bändchen (1228) erschienen. Neunzehn Sprüche und Volksreime, die von Liebe handeln, hat er zusammengestellt und in die Vergangenheit zurückverfolgt, an erster Stelle das alte, wohlbekannte „Du bist mein, ich bin Dein"; dann Verschen wie „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiss als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiss", oder „Disteln und Dornen stechen sehr, die falschen Zungen noch viel mehr" und dergleichen mehr, die uns allen als unentbehrliche Bestandteile der Liebesdichtung des Volkes vertraut sind. In den Nachweisen, die der in der Geschichte unseres Volksliedes gut bewanderte Verfasser gibt — allerdings nicht immer in wünschenswerter Genauigkeit —, erblicke ich den Hauptwert des Büchleins. Wir lernen einen Teil der Elemente kennen, aus denen sich das Volkslied zusammensetzt, und verfolgen ihr Leben, ihre proteusartig sich wandelnde Gestalt durch die Jahrhunderte. Dem, der sehen will und kann, eröffnen sie einen Blick in das Wesen und Werden des Volkslieds. — Ich schliesse hieran die Sammlung von Vierzeilern, die Strack (1292) aus Hessen vorlegt. Wenn sie hier unter der Rubrik „Sprüche" untergebracht ist, so entspricht das nicht ganz ihrem Charakter, da der grössere Teil dieser kleinen Gebilde ursprünglich gesungen wurde oder noch gesungen wird. Es kam mir zunächst darauf an zu zeigen, dass solche Verschen, auf die man gewöhnlich die oberdeutsche Bezeichnung „Schnaderhüpfel" anwendet, auch in Hessen existieren, und dass auch hier die Sitte, sie beim Tanz zu singen, sich belegen lässt. Die Nachweise, die ich zu den einzelnen Nummern brachte, machen keinerlei Anspruch auf irgend welche Vollständigkeit, die sich schliesslich hier, wo das Lebendige nur zum kleinsten Teil durch Druck fixiert ist, überhaupt nicht erreichen lässt. Sie sollten bloss eine schwache Vorstellung von der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Gattung und ihrem eigenartigen Leben geben. Ich halte es für verkehrt, wenn man immer wieder die österreichischen Alpenländer als ihre Heimat bezeichnet, während ihre Verbreitung über das ganze deutsche Sprachgebiet nachgewiesen ist. Man kann nur sagen, dass sie sich in den Alpen, wie auch manches andere, noch am lebenskräftigsten erhalten haben. Es wiederholt sich hier, wie mir scheinen will, in engerem Rahmen derselbe Vorgang wie auf dem Gebiete der Märchenforschung. Dieselbe individualistische Auffassung von der Volksdichtung und schliesslich dem Volksleben überhaupt hat hier wie dort zu den gleichen Ergebnissen geführt. Ich betonte in meiner kleinen Studie besonders, welchen Einblick uns gerade diese alte dichterische Gattung in das Wesen und Werden der Volksdichtung gewährt, das hier leichter zu fassen ist als bei komplizierteren Gebilden. Dabei trat ich mit einigen Worten J. Meiers Ausführungen über den Ursprung der Gattung entgegen, indem ich, gestützt auf das vorgelegte Anschauungsmaterial, hervorhob, welche verschwindend geringe Rolle dem Einzelindividuum bei der Gestaltung dieser Liedchen zufalle, die viel mehr pflanzenartig wachsen als durch künstlerische Reflexion entstehen, die durchweg individualitätslos sind. Ich stellte sie als unbewusste Massendichtung der bewussten Individualpoesie gegenüber. Sie weisen auf denselben älteren Zustand der Dichtung und Geistesverfassung zurück, von dem oben schon die Rede war. — Neben diese umfangreicheren Veröffentlichungen treten noch einige kleinere Mitteilungen. Kusserows (1289) Kronspruch aus Vietzig wurde am Schluss der Ernte beim Ueberbringen der Erntekrone auf einem grossen Gute gesprochen. Er enthält gereimte Wünsche für alle Mitglieder der engeren und weiteren Gutsfamilie und bittet um die übliche Spendung des Festtrunks; es ist eigentlich ein sehr umfangreich gewordenes Ansingelied, das sich in teilweise recht alten Formeln bewegt. — Ebenfalls einem Erntebrauch entstammen die Bindesprüche aus Mecklenburg und Pommern, die Petsch (1291) mitteilt. —

Sprichwörter. Lobe (1294) hat den wesentlichen Inhalt des Bürgerlichen Gesetzbuches in hübsche Reime gebracht und damit den Juristen sicher eine Freude bereitet. Dass sie wirklich als Rechtssprichwörter ins Volk dringen, wie beabsichtigt, halte ich für ausgeschlossen. — L. und R. Kaindl (1299) bieten eine hübsche Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten aus der nördlichen Bukowina und dem benachbarten Teil von Galizien in Ursprache und Uebersetzung nach folgenden Kategorien geordnet: „Schlechte Zeiten, sich ins Unvermeidliche fügen; Entsagung, Gleichgültigkeit. Schlechte Geschäfte, vergebene Mühe, aussichtslose Arbeit, leere Hoffnung. Recht und Unrecht. Schwätzen, Unsinnreden, unnützes Gerede, böse Nachrede. Wenn man jemand durchschaut hat, seine Zumutungen abweist. Ueber die Dummen und Nichtsnutzigen. Auf schlechte Arbeiter. Gegen Stolz und Ueberhebung." — Die Fortsetzung von Unselds (1300) Sammlung bringt „Männliche Schimpfnamen und Verwandtes". — Auch auf Bachers (1004) Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten sei hier verwiesen. —

Redensarten. Die ergötzliche kleine Sammlung von Münchener Ausdrücken und Redensarten des pseudonymen Lusticus (1303), der 100 Schnaderhüpfel beigefügt sind, ist zunächst „für durchreisende Engländer, Franzosen, Russen, Türken, Berliner und andere, die sich hier ‚a bisl hart tun', berechnet". — Ueber Schimpfwörter älterer Zeit macht Pfau (1308) nach den Rechnungen des Rochlitzer Amts und Rats aus den Jahren 1560—1760 recht interessante Mitteilungen; Bezeichnungen wie Schelm, Bachant, Unglücksvogel, Drachenhalter wurden mit Strafe belegt. — Hier mag auch die hübsche kleine Studie von Sütterlin (1053) angefügt werden. Sie schildert die Vorstellungswelt der niederen Volkskreise Heidelbergs (worunter auch die ganze Knabenwelt einbegriffen ist) auf Grund ihrer Sprache. Allerdings zeigt sich auch hier wieder, dass solche Charakteristiken eigentlich nur vergleichend angestellt werden sollten, denn vieles von dem, was hier als bezeichnend für den Pfälzer und seine Sprache angeführt wird, ist eine Eigentümlichkeit der Volkssprache und des Volkes überhaupt. Ich selber habe einen guten Teil dieses Sprachmaterials mit Freuden in meinem eigenen Sprachschatz entdeckt und anderes wenigstens als recht vertraut empfunden. Besonders wertvoll erscheint mir der vorliegende Versuch aber schon deshalb, weil er sich städtischen Kreisen zuwendet, die bisher die Volkskunde ungebührlich vernachlässigt hat. — Ein reiches Material von Redensarten (840 Nummern) bringt auch die Sammlung von C. Fr. Müller (Der Mecklenburger Volksmund in F. Reuters Schriften. Leipzig, W. Hesse. XII und 132 S. M. 1,80). Den einzelnen Nummern sind dankenswerte Erläuterungen und litterarische Verweisungen beigegeben. —

Volksreime. Aus einem Kirchlein im Zillertal teilt Jauker (1309) den lateinischen und deutschen Text von zwölf Bilderunterschriften, die die Legende Nepomuks behandeln, mit. Sie sind nach der Angabe J.s 1734 entstanden. — Einige Spottreime auf Personen verdanken wir Knoop (1310). — Dreschrufe, ein scherzhaftes, gereimtes Tischgebet, das aber in Gebrauch war, einen gereimten Wochentischzettel und andere auf das Essen bezügliche Verschen, endlich ein Ansingelied bringt Zschalig (1311). —

Ortsneckereien. Nur die kleine Sammlung von Knoop (1314), die Spottnamen und Scherze über die Bewohner von 17 pommerischen Ortschaften enthält, ist mir zugänglich. —

Inschriften. Von A. Andrae (Hausinschriften aus Holland. Emden und Borkum, M. Haynel. Querfolio. 32 S. M. 4,00) liegt eine sorgfältige Sammlung vor von holländischen und lateinischen Hausinschriften, Hausnamen und -zeichen aus dem 16.—18. Jahrhundert, die möglichst in Originalgestalt mit Beschreibung der dazu gehörigen bildnerischen Darstellungen gegeben werden. Leider ist sie unübersichtlich und hat auch kein Register. — Eine durchaus unvolksmässige Inschrift ist die von Störzner (1317) mitgeteilte; ein französischer Offizier soll sie im Jahre 1813 angebracht haben. — Ein paar Friedhofsinschriften teilt Vogel (1318) mit, einige Gerätinschriften (auf einem Bettschirm und einem Nachtwächterdegen) Wilke (1319). —

Rätsel. Das erste Heft einer Rätselsammlung von O. Frömmel (Deutsche Rätsel. 1. Heft. Leipzig, Avenarius. 1902. VIII und 51 S. M 0,80) umfasst 266 Nummern. Sie stammen fast alle aus Berlin, Ostpreussen und Schlesien, wie kurze Notizen zu den einzelnen Rätseln besagen. Für wissenschaftliche Zwecke ist sie kaum brauchbar, da alle näheren Angaben über die Art des Sammelns und die Kreise, denen die Rätsel entstammen, fehlen. Ob auch die aus Ostpreussen und Schlesien gegebenen Rätsel der, seither nur in Berlin geübten, eigenen Sammeltätigkeit des Herausgebers entstammen, wird nicht gesagt. — In einer anerkennenden Besprechung des Buches von Petsch (1323) bringt Hauffen eine Reihe von Parallelen zu den von P. angeführten Beispielen, und zwar ein Halslösungsrätsel, ein Rätselmärchen, einige Scherzfragen und eine Anzahl wirklicher Rätsel (Floh, Taschenmesser, Kuh,

Uhr, Kalk, Geige, Schnitzmesser, Säge, Glocke, Schnee, Ei, Knoblauch und Zwiebel). — Brehmers (1324) kleine Sammlung plattdeutscher Rätsel bringt Parallelen zu den Wossidloschen NN. 1, 11, 12, 113/4, 233, 239, 242b, 259, 317, 327, 327b, 523, 964/5; ferner Rätsel mit folgenden Lösungen: Wolke, Echo, Organist, Blasebalg, Säge, Hacke, Schwangrute mit Eimer, Butterfass, Fliege, Krebs, Hofmeister, Mensch, Spinnrad, Melker. —

Namenforschung: Eigennamen. Kurz und populär orientierend behandelt die deutschen Vornamen Engel (1327). — Das Buch von Bass (1328) verfolgt ebenfalls mehr praktisch-nationale Tendenzen, nicht immer zugunsten der Sache. Es beschäftigt sich gleichfalls mit den deutschen Vornamen. Sein erster Teil behandelt Wortbildungen, Worterklärung, Wortschreibungen, der zweite Teil bringt ein alphabetisches, nach Stämmen geordnetes Verzeichnis von altdeutschen zusammengesetzten Namen; den Zweck davon sieht man nicht recht ein. — Förderlicher erscheinen mir Arbeiten, wie die Wilhelms (1332), die in einem bestimmten Gebiet der zeitlichen, räumlichen oder sozialen Verbreitung der Namen nachgehen und so einen Beitrag zur Geschichte der Namengebung liefern. W. lagen Schülerverzeichnisse von Koburg aus den Jahren 1598, 1600, 1641, 1731 und daneben eine grössere Zahl aus dem 19. Jahrhundert vor; ausserdem die Ergebnisse einer 1901—2 an sämtlichen Schulen des Herzogtums vorgenommenen Namenzählung. Auf Grund dieses Materials skizziert der Verfasser die geschichtliche Entwicklung der Namengebung in Koburg, indem er auch möglichst ihre Motive festzustellen sucht. Für die Gegenwart beleuchtet er die sich zeigenden Verschiedenheiten zwischen Stadt und Land, zwischen katholischen und evangelischen Kreisen. Die kleine Untersuchung ist recht fruchtbar. — Aehnlicher Art scheint das mir nicht vorliegende Programm von Pulvermacher (1331) zu sein, das sich aber auf die Gegenwart beschränkt. Sein Material besteht, wie ich einem Bericht entnehme, aus den Vornamen von einem Fünftel sämtlicher Berliner Schüler aller Gattungen. —

Familiennamen. Ueber imperativische Familiennamen liegt eine umfassende und dankenswerte Arbeit von Keiper (1333) vor, die eine reiche Nachlese zu Vilmars Sammlung mit erklärenden Erörterungen bringt. — Den Namen „Borries" erklärt Schultes (1338) als eine Verkürzung aus „Liborius". —

Ortsnamen. Ich hebe nur einiges mir Vorliegende hervor. Heilig (1344) verzeichnet badische Ortsnamen, in denen 1. mittelhochdeutsch e zu ö gewandelt ist (wie Bötzingen, Sölden), 2. age zu ai, ege zu ei kontrahiert ist (wie Daisbach, Eichstetten), 3. Konsonanten umgestellt sind (wie Gernsbach: Genresbach), 4. h oder ch vor s ausgefallen ist (wie Dresselbach, Sasbach). — Žunkovič (1363) untersucht die Ortsnamen des oberen Pettauer Feldes in Steiermark und kommt zu dem Ergebnis, dass die meisten slovenischen Ursprungs seien; auch zur Römerzeit schon sei die Gegend von Slaven besiedelt gewesen. — Hintners (1370) Arbeit „verfolgt zunächst den Zweck, entgegen der herrschenden Ansicht den Nachweis zu versuchen, dass es in Stubai keinen einzigen Ortsnamen gibt, der dem Romanischen oder Rätoromanischen zugewiesen werden müsste". So versucht er in einem ersten Teil alle angeblich vordeutschen Namen aus dem Deutschen zu deuten, häufig mit Glück, häufig aber auch ohne genügende sprachliche Fundierung. Der zweite Teil behandelt die unanfechtbar deutschen Namen. Jedenfalls enthält das Büchlein eine sehr dankenswerte und reiche Sammlung des einschlägigen Materials. Von dem Verfasser selbst zusammengetragen sind die Flur- und Gemarkungsnamen der Steuerkataster des 18. Jahrhunderts. —

Flurnamen. Giessner Flurnamen aus einem Zinsregister des Jahres 1495 behandelt mit Geschick Ebel (1374). —

Tiernamen. Die volkskundlichen Namen von 76 Vogelarten verzeichnen mit vergleichenden Angaben aus dem bayerischen Sprachgebiet Blümml und Rott (1381), wobei auch einige Deutungen von Vogelstimmen erwähnt werden. —

Pflanzennamen. Brandstetters (1384) mir nicht vorliegende Arbeit wird lobend angezeigt von Heilig, der aus Baden eine grössere Zahl paralleler Benennungen anführt. —

Monatsnamen. Die Bestrebungen, an Stelle der fremden Monatsnamen deutsche einzuführen, haben auch in Schlesien dazu geführt, festzustellen, inwieweit solche deutsche Namen eigentlich volkstümlich sind. Vogt (1389) berichtet hierüber, nachdem er den Gebrauch der älteren schlesischen Kalender festgestellt hat, und bittet um weitere Angaben. Aus den Mitteilungen, die durch diese Umfrage veranlasst wurden, ergibt sich, dass deutsche Monatsnamen nur in beschränktem Mass gebraucht werden, dass überhaupt Monatsnamen bei den Bauern nicht sehr üblich sind, sondern andere Zeitbezeichnungen an ihrer Stelle gebraucht werden. Einige Monatsreime und Wetterregeln werden bei dieser Gelegenheit beigefügt. —

Stoffgeschichte.

(I, 9 = N. 2429-2567.)

A. L. Stiefel.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1902 wird im vierzehnten Bande nachgeliefert.]

Kunstgeschichte.

(I, 10 = N. 2568-3051.)

Cornelius Gurlitt.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1902 wird im vierzehnten Bande nachgeliefert.]

II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(II, 1 = N. 3052-3146.)

A. E. Berger.

Allgemeines. Unter den Werken allgemeinen Charakters hat diesmal ein englisches den Vortritt: der erste, der Renaissance gewidmete Band der „Cambridge Modern History", deren Plan von Lord Acton entworfen wurde, und als deren Herausgeber A. W. Ward, G. W. Prothero und Stanley Leathes **(3054)** zeichnen. Namhafte Mitarbeiter haben sich zu diesem Bande vereinigt. In den beiden ersten Kapiteln behandelt E. J. Payne das Zeitalter der Entdeckungen (S. 7-66), im dritten J. B. Bury die ottomanische Eroberung 1358—1529 (S. 67-103); die fünf folgenden, verfasst von Leathes, Armstrong, Burd, Garnett und Brown, sind der Geschichte Italiens 1492—1516 gewidmet (S. 104-252), Savonarola und Macchiavelli werden eingehend gewürdigt, dem Kirchenstaat ist ein eigenes Kapitel eingeräumt, die Darstellung der venezianischen Geschichte greift bis ins 13. Jahrhundert zurück. Weit knapper sind die übrigen europäischen Länder bedacht: Tout schildert Deutschland unter Friedrich III. und Maximilian I. (S. 288-328), Emil Reich Ungarn, Böhmen und Polen (S. 329-46), Butler Clarke Spanien (S. 347-83), Leathes Frankreich (S. 384-415), Ward die Niederlande (S. 417-62), Gairdner England (S. 463-92); die skandinavischen Länder sind übergangen. Ergänzend greifen aber die fünf Kapitel allgemeinen Inhalts ein, die den Abschluss des Bandes bilden und in ihrer energisch zusammenfassenden Betrachtungsweise sehr lesenswert sind: Cunningham bespricht die wirtschaftlichen Zustände Westeuropas (S. 493-531), Jebb die klassische Renaissance (S. 532-84), M. R. James die christliche Renaissance (S. 585-619), Barry die kirchlichen Reformversuche 1311—1520 (S. 620-52), und Lea beschreibt die Voraussetzungen der Reformation (S. 653-92). Eine sorgfältig gearbeitete Bibliographie von 100 Druckseiten, auf die ein alphabetischer Index und eine Zeittafel folgen, erschliesst dem weitere Belehrung wünschenden Leser eine Fülle entsprechender Hilfsmittel. Die Redaktion hat ihres Amtes umsichtig gewaltet, Wiederholungen und Widersprüche zwischen den einzelnen Teilen nach Möglichkeit ausgeglichen. Gleichwertigkeit aller Beiträge wird bei einem solchen Unternehmen niemand erwarten dürfen, aber mehr als kompilatorische Arbeit ist überall geleistet und vielfach eine sehr bemerkenswerte Selbständigkeit erreicht. Das mit diesem Bande glücklich eingeleitete Unternehmen wird voraussichtlich neben der „Histoire générale" von Lavisse-Rambaud sich einen ehrenvollen Platz erobern. — Wieweit die Lösung einer ähnlich umfassenden Aufgabe der bewährten Hand eines einzelnen, Kaemmels **(3053)**, geglückt ist, kann an dieser Stelle leider nicht festgestellt werden, da das Werk uns bisher nicht vorlag und für das nächste Berichtsjahr zurückgestellt werden musste. — Das Buch von Guiraud **(3055)** charakterisiert sich durch seine Zugehörigkeit zu einem Unternehmen von katholisch-apologetischer Absicht, der „Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique". Es will die Verdienste des Papsttums um die Renaissance beleuchten und feiert die Päpste seit Bonifaz VIII. als „protecteurs éclairés des lettres et des arts". Die

Zusammenstellung der einschlägigen Tatsachen an der Hand bekannter Quellen ist auch nicht übel gelungen, aber im 15. Jahrhundert versagt das Verständnis des Verfassers völlig, denn nun tritt die in seinen Kreisen hergebrachte Schablone von der „wahren“ und der „falschen“ Renaissance in ihre Rechte: „Jusqu'au milieu du XVe siècle, l'Église s'efforça de conserver un caractère chrétien aux arts qu'elle protégeait“, dann aber begann der verhängnisvolle Umschwung in den Paganismus, Materialismus, Intellektualismus, in Ichvergötterung, zügellose Sinnlichkeit und Religionsverachtung, der unter dem Regiment Alexanders VI. und Leos X. leider auch den päpstlichen Hof ergriff. Was die Renaissance in der abendländischen Geistesgeschichte bedeutet, wodurch sie notwendig wurde, warum das Papsttum es versuchen musste, sich diese Bewegung dienstbar zu machen, und warum die zeitweilig sich vereinigenden Wege beider sich doch wieder trennen mussten, — Probleme dieser Art sind für den Verfasser nicht vorhanden, weil die Geschichte ihm lediglich Geschichte der Kirche ist, und darum alle ausserkirchlichen Bewegungen jedes selbständigen Rechtes ermangeln. — Wie diese Auffassung, dass ausser den katholischen Idealen keine anderen möglich sind, die Geschichte entwertet, entgeistigt und um ihren Sinn bringt, haben wir Deutsche an Janssens vielbändigem Werke sattsam erfahren. Von ihm ist im Berichtsjahr der fünfte Band in 15. und 16. verbesserter Auflage (3052) erschienen, besorgt von Ludwig Pastor. Dessen Neubearbeitung ist JBL. 1893 II 1 : 7 bereits besprochen worden, es bedarf also nur der Bemerkung, dass die sorgfältig nachbessernde Hand des gelehrten Herausgebers die erforderlichen Ergänzungen und namentlich Hinweise auf die inzwischen erschienene Litteratur reichlich angebracht hat. — Die erstaunliche Belesenheit, die fleissige, wenn auch höchst anfechtbare Ausnutzung unbekannten oder doch in Vergessenheit geratenen Materials, die das Janssensche Werk auszeichnet und es für Historiker jeder Richtung zu einer Fundgrube macht, ist auch von dem protestantischen Theologen Ficker (3056) wieder zutreffend betont worden in einem aus Vorlesungen erwachsenen Buche, welches auf Grund der in den letzten fünfzehn Jahren erschienenen Arbeiten geschickt, sachkundig und mit selbständigem Nachdenken ein Bild von den kirchlichen, politischen und sozialen Zuständen am Ausgang des Mittelalters entwirft. —

Von den spezialgeschichtlichen Darstellungen, die zur Besprechung vorliegen, ist die wertvollste und anziehendste schweizerischen Ursprungs. Die historische und antiquarische Gesellschaft zu Basel hat im Auftrage der Regierung eine glänzend ausgestattete und mit prächtigen Bildern gezierte Festschrift zum 400. Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen, 13. Juli 1901, herausgegeben (L., Hiersemann. 1901. XII, 357 S. M. 95,00). Rud. Wackernagel gibt in grosszügiger, volkstümlich gehaltener Darstellung die Vorgeschichte des Bundes (S. 1-33), ihr folgt eine knappe, aber das Wesentliche geschickt heraushebende Schilderung der Reformation und Gegenreformation von Rud. Luginbühl (S. 34-67). Am Ende des 16. Jahrhunderts steht Basel nicht nur in denselben Grenzen fest, wie sie sich bis zum Wiener Kongress ziemlich unverändert erhalten haben, es trägt auch politisch und kirchlich schon den Charakter, der ihm bis ins 19. Jahrhundert geblieben ist. „Als gewerbliches und industrielles Zentrum unterhält Basel die mannigfaltigsten Beziehungen zur übrigen Schweiz, und als Universitätsstadt und Sitz des Buchdrucks wird es für die oberen Lande Vermittlerin geistiger Kultur. Daneben erfüllt Basel die Mission eines protestantischen Refugiums und, bis auf einen gewissen Grad, diejenige eines Regulators der unter den Neugläubigen schroff hervortretenden Gegensätze.“ Das eigentliche Prunkstück der Festschrift (S. 217-357) bildet die dreiteilige Abhandlung „Basels Bedeutung für Wissenschaft und Kunst im 15. Jahrhundert“ (3057). Eröffnet wird sie durch eine ausgezeichnete Leistung Bernoullis (S. 217-72), der zunächst über Gründung, Verfassung und Lehrbetrieb der Universität handelt, auch eine Anzahl der bedeutendsten Gelehrten charakterisiert (Peter von Andlau, von dessen Vorlesungen noch Nachschriften von der Hand Jakob Laubers erhalten sind), um dann eine Schilderung des Baseler Buchdrucks anzuschliessen: die ältesten Druckherren, Berthold Ruppel, Michael Wensler, Friedrich Biel, Bernhard Richel, Martin Flach, Johannes von Besigheim, Johannes Amerbach, Johannes Petri, Johann Froben, Lienhart Ysenhut usw. werden nach ihren persönlichen Verhältnissen und ihrer Geschäftstätigkeit kurz und aufschlussreich behandelt, hierauf wird der Inhalt der Baseler Wiegendrucke geprüft und gezeigt, wie neben den anfänglich durchaus vorherrschenden scholastischen Werken allmählich die neue humanistische Litteratur sich Geltung schafft und neben den alten Schriftstellern auch zeitgenössische, namentlich Baseler von hier aus ihren Weg in die Lesewelt nahmen; die wenigen in deutscher Sprache abgefassten sind der Mehrzahl nach Übersetzungen. Den Schluss machen Bemerkungen über die Einrichtung der Druckereien, Personal-, Arbeits- und Lohnverhältnisse, über Giessen, Verkaufen und Verleihen der Typen, Korrektur, Ausstattung, Illuminierung, Signierung, Buchbinderei, Preise, Auflagenhöhe, Verleger

und Buchführer, Bibliotheken usw. Der zweite Teil der Abhandlung, eine Darstellung der Baseler Malerei von Daniel Burckhardt (S. 273-311), ist im wesentlichen eine Monographie über Konrad Witz, der dritte Teil, über Baukunst, Bildhauerei und Kunstgewerbe handelnd (S. 312-57), ist eine von K. Stehlin verfasste Skizze, deren genauere Ausführung an anderem Ort in Aussicht gestellt wird. — Eine Berner Dissertation, die fördernde Untersuchung von Weiss (3058) über Basels Anteil am zweiten „Müsserkrieg“, fällt in das Gebiet der rein politischen Geschichte. — Nach Böhmen und Mähren führen die Arbeiten von Czermak (3059) und Welzl (3059a); der letztere gibt nach den Grundbüchern der Losung von 1477 und 1508 ein Bild von der Einteilung der Stadt Brünn in vier Bezirke, weist in jedem dieser Bezirke die Plätze und Gassen nach, die ungefähre Zahl der steuerpflichtigen Häuser, deren Besitzer und ihr Gewerbe und die Eingewanderten. — Im Stadtarchiv zu Essen hat F. Schröder (3060) eine Handschrift mit chronikartigen Aufzeichnungen aus der Essener Geschichte von 1467—1540 gefunden, die von sieben verschiedenen Verfassern, zumeist Stadtschreibern, herrührt, und die er deshalb „Stadtschreiberbuch“ genannt hat. Sie enthalten teils ausführliche, teils sehr summarische Mitteilungen über allerlei Gegenstände aus den Ratsverhandlungen mit gelegentlicher Einschaltung von Aktenstücken und Briefen. Das meiste hat nur juristisches und administratives Interesse, hier und da wird aber der trockene Bericht durch humorvolle und genrehafte Züge treuherzig belebt, und an einer Stelle (S. 39) mischt sich sogar etwas gereimte Sprichwörterweisheit ein. Der Herausgeber hat zur Ergänzung und Erläuterung zahlreiche Briefe und Akten, grösstenteils Essener Archivalien, im Auszuge abdrucken lassen, die mit den im Stadtschreiberbuch behandelten Ereignissen in Beziehung stehen. — Hüllen (3065) spendet den Trierer Erzbischöfen Jakob von Eltz (1566—81) und Johann von Schönenberg (1581—99) eingehendes Lob für die Gewissenhaftigkeit, mit der sie in ihrem Sprengel die Beschlüsse des Tridentinums zur Ausführung brachten. — Von den „Studien zur Hildesheimischen Geschichte“, die Doebner (3295b), der Bearbeiter des Hildesheimer Urkundenbuchs, verfasst hat, war der grösste Teil schon früher gedruckt. Für unseren Zeitraum kommen in Betracht die Aufsätze „Hildesheim im späteren Mittelalter“ (S. 16-30), „Die Hildesheimische Stiftfehde 1519—23“ (S. 83-99) und der hier zum erstenmal erscheinende über drei Hildesheimische Geschichtsschreiber des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 70-82): 1. den Generalvisitator der Bursfelder Kongregation Johannes Busch, 2. Henning Brandis, dessen über 57 Jahre (1472—1529) sich erstreckendes Tagebuch eine höchst wertvolle Quelle für die Hildesheimer Lokalgeschichte ist, 3. Johannes Oldecop, dessen prächtige, wenn auch mit achtsamer Kritik zu lesende Chronik 1899 von Karl Euling herausgegeben wurde. Aus der Reihe der kleineren Mitteilungen seien hervorgehoben: das Verzeichnis der Bücher- und Handschriftenerwerbungen des Abtes Henning Kalberg für das ihm unterstellte Benediktinerkloster St. Godehard (S. 124/9), ein Haushaltsanschlag für das genannte Kloster von 1496 (S. 129-30), Baurechnungen nebst Angabe der Löhne 1493—96 (S. 130/3) und eine Aufzählung der Mitglieder des Konvents und des Dienstpersonals von 1506 (S. 133/4); ferner die interessanten Aktenstücke zur Vorgeschichte der Kanonisierung Bennos von Meissen, gegen die 1524 Luther seine berühmte Streitschrift richtete (S. 135-48), eine Übersicht über den Bestand des städtischen Archivs von 1551 (S. 149-50), eine Anzahl alter gereimter Geschützinschriften in niederdeutscher Sprache (S. 218-23), endlich die Feststellung über den Erbauer des Rolandbrunnens von 1540, Barward Tafelmaker (S. 233/4). — Von Risches (3062) Darstellung der mecklenburgischen Geschichte kommt für uns nur der letzte Abschnitt (S. 104-38) in Betracht: „Allmähliches Wachstum der landesherrlichen Gewalt“ unter Herzog Heinrich IV. und Magnus II., doch handelt es sich hier ausschliesslich um politische Geschichte, da die litterarischen Zustände in einem späteren Hefte des Unternehmens zusammenhängend erörtert werden sollen. — Der Stralsunder Bürgermeister Israel (3063) hat aus dem Tagebuch des Nicolaus Gentzkow, eines seiner Amtsvorgänger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, eine Menge geschickt gruppierter Notizen ausgewählt, die in das häusliche und gesellige Leben jener Zeit manchen hübschen Einblick gewähren. Der Verfasser wollte keine wissenschaftliche Arbeit leisten; ohne sich an chronologische oder stoffliche Gesichtspunkte ängstlich zu binden, fügte er aus dem bunten Mosaik seiner Exzerpte ein wirksames Bild zusammen, mit dem er seinen Stralsunder Zuhörern, denen er es zuerst in Form eines populären Vortrags bot, gewiss ebenso viel Vergnügen bereitet hat, wie jetzt den Lesern der Pommerschen Jahrbücher. — In das mitteldeutsche Kulturzentrum des Reformationszeitalters geleitet uns als kluger, feinsinniger und trefflich unterrichteter Führer Gurlitt (3066). Seine Beschreibung der Lutherstadt trägt in anmutigem Plauderton die Ergebnisse ernsthafter Forschung vor und zieht gelegentlich auch urkundliches Material heran. Das wichtigste an dem (leider durch einige hässliche Druckfehler entstellten) Büchlein ist die Feststellung S. 48/9:

„Wittenberg ist nicht kunstgeschichtlich so unbedeutend, als es heute erscheint. In der Stadt Luthers liegt zu gutem Teil die Entscheidung über einen der wichtigsten Vorgänge des deutschen Kunstlebens. Hier wurden die Anregungen zur Aufnahme italienisch-antiker Formen gegeben, nachdem sich schon früher in Meissen die Abwendung von den verfallenden Formen der Gotik vollzogen hatte. Die zwischen Wittenberg und Nürnberg sich spinnenden Fäden zogen eine neue Kunst herbei. Die Stadt der Reformation war auch Pflanzstätte der Renaissance, vielleicht die wichtigste!“ Um so mehr müssen wir bedauern, dass so vieles der Zerstörung verfiel. Was der kunstgeschichtlichen Forschung verloren ging, lässt sich einer lateinischen Abhandlung vom Jahre 1507 entnehmen, von der uns Joh. Haussleiter in seiner Schrift „Die Universität Wittenberg vor dem Eintritt Luthers. Zweiter Abdruck mit Textbeilagen“ Kunde gegeben hat. Die neuerdings angestellten Versuche zur Wiederentdeckung der nach G.s Annahme überkalkten Wandgemälde im kurfürstlichen Schloss sind erfolglos geblieben. Das G.sche Büchlein ist übrigens nicht nur nach der kunstgeschichtlichen Seite hin lehrreich, es wirft auch manche hübschen Streiflichter auf Persönlichkeiten und Lebenszustände des 16. Jahrhunderts, und wie dem nachdenklichen Spaziergänger auf den Gassen des heutigen Wittenberg die versunkene Welt der Reformationszeit wieder lebendig wird, das verfolgt der Leser mit Gewinn und Genuss. Irrungen, wie etwa die Zuweisung des Spruches von Weib, Wein und Gesang an Luther (S. 29), sind selten. Dass Luther „nach damaliger Sitte“ kein Honorar vom Verleger bezog, dass ihm das also nicht ohne weiteres als „Edelmut“ anzurechnen sei (S. 22), ist entschieden zu viel behauptet, wie z. B. die Nachweise Leonhards (vgl. 3099, S. 58) lehren. — Zu den Berechnungen des Geldwertes S. 26/7 sind jetzt auch die Ausführungen von Pfarrer Perthes zu vergleichen (**3061**, S. 23). Dieser schöpft seine ansprechend geschriebenen Schilderungen aus dem kirchlichen und sozialen Leben Gothas aus bekannten Quellen, die er aber geschickt und fruchtbar zu benutzen weiss. Die lehrreichen Tabellen, die auf Grund des Steuerregisters von 1506 die kirchliche Organisation Thüringens vor Augen stellen (S. 3—21), seien der Beachtung der Reformationshistoriker empfohlen. Die Hauptmasse der P.schen Ausführungen ist dem Leben der Geistlichkeit gewidmet, namentlich dem der Kanoniker, unter denen Mutianus Rufus hervorragt; das Verhältnis seines Kreises zur Reformation wird unter Anziehung zahlreicher Briefstellen zutreffend erörtert, es folgt eine Charakterisierung der minder würdigen Kanoniker, insbesondere der liederlichen Domherren Kötteling und Morch (S. 61 ff.), wir werfen auch einen Blick in das Gothaer Augustiner- und das Cisterciensernonnenkloster, der streberhafte Vorsteher des Reinhardsbrunner Klosterhofs, Friedrich Hünerjäger, wird nach Briefen Mutians scharf porträtiert, die Gestalten des Dr. Georg Faust und anderer Wundermänner ziehen flüchtig vorüber (S. 69 ff.), weiterhin gelehrte Freunde des Mutian, unter denen dem wohllebigen Abte Johannes III. von Georgenthal die ausgeführteste Zeichnung gewidmet wird (S. 76 ff.), schliesslich werden nach den Visitationsprotokollen des Myconius die Zustände in den ländlichen Pfarrhäusern gewürdigt (S. 83 ff.), und der Verdienste des Myconius um die Reformation wird eingehend gedacht (S. 95 ff.) — In der gleichen Zeitschrift teilt Schneider (**3061a**) aus einem der Gothaer Gymnasialbibliothek gehörigen Kodex Abschriften von Aufzeichnungen des 1588 verstorbenen Theologen Joh. Messerschmidt und anderer mit, die manches Neue zur Kenntnis der Gothaer Kirchen- und Schulverhältnisse in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts enthalten. — Die Abhandlung von Böhl (**3064**) über Thüringens Beziehungen zum evangelischen Österreich, die vielfach auch auf handschriftliche Quellen (im Regensburger Stadtarchiv) zurückgreift, kündigt sich als den ersten Abschnitt eines demnächst erscheinenden Werkes über das „Evangelische Oesterreich“ an und bleibe darum späterer Würdigung vorbehalten. — Zu der österreichischen, namentlich tirolischen Kulturgeschichte unseres Zeitraums bringen von Schönherrs (**3064a**) gesammelte Schriften eine Fülle bemerkenswerter Beiträge, die, früher an teilweise schwer zugänglichen Stellen zerstreut, jetzt durch die dankenswerte Mühewaltung des Archivdirektors Mich. Mayr zu zwei stattlichen Bänden bequem vereinigt sind. Der erste, bereits 1900 erschienene Band sammelte ausschliesslich kunstgeschichtliche Studien (eine Inhaltsangabe im Euphorion 7, S. 422/3), der zweite, gegenwärtig vorliegende, umschliesst neben neun geschichtlichen Arbeiten grösseren Umfangs eine Menge von Miscellaneen kulturgeschichtlichen Inhalts, die der Mehrzahl nach in den hier zu behandelnden Zeitraum fallen. Nur das Wichtigste sei hervorgehoben. Höchst anschaulich wird mit Hilfe des urkundlichen Materials im Statthaltereiarchiv zu Innsbruck der Ehescheidungsprozess des Ritters Christoph Reifer von Altspaur (1460) dargestellt (S. 15—68). Es folgt eine schon seit 1873 bekannte aufschlussreiche biographische Skizze, dem Geheimschreiber Maximilians I. Marx Treytz-Saurwein gewidmet (S. 69—85). Der Aufsatz über Maximilians I. Krieg mit Venedig 1509 (1876 verfasst) belehrt in sehr anziehender Weise über alle Einzel-

heiten des Militärwesens jener Zeit (S. 861—45). Die umfängliche Abhandlung über den Einfall des Kurfürsten Moritz von Sachsen in Tirol 1552 (S. 146—261) ist seit Jahrzehnten den Reformationshistorikern bekannt. Reich an kulturgeschichtlichem Detail ist die Geschichte des seit 1346 urkundlich belegten Schlosses Schenna (S. 362—468). In allen diesen grösseren Aufsätzen ist archivalisches Material mit schriftstellerischem Geschick und behaglichem Humor kenntnisreich verarbeitet. Von den kleineren Beiträgen berichtet der erste über ein episodisches Eindringen des Luthertums im Kloster Stams 1524 (S. 469 ff.), der zweite über einen Wiedertäuferprozess im Sarntal vom Jahre 1533 (S. 476 ff.). S. 530 folgt ein launiger Bericht über die obrigkeitliche Bekämpfung der „besoffenen Metten", d. h. des nächtlichen Strassenlärms in Innsbruck im 16. Jahrhundert, S. 533 eine kleine Studie über die alten Gassennamen dieser Stadt, S. 543 ein inhaltreicher Vortrag über die bauliche Entwicklung Innsbrucks seit seiner förmlichen Erhebung zur Stadt, über die Gliederung der Bevölkerung, Bürgerrecht, Verwaltung, Handel, Viehzucht, Lebenshaltung usw.; ihm schliesst sich S. 562 ein Aufsatz über die alte Innbrücke an, über ihre Geschichte, ihre Bedeutung im Rechtsleben, die zahlreichen Wassergefahren, denen sie ausgesetzt war usw.; S. 583 ff. werden Nachrichten über Heuschreckenplagen des 16. Jahrhunderts ausgegraben, S. 605/6 solche über Maximilians I. Weingärten im Inntal; S. 608/9 findet man die prächtige Beschreibung einer Kneipstube des 16. Jahrhunderts (in Bruneck), S. 615 ff. die Erläuterung einer in Innsbruck aufbewahrten Inundationskarte von Bozen vom Jahre 1541; S. 621 ff. wird der Spitzname der Haller, „Kübel", vermutungsweise hergeleitet von einem aufsehenerregenden Rechtshandel des Jahres 1549, bei dem es sich um den Diebstahl eines mit Dukaten gefüllten Kübels handelte; S. 629 f. folgen Notizen über den Brand des Marktes Innichen 1554, über die Gendarmerie des Erzherzogs Ferdinand und ihre Instruktion vom 9. April 1557. Längst beachtet sind die S. 632 ff. mitgeteilten Daten über „die tirolischen Schiller", deren Zusammenhang mit der Familie des Dichters zum mindesten zweifelhaft ist. Sehr ergötzlich ist die S. 638 ff. aus dem „Boten für Tirol" von 1880 wiederholte urkundliche Widerlegung des modernen Märchens von der Ermordung der Philippine Welser. Der Band bringt weiterhin chronikalische Angaben über die Erdbeben in Hall im 16. und 17. Jahrhundert (S. 643 ff.), einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Sternsingens in Innsbruck (S. 651 ff.), ein krasses Beispiel klerikaler Intoleranz aus dem Jahre 1613 (S. 654 ff.), einen Kollektivsteckbrief aus dem Jahre 1615 (S. 657 ff.), eine kurze Biographie des Erzherzogs Sigmund 1446—96 (S. 712 ff.) und eine Notiz über die ältesten ländlichen Freischiessen im Oberinntal vom Jahre 1546 (S. 718). Die übrigen Beiträge fallen ausserhalb der zeitlichen Grenzen dieses Berichts. Den Beschluss macht eine Übersicht über die Schönherrschen Schriften. Vieles davon ist der Aufmerksamkeit der ausserösterreichischen Forscher bisher entgangen, die nunmehr dankbar von diesen frischen und fördernden Arbeiten Kenntnis nehmen werden. —

Der sozialen und revolutionären Bewegung des 16. Jahrhunderts bleibt das Interesse der Forschung andauernd zugewendet, insbesondere das der Lokalforschung. Über die politischen und sozialen Bewegungen im deutschen Bürgertum hat 1899 Kaser **(3067)** eine Monographie veröffentlicht. G. von Below nennt sein Buch verdienstlich und fleissig, rügt aber die unvollständige Beherrschung des Materials und eine zu starke Betonung des sozialistischen Elements in den städtischen Unruhen, also den gleichen Fehler, der in der Kontroverse zwischen Lenz und Lamprecht eine Rolle spielte, und den z. B. auch C. Köhne (Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 6, S. 410) zu berichtigen suchte. — Kaser selbst **(3068)** hat zur Ergänzung seines Buches nach dieser Seite jetzt Fingerzeige gegeben in einem Aufsatz, der eine höchst dankenswerte Übersicht über die bisher bekannt gewordenen städtischen Unruhen des 15. und 16. Jahrhunderts bringt nebst Hinweisen auf die Quellen und den bisherigen Stand der Forschung. Seine Zusammenstellung enthält nicht nur zahlreiche Anregungen für die Lokalgeschichtsschreibung, sondern sie führt auch zu einer schärferen Scheidung politischer, sozialer und religiöser Motive, auf deren sehr verschiedenartige Mischung überall sorgfältig zu achten ist; namentlich wird die Notwendigkeit betont, die Verschiebung der Besitzverhältnisse in den Städten seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und die damit zusammenhängende Vermehrung des städtischen Proletariats sowie die Art seiner Zusammensetzung entschiedener als bisher zu erforschen. —

Reicher ist diesmal die Ernte für die Untersuchung des Bauernkrieges. Während der Vortrag des Gymnasialprofessors Marquard **(3073a)** nichts Neues bringt, hat K. Hofmann **(3072)** einige archivalische Studien verwertet. — Pfarrer Nebelsieck **(3075)** veröffentlicht aus dem Dresdener Hauptstaatsarchiv urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Mühlhausen i. Th., auch Jacobs **(3074)** und Antoni **(3073)** mehren um ein kleines unsere Quellenkenntnis. — Höchst verdienstlich ist die mühsame und scharfsinnige Arbeit Götzes **(3071)**, der die Text-

geschichte der „Zwölf Artikel" von 1525 untersucht und sie zum ersten Male in einer kritischen Ausgabe vorlegt; gegen die von ihm versuchte Rekonstruktion der Überlieferung sind inzwischen sehr erwägenswerte Bedenken von Wilh. Stolze (HZ. 91, S. 1—42) geltend gemacht worden, der auch G.s bestechende Hypothese, dass Sebastian Lotzer der Verfasser der zwölf Artikel sei (JBL. 1901 II 1: 16; 5: 113), bekämpft und ihren Redaktor wieder in Balthasar Hubmaier sucht. Es scheint, dass unsere Mittel nicht ausreichen, die Frage zu zweifellosem Austrag zu bringen. — Um späte Nachspiele des Bauernkrieges handelt es sich in den Arbeiten von Wattelet (3076) und Julius Strnadt (3077), (der Name des Verfassers ist auf dem Titelblatt nicht genannt); jene gilt dem schweizerischen Bauernaufruhr von 1653, diese gibt im Anschluss an das grundlegende Werk von Felix Stieve, aber mit Benutzung eigener archivalischer Studien eine sachkundige und temperamentvolle, zur Aufklärung gegenüber klerikalen Entstellungen bestimmte Darstellung des oberösterreichischen Bauernaufstandes von 1626, die übrigens auf die älteren Bauernunruhen des 15. und 16. Jahrhunderts zurückgreift. —

Zur Erforschung der Geschichte einzelner Persönlichkeiten dieses Zeitraumes ist im Berichtsjahr wenig beigetragen worden. Armstrongs (3078) zweibändiges Werk über Kaiser Karl V., dem Referenten nur aus Besprechungen bekannt, scheint sich günstiger Aufnahme zu erfreuen. — Gegen den Herzog Moritz von Sachsen ist ein von Günther (3080) entdecktes anonymes Lied von 1547 gerichtet, das, trotz seiner Länge von urwüchsiger Kraft, zornige Anklagen gegen diesen „Judas" erhebt. — Eine tief eindringende und fesselnd geschriebene Studie hat Karge (3082) dem Herzog Albrecht von Preussen gewidmet, dessen erstaunlich weitverzweigte Politik, die zu dem Umfang seines Landes in keinem Verhältnis stand, nicht etwa der Grossmannssucht entsprang, sondern durch die Lage seines Landes bestimmt war, durch „das Mitteninliegen zwischen den verschiedenen Weltsystemen und Geistesrichtungen, zwischen der germanischen und slawischen Welt, zwischen den weltumspannenden Plänen Habsburgs und der unvermeidlichen Reaktion seiner Gegner, nicht zu vergessen die Antagonien der alten und neuen Kirche; dies alles hat ihn geradezu gezwungen, nach allen Seiten, nach Norden und Süden, nach Osten und Westen, hier bis Blois und Paris, dort bis nach Moskau, ferner nach Kopenhagen und Stockholm und gleichzeitig wieder nach Tergovist, der Hauptstadt des Woiwoden der Wallachei, seine Hände auszustrecken. Seine scheinbar gefährdete Stellung bedingte den Kreis einer solchen umfassenden Tätigkeit; ja schon gegen Polen war es ratsam, sich noch ein zweites Eisen im Feuer zu halten". Man darf der verheissenen Fortsetzung der K.schen Untersuchungen mit Spannung entgegensehen. — Die 300. Wiederkehr des Geburtstages Herzog Ernsts des Frommen von Gotha hat zu einer Reihe von Gedenkschriften Anlass gegeben, unter denen die von Bambergs (3083), die von Brügel (3084) und Schreck (3085) hervorgehoben seien (vgl. übrigens JBL. 1901 I 6:218/9). — Der 400. Geburtstag des Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz, dessen Schicksale mit der Reformationsbewegung eng verflochten waren und dessen Andenken, verbunden mit dem Residenzbau zu Neuburg und dem Schlossbau zu Heidelberg, die Kunstgeschichte hochhält, hat Rebele (3086) zu einer volkstümlichen Darstellung seiner Lebensgeschichte angeregt. — Zur Kritik der Selbstbiographie des Götz von Berlichingen gibt Pistor (3087) einen neuen Beitrag, indem er des Ritters Händel mit dem Grafen Philipp II. von Waldeck untersucht und zu dem auch von anderen schon gefundenen Ergebnis gelangt, dass seiner Darstellung der Wert einer unverdächtigen Quelle nicht zugesprochen werden kann. — Weizsäckers (3087a) vermeintliche Entdeckung dagegen, dass Götz von Berlichingens eiserne Hand nicht die rechte, sondern die linke gewesen sei, beruht auf einer missglückten Abbildung der in Jaxthausen aufbewahrten Reliquie und ist infolge mehrfachen Einspruchs inzwischen von ihm selbst widerrufen worden (Goethejahrbuch 24, S. 283/4). — Kanter (3088) hat auf Grund archivalischer Studien, über die ein Anhang von Regesten (S. 124—81) Auskunft gibt, ein anziehendes Lebensbild des schwäbischen Junkers Hans von Rechberg (ca. 1410—64) entworfen, dessen abenteuerliches Leben zugleich ein lehrreicher Zeitspiegel ist. Denn nicht nur die trotzige Roheit des um seine Existenz kämpfenden Herrenstandes und die wilde Romantik des Sold- und Strauchrittertums treten hier scharf hervor, auch die heillose Zersplitterung des Reiches, die Schwäche des Kaisertums, das willkürliche Eingreifen fremder Staatsgewalten, die Feindschaft der Habsburger und des süddeutschen Adels gegen die Eidgenossen, das Ränkespiel der Fürsten, die Langsamkeit und Parteilichkeit der Rechtsprechung, die Bürger und Bauern vielfach zwang, bei einem verwegenen Condottiere dieses Schlages Schutz und Hilfe zu suchen. Solche Zustände verhalfen auch dem Rechberger zeitweilig zu Macht, Einfluss und Vermögen, sie entwickelten in ihm nicht nur alle kriegerischen Talente, sondern auch eine Kühnheit, Verschlagenheit und Selbstherrlichkeit der Lebenshaltung, die es sehr begreiflich machen,

dass die Sagenphantasie sich auch mit ihm beschäftigte; eine Überlieferung dieser Art hat Uhland zu einer bekannten Ballade gestaltet. —

Reicher ist diesmal die Ausbeute an kulturgeschichtlichen Untersuchungen. Das Studium der ländlichen Verhältnisse des in Rede stehenden Zeitraums erfährt ausgezeichnete Förderung durch die Werke von von der Goltz (3089) und Th. Knapp. Nicht nur als „das Resultat 25jähriger Studien“, sondern auch als das Werk eines ausgezeichneten landwirtschaftlichen Fachmanns mit gründlichen geschichtlichen Kenntnissen und selbständiger Beherrschung der Quellen, hat die v. d. G.sche Darstellung Anspruch auf den respektvollen Dank der Historiker, die allerdings die Benutzung so mancher wichtigen Untersuchungen aus ihrem Kreise hier ungern vermissen, aber dennoch von der grosszügigen und weitblickenden Betrachtungsweise des Verfassers sehr viel lernen werden. — Das Buch von Th. Knapp (3090) ist eine höchst willkommene Sammlung älterer, z. T. an schwerzugänglichen Stellen erschienener Arbeiten von hervorragendem Wert. Neben G. von Belows „Territorium und Stadt“ und G. F. Knapps berühmten Untersuchungen sind die beiden eben genannten Werke zur Einführung in das Studium der deutschen Agrargeschichte zweifellos am besten geeignet. —

Zur Geschichte der Gewerbe ist eine aus der Schule von Belows hervorgegangene Dissertation von Croon (3092) zu verzeichnen, die an der Hand von Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts die Entstehung des Zunftwesens in siebzehn deutschen Städten (Augsburg, Basel, Braunschweig, Goslar, Hagenau, Halberstadt, Halle, Köln, Koblenz, Magdeburg, Mainz, Salzwedel, Stendal, Trier, Tuln, Worms, Würzburg) behandelt und unter Ablehnung der hofrechtlichen, der Gilden- und der Lohnwerkstheorie das Ergebnis gewinnt, dass das Wesen der Zunft im Zunftzwang zu suchen ist, und ihre Grundlage in dem genossenschaftlichen Zusammenschluss von Handwerkern unter obrigkeitlicher Anerkennung zum Zwecke gegenseitiger Förderung und guter Bedienung des Publikums. Neben den gewerblichen Zwecken treten schon früh auch religiöse und gesellige hervor, ferner das Anstreben der gewerblichen Gerichtsbarkeit usw., doch als das eigentlich zunftbildende Element ist ausschliesslich der Zunftzwang anzusehen. — Eine wichtige Ergänzung der Croonschen Arbeit bildet die Darstellung des Zunftwesens der Stadt Wien von Uhlirz (3091), die dem Referenten leider nicht vorgelegen hat, die aber, ebenso wie Luschins (3102) Darstellung des Wiener Münzwesens, von einem der besten Kenner (G. von Below: HZ. 91, S. 292/6) sehr gerühmt wird. — Nach Breslauer Archivalien gibt Amtsgerichtsrat a. D. Frauenstädt (3092a) kulturgeschichtlich nicht uninteressante Aufschlüsse über den überspannten und spiessbürgerlichen Ehrbegriff, der in den Zünften herrschte, und über den intoleranten Buchstabengeist, der ihre Entscheidungen bestimmte, wonach z. B. die Tötung eines Hundes, aussereheliche oder voreheliche Geburt nicht nur des Bewerbers, sondern sogar seiner Frau oder seiner Eltern als ehrenrührig galt und zur Ausschliessung von der Zunft führen konnte. Zum Glück wurde solchen zünftlerischen Vorurteilen von den städtischen Aufsichtsbehörden und dem Schöppenstuhl vielfach ein heilsames Gegengewicht geboten. —

Hier seien eine Anzahl von Untersuchungen zur Geschichte des Buchdrucks angeschlossen, soweit sie nicht bloss technische Einzelfragen erörtern, sondern auch die Aufmerksamkeit der Historiker fordern. Das wenige, was uns über den Erfinder der Buchdruckerkunst an urkundlichen Zeugnissen erhalten ist, hat in den bekannten Arbeiten Dziatzkos (s. auch 3093) und Schorbachs die beste kritische Würdigung erfahren. Gegenüber den sofort nach dem Tode Gutenbergs, im Jahre 1468 beginnenden Versuchen, ihm seinen Erfinderruhm zu entreissen, gewinnt das älteste nachweisbare Zeugnis, das vor aller Welt Gutenbergs Ansprüche verfocht, eine hohe Bedeutung. Ihm widmet Ehwald (3093a) eine zu weiteren Forschungen auffordernde Studie, denn es rührt von einem Manne her, der in der Geschichte des Humanismus einen vornehmen Platz verdient, aber die ihm gebührende Stelle von der Forschung bisher noch nicht zugewiesen erhielt. Dieser Mann ist der Pariser Theologe Wilhelm Fichet, der mit seinem Kollegen, dem Schwaben Johannes Heynlein von Stein, 1470 in den Räumen der Sorbonne die erste Buchdruckerei Frankreichs gründete. Heynlein hatte sich die erforderlichen technischen Kenntnisse in Mainz und Basel erworben und zog Baseler Drucker nach Paris; ihm hatte Fichet auch die Kunde von dem Urheberrecht Gutenbergs zu danken, der er in einem am 1. Jan. 1472 verfassten Dedikationsschreiben an seinen Schüler Robert Gaguin begeisterten Ausdruck lieh. Bisher sind von diesem wichtigen Dokument nur zwei Exemplare bekannt geworden. — Das glänzend ausgestattete und mit musterhafter Gründlichkeit gearbeitete Buch von Hupp (3094) über Gutenbergs erste Drucke vertieft sich in Spezialitäten der Beweisführung, denen die Sachkenntnis des Referenten nicht nachzukommen vermag. Seine früher aufgestellte These, dass das „Missale speciale“ als das älteste bekannte mit Typen gedruckte Buch anzusehen sei (vgl. JBL. 1898 I 3 : 48), hat H.

bestätigt gefunden durch die zwei Jahre später erfolgte Entdeckung des „Missale abbreviatum" (vgl. JBL. 1900 I 2a: 93/5), das derselben Offizin entstammt. Die in diesen beiden Drucken vorliegenden Typen haben in abgeänderter Form bei der Herstellung des Mainzer Psalters von 1457 Verwendung gefunden, müssen also spätestens ins Jahr 1453 gesetzt werden. Haebler gibt in seiner Besprechung des Buches diese Beweisführung zu, bestreitet aber, dass jene Type eine Gutenbergsche sei, weil man in diesem Falle annehmen müsse, dass Gutenberg sie verworfen habe; wahrscheinlicher sei es, dass wir in der Missaletype die ersten Druckversuche Peter Schöffers zu erkennen haben. Auf wie unsicherem Boden diese Untersuchungen sich vorläufig noch bewegen, zeigt eine Arbeit G. Zedlers, des Verfassers der nicht im Buchhandel befindlichen ersten Publikation der Gutenberggesellschaft („Die älteste Gutenbergtype". Mainz, Gutenberg-Ges. 1902. VI, 57 S. Mit 13 Tafeln. Nur für Mitglieder); dieser will (CBlBibl. 20, S. 32—55) in dem „Missale speciale" den ältesten Druck Basels erkennen, hervorgegangen aus der Offizin Berthold Ruppels. Mögen auch die höchst bestechenden Darlegungen Hupps sich nicht völlig stichhaltig erweisen, so ist doch in seinem Buche eine Fülle von Belehrung enthalten, die eingehendsten Studiums wert ist. — In der Schlussschrift des Fust-Schöfferschen Psalters von 1459 ist Schöffer als „clericus" bezeichnet; Schaab, Franz Falk und G. Kaufmann hatten dieses Wort als „Schönschreiber" gedeutet, während von der Linde, Dziatzko und Schorbach daraus schlossen, dass Schöffer in der Tat ein Geistlicher war. Heidenheimer **(3095)** kommt bei einer erneuten Prüfung des damaligen Sprachgebrauchs zu dem zweitgenannten Ergebnis. — Der Wiesbadener Archivar Roth **(3096)** gibt vorläufige Proben aus seinen langjährigen Sammlungen zu einer umfassenden Arbeit über die Anfänge des Buchdrucks in Heidelberg (1485—1510) und seine Fortsetzung von 1558 bis 1618. — Da der Name des Lübecker Druckers Johann Ballhorn 68 Jahre lang (1531—99) in Drucken vorkommt, so war schon früher vermutet worden, dass es sich dabei um Vater und Sohn beziehungsweise Oheim und Neffe handle. Jetzt weist Crull **(3097)** einen Buchführer Joachim Ballhorn († 1559) aus einem Rechnungseintrag von 1540 nach. — Kopp **(3097a)** stellt ein Verzeichnis Ballhornscher Drucke nach der Zeitfolge zusammen und weist einen bisher unbekannten vom Jahre 1603 nach, ferner sammelt er eine Reihe von Zeugnissen, die den bekannten Ruf Ballhorns als eines unberufenen Schlimmbesserers erhärten. — Ein nach vielen Seiten Licht spendender Beitrag zur Geschichte des Buchgewerbes ist Leonhards **(3099)** treffliches Lebensbild des Samuel Selfisch (1529—1615). Selfisch entstammte einer Erfurter Buchführerfamilie; mit 16 Jahren kam er nach Wittenberg, um bei dem Buchhändler Bartholomäus Vogel eine siebenjährige Lehrzeit durchzumachen, zwölf Jahre war er dann als Gehilfe in der Buchhandlung des Bürgermeisters Conrad Rühel tätig, mit dessen Schwester er sich 1556 verheiratete. 1564 machte er sich selbständig, indem er die Buchhandlung des Christoph Schramm käuflich erwarb. Rasch wuchs sein Geschäft und sein Reichtum, 1596 erstand er sich auch eine eigene Druckerei, 1602 eine Buchbinderei, und er schwang sich zugleich zum bedeutendsten Papierhändler Sachsens auf. Seine Begabung und sein persönliches Ansehen hatten ihm schon 1569 die Würde eines Ratsherrn verschafft, 1588 stieg er zum Bürgermeister auf und bekleidete diese Stellung bis zu seinem Tode. Seine erste mit 12 Kindern gesegnete Ehe fand 1580 durch den Tod der Frau ihr Ende, eine zweite Ehe schenkte ihm noch zwei Töchter, und am Abend seines Lebens umgaben ihn 77 Enkel und 14 Urenkel. Die Universität ehrte den Abgeschiedenen durch einen Trauerakt, und in der Marienkirche wurde er feierlich beigesetzt. An die Darstellung dieses Lebensganges schliesst sich eine gründliche, vielfach auf ungedruckten Quellen fussende Würdigung der weitverzweigten geschäftlichen Betriebe Selfischs, wobei sich ergiebige Ausblicke auf die damaligen Zustände im deutschen, insbesondere Wittenbergischen Buchgewerbe öffnen. S. 15/6 werden nach den Kirchenbüchern Zusammenstellungen der Buchhändler und Buchdrucker in Wittenberg 1560—1600 gegeben, S. 19 solche der Schriftgiesser, S. 24/5 der Buchbinder, S. 27 der Papiermacher aus der gleichen Zeit. Sehr dankenswert sind die Ausführungen über die Entstehung des Sortimentshandels S. 11 ff., Druckerlöhne S. 18/9, Organisation des Buchbinderhandwerks S. 20 ff., Ausbreitung der Papierfabrikation in Deutschland S. 26 ff., über den Nachdruck und die Privilegien S. 36 ff., über die Bücherzensur S. 43 ff., über Schriftstellerhonorare, Herstellungskosten und Kaufpreise der Bücher S. 52 ff., die Bedeutung der Messen, die Arten des Absatzes der Bücher bei den Händlern und beim Publikum S. 61 ff. usw. Ein Schlussabschnitt verfolgt die späteren Schicksale von Selfischs Geschäft bis zu seiner Liquidation 1648 und würdigt zusammenfassend Selfischs Bedeutung für den Buchhandel und die Popularisierung der Wissenschaften. Im Anhang teilt der Verfasser eine Anzahl unveröffentlichter Aktenstücke mit, die sich teils auf Zensurangelegenheiten beziehen, teils auf Buchbinderordnungen, Papier- und Bücherlieferungen usw. Die wichtigste Beigabe ist der Ab-

druck des Verlagskatalogs Selfischs nach dem Original im Germanischen Museum zu Nürnberg. Er umfasst die Zeit von 1552—1637, ist alphabetisch geordnet und notiert zu jedem Druck Erscheinungstermin, Format, Bogenzahl und Kaufpreis. Fast die Hälfte der bei Selfisch verlegten Bücher gehört der Theologie an, darunter sind 17 Bibelausgaben und 49 Schriften von Luther, daneben pflegte der Verlag namentlich Philosophie, Rhetorik, Rechtswissenschaft, Geschichte, Mathematik, Medizin, Physik, Astronomie und Pädagogik. Auch die alten Klassiker sind zahlreich vertreten, lateinische, griechische und hebräische Grammatiken. Die Werke in lateinischer Sprache überwiegen weitaus. Selfisch hat mit Vorliebe kleine Formate benutzt, wodurch Herstellungskosten wie Kaufpreise sich erheblich minderten und der Absatz erleichtert wurde. —

Zur Geschichte des Handels ist in diesem Berichtsjahr nur weniges zu verzeichnen. Ein zeitgemässes Thema hat Werle (**3100**) in Angriff genommen, indem er Deutschlands Beziehungen zu Marokko vom Beginn des Mittelalters bis zur Gegenwart schildert. Nach Papencordt behandelt er das Zeitalter der Vandalenherrschaft, dessen Nachwirkungen noch heute in dem nicht seltenen Vorkommen des germanischen Typus erkennbar sein sollen. Erst elf Jahrhunderte später betraten abermals deutsche Krieger den Boden Marokkos: die 3000 Söldner des Wilhelm von Nassau, die an dem unglücklichen Kreuzzug des Königs Sebastian von Portugal (1574—78) teilnahmen. In der späteren Zeit beschränken sich die Beziehungen Deutschlands zu Marokko auf schimpfliche Verträge zum Schutz der Handelsschiffe gegen die gefürchteten marokkanischen Seeräuber. Jahrhundertelang hatte der Handelsverkehr unter dem Christenhass und der Raublust der Marokkaner schwer zu leiden, erst im 19. Jahrhundert bahnten sich friedlichere und lohnendere Beziehungen an. — Das Buch von Ehrenberg (**3101**) lag dem Referenten nicht vor, es konnte deshalb auch nicht festgestellt werden, wieweit es sich mit dem Inhalt der gleichnamigen Abhandlungen in der „Deutschen Rundschau" Bd. 107/9 etwa deckt. Von diesen kommt für gegenwärtigen Bericht nur das erste Kapitel in Betracht, welches ergänzende und berichtigende Betrachtungen zu E.s Werk über das Zeitalter der Fugger (JBL. 1896 II 1:60) enthält. — Eine an bemerkenswerten Einzelheiten reiche Chronik der Familie Fugger von 1599 hat Ch. Meyer (**3101a**) in einem vornehm ausgestatteten und mit Bildern geschmückten Bande vorgelegt. —

In die Lebensgeschichte des fahrenden Volkes führen diesmal zwei gediegene Arbeiten in sehr anziehender Weise ein. Das gewandt geschriebene, mit einer Fülle gut ausgewählter und trefflich reproduzierter Holzschnitte gezierte Buch von Hampe (**3103**) lässt zwar in den beiden ersten Kapiteln gelegentlich die volle Beherrschung seines Stoffs vermissen, aber sobald sich die Darstellung dem Ausgang des Mittelalters nähert, beginnt ein bewährter Kenner zu reden, und die zweite Hälfte des Buches (S. 53—127) ist ebenso gewinn- wie genussreich zu lesen. S. 53ff. wird geschildert, wie einzelne Gruppen von Fahrenden allmählich sesshaft werden: Meistersingergenossenschaften, Stadtmusikanten, Spruchsprecher und Ehrenholde, fahrende Weiber in den Frauenhäusern. S. 64ff. werden alle Arten der Bettelei vorgeführt, S. 76ff. das Treiben der Zigeuner, S. 82ff. die Massnahmen städtischer Obrigkeiten gegen das Bettlerunwesen, doch ist die kirchliche Armenversorgung nirgends berührt. Es folgen Nachrichten über die Genossenschaften der Spielleute seit dem 14. Jahrhundert, über Spielgrafen und Pfeiferkönige (S. 87ff.), dann Bemerkungen über die fahrenden Gaukler, an denen der Makel der Unehrlichkeit am längsten haften blieb (S. 92/3). Im 16. Jahrhundert blühten die Bruderschaften der Fechter, die Flugschriftenhausierer und Zeitungssinger, die reisenden Quacksalber und Wundermänner, die vagierenden Landsknechte, die Wegelagerer und Räuberbanden; zu diesen stellten verwilderte Landsknechte und herabgekommene Gauner ein starkes Kontingent, auch die gemisshandelten und geächteten Bauern seit der blutigen Niederschlagung des Bauernkriegs. Dies Räuberunwesen zeitigte seine stärksten Auswüchse in der Epoche des 30jährigen Krieges. Dass die Fahrenden während des ganzen Mittelalters mit theatralischen Unterhaltungen sich so gut wie gar nicht befasst hätten (S. 110), ist eine stark übertreibende Behauptung, denn sie waren ja die Träger jener uralten mimischen Traditionen, die den Zusammenhang des mittelalterlichen Dramas mit dem antiken Volksschauspiel vermittelten und neuerdings durch die Forschungen von Hermann Reich eine so überraschende Beleuchtung empfangen haben. Aber das allerdings ist richtig, dass die Blütezeit des fahrenden Komödiantentums erst mit dem Auftreten englischer Schauspieler in Deutschland beginnt. Es ist der stoff- und farbenreichen Darstellung des Verfassers zugute gekommen, dass er als Beamter des Germanischen Museums aus einem ergiebigen Quellenvorrat schöpfen durfte, was er mit grossem Fleiss und schriftstellerischem Geschick getan hat. — Einer besonderen Gruppe des fahrenden Volkes, und vielleicht der interessantesten, dem Gelehrtenproletariat, ist eine Monographie des Gymnasialprofessors Spiegel (**3104**) gewidmet,

dem wir schon früher ein paar Studien über die Vaganten zu danken hatten. Sie geht den Beziehungen des Vagantentums zum Gaunertum nach. Wenn diese auch in den früheren Jahrhunderten niemals ganz gefehlt haben werden, so mehrten sie sich doch rasch, seitdem die Würzburger Synode von 1287 allen unverbesserlichen Vaganten mit der Entziehung des klerikalen Charakters und der Unterstellung unter die weltliche Gerichtsbarkeit gedroht hatte. Damit war die Schranke zwischen den Vaganten einerseits, den Spielleuten, Gauklern und Possenreissern andererseits aufgehoben, und viele Vaganten gingen in dem grossen Strom der fahrenden Leute unter. Andere aber wussten sich einen gelehrten Nimbus zu wahren, die Litteratur des ausgehenden Mittelalters ist voll von den Streichen „fahrender Schüler“. Durch sie sind zweifellos eine Anzahl lateinischer Ausdrücke in die Gaunersprache gekommen (S. 13), aus ihren Kreisen gingen zum guten Teil die wandernden Quacksalber hervor und die Zauberkünstler und Wundermänner, wovon uns schon die „Vita vagorum“ des Johann von Nürnberg aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ein lehrreiches Bild gibt. Weitere Quellen, in denen sich das Herabkommen des Vagantentums abspiegelt, sind das vielleicht noch ins 14. Jahrhundert zu setzende Baseler Ratsmandat gegen die „Gilen und Lamen“ und der aus ihm hervorgegangene „Liber vagatorum“, der wohl dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört, und aus dem u. a. Pamphilus Gengenbach in seinem „Bettlerorden“ und Bebel im „Triumphus Veneris“ geschöpft haben. Der Verfasser gibt eine ausführliche Analyse dieser Quellen, ohne aber von Kluges grundlegender Arbeit über das Rotwelsch Kenntnis genommen zu haben. Wenn er schliesslich zu dem Ergebnis gelangt, die Magie sei unter den fahrenden Schülern keineswegs so im Schwange gewesen, wie man bisher allgemein geglaubt habe, vielmehr sei die starke Betonung dieser Dinge in der Litteratur des 16. Jahrhunderts teils auf die tendenziöse Diskreditierung des vorreformatorischen Schulwesens durch die Humanisten, teils auf die antiklerikale Zeitstimmung und auf die protestantische Polemik zurückzuführen, so wird ein gutes Körnchen Wahrheit in dieser Behauptung enthalten sein, aber uneingeschränkte Billigung wird sie vermutlich kaum finden. Immerhin gebührt dem Verfasser das Verdienst, zur Prüfung dieser Fragen angeregt und eine Menge einschlägigen Materials fleissig gesammelt zu haben. —

Gerichtswesen. Kohler und Scheel (**3105**) haben auf die kritische Ausgabe der „Carolina“ jetzt eine ebenso treffliche der „Bambergensis“ folgen lassen. Die ersten Paragraphen der umfänglichen Einleitung berichten über die Vorarbeiten und geben eine Bibliographie aller bekannten Drucke der Bambergensis, ihrer zweiten Redaktion von 1580 und der von ihr abgeleiteten Brandenburgensis. Eingehend werden in § 4 die Holzschnitte der Pfeilschen Ausgabe von 1507 behandelt und wegen ihrer kulturgeschichtlichen Wichtigkeit reproduziert; sie rühren von Wolfgang Katzheimer her. Für die Quellen- und Verfasserfrage verweist § 5 auf Sch.s in naher Aussicht stehende Biographie des Johann von Schwarzenberg und stellt nur fest, dass dieser zwar von gelehrten Juristen in der Sichtung des Materials und durch Übersetzungen aus dem Lateinischen unterstützt wurde, dass er aber für die einheitliche Redaktion des Ganzen und für die sprachliche Einkleidung jedenfalls allein die Verantwortung trägt. In den §§ 6—8 wird Entstehung und Überlieferung des sogenannten Correctoriums untersucht, einer gleichfalls von Schwarzenberg angeregten Sammlung von Erläuterungen, Abänderungen, praktischen Fällen und Gutachten, die zur An- und Einfügung in die Bambergensis und Carolina bestimmt waren. Die revidierte Bambergensis von 1580 (§ 9) hat sowohl das Correctorium wie die Carolina für einen Teil ihrer Änderungen benutzt. Schon 1510 erschien eine niederdeutsche Übersetzung der Bambergensis von dem Rostocker Notar, Verleger und Drucker Hermann Barkhusen, dem Übersetzer des „Reineke Vos“ (§ 10); aus ihr teilen die Herausgeber S. 167—209 eine Probe mit und versprechen einen zusammenhängenden Abdruck in einem späteren Heft. Barkhusens Orthographie weist in dem oft verwendeten gh niederländischen Einfluss auf, was zu seiner Herkunft aus Emden gut passt. Um 1570 ist die romanistische Glosse zur Bambergensis entstanden (§ 11), ihr Verfasser ist unbekannt, sie verrät aber eine bedeutende Kenntnis der Rechtsquellen und will die Bestimmungen der Bambergensis aus dem gemeinen Recht erhärten, wobei sie allerdings nach der Weise der Zeit Quellenstellen und Rechtsregeln willkürlich aus dem Zusammenhang reisst und vielfach nur phraseologisch zur Stütze des deutschen Rechts verwertet. Die Herausgeber haben sie S. 213—48 unter Beifügung aller Quellenbelege und Berichtigung der zahlreichen Fehler und Missverständnisse zum Abdruck gebracht. Die wissenschaftliche Ausnutzung des Textes der Bambergensis (S. 1—117) wird in musterhafter Weise unterstützt durch die Beigabe von Inhaltsübersichten, Erläuterungen, eingehenden Wort- und Sachregistern. — Nach c. 131 der Bambergensis (c. 109 der Carolina) steht auf Zauberei, die den Leuten Schaden oder Nachteil zufügt, die Strafe des Feuertodes. Über dieses Gebiet der älteren Strafrechtspflege, die Behandlung des „crimen magiae“, unterrichtet ein

gründlich und klar geschriebenes Buch von Byloff (3106). Es baut sich auf strenger Lokalforschung auf und arbeitet ausschliesslich mit steirischen Quellen, aber die Art der Behandlung führt über diese stoffliche Begrenzung weit hinaus, und der Verfasser beherrscht seine Aufgabe auch nach ihren nichtjuristischen Seiten in sehr anerkennenswertem Masse. Nach einer vorläufigen Feststellung des Begriffes „crimen magiae“ und seines Delikttatbestandes (Bündnis mit dem Teufel und Stiften von Schaden und Unheil mit dessen Hilfe) gibt er auf Grund älterer Drucke und unbekannter oder ungedruckter Originalakten aus dem steiermärkischen Landesarchiv und dem Archiv des Cistercienserstiftes Rein (Proben daraus S. 376—422) eine Übersicht über die 1546—1746 in der Steiermark verhandelten Zaubereiprozesse. Urkundlich nachweisbar sind aus diesem Zeitraum 189, von denen 116 mit Hinrichtungen endigten; in 91 Fällen wurde unter Anwendung der Folter inquiriert, etwa zwei Drittel der Prozessierten waren weiblichen Geschlechts. Die zahlreichsten Straffälle (33) weist das Jahr 1675 auf. Diese Statistik bleibt aber hinter der Wirklichkeit zweifellos weit zurück, weil einerseits die Zahl der Opfer vielfach eine grössere war als die Zahl der in den Akten überlieferten Namen, und weil anderseits viele Protokolle teils verloren gegangen, teils absichtlich vernichtet worden sind. Ein zweiter Abschnitt der Untersuchung ist der Behandlung des „crimen magiae“ in den Rechtsquellen gewidmet. Als die wichtigste Quelle kommt die „steirische Carolina“ vom 24. Dezember 1574 in Betracht; da diese Kodifikation aber ihr Gebiet ebenso wenig erschöpft wie die Reichscarolina von 1532, sondern sich in vielen Fällen auf das gemeine Recht bezieht, so ist die Interpretation der einzelnen Bestimmungen und des Sprachgebrauchs nur mit Hilfe des römischen Strafrechts zu gewinnen, und endlich ist auch die theologische Litteratur von massgebendem Einfluss auf das gerichtliche Verfahren gewesen, obenan der „Malleus maleficarum“ von 1487. Nach dieser Feststellung des materiellen Rechtszustandes folgt im dritten Abschnitt eine quellenmässige Darlegung des steirischen Strafprozesses (Gerichte, Zuständigkeit, Grundsätze), im vierten eine historisch-kritische Abhandlung über Ursprung und Ursachen des Hexenwahns, die natürlich wesentlich auf den glänzenden Forschungen Hansens, aber auch auf weiter reichender Belesenheit fusst und zur Einführung in diese Fragen auch angehenden Historikern sehr empfohlen werden kann. Die Stärke und Selbständigkeit der Untersuchung liegt aber in der juristischen Verarbeitung eines landschaftlich begrenzten Materials, das hier mit Fleiss und Geschick in den Dienst der historischen Kriminalstatistik gestellt wird. Die noch junge Auffassung des Verbrechens als einer sozialpathologischen Erscheinung wird durch weitere Arbeiten dieser Art willkommene Bekräftigung erfahren können. — Ein Dürener Hexenprozess von 1510, über den Pauls (3106b) nach Düsseldorfer Akten berichtet, erweckt darum ein besonderes Interesse, weil der Kläger gegen das Urteil des Dürener Schöffengerichts und des Aachener Oberhofs Berufung bei dem heimlichen Gericht zu Arnsberg einlegte, woraus der Stadt Düren empfindliche Belästigungen und ein Prozess am Reichskammergericht erwuchsen. Der Vorfall zeigt, dass die Feme am Anfang des 16. Jahrhunderts noch immer eine nicht gering anzuschlagende Macht war. —

Krankheiten und Epidemien. In einem Vortrag über den „schwarzen Tod“ unterrichtete Dieudonné (3108) über die Ausbreitung der aus Asien eingeschleppten Pest seit dem 14. Jahrhundert, über ihr Krankheitsbild, die Ansteckungsgefahr, die prophylaktischen und therapeutischen Massnahmen, mit denen man ihr zu begegnen suchte, und über ihre Bedeutung für die Ausbildung einer Sanitätspolizei. „Die Grundgedanken unserer heutigen so hoch entwickelten öffentlichen Gesundheitspflege entstammen dem 14. und 15. Jahrhundert.“ Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begannen die Epidemien selten zu werden, um schliesslich ganz zu erlöschen. — Über Hamburger Pestordnungen des 16. Jahrhunderts unterrichtet Schelenz (3109). — Die erhaltenen Angaben über die im Jahre 1565 in Rostock von der Pest geforderten Opfer nimmt Koppmann (3109a) zum Ausgangspunkt, um nach einer Methode, die er gegen eine bekannte Untersuchung Paasches in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (NF. 5, S. 303 ff.) geltend macht, Schlüsse auf die Einwohnerzahl Rostocks im 14., 15. und 16. Jahrhundert zu ziehen; er gelangt zu dem Ergebnis, dass die Einwohnerzahl in jener Zeit eine unter dem Einfluss äusserer und innerer Ereignisse wechselnde, mehrfach auf- und absteigende gewesen sei, dass sie aber die jetzige Bevölkerungsdichtigkeit der Stadt niemals erreicht, geschweige denn überschritten habe. Da die Berechnung der Einwohnerzahl der mittelalterlichen Städte ein sehr umstrittenes Problem ist, so verdient diese Studie mindestens als methodisches Beispiel Beachtung. — Die oft verhandelte Streitfrage über den Ursprung der Syphilis zum überzeugenden Abschluss gebracht zu haben, ist das Verdienst der mühevollen, methodisch ausgezeichneten Untersuchung des Dr. med. Iwan Bloch (3110a). Wenn bisher die vorherrschende

Ansicht dahin ging, dass die Syphilis schon dem Altertum bekannt gewesen sei, wird hier auf Grund medizinischer wie namentlich umfassendster quellenkritischer Erwägungen der Nachweis erbracht, dass alle Zeugen, die für ein Vorhandensein der Syphilis in Europa vor dem Jahre 1493 zu sprechen scheinen, insgesamt zu verwerfen sind, dass die ersten Spuren der Seuche vielmehr 1493 in Spanien auftraten und ihr erster Ausbruch im Frühjahr 1495 erfolgte anlässlich der Belagerung Neapels durch Karl VIII., vermittelt durch die belagerten Spanier. Nach Spanien aber war die Krankheit im April 1493 durch die Mannschaft des Kolumbus eingeschleppt worden, und ihre Urheimat ist Zentralamerika. Die glänzende Beweisführung dieses ersten Bandes der B.schen Untersuchung soll ihre Ergänzung finden in der des zweiten, welcher bestimmt ist, die irrige These von der Altertumssyphilis endgültig aus der Welt zu schaffen. — Hier sei das Buch von Bauer (3110) angeschlossen, obwohl die pathologische Seite des Themas in ihm nicht besonders hervorzutreten scheint. Nach dem Urteil O. Lauffers (Archiv für Kulturgeschichte 1, S. 240/2) ist es aus abgeleiteten Quellen dilettantisch gearbeitet, verdient aber wegen des fleissig gesammelten Materials die Beachtung der Kulturhistoriker und behandelt seinen Stoff in dieser Folge: Das frühe Mittelalter; das Leben auf dem Dorfe; die Klöster; Beilager und Ehe; die feile Liebe; das Badewesen; Tanz und Spiel; das Schönheitsideal; die Kleidung; Liebeszauber und Zauberliebe. —

Geistiges Leben: Allgemeines. Das der „Renaissance" gewidmete Buch von Pater (3113), das Schölermann etwa ein Menschenalter nach seinem ersten Erscheinen in einer meist gefälligen, nur hier und da missratenen oder allzu lässigen Übertragung vorgelegt hat, bedarf an dieser Stelle nicht ausführlicher Würdigung. Von einem Abschnitt über Winckelmann (S. 238—314) abgesehen, der nicht in den Rahmen dieses Berichtes fällt, streift es deutsche Verhältnisse kaum, ist aber überdies der wissenschaftlichen Litteratur überhaupt nicht beizuzählen, denn seine Definition der „Renaissance" ist ebenso verschwommen wie ihre Abgrenzung nach rückwärts und vorwärts. Mit der Subjektivität der Konstruktion und Deutung indessen, die dem wissenschaftlichen Urteil nicht standhalten würde, verknüpft sich hier eine Feinheit des Empfindens, eine Erlesenheit des Geschmackes und eine Anmut der Darstellung, deren Genuss man sich auch da noch gern überlässt, wo man sich sachlich zum schärfsten Widerspruch aufgefordert fühlt. P. ist kein historischer und trotz seiner umfassenden Kenntnisse auch kein wissenschaftlicher Kopf, sondern ein Schöngeist in edlem Sinne, ein Künstler im Geniessen, ein Gefühlsanalytiker und ästhetischer Feinschmecker, der zwar, wie alle Feinschmecker, dem Einfachen allzu geflissentlich ausweicht, um lieber dem Pretiösen und dem Reiz komplizierter Mischungen nachzugehen, der aber die schöne Gabe hat, in alle Dinge, die er betrachtet, Poesie zu legen und seine inneren Erlebnisse mit der liebenswürdigsten Überredungskraft auch in seinen Lesern entstehen zu lassen. Den Hauptteil des Buches nimmt eine Reihe von Essays zur italienischen Renaissance ein, zwei Abschnitte sind Frankreich gewidmet. Das Schlusswort (S. 315—23) ist für die Eigenart dieses Schriftstellers vielleicht das bezeichnendste Dokument. — Vossler (3114) bekämpft in einem anziehend geschriebenen Aufsatz (oder Vortrag) die verbreitete These, dass Dante zu den „Bahnbrechern der Renaissance" zähle. Er prüft in knappen, eindringlichen Sätzen seine Stellung zur Politik, zu Religion und Theologie, zu Litteratur und Sprache, zur bildenden Kunst und gelangt überall zu dem gleichen Ergebnis: Dantes Denken und Glauben ist von mittelalterlichen Anschauungen beherrscht, seine Ideale sind retrospektiver Natur, aber einzelne grosse Vorahnungen des modernen Geistes sind ihm gelungen, weil seine Genialität tiefer und reicher war, als das Inventar seiner intellektuellen Bildung. Freilich ein Moderner im eigentlichen Wortsinn ist er nie gewesen, denn in den ersten Ansätzen zu einer neuen Gestaltung des politischen, sozialen, religiösen und litterarischen Lebens, wie sie zu seiner Zeit hervortraten, sah er zumeist Verderbnis und Verfall, und wo er selbst „im Sinne des Fortschritts tätig war, da schritt er gleich jahrhunderteweit über die näheren Ziele der Frührenaissance hinaus, und seine Leistungen mussten dann zunächst noch ohne Fortsetzung liegen bleiben". Er war ein Mann für sich, ein Einsamer, ein Anachronismus, „der erste und der letzte zugleich, der den ganzen Gehalt des Mittelalters mit der Seele eines modernen Menschen erfasst hat". —

Litteraturgeschichtliches. In der „Festschrift der Gesellschaft für deutsche Philologie" ist das Referat über die der Litteratur des 16. Jahrhunderts gewidmete Forschung von Bolte und Luther (3116) verfasst. B., dem der Hauptanteil zugefallen ist, legt in fünf Abschnitten (Allgemeines, Lyrik, erzählende Dichtung, Schauspiel, Didaktik) den reichen Stoff mit jener sicheren Beherrschung und gehaltvollen Knappheit vor, die allen seinen Arbeiten eignen, die aber dem dürftigen Referat L.s über die Lutherlitteratur leider nicht nachzurühmen sind; dieses kommt über Aufzählungen wenig hinaus, enthält mancherlei Irrtümer und Flüchtigkeiten,

greift in der Charakterisierung der Arbeiten gelegentlich fehl und zeigt, dass der Verfasser im Grunde nur mit der einen Seite seines Stoffes vertraut ist, der er in seiner „Reformationsbibliographie" nachgeht. — Dübi (3117) versucht in einer schwerfälligen Abhandlung festzustellen, welchen Anteil Berner Schriftsteller und Künstler an der Entwicklung des „Alpensinns" von 1537—1839 genommen haben. Er sondert vier Elemente, die im „Alpensinn" wirksam sein sollen: „das hygienische Bedürfnis nach Erholung der Geisteskräfte in der Gebirgsluft, die Naturforschung im Gebirge, die touristisch-sportliche (!) Lust an der Erreichung (!) grösserer Höhen und das Gefühl für das Romantische in der Gebirgsnatur. Alle diese Elemente, das letzte zwar fast nur in der Form der Freude an einer weiten Aussicht, kommen sporadisch und als Kennzeichen origineller Geister im Altertum, Mittelalter und in der Renaissance vor, aber zum bewussten Streben gelangen sie erst im Reformationszeitalter und bei den Schweizern. Bekannt ist die Initiative Conrad Gesners von Zürich zu Bergreisen mit hygienischen und botanischen Zwecken." Ungefähr gleichzeitig (1537) besang der Berner Professor Johannes Müller (Rhellicanus) seine Besteigung des Stockhorns in 130 lateinischen Hexametern; 1561 beschrieb ein anderer Gelehrter, Benedikt Marti (Aretius), in lateinischer Prosa eine Besteigung des Stockhorns und des Niesen; und 1605 folgte das schauderhafte, Selbstgesehenes mit einem Wust von abgestandener Gelehrsamkeit überdeckende „Gespräch des Niesens und Stockhorns" von dem Thuner Pfarrer Hans Rudolf Rebmann (Ampelander). Sieht man von einigen entlehnten Wendungen ab, so gewähren diese drei Schriften für den Geschichtschreiber des Naturgefühls keinerlei Ausbeute, und die Behauptung D.s, dass im 17. Jahrhundert der Alpensinn „entschiedene Rückschritte macht (!)" (S. 9), kann man nach diesen Proben schlechterdings nicht für richtig halten. S. 15 heisst es denn auch weniger nachdrücklich, er habe „keine grossen Fortschritte gemacht" und sei „zuletzt ganz ins Stocken gekommen". In dieser geschmackvollen Weise setzt sich die pedantische Aufreihung der Zeugnisse fort, der grössere Teil der Studie fällt übrigens ausserhalb der Grenzen dieses Berichts. — Die Auffassung des Bauernstandes in der Litteratur des 16. Jahrhunderts sucht Möller (3122) in einer von sehr anerkennenswerter Belesenheit zeugenden Berliner Dissertation zu beleuchten, doch erhebt sich seine in geschickter Rubrizierung vorgelegte Materialsammlung nur hier und da zu lesbar verarbeiteter Darstellung, so dass seine Arbeit zum Nachschlagen sehr willkommen sein könnte, wenn sie nicht leider des Registers ermangelte. Der Verfasser will zeigen, wie im 15. und 16. Jahrhundert zunächst die bauernfeindliche Satire vorherrscht, wie sich dann, gefördert durch die Reformation, bauernfreundliche Tendenzen geltend machen, bis beide Tendenzen überholt werden durch die Anfänge individuellerer Zeichnung und Beobachtung des ländlichen Lebens, wie sie namentlich in der Schweiz, aber auch bei Hans Sachs gelegentlich hervortreten. Im letzten Abschnitt gibt der Verfasser Nachträge zu Minors Zusammenstellung der Dialektscenen im Drama seit Omichius (1578). — Eine Reihe von Untersuchungen gehen den Beziehungen der deutschen Litteratur zur ausländischen nach. Dieser Gesichtspunkt ist wenigstens der vorwaltende in Lamprechts (3119) allerdings recht summarischer und stilistisch wenig sorgfältiger Charakteristik der deutschen und niederländischen Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert; sie ist inzwischen in seiner „Deutschen Geschichte" (VI, S. 231—60) mit geringfügigen Abänderungen wiederholt worden, wobei nur leider das böse Versehen S. 59 (Reuchlins „Hermo"!) unberichtigt geblieben ist (Deutsche Geschichte VI, S. 245). — Den litterarischen Beziehungen zwischen England und Deutschland im 16. Jahrhundert ist die aufschlussreiche Arbeit von Spirgatis (3120) gewidmet. Dieser hatte in dem 14. Heft der Dziatzkoschen Sammlung den Nachweis erbracht, dass die seit 1564 erscheinenden Messkataloge die tatsächlich auf dem Büchermarkt vertriebenen Druckwerke nur unvollständig verzeichneten, teils weil die Buchhändler ihre Neuigkeiten der Behörde nicht vollständig vorlegten, teils weil vielen Büchern die Aufnahme in die Kataloge aus konfessionellen Rücksichten versagt blieb. Wie gross die Lücken der Messkataloge sind, zeigt Sp. nunmehr an der englischen Litteratur, die 1561—1620 auf der Frankfurter Messe nachweislich vertrieben, aber nicht offiziell gebucht worden ist. Er stützt sich dabei auf die 1625 erschienene „Bibliotheca exotica" des Georg Draudius, deren englische Abteilung für den genannten Zeitraum 312 Titel umfasst, doch fehlt durchweg die Angabe des Verlegers oder Druckers und nicht selten auch die des Autors. Die auffallende Zunahme dieser Litteratur seit 1611 ist zweifellos eine Folge der durch die Heirat des Pfalzgrafen Friedrich V. mit einer englischen Prinzessin angebahnten englisch-deutschen Beziehungen (S. 44 ff.). Durch den mit grossem Fleiss und Spürsinn ergänzten und erläuterten Abdruck des Draudiusschen Verzeichnisses (S. 53 bis 84), dem ein chronologisches Verzeichnis der Druckorte und Verleger (S. 85/7) und ein alphabetisches Drucker- und Verlegerverzeichnis (S. 87/9) sich anschliessen, hat sich Sp. nicht nur um die Geschichte des deutschen Buchhandels ein grosses Verdienst

erworben, sondern auch um die englische Litteraturgeschichte, denn seine Liste enthält eine bedeutende Anzahl von Schriften, die weder das Britische Museum besitzt, noch das von Edw. Arber bearbeitete Londoner Buchhändlerregister verzeichnet. Buchhändlerische Beziehungen zwischen Deutschland und England bestanden ja schon im 15. Jahrhundert (William Caxtons Aufenthalt in Köln usw.), sie wurden durch die Reformation noch lebhafter: Tyndale begann den Druck seiner englischen Bibelübersetzung bei Quentell in Köln und setzte ihn in Worms fort, Coverdales Bibelübersetzung wurde in Zürich bei Froschauer gedruckt. — Solchen Fäden spürt Vetter (3120a) nach, der schon 1893 eine Studie über „Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts" veröffentlicht hat. Diesmal bespricht er eine lange Reihe von schweizerischen Druckwerken des 16. Jahrhunderts, die von englischen Verfassern herrühren oder sich auf England beziehen, darunter Thomas Morus, Bischof Tunstall, William Turner, John Bale, Johannes Hooper, John Foxe usw. Die genaue bibliographische Beschreibung der Drucke wird von biographischen Angaben und litterarhistorischen Erläuterungen begleitet; eine ergänzende Untersuchung über die in England gedruckten oder in englischer Sprache erschienenen Werke schweizerischen Ursprungs stellt der Verfasser in Aussicht. — Den litterarischen Wechselwirkungen zwischen Spanien und Deutschland im Mittelalter und in der Reformationszeit geht Schwering (3121) nach in einem Buche, dessen Lektüre angenehmer wirken würde, wenn es nicht in der unliebenswürdigen Gewandung einer Streitschrift einherginge und sich sogleich auf dem Titel herausfordernd als solche ankündigte. Der Verfasser weiss zwar die schwachen Seiten seines Gegners Arturo Farinelli sicher zu treffen; aber litterarische Scharmützel so geflissentlich in den Vordergrund zu schieben, wenn man der Wissenschaft positivere Dienste zu leisten die Gabe hat, zeugt nicht von gutem Geschmack; auch dürften die Leser, welche an solchen Gelehrtenzänkereien heute noch Freude haben, trotzdem nicht zu den dankbarsten gehören, und auf den Dank seiner Leser wird doch Sch. vermutlich rechnen, er hat auch mit dem, was er hier gibt, Anspruch darauf. Er beginnt mit Bemerkungen über die schon im 14. Jahrhundert einsetzenden Handelsbeziehungen zwischen Spanien und Deutschland und über den Anteil der Deutschen an der Entdeckung und Erschliessung der neuen Welt (S. 9—22), spricht dann über deutsche Buchdrucker in Spanien (S. 22ff.), über die Jakobsbrüder und ihre Lieder (S. 24/9), über deutsche Kriegsfahrten nach Spanien vom 12.—15. Jahrhundert (S. 29—32), gedenkt der Schilderung spanischer Theaterzustände bei Thomas von Lüttich (S. 32/3), beleuchtet die auf religiösen und wirtschaftlichen Gründen beruhende zunehmende Entfremdung zwischen Spanien und Deutschland im 16. Jahrhundert (S. 33/7: Hutten, Seb. Münster, Fischart, Volkslieder), die Beziehungen der spanischen Protestanten zu Deutschland (S. 37ff.), gibt weiterhin Nachrichten von der Einwanderung spanischer Juden in den Niederlanden und in Hamburg (S. 39—42) und handelt zuletzt von deutschen Übersetzungen spanischer Theologen im 15. und 16. Jahrhundert (Steinhövel, Aegidius Albertinus) und spanischer Dichtungen (S. 42ff.: Celestina, Amadis, Garcilasso de la Vega, Cristoval de Castillejo; die beiden letztgenannten haben zeitweilig in Wien gelebt, und Castillejo, Schriftführer des Erzherzogs Ferdinand, wurde 1556 in Wien begraben). Die zweite Hälfte der von tüchtiger Belesenheit zeugenden und mit einem Register ausgestatteten Arbeit ist den spanischen Einflüssen in der deutschen Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts gewidmet, wird also an anderer Stelle zu besprechen sein. —

Von den zahlreichen Quellenpublikationen des Berichtsjahres ist an erster Stelle die Fortsetzung der von Brandenburg (3127) herausgegebenen politischen Korrespondenz des Herzogs Moritz von Sachsen namhaft zu machen. — Für die Territorialgeschichte von hohem Wert ist namentlich die von C. A. H. Burkhardt (3123) begonnene Bearbeitung der Ernestinischen Landtagsakten. — Die von Ch. Meyer (3127a) veröffentlichten Briefe des Kurfürsten Albrecht Achilles sind zumeist an dessen Sohn, den Markgrafen Johann und dessen Räte gerichtet. Sie beziehen sich in der Hauptsache auf Verwaltungsangelegenheiten der Mark, daneben aber auch auf äussere Politik und auf Vorkommnisse in der kurfürstlichen Familie und stammen aus den Jahren 1470—85. Sie sind dem ersten und dritten brandenburgischen Buche des Kreisarchivs zu Nürnberg entnommen, ergänzen also in wertvoller Weise das von Burkhardt herausgegebene fünfte, welches Albrechts Korrespondenz vom Nov. 1471 bis Jan. 1473 enthält. M. gedenkt den Inhalt jener beiden Bände nach Materien geordnet allmählich zu veröffentlichen, hoffentlich unter Beifügung von Registern und erklärenden Anmerkungen, deren Mangel die Brauchbarkeit der vorliegenden Ausgabe sehr beeinträchtigt; auch zweifelhafte Lesungen sind zu selten als solche bezeichnet. Sprachlich und kulturgeschichtlich scheinen diese Briefe manche hübsche Ausbeute zu versprechen. — Das letztere ist im reichsten Masse der Fall bei den von Simonsfeld (3126) gesammelten und sehr

umsichtig erläuterten Briefen aus Mailand an Herzog Wilhelm V. von Bayern; teils italienisch, teils lateinisch geschrieben, rühren sie der Hauptsache nach von zwei Vettern Visconti her, die gegen Geschenke, Auszeichnungen usw. zu regelmässiger Berichterstattung namentlich über politische und Kunstangelegenheiten verpflichtet waren, fürstliche Agenten mit bestimmten Aufträgen, wie es deren viele an den grossen Handelsplätzen damals gab. — V. Ernst (3125) setzt sich in scharfer Weise mit Walter Götz auseinander über den von diesem verteidigten, von E. für wissenschaftlich wertlos erklärten 4. Band der von Druffel, Brandi und Götz herausgegebenen „Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts". — Der Kodex, aus dem Kaiser (3130) die Briefsammlung Lindenstumpfs entnahm (vgl. HVjs. 3, S. 380), war zweifellos als Hand- und Nachschlagebuch für die Entwerfung von Schriftstücken, also für stilistische Zwecke zusammengestellt. —

Von den Tagebüchern und Denkwürdigkeiten, die unser Bericht verzeichnet, sind die meisten von lediglich lokalem Interesse. Hervorhebung verdient darum nur die feine Studie von Waltz (3138) über die Denkwürdigkeiten Karls V. Die Authentizität dieser kaiserlichen Niederschrift, die seit Maurenbrecher mehrfach bezweifelt worden ist, dürfte durch die überzeugenden Darlegungen von W. nunmehr endgültig ausser Zweifel gestellt sein. Karl V. hat diese Denkwürdigkeiten auf jener Rheinfahrt diktiert, die ihn im Jahre 1550 nach Augsburg zum Reichstag führen sollte, in Augsburg selbst wurden sie abgeschlossen. In Augsburg fand die Begegnung Karls mit König Ferdinand statt, die dazu bestimmt war, dessen Unterstützung für die Wahl Philipps von Spanien zum Nachfolger seines Vaters in der Kaiserwürde zu gewinnen. Infolgedessen gestaltete sich die Denkschrift Karls zu einer geschichtlichen Rechtfertigung seiner Successionspolitik und zu einer Gelegenheits- und Erläuterungsschrift für die habsburgische Familie, aber für die Öffentlichkeit war sie nicht berechnet. Diese Auffassung gibt W. Gelegenheit, ein anziehendes Bild der staatsmännischen Persönlichkeit des Kaisers und seiner Weltpolitik zu entwerfen bis zu dem verhängnisvollen Wendepunkt vom August 1550, da mit dem Tode Granvellas des Kaisers Stern zu erbleichen begann. Die von dem Rezensenten des Litterarischen Centralblattes erhobenen Bedenken werden die Ergebnisse dieser geistvollen Arbeit schwerlich zu erschüttern imstande sein. —

Schliesslich bleibt noch der im Berichtsjahr erschienenen Reiseschilderungen zu gedenken. F. Schulze (3143) hat uns mit einem sehr verdienstlichen Neudruck von „Springers Indienfahrt" beschenkt, und Viertel (3144) teilt aus Busbeeks berühmter Beschreibung seiner türkischen Gesandtschaftsreise von 1553—62 interessante Auszüge in geschickter Nacherzählung mit. —

Lyrik.

(II, 2 = N. 3147-3193.)

Rudolf Wolkan.

Der Referent sieht sich gezwungen, die oft geäusserte Bitte der Herausgeber um Einsendung von Sonderabzügen für sein Kapitel zu wiederholen. Da einzelne Zeitschriften wie die Blätter für Württembergische Kirchengeschichte und das Jb. des Vereins für evangelische Kirchengeschichte der Grafschaft Mark auf keiner österreichischen Bibliothek und auffallenderweise weder auf der Kgl. Bibliothek in Berlin noch der K. B. Hof- und Staatsbibliothek in München vorhanden sind, musste die Besprechung der in ihnen enthaltenen Aufsätze bedauerlicherweise unterbleiben. —

Wenige der Schriften, welche die geistliche Lyrik im allgemeinen behandeln, bieten eine Bereicherung unseres Wissens. Rosien (3147) betont fast ausschliesslich den kirchlichen Standpunkt, die trefflichen Werke von M. Friedländer (3147a) und H. Ritter (3147b) den musikalischen. Spitta (3148) bringt Auszüge aus der verbesserten Schulordnung der deutschen Schule in Konstanz vom Jahre 1540, um zu zeigen, wie sehr man hier bedacht war, den Gesang der Gemeindeglieder durch besondere Uebungen mit den Schulkindern zu pflegen und zu heben. —

Ein für die Geschichte des protestantischen Kirchenliedes bedeutsames Werk verspricht die nach dem Tode ihres Urhebers A. Fischer von

Tümpel (3149) herausgegebene Sammlung der hervorragendsten Kirchenlieder des 17. Jahrhunderts zu werden, die, auf fünf Bände berechnet, eine Fortsetzung des grossen Werkes von Phil. Wackernagel bedeutet, dessen Prinzipien sie sich im allgemeinen anschliesst. Ein endgültiges Urteil ist vor der Hand natürlich nicht möglich; es liegt bisher das erste Heft vor, das die thüringischen, sächsischen und schlesischen Dichter von 1570—1618 umfasst. Den Verfassernamen sind kurze Biographien und die wichtigsten bibliographischen Notizen beigefügt; der Druck scheint sorgfältig, nur die Wiedergabe der Titel könnte vollständiger sein. — Von Einzelschriften über das protestantische Kirchenlied kann ich hier nur auf die Mitteilung von Hopp (3154) hinweisen; der Verfasser berichtet, wie im Jahre 1629 die Stadt Windsheim eine Einquartierung von zumeist katholischen Soldaten erhielt; man befürchtete, dass diese an der Absingung des zum sonntäglichen Gottesdienst gehörigen Liedes „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort" Anstoss nehmen könnten und forderte deshalb vom Pfarrer Sebastian Hornung ein Gutachten ab, ob die Absingung des Liedes eingestellt werden solle; dieser erklärte sich in einer ausführlichen Darlegung, die hier abgedruckt wird, gegen die geplante Einstellung, drang aber mit seiner Ansicht nicht durch. —

Aus der Litteratur über die Gesangbücher verweise ich hier nur auf die Facsimile-Ausgabe des Zwickauer Gesangbuchs von 1525 (3155). —

Kirchenlied der Reformierten. Zwinglis Capellerlied (vgl. JBL. 1897 II 2:9; 1899 II 2:24/5) nebst Melodie druckt Egli (3157a) aus der Handschrift von Kesslers Sabata ab, als der ältesten Quelle, die wohl aus einem Flugblatt vom Jahre 1529 geschöpft hat, wozu Spitta (3157) die richtige Bemerkung macht, dass Kesslers Text an zwei Stellen verbesserungsbedürftig sei, da er Strophe 1 sunst für richtiges sust und Strophe 2 Din schaff widerumb erweck für richtiges Dine schaff widrumb erweck hat. —

Unter den biographischen Beiträgen zeichnet Buchwald (3158) ein bei aller Kürze vortreffliches Bild Paul Ebers, von dem Bossert (3158a) zwei Briefe an den Markgrafen Georg Friedrich aus den Jahren 1564 und 65 mitteilt, in denen Eber den Johann Baptist Lechele zum Pfarrer in Crailsheim vorschlägt. — In der Streitfrage, ob das Lied „Ach Gott, wie manches Herzeleid" Konrad Hoier oder Martin Moller zugehöre, entscheidet sich Spitta (3162) aus inneren Gründen für die Autorschaft Mollers. — Der seit Jahren auf dem Gebiete der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes tätige Nelle (3163) bietet uns diesmal eine kurze, aber dankenswerte Biographie Philipp Nicolais. — Knod (3164) veröffentlicht die Beschwerdeschrift des Strassburger Buchdruckers und Mitgliedes des Scholarchenkollegiums Josias Rihel, die er 1595 an den Schulkonvent richtete, weil seine Neuausgabe des Georg Majorschen Psalterium Davidis vom Jahre 1594 vom Gebrauche in der Strassburger Schule, wo es bisher unbeanstandet benutzt worden war, ausgeschlossen wurde, eine Massnahme, die mit dem Bestreben zusammenhing, die bisher in dem freisinnigen Geiste Butzers geleitete Strassburger Gemeinde immermehr der streng lutherischen Rechtgläubigkeit zuzuführen. —

Die beiden Arbeiten über das katholische Kirchenlied von Wildenburg (3165) und Theele (3166) sind vollkommen wertlos. —

Weltliche Lyrik: Allgemeines. Bolte (3167) gibt eine vorzügliche Uebersicht über die Fortschritte der litterarhistorischen Forschung auf dem Gebiete der Lyrik während der letzten 25 Jahre, die aufs neue des Verfassers tiefgründige Kenntnis auf diesem Felde bezeugt. —

Meistergesang. Meys Buch (3168) über den Meistergesang (JBL. 1901 II 2:77) wird von Drescher in einer längeren Besprechung als eine wertlose und unerfreuliche Arbeit bezeichnet, die nur in ihrem musikgeschichtlichen Teile einige brauchbare Notizen enthält. — Auch der Aufsatz von L. Keller (3170) muss seinem ganzen Inhalte nach abgelehnt werden. Die Gewaltsamkeit, mit welcher der Verfasser in einer vorgefassten Meinung überall und so auch unter den Meistersingern geheime Kultgesellschaften konstruiert, verführt ihn zu gewagten und unhaltbaren Aufstellungen. Dass die tschechischen Litteratenchöre auch nicht das geringste mit den deutschen Meistersingern zu tun haben, ist nur K. nicht bekannt, der diese kirchlichen Gesangvereine, wie man sie füglich nennen könnte, und ihre Schicksale heranzieht, um zu dem falschen Schlusse zu kommen, dass ein festes System selbständiger religiöser Ueberzeugungen in den Singschulen lebendig war. — Wertvoll ist der Aufsatz von Streinz (3171), der eine Reihe von Gesuchen Iglauer Meistersinger des 16. Jahrhunderts an das Bürgermeisteramt von Iglau veröffentlicht, die um die Erlaubnis bitten, Singschulen abhalten zu dürfen; sie enthalten manches interessante Detail. Das älteste datierte Gesuch stammt aus dem Jahre 1571 und bestätigt, dass schon vor diesem Jahre der Meistergesang sich hier eingebürgert hatte; doch herrschte unter den Singern keine rechte Ordnung und Einigkeit. Das

letzte hier mitgeteilte Gesuch vom Jahre 1615 enthält die Bitte und Bestätigung der neuen Schulordnung. Daran schliesst sich der Abdruck des Handelsbuches der Iglauer Schule aus dem Jahre 1613, aus dessen Mitteilungen die interessanteste die ist, dass die Iglauer Schule nebst 5 anderen Meistergesangbüchern als Geschenk eines ihrer Mitglieder „ein alt geschriben meister gsangbuch, soll sein die hand schrifft Hannss Sachsen" nebst einem Bilde des Nürnberger Dichters „mit schönen ölfarben" besass; dass sich auch in Schimberg (wohl Mähr-Schönberg) eine Gesellschaft der Meistersinger befand und die Iglauer im Verkehr mit der Nürnberger Schule stand, die jener ihre Schulordnungen und Tabulaturen „sampt etlichen geistlichen und weltlichen lidern" sendet. Auch über die Tätigkeit einzelner Mitglieder werden wir unterrichtet. So besang Andreas Ulrich aus Trübau die Zerstörung Jerusalems in 10 Meisterliedern und Christian Herman die Geschichte der Stadt Iglau in 19 Liedern. Den Schluss der interessanten Arbeit bildet der Abdruck einiger Protokolle über Privatstreitigkeiten der Mitglieder. — Der Aufsatz von Bauch (**3172**) hat mit dem Meistergesange nichts zu tun und gehört in das Kapitel Schulgeschichte. — Meistersinger in Tirol waren bisher nicht nachgewiesen. Aber aus Akten des Statthalterarchivs in Innsbruck, die Fischnaler (**3173**) veröffentlicht, geht hervor, dass schon 1532 in Schwaz Meistersinger zu einer Schule zusammengetreten waren, deren Gesuch, Schule halten zu dürfen, aber abschlägig erledigt wurde; erst 1536 wurde ihnen gestattet, dass sie „an den Feyrtägen erberlich, bescheidenlich und niemand zu nachtail, auch nichts Lutterisch, sonder was zu der eer Gottes raichen und dienen ist, singen mugen", zu welchem Zwecke ihnen das Gerichtshaus zur Verfügung gestellt wurde; leider ist diese Nachricht die letzte, die wir über die Meistersinger in Tirol erhalten. — Aus dem Berliner Ms. germ. fol. 24 Bl. 240 teilt Bolte (**3188a**) ein auf dem bekannten Volksliede beruhendes Meisterlied Benedicts von Watt mit: „Ein jungkfrau nach verlierung ihrer ehr wird von einer haselstauden gestrafft", das in eine breite Moral ausläuft, und veröffentlicht (**3300**) ein anonymes dreistrophiges Meisterlied aus der Dresdener Hs. M 5, 143: „Das bösz weib, Im kurzen ton Hans Saxen". —

Von Schriften über Hans Sachs ist ausser einer ausführlichen Besprechung Wagenführs über Sahrs Ausgabe des Hans Sachs (**3175**) nur ein Aufsatz von Stiefel (**3176**) zu erwähnen, der seine Vermutung, dass Hans Sachs den Ritter vom Thurn gekannt und verwertet habe, in dem Registerband zu Hans Sachsens Werken bestätigt findet. Hans Sachs benutzte das Buch am 28. April 1551 zu drei Meistergesängen: Der münich mit der sailerin und listigen cuplerin, Des sailers arzeney und Der sailer erstach sein weib und den munich. —

Verschiedene Lyriker. Radlkofer (**3177**) bespricht die Werke des Hans Schneider, von denen er ausser den bereits bekannten Dichtungen, deren Mehrzahl im 2. und 3. Bande von Liliencrons historischen Liedern abgedruckt ist, vier unbekannte Sprüche aus der Val. Hollschen Liederhandschrift anführt. Schneider war ein fruchtbarer und beliebter Dichter, der fliessend und nicht ohne Humor schreibt. Seine Darstellung ist schlicht und klar, öfters aber ziemlich breit. In gewisser Hinsicht fand er in Erasmus Amman aus Augsburg, dessen historische Dichtungen bei Liliencron abgedruckt sind, einen Nachfolger. — Ueber den Pritschenmeister Heinrich Gering schreibt Liebenau (**3178**); er verfasste einen Spruch auf das fürstliche Herrenschiessen in Stuttgart und einen nur in der Hs. 280 zu Karlsruhe erhaltenen Spruch auf ein Schiessen zu Pforzheim 1562, worin er sich als einen Handwerksmann bezeichnet, der „nit viel hohe weisheit kann". —

Am reichsten sind die Mitteilungen über historische Lieder. Wolkan (**3180**) gibt eine ausführliche Uebersicht über die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts; eine grosse Zahl von ihnen war bislang unbekannt; ein Danklied der Stadt Elbogen aus Anlass der Einführung der protestantischen Lehre aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wird vollständig abgedruckt, von einem Liede aus dem Jahre 1622 die ihm eigene Melodie mitgeteilt. — Steiff (**3180a**) bietet uns eine ganz vorzügliche Sammlung der geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs, die sich in der Durchführung an Liliencron anschliesst, ausführliche Quellenangaben und Einleitungen zu den einzelnen Liedern gibt und deren Lesarten genau verzeichnet. Die in dem 3. Heft vereinigten Lieder umfassen die Zeit von 1534—1618 und beziehen sich zum Teil auf die religiösen Verhältnisse Württembergs; eine Reihe von Wiedertäuferliedern finden sich unter ihnen, zu denen jetzt des Referenten Buch über die Lieder der Wiedertäufer zu vergleichen ist. Den Abschnitt 2, der die Lieder auf Herzog Ulrich und seine Zeit umfasst, sowie Abschnitt 4 von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum dreissigjährigen Kriege hat nach denselben Grundsätzen G. Mehring bearbeitet. — Pfau (**3181**) teilt einen Erlass des Herzogs Friedrich zu Sachsen aus dem Jahre 1519 mit, der unter Androhung von Strafen die Absingung des Schandliedes, „darynnen der abt, frauen und junckfrauen

des Klosters Klosterbruck schmelich verleymbt werden", verbietet, das damals „an viel enden" zu Belgern gesungen wurde. — Eine Arbeit, die namentlich in den Anmerkungen und Einleitungen reiche Belehrung bietet, schrieb Möller (3181a); sie behandelt in erschöpfender Art das Halmstader Lied von 1563, das Lübecker Lied von 1564, die beide niederdeutsch sind, und das hochdeutsche Falkenberger Lied von 1565, die Ereignisse aus dem nordischen Kriege behandeln, und gibt im Anfang eine hochdeutsche Reimzeitung sowie zwei Lieder aus der Grafenfehde, das Lied von Fünen 1535 und das Dennmarker Lied von 1536. — Ein ungemein scharfes Lied gegen Herzog Moritz von Sachsen aus dem Jahre 1547 teilt Günther (3184) mit; es besteht aus 40 achtzeiligen Strophen im Benzenauer oder im Ton des armen Judas und gehört einer aus dem Nachlasse Andreas Osianders stammenden Handschrift der Danziger Stadtbibliothek an. — Meister (3186) veröffentlicht 5 Pasquille auf Gerhard Truchsess, darunter ein lateinisches, der Agnes von Mansfeld in den Mund gelegtes Gedicht, sowie zwei persiflierende Umdichtungen biblischer Stücke, besonders aber ein deutsches Lied von 22 Strophen im Ton: Venus, du und dein Kind, das in den Anfangsbuchstaben der ersten 16 Strophen, was dem Herausgeber entging, den Namen Gewhart Trukhses enthält, was beweist, dass Strophe 6 verderbt überliefert und Strophe 12 erst späterer Zusatz ist, was wahrscheinlich auch von Strophe 17—22 gilt. —

Volkslieder. In schwerfällig schleppender Sprache behandelt Daur (3188) ein interessantes Kapitel aus der Geschichte des deutschen Volksliedes, die in ihm enthaltenen formelhaften Elemente. Es liegt erst der einleitende Abschnitt vor, der die Bedeutung der Formel für das poetische Schaffen und die Erkenntnis des deutschen Volksliedes enthält und manche zutreffende Bemerkung bietet; hoffentlich gelingt es dem Verfasser, in der zu erwartenden Fortsetzung seine Sätze geniessbarer zu gestalten. — Bolte (3188a) bringt in seinen Mitteilungen auch manches für unser Gebiet: so das Volkslied „Susanna, wiltu mit" aus der Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek R 44e vom Jahre 1603, das niederdeutsche „Leed van einer Fischerinne" (Dat foehr ein Fischerinne) und ein Lied „Drei liebe Frauen" (Es war einmal ein böser man) nach einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts mit reichen stoffvergleichenden Hinweisen. — Ein sehr dankenswertes Verzeichnis der auf der Kgl. Bibliothek in Berlin vorhandenen niederdeutschen Liederdrucke des 16. Jahrhunderts mit Hinweisen auf hochdeutsche Fassungen dieser Lieder in Berlin und anderen Bibliotheken hat uns Kopp (3189) beschert, der auch (3189a) seine ungemein wertvollen Mitteilungen über den Inhalt der berliner niederrheinischen Handschrift von 1574 fortsetzt (JBL. 1901 II 2:95) und ihnen reiche bibliographische Anmerkungen beifügt, die einem künftigen Bearbeiter des deutschen Volksliedes im 16. Jahrhundert die wichtigsten und notwendigsten Behelfe bieten werden; die bisher unveröffentlichten Lieder der Handschrift werden abgedruckt. — Panzer bespricht das Buch Geuthers (3190) im allgemeinen anerkennend, gibt Beiträge zur handschriftlichen Ueberlieferung der Sammlung und bedauert, dass der Verfasser nicht auch deren sprachliche Ueberlieferung als Beweismittel für seine Untersuchung herangezogen hat. —

Uebersetzungen. Johann Engert gab die Odae Anacreonticorum Johann Amerpachs vom Jahre 1570 in einer 2. Auflage 1584 heraus und fügte ihnen metrische Uebersetzungen bei, die Englert (3193) einer ausführlichen, namentlich die metrische Seite berücksichtigenden Untersuchung unterzieht. —

Epos.

(II, 8 = N. 3194-3229.)

Adolf Hauffen.

Allgemeines. Die Feier des 25jährigen Bestandes bestimmte die Gesellschaft für deutsche Philologie, eine Festschrift (226) herauszugeben, worin die reichen „Ergebnisse" der germanistischen Forschung des letzten Vierteljahrhunderts, auf der Grundlage der eigenen Jahresberichte der Gesellschaft, knapp und lehrreich zusammengefasst worden sind. — In diesem Rahmen wurde das ganze 16. Jahrhundert von Bolte (3194) sorgsam behandelt. Auf den 3. Absatz, „Erzählende Dichtung", müssen wir besonders verweisen. Hier werden die zahlreichen Untersuchungen, Darstellungen, Neuausgaben und anderes aus dem epischen Gebiete des 16. Jahrhunderts kurz erwähnt und je nach ihrer Bedeutung gerecht bewertet; die wissenschaftlichen

Arbeiten zu den älteren Ritterromanen, Volksbüchern, Uebersetzungen und Schwänken usw. bis zum Ausgang des Jahrhunderts. Wie man daraus ersieht, wurden die wissenschaftlichen Ergebnisse bezüglich der Schwanksammlungen, des Volksbuches vom Eulenspiegel, über Hans Sachs, Wickram, Fischart, Faustsage und Faustbuch besonders bereichert. —

Auf dem Felde der älteren erzählenden Dichtungen sind zwei gute Beiträge jüngerer Arbeiter zu besprechen. Ein Schüler Edward Schröders, E. Busse (**3195**), behandelt den am Ausgang des 15. Jahrhunderts wirkenden Dichter Augustin von Hamersteten. Er veröffentlicht hier dessen als Ausläufer der Minneallegorien zu betrachtende Prosadichtung „Historie vom Hirsch mit dem goldenen Gehörn" nach der Dresdener Originalhandschrift des Jahres 1496 und die kurzen Versstücke, die sich in zwei Gothaer Handschriften im Anschluss an Abschriften fremder Dichtungen (1. Michael Beheims Buch von den Wienern. 2. Drei Dichtungen vom Teichner. Die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg, der Spruch von fünf Fürsten von Peter Suchenwirt und das Clenodium) befinden. Die ersten acht Blätter der zweiten Handschrift enthalten eine ebenfalls von B. mitgeteilte umfängliche gereimte Widmung Augustins an die beiden sächsischen Fürsten Friedrich den Weisen und dessen Bruder Johann. B. bringt auch eine Reihe sorgfältiger Untersuchungen über die Lebensdaten, Kenntnisse, litterarischen Vorbilder, Sprache und Stil Augustins. Bezüglich der Sprache ergibt sich ein Zustand des Schwankens zwischen altem und neuem Gebrauch, zwischen dem Lautstand der Mundart und der Schriftsprache der Kanzlei. Seine Mundart ist (auch nach dem Wortschatz) ein Oberdeutsch, wie es in dem Grenzgebiete zwischen Bayerisch und Alemannisch gesprochen wird, womit die Lage seines wahrscheinlichen Heimatsortes Hamersteten übereinstimmt. Der Stil zeigt Mischungen zwischen unbeholfenstem, weitschweifigem Kanzleiton und rhythmischer knapper Prosa mit fast poetischem Schwunge. Zu diesen Stellen aber bringt B. in einem anderen Abschnitt Parallelen aus älteren Versdichtungen, die auf Augustin eingewirkt haben. Im Versbau ist der Teichner das Vorbild. Augustin behauptet von ihm, dass er nur Verse von sieben bis acht Silben baue, und er will selbst das gleiche tun. Aber beide befolgen diese Regel nur sehr inkonsequent. Allerdings aber sind Augustins Verse durchaus vierhebig. — Wertvoll sind die Beiträge zur Entwicklungsgeschichte und zur näheren Erkenntnis des Teuerdank, die ein Schüler Behaghels, O. Bürger (**3196**), im 92. Heft der Quellen und Forschungen veröffentlicht hat. Sie sind auch Beiträge zur Charakteristik der Persönlichkeit Kaiser Maximilians. Am Beginne bedauert der Verfasser, dass die Quellen und Ueberlieferungen zu den Abenteuern des Teuerdank so dürftig fliessen, auch die Clavis von Pfintzing und der Weisskunig seien nicht dazu angetan, alles aufzuklären. Im zweiten Kapitel gibt B. neuen Aufschluss über die lateinische Selbstbiographie Maximilians, die sich in mehreren Handschriften und verschiedenen Fassungen, aber nur in Bruchstücken, erhalten hat. Zu dem von Alwin Schultz in der „Weisskunig-Ausgabe" abgedruckten Zeilen gibt B. ergänzende Proben aus inzwischen neu gefundenen Fassungen, deren Abweichungen er auch im allgemeinen charakterisiert. Die Selbstbiographie ist eine wichtige Quelle, weil der Kaiser, obwohl er auch hier in der dritten Person von sich spricht und auch manches verhüllt und abändert, doch viele Abschnitte, namentlich die Kriegszüge, in frischer Erinnerung getreuer erzählt, als später im Weisskunig. Im dritten Kapitel schildert B. auch zum Teil nach neuen Quellen die astrologischen und mystischen Ideen, die Maximilian in seiner Lebensführung wie in seinen Schriften beherrschen. Ueberall die Ueberzeugung, dass der Kaiser von Gott zu einem Werkzeug auserwählt, zu Höherem berufen und darum vor allen Gefahren behütet worden sei. Die Gestirne aber zeigen mit ihren Konstellationen den göttlichen Willen an. Von besonderem litterargeschichtlichen Werte ist das 4. Kapitel, das die allegorischen Figuren Fürwittig, Unfalo und Neidelhart erläutert und die Einflüsse des altdeutschen Schauspiels und noch reichlicher die Einflüsse der deutschen Heldensage und Heldendichtung, deren begeisterter Verehrer Maximilian war, auf den Teuerdank aufdeckt. Dann folgen die sorgfältigen, auf grossem, auch handschriftlichem Quellenmaterial aufgebauten Untersuchungen über die einzelnen Abenteuer, die nach Gruppen besprochen werden: Einkleidungs- und Jagdabenteuer (auf verschiedenes Wild), Unfälle und Ritterspiele. Zu betonen wäre daraus S. 102—19 die neuerliche Untersuchung über die schöne Sage von Kaiser Max auf der Martinswand. B. arbeitet hier mit den reichen Zeugnissen der bekannten Abhandlung von Busson. Er stimmt dem Vorgänger bei in dem Nachweis, dass die Sage sich nicht, wie in späterer Zeit behauptet wurde, aus dem 20. Kapitel des Teuerdank entwickelt habe, lehnt aber das Endergebnis Bussons ab, wonach die Sage unecht sei, weil sie nicht aus einem Erlebnis des Kaisers abgeleitet werden könne. B. verweist demgegenüber auf ein ähnliches Jagderlebnis Maximilians, das dieser selbst in seiner lateinischen Autobiographie erzählt, und

auf alte Berichte dieses Ereignisses, aus welchem sich die Sage ganz natürlich entwickeln konnte. Das letzte Kapitel weist mit mehreren stichhaltigen Belegen (Cuspinians Vita Maximiliani, ganz persönliche Anspielungen usw.) nach, dass des Kaisers Anteil an der Arbeit am Teuerdank viel stärker war als bisher angenommen wurde. Nicht nur die Erfindung und die Entwürfe für den Inhalt der einzelnen Kapitel, sondern auch der Grundstock der Ausführung in Versen, die Beteiligung an der Glättung muss dem Kaiser zugeschrieben werden. —

Einen niederdeutschen Totentanz in Prosa hat Borchling **(3197)** in der handschriftlichen niederdeutschen Weltchronik ab orbe condita bis 1518 (Hannover, Kgl. Bibliothek N. 669) gefunden und mit einer Einführung veröffentlicht. Die wiedergegebene Fassung ist eine Abschrift des Originals und nicht vollständig überliefert. Vor allem fehlen im Eingang die Anreden des Todes an Papst, Kaiser (und Kaiserin). Dem Stücke fehlt es an poetischer Auffassung und Ausgestaltung. Alle Reden sind dem Tode in den Mund gelegt, nirgends antwortet der angeredete Mensch, also keine Entwicklung eines Dialoges. Die einzelnen kurzen Abschnitte sind alle nach dem gleichen Schema aufgebaut. Jedesmal nennt der Tod den Angeredeten und fordert ihn dann zum Mittanzen auf. Hat der Mensch die Pflichten seines Standes erfüllt, so kann er vertrauensvoll vor das Gericht treten. Einführung und Schluss jedes Abschnittes sind formelhaft. Bilder zu diesem Text haben sich nicht erhalten. — Der umfängliche Erfurter Totentanz, den Schröer **(3198)** vollständig mit den Bildern und Versen abgedruckt und eine genaue Erläuterung der Bilder dazu gegeben hat, eignet sich nur insofern für unseren Bericht, als dieser Totentanz alten Vorbildern aus dem 16. Jahrhundert folgt. Er ist aber erst von 1738—1795 an den Wänden des Festsaales des evangelischen Waisenhauses (ehemaliges Augustinerkloster mit Luthers Zelle) in Erfurt ausgeführt worden. Die genannte Ausgabe ist aber nicht direkt dem Originale entnommen, da das Gemälde und die Aufschriften 1872 bei einem Brande des Waisenhauses völlig vernichtet worden sind, sondern einer 1845 vorgenommenen Nachzeichnung und Abschrift. —

Jüngere erzählende Dichtungen. Zu den Quellen der Fabeln und Schwänke des Hans Sachs veröffentlicht Stiefel **(3200)** abermals eine Studie. Er wendet sich zunächst gegen die Anschauungen, die Michels anlässlich der Besprechung einer älteren Studie Stiefels über das gleiche Gebiet im allgemeinen über die Quellenfrage zu Hans Sachs geäussert hat. St. bekämpft die Angabe Michels' über die Zahl der bekannten Quellen zu Schwänken des Hans Sachs, und ferner die Behauptung, dass man aus der Art der Stilisierung der Sachsschen Schwänke (Weitschweifigkeit oder Knappheit) darauf schliessen könne, ob die Vorlage in Prosa oder in Versen abgefasst war, als unrichtig. Auch gegenüber einzelnen Ausstellungen zu verschiedenen Quellenuntersuchungen St.s verteidigt sich dieser gegen Michels zum Teil mit Glück. Andere Meinungsverschiedenheiten gehen ins Kleinliche und sind meiner Ansicht nicht zu entscheiden. Im positiven Teile weist St. die Gesta Romanorum und einzelne Chroniken als Quellen von Hans Sachs nach und zeigt auch, in welcher komplizierten Art dieser Dichter für einzelne Schwänke oft mehrere Quellen durcheinander verarbeitet. —

Auch die Quellenforschung des Esopus von Burkard Waldis hat Stiefel **(3201)** gefördert. Kurz und Tittmann haben schon in ihren Ausgaben der Waldisschen Fabeln viele Quellen nachgewiesen, so namentlich Tittmann die Hauptquelle, die lateinische Sammlung Fabulae von Dorpius 1521. Als weitere wichtige Quelle erweist nun St. die Fabulae Aesopicae des Camerarius 1538. Das Verhältnis Waldis' zu Camerarius ist nicht anders als zu Dorpius. Er hat die neue Vorlage erst kennen gelernt, als der grössere Teil seiner Sammlung vollendet und sein Verfahren schon fest war. Auch in diesen nach Camerarius bearbeiteten und erweiterten Fabeln zeigt Waldis seine besonderen Vorzüge, derentwegen wir ihn in mancher Hinsicht über Erasmus Alberus und Hans Sachs als Fabeldichter stellen müssen. —

Endlich hat Stiefel **(3294)** zu den Fabeln des Erasmus Alberus auch einige neue Quellen nachgewiesen. Braune hat in seiner Einleitung zu der ausgezeichneten Ausgabe der Fabeln des Alberus die verbreitete lateinische Fabelsammlung von Dorpius als Quelle für Alberus aufgedeckt, mit Ausnahme von sieben Fabeln, bei denen er mündliche Ueberlieferung vermutet. St. knüpft hier an und erweist für die weiteren vier Fabeln N. 1, 21, 48 und 49 folgende Quelle: Joci ac Sales von Luscinius, Schimpf und Ernst 1545, Fabulae Aesopicae des Camerarius und ausserdem eine kleine Fabeldichtung vom Löwen und vom Esel von Luther 1528. —

Der zweite Band der Wickram-Ausgabe von Bolte **(3221a)**, der vor allem den Text dreier Romane bringt, ist schon im vorjährigen Berichte (JBL. 1901 II 3:20) gewürdigt worden. —

Zu Fischarts Flöhhatz gibt Bleyer (3204) eine sehr belehrende Erklärung. Fischart erwähnt V. 1349f. als Beispiel die Grausamkeit des „Tracula". B. weist nach, dass damit Wlad IV., Wojwode der Walachei, zubenannt Drakul = der Teufel, der von 1456—62 mit ungeheurer Grausamkeit regierte, gemeint sei. Fischarts Quelle war jedenfalls eines der Flugblätter, die Prosaberichte über Drakuls Schandtaten brachten und auf ein nur handschriftlich überliefertes Gedicht von Michael Beheim zurückgehen. — Seine Studie über Fischarts politische Flugschriften (JBL. 1901 II 3:24) hat Hauffen (3203) im Berichtsjahre fortgesetzt. Der zweite Teil behandelt zunächst den „Bericht aus Mailand" 1589 (über das in Mailand am 16. Mai 1588 abgeschlossene Bündnis der katholischen Schweizer Kantone mit König Philipp II.) und gibt den ersten Abdruck der Vorrede Fischarts, der hier mit Begeisterung die alte ruhmreiche Freiheit der Eidgenossenschaft feiert und im Namen der reformierten Kantone die katholischen Schweizer wegen ihres gefährlichen Bundes mit einem Tyrannen mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. Ferner erweist H., dass die Flugschrift „Discours ... vom heutigen Zustand in Frankreich" 1589 von Fischart aus dem Französischen übersetzt wurde. Schliesslich gibt er eine eingehende Charakteristik der Fischartschen Zeitung von dem „Untergang der Armada" 1588 und weist für das Hauptstück „Vil denckwürdige vnd eygentliche Beschreibung" eine lateinische Vorlage nach. —

Aus den mannigfachen Beiträgen zu dem Gebiete der Volksbücher und der epischen Volkslieder seien drei Untersuchungen hervorgehoben. Vom Herzog Ernst fand Stickelberger (3206) zwei alte Drucke: in Basel ein Volksbuch und in Burgdorf ein Lied. Das Volksbuch hat seltsamer Weise den gleichen sehr langen Titel wie das Lied, obwohl dieser zum Inhalt des Volksbuches gar nicht stimmt. Das Volksbuch „Hertzog Ernst Basel bei Johann Schröter 1610" hat 10 Bogen und 50 Holzschnitte (samt dem Titelblatte) und stimmt im Text wesentlich mit G. Schwabs Bearbeitung überein. Das Lied hat 24 Blätter, 12 Holzschnitte, deren Vorlagen aus der Reformationszeit stammen. Die Reime zeigen sehr altertümliche Formen, der vorliegende Druck aber rührt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts her. St. druckt den Titel des Liedes und die Varianten zu Haupts Ausgabe ab. —

Auf Grund der Vorarbeiten Steinmayers und Golthers zur Entwirrung der verwickelten Textüberlieferung des Liedes vom Hürnen Seyfried führt Herrmann (3207) eine neue ungemein mühevolle, tief eindringende Untersuchung durch, deren Gesamtergebnis aber naturgemäss nicht völlig befriedigend ausfallen konnte. H. hat alte Texte nebeneinander vergleichen können und hat auch die Ueberlieferung durch Holzstöcke eines verloren gegangenen Druckes und durch zwei Blätter einer neuen Fassung vermehrt. Durch sorgfältige Prüfung der Bilder und der Texte konnte er das Verwandtschaftsverhältnis der Texte entschiedener charakterisieren und die Aufstellung eines wahrscheinlich richtigen Stammbaumes versuchen. Dadurch kommt er auch in die Lage, zu Golthers Versuch einer Rekonstruktion des Urdrucks viele überzeugende Vorschläge zu einer Revision vorzubringen. Was die Seyfried-Tragödie von Hans Sachs betrifft, so kommt H. zu dem Ergebnis, dass sie mit keinem der überlieferten Volksliedertexte stofflich übereinstimmt. Es wäre aber möglich, dass Hans Sachs durch die Vorlage von B zu V angeregt worden sei, bei der Ausführung der Tragödie aber auch N benutzt habe, oder dass ein verlorener Druck, der ein Gemisch von N und V darstellte, die einheitliche Quelle für Hans Sachs gebildet hätte. Die erstere Hypothese halte ich für viel wahrscheinlicher, weil ja Hans Sachs auch sonst gern für eine einzelne Dichtung zwei oder mehr Quellen verwendet. —

Mit weit ausgreifenden Untersuchungen zu Helena in der Faustsage gelangt Nagel (3211) zu überzeugenden Ergebnissen. N. skizziert vorerst die beiden verschiedenen Wege der Erklärung des Problems: Helenas Aufnahme in die Faustsage. 1. Unmittelbare Uebertragung der Helena in das Faustbuch durch die Simon Magussage. 2. Helena als griechisches Schönheitsideal einer Frau, das die Renaissance wieder erweckt hat, wurde ohne Voraussetzung einer Quelle dem männlichen Ideal Faust an die Seite gestellt. Beide Hypothesen in ihrer Einseitigkeit lehnt N. ab. Hierbei gibt er eine ausführliche Darstellung der Entwicklung der Simon Magussage und ihrer litterarischen Ueberlieferungen, der Clementinen und der späteren Bearbeitung, der Recognitionen, wo der Zauberer Simon, verwandelt in die Gestalt eines Mannes namens Faustus, mit Helena (und zwar nicht mehr mit der gnostischen, sondern mit der trojanischen Helena) entflieht. Im Vorübergehen widerlegt auch N. schlagend die Aufstellungen Milchsacks, wonach der Zauberteufel des Milichius auf das Faustbuch wesentlich eingewirkt haben und auch die Helena durch Milichius in das Faustbuch gekommen sein soll. Und nun weist N. nachdrücklich darauf hin, dass Helena schon in die mündliche Faustsage und zwar in deren erster Entwicklung Aufnahme gefunden haben müsse. Er findet dies aus folgenden Erwägungen: Im Jahre 1526 ist zu Basel eine von Joh. Sichardus besorgte neue Ausgabe der Recognitionen

erschienen. Aus diesem Buche verbreitete sich in Deutschland die Kenntnis von Simon Magus und seinen Beziehungen zu Helena. Der geschichtliche Faust selbst bezeichnet sich als Magus II. gewiss im Hinblick auf Simon Magus I. Er vergleicht sich mit ihm als Zauberer. Gemeinsam ist beiden der Beiname Faustus. So wäre es auch nicht unwahrscheinlich, dass Faust in seinen prahlerischen Reden sich eines Liebesverhältnisses mit Helena gerühmt hätte, oder dass die Volksüberlieferung früh seinen abenteuerlichen Lebenslauf auch mit der sprichwörtlich genannten Schönheit in Verbindung gesetzt hätte. Daneben läuft eine andere litterarische Ueberlieferung ununterbrochen fort. In den mittelhochdeutschen Epen aus dem Stoffgebiet der Trojanersagen erscheint Helena oft im Mittelpunkt und wird mit typischen Merkmalen weiblicher Schönheit überhaupt geschildert. Die wesentlichen Züge dieser Beschreibung kehren immer wieder, wirken auf die Helena-Dichtungen des 16. Jahrhunderts ein und greifen auch in die Faustsage über. Namentlich Hans Sachs rühmt in seinen Dichtungen öfter die Schönheit Helenas in der überlieferten Weise, nicht nur in Dichtungen der trojanischen Sage, sondern auch in der „Historia, ein wunderbarlich gesicht keyser Maximiliani“ 1564 (Gesamtausgabe 20, S. 483f.), einer Anekdote, die dann bekanntlich auch in das Faustbuch Aufnahme gefunden hat. Hier also ein Beispiel des Ueberganges der trojanischen Helena in den Faustischen Kreis ohne Vermittlung durch Simon Magus. Diese merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Hans Sachs und dem Faustbuch lässt sich nur durch eine verbreitete mündliche Ueberlieferung erklären. Der Verfasser des Faustbuches muss nicht aus litterarischen Quellen und nicht aus Simon Magus das Helenamotiv übernommen haben, sondern viel verständlicher aus der mündlichen Faustsage. —

Aus der Litteratur über Schwänke und Schwanksammlungen sei die kleine Arbeit über Eulenspiegel und Hans Sachs von Brie **(3219)** erwähnt, der aus einer Aneinanderreihung aller Bearbeitungen von Eulenspiegel-Schwänken durch Hans Sachs zu dem ziemlich unbefriedigenden Ergebnis gelangt, einen verloren gegangenen Druck des Volksbuches von etwa 1525 als Vorlage des Dichters anzunehmen. — In diese Gruppe lässt sich vielleicht auch die lateinische, zum Teil aus Schwänken zusammengefügte satirische Versdichtung Grobianus von Dedekind einreihen, welche nun in einer sorgfältigen und durch die Beigaben sehr ergebnisreichen Ausgabe von Bömer **(3220)** vorliegt. Es ist der erste Neudruck des Grobianus, natürlich nach der Fassung A mit den Varianten der auch nach 1549 erschienenen Drucke B C D und der 1550 erschienenen neuen Auflagen E F, und mit dem in der zweiten, wesentlich erweiterten Bearbeitung 1552 aufgenommenen Abschnitt Grobiana. Dieser Ausgabe gehen ausser der Bibliographie zahlreiche Zusammenstellungen voraus, so eine genaue Inhaltsangabe aller Abschnitte des Grobianus mit den Zusätzen der zweiten Bearbeitung und unter diesem Text Anmerkungen, Parallelen aus der gesamten deutschen und lateinischen Anstandslitteratur zu Dedekinds Vorschriften. Die gründliche Einleitung gibt eine Geschichte der Entwicklung der ernsten und ironischen Anstandslitteratur in Deutschland bis Dedekinds Grobianus, dann eine eingehende Würdigung dieses Werkes und seiner Nachgeschichte. B. hat für diese Ausführungen, wie er selbst betont, die einschlägigen Abschnitte aus Hauffens Habilitationsschrift „Kaspar Scheidt usw.“ (QF. 66) benutzt und begreiflicherweise manche Ergänzung hinzugefügt. Auch hat er die Biographie Dedekinds (über seine Vorgänger Bertram, Scherer, A. Schuster hinaus) gefördert, besonders den urkundlichen Nachweis erbracht, dass Dedekind zuerst in Marburg (Sommer 1543) studiert und im Grobianus augenscheinlich das Treiben von Marburger Studenten geschildert und erst nach Vollendung dieses Werkes, seit Juni 1549, seine Studien in Wittenberg fortgesetzt hat, wo er am Sonnabend vor Estomihi 1550 die Magisterwürde erhielt. —

Uebersetzungen. In dem Buche über Arigo, den Uebersetzer des Dekamerone und des Fiore di virtu (JBL. 1901 II 3:32), hat Drescher **(3222)** versucht, Arigo als Pseudonym für Heinrich von Leubing zu erweisen. Gleich die ersten Rezensenten haben ihre Bedenken gegen diese Identifizierung geäussert. Baesecke weist in einer sehr inhaltsreichen grossen Besprechung diese Annahme vollends zurück. D. kommt zu folgendem Ergebnis: Ein Heinrich, des Italienischen mächtig, humanistischen Studien zugeneigt, ein Deutscher, ein Geistlicher mit kanzelrednerischer Gewöhnung, ein Mann mit juristischer Ausbildung (man muss einfügen: ein Verwandter der Kanzleisprache durch die Art seiner Uebersetzung), vielleicht Doktor; ein Mitteldeutscher in Nürnberg und keine untergeordnete Persönlichkeit. Demnach Heinrich Leubing. Baesecke antwortet darauf mit seinem Ergebnis: Ein Deutscher, nach der Sprache ein Nürnberger, volkstümlich, ungelehrt, ein Mann mit kanzlistischen und theologischen Gewöhnungen und Interessen, vielleicht ein Mönch, kein Bettelmönch, vielleicht von Wyle und seinem Kreis beeinflusst, ein Heinrich, nicht Heinrich von Leubing. Baesecke ist es ja auch inzwischen gelungen, in der

Unterschrift der St. Galler Handschrift der „Blumen der Tugend“ 1468 den wahren Namen zu finden: Heinrich Schlüsselfelder aus Nürnberg (ZDA. 47, S. 191). Baesecke tadelt auch, dass D. eine moderne Boccaccio-Ausgabe zur Vergleichung des deutschen Dekamerone herangezogen und nicht versucht hat, unter den alten, von einander abweichenden Boccaccio-Texten eine Fassung zu finden, die dem Texte des Arigo in wichtigen Varianten entsprochen hätte. Der Rezensent anerkennt aber an D.s Buch das grosse Material, das hier gesammelt und geordnet ist, die für Nürnberg sicher gewonnenen Beweise, die tüchtige Behandlung des Wortschatzes Arigos, die auch über den nächsten Zweck hinaus unsere Kenntnisse fördert. —

Seinem im Vorjahre erschienenen Beitrag zu Adelphus Muling (JBL. 1901 II 3:38) lässt Knepper (**3224**) diesmal einen grösseren Aufsatz folgen. Weitere Studien zu Adelphus sollen sich anreihen, als Grundlage zu einer geplanten Gesamtwürdigung. In dem vorliegenden Aufsatz werden mehrere zum Teil noch unbekannte Schriften Mulings, meist Uebersetzungen oder Neuausgaben älterer Werke, beschrieben. Die deutschen Versstücke, die Muling den fremden Schriften ein- oder anzufügen pflegte, werden von K. mitgeteilt. Wir erfahren von einer deutschen Uebersetzung (Basel 1520) des „Enchiridion eines Christenlichen und Ritterlichen Lebens“ von Erasmus Roterodamus, mit einer neuen Widmung und einem hübschen Spruch auf dem Titelblatt: „Der geistlich Ritter bin ich genant“. Weiter folgen meist freie und erweiternde Verdeutschungen von Geilers lateinisch aufgezeichneter Predigt „Passion des Herren Jesu“ (Strassburg 1514 mit zwei Gedichten) und von Geilers Pater noster (Strassburg 1515) mit fremden und eigenen Beigaben, auch mit der Versübertragung einer stoffverwandten lateinischen Dichtung des Italieners Lud. Bigi. Auch Bearbeitungen klassischer Werke sind zu verzeichnen, so „Virgilii Bucolica zu tütsch“ (o. O. u. J.) Uebersetzung in Prosa mit vierzeiligen Sprüchen als Deutungen der Holzschnitte. Ferner Uebersetzungen des Globus mundi von Waldseemüller (Strassburg 1509), des medizinischen Werkes „vom gesunden und langen Leben“ des Florentiners Marsilius Ficinus und die Schwanksammlung Margarita facetiarum Strassburg 1508, eine Sammlung von fremden Aussprüchen, gepfefferten Scherzen und Anekdoten mit einem von Muling selbst verfassten Schlussteil Facetiae Adelphinae. Endlich eine Ausgabe der „Mörin“ Hermanns von Sachsenheim, welcher Muling am Schluss ein langes in Reimpaaren abgefasstes Gedicht gleicher Tendenz hinzufügt: „Von der Ehe“, wo mit breiter Behandlung die durch ihre Treue und Keuschheit berühmten Frauen des Alten Testamentes und der klassischen Litteratur gepriesen und den Unsitten im Eheleben jener Zeit als Spiegel vorgehalten werden. — Aus Althofs (**3225a**) Studie erfahren wir, dass das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von dem Lippstädter Magister Justinus verfasste Lippiflorium, welches in lateinischen Distichen das wechselvolle Leben Bernhards II. zur Lippe (circa 1140 bis 1224) verherrlicht, im Jahre 1487 auf Veranlassung der Nonnen des Lippstädter Augustinerklosters, einer Stiftung Bernhards, von einem Unbekannten in niederdeutsche Reimpaare gebracht worden ist. A. weist nach, dass diese Umdichtung „dat Lippeflorer“, die in mehreren Handschriften überliefert ist, gute Dienste zu leisten vermag, wo der lateinische Text verderbt oder in verschiedener Fassung vorliegt. Zur letzten von Laubmann besorgten Ausgabe des Lippifloriums konnte A. mehrere sprachliche und sachliche Besserungen vorbringen. —

Bezüglich des Abschnittes Chroniken genügt es auf die Titel der neuen Ausgaben und Einzelforschungen auf diesem Gebiete (**3226-29**) hinzuweisen. —

Drama.

(II, 4 = N. 3230-3260.)

Wilhelm Creizenach.

Allgemeines. Im zweiten Band von Creizenachs (**3230**) Geschichte des neueren Dramas werden, soweit darin Deutschland behandelt ist, nur solche Dramatiker besprochen, die in lateinischer Sprache gedichtet haben, der Bericht über diesen Band gehört daher unter II, 7. — Rudeck (**3231**) hat in dem Teil seines Buches, der dem Theater gewidmet ist, nichts besonderes Neues zu sagen, Bolte (**3232**) gibt eine vortrefflich gearbeitete Bibliographie. —

Geistliches Drama. In seiner Abhandlung über das volkstümliche Paradiesspiel bespricht Klimke (**3233**) eine Reihe von Weihnachtsspielen, in

welchen der Sündenfall vorgeführt und damit auf die Bedeutung des Weihnachtsfestes in dem Gesamtbild der christlichen Weltanschauung hingewiesen wird. Es ist unverkennbar, dass diese Spiele mit den grossen Mysterien des Mittelalters verwandt sind, welche die geistliche Weltgeschichte in einem Gesamtbild vorführen; der Verfasser schliesst sich offenbar mit Recht der Meinung an, wonach die Uebereinstimmungen zwischen diesen mittelalterlichen Spielen zum grossen Teil auf ein verloren gegangenes lateinisches Drama zurückzuführen sind. Was die neueren Paradiesspiele betrifft, so wurde schon früher darauf hingewiesen, dass auf sie der mittelalterliche Stoff vor allem in der Form eingewirkt hat, die er in Hans Sachsens „Tragedia von der schöpfung usw.“ (1548) erhielt, während Hans Sachs wiederum auf das lateinische Drama Protoplastes von Hieronymus Ziegler zurückgeht. Diese Einwirkungen werden von K. bis ins einzelne dargelegt und ausserdem auch der Einfluss des bekannten Erbauungsbuchs des Paters Cochem nachgewiesen. — Von dem Benediktbeurer Weihnachtsspiel gibt Geser (**3235a**) eine ausführliche Analyse; in der litterarhistorischen Betrachtung schliesst er sich im wesentlichen an Sepet an. — Das Sterzinger Weihnachtsspiel, das 1511 von Vigil Raber, dem unermüdlichen volkstümlichen Dramaturgen niedergeschrieben wurde, hat jetzt in R. Jordan (**3238**) einen sorgfältigen Herausgeber gefunden. Die Frage, wie dies Spiel sich zu dem durch Piderit veröffentlichten hessischen Weihnachtsspiel verhält, wurde schon früher von Köppen aufgeworfen. J. hat, von Wackernell angeregt, die beiden Spiele einer eingehenden Vergleichung unterzogen. Vor allem untersucht er die Frage, welche Bestandteile dieser Spiele aus der vorauszusetzenden gemeinsamen Quelle herzuleiten sind. In dem Sterzinger Spiel wird vor der Darstellung der Geburt Jesu auch noch die Verlobung Josephs und eine Prophetenscene vorgeführt. Die Stellen, die J. anführt, um in diesen Spielen eine Benutzung von Bruder Philipps Marienleben sowie des Tiroler Passionsspiels nachzuweisen, sind nicht sehr überzeugungskräftig, es sind lauter ganz vage oder aus der Natur der Sache von selbst sich ergebende Uebereinstimmungen, die, auch wenn sie doppelt so zahlreich wären, dennoch nichts beweisen würden. — Wustmann (**3239**) in seinem Aufsatz zur frühesten Musikgeschichte Leipzigs hat auf eine merkwürdige Urkunde (Codex diplomaticus Saxoniae regiae T. II, Bd. 2, N. 1348) hingewiesen, nach welcher Herzog Georg von Sachsen, der treue Anhänger der alten Kirche, im Jahre 1513 eine Stiftung errichtete, um alljährlich in der Karwoche den Gottesdienst in der Domkirche zu Meissen durch dramatische Zusätze im feierlichen Stil des ältesten liturgischen Dramas auszuschmücken. Ausserdem hat W. die weitverbreitete irrige Ueberlieferung widerlegt, wonach Herzog Georg 1513 eine Stiftung zum Zweck von Passionsaufführungen auf dem Marktplatz zu Leipzig begründet haben soll. —

Fastnachtsspiele. Das Spiel von den sieben Farben (Fastnachtsspiele ed. Keller N. 103) hat Gloth (**3240**) zum Gegenstand einer eingehenden sprachlichen und litterarhistorischen Untersuchung gemacht. Er vergleicht das Spiel mit dem verwandten Sterzinger Fastnachtsspiel, das nach seiner Meinung auf K. 103 zurückgeht. Den zweiten Teil der Arbeit L. 44—88 bildet eine eingehende und lehrreiche Untersuchung über die Farbensymbolik, die in diesen Spielen zum Ausdruck kommt. —

In seiner Abhandlung zur Geschichte des deutschen Türkenschauspiels hat Gerstenberg (**3242**) ausführlich dargestellt, wie die Wandlungen der öffentlichen Meinung in Deutschland über das Türkische Reich und die türkische Gefahr in der Zeit von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis etwa 1600 sich auch in der dramatischen Litteratur wiederspiegeln. Eine stattliche Reihe von Dramen wird uns in gut orientierenden Inhaltsübersichten vorgeführt. Den Anfang macht das Nürnberger Fastnachtsspiel (Keller N. 39), das G. wohl mit Recht dem Hans Rosenplüt zuschreibt; er hätte für diese Ansicht in der Abhandlung von Michels (JBL. 1896 II 4 : 3) Stützpunkte finden können; sodann bespricht er die Stellung der Humanisten zur Türkenfrage und die lateinischen Türkenspiele Lochers; auch ist es nur zu billigen, dass er das allegorische Drama des Prasinus mit berücksichtigt und auch auf die türkenfeindliche Tendenz der biblischen Dramen von Judith und von Goliath hinweist. Bei Besprechung der „Tragödie von den dreizehn türkischen Fürsten“ von Paul Pantzer (1595) macht G. darauf aufmerksam, dass eben in diesem Jahr der vierzehnte Herrscher Mohammed III. auf den Thron Osmans gelangte, und dass nach einer damals viel besprochenen Prophezeiung dieser vierzehnte Herrscher der letzte sein sollte. 1607 erschien in deutscher Bearbeitung die bereits früher lateinisch niedergeschriebene Tragödie „Idea Militis vere Christiani“ von Tobias Kober, die eine Episode aus der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1594 darstellt. Bei Besprechung der Ayrerschen Tragödie „Vom Regiment und schändlichen Sterben des türkischen Kaisers Machumetis des andern“ hätte bemerkt werden sollen, dass dies Drama aller Wahrscheinlichkeit nach mit Peeles „turkish Mahomet“ zusammenhängt. —

Lokalgeschichte des Theaters. Die Materialien zur Geschichte der Egerer Lateinschule von Siegl (3243) enthalten ein paar Personalnotizen über Schulmänner, die Dramen verfassten, wie Clemens Stephani und Daniel Betulius (letzterer erhielt 1585 zehn Taler für die Widmung seiner Komödie „de virtute et voluptate“), im allgemeinen ist die Ausbeute an neuen Tatsachen für die Geschichte des Dramas nicht sehr gross. — Die Monographie über das Lübecker Theater von Stiehl (3244) enthält nichts über den hier besprochenen Zeitraum; auf Hampe (3246) und Uhde-Bernays (3249) wurde schon im vorigen Jahrgang hingewiesen. — Der Aufsatz von Wild (3247) war mir nicht zugänglich. —

Einzelne Dramatiker. Dass Nichthonius in seiner Dramatisierung der Geschichte der Weiber von Weinsberg (gedr. Nürnberg 1614) ein älteres Drama von Carl Christoph Beyer ausgeschrieben, wenn nicht gänzlich abgeschrieben hat, wurde von Erich Schmidt (3248) nachgewiesen. Die Handschrift von Beyers Drama, an deren Schluss die Jahreszahl 1602 stand, ist jetzt verschollen, aber das Personenverzeichnis, der Prologus und die beiden Scenen, von denen Sch. im „Journal für Freunde der Religion und Litteratur“ (1780) einen Abdruck fand, stimmen mit Nichthonius überein. — Clemens Stephani, Kantor in Eger, hat bekanntlich in seiner „Satyra“ (gedr. 1568) denselben Stoff behandelt wie Hans Sachs in seinem Fastnachtsspiel vom fahrenden Schüler mit dem Teufelsbanner, und zwar steht seine Dramatisierung der berühmten des Nürnberger Poeten durchaus nicht nach. Lambel (3251) hat nun überzeugend bewiesen, dass Stephanis Drama auf der Erzählung der lustigen Begebenheit in Lindners Rastbüchlein beruht und dass kein Anlass vorliegt, eine Beeinflussung durch Hans Sachs oder durch Peter Probst, der gleichfalls diesen Stoff in einem Fastnachtsspiel behandelt hat, anzunehmen. Auch wird gezeigt, dass Stephani, wenn er auch Lindners Erzählung benutzte, doch die überlieferte Begebenheit frei und selbständig gestaltete, und dass sich im Titel wie auch in der Anordnung die humanistische Bildung des Verfassers verrät. — Ueber eine Tragödie von Antiochus Epiphanes und Judas Maccabaeus, die von dem Verfasser, Johannes Gulich aus Osterburg in der Altmark, dem theaterfreundlichen Herzog Heinrich Julius gewidmet wurde und sich handschriftlich in der Wolfenbütteler Bibliothek befindet, hat Bolte (3250) Bericht erstattet. Danach ist das unbedeutende Machwerk bloss dadurch von Interesse, dass zwei Scenen eingeschoben sind, in denen sich die Bauern in altmärkischer Mundart unterreden; in der einen verhandeln sie mit dem herumziehenden Theriakskrämer Ypokras, in der anderen klagen sie darüber, wie sie vom Gutsherrn geschunden werden. Die letztere Scene wird vollständig mitgeteilt. — Walther (3259) untersucht Hans Sachsens Tragödie „Tristrant und Isalde“ in ihrem Verhältnis zur Quelle. Er meint, dass der alte Prosaroman dem Hans Sachs in einem Wormser Druck von ca. 1550 vorgelegen habe, und führt einige Fälle an, wo der sprachliche Ausdruck der Tragödie mehr mit diesem Druck als mit dem früheren Augsburger übereinstimmt. Sodann zeigt er im einzelnen, welche Aenderungen und Kürzungen Hans Sachs vornahm und wie er auch bei diesem Stoff seine gut bürgerliche Moral anzubringen wusste. —

Didaktik.

(II, 5 = N. 3261-3300.)

Gustav Kohfeldt.

Geistliche Didaktik: Mystik. Zwei Schriften französischer Autoren beschäftigen sich mit dem Wesen der mystischen Denk- und Empfindungsweise: Murisier (3263) hält das mystische Empfindungsleben in der Hauptsache für krankhaft, Godfernaux (3262) will doch auch eine gesunde Richtung in der Mystik anerkannt wissen. — Wertvolle Quellen zur Geschichte der Mystik erschliesst Langenberg (3261), nämlich: 1. den deutsch geschriebenen Traktat „de Simonia ad beguttas“, der wohl sicher Gerh. de Groote zum Verfasser hat und in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts aus dem Kloster Frenswegen erhalten ist. 2. ein paar niederdeutsche Gedichte (Uebersetzungen) nach einer Osnabrücker Handschrift des 15. Jahrhunderts, die deutsche Marienklage des Osnabrücker Augustiners Dietrich Vrye, das Gedicht von den klugen und törichten Jungfrauen, und eine „schöne Lehre gegen das Tanzen und vom Maibaum“, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert.

3. die kulturgeschichtlich hervorragend interessante, durch ihre milde, versöhnliche Art anziehende Laienregel des Theoderich Engelhus, ein echtes Volksbuch voll praktischer Weisheit und ohne verstiegene Mystik (nach der Frensweger Handschrift). 4. ein paar kleinere Stücke: „Fünf Regeln für Frauen und Männer", „Brief über Unkeuschheit", „Dekalog-Erklärung aus der Groote-Handschrift zu Münster". Den einzelnen Schriften hat der Herausgeber die nötigen sachlichen und litterarhistorischen Erläuterungen beigegeben; auch was er in dem Einleitungs- und Schlusskapitel über die „praktische Mystik", wie sie im späten Mittelalter besonders in Norddeutschland in Blüte stand, und weiter über das Verhältnis der niederdeutschen Mystik zu Meister Eckhart sagt, ist beachtenswert. —

Messe und Predigtwesen. In dem umfangreichen Werke über die Messe von Franz **(3264)** ist so viel Material über den Glauben und den Aberglauben des Volks, auch über die Belehrung des Volks durch deutsche Predigten und Schriften im späteren Mittelalter enthalten, dass an dieser Stelle auf das Buch besonders aufmerksam gemacht werden muss, wenn es als Ganzes auch nur von einem Theologen sachkundig beurteilt werden kann. Für unsere Zwecke kommen besonders die letzten Kapitel in Betracht. Auffallen muss es, dass trotz der zahlreich vorhandenen handschriftlichen deutschen Messauslegungen vor 1517 nur eine einzige als selbständiges Buch im Druck erschienen ist (Nürnberg, bei Creussner). Allerdings fehlte es auch in den vielen volkstümlichen Andachtsbüchern nicht an Betrachtungen über die Messe. — Nohls Programm „Die Leichenpredigten der Bibliothek des grauen Klosters" **(3266)** enthält nur ein alphabetisches Personenverzeichnis (bis „Schultz"), das an anderer Stelle fortgesetzt werden soll. —

Vorreformatorische Erbauungslitteratur. Von dem protestantischerseits gern als Vorläufer der Reformation betrachteten J. Brugmann († 1473), der als eifriger Ordensreformator und gewaltiger Wandervolksredner in Norddeutschland und in den Niederlanden berühmt war, zeichnet Schlager **(3269)** — zumeist an der Hand der Mollschen Forschungen — ein Bild, das durch Mitteilung von Proben der Brugmannschen Predigt und Schriftstellerei belebt wird. — Die wenig bekannte Lebensgeschichte des Nürnberger Dominikaners J. Herolt († 1468) wird auch durch eine Skizze von Paulus **(3270)** nicht sehr aufgeklärt. Herolts Predigtsammlungen sind lateinisch geschrieben und würden demnach nicht direkt in dieses Kapitel gehören; wegen ihrer ausserordentlich starken Benutzung und ihrer engen Beziehung zu der volkstümlichen Predigt verdienen sie aber hier erwähnt zu werden. — Auch zur Biographie eines anderen, etwas jüngeren Dominikaners, M. von Weida, der Lektor und Prediger in Leipzig war, stellt Paulus **(3272)** das wenige, das zu ermitteln war, zusammen. Ein wertvoller Teil der kleinen Studie ist die Charakteristik der drei Weidaschen Schriften: des Spiegels des ehelichen Ordens, der mit Widmung an den Kurfürsten Friedrich nur handschriftlich erhalten ist, der 1502 gedruckten Vaterunserauslegung und des Spiegels hochloblicher Bruderschaft des Rosenkrantz Marie, Leiptzk, Melchior Lotter. 1515. — Unter dem Namen Joh. Landtsperger sind im ausgehenden Mittelalter drei Autoren auf theologischem Gebiet schriftstellerisch tätig gewesen, die man bisher nicht genau auseinandergehalten hat. Martin **(3270a)** versucht, die drei Persönlichkeiten möglichst bestimmt gegeneinander abzugrenzen. Er unterscheidet: 1. Johann Justus Lansperger, Karthäusermönch, geb. ca. 1490 in Bayern, Prior in Vogelsang bei Jülich, gest. 1539, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller auch auf volkstümlich-erbaulichem Gebiet. 2. Johann Müller alias Landtsperger, Pfarrer in Landshut und Kaplan Herzog Ludwigs, gest. 1539 oder 1544, wird irrtümlicherweise bisweilen für einen Anhänger der Reformation gehalten. 3. Johann Landtsperger, Augsburger Karmelitermönch, geb. ca. 1460 vielleicht in Landsberg und wahrscheinlich 1528 oder 1529 in Bern gestorben. Diesem jetzt fast vergessenen Anhänger der evangelischen Lehre und seinen zehn deutsch geschriebenen Reformationstraktaten (gedruckt 1524 bis 1529) ist der grösste Teil der M.schen Dissertation gewidmet. —

Volkstümliche Erbauungslitteratur zur Zeit der Reformation. Auch das neue Berichtsjahr hat eine grössere Arbeit über die Hauptschrift Eberlins von Günzburg gebracht. Der Verfasser, Lucke **(3274)**, polemisiert gegen die Dissertation von J. H. Schmidt (vgl. JBL. 1901 II 5:26), der sein Urteil über Eberlin dahin formuliert hatte, dass er ein unlogischer Kopf sei und dass seine Schriften voller Widersprüche steckten. L. meint dagegen, eine sorgfältige Betrachtung der Entstehungsgeschichte der Bundsgenossen sei imstande, die meisten dieser Widersprüche zu beseitigen. Die Schrift sei nämlich nicht, wie Schmidt glaube, in zwei Monaten, sondern in der Zeit von Oktober 1520 bis Mitte August 1521 geschrieben worden, und gerade in diesem stürmischen Reformationsjahr habe Eberlin manche seiner Anschauungen wesentlich geändert. L. hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, die Abfassungszeit der einzelnen Bundsgenossen, deren Reihenfolge eine

völlig andere als die der vorliegenden Fassung sei, und ihrer Teile festzustellen. Er hat nicht geringen Scharfsinn auf diese Arbeit verwendet, trotzdem hat man wohl oft den Eindruck, als ob es leicht auch anders gewesen sein könne als L. herausrechnet, und als ob er allzu oft geneigt sei, Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit für Gewissheit auszugeben. Dazu kommt, dass bei der auch nach L. immer noch feststehenden Kürze der gesamten Abfassungszeit die ganze Frage wohl nicht so übermässig wichtig ist, wenngleich nicht verkannt werden soll, dass die Kenntnis der wirklichen Gedankenfolge der Bundsgenossen auch den Entwicklungsgang Eberlins verständlich zu machen geeignet ist. — JBL. 1901 II 5:113 ist auf eine Schrift hingewiesen worden, in der Götze versucht hat, dem S. Lotzer die Autorschaft der Bauernartikel von 1525 zuzuschreiben. Der Beweis Götzes war allerdings kein zwingender, aber es war trotzdem wohl der Mühe wert, einmal Näheres über die Lebensumstände dieses Memminger Handwerkers ans Licht zu ziehen. Auch dass Götze **(3275)** jetzt die schwer erreichbaren Büchlein Lotzers mit sprachlichen und historischen Erläuterungen abgedruckt hat, ist verdienstlich. Es sind fünf: Heilsame Ermahnung an die Einwohner zu Horb (1523), Christlicher Sendbrief (1523), Beschirmbüchlein (1524), Auslegung von Evang. Matth. 22 (1524), Entschuldigung einer Frommen Christlichen Gemeinde zu Memmingen (1525). Alle sind schlicht und frisch geschrieben und erinnern an Kronberg, Eberlin und ähnliche. — Einer der Hauptführer im Flacianischen Streit war der Wiener Prediger Josua Opitz. Von seinen Schriften hat Witz-Oberlin **(3276)** bisher nur eine einzige auffinden können. Von dieser, dem „Menschen-Spiegel, das ist von der Menschen Standt, Natur und Wesen für und nach dem Fall" (1578), abgefasst in Fragen und Antworten, gibt W. einen ausführlichen Auszug. Zur Vita Opitzens teilt er weiter noch ein paar Aktenstücke mit. —

Weltliche Didaktik: Chronisten. Aus der kürzlich veröffentlichten Chronik des Burkhard Zink gibt Vrhovec **(3284)** einige Skizzen, besonders über Zinks Aufenthalt in dem kleinen Marktflecken Reifnitz, wo er sieben Jahre lang (1407—14) die Schule, die vielleicht die älteste Lateinschule in Krain ist, besuchte. — Leben und Wirken des Chronisten Hauer — von Aventin Georgius Hugo genannt — bemüht sich Waltzer **(3281)** unter Benutzung umfangreicher Archivalien und sonstiger Quellen zu schildern. Doch bleibt auch nach dieser sorgfältigen Arbeit noch vieles in Hauers Persönlichkeit dunkel, so namentlich seine rätselhafte Gefangensetzung im Jahre 1490, nachdem er längere Zeit die einflussreiche Stellung eines Klosteradministrators in Niederaltaich inne gehabt hatte; auch über sein ganzes ferneres Leben vermag W. kaum irgend welche Mitteilungen zu machen. Hauers Hauptwerk sind die lateinisch geschriebenen Gesta illustrium ducum Bavariae, die wahrscheinlich 1479 vollendet worden sind. W. skizziert den Inhalt, besonders auch die verschiedenen moralisch-politischen Betrachtungen, die in die Chronik eingestreut sind und die wohl von grösserem Wert sind, als die ziemlich kritiklos zusammengeschriebenen Chroniknachrichten. — Oncken **(3280a)** handelt über S. Francks lateinische Uebersetzung der „Deutschen Theologie". Er sucht es wahrscheinlich zu machen, dass Franck, der sonst nur deutschschreibende und sich stets an ein grosses Publikum wendende Schriftsteller, durch diese Uebersetzung die hochdeutsche „Theologie" den Niederdeutschen habe näher bringen wollen. In den Niederlanden hat sich auch die einzige von O. benutzte Handschrift der Paraphrase gefunden. — Für die märkische Geschichte waren lange Zeit hindurch die — deutsch geschriebenen — Annales Marchiae Brandenburgiae des Andreas Engel (Struthiomontanus) fast die einzige Quelle. Trotzdem hat die neuere Forschung sich wenig um die Biographie des Chronisten bemüht. Pieper **(3280)**, der in der glücklichen Lage war, eingehende, von W. Sternbeck fast druckreif hinterlassene Archivstudien benutzen zu können, geht allen Spuren seines Lebens nach, berichtigt alte Irrtümer und zieht neue Daten ans Licht. Engel ist auch Verfasser einer holsteinischen Chronik, sowie verschiedener volkstümlicher Schriften, des „Calvinistischen Bettlersmantels" (1598), des „Wunderbuchs" und anderer. —

Aerzte und Naturforscher. Bei seinen Paracelsusstudien ist Sudhoff **(3287)** näher mit den wissenschaftlichen Vertretern des medizinisch-astrologischen Wunderglaubens, den Jatromathematikern, bekannt geworden, denen sich die Forschung bisher kaum zugewandt hat. S. verfolgt jetzt diese Ideen vom Orient her durch das Mittelalter, wo sie ein bescheidenes Dasein fristeten, bis zum 15. und 16. Jahrhundert, wo sie in voller Blüte standen. Er charakterisiert sowohl die mehr wissenschaftlichen Schriftsteller dieser Richtung als auch die Kalender- und Praktikenschreiber und gibt eine lange Reihe genauer Beschreibungen ihrer heute zumeist seltenen Bücher. — Von drei Botanikern, die nicht durch eigene Forschungen, sondern nur als Herausgeber volkstümlicher Pflanzenbücher bekannt sind, weiss Roth **(3288)** einiges Biographische und Bibliographische mitzuteilen. Alle drei Schriftsteller ge-

hören eng zusammen, ebenso auch ihre Schriften, die bei Egenolf in Frankfurt erschienen und die in erster Linie für die vielen Laienheilkünstler in Stadt und Land berechnet waren: Rösslins Bearbeitung des Ortus sanitatis (Joh. de Cuba) erschien 1533, Dorstens lateinische Ueberarbeitung des Werks 1540 und das vielverbreitete Kräuterbuch Lonicers 1557; alle drei wurden wiederholt aufgelegt. —

Kalender. In dem Kalender des Euch. Rösslin (Frankfurt, Egenolf 1537) findet sich ein Anhang: „Der alten Weiber Philosophey, wie dieselbige ein halbjäriges Knäblin erfahren, und von einer blinden Frawen, in eygner Person, ist gesehen worden." Auch die reichhaltigere Astronomia teutsch (ibid. 1571) enthält einen solchen Anhang. Drechsler (3291) teilt die (88) Sätze dieser Art · Rockenphilosophie mit, weist auf das weitere Vorkommen des betreffenden Aberglaubens hin und gibt sonstige erklärende Notizen. — Manche beachtenswerten alten Kalendertitel findet man in dem Katalog von Harrwitz (3289). —

Didaktische Dichtung. Ueber Art und Umfang der Narrenlitteratur, hauptsächlich im 16. Jahrhundert, verbreitet sich Langer (3292). — Ohorn (3292a) gibt in den Kapiteln: Novellen, Schwänke, Volksbücher, Fastnachtsspiele, Volkslieder eine Anzahl von Probestücken aus den wichtigsten dieser Dichtungen. Die zum grössten Teil dem 15. und 16. Jahrhundert angehörenden Litteraturproben bilden mit ihren kurzen, gut charakterisierenden Einleitungen ein Lesebuch für weitere Kreise. — Ein paar sprachliche Erklärungen Sprengers (3293) betreffen Reineke Voss, V. 1924 und 4762ff. — Stiefel (3294) ist es gelungen, bei einigen Alberus-Fabeln, für die W. Braune (JBL. 1892 II 5b:27) eine gedruckte Quelle nicht nachweisen konnte, noch die Abhängigkeitsverhältnisse zu ermitteln. — Von Fischarts Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden bespricht Hauffen (3294b) weiter drei Stücke, die der Sache des Protestantismus dienen sollten, nämlich den Bericht über den Empfang der Gesandten der sechs Schweizer katholischen Kantone in Mailand 1589, das Bedenken und Urteil vom Zustand in Frankreich 1589 und das Verzeichnis von der spanischen Armada 1588. — Kopp (3295) merkt bei einem Dutzend Liebessprüchlein, die zumeist in unseren Zeitraum gehören, die verschiedenen Fassungen und Parallelen an. —

Verschiedenes. Einen alten Druck der Wiener Hofbibliothek ohne Autor, Drucker und Jahr beschreibt Mantuani (3296). Er weist nach, dass dies musikalische Schulbuch, das zu den besten der damaligen pädagogischen Schriften gehöre, den Joh. Cochlaeus zum Verfasser habe und wahrscheinlich in Nürnberg zwischen 1499 und 1504 gedruckt worden sei. Als spätere Ausgaben desselben Werkes bestimmt M. das „Anonymi Introductorium Musicae", das Riemann herausgegeben hat, und die im Jahre 1507 in Köln gedruckte Musica des Cochlaeus. — Zwei von Bolte (3300) abgedruckte Bildergedichte aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sollen einen in jener Zeit aufgekommenen Ausdruck „Siemann" (Frauenmann) illustrieren. B. stellt auch die anderweitigen Belegstellen aus der Litteratur zusammen. —

Luther und die Reformation.

(II, 6 = N. 3301-3550a.)

F. Cohrs.

Allgemeines und Bibliographisches. Von K. Müllers (3301) seit dem Jahre 1892 erscheinender Kirchengeschichte ist in dem zur Besprechung stehenden Berichtsjahre der unseren Zeitraum umfassende Abschnitt herausgekommen: eine vortreffliche Uebersicht über die Reformationsgeschichte, die nicht nur die Ergebnisse bisheriger Forschung in mustergültiger Weise zusammenfasst, sondern auch auf die fernere Forschung anregend wirken wird. Dass die Täuferbewegung einen grösseren Raum einnimmt, als wir es sonst in zusammenfassenden Darstellungen der Reformationsgeschichte wohl gewohnt sind, ist eine Folge der gerade auf dieses Gebiet seit Jahrzehnten verwendeten Arbeit; die Bewegung wird aber auch ganz anders gewertet, als es sonst wohl geschieht: sie wird nicht von vorne herein als ketzerisch hingestellt und gleichsam in einen Anhang verwiesen, sondern sie erhält zunächst ihre selbständige Stellung neben der Wittenberger und der Züricher Be-

wegung, und erst ihre Katastrophe scheidet sie als ungesund und unevangelisch aus. Höchst bedeutsam ist es auch, dass eine Würdigung des deutschen Humanismus die Geschichte der Reformation einleitet. M. sieht in ihm und vor allem in seinem Hauptvertreter Erasmus doch in weit höherem Masse einen Wegebereiter der Reformation, als gewöhnlich angenommen wird. Von Erasmus speziell urteilt er (S. 209), dass er nicht nur selbst das kirchliche Dogma als Erzeugnis der scholastischen Epoche klar erkannt, dass er auch mit grösstem Erfolge für die Durchsetzung dieser Erkenntnis gewirkt und dadurch — obgleich er „an nichts weniger gedacht, als an einen reformatorischen Angriff auf das herrschende System" — den Siegeszug der Reformation ermöglicht habe. Es ist hier nicht der Ort, in eine Würdigung des Erasmus einzutreten, doch will mir scheinen, als überschätze M. seine Bedeutung für die Reformation (vgl. indessen unten N. 3533). Diese ist doch zu sehr aus Luthers religiösem Genius geboren, als dass der Humanismus und seine Kritik anders denn als Begleiterscheinung gewertet werden dürften. Ausdrücklich sei noch auf die wertvolle Zusammenstellung der territorialgeschichtlichen Bearbeitungen der Reformationsgeschichte (S. 179—86) und auf die dem Buche beigegebene Karte über die Verbreitung der Reformation in Deutschland und der Schweiz von 1524 bis Anfang der sechziger Jahre hingewiesen. — Hinsichtlich der Vorbereitungszeit der Reformation folgt den Aufstellungen Müllers im ganzen auch Fickers (3056) aus Vorträgen auf dem Braunschweiger Ferienkursus im Herbst 1902 hervorgegangene Broschüre, die als Zusammenstellung der neuesten Forschungen über die in Frage stehende Zeit äusserst instruktiv ist. Zuerst handelt sie von dem Papsttum, von seinen Vertretern und ihrem Leben; auch von seiner Wirksamkeit in der Kirche, seinen Ablässen und seinem Verhältnis zu den weltlichen Mächten; dann von den Aeusserungen der Volksfrömmigkeit und den Mitteln, durch die sie genährt worden ist; endlich von der neuen Laienbildung, von der Reformbewegung und den sozialen Verhältnissen, speziell in Deutschland. — Buchwalds (3301a) hübsches Buch ist ein neuer Beweis seiner grossen Befähigung, auf engem Raum die bewegenden Hauptpunkte weiteren Kreisen wirklich zum Verständnis zu bringen. Selbst so spröde Stoffe, wie die theologische Wissenschaft und die Kirchenverfassung, lässt er nicht bei Seite und weiss sie mit einigen klaren Strichen so gut zu charakterisieren, dass jeder denkende Leser verstehen muss, worauf es ankommt. Das Werk der Reformation wird auf 37 Seiten so dargestellt, dass schon die Gliederung ein Verständnis des Werkes erwecken muss: vorbereitend wird zuerst des Reformators Werdegang vor Augen geführt und die Bedeutung der Thesen gewürdigt, dann wird dem niedergerissenen Alten das sieghafte Neue gegenübergestellt und endlich über die Gefährdungen der Reformation bis zum einigenden Zusammenschluss der Evangelischen ein Ueberblick gegeben. Ein schönes Kapitel ist die „Ausbreitung der evangelischen Kirche", in kurzen Zügen eine Siegesbotschaft der Reformation. Auf die neuere Zeit können wir hier nicht eingehen; auch da wird das Notwendigste in ansprechender Form geboten. — Das fleissige Sammelwerk von Clemen (3306), von dem wir in der vorigen Berichtsperiode das 1. Heft kennen lernten (JBL. 1901 II 6:23), wird uns noch wiederholt beschäftigen: vgl. unten N. 3336b, 3363b, 3495a, 3544a und 3544b. Hierher gehören zwei, das Wormser und das zweite Regensburger Religionsgespräch betreffende Artikel (S. 138ff. und 142ff.); der erstere bringt Epigrammata Wormatensia, die zum grossen Teil von Melanchthon herrühren, dem Herausgeber des Corp. Reform. aber unbekannt geblieben sind; der zweite Artikel druckt einen auf das Regensburger Gespräch bezüglichen Brief des Joh. Brenz an den Professor Bernh. Ziegler in Leipzig vom 27. Januar 1546 und die Eröffnungsrede Malvendas vom 5. Februar 1546 ab. —

Ablassstreit. Eine wertvolle Gabe bietet Köhler (3314) in seinen Dokumenten zum Ablassstreit dar. Wer diese Sammlung etwa nur an der Hand von Briegers Artikel „Indulgenzen" (RPTh. 9, S. 76ff.) durchstudiert, wird eine gute Kenntnis des Ablasswesens zu Luthers Zeit, sowohl hinsichtlich seines Werdens wie seines damaligen Wesens, sich verschaffen. Denn K. gibt nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, nur zeitgenössische Zeugnisse. Er beginnt mit den ältesten bekannten Ablassurkunden der verschiedensten Arten (Urkunde eines erzbischöflichen, dann des ersten Papstablasses, des Kreuzzugs- und des Jubiläumsablasses und so weiter), bringt auch Dokumente der Polemik gegen den Missbrauch der Ablässe (von Abälard und Innocenz III.), zeigt den Umschwung in der Lehre von der Busse während des 12. und 13. Jahrhunderts an einigen klassischen Zeugen, führt Belege vor zu den neuen Ablässen „a poena et culpa" und für die Verstorbenen und gibt so die ganze mittelalterliche Entwicklung der für die Reformation so wichtigen und bewegenden Lehrfrage, um dann mit den zu Luthers Auftreten in direktester Beziehung stehenden Urkunden (der Ablassbulle Leos X. von 1515, der Instr. summaria Albrechts von Mainz und den sogenannten Sermonen

Tetzels) und mit Luthers eigenen Thesen und den wichtigsten dadurch verursachten Schriften (Wimpina-Tetzels Gegenthesen, dem Briefe Luthers an Albrecht von Mainz und so weiter) zu schliessen. Auch Luthers Resolutionen und — auszugsweise wenigstens — Ecks und Prierias' Gegenschriften hat K. noch mit aufzunehmen beabsichtigt; der zur Verfügung stehende Raum hat es nicht erlaubt. So sehr wir das mit K. bedauern, wir freuen uns dessen, was uns hier so handlich und bequem dargeboten wird. — Nestles (3315) Bemerkungen weisen in den Stücken 3b und 10 einige Zitate nach und geben zum 8. Stück einige Verbesserungen. —

Abendmahlsstreit. Haussleiter (3320) bringt einen Brief des Urb. Rhegius an Willibald Pirkheimer vom 24. April 1526 bei, durch den ersterer damals noch als Gegner Oekolampads erwiesen wird. Wenn also Seitz (JBL. 1899 II 6:21) behauptet, Rhegius habe gleich, als Zwinglis und Oekolampads Ansichten in der Abendmahlsfrage zu Tage getreten wären, mit ihnen sympathisiert, so ist das doch erheblich einzuschränken. —

Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen. Von E. F. K. Müllers (3321) neuer Sammlung der Bekenntnisschriften der reformierten Kirche hat mir nur ein Probebogen mit dem Inhaltsverzeichnis vorgelegen. Darnach fügt sie dem Inhalt der Sammlungen Niemeyers (Coll. confessionum in ecclesiis ref. publicatarum, Lips. 1840) und Schaffs (Bibl. symb. eccl. univ., New York 1878) eine erhebliche Reihe neuer Stücke hinzu. Als Ziel hat sich M. gesetzt, „von den noch in Geltung und Gebrauch stehenden Bekenntnissen möglichst keins und unter diesen von den wirklich bedeutenden sicher keins“ fehlen zu lassen. — Köhler (3322) würdigt Tschackerts Augustana-Ausgaben (JBL. 1901 II 6:30/1) in einem eingehenden Artikel und kommt zu dem Resultat, dass von Tschackert „ein Text gewonnen wurde, dessen Stellung zum Original allerdings nicht scharf fixiert werden könne, der aber jedenfalls — und zwar der deutsche vermutlich stärker als der lateinische — am Original orientiert sei und die einstweilen besten handschriftlichen Grundlagen habe“. — Tschackert (3324-25) ist inzwischen rüstig an der Arbeit, seine mühsamen Untersuchungen über den authentischen Text der Augustana zu vervollständigen. Er referiert über zwei von ihm neu aufgefundene Handschriften, die Ulmer und die Schwäbisch-Haller, beide heute im Staatsarchiv in Stuttgart. Letztere hat für die Herstellung des am 25. Juni 1530 vorgelesenen und übergebenen Textes keine Bedeutung, da sie aus einer noch nicht nach dem Originale durchkorrigierten Handschrift (bei Tschackert: Ansbach II) abgeschrieben ist. Wichtiger ist dagegen die Ulmer Handschrift; sie lässt sich als zwischen dem 25. und 27. Juni 1530 geschrieben fest datieren und gibt, weil sie als Kopie der Reutlinger Handschrift sich erweist, zugleich die Datierung für die letztere, die also am 25. Juni schon vorhanden gewesen sein und als Kopie des verlesenen Textes angesehen werden muss. — Im Anschluss an die Arbeiten zu den Bekenntnisschriften sei hier auf ein verwandtes Werk, Sehlings (3375a) neue Sammlung der evangelischen Kirchenordnungen, hingewiesen, von der der 1. Band vorliegt. Wir besitzen eine solche Sammlung von Richter aus dem Jahre 1845, die seiner Zeit ein höchst verdienstliches Werk war und Jahrzehnte lang in Ermangelung eines besseren für Forschungen auf dem Gebiete protestantischer Kirchenverfassung, evangelischer Gottesdienstordnungen und so weiter benutzt worden ist. Aber keinem Benutzer konnten die Mängel des Buches verborgen bleiben. Einmal hat es nur die ihm bedeutsam erschienenen Ordnungen herausgegriffen, ohne auch nur Vollständigkeit anzustreben, was ja immerhin wünschenswert gewesen wäre; sodann bringt es aber auch die ausgewählten Ordnungen nur unvollständig; und oft genug konnte es einem begegnen, dass gerade die Stellen irgend einer bestimmten Ordnung, aus denen man für die einen gerade beschäftigende Frage wichtigen Aufschluss erwartete, ausgelassen waren, so dass man gezwungen war, sich wieder an die Originale zu wenden. Für die Auswahl war ein einseitig juristischer Gesichtspunkt massgebend gewesen, und als Quellen der Liturgie, des Volksunterrichts, der kirchlichen Sitte und dergleichen waren die alten Ordnungen nicht hoch genug geachtet. Hier will S. abhelfen: er erstrebt nicht nur hinsichtlich des aufzunehmenden Materials, sondern auch hinsichtlich des Umfangs der Wiedergabe möglichste Vollständigkeit. Sein Buch wird deshalb für die Reformationsgeschichte ein Quellenwerk ersten Ranges werden, dessen Erscheinen nicht freudig genug begrüsst werden kann. Möge ihm eine glückliche Vollendung beschieden sein, und möge zu dem Zweck das Buch willige Käufer finden. Der erste Band (richtiger des ersten Bandes erste Abteilung) enthält ausser Luthers grundlegenden Ordnungen — darunter auch die von Kawerau (ZKWL. 10 [1899], S. 625ff.) als wahrscheinlich nicht von Luther stammend nachgewiesene Taufordnung — die Kirchenordnungen des Ernestinischen und Albertinischen Sachsen. —

Katechismusgeschichte. Cohrs hat mit dem vierten Bande sein in der vorigen Berichtsperiode (JBL. 1901 II 6:35/7) angezeigtes Werk zu Ende ge-

bracht: Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. 4. Band: Undatierbare Katechismusversuche und zusammenfassende Darstellung ([=MGP. N. 33.] B., Hofmann & Co. 1902. XXXIX, 431 S. M. 15,00). Er veröffentlicht zuerst noch einige undatierbare Katechismusversuche: Oekolampads „Frag und Antwort in Verhörung der Kinder", noch einen Katechismus von Joh. Toltz und Joh. Zwicks katechetische Schriften. Erstere setzt er um den 1. April 1529 an, Toltz' Buch etwa um dieselbe Zeit, von Zwick lässt er die Vaterunsererklärung zwischen 1526 und 1528 entstanden sein und nimmt in den gleichen Jahren auch die Anfänge der Glaubenserklärung an, die allmählich vermehrt — C. folgert das namentlich aus der Benutzung verschiedener Bibelübersetzungen nebeneinander — jedenfalls erst nach Luthers Enchiridion vollendet wurde. Eine zusammenfassende Darstellung schliesst das Buch ab. Nach einer historischen Uebersicht über die in Frage stehende Zeit behandelt sie zunächst die religiösen Lehrbücher nach ihrem Stoff — dabei namentlich die Entstehung der evangelischen fünf Hauptstücke ins Auge fassend —, dann nach ihrer Auslegung, und schliesst mit einer Skizze des praktischen Unterrichts auf Grund der Lehrbücher. — Günther (**3330**) untersucht, ob es in dem württembergischen Landeskatechismus in den Antworten auf die auf Brenz zurückgehenden Fragen: „Was ist die Taufe?" „Was ist das Nachtmahl Christi?" „Wortzeichen", wie es heute dasteht, oder richtiger „Wahrzeichen" heissen müsse, und bringt für letztere Lesart höchst bedeutsame Gründe bei. —

Flugschriften. Einen trefflichen Beitrag zu der Flugschriftenlitteratur liefert Goetze (**3335**). Er legt die unter Nennung des Namens erschienenen Schriften Seb. Lotzers in sorgfältigen Abdrücken vor. Leider hat er die anonym erschienenen „Zwölf Artikel der Bauern" von 1525, nach seinem eigenen Urteil „eine der eindrucksvollsten Flugschriften" der Reformationszeit, die er kürzlich an anderer Stelle in vorzüglicher kritischer Ausgabe abgedruckt hat (vgl. N. **3071**), und deren Abfassung durch Lotzer er auch gerade in der Einleitung zu unserer Sammlung noch einmal eingehend behandelt und bis zur Evidenz nachweist, hier nicht noch einmal wiedergegeben, so dass um dieses Hauptstück die Sammlung unvollständig ist. Doch wir sind dessen froh, was G. uns bietet. In chronologischer Folge lesen wir zuerst: Heilsame Ermahnung an die Einwohner zu Horb, dann den christlichen Sendbrief (beide 1523), darauf das Beschirmbüchlein und die Auslegung über das Ev. Matth. 22 (1524) und endlich die Entschuldigung einer frommen christlichen Gemeinde zu Memmingen (1525). In der Einleitung weist G. namentlich noch auf die von Lotzer benutzte Litteratur hin, zeigt vor allem seine Bibelfestigkeit, seine Bekanntschaft mit Hartmuths von Cronberg Schriften, seine starke Abhängigkeit von Luther und teilweise Beeinflussung durch Zwingli — und macht darauf aufmerksam, dass wir durch Lotzer auch eine genauere Kenntnis des bedeutenden Memminger Reformators Christoph Schappeler gewinnen, dessen Einfluss wir in Lotzers Schriften überall voraussetzen dürfen. —

Katholische Kirche: Einzelne Persönlichkeiten. Clemen (**3336b**) weist in Ergänzung der schon früher von Fraustadt (Die Einführung der Reformationi m Hochstifte Merseburg, Leipzig 1843, S. 39—52) gegebenen Nachrichten über die Verhandlungen des Bischofs Adolf von Merseburg mit den Pfarrern von Schönbach und Grossbuch auf einen von Fraustadt nicht herangezogenen äusserst interessanten Bericht hin, der sowohl den Charakter Adolfs als das Wissen und Wesen mancher Vertreter der damaligen höheren Geistlichkeit durch Einzelzüge aufs beste illustriert. Adolf erscheint als etwas beschränkter Kirchenfürst ohne theologische Bildung, aber von gutmütigem Wohlwollen, was zu den Erfahrungen, die Luther mit ihm gemacht hat (vgl. Enders, Luthers Briefwechsel, II, S. 313) wohl stimmen mag. Zwei aus den Handschriften der Zwickauer Ratsschulbibliothek beigefügte Stücke, ein Schreiben der gemassregelten Pfarrer an den Schösser von Colditz und ein Gutachten Luthers in ihrer Sache, erhöhen den Wert der Publikation. — Kawerau (**3340a**) widmet in der RPTh. dem namentlich aus seinen Kämpfen mit Erasmus und Luther bekannten Löwener Professor und Kanonikus Jak. Latomus (gest. 1544) und in demselben Werke (RPTh. 11, S. 300/2) dem katholischen Humanisten Bartholomaeus Latomus (gest. 1570) kurze, aber gediegene Artikel; gleichzeitig veröffentlicht er (**3340**) aus den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg einen von letzterem während seiner Pariser Lehrtätigkeit 1533 an Melanchthon gerichteten Brief, der diesen über die freie Predigttätigkeit des Predigers der Königin Margarete von Navarra, Gérard Roussel, in Paris orientierte, und der seinen gleichzeitigen Mitteilungen an Joh. Hess und Georg Spalatin (Corp. Ref. II, S. 658) zugrunde liegt. — Den im Herderschen Verlag erscheinenden Sammlungen: „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" und „Studien und Darstellungen auf dem Gebiete der Geschichte" verdanken wir wieder mehrere vortreffliche Bereicherungen der Reformationsgeschichte. In der letzteren Sammlung

lässt Reichenberger (3342) eine Biographie Wolfgangs von Salm, Bischofs von Passau, erscheinen. Obgleich es dem Katholiken schwer fallen musste, das ziemlich erfolglose Wirken dieses sympathischen Kirchenfürsten dem vordringenden Protestantismus gegenüber (vgl. besonders S. 26ff.) objektiv zu schildern, so ist ihm das doch in anerkennenswerter Weise gelungen. Für die uns am meisten interessierenden Partien seines Buches, die Darlegung der konfessionellen Verhältnisse des Bistums, standen ihm vortreffliche Quellen zu Gebote: teils die schon bei Wiedemann (Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, Prag 1879ff. Bd. 2/4) gedruckten Visitationsberichte aus dem Jahre 1555, teils die handschriftlich auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek (Cod. Germ. Mon. 1737) vorhandenen Akten der Visitation der bayerischen, zum Bistum Passau gehörigen Distrikte von 1588. — Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Humanismus ist Kneppers (3345) Buch. Durch die zahlreichen Beziehungen Wimpfelings zu den hervorragendsten Männern seiner Zeit gestaltet seine Lebensbeschreibung sich geradezu zu einer Kulturgeschichte seiner Tage. Da indessen das Buch unter diesem Gesichtspunkte an anderer Stelle besprochen wird (siehe N. 3567), so beschränken wir uns hier auf Wimpfelings Stellung zur Reformation. Da hat K. ein begreifliches Interesse daran, Wimpfelings anfängliche Zustimmung zu Luthers Auftreten, die er natürlich nicht leugnen will (S. 316), doch möglichst herabzudrücken. So erscheint ihm der Brief Wimpfelings an Maximilian, den er diesem nach der Specklinschen Chronik zur Zeit seines letzten Reichstages in Luthers Angelegenheit schrieb, unecht. Ich vermag inhaltlich nichts an dem Briefe zu finden, was gegen ihn bedenklich stimmen könnte; wenn Wimpfeling den Brief an Utenheim vom 1. Sept. 1520 (S. 318/9), der zweifellos echt ist, schreiben konnte, so konnte er auch zwei Jahre früher in der von Specklin berichteten Weise an Maximilian schreiben. Bedenklich machen könnte höchstens die äussere Bezeugung. Specklin leitet den Brief ein (S. 316, Anm. 5): „Auff dem reichstag zu Augspurg schrieb kayser Max. Jacoben Wimphelingen gehn Strassburg . . .", und K. begleitet letzteren Ort mit einem Ausrufungszeichen, jedenfalls um anzudeuten, dass Wimpfelings gewöhnlicher Wohnort damals Schlettstadt war. Aber S. 296 drückt K. sich selbst recht unbestimmt aus und sagt, dass Wimpfeling „wahrscheinlich" im Hochsommer 1515 nach Schlettstadt übergesiedelt sei, sich aber häufig wieder in Strassburg aufgehalten habe. Weshalb soll er also zur Zeit des Reichstages nicht in Strassburg gewesen sein? Uebrigens ist die Stellung Wimpfelings im ganzen durchaus objektiv geschildert. Das Hochgefühl des Katholiken darüber, dass der greise Humanist seiner Kirche treu bleibt, wird jeder billig denkende Leser zu würdigen wissen. — F. Herrmann (3343) veröffentlicht das „juramentum ern Johann Tetzels subcomissarien", das dieser dem Erzbischof Albrecht beim Eintritt in seine Dienste geleistet und das sich im Kreisarchiv zu Nürnberg erhalten hat, und macht wahrscheinlich, dass Tetzel am 22. Jan. 1517 sein Amt angetreten. —

Briefwechsel. Friedensburg (3346) setzt den Briefwechsel katholischer Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter (JBL. 1901 II 6 : 81) fort. Im Mittelpunkte seiner Publikationen stehen diesesmal zwei Teilnehmer am Wormser Religionsgespräch von 1540 sowohl als am Reichstage in Regensburg von 1541: Albert Pighius, der als theologischer und polemischer Schriftsteller seit der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre des 16. Jahrhunderts sich einen Namen machte, und der Irländer Rob. Vauchop, Erzbischof von Armagh, über dessen Briefwechsel aber schon Duhr in der Zeitschrift für katholische Theologie 1897, S. 593—621 berichtet hat, so dass F. sich auf Ergänzungen beschränkt. Die meisten Briefe (wir finden als Adressaten beziehungsweise Schreiber Aleander, Papst Paul III., Alessandro Farnese, Morone, Cervini, Granvella, Contarini und andere) stammen aus den dreissiger und vierziger Jahren und drehen sich vor allem um die vorhin genannten Religionsverhandlungen, werfen daneben aber auf den Kampf gegen den Protestantismus und die Reformation des römischen Klerus neues Licht. —

Gegenreformation (Lokalgeschichte). J. Schmidt (3352a) behandelt die Gegenreformation in den Herrschaften Königstein und Rieneck. Beide, bis dahin selbständige Grafschaften, kamen — von Rieneck allerdings nur der grössere Teil — in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als erledigte Reichslehen an das Erzstift Mainz: erstere 1581, Rieneck schon 1559. Zunächst blieb beiden das in ihnen herrschende evangelische Bekenntnis erhalten; ja von Erzbischof Wolfgang von Dalberg (1582—1601) meinte man sogar, er sympathisiere mit den Protestanten. Im Anfang des 17. Jahrhunderts aber begann die Gegenreformation, die, namentlich durch die Jesuiten gefördert, mit eiserner Konsequenz durchgeführt wurde. Sch. hat sie mit dankenswerter Objektivität geschildert und auch die ehrenhafte Standhaftigkeit der Protestanten zu ihrem Rechte kommen lassen. Unklar bleibt allerdings, wie er die schönen Worte des Mainzer Erzbischofs, dass „die Untertanen vermittelst der

bescheidenen, gütlichen und sanftmütigen Unterweisungen der ihnen vorgestellten katholischen Seelsorger allgemach herbeigebracht und gewonnen werden" sollen (S. 120), die er sich doch offenbar zu eigen macht, mit Massnahmen, wie sie z. B. S. 56 geschildert werden, reimen will. — Anders verlief die Gegenreformation in Altwirtemberg, über die Günter (3354) auf Grund reichen Aktenmaterials (S. VIf.) berichtet. Die katholische Partei konnte für die Rekatholisierung allerlei Rechtstitel geltend machen: so liess sich — ohne hier auf das Nähere einzugehen — einmal der Kadener Vertrag sehr wohl zum Nachteil des Reformationsrechts des Herzogs auslegen; es liess sich also den ganzen bestehenden Verhältnissen der Rechtsgrund entziehen. Sodann waren die zahlreichen eingezogenen Klöster, da das Interim sie an die Orden ausgeliefert hatte, während des Religionsfriedens wieder in geistlichem Besitz gewesen. So hat denn Wirtemberg schwere Zeiten erlebt; auf die erste katholische Restauration der Jahre 1629—30 folgte, vom Kriegsglück der Evangelischen begünstigt, in den Jahren 1631—34 eine evangelische Reaktion, aber die Nördlinger Schlacht lieferte das Land an Oesterreich aus. Dennoch ging es endlich mit unversehrtem Besitz und Bekenntnisstande aus der Katastrophe hervor. Wertvolle Beilagen illustrieren die Ausführungen des Buches: so lassen „Einfältige Gedanken" eines Ungenannten, die das Stuttgarter Archiv bewahrt, in die Stimmung gegenüber der drohenden Restitutionsgefahr einen Blick tun; ein Stuttgarter Pasquill aus dem Jahre 1629, das dem Propst bei Nacht in seine Behausung geworfen wurde, kennzeichnet die wunderbar optimistische Auffassung des Volkes, nachdem doch die drohende Gefahr schon angefangen hatte, Wirklichkeit zu werden, und die Uebersicht über die Klöstereinkünfte, an den authentisch feststehenden von Backnang orientiert, zeigt, was dem Herzog der Besitz dieser geistlichen Stiftungen wert war. — Höchst interessant ist auch der Bericht Dunckers (3355) über „die Gegenreformation in Thalheim an der Schotzach, 1628—49", den er schon im Berichtsjahre 1901 begonnen hatte (BWKG. 5, S. 163—74) und jetzt zu Ende bringt. Es handelt sich hier um ein Ganerbiat, dessen Besitzer teils evangelisch, teils katholisch waren. Es entspricht durchaus dem Grundsatz: cuius regio, eius religio, und legt für die Hartnäckigkeit jeder ihren Besitzstand wahrenden Partei das beste Zeugnis ab, dass durch eine förmliche Repartierung der Untertanen ein Simultanverhältnis geschaffen wird, ohne dass die Katholiken die begehrte Alleinherrschaft erreichen können. — Arnolds (3353) Buch, dessen erste Hälfte auch bereits der vorigen Berichtsperiode angehört (= SchrVRG. N. 67; Halle, Niemeyer. 1900. VII, 102 S. M. 1,20), greift über die für uns zunächst in Frage stehende Zeit hinaus. Doch zeigt seine Geschichte der Ausrottung des Protestantismus in Salzburg, dass die gegenreformatorischen Prinzipien stets die gleichen geblieben sind, und dass ihre Auswirkungen eher sich verschärft haben. —

Evangelische Kirche: Martin Luther: Biographien und Charakteristiken. Das Hauptwerk der Lutherforschung, Köstlins (3358) Lutherbiographie, hat der greise Verfasser noch in den letzten Monaten vor seinem Tode für eine Neuauflage vorzubereiten begonnen, die die seit 1883 — d. h. seit der 2. Auflage des Buches, von der die 3. und 4. kaum sich unterscheiden — in ausserordentlicher Menge erschienenen Arbeiten verwerten sollte. Der Tod hat ihm dann die Feder aus der Hand genommen, aber Kawerau ist auf Wunsch der Erben sowohl wie des Verlegers, die keine bessere Wahl treffen konnten, an Köstlins Stelle getreten und legt nun den ersten Band einer Neubearbeitung vor. Voll Pietät hat er den Direktiven sich angeschlossen, die Köstlin selbst für die neue Auflage sich gesetzt hatte: „Charakter, Anlage und Stoffverteilung des Werkes" völlig unverändert lassend, hat er es nur auf den Stand neuer Forschung erhoben. Dennoch hätte das Buch an Umfang erheblich zugenommen, wenn nicht Kawerau den Ausweg gefunden hätte, alle Abschnitte, in denen über den Inhalt von Schriften berichtet wird, in kleinerem Druck zu geben. Trotz aller Bereicherung ist der Preis des Werkes gegen früher erheblich herabgesetzt: man kann jetzt das Buch neu zu demselben Preise kaufen, zu dem es früher wohl antiquarisch angesetzt war. Möge es denn die weite Verbreitung finden, die es verdient, und nicht nur die Kenntnis Luthers und seines Lebenswerkes fördern, sondern auch auf die Lutherforschung wieder befruchtend einwirken. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein, zumal der in das nächste Berichtsjahr fallende 2. Band Gelegenheit bieten wird, auf das Buch zurückzukommen. — Noch selbst vollenden konnte Köstlin (3359) den umfangreichen Artikel über Luther für die RPTh. Zur kurzen Orientierung würde er noch mehr geeignet sein, wenn K. nicht verschmäht hätte, die Gliederung deutlicher zu markieren; nur hier und da gibt ein Sperrdruck Fingerzeige in dieser Richtung. Das Ganze aber ist ein trefflicher Beleg zu dem Worte, dass in der Beschränkung wahrhaft sich der Meister zeigt. — In unveränderter Gestalt, nur als neue Titelausgabe ist Rades (3362) Lutherbiographie wieder herausgekommen. Namentlich als Volksbuch hat sie noch

immer ihren hohen Wert, vor allem deshalb, weil sie ihr Ziel mehr darin sieht, den Reformator selbst reden zu lassen, als über ihn zu reden. — Heidrich (3357a) bietet eine quellenmässige Darstellung des Lebens und Werkes Luthers als Grundlage für den Religionsunterricht dar: ein vortrefflicher Gedanke, nur hätten wir noch mehr wirklich Quellenmässiges gewünscht. Durchweg redet Mathesius, dessen Ausführungen durch berichtigende oder einschränkende Anmerkungen zurechtgestellt werden. Schon dass das nötig war, zeigt, dass er eine Quelle im eigentlichen Sinne des Wortes nicht ist. Abschnitte, wie der Bericht des Mykonius über den Ablasshandel — bei dem übrigens die Fundstelle hätte angegeben werden können — und wie die trefflich gewählten eigenen Darlegungen Luthers aus „Wider Hans Worst" oder die dargebotenen Briefe Luthers und sein Testament scheinen uns besser gewählt zu sein, und ähnliche Stücke, die auch für die Jugend passten, hätten sich doch noch in grösserer Zahl finden lassen. Die Abschnitte aus Meurer und dergleichen hätten in einem Quellenbuch ganz fehlen sollen; sie können zu Missverständnissen führen. Doch auch so, wie es vorliegt, ist das Buch eine dankbar zu begrüssende Leistung, der man gern weiteste Verbreitung auf den Schulen wünscht. — Auch Langbeins (3359a) hübsch ausgestattetes Werk enthält eine mehr erbaulich gehaltene, ansprechend geschriebene Darstellung zur Lebensgeschichte Luthers, dem Zwecke des Buches entsprechend vorwiegend sein häusliches Leben behandelnd. Den Hauptteil des Werkes bilden die Predigten der Hauspostille, daneben eine Auswahl der Tischreden, die Anweisung zu beten für Meister Peter Balbierer und „Gebete auf alle Tage und für besondere Fälle". Für letztere hätte man gerne irgendwie die Quelle angegeben gesehen. Wie es mir scheint, sind sie aus dem vom evangelischen Bücherverein herausgegebenen Gebetbuch gesammelt, das sich wieder auf die Walchsche Ausgabe der Werke Luthers stützt. Die Sammlung ist geeignet, die Kenntnis Luthers in die evangelischen Häuser zu tragen. Die Bilder sind durchweg ansprechend gewählt; mancher hätte freilich wohl eine einheitlichere Auswahl gewünscht. — Einzelheiten aus Luthers Leben behandelt zunächst Clemen (3363b). Er macht wahrscheinlich, dass der Küster an der St. Nikolaikirche in Eisenach, Konrad Hutter, ein Grossoheim Luthers gewesen ist, und fördert überhaupt die Kenntnis der Lutherschen Familienverhältnisse; ausserdem weist er in Abweichung von Oergels Forschungen (Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, 22, S. 301) nach, dass Luther als Student in Erfurt in der Georgsburse gewohnt hat, die an der Lehmannsbrücke der jetzt abgetragenen Nikolaikirche gegenüber gelegen war. — F. Herrmann (3366) veröffentlicht aus einer auf der Stadtbibliothek in Mainz vorhandenen Abschrift das Gutachten der Mainzer Universität über Luthers Thesen, das Erzbischof Albrecht von ihr eingefordert hatte (vgl. N. 3358, S. 167), nebst zwei dazu gehörigen Schreiben Albrechts. — Kawerau (3369) hat sich durch Bezolds Ausführungen (JBL. 1901 II 6:154) überzeugen lassen, dass Luther wirklich gegen den Willen seines Fürsten von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt sei, und dass nicht etwa der Brief Friedrichs an ihn als diplomatisches Kunststück gewertet werden müsse, und nimmt nun an dieser seiner geänderten Anschauung Veranlassung, der ganzen Episode eine eingehende Darstellung zu widmen. Der exakte Lutherforscher hat mit dieser kleinen Publikation fast schöner noch, als durch seine hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte, bewiesen, dass es ihm nur um eins zu tun ist, um die geschichtliche Wahrheit. — V. Schultze (3370) bringt aus dem sorgfältig geführten Tagebuche eines Teilnehmers am Regensburger Religionsgespräch von 1546 einen neuen, leider nur fragmentarischen Bericht über Luthers Lebensende bei, der sich mit den bekannten Darstellungen im ganzen inhaltlich deckt, sie aber in Einzelheiten in glücklicher Weise ergänzt. —

Luthers Schriften. Von der Weimarer Luther-Ausgabe liegt der 25. Band (3371) vor. Er enthält, von Lic. G. Koffmane besorgt, Vorlesungen Luthers über die Briefe an Titus und Philemon von 1527 und über Jesaias von 1527—29, ausserdem Predigten aus den Jahren 1527 und 1528, unter Mitwirkung von P. Pietsch bearbeitet von D. Buchwald. Erstere, bisher ungedruckt, sind aus der auf der Universitätsbibliothek in Jena vorhandenen Rörerschen Nachschrift mitgeteilt. Auch für die Jesaiasvorlesung ist solche Nachschrift vorhanden gewesen, bisher aber nicht wieder aufgefunden. Wir sind für sie deshalb lediglich auf die von einem fremden Bearbeiter aus jenen Praelectiones hergestellten Scholia, die in erster Ausgabe (A) 1532, in zweiter, vermehrter (B) 1534 — beidemal ohne irgend eine Mitwirkung Luthers — herauskamen, angewiesen. Sie sind, die Vermehrungen von B in kleiner Schrift in A eingefügt, in unserer Ausgabe wiedergegeben. Vom 36. und 37. Kapitel fertigte Spalatin, vom 53. ein Ungenannter eine deutsche Uebersetzung, die 1535 beziehungsweise 1539 in Wittenberg herauskamen: sie hier zu berücksichtigen, lag kein Grund vor. Die Predigten behandeln in Fortsetzung der

1524—27 gehaltenen, im 16. Bande der Weimarer Ausgabe wiedergegebenen Exoduspredigten (JBL. 1899 II 6 : 122) das dritte und vierte Buch Mose, und werden auch aus Rörerschen Nachschriften zum Abdruck gebracht. — Von der Neubauerschen **(3374)** vortrefflichen Auswahl Lutherscher Schriften, deren zweites Bändchen wir in der vorigen Berichtsperiode als in zweiter Auflage erschienen anzeigen konnten (JBL. 1901 II 6 : 119), liegt nunmehr der erste Teil bereits in dritter Auflage vor. Die Auswahl (neben den Thesen und den grossen Reformationsschriften von 1520, vor allem eine der 1522 in Wittenberg gegen die Schwärmer gehaltenen Predigten, die Vorrede auf den Psalter, einige Aeusserungen über das Dolmetschen usw.) ist im ganzen dieselbe geblieben, nur sind die äusserst instruktiven Proben zur Bibelübersetzung, die die Uebersetzung Luthers sowohl in verschiedenen Phasen, als verglichen mit mittelalterlichen Vorläufern und gleichzeitigen Nachtretern (Emser, Dietenberger und Eck) vor Augen führen, in dankenswerter Weise vermehrt, der Text ist durchgehends revidiert und die Anmerkungen sind präzisiert und ergänzt worden. — Auch Moldehns **(3376)** Sammlung von Lutherschriften, auf die wir in der vorvorigen Berichtsperiode (JBL. 1899 II 6 : 131) empfehlend hinwiesen, liegt bereits in dritter Auflage vor. Bei unverändertem Inhalt hat sie doch eine wesentliche Verbesserung dadurch erfahren, dass am Rande, um den Gedankengang der einzelnen Schriften übersichtlicher zu gestalten, Gliederungspunkte angegeben und die bezüglichen Sätze im Text durch gesperrten Druck hervorgehoben sind. Das Erscheinen des „Passionalbüchleins" wird S. 57 Anm. irrtümlich erst in das Jahr 1545 gelegt; es ist bereits 1528 als Teil der damals herausgekommenen Neuausgabe des „Betbüchleins" erschienen. — Auch Luthers Briefwechsel hat eine Bereicherung erfahren: F. Schmidt **(3383a)** macht auf einen Lutherbrief aufmerksam, den er in den Protokollen der im sächsischen Kurkreise 1555 abgehaltenen Kirchen- und Schulvisitation entdeckt hat. Er betrifft die Einweisung des M. Joach. Pfuhl in die Pfarre zu Schönwald. — Ja, wenn bei der Veröffentlichung kein Irrtum untergelaufen ist, so sind noch einige besonders interessante Briefe Luthers neu entdeckt worden. Kolde **(3383)** veröffentlicht nämlich zwei an Urbanus Rhegius gerichtete Briefe, die durch eine darübergestellte Notiz Luther zugeschrieben werden, und eine zwischen diesen liegende Antwort des Adressaten, alle aus dem Jahre 1526 stammend. Flemming hat sie in Briefsammlungen der Ste. Genevièvebibliothek in Paris aufgefunden, die der Breslauer Patrizier Jakob Morau († 1603) zusammengebracht hat, und die später durch einen Verwandten, einen Konvertiten, nach Paris verschleppt worden sind. Die Briefe werfen jedenfalls auf des Rhegius Stellung in der Abendmahlsfrage ein neues Licht und geben der Auffassung, die Seitz darüber vertreten hat (s. S. 365, bei N. 3320), der Uhlhornschen gegenüber eine neue Stütze. Gehören sie wirklich dem Briefwechsel Luthers an, so lassen sie ausserdem auf bisher gänzlich unbekannte, vor dem Briefwechsel liegende, persönliche Beziehungen zwischen Luther und Rhegius schliessen. Haussleiter **(3320)** hat nun aber in einem Artikel: „Zur Stellung des Rhegius im Beginn des Abendmahlsstreites" die Echtheit der Briefe aus sehr gewichtigen, auch auf Kolde nicht ohne Eindruck gebliebenen Gründen bestritten; namentlich scheinen ihm die Grussüberschriften der Briefe nicht der Lutherschen Weise zu entsprechen, und macht die Erwähnung Luthers in der dritten Person in den Luther zugeschriebenen Briefen ihn stutzig. Er rät auf Joh. Piscatorius als Schreiber der Briefe (vgl. unten N. 3507). — Ein interessantes Beispiel dafür, wie gewaltig der Einfluss der Lutherschen Schriften auf die Zeitgenossen gewesen ist, gibt Köhler **(3381)**, indem er die vielfache Abhängigkeit der Postillen Corvins von Luthers entsprechenden Arbeiten nachweist. Ja, im ersten Teil seiner Evangelienauslegung hat Corvin überhaupt nicht den Versuch gemacht, wirklich Selbständiges zu leisten: wenn er auch manches anders formuliert und gruppiert hat, „die Gedanken selbst sind nahezu ausnahmslos Luthers Eigentum, mitunter bis auf den Wortlaut". Aber es ist interessant, dass er dann selbständiger wird; in der Auslegung der Episteln schon geht er eigene Wege, und was sich nun noch an Lutherschen Gedanken findet, „zeigt nur an seinem Teil die die kleineren Geister in Abhängigkeit zwingende Macht des Lutherschen Geistes". — Immer aufs neue reizt Luthers Stellung zur heiligen Schrift zur Untersuchung. Dass bei dem Reformator für verschiedene Auffassungen der Schrift Belege sich finden lassen, ist unbestreitbar. Häufig findet man das damit begründet, dass Luther von einer anfänglich freieren Stellung mehr und mehr zu einer direkt gesetzlichen Auffassung der Schrift zurückgedrängt worden sei. Scheel **(3388)** kommt in seiner sorgfältigen Arbeit zu einem anderen Resultat. Er will die „Doppelseitigkeit" der Stellung Luthers zur Schrift zu jeder Zeit seines Lebens konstatieren und wagt fast das Paradoxon auszusprechen, „dass in den Widersprüchen gerade die Einheitlichkeit zu erblicken sei". Aber lässt die Doppelseitigkeit und lassen die Widersprüche sich nicht doch zuletzt auf einen einheitlichen Gesichtspunkt zurückführen? Sch.

scheint mir S. 34 selbst schon anzudeuten, und seine späteren Ausführungen scheinen es noch des Näheren zu beweisen, dass im letzten Grunde doch die religiöse Wertung der Schrift immer das Massgebende für Luther gewesen ist. Nachdem er „gleichsam mit magnetischer Affinität den Kern der Schrift gefunden, der zugleich der Kern seines Wesens war", stand er kritisch zu alledem, was ihm diesem Kern widersprach; was ihm aber zu entsprechen schien, war nunmehr doppelt autorisiert; und weil so mannigfach die Schrift ihm ultimum refugium geworden war, so konnte er zeitweise die Bedenken ganz vergessen, die sie ihm auch wohl gemacht, und konnte sie im ganzen als die von Gott den Seinen gegebene Autorität ansehen, in der ein Irrtum von vorneherein ausgeschlossen war (vgl. S. 69 ff.). — Luthers Stellung zur Beichte macht E. Fischer (3390) zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung. In einem ersten Bande behandelt er vorläufig nur die Zeit bis Ostern 1520: „Luthers Anschauungen von der Beichte in den Anfängen seiner Wirksamkeit". Er zerlegt diese Anfangszeit in zwei Perioden, indem er bei der Fastenzeit des Jahres 1518 einen Einschnitt macht. In der ersten Periode bleibt, obgleich Luther ihre göttliche Einsetzung von vorneherein bestreitet und einzelne Verbesserungsvorschläge macht, doch „die kirchliche Beichte in ihrer damaligen Ausgestaltung ihm durchaus selbstverständliche Voraussetzung" (S. 146). Und auch in der zweiten Periode läuft bei Luther alles nur noch auf Reformvorschläge hinaus, wenn diese nunmehr auch schon einen ziemlichen Umfang gewonnen haben; zu einer prinzipiellen Bestreitung des kirchlichen Beichtinstituts ist er noch nicht gekommen. Einleitend schildert F. die römische Beichtpraxis beim Beginn der Reformation. Hier hätte man zuweilen gern noch nähere Auskunft; z. B. hätte man gern erörtert gesehen, wie die des Lesens Unkundigen ihre Beichte abgelegt haben, und vermutet im Zusammenhange damit, dass nicht alle in der Volkssprache geschriebenen Beichtbücher für die Hand der Laien bestimmt gewesen sind, dass sie vielmehr vielfach wohl zum unmittelbar praktischen Gebrauch bei der Beichte gedient haben, um den Beichtenden die nötigen Bekenntnisse vorsprechen zu können. Im ganzen erhält man aber ein anschauliches Bild von der wichtigsten Institution des Mittelalters und von den sie tragenden Lehren. —

Luthers soziale Anschauungen. Seeberg (3397) sucht die Frage zu klären, ob Luther als kirchlicher Reformator auch soziale Aufgaben als in sein Gebiet fallend betrachtet habe. Er entscheidet, dass Luther keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen sei, dass die Kirche nicht die Aufgabe habe, neue wirtschaftliche Theorien oder Institutionen zu schaffen, dass das vielmehr die Sache des Staates und der Wissenschaft sei. Auch wo Luther nicht diesem Prinzip entsprechend gehandelt zu haben scheine, sei seine Absicht doch nur dahin gegangen, dass das Evangelium frei verkündigt werde; aber es hätte freilich nicht gepredigt werden können, ohne dass Sünde Sünde genannt und die sittlichen und sozialen Schäden der Zeit blossgelegt worden wären. So sei der Obrigkeit die Pflicht vorgestellt, auf dem Wege des Rechts Abhilfe zu schaffen, aber immer sei das für Luther nur ein indirekter Weg gewesen zu dem eigentlichen Ziel. Diese Auskunft hat ja etwas Bestechendes: ob aber Luther, der doch von der mittelalterlichen Vermengung der Aufgaben von Staat und Kirche herkam, wirklich so klar in dieser Frage gesehen hat, wie es nach S.s Darstellung scheint, ist mir etwas zweifelhaft. Vielleicht sind wir von unserem Standpunkte aus oft zu sehr geneigt, da prinzipielle Entscheidungen zu sehen, wo gewissermassen divinatorisch aus den Aengsten des Zweifels heraus das Richtige gefunden wurde. — Von einer etwas anderen, aber doch im wesentlichen dieselben Prinzipien suchenden Problemstellung aus urteilt Brandenburg (3399) doch auch im einzelnen etwas anders. Namentlich in der Wertung der Schrift an den Adel scheinen mir die Auffassungen sich zu scheiden. B. nimmt keinen Anstand, in ihren Ausführungen einen Traum zu sehen, der schnell entflohen sei; und beim Erwachen habe sich Luther allein gefunden mit wenig Gleichgesinnten unter den Heiden, und habe von da an die Ueberzeugung gewonnen, dass die Verhältnisse bleiben würden, wie sie wären, dass es keinen Sinn habe, sich auszumalen, wie eine christliche Gesellschaft beschaffen sein könne und müsse. In dem absoluten Idealismus Luthers, der ihn Vaterland und Nationalität wie Besitz und Familie nur als Adiophora habe betrachten lassen, sieht B. das bestimmende Prinzip des Reformators in allen hierhergehörigen Fragen. Ist er für Seeberg — wenn auch mit einigen Abstrichen — direkt ein Vorbild für unsere Tage, so ist er für B. mehr nur der Bahnbrecher, der für unsere heutigen sozialen Anschauungen den Grund gelegt, indem er „der mönchischen Weltflucht und der priesterlichen Weltherrschaft den Krieg erklärt und beide mit den Waffen des Geistes überwunden hat". —

Die Beurteilung Luthers. Das Thema „Luther gegen Luther" (3404) liesse sich durchaus mit wissenschaftlichem Ernst behandeln (vgl. oben S. 370,

N. 3388). Die vorliegende Schrift kann aber nicht recht ernst genommen werden; sie stellt die oft gehörten Verunglimpfungen Luthers aufs neue zusammen. Gleich auf S. 6 ist sie bei seiner Ehe und bei dem bekannten Briefe Melanchthons an Camerarius vom 16. Juli 1525, der so ungünstig wie möglich übersetzt wird. Für das Wort auf S. 7, Z. 5 von unten, das doch offenbar Zitat sein soll, sähe man gerne die Quelle angegeben. Hat sich wirklich protestantischer Eifer einmal so weit verirren können? Auf einem Irrtum beruht der Schlusssatz (S. 40), dass das protestantische Publikum über alles Vorgebrachte in vollständiger Unwissenheit erhalten würde. Die Protestanten sind weit davon entfernt, Luther zu einem Heiligen stempeln zu wollen, zumal sie einen solchen auch nicht nötig haben, aber sie sehen Luthers Grösse trotz seiner Schwachheiten und werden sich darin auch nicht durch tendenziöse Verdächtigungen beirren lassen. — Lichtensteins (**3406**) Skizze bringt nichts Neues, wird aber gewiss durch die vielfach treffende Parallelisierung zwischen Paulus' und Luthers Lebensgang und Führungen dazu beitragen können, wie das Geleitwort wünscht, „der deutschen evangelischen Christenheit die Bedeutung Pauli und Luthers wieder mehr zum Bewusstsein zu bringen". —

Luthers Verhältnis zum heutigen Geistesleben und zur Litteratur. „Nicht als Glaubenslehrer, als Dogmatiker, sondern als Leiter und Lehrer zum Glauben selbst" zeigt Schuster (**3392**) Luther, indem er zunächst in geschickter Weise Auszüge aus seinen Werken zusammenstellt und dann daraus rechten Lutherschen Glauben bestimmt vor allem als Vertrauen, dann als persönliches Leben und zugleich als höchste Form der Sittlichkeit: als eine Tat, darin bestehend, dass der Mensch Gottes Gemeinschaft suchender Liebe sich hingibt. Als Ziel gerade der modernen Theologie bezeichnet Sch. es, dass sie diesem Glaubensbegriff immer mehr zum Siege verhelfen wolle. — Eine gewisse Verwandtschaft mit diesen Ausführungen kennzeichnet Scholz (**3378a**), der Luthers Auslegung des dritten Artikels im kleinen Katechismus benutzt, um die Frage zu beantworten: wie kommt religiöse Erfahrung zustande? Vorbereitend stabiliert er die allgemeine Glaubenspflicht und die wenn auch in individueller Verschiedenheit, doch auch allgemein vorhandene Glaubensanlage. Mit dem dritten Punkt, dem Glaubensgrund, tritt er in die eigentliche Behandlung seines Themas ein; allen Synergismus ablehnend, stellt er psychologisch sowohl wie erkenntnistheoretisch die Grenzen unserer Vernunft fest, um dann namentlich den ethischen Erfahrungssatz zu begründen, dass gerade das Beste — und mit ihm der Glaube — uns geschenkt wird. Wir können hier nur andeuten, wie Sch. dann weiter, immer an der Hand der Lutherschen Erklärung, die Erziehung zum Glauben erörtert und endlich mit des Glaubens Höhepunkt und Endziel schliesst. Man lese selbst: nicht nur für den Reichtum, sondern auch für die Zeitgemässheit der Lutherschen Gedankenwelt ist die Schrift ein schöner Beweis; sie kann jedem evangelischen Christen reiche Förderung bringen und wird besonders wertvoll und anregend sein für den Lehrer und Prediger. — Auch das Buch, das unserer Zeit „Luther als Erzieher" (**3410**) vorhalten will, beginnt mit der Feststellung evangelischen Glaubens; es grenzt ihn ab gegen römischen Glauben und gegen Verzerrung im eigenen Lager, und charakterisiert ihn nicht gerade leicht verständlich als ein „Christumerfassen und sich von ihm Erfasstwissen", als ein „Christum in das Herz seines Lebens stellen". Schon diese Definierung zeigt, dass nicht, wie man nach dem Titel wohl erwartet, vorwiegend Lutherworte gegeben werden; vielmehr werden diese nur verwandt, um auf Grund von Luthers Anschauungen gewonnene, eigene Formulierungen zu bekräftigen und zu stützen. Die Gedanken reihen sich ziemlich zwanglos an einander und werden häufig durch Seitenblicke und — Seitenhiebe auf die Gegenwart abgelöst. Andere Stichworte, unter denen derartige Betrachtungen angestellt werden, sind: Gottesdienst, deutscher Protestantismus, Reichtum, Kaufhandlung und Wucher, akademisches Studium. Gewiss wird das Buch auch so Gutes wirken können; aber vielleicht wäre mancher mehr für ein richtiges Luther-Brevier gewesen. —

Melanchthon. Eine grosse neue Melanchthon-Biographie, die uns das Melanchthon-Jahr nicht gebracht hat, ist nunmehr in Ellingers (**3418**) Publikation erschienen. Die Kenntnis der äusseren Lebensschicksale des Praeceptor Germaniae wird durch das Buch nicht bereichert. In dieser Beziehung bringt es nichts, was denen, die die Melanchthon-Litteratur verfolgt haben, nicht schon bekannt wäre. In einer derartigen Förderung hat es auch nicht sein Ziel gesehen; vielmehr beschränkt es sich absichtlich auf die Hauptpunkte und lässt sogar manches nicht Unwichtige fort, nur um nicht zu weitläufig zu werden. Doch hat das Buch auch hier seine grosse Bedeutung darin, dass es das, was in Einzelpublikationen zerstreut war, in der Hauptsache einmal zusammenfasst und im ganzen ein deutliches Bild von unserer zeitigen Kenntnis des Lebens Melanchthons darbietet. Durchweg in grossen Zügen geleitet es den Reformator aus der Heimat und aus der Jugendzeit nach Wittenberg,

widmet hier den Unruhen der Jahre 1521—22 ein besonderes Kapitel, zeigt dann Melanchthon in seiner Tätigkeit als geistlicher Visitator und kirchlicher Diplomat, würdigt namentlich sein Werk auf dem Augsburger Reichstage und schildert ihn endlich auf der Höhe des Lebens und im Alter, teils umworben von den ehrenvollsten Berufungen und Anträgen, teils angefeindet von erbitterten Gegnern oder — was das Schwerste war — angezweifelt von vertrauten Freunden, auch schon von Luther selbst. Der Rechtfertigung des Namens Praeceptor Germaniae ist abermals ein besonderes Kapitel zugewiesen, und eine Würdigung der Lebensanschauungen und der Persönlichkeit Melanchthons bildet den Schluss. Zusammenfassend gibt er noch einmal, was durch das ganze Buch hin als Hauptgesichtspunkt sich zeigt; denn die geistige Persönlichkeit Melanchthons herauszuarbeiten, ist das eigentliche Ziel des Verfassers gewesen. Und darin liegt auch der Hauptgewinn des Buches, der um so grösser erscheint, als E. nicht Theologe ist und den bisherigen Gesamt-Beurteilungen Melanchthons gegenüber, die durchweg von Theologen geschrieben sind, die Dinge einmal mit anderen Augen ansieht. Den Kern des Wesens Melanchthons findet nun aber E. in seiner Absicht, „die Menschen zu bessern und zu bekehren“. Von hier aus wäre seine humanistische, von hier aus seine theologische Tätigkeit bestimmt gewesen. Die Wissenschaft soll dienen, dem natürlichen Menschen das „Gesetz“ recht vor Augen zu stellen und in ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit zu wecken; den so Bereiteten soll der heilige Geist dann weiter führen zur Busse, zur Bekehrung und zu den Trostsprüchen des Evangeliums. Eine interessante Konstruktion, die dem Theologen Melanchthon vielleicht hinreichend gerecht wird, bei dem Humanisten aber vielleicht nicht genug dem rein abstrakten Interesse Rechnung trägt, das Melanchthon an den Wissenschaften gehabt hat. E. verkennt dieses nicht, meint es aber bei Melanchthons Bestrebungen um die Weiterverbreitung der Bildung nicht in Ansatz bringen zu müssen. Hier wird ihm am Ende doch zu widersprechen sein. — Einem bisher vernachlässigten Kapitel in Melanchthons Leben, auf das er freilich auch schon in den Deutsch-evangelischen Blättern 1901, Heft 3 und 4 und in Moellers Kirchengeschichte Band 3, 2. Aufl. (JBL. 1901 II 6 : 1), S. 103 hingewiesen, widmet Kawerau **(3423)** eine eingehende Untersuchung, den Versuchen der Katholiken, den abtrünnigen Gelehrten zur alten Kirche zurückzuführen. Wir lernen an der Hand zum Teil erst kürzlich erschlossener Quellen, dass diese Versuche schon 1524 einsetzen, als Campeggi seinen Privatsekretär Friedr. Nausea nach Bretten schickt, wo Melanchthon sich gerade aufhielt, um ihn „anzulocken“ und seine Seele zu „fischen“ — wie dann der galizische Bischof Andreas Cricius um ihn wirbt, und namentlich der Kardinal Jacopo Sadoleto um sein Vertrauen sich bemüht. Hatte Luther schon von ihm geargwöhnt, dass er auf päpstlichen Befehl gehandelt habe, so stehen mancherlei offizielle Bestrebungen der Kurie, oder doch deren amtlicher Vertreter, der Nuntien, in dieser Richtung fest: schon während des Augsburger Reichstages setzen sie ein, und die Machinationen des Abenteurers Braccetto, der von dem im Gebiet des gut katholischen Herzogs Georg liegenden Leipzig aus mit Melanchthon verhandeln sollte, sind dafür wohl der drastischste Beweis. Von den letzten vergeblichen Hoffnungen dieser Art, als deren Träger wir namentlich den Bischof Bertano kennen lernen, hören wir aus dem Jahre 1552: er sah Melanchthon schon auf dem Wege nach Trient und hoffte dort seine „Geschicklichkeit“ an ihm erproben zu können. Aber Melanchthon tat ihm nicht den Gefallen, ihm überhaupt Gelegenheit dazu zu geben. Er war mit der Zeit entschiedener und vor allem vorsichtiger geworden. Manche Schwächen des Reformators offenbaren uns diese Episoden seines Lebens, aber wir dürfen ihn nicht mit lutherschem Massstab messen: wir müssen immer bedenken, dass er vor allem Humanist war, und dass er stets in einer Reform ohne Bruch sein Ideal gesehen hat. So begreifen wir, dass immer wieder auch bei ihm die Hoffnung auftauchte, der Bruch liesse sich am Ende noch wieder ausgleichen, und dass diese Hoffnung ihn oft gefügiger erscheinen liess, als er doch im Grunde war. An K.s Darstellung sind ein besonderer Vorzug die zahlreichen Proben aus der uns aufbehaltenen Korrespondenz; in trefflicher Weise führt sie uns in das Gewirr der damals gesponnenen Fäden. — Haussleiter **(3422)** bereichert unsere Kenntnis der Werke Melanchthons um interessante Stücke. Aus der Wittenberger Ausgabe von Luthers Werken, in der sie niemand vermutet hat, veröffentlicht er Melanchthons Thesenreihen über ethische, politische und philosophische Fragen aus den Jahren 1533—43. Für ihren Wert hat H. selbst sich treffend auf Melanchthons eigene Charakteristik solcher Disputationsthesen berufen: Duae maximae res his exercitiis petuntur, veritas, et modus quaerendae veritatis (Corp. ref. X, S. 967). So geben sie auch uns heute in kurzer, scharfer, geradezu herausfordernder Fassung die beste Auskunft über des Reformators Anschauungen zu den in Frage stehenden Zeiten, und wir dürfen H. für ihre Auffindung und Erneuerung herzlich dankbar sein. – Ein Brief Melanchthons an Urb. Rhegius vom 19. November 1540, der einen

interessanten Einblick in seine Hoffnungen und Sorgen bei Beginn des Wormser Religionsgesprächs gewährt, und den an derselben Stelle, wie die früher S. 370 angeführten Luther(?)-Briefe Flemming aufgefunden hat, wird von Kolde **(3383)** in Verbindung mit diesen Briefen veröffentlicht. —

Reformationsgeschichte einzelner deutscher Länder: Baden. Die Einführung der Reformation in Wertheim ist erst kürzlich der Gegenstand einer ansprechenden Darstellung Baumgartens gewesen (JBL. 1890 II 7:21), aber einmal bot er nur einen Ausschnitt und namentlich verfügte er über nur mangelhaftes Quellenmaterial. Es ist deshalb dankbar zu begrüssen, dass Neu **(3430a)** die Geschichte des Evangeliums in der Grafschaft Wertheim einmal vollständig — bis zur Errichtung des Grossherzogtums Baden —, sodann auf Grund ausgezeichneter Quellen — der Akten des Fürstlich Löwenstein-Wertheim-gemeinschaftlichen Archives — zu schildern unternommen hat. Ist doch die Gegend, wo ein Franz Kolb, ein Eberlin von Günzburg, ein Jakob Strauss gewirkt haben, schon deshalb immer neuer Beachtung in der Reformationsgeschichte wert. Ausser der Reformationszeit interessiert uns hier vor allem die Zeit der Gegenreformation, die auch über Wertheim, namentlich nach der Schlacht bei Nördlingen, schwere Tage gebracht hat. Davon geben auch mehrere der trefflichen archivalischen Beilagen Kunde, die dem Buche noch einen besonderen Wert verleihen. — Prinzipiell von N. 3399 bedeutsam beeinflusst und inhaltlich von N. 3326 bestimmt, würdigt Köhler **(3430)** die Einführung der Reformation in Konstanz und findet in ihr eine klassische Repräsentation des „Lutherschen Glaubenssupranaturalismus in seiner reinen, unveräusserlichten Form". —

Bayern. Eine sorgfältige Geschichte der Reformation in der Grafschaft Oettingen, die ehemals Gebiete der heutigen Regierungsbezirke Mittelfranken und Schwaben-Neuburg, sowie des Königreichs Württemberg umfasste, gibt Herold **(3439)**. Schon der verdiente Bibliothekar der Fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek, Dr. G. Grupp, hat vor einigen Jahren eine Oettingensche Reformationsgeschichte erscheinen lassen, aber trotz anerkennenswerten Strebens nach Objektivität verrät diese doch mehrfach den Katholiken und wird nun durch diese Darstellung von evangelischer Seite mindestens in bester Weise ergänzt. Treffliche Männer haben an der Einführung der Reformation in Oettingen mitgewirkt: in den vierziger Jahren hat Georg Karg, der spätere Ansbacher Generalsuperintendent, hier in Segen gewirkt; zu der unter Ludwig XVI. eingeleiteten Visitation wünschte dieser ihn wieder zurück, konnte sein Ziel aber nicht erreichen; dagegen leistete ihm der von seinem Landesfürsten dargeliehene württembergische Superintendent Jakob Andreä wiederholt wirksame Hilfe. Endlich wurde in M. Alexius Bresnizer ein Superintendent des Landes gewonnen, der wegen abweichender Anschauung in der Flacius-Strigelschen Streitsache sich aber erst mit Andreä auseinanderzusetzen hatte. — Lippert **(3436)** zerstört die vielfach verbreitete Annahme, dass die Landgrafschaft Leuchtenberg stets ein katholisches Land geblieben sei. Er gibt, soweit die auf dem Kreisarchiv in Amberg vorhandenen Akten das Material dazu bieten, zuerst eine kurze Geschichte der Reformation in jenen Gebieten, um dann die etwa mit dem Jahre 1570 einsetzende Gegenreformation zu schildern, in der der Kampf um die Pfarre Luhe eine besondere Rolle spielt. Eine Uebersicht über die Leuchtenberger Pfarren mit sorgfältigen Angaben über die konfessionellen Verhältnisse in den in Frage stehenden Zeiten bildet den Schluss des interessanten Artikels. — Wolfart **(3434)** gibt weitere Beiträge zur Reformationsgeschichte Augsburgs (vgl. JBL. 1901 II 6:279). Er berichtet über den Aufenthalt Kaspar Schwenkfelds bei Bonifacius Wolfhart und illustriert seine Ausführungen durch wertvolle Beilagen: durch ein Gutachten der Strassburger Prediger über Schwenkfeld, auf Bitten der Augsburger von ihnen aufgestellt; durch einen Brief Wolfharts an Butzer vom Oktober 1533; namentlich durch ein Rechtfertigungsschreiben Schwenkfelds an den Augsburger Rat, in dem er verlangt, wenigstens nicht ohne Verhör aus der Stadt vertrieben zu werden usw. — Roth **(3443)** zeigt an interessanten Dokumenten die Bemühungen des Augsburger Rats, nach dem Reichstage im Jahre 1530 die vom Kaiser „niedergelegte" evangelische Predigt wieder aufzurichten. Seine Verhandlungen wegen Berufung des Ambr. Blaurer und des Balth. Keufelin hatten keinen Erfolg; dagegen liess Wolfg. Musculus, zu dessen Gewinnung der Rat mit den „Häuptern" der Strassburger Prediger sich in Verbindung gesetzt hatte, sich für Augsburg gewinnen. — Clemen **(3431)** setzt die in der vorigen Berichtsperiode (JBL. 1901 II 6:270) erwähnten Miscellen zur bayerischen Reformationsgeschichte fort: er stellt die Vermutung auf, dass der Verfasser der Flugschrift „Kurtzer gründtlicher bericht . . ." (Weigel-Kuczyński, Thesaurus N. 1857), Johann Lyndenmayer, identisch ist mit dem gleichnamigen Schreiber eines auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek vorhandenen, von C. abgedruckten Briefes, der vom 6. Mai 1504 aus dem Nürnberger Schotten-Benediktinerkloster zu St. Aegidien datiert ist; sodann werden wir mit einigen Flug-

selben Zeitschrift (BSächsKG. 16, S. 71—119) zeigt „die Universität Leipzig in den kryptocalvinistischen Wirren zur Zeit des Kurfürsten August“. Wenn er dadurch den Vorgang auch nicht in ein anderes Licht rückt, so sind seine an Einzelheiten reichen Ausführungen doch geeignet, die Wirren jener Tage uns recht deutlich vor Augen zu führen und zugleich deutlich zu machen, wie der Kurfürst, indem er die Universität von dem Gift des Kryptocalvinismus reinigt, sie gleichzeitig wissenschaftlich erheblich schädigt. — Wustmanns (3496) interessante Arbeit macht uns mit dem Begründer des berühmten Auerbachschen Kellers in Leipzig, Dr. H. Stromer von Auerbach, bekannt, in dem wir einen hervorragenden Freund der Reformation kennen lernen. S. 51 muss das Datum des Briefes Luthers an Spalatin als der 21. April 1523 aufgelöst werden; der Name des bekannten Leipziger Humanisten, späteren Superintendenten von Lüneburg heisst wohl richtiger Hegendorfer. Im Anhange werden uns 7 Briefe Stromers an Spalatin dargeboten. Auch zur Geschichte der medizinischen Wissenschaft enthält das Buch wertvolle Beiträge. — Reiche Spalatiniana bietet auch Clemen (3495a) dar: einen Brief Spalatins vom 21. Dezember 1518 an Jordan Hertzheimer, der damals in Wittenberg studierte, und 22 Briefe an Spalatin aus den Jahren 1527—44 von Pirkheimer, Brenz, Wenz. Link, Joh. Agricola, Andr. Osiander, Veit Dietrich, Just. Jonas, Bugenhagen, Amsdorf und anderen. — Dazu kommen, ebenfalls von Clemen (3495) veröffentlicht, noch 5 Briefe an Spalatin: auch darunter ein Brief von Pirkheimer, schon vom 23. Oktober 1513, daneben Briefe von Crocus, Nik. Gerbellius, Franz Lambert und Justus Menius. — Zu seinem schon im 6. Hefte der MAVZwickau. begonnenen Aufsatz über Joh. Sylv. Egranus bringt Clemen (3488) jetzt vor allem noch interessante Beilagen aus einer Handschrift Steph. Roths auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek, darunter namentlich einige Indicia über die Communia sub utraque, über die Privatmesse und über den Glauben, sowie einen Sermon des Egranus „von der puss“. — Endlich publiziert Clemen (3493) in Ergänzung seines Artikels BSächsKG. 12, S. 62ff. (JBL. 1899 II 6:52) noch ein litterarisches Nachspiel zur Leipziger Disputation: einen interessanten Fund zu dem Streit des Mosellanus mit dem Hebraisten Joh. Cellarius aus Kundstadt in Franken. Dieser hatte dem berühmten Leipziger Gräcisten vorgeworfen, er habe seine Rede bei der Eröffnung der Disputation am 27. Juni 1519 abgelesen. An den zahllosen Streitschriften, die um diesen Vorwurf sich drehten, hatte der Angegriffene selbst zunächst sich gar nicht beteiligt. Dann aber antwortete er seinem Verleumder so, dass nur der Eingeweihte es verstand, in der Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung von Gregors von Nazianz „De Theologia liber primus“; der Drucker aber begleitete wider den Willen des Verfassers die Vorrede mit erklärenden Randglossen. Während nun die Vorrede selbst durch mehrfachen Abdruck erhalten war, waren die im Abdruck fortgelassenen Randglossen verschollen. Jetzt hat C. die Originalausgabe mit den letzteren wieder aufgefunden. — E. Fischer (3482) veröffentlicht beachtenswerte Einzelheiten zur Einführung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und ohne vorhergegangene Beichte in Wittenberg und seiner Umgebung im Jahre 1521, und zu Karlstadts Predigttätigkeit zu derselben Zeit, wobei am wichtigsten vielleicht der höchst wahrscheinlich gemachte Umstand ist, dass Karlstadt sich mit mehreren Geistlichen zur Aenderung der Abendmahlspraxis verabredet hat. —

Niedersachsen. Die Reformationsgeschichte Goslars ist von ganz besonderer Bedeutung, nicht nur wegen der besonderen politischen Lage der alten Kaiserstadt und wegen der schwärmerischen Bewegung, die dort mit der reformatorischen in ganz besonderer Stärke sich mischte, sondern vor allem auch, weil Goslar dafür, dass es das Evangelium sich gewann, seinen früheren Reichtum und alten Glanz einsetzte und verlieren musste und so ein klassisches Beispiel dafür bildet, in wie hohem Masse in der Reformationszeit oft die religiösen Interessen die politischen überwiegen. Die einzige Darstellung, die bisher die Goslarsche Reformationsgeschichte gefunden hat, ist veraltet und bringt auch vielfach nicht nur Lückenhaftes, sondern direkt Unrichtiges (vgl. z. B. S. 10ff.). Auf Grund der Akten des neu geordneten und dadurch erschlossenen Archives von Goslar bietet nun Hölscher (3476) eine neue Darstellung der Einführung der Reformation in Goslar dar. Besonderen Wert erhält seine Arbeit dadurch, dass er durchweg die Quellen selbst reden lässt und sie in geschickter Weise in seine Darstellung verflicht. Auf diese Weise erhalten wir zum Beispiel eine Abschrift der ersten Goslarischen Kirchenordnung vom Jahre 1531, deren Original allerdings leider verloren ist, und die wir nur noch in einer etwa 200 Jahre jüngeren Kopie besitzen; ferner reiche Proben aus der Korrespondenz Goslars in dieser bewegten Zeit, den Protest Goslars gegen das Interim und zahlreiche andere Urkunden. Anhangweise druckt H., obgleich sie nicht mehr in den Rahmen der Arbeit fällt, auch die Konsistorialordnung von 1555 mit ab, die gleichfalls nicht mehr im Original, sondern ebenso wie die Ordnung von 1531 nur in einer späteren Samm-

grafen Georg von Hessen befiehlt es, freilich unter allerlei Reservaten. In der von Bross angeführten Pfarrer-Reihe von Pohl-Göns in Hüttenberg finden bedeutendere Männer sich nicht; originell sind die drei Thumernit (Thumernites), Abraham, Isaak und Jakob mit Vornamen, Grossvater, Vater und Sohn. Aus Greins Aufsatz gehört nur die Agitation der Giessener Geistlichen gegen die Juden (1622—23), gegen die zu predigen sie für Gewissenspflicht eines jeden rechten evangelischen Hirten erklärten, noch hierher. — Ueber Lambert von Avignon orientiert Mirbt **(3449)** in einem sorgfältigen Artikel. Seine Tätigkeit auf der Homberger Synode ist bereits früher in einem eigenen Artikel von M. gewürdigt worden (RPTh. 8, S. 288ff.), doch kommt seine fernere Wirksamkeit in Hessen hier zu ihrem guten Recht. —

Lübeck. Mit einer interessanten Uebersicht über die politischen und kirchlichen Verhältnisse Lübecks zu Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt Schreiber **(3459)** die Reformationsgeschichte dieser Stadt. Dann registriert er die ersten evangelischen Bestrebungen, indem er einleitend auch auf die vorreformatorischen Regungen, als deren Repräsentanten gerade in Lübeck er den Verfasser des Büchleins „Van deme Repe" nennen kann, und die humanistischen Einflüsse hinweist. Weiter schildert er — dank der guten Quellen oft in lebendig-dramatischer Weise — den Sieg der Reformation, die hier wie in den meisten Städten von der Bürgerschaft dem Rate abgetrotzt werden muss. Eine Schilderung des „evangelischen Lübecks" und namentlich der Tätigkeit Bugenhagens, der Bedeutung seiner Kirchenordnung und seiner niederdeutschen Bibelübersetzung bildet den Schluss der wertvollen Monographie. —

Mecklenburg. Dem Leben Joh. Albrechts I. von Mecklenburg (vgl. JBL. 1901 II 6:335), der die Reformation in seinem Lande ausgebaut hat, folgt jetzt eine Biographie seines Vorgängers, des Herzogs Heinrich, des eigentlichen Begründers der Reformation in Mecklenburg, aus Schnells **(3461)** Feder. Sch. war um so mehr berufen, diese Arbeit zu leisten, als er erst kürzlich ein grösseres Werk über die gesamte Reformationsgeschichte seines Heimatlandes vollendet hatte (JBL. 1901 II 6:334) und deshalb aus dem vollen schöpfen konnte. Eine Würdigung der anfänglichen Neutralitätspolitik Heinrichs, die Darlegung, wie seine persönlichen Beziehungen zu Luther und Melanchthon ihn für die Reformation gewinnen, und endlich sein Kampf gegen und sein Sieg über das Papsttum bilden die Hauptpunkte des frisch und anregend geschriebenen Buches. Eine Nachbildung des Greveschen Bildes in der Turmhalle der Kirche zu Sternberg, den Landtag an der Sagsdorfer Warnowbrücke am 20. Juni 1549, auf dem die Reformation angenommen wurde, darstellend, ist dem Buche beigegeben. —

Sachsen und Thüringen. Von der unter Buchwalds **(3473)** Leitung von sächsischen Geistlichen herausgegebenen sächsischen Kirchengalerie hat mir nur ein Prospekt vorgelegen. Danach sind bisher die Ephorien Leisnig, Freiberg, Pirna, Meissen, Oschatz, Schneeberg, Zwickau, Chemnitz, Werdau, Zittau und Bautzen-Kamenz erschienen, von denen jede einen Band des Werkes bildet. Die Sammlung soll die Chroniken sämtlicher evangelischen Kirchengemeinden Sachsens in volkstümlicher Darstellung enthalten unter reicher Darbietung von Illustrationen, die — nach den Proben zu urteilen — wohlgelungen sind. Die sächsische Landeskirche ist um das Werk zu beneiden. Man sollte wünschen, dass auch die anderen evangelischen Landeskirchen ein derartiges Werk in Angriff nähmen, damit wir mit der Zeit eine Kirchengalerie des evangelischen Deutschlands erhielten; wenn jede Kirchengemeinde wenigstens den ihren Bezirk betreffenden Band zu kaufen sich verpflichtete, würde sich vielleicht ein Unternehmer finden lassen. — Bönhoff **(3473a)** sucht unter Zugrundelegung der Gegend zwischen Zwickau und Chemnitz, für die ihm gutes, auch anhangsweise abgedrucktes Material zur Verfügung stand, die Frage zu beantworten, wie die Einführung der Reformation auf dem Lande etwa vor sich gegangen sei. Er kann in den Ortschaften Ursprung, Seifersdorf, Pfaffenhain, Kirchberg und Abtei-Lungwitz ihren Verlauf von den ersten Anfängen und der ersten Visitation (1529) bis zur Konsolidierung der neuen Verhältnisse verfolgen und bringt ihn uns anschaulich nahe. — Dibelius **(3475a)** würdigt (BSächsKG. 15, S. 278—301) die Amtstätigkeit der beiden ersten Dresdener Superintendenten, des Joh. Cellarius (1539—42) und des Daniel Greiser (1542—91). — „Die Entwicklung der sächsischen Kircheninspektionen 1530—1800", d. h. der staatlichen Mittelbehörden für die Kirchenverwaltung, aus dem Superintendenten und Amtshauptmann bestehend, anderswo auch Kirchenkommissarien genannt, verfolgt H. K. Zimmermann in einem ausführlichen, in den Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte 16, S. 120—209 veröffentlichten Aufsatz. Der erste Abschnitt behandelt die Reformationszeit und zeigt, wie die Inspektionen nicht geschaffen — niemals offiziell eingesetzt —, sondern auf dem Wege des Gewohnheitsrechts allmählich geworden sind, und dass sie auch durch die Kirchenordnung von 1580, obwohl diese mit ihnen rechnet, doch nirgends eine ausdrückliche Sanktion erhalten haben. Diese ist erst 1800 erfolgt. — Eine Arbeit von P. Zinck in der-

selben Zeitschrift (BSächsKG. 16, S. 71—119) zeigt „die Universität Leipzig in den kryptocalvinistischen Wirren zur Zeit des Kurfürsten August". Wenn er dadurch den Vorgang auch nicht in ein anderes Licht rückt, so sind seine an Einzelheiten reichen Ausführungen doch geeignet, die Wirren jener Tage uns recht deutlich vor Augen zu führen und zugleich deutlich zu machen, wie der Kurfürst, indem er die Universität von dem Gift des Kryptocalvinismus reinigt, sie gleichzeitig wissenschaftlich erheblich schädigt. — Wustmanns (3496) interessante Arbeit macht uns mit dem Begründer des berühmten Auerbachschen Kellers in Leipzig, Dr. H. Stromer von Auerbach, bekannt, in dem wir einen hervorragenden Freund der Reformation kennen lernen. S. 51 muss das Datum des Briefes Luthers an Spalatin als der 21. April 1523 aufgelöst werden; der Name des bekannten Leipziger Humanisten, späteren Superintendenten von Lüneburg heisst wohl richtiger Hegendorfer. Im Anhange werden uns 7 Briefe Stromers an Spalatin dargeboten. Auch zur Geschichte der medizinischen Wissenschaft enthält das Buch wertvolle Beiträge. — Reiche Spalatiniana bietet auch Clemen (3495a) dar: einen Brief Spalatins vom 21. Dezember 1518 an Jordan Hertzheimer, der damals in Wittenberg studierte, und 22 Briefe an Spalatin aus den Jahren 1527—44 von Pirkheimer, Brenz, Wenz. Link, Joh. Agricola, Andr. Osiander, Veit Dietrich, Just. Jonas, Bugenhagen, Amsdorf und anderen. — Dazu kommen, ebenfalls von Clemen (3495) veröffentlicht, noch 5 Briefe an Spalatin: auch darunter ein Brief von Pirkheimer, schon vom 23. Oktober 1513, daneben Briefe von Crocus, Nik. Gerbellius, Franz Lambert und Justus Menius. — Zu seinem schon im 6. Hefte der MAVZwickau. begonnenen Aufsatz über Joh. Sylv. Egranus bringt Clemen (3488) jetzt vor allem noch interessante Beilagen aus einer Handschrift Steph. Roths auf der Zwickauer Ratsschulbibliothek, darunter namentlich einige Indicia über die Communia sub utraque, über die Privatmesse und über den Glauben, sowie einen Sermon des Egranus „von der puss". — Endlich publiziert Clemen (3493) in Ergänzung seines Artikels BSächsKG. 12, S. 62ff. (JBL. 1899 II 6:52) noch ein litterarisches Nachspiel zur Leipziger Disputation: einen interessanten Fund zu dem Streit des Mosellanus mit dem Hebraisten Joh. Cellarius aus Kundstadt in Franken. Dieser hatte dem berühmten Leipziger Gräcisten vorgeworfen, er habe seine Rede bei der Eröffnung der Disputation am 27. Juni 1519 abgelesen. An den zahllosen Streitschriften, die um diesen Vorwurf sich drehten, hatte der Angegriffene selbst zunächst sich gar nicht beteiligt. Dann aber antwortete er seinem Verleumder so, dass nur der Eingeweihte es verstand, in der Vorrede zu seiner lateinischen Uebersetzung von Gregors von Nazianz „De Theologia liber primus"; der Drucker aber begleitete wider den Willen des Verfassers die Vorrede mit erklärenden Randglossen. Während nun die Vorrede selbst durch mehrfachen Abdruck erhalten war, waren die im Abdruck fortgelassenen Randglossen verschollen. Jetzt hat C. die Originalausgabe mit den letzteren wieder aufgefunden. — E. Fischer (3482) veröffentlicht beachtenswerte Einzelheiten zur Einführung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und ohne vorhergegangene Beichte in Wittenberg und seiner Umgebung im Jahre 1521, und zu Karlstadts Predigttätigkeit zu derselben Zeit, wobei am wichtigsten vielleicht der höchst wahrscheinlich gemachte Umstand ist, dass Karlstadt sich mit mehreren Geistlichen zur Aenderung der Abendmahlspraxis verabredet hat. —

Niedersachsen. Die Reformationsgeschichte Goslars ist von ganz besonderer Bedeutung, nicht nur wegen der besonderen politischen Lage der alten Kaiserstadt und wegen der schwärmerischen Bewegung, die dort mit der reformatorischen in ganz besonderer Stärke sich mischte, sondern vor allem auch, weil Goslar dafür, dass es das Evangelium sich gewann, seinen früheren Reichtum und alten Glanz einsetzte und verlieren musste und so ein klassisches Beispiel dafür bildet, in wie hohem Masse in der Reformationszeit oft die religiösen Interessen die politischen überwiegen. Die einzige Darstellung, die bisher die Goslarsche Reformationsgeschichte gefunden hat, ist veraltet und bringt auch vielfach nicht nur Lückenhaftes, sondern direkt Unrichtiges (vgl. z. B. S. 10ff.). Auf Grund der Akten des neu geordneten und dadurch erschlossenen Archives von Goslar bietet nun Hölscher (3476) eine neue Darstellung der Einführung der Reformation in Goslar dar. Besonderen Wert erhält seine Arbeit dadurch, dass er durchweg die Quellen selbst reden lässt und sie in geschickter Weise in seine Darstellung verflicht. Auf diese Weise erhalten wir zum Beispiel eine Abschrift der ersten Goslarischen Kirchenordnung vom Jahre 1531, deren Original allerdings leider verloren ist, und die wir nur noch in einer etwa 200 Jahre jüngeren Kopie besitzen; ferner reiche Proben aus der Korrespondenz Goslars in dieser bewegten Zeit, den Protest Goslars gegen das Interim und zahlreiche andere Urkunden. Anhangweise druckt H., obgleich sie nicht mehr in den Rahmen der Arbeit fällt, auch die Konsistorialordnung von 1555 mit ab, die gleichfalls nicht mehr im Original, sondern ebenso wie die Ordnung von 1531 nur in einer späteren Samm-

lung kirchlicher Urkunden Goslars noch vorhanden ist. Da sie dem durch die Reformation in Goslar geschaffenen Kirchenregiment erst seine definitive Form gibt, so bildet sie einen passenden Abschluss des Buches. —

Schlesien. Den Breslauer Joh. Krafft (gest. 1585), der namentlich dadurch sich einen Namen erworben hat, dass er als Leibarzt Maximilians II. dem Protestantismus die Sympathien dieses Kaisers erhielt, behandelt Tschackert (**3497a**). — Bendixen (**3498**) widmet dem aus Colditz gebürtigen Wenzeslaus Link einen umfangreichen Artikel, dessen grösserer Teil freilich der Ordenstätigkeit Links und seiner Wirksamkeit in Altenburg gehört. Dass die Nürnberger Wirksamkeit weit summarischer behandelt wird, ist die natürliche Folge davon, dass für diese Zeit noch gleich sorgfältige Bearbeitungen, wie sie für die erste Periode vorhanden sind, fehlen. Reindells Link-Biographie (JBL. 1893 II 6 : 130) sowohl, wie seine Sammlung der Werke Links (JBL. 1894 II 6 : 197) sind beide bisher auf den ersten Band beschränkt geblieben. —

Württemberg. Bossert (**3503**) hat schon in den Theologischen Studien aus Württemberg 1880, S. 178 und 185 ff. über die Reformation in Blaufelden berichtet. Auf Grund neuer Funde, der „Akta der Pfarrei Blaufelden", die aus der Registratur des Ansbacher Konsistoriums erst neuerdings in die des württembergischen gekommen sind, behandelt er jetzt die Sache noch einmal. Von besonderem Interesse in seinen die gewohnte Exaktheit aufs neue verratenden Darlegungen sind die Kämpfe, die der erste evangelische Pfarrer Georg Amerbacher, ein Schützling Götzens von Berlichingen, zu bestehen hat. Seine Rechtfertigung gegen die von dem katholischen Amtmann Christoph von Wolmershausen wider ihn erhobenen Beschwerden ist dem Artikel in extenso beigefügt; ebenso die Petition der Gemeinde, in der sie um Befreiung von den drei katholischen Priestern bittet: der Pfarrer könne nicht reden und sei den Leuten auch wegen des bösen Geruchs, den er an sich habe, ärgerlich, die anderen beiden lebten in Schanden und Lastern. — Auch liefert Bossert (**3506**) einen sorgfältigen Artikel über den Heilbronner Joh. Lachmann (gest. 1538), dem seine Vaterstadt als ihrem Prediger vor allem die Einführung der Reformation verdankt, und der durch sein mannhaftes Auftreten im Bauernkriege sowohl, wie in den Streitigkeiten mit dem reaktionären Rat sich für alle Zeiten eine ruhmvolle Stellung in der Reformationsgeschichte gesichert hat. — Keidel (**3507**) erfüllt das schon früher (BWKG. 2, S. 139) gegebene Versprechen, eine Lebensskizze des Joh. Piskatorius zu schreiben. Er macht sich dabei entschlossen die oben (N. 3383) erwähnte Hypothese Haussleiters zu eigen, indem er den Briefwechsel des Rhegius mit seinem Helden geführt sein lässt; und man muss zugeben, dass seine Konstruktionen viel Ueberzeugendes haben. Nur will mir Friedberg nicht recht als Wohnort des Piskatorius passen; der Karte nach liegt es etwa nur 6 km von Augsburg entfernt — und dann ein Briefwechsel, bei dem die Briefe doch mindestens um Wochen auseinander liegen? Weshalb suchte da nicht der eine den anderen auf, wenn man so Wichtiges zu verhandeln hatte? Möglich ist ja, dass die zwischen beiden bestehende Differenz in der Abendmahlsfrage die persönliche Aussprache verhindert hat. Auch im übrigen ist die Skizze vielfach eine äusserst geschickte Mosaikarbeit. Das Gesamtbild aber, das herauskommt, ist für das 16. Jahrhundert äusserst charakteristisch. An nicht weniger als acht Wohnorten — Obersdorf, Friedberg (?), Mammern, Bernstadt, Balzheim a. d. Iller, Ulm, Urach, Pfullingen — finden wir in der Zeit von etwa 1526—49 den Piskatorius; infolge des Interims wird er aus letzterem Ort vertrieben, um dann aus unserem Gesichtskreis zu verschwinden. Hoffentlich klärt ein glücklicher Fund das Lebensende des interessanten Mannes noch einmal auf! — W. Köhler veröffentlicht BWKG. 6, S. 178—91 aus einem auf der Giessener Universitätsbibliothek vorhandenen Handschriften-Bande „ein Gedicht aus der Zeit des Interims in Ulm", wohl spätestens Ende des Jahres 1549 verfasst. —

Oesterreich. Loesches (**3508**) Buch ist zunächst ein kleines Kunstwerk in der Gruppierung des gewaltigen Stoffes. Der Haupteinschnitt war durch das Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781 gegeben, und von da an liess die Kirchengeschichte der gesamten österreichischen Länder sich im Zusammenhang behandeln. Schwierig aber war es, in den Zeiten der Reformation und Gegenreformation, in denen die Entwicklung in den verschiedenen Kronländern so viel Abweichungen zeigt und doch wieder, weil beziehungsweise soweit die Länder unter einem Regimente standen, so manches Verwandte bietet, jedem einzelnen Lande gerecht zu werden und zugleich mehrfache Wiederholungen zu vermeiden. L. hat die Schwierigkeit in äusserst glücklicher Weise dadurch gelöst, dass er das Gemeinsame in einem einleitenden Kapitel: „Verhalten der Herrscher im allgemeinen" behandelt und dann unter Voraussetzung des hier Gegebenen die Geschichte der einzelnen Länder durchgeht. L. hat mit seinem Buche einem Wunsche der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich Rechnung getragen, die für Trautenbergers

„Kurzgefasste Geschichte der evangelischen Kirche in Oesterreich" einen Ersatz wünschte. So musste er auf knappstem Raume darbieten, was er mit der Zeit auf breitester Grundlage auszuführen hofft. Dadurch war kürzeste Form der Darstellung geboten, die zuweilen an Hases klassische Kürze erinnert (vgl. zum Beispiel S. 135, Ende des ersten Absatzes), an das Verständnis dessen, der neu an die Sache herantritt, zuweilen freilich ziemliche Anforderungen stellt. Uns steht aus der österreichischen Kirchengeschichte die Entwicklung in Böhmen am nächsten: hier zeigt sich die engste Berührung mit Luther und Wittenberg, hier wird nachher der Zündstoff entfacht, der in dem grossen Religionskrieg emporlodert; hier sind wir deshalb auch am meisten kompetent, L.s Darstellung zu beurteilen. Man lese den betreffenden Abschnitt und man wird bekennen, dass trotz der Kürze jedes Moment seine Berücksichtigung findet. Ausdrücklich sei noch auf die vorzügliche Litteraturzusammenstellung S. 246 ff. hingewiesen; vielleicht hätten auch Richters Kirchenordnungen hier Erwähnung finden können, schon für den, der sich zum Beispiel die Anmerkung S. 136, 3 zu nutze machen möchte. — Von Fellers **(3516)** interessanter, schön ausgestatteter, auch mit mehreren Bildern geschmückter Monographie kommt für uns zunächst nur das erste Kapitel der „Vergangenheit": 1554—1630 in Frage. Alles, was über die Reformation und Gegenreformation aus Karlsbad und Umgebung bekannt ist, wird hier in ansprechender, auf weitere Kreise berechneter Darstellung dargeboten. Von dramatischer Wirkung ist die — leider ja nicht urkundlich zu beglaubigende — Scene, als Joh. Rebhuhn, der letzte evangelische Pfarrer Karlsbads vor der Gegenreformation, durch einen Gottesdienst auf dem Galgenberge von seiner Gemeinde Abschied nimmt. Schade, dass über die Herkunft des Bildes (nach S. 10), das diese Scene festhalten oder richtiger rekonstruieren will — denn der Nachbildung nach scheint es mir frühestens aus dem 18. Jahrhundert zu stammen —, offenbar nichts bekannt ist. Von der S. 120 vermerkten Litteratur hätte als „Quelle" übrigens wohl nur N. I bezeichnet werden dürfen. —

Schweiz: U. Zwingli. Die Zwingliana **(3521)** bieten wieder einen reichen Beitrag zur Kenntnis Zwinglis und seiner Zeit. Unter anderem gibt E. Egli (S. 267 ff.) aus den Quellen gesammelte interessante Notizen über die Witterungsverhältnisse in den Jahren 1519—31 und weist damit auf ein Gebiet hin, das als begleitendes Moment bei den grossen Ereignissen nicht ohne Wert ist; ausserdem liefert er (S. 271 ff.) wertvolle biographische Angaben über Ceporinus und Torinus, denen F. Hegi noch Mitteilungen über Comander hinzufügt (S. 275 ff., vgl. übrigens S. 284). H. Zeller-Werdmüller erinnert S. 291 ff. an zwei Gedenkstücke aus der Kappeler Schlacht, das Panner und das Nâfen-Schwert, von denen auch Abbildungen beigegeben sind. G. Finsler druckt (S. 274/5) einen Brief Zürichs an Memmingen ab, den Prediger Simprecht Schrenck betreffend. Von der Auffindung des Züricher Wandkatechismus, den Cohrs in seinem JBL. 1901 II 6 : 35 erwähnten Buche noch als verschollen anführen musste, berichtet A. Fluri (S. 265 ff.), er bringt noch interessante Zeugnisse für die Wichtigkeit dieses katechetischen Denkmals und seine Abfassung durch Leo Jud bei und gibt es im Faksimile wieder. Beiträge zur Familiengeschichte Zwinglis, und zwar Nachrichten über seine Enkel Rud. Zwingli und Rud. Gwalter und ihre Reise nach England (1571—72) liefert F. Vetter (S. 254 ff.). Auf zwei Autographen Zwinglis in der evangelischen Kirchenbibliothek in Isny macht Rieber aufmerksam. Kesselring untersucht (S. 294 ff.) die ältesten Gedichte Zwinglis vom Ochsen und vom Labyrinth und setzt — abweichend von den bisherigen Annahmen — ersteres in den August oder September 1510, letzteres etwa in das Jahr 1514. Endlich teilt Egli aus Kesslers Sabbata eine bisher unbekannte Fassung des Kappeler Liedes mit (S. 251 ff.), die dann F. Spitta **(3527a)** noch eingehend würdigt, und in der er einige auch sonst vorkommende Lesarten beglaubigt findet. — C. von Kügelgen **(3522a)** gibt das eigentliche Interesse, aus dem heraus er mit Zwinglis Ethik sich beschäftigt hat, wohl selbst am besten S. 5, Anm. 2 seines Buches an: es handelt sich ihm um „zeitgemässe Ausbeutung" dieser Ethik. Ein derartiges Vornehmen hat immer etwas Bedenkliches; noch mehr als sonst ist man dann in Gefahr, in seinen Helden eigene Gedanken hineinzulesen. Dieser Gefahr, die er noch dadurch vermehrt, dass er seine Einteilung der Kantischen Antithese: „nicht von der Begnadigung zur Tugend, sondern von der Tugend zur Begnadigung" entnimmt, ist auch K. wohl nicht ganz entgangen. Dennoch wird jeder sein Buch, wenn auch vielleicht nicht ohne Widerspruch, so doch mit Gewinn lesen können; uns scheint es am sichersten zu gehen, wo es Zwingli, von der Gegenwart abgesehen, rein historisch zu werten unternimmt, zum Beispiel in seiner Abhängigkeit von mittelalterlichen Anschauungen (S. 28, 69, 92). Das absprechende Urteil über Baurs „Theologie Zwinglis", die K. doch auch dankbar benutzt hat (S. 2, Anm. 2), wirkt abstossend. —

J. Calvin. Als Werk Calvins stellt Brunetière **(3529a)** fest, dass er die Religion intellektualisiert und — weil er sie damit für die, „die nichts wissen

und nichts Geschriebenes lesen können", so gut wie verschlossen — zugleich aristokratisiert und individualisiert habe: so sei er, so wenig das zu seinem Charakter zu stimmen scheine, der „Vorläufer der modernen Freiheiten" geworden. — M. Schulze (3533) hat schon in den Studien zur Geschichte der Theologie und Kirche, 6. Band, 5. Heft, die starke und ziemlich einseitige Richtung des Christentums Calvins auf das Jenseits dargelegt und sie, „wie sie sich in diesem immerwiederkehrenden Begriffe zusammenfasst", auf Plato als die letzte dem Calvin selbst nicht unbekannte Quelle dieser Art von Religion zurückgeführt, ohne damit andere, namentlich neutestamentliche Einflüsse auszuschliessen. In vorliegender Schrift sucht er nun nachzuweisen, dass hinsichtlich jener Abhängigkeit von Plato eine starke Verwandtschaft zwischen Erasmus und Calvin vorliegt, und dass Erasmus es wohl gewesen ist, der Calvin die Platonische Gedankenwelt vermittelt hat. Die interessante Abhandlung, die zugleich eine Aufforderung ist, gerade den religiösen Einfluss des Erasmus immer aufs neue zu untersuchen (vgl. N. 3301), und die in dieser Hinsicht selbst weitere Aufschlüsse verspricht (S. 3), gibt zunächst für den weltflüchtigen Zug der Theologie Calvins im Zusammenklang mit den Auslassungen des Erasmus zahlreiche Belege, um dann daraus die Folgerungen für die Ethik, für den Glaubensbegriff und für die Eschatologie zu ziehen. —

Taufgesinnte und Ketzer. Beiträge zur wiedertäuferischen Bewegung aus verschiedenen Gegenden und Zeiten sind zu verzeichnen. Hansen (3545a), der schon vor Jahren (Beiträge und Mitteilungen, 1. Band, Heft 5) im „David-Joriten-Prozess in Tönning 1642" in kurzen Zügen die Wirksamkeit und die Erlebnisse der Wiedertäufer in Eiderstedt geschildert hat, führt diese nunmehr weiter aus und belegt sie mit reichhaltigem urkundlichen Material (Protokollen von Verhören der Wiedertäufer, verschiedenen Konfessionen und dergleichen) aus dem Gardinger Propsteiarchiv, dem Staatsarchiv in Schleswig, sowie aus den Bibliotheken in Kiel, Hamburg und Kopenhagen. — Becker (3547) führt uns nach Schwaben, in das heute noch hessische Kondominat Kürnbach. Es handelt sich namentlich um die Lebensschicksale eines gewissen Michel Jungmann, der, schon um 1530 für das Täufertum gewonnen und deshalb verklagt und verurteilt, aus der Heimat entwich, der aber immer von neuem dahin zurückkehrte und wiederholt Verhöre und Bestrafungen zu erleiden hatte, bis er endlich im Alter sich wieder zum Besuch des Gemeindegottesdienstes bequemte. Auch hier wird gutes Quellenmaterial mitgeteilt. — Detmer (3548) beschäftigt sich mit dem Münsterschen Reich der Wiedertäufer. Noch zwei verwandte Abhandlungen (über Bernh. Rothmann und über die Auffassung von der Ehe und die Vielweiberei in Münster) in Aussicht stellend, sucht er zunächst über die Persönlichkeit Johanns von Leiden Klarheit zu gewinnen. Er verkennt nicht „seinen unersättlichen Ehrgeiz, seine Sinnenlust und seine jäh und unstät wechselnden Neigungen", sieht aber zugleich in ihm eine geborene Herrschernatur „von staunenswerter Energie und Tatkraft, unerschrockenem Mut und klarem Verständnis"; und wenn man bedenkt, wie er es verstanden hat, unter den schwierigsten Verhältnissen sein seltsames „Reich" zusammenzuhalten und neben der Abwehr nach aussen trotz der aufgelösten Zustände im Innern doch relative Ordnung zu halten, so wird man D.s Ausführungen zustimmen. Dagegen wird man zu anderen Aufstellungen vielleicht doch ein Fragezeichen machen dürfen. Wenn D. nämlich auch nicht bestreitet und nicht bestreiten kann, dass „der Anstoss zur Errichtung des neuen Jerusalem in Münster auf anabaptistische Strömungen zurückzuführen ist", so will er für die spezielle Ausgestaltung und gerade für die schrecklichsten Auswüchse, namentlich die Vielweiberei, doch lediglich die Person seines Helden verantwortlich machen: aus seinem Kopfe sei manches geboren, was man nur missbräuchlicherweise dem Anabaptismus in die Schuhe schiebe. Aber lässt sich nicht auch anderswo die Vielweiberei in Verbindung mit anabaptistischen Ideen nachweisen? (Vgl. zum Beispiel BBKG. 8, S. 51/2). — Kolde (3542) berichtet über Nürnberger Vorkommnisse. Auf Grund schon früher (vgl. Kirchengeschichtliche Studien, Herm. Reuter gewidmet, Leipzig 1888, S. 230 ff.) gegebenen urkundlichen Materials macht er vor allem interessante Mitteilungen über die religiösen Anschauungen Joh. Dencks, die aus seiner dem Nürnberger Rat überreichten Schrift sich ergeben. Neben ihm lernen wir auch andere anrüchige Persönlichkeiten kennen, ausser den „gottlosen Malern", besonders den beiden Beheims und Pentz, auch Martin Reinhart, Hans Greifenberger und Heinrich Schwertfeger. Hinsichtlich der beiden letzteren wird auch urkundliches Material (Gutachten Osianders über sie) abgedruckt (S. 28 und 30). K. erörtert (S. 67 ff.) die Gründe, weshalb Denck kurzweg aus der Stadt verbannt wird, bei den Malern aber, bei denen doch viel schwerer wiegendes Belastungsmaterial zu Tage gefördert wird, der Rat erst lange schwankt und nachher die Verurteilten wieder begnadigt. Gewiss sind K.s Erwägungen richtig, aber sollte die Verschiedenheit der Beurteilung nicht auch darin begründet liegen, dass Denck

Schulmeister und Theologe war? So sah man ihn einmal wohl von vorne herein mit anderen Augen an, als die gewiss nur irre geführten Laien, fürchtete zugleich aber auch in weit höherem Masse seinen Einfluss. — Auch über den sogenannten Bauern von Wöhrd, lange Zeit eine fast mythische Person der Reformationszeit, hat Kolde reiches Material zusammengestellt. Clemen (3544b) ergänzt ihn und bringt namentlich eine sorgfältige Bibliographie des „Sermons vom freien Willen", den der Bauer gehalten haben will. — Zugleich orientiert Clemen (3544a) in einem eingehenden Artikel über Ulrich Hugwald; Material dazu boten sowohl seine S. 76/7 bibliographisch verzeichneten Schriften, als besonders auch seine erst kürzlich veröffentlichten an seinen Lehrer Vadian gerichteten Briefe aus den Jahren 1522—24. C. hat richtig darauf hingewiesen, wie aus diesen Schreiben Hugwalds „unsteter und sprunghafter Sinn" uns entgegentritt (S. 53); vielleicht lässt sich auch schon etwas den späteren Wiedertäufer Verratendes in seinem hier und da zutage tretenden buchstäblichen Verständnis der Schrift finden (vgl. zum Beispiel S. 52 oben). In extenso gibt C. 134 Thesen Hugwalds wieder, die er für seine Privatschule zusammengestellt und die allerdings „zu den interessantesten Erwägungen Anlass geben". — Unter den oben erwähnten, von Clemen (3495) abgedruckten Briefen befindet sich auch ein Brief Th. Münzers an Nik. Hausmann vom 15. Juni 1521. —

Humanisten und Neulateiner.

(II, 7 = N. 3551-3581.)

Georg Ellinger.

Allgemeines. Der verdiente Kenner der Erfurter Universitäts- und Reformationsgeschichte, Pastor Oergel (3551), bringt in einer gut geschriebenen Rede einen der wichtigsten Grundzüge des deutschen Humanismus, den nationalen Gedanken, zur Anschauung. Nach einem ganz kurzen Ausblick auf Gregor Heimburg entwirft er eine gute Charakteristik des Erasmus, wobei aber doch zu bemerken ist, dass selbst der Humanistenkönig sich der nationalen Begeisterung seiner Bewunderer wenigstens nicht ganz entziehen konnte, wie er denn gelegentlich doch von „Germania nostra" spricht. Nach Erasmus werden die Vertreter der älteren Generation, dann die der jüngeren betrachtet; jene gruppieren sich gut um Maximilian, diese um Karl V. Bei der Charakteristik weiss Oe. treffende Beispiele heranzuziehen, die keineswegs an der Heerstrasse liegen, so die originellen Sätze in der lateinischen Grammatik Heinrichmanns und Petrejus Eberbachs Quodlibet: De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda. Dagegen wäre der Hinweis auf Frischlins Julius redivivus (vollendet 1584) mitten zwischen Bebel und Locher besser unterblieben oder einer anderen Stelle vorbehalten worden. Einsichtig setzt Oe. auseinander, weshalb die Humanisten mit ihren nationalen Bestrebungen scheitern mussten. Wenn aber der Verfasser sagt, das Jahr 1521 sei der Endpunkt der vom Humanismus getragenen nationalen Idee gewesen, so ist das zwar insofern richtig, als die feurige Teilnahme, der Wunsch eigener Betätigung zunächst zurücktritt. Allein der vaterländische Gedanke lebt doch, wie ja schon der Julius redivivus beweist, in der neulateinischen Litteratur fort, wenn er auch nicht mehr als durchgehender Grundzug anzusehen ist. — Eine recht dankbare Aufgabe hat sich Schwabe (3553) gestellt; wenn die Arbeit nicht so ergiebig geworden ist, wie die Messers über Quintilian, so liegt es nicht an dem Verfasser, der sich redlich bemüht hat, sondern an der Tatsache, dass die positive Nachwirkung Cäsars an Bedeutung sich nicht entfernt mit der Quintilians vergleichen kann. Sch. weist darauf hin, dass Kunst, Geschichtschreibung und Rhetorik der Humanistenzeit verhältnismässig selten an Cäsar anknüpfen; er weiss für die verschiedenen Gattungen nur je ein Beispiel anzuführen: Murets Drama: Cäsar, die Historia Julii Caesaris, die unter dem Autornamen Julius Celsius geht, aber höchst wahrscheinlich von Petrarca herrührt, und die Rede des Paduaners Andreas Brentius (letztes Viertel des 15. Jahrhunderts), die eine eigene Rede Cäsars, teilweise mit Worten aus dem ersten Buch des Bellum Gallicum, wiedergibt. Die Wirkung eifriger Lektüre Cäsars namentlich bei den oberdeutschen Humanisten wird dann durch die Analysen von Frischlins beiden Komödien Helvetiogermani und Julius redivivus gezeigt; die Empfehlung Cäsars durch Valla und Erasmus hebt Sch. hervor; die Erwähnung Cäsars in den Epistolae obscurorum virorum trägt allerdings mehr einen scherzhaften

Charakter. In den norddeutschen Schulordnungen kommt Cäsar fast gar nicht vor, nur Braunschweig-Lüneburg macht eine Ausnahme. Bemerkenswert ist, dass in der Humanistenzeit, in der Braunschweig-Lüneburgischen Schulordnung, sowie in der Gesellschaft Jesu Cäsar in der ersten Klasse behandelt wird, während man ihn später der Mittelstufe zuweist. Die weiteren Darlegungen des Verfassers gehören nicht mehr in unser Gebiet. —

Die Aufschlüsse Bauchs (3554) über die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt sind bereits im vorigen Berichte gewürdigt worden; seine Ausführungen über die erste Entwicklung der Universität Frankfurt a. O. und namentlich über die Stellung des Humanismus innerhalb dieser Neugründung wird der nächste Bericht in einem anderen Zusammenhange berücksichtigen. — Aus dem Jahre 1901 ist die Vollendung der Sammlung nachzutragen, durch die sich A. Bömer (JBL. 1901 II 7: 19) ein Verdienst um die Geschichte des Humanismus erworben, der zweite Teil des Werkes: die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. Wie im ersten Bande Erasmus, so steht im zweiten Bande Vives im Mittelpunkte mit seiner Linguae Latinae exercitatio, von der Bröring 1897 eine vortreffliche, nirgends ängstlich am Buchstaben haftende, sondern überall den Geist erfassende Uebersetzung veröffentlicht hat. Ausser ihm sind noch vertreten: der streng katholische, aber von ehrlichem Reformeifer erfüllte Lehrer des Crocus Hadrianus Barlandus, dessen Dialoge (1524) kulturgeschichtlich sehr anziehend sind; Hermannus Schottenius, für dessen Leben B. manches Unbekannte nachzutragen weiss: seine Confabulationes (1525) verlassen selten den Kreis des Schülerlebens und wissen den kindlichen Ton gut zu treffen. Sebaldus Heyden hat in seinen Formulae puerilium colloquiorum (1528) den kindlichen Ton ebenfalls nicht verfehlt; als kulturgeschichtlich wichtig mögen die Formeln beim Essen (S. 150/1) hervorgehoben werden; ferner die Dialogi des Jonas Philologus (zuerst 1529?); Jacobus Zovitius, der an Einfachheit in Anlage und Ton mit Heyden übereinstimmt; Nicolaus Winmannus, dessen Dialogi (1544) vor allen Dingen didaktisch-theoretischer Natur sind und die Belesenheit des Autors allzudeutlich hervorkehren; Martinus Duncanus, in dessen Praetextata latine loquendi ratio (1552) zum ersten Male in den Schülergesprächen gegen die „der guten Sitte äusserst schädlichen" Colloquia des Erasmus indirekt und direkt Stellung genommen wird; der Franzose und Calvinist Mathurinus Corderius, dessen Colloquia scholastica (zuerst 1564) im Gegensatz zu der etwas hochtrabenden Art des Winmannus und Duncanus von rühmenswerter Einfachheit sind. Erstaunlich ist die Verbreitung der Gespräche, wie man sie nun aus B.s Bibliographien kennen lernt; man sieht jetzt erst, welchen bedeutenden Einfluss auf Anschauungsweise und Gedankenwelt diese Werke ausgeübt haben müssen. — Ebenfalls aus dem vorigen Berichtsjahre ist die wertvolle Untersuchung D. Reichlings über die Reform der Domschule zu Münster nachzutragen (JBL. 1901 II 7 : 5a). Der Hauptteil der aufschlussreichen Arbeit bietet eine Kritik des Berichtes, den der Vater der westfälischen Gelehrtengeschichte, Hermann Hamelmann (1525—95), von der humanistischen Umgestaltung der Münsterischen Domschule gegeben hatte. R. setzt eine Uebertragung des betreffenden Abschnittes Hamelmanns an die Spitze und geht dann dessen Angaben im einzelnen durch. Das Ergebnis dieser Prüfung entspricht durchaus den mannigfachen Bedenken, die bereits anderweitig gegen Hamelmanns Glaubwürdigkeit geltend gemacht worden sind. Fast alle von Hamelmann erzählten Tatsachen sind unrichtig oder in einen falschen Zusammenhang gebracht, und sowohl seine Gesamtauffassung von der Art, in der die Reform der Domschule vor sich ging, als seine meisten Einzelangaben sind unzutreffend. Als Anfangsjahr der Reform haben wir 1500 anzusehen (Berufung Kemeners zum Rektor), als Endpunkt 1512, wo durch Joh. Cäsarius das Griechische in den Lehrplan aufgenommen wird. Die Ergebnisse seiner kritischen Untersuchung hat R. in den Lebensläufen einzelner Lehrer der Münsterischen Domschule verwertet, die seiner Abhandlung angefügt sind; er entwirft gut unterrichtende Biographien von Timann Kemener, Murmellius (hier wird die bisher verschollene, kurze, aber lebhafte laus Reuchlini des Murmellius nachgewiesen und abgedruckt), Joh. Pering, Joseph Horlenius, Anton Tunnicius. — Wie sehr der ältere Humanismus die Tendenzen des Frühhumanismus fortsetzt, zeigt die von Poland (3561) veröffentlichte Uebersetzung der ersten olynthischen Rede durch Reuchlin (1495). Wir ersehen, was freilich schon aus Reuchlins Lucianübersetzung, aus Plenningens und Wernhers von Themar Versuchen bekannt war, wie das Bestreben des Humanismus, die Antike und Renaissanceerzeugnisse durch Uebertragungen zu popularisieren, auch den älteren Humanismus beherrscht. Wichtig ist aber auch noch ein zweiter Zug, den der ältere Humanismus ebenfalls mit dem Frühhumanismus gemein hat: der Wunsch, durch die Neubelebung der Antike auf die eigene Zeit zu wirken und überall das Gemeinsame im Vergangenen und Gegenwärtigen zu betonen. Nicht minder tritt selbstverständlich überall der vaterländische Zug hervor. Der Herausgeber bespricht nach allen diesen Richtungen die in Betracht kommenden,

zwischen Joh. Wolf und Reuchlin gewechselten Briefe. Biographisch ist von Wichtigkeit, dass durch die Einleitung der Demosthenesübersetzung Geigers Vermutung bestätigt wird, wonach Reuchlin seinen Herzog Eberhard zunächst nicht nach Worms zum Reichstage von 1495 begleitet hat, sondern in Tübingen geblieben ist. Die sprachliche Seite der Uebersetzung, beziehungsweise der hier vorliegenden Abschrift, berührt nicht unser Gebiet. — Flavio Biondo gehört allerdings nur mittelbar in die Geschichte des deutschen Humanismus; als Vorläufer des Philipp Cluverius, der ebenfalls vom Humanismus, beziehungsweise von seinen Ausläufern, ausging, darf er aber wohl hier erwähnt werden. Die sorgfältige Arbeit von Husslein (3556) gibt in ihrem Hauptteil eine gut unterrichtende, ausführliche Analyse von Biondos Italia illustrata (entstanden 1451), dem ersten Beispiele einer wissenschaftlichen Topographie des alten Italien. Unter den einleitenden Bemerkungen sei der Hinweis S. Günthers auf die Bedeutung Joh. Ecks für die Geschichte der Geographie hervorgehoben; Günthers aufschlussreiche Darstellung der Einwirkung des Humanismus auf die Geographie soll im nächsten Berichte nachträglich gewürdigt werden. —

Blütezeit des Humanismus. Die Darstellungen Thudichums (3562) und Paulsens (3560) geben populäre Schilderungen des allgemein Bekannten; für das Gesamtwerk, dem die Skizze P.s angehört, ist übrigens die Auswahl aus dem Humanismus dürftig und nicht geschickt. — Hübsch ist der Hinweis Heidenheimers (3559) auf die Uebereinstimmung der Stelle in des Sängers Fluch: „Und was er spricht, ist Geissel, und was er schreibt, ist Blut“ mit dem Vers aus dem Triumphus Reuchlini: Quod loquitur, flamma est, flamma est, quod scribit. Zufällige Uebereinstimmung ist nicht ausgeschlossen; doch ist auch sehr wohl eine wirkliche Beeinflussung möglich. — Eine Reihe kleiner Mitteilungen zur Geschichte des Humanismus in Leipzig gibt Clemen (3565a). Zunächst behandelt er Christoph Hegendorffinus, Hegendorf oder Hegendorffer. Dieser blieb 1519 während der Pest in Leipzig und veröffentlichte in dieser Zeit neben anderen Schriften eine kleine lateinische Gedichtsammlung, deren Bestandteile von C. charakterisiert und erläutert werden. Ein Gedicht, auf das wahrscheinlich in dem Vorwort zu dieser Sammlung angespielt wird, teilt C. aus einer Handschrift mit, ferner aus einem Drucke ein Gedicht Novenians an Georg Rhau. Recht merkwürdig ist der aus einer Handschrift der Zwickauer Ratsschulbibliothek dargebotene Brief Eppendorfs an Nikolaus Hausmann. Schliesslich gibt C. Nachträge zu seinen Mitteilungen über Andreas Frank-Camitianus mit einem sehr hübschen, ebenfalls aus der Zwickauer Ratsschulbibliothek stammenden Briefe Franks an Oswald Lasanus. — Die Briefe von Mutian, Eoban und Cordus, die Küch (3566) im Auszuge wiedergibt, werden zweckmässiger besprochen, wenn sie vollständig vorliegen. — Eine ausführliche Biographie Wimphelings legt Knepper (3567) vor. Sie ist von katholischem Standpunkte aus geschrieben, was bei der Beurteilung der religiösen Verhältnisse, in die Wimpheling so vielfach einzugreifen hatte, an verschiedenen Stellen zutage tritt. Aber diese Tendenz ist nirgends aufdringlich, und K. befleissigt sich einer löblichen Unparteilichkeit. Selbstverständlich kann es bei durchgreifender Verschiedenheit der Gesamtanschauung an Gegensätzen in der Beurteilung nicht fehlen, aber diese auszutragen ist hier nicht der Ort. Das weitschichtige Material ist mit grosser Sorgfalt durchgearbeitet und Wesentliches nicht übersehen worden. In der Behandlung der Einzelfragen zeigt der Verfasser einen guten Blick, nicht minder in der Abwägung der litterarischen und wissenschaftlichen Leistungen Wimphelings, wie er denn einzelnes, z. B. die „Agatharchia“ und das „Verzeichnis der Strassburger Bischöfe“, durch scharfe Charakteristik gut herauszuheben weiss. Die Analysen der Schriften erfüllen durchweg ihren Zweck, da sie in aller Kürze über Anlage und Inhalt unterrichten. In der Beurteilung der einzelnen Schritte seines Helden, in der Behandlung der Fehden, in die Wimpheling verwickelt war, hat sich K. überall bemüht, durch sorgfältige Erwägung der in Betracht kommenden Umstände zu einem ruhigen und gemässigten Urteile zu gelangen. — Knepper (3570) setzt die Mitteilungen über den elsässischen Humanisten Adolphus Muling fort, die er 1901 im „Jahrbuch für die Geschichte Elsass-Lothringens“ begonnen hatte. Er eröffnet uns diesmal einen reizvollen Blick in die Uebersetzertätigkeit Mulings, und wir sehen hier die gleichen Tendenzen der Popularisierungsabsichten wirksam, wie sie sich so charakteristisch in der Frühzeit des Humanismus und dann auch im älteren Humanismus zeigen (vgl. oben N. 3561, S. 382). Für den elsässischen Humanismus ist es bezeichnend, dass unter den übersetzten Schriftstellern sich auch Geiler von Kaisersberg befindet, dessen Passion und Vaterunser übertragen werden. Als Anhang zu dem letzteren Werke hat Muling die Gedichte über das Vaterunser von Ludovicus Bigus in deutsche Reime gebracht. Mehr in das Gebiet des eigentlichen Humanismus führte die Uebersetzung der Bucolica des Virgil, die Muling Vers für Vers, aber ohne ein bestimmtes Versmass wiedergegeben hat, während die Inhaltsangaben der einzelnen Eklogen in vierzeiligen Reimpaaren abgefasst sind.

Noch bedeutsamer erscheint eine Uebersetzung von Erasmus' Enchiridion militis Christiani (1520). Wichtig für den Zusammenhang des Humanismus mit naturwissenschaftlich-geographischen Tendenzen ist die Uebersetzung des Globus mundi von Waldseemüller (1509), während die Uebertragung des Buches „von dem gesunden Leben" von Marsilius Ficinus durch die Interessen veranlasst sein mag, die Muling sein Stand als Stadtarzt zu Schaffhausen nahelegte; selbstverständlich dürfen auch bei dem letzten Werke die humanistischen Anregungen nicht übersehen werden. Als Herausgeber älterer deutscher Litteratur erscheint er zuletzt mit einer Neuausgabe der „Mörin" von Hermann von Sachsenheim. Beigegeben hat er dieser Ausgabe ein längeres deutsches Gedicht, in welchem an zahlreichen Beispielen aus der Bibel und dem klassischen Altertum nachgewiesen wird, wie gross vordem die Zuneigung der Ehegatten gewesen sei, und dann im Gegensatz dazu der Zustand der ehelichen Verhältnisse zur Zeit des Dichters so schwarz wie möglich ausgemalt wurde. Mulings religiöser Standpunkt entspricht durchaus den Anschauungen der oberrheinischen Humanisten. Er ist fromm und kirchlich gesinnt; so tritt er in zwei Schriften für die Echtheit des Trierer Rockes auf. Zugleich erstrebt er aber wie Wimpheling, Brant und andere eine Abstellung der kirchlichen Missbräuche und eine Reform der Kirche. — Auf den weitumgetriebenen Danziger Stadtphysikus Christophorus Heyl, der zeitweilig auch Lehrer und Leiter am Elbinger Gymnasium war, hat L. Neubaur in seiner wertvollen Studie „Aus der Geschichte des Elbinger Gymnasiums" (1897; S. 8ff.) zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt. Jetzt veröffentlicht Günther (3571) eine ungemein reizvolle Selbstbiographie Heyls. Mit Recht hebt der Herausgeber das Typische in der Laufbahn Heyls hervor. Der mittelalterlichen Bildung gehören seine Kinderjahre an, als jugendlicher Vagant durchzieht er Deutschland, bis Leipzig seine Bildungsstätte wird. Hierauf besucht er noch einige französische Universitäten, um seine medizinischen Studien abzuschliessen, und wird dann durch einen Zufall nach dem Osten verschlagen, „der ihm, dem Sohne des Rheingaues, zur zweiten Heimat wird". In den verschiedensten Stellungen und an verschiedenen Orten tritt er hier unermüdlich für die humanistische Bildung ein. G. stellt aus der Selbstbiographie die einzelnen Lebensdaten fest, die sich jetzt für die Wanderjahre Heyls mit einiger Sicherheit ergeben. Das Geburtsjahr steht dagegen nicht fest; doch wird wohl 1499 anzunehmen sein. Auch das Todesjahr kann nicht bestimmt angegeben werden. Ueber die schriftstellerische Tätigkeit gibt G. ebenfalls ausreichende Auskunft. Einzelnes war schon bei Neubaur vermerkt, so die Uebersetzung des „Traums" von Lucian und die für die humanistischen Bestrebungen Heyls wichtige Rede: De literarum studiis ab omnibus tum colendis tum promovendis. Hinzu kommen bei G. noch einige Uebersetzungen Galenscher Schriften sowie der Hinweis auf eine von Heyl geplante, aber nicht ausgeführte theologische Schrift über die Sakramente. — Die Bedeutung des Humanismus für die Neubelebung der astronomischen Studien, die freilich aufs unmittelbarste mit der Astrologie verknüpft waren, kommt u. a. auch in der Gestalt des Bayern Nikolaus Kratzer (geb. 1487) zur Erscheinung, der in England seinen Wirkungskreis fand. E. Maas (3572) vereinigt die bisher bekannten Tatsachen mit neuen Nachforschungen zu einem Lebensbilde, soweit die nicht überall zusammenhängenden Nachrichten ein solches gestatten. Er behandelt die Familie, der Kratzer entstammt, seine Studienzeit (wobei er vor der Kölner und Wittenberger Studienzeit einen Besuch von Ingolstadt nicht für ausgeschlossen hält), seine Beziehungen zu Erasmus, Dürer usw. und seine Wirksamkeit in England. Seine Lehrtätigkeit am Corpus Christi Collegium in Oxford, seine Stellung als Hofastrolog des Königs werden durch charakteristische Züge beleuchtet; auch erhält man Aufschluss über die diplomatischen Missionen, für die Kratzer mehrfach von Heinrich VIII. verwendet wurde. Ebenso wird über seine wissenschaftlichen Arbeiten und die von ihm angefertigten Instrumente näheres mitgeteilt. In religiöser Beziehung war er ein Anhänger Luthers, musste jedoch mit der Betätigung seiner Ansicht sehr vorsichtig sein, ja gelegentlich sogar seine Kunstfertigkeit in den Dienst der Gegner Luthers stellen. —

Neulateinische Dichter. Bolte (3573) hat das biographische Material über Cornelius Crocus übersichtlich zusammengestellt und eine vortreffliche, trotz ihrer Kürze tief eindringende Charakteristik des „Joseph" gegeben. — Ueber Naogeorgs Leben bringt Kawerau (3574) die erreichbaren Notizen, und er charakterisiert seine eigentümliche, schroffe Selbständigkeit, die ihn nirgends zur Ruhe kommen liess. Aus der Vorführung der Werke sei namentlich der Hinweis auf die viel zu wenig beachteten Satiren hervorgehoben. — Wegen seiner Bedeutung für die Geschichte der Reformation möge hier W. Cyklopius (Kannegiesser) angeschlossen werden, einer der ersten Schüler von Wittenberg, wo er Beziehungen zu Scheurl, Staupitz, Aesticampian gewann und wo er später auch doziert hat. Als Reformator von Magdeburg nimmt er eine nicht unbedeutende Stellung ein. Aus

früherer Zeit, wo er Rektor in Zwickau war (1508—10), teilt Clemen (3577) einen kulturgeschichtlich merkwürdigen Brief mit. — Seine biographische Arbeit über Stymmelius (Stummel) bringt Voss (3575) in einem zweiten Teile zum Abschluss. Dieser zweite Teil übertrifft den ersten in jeder Beziehung und rundet das Bild des Stymmelius durchaus ab, wie er denn auch manche bisher dunklen biographischen Punkte aufzuhellen weiss. Von dichterischen Versuchen wird das Drama de immolatione Isaac (1577) inhaltlich wiedergegeben und richtig eingeschätzt; ebenso werden die lateinischen Gedichte zutreffend charakterisiert, so das Iudicium Paridis, das einzige Gedicht Stummels, dem eine Art Nachwirkung beschieden war, ferner das Epicedium auf den Tod von Stummels Vater, das neben vielem Angelernten immerhin einige innerliche Züge aufweist, und das Trauergedicht auf den Tod Barnims X. Vielleicht hätte unter den Hochzeitsgedichten das noch verhältnismässig frischeste an Bernhard Holtorpius hervorgehoben werden können. Auch als deutschen Dichter lernen wir Stummel kennen; V. teilt ein an Luthers Lied: „Ach Gott vom Himmel sieh darein“ anknüpfendes Festlied (1586) mit, das Stymmelius zur Feier der fünfzigsten Wiederkehr des Tages gedichtet hat, an dem die Reformation in Pommern eingeführt wurde, und das heftigste Ausfälle gegen „der Calvinisten tück und ranck“ enthält. Die biographischen Angaben seien kurz zusammengefasst: nach seiner Wittenberger Studienzeit, die 1551 beginnt und über deren Länge sich nichts ermitteln lässt, finden wir ihn zuerst in Beeskow als Lehrer an der Knabenschule, hierauf als Hofgeistlichen in Lübbenau (1553) und dann als Prediger in Krossen (1554). Darauf erfolgte 1556 durch Empfehlung des Professors Andreas Musculus die Berufung Stummels nach Stettin als Pfarrer an der St. Marien-Kirche, mit welchem Amte die Verpflichtung der Uebernahme von theologischen Lehrvorträgen am fürstlichen Pädagogium, dem heutigen Marienstifts-Gymnasium, verbunden war. In beiden Eigenschaften hat Stummel bis zu seinem am 19. Februar 1588 erfolgten Tode eine zweiunddreissigjährige Tätigkeit ausgeübt, die nur 1566 ganz kurz durch Uebernahme der Superintendentur in Merseburg unterbrochen wurde. Als Prediger hat Stummel im Geiste des strengsten Luthertums gewirkt, zum Teil in heftigster Fehde mit einem calvinistischen Amtsgenossen. Bei der Lückenhaftigkeit des Materials ist über Stummels Predigten kein klares Bild zu gewinnen; die Lehrtätigkeit am Pädagogium lässt sich dagegen ausreichend erkennen und wird von V. gut charakterisiert. Auch sie war von Stürmen nicht frei; mit der schlechten Zucht, die schliesslich zu einem förmlichen Aufruhr gegen Stummel führte, hatte er zu kämpfen, und wie in der Kirche musste er auch hier einzelnen zum Calvinismus neigenden Lehrern entgegentreten. Unter den schriftstellerischen Erzeugnissen, die seiner pädagogischen und seelsorgerischen Tätigkeit entsprangen, ist wohl das merkwürdigste das Buch „kurtzer Unterricht von Wunderwerken, so in Göttlicher Schrifft und anderen Historien beschrieben sind“ (1567), eine Schrift, die kulturgeschichtlich nicht ohne Wert ist. Die starre, strenge, eifervolle Art, die Stummel auch in seiner sonstigen Tätigkeit an den Tag legte, steht im merkwürdigen Gegensatz zu dem, was über seine rein persönlichen Eigenschaften berichtet wird: er erscheint hier als mild und nachsichtig, namentlich in seinem Urteil über Tote und Nichtanwesende. Es ist ein Verhältnis, wie es uns im 16. Jahrhundert nicht selten entgegentritt. — Johannes Caselius, den man wohl den letzten Melanchthonianer nennen kann, da er tatsächlich der letzte war, der im Sinne und Geiste Melanchthons eine weitreichende Tätigkeit ausgeübt hat, wird uns in seiner frühesten Entwicklung durch Koldewey (3576) vorgeführt. Aus einer Wolfenbütteler (ursprünglich Helmstedter) Handschrift druckt er eine Auswahl von Jugendgedichten des Caselius ab, die in der Tat in die Gedankenwelt und Bestrebungen des Jünglings einführen. Eine lehrreiche Einleitung schildert Leben- und Bildungsgang des Caselius bis zu dem Punkte, wo die Gedichte abbrechen, und gibt die notwendigen inneren und äusseren Anhaltspunkte für das Verständnis der einzelnen Gedichte. Diese selbst zeigen, wie man auch bei der Jugend ihres Verfassers nicht anders erwarten kann, keine Eigenart; es sind vielfach Paraphrasen, und nur gelegentlich in der Elegia de meis miseriis (S. 36) wagt sich ein individuellerer Ton hervor. Immerhin sind sie zur Kenntnis der Entwicklung des Mannes nicht ohne Wert, und charakteristisch ist es, dass der später wegen seines Philippismus Angefeindete in seinen poetischen Erstlingsversuchen aufs heftigste gegen das Interim Stellung nimmt. — Ueber Caselius' Vater, der, ein Sprössling der alten niederrheinischen Adelsfamilie von Kessel-Bracht, durch die Not der Zeit vielfach umgetrieben, als Lehrer und Geistlicher an verschiedenen Orten tätig war, hat Koldewey (3576a) ebenfalls anziehende Mitteilungen gegeben. Obwohl eigentlich in das Gebiet der Kultur- und Reformationsgeschichte gehörend, mögen sie doch um des Sohnes willen hier Erwähnung finden. — Eine Zusammenstellung von grösseren und kleineren Lobgedichten auf Breslau hat G. Türk (3579) gegeben. Es kommen folgende Autoren in Betracht: Laurentius Corvinus mit seiner Silesiae descriptio compendiosa, deren zweiter Teil allein von Breslau handelt (1496;

auch in einem wahrscheinlich 1508 erschienenen Gedicht wird Breslau rühmend erwähnt). Pancratius Vulturinus behandelt in seinem Panegyricus Slesianus (1506) Breslau ausführlich. Bartholomäus Sthenus gibt ein kleines Gedicht in Hendekasyllaben allein über Breslau (1512). Es schliesst sich Georgius Logus mit einem kleinen Gedicht auf Breslau an (wohl 1527). Franziskus Faber (Franz Köckeritz 1497 bis 1565) verweilt in seinem Gedichte „Sabothus sive Silesia" auch bei Breslau. Ein kleines anonymes Gedicht um 1562 folgt; hierauf David Sigismund Cassovius mit seiner Schilderung Breslaus in seinem iter Germanicum et Sarmaticum, die namentlich durch die lebhafte Beschreibung des Einzugs Rudolfs II. (1577) und der dazu getroffenen Zurüstungen belebt wird. Johannes Caselius besingt Breslau zu Beginn eines Lobgedichtes auf Thomas Rhediger, J. Crato und J. Monau; Valens Andalius widmet Breslau zwei kürzere Gedichte. Tobias Cober veröffentlicht 1593 sein langatmiges Gedicht: Vratislavia sive Budorgis. Nach der Art der Zeit macht Venceslaus Clemens Anagramme mit dem Namen Breslaus. Es folgt Christoph Schwartzbach mit einem umfangreichen Gedicht (1630). Eine Art Zyklus gibt der Germanus decor Vratislaviae (1667) von Georg Schöbel. Gedichte von Johannes Fechner, Daniel Plorantius (1677) und Fibiger (1704) machen den Schluss, womit wir allerdings weit über die Zeit der Herrschaft der neulateinischen Dichtung hinausgegangen sind. — Eine vortreffliche Ausgabe hat Bömer (**3579a**) einem der wichtigsten Denkmäler der neulateinischen Dichtung zuteil werden lassen, dem Grobianus Friedrich Dedekinds. Er gibt einen sorgfältigen Neudruck der ersten Bearbeitung (1549) und fügt aus der zweiten Bearbeitung (1552) das Schlusskapitel, die Grobiana, hinzu. Da die Grobiana tatsächlich der einzig fruchtbare Zusatz ist, den die Neubearbeitung bringt, so wird man mit dieser Auswahl des Stoffes durchaus einverstanden sein. Es kommt dazu, dass man in den sehr brauchbaren Inhaltsangaben, die die Einleitung bringt, eine gute Uebersicht über die Verteilung des Stoffes in den beiden Ausgabengruppen sowie über die Zusätze der zweiten Bearbeitung erhält. Die ausführliche und belehrende Einleitung gibt zunächst wertvolle Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Werkes. Nicht als Student in Wittenberg hat Dedekind den Grobianus geschrieben, sondern dieser ist veröffentlicht, bevor er in Wittenberg immatrikuliert wurde. Vorher hatte er in Marburg (seit 1543) studiert, war hierauf in Münden „scholasticus" oder „ecclesiasticus", und hier wird er wohl das vielleicht schon in Marburg begonnene Werk abgeschlossen haben. Es sind also Marburger, nicht Wittenberger Universitätsverhältnisse, die den Sittenschilderungen des Grobianus zugrunde liegen. Ausführlich hat dann B. über die litterarischen Grundlagen des „Grobianus", die Anstandslehren und Tischzuchten gehandelt, die Vorläufer und Auspräger der grobianischen Litteratur aufgeführt und schliesslich das Werk selbst nach seinen Vorzügen und Schwächen gut charakterisiert. Bei der Vergleichung der beiden Bearbeitungen miteinander bestreitet B. die Aufstellung Hauffens, dass Dedekind 1552 sein Werk vollständig umgestaltet habe, und zeigt, dass die Aenderungen in der zweiten Bearbeitung nicht so umfassend sind. —

III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Allgemeines.

(III, 1 = N. 3582-3662a.)

Alexander Reifferscheid.

Ueber die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zur Zeit des 30jährigen Krieges im allgemeinen unterrichten einige selbständige Untersuchungen. Einen guten Einblick in das gehässige konfessionell-politische Parteigezänk, bei dem selbst ehrenwerte Männer mit Bewusstsein fälschten und logen, gibt das Buch von Lorenz (3582), an der Hand der Besprechung der Flugschriften aus der Zeit vor dem Kriege. — Fähs (3582a) Abhandlung ist mir trotz aller Bemühung unzugänglich geblieben. — Consentius (3582b) zeigt, welche Werke die Grundlage von Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges bilden. — Die Aufzeichnungen des schwerinschen Domherrn O. von Estorf tragen den Charakter von tagebuchartigen Notizen, sie stützen sich zum teil wohl auf Briefe seiner Freunde, das meiste scheint Zeitungen entnommen. Wertvoll sind die eingeschalteten deutschen und lateinischen Tendenzgedichte (Des Schwerinschen Dompropsteu und Ratzeburger Domherrn Otto von Estorf Diarium belli Bohemici et aliorum memorabilium [vom 23. Mai 1618 bis zum 10. März 1637]: AnnVGLauenburg. 6:2, S. 1—72; 3, S. 1—74; 7:1, S. 1—51). — Frieda Gallati (3585) untersucht mit sicherem und scharfem Blick den Quellenwert der Kriegsgeschichte des B. Ch. von Chemnitz und weist nach, wie verschieden derselbe bei den verschiedenen Teilen. Beherrscht von der offensichtlichen Tendenz, das Ganze zu Gunsten der Schweden darzustellen, tritt von Chemnitz als Neuling auf dem Gebiete geschichtlicher Forschung und Darstellung auf. Die Archivalien verwendet er nur zum Schmuck seiner Darstellung, sonst scheint er sie gering zu schätzen. Ueber die Motive wagt er, im Gegensatz zu Pufendorf, keine selbständigen Kombinationen. Als Hofhistoriograph verschweigt er nicht nur manches, sondern schreckt sogar nicht vor Korrekturen der Wahrheit zurück. Am Schlusse der gediegenen Arbeit folgt eine tabellarische Uebersicht der Quellenbenutzung des von Chemnitz und wertvolle Exkurse über Detailfragen. — Warschauers (3585a) Mitteilungen betreffen den Schwedenschrecken in Polen lange nach dem 30jährigen Kriege (vgl. unten S. 388). —

Die lokale Geschichtsforschung ist durch Veröffentlichung und Verwertung bisher unbenutzter Quellen wesentlich gefördert worden. Eine geschickte Uebersicht der Ereignisse aus der ersten Hälfte des Krieges, soweit sie Augsburg betreffen, liefert L. Simmet (Die Reichsstadt Augsburg in der 1. Hälfte des 30j. Krieges. Progr. d. Realgymn. Augsburg, [Haas & Grabher]. 1901. 31 S.). — Die Fortsetzung und quellenmässige Begründung dieses Programms gibt Roos (3587) durch Mitteilungen aus einer bisher unbekannten Augsburger Chronik der Ereignisse der Jahre 1612—1647, deren Verfasser entschiedener Freund der Schweden ist. R. wählt den Abschnitt über das schwedische Regiment in Augsburg. Es würde eine Bereicherung der lokalen Geschichtsforschung sein, wenn R. die Mittel geboten würden, die ganze Chronik herauszugeben. Nur müsste er sich dabei der vielen Zusätze enthalten, die dem Kenner der älteren Sprache als völlig überflüssig erscheinen. — Die Besprechung der Arbeit von Kötz (3588) erfolgt unten in dem

Abschnitt über die religiösen und kirchlichen Verhältnisse. — Voigt (3589) beschreibt kurz die Belagerung und Beschiessung Leipzigs durch Tilly und Holke. — Nachdem P. Schwartz schon früher (Die Neumark während des 30j. Krieges. 1. T. 1618—1631. [= SchrVGNeumark.] Landsberg a. W., [Fr. Schaeffer & Co.]. 1899. 128 S. M. 3,00) eine genaue aktenmässige Darstellung der Geschichte der Neumark für die Zeit von 1618—1631 begonnen, führt er jetzt (3590) dieselbe bis zum Jahre 1653 mit objektiver Treue und Zuverlässigkeit. Von besonders hohem Werte sind die aktenmässigen Mitteilungen im Anhang, die höchst interessante „Consultatio politico-theologica" des kurfürstlich brandenburgischen Rates H. G. von dem Borne, das Verzeichnis der Kontributionen, die Auszüge aus den Protokollen über die Abstimmungen der Städte, die Polizeiordnung von Falkenberg und das Protokoll der Stadt Königsberg i. NM. —

Heuser (3590a) veröffentlicht eine seltene Flugschrift aus dem Jahre 1620 aufs neue, die den Brief Spinolas an den König von Spanien vom 18. Juni 1620 und die Instruktion des Königs für Spinola vom 28. Juni enthält. — Zeitgenössische Nachrichten, unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse niedergeschrieben, teilt Seiffert (3592) aus dem Ratsarchiv der Stadt Strausberg für die Jahre 1626 bis 1638 mit. —

Für die Schilderung einzelner Persönlichkeiten entwickelt sich eine recht erspriessliche Tätigkeit. Die fleissige Untersuchung Knapps (3593) über die publizistische und politische Tätigkeit des Eiferers M. Hoe von Honegg lehrt, dass dieser nicht von seiner Ueberzeugung, sondern meist durch Hoffnung auf reichen Lohn geleitet wurde. — Auf Grund der bisherigen Forschung charakterisiert Lenz (3594) vortrefflich Gustav Adolf. Eine abschliessende Biographie des Königs fehle noch immer. Es sei in Schweden und Deutschland genug gearbeitet, auch sehr viel Quellenmaterial publiziert worden, aber die Archive, besonders die deutschen, bärgen noch reichste Schätze, auch von dem Gedruckten sei lange noch nicht alles verarbeitet. — Nach ungedruckten Quellen, grösstenteils im Archiv zu Ulm und im Staatsarchiv zu Stuttgart, schildert Egelhaaf (3594a) das Ringen der protestantischen Reichsstädte um ihre politische und religiöse Freiheit, das zu immer engerem Anschlusse an die Schweden führte. — Ueber G. Droysens (3594b) Ausführungen betreffs des Landungsgebetes Gustav Adolfs vgl. JBL. 1901 III 1 : 139. — A. Mörath (3594c) veröffentlicht ein Schreiben der antischwedisch gesinnten Herzogin Anna Sophia von Braunschweig, geborenen Markgräfin von Brandenburg, an den Grafen Adolf von Schwarzenberg aus dem Juli 1631 betreffend die schwedische Invasion in der Mark Brandenburg. — Loewes (3595) Arbeit ist eine bibliographische Studie über die Wallensteinlitteratur von 1895—1900. — O. Weber (3596) hält dem, was Schiller intuitiv, mit den Augen des Sehers in Wallenstein erschaut, den Wallenstein entgegen, der sich auf Grund der neuesten Forschung dem unbefangenen Auge der Geschichtsforscher darstellt. Seine Charakteristik ist wohlgelungen, er vertieft sich ganz in die Gedankenwelt Wallensteins. — Hallwichs (3597) Aufsatz betrifft Wallensteins Stellungnahme zur italienischen Frage der Jahre 1629—30. — Michael (3598) versucht aus dem gesamten Material, das bisher über Wallensteins Vertrag mit dem Kaiser im Jahre 1632 bekannt geworden, unter Heranziehung einiger bisher unbekannter oder nicht genügend verwerteter Quellen, den Inhalt jenes Vertrages zu erschliessen. Durch Benutzung verschiedener bisher noch nicht verwerteter Gesandtschaftsberichte gelangt er zu einem gewissen Ergebnis: der Göllersdorfer Vertrag, dem sich der Kaiser in der Stunde der Not unterworfen, bildete den Ausgangspunkt der hochtragischen Entwicklung, die zwei Jahre später in dem blutigen Drama zu Eger ihren furchtbaren Abschluss fand. — Der von Graebert (3599) veröffentlichte Bericht verdient Beachtung, weil er die Spannung kennzeichnet, mit der die evangelischen Staaten Norddeutschlands den Gang der Ereignisse verfolgten, und die Besorgnisse verrät, die die Brandenburger infolge der Ermordung Wallensteins für ihr Land hegten. — Der Brief Wallensteins an den Feldmarschall M. Gallas vom 26. Oktober 1632 (3600) ist ein neues Zeugnis für die Umsicht des Oberbefehlshabers, der von dem Zustande der einzelnen Truppenteile unterrichtet sein wollte. — Wittichs (3601) Würdigung H. G. von Arnims fand schon früher Berücksichtigung (JBL. 1901 III 1 : 20). —

Ueber das Zeitalter nach dem grossen Kriege liegt eine grosse Anzahl teilweise recht bedeutender Schriften vor. Die schwedischen Grausamkeiten im Posener Land während der Jahre 1655 und 1656 illustriert an der Hand dreier Briefe aus dem Jahre 1656 Warschauer (3585a), die beredtes Zeugnis für den Fanatismus der kämpfenden Parteien ablegen. — Die dankenswerte Untersuchung von G. Mentz (JBL. 1899 III 1 : 79) fand weitere Anerkennung, D. Zöchbauer (HJb. 23, S. 175/6) schreibt ihr das Verdienst zu, die bestehenden Anschauungen auf eine breitere und festere Basis gestellt zu haben. — Dass unsere Kenntnis von

den französischen Reunionen durch die Arbeit von A. Kaufmann (JBL. 1899 III 1:88) eine völlige Umwandlung erfahren habe, gesteht ihm A. Meister zu (HJb. 23, S. 177/8). — Die historische Litteratur Bayerns bereichert M. Doeberl durch Forschungen über die Entstehungsgeschichte des folgenschweren Anschlusses Bayerns an Frankreich unter Ferdinand Maria auf Grund eines umfassenden, zum guten Teil bisher unberührten Aktenmaterials. Das Werk dringt überall in die Tiefe und fördert eine Fülle neuer Nachrichten zutage, es zeichnet sich aus durch rücksichtsloseste Wahrheitsliebe, durchdringenden Scharfsinn, Besonnenheit des Urteils und Klarheit der Darstellung. (Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. München, Haushalter. 1900. XI, 585 S. M. 9,00. |[G. Mentz: HZ. 88, S. 301/5; G. Schrötter: HJb. 23, S. 327—35.]|). — Unter den archivalischen Beiträgen, die der zweite Band M. Doeberls bringt, ragt die Beschreibung des churbayerischen Hofes aus der Feder des österreichischen Gesandten Grafen L. W. von Königsegg hervor, die reiches, kulturhistorisch wichtiges Detail bietet. (Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. Band II. Archivalische Beiträge. München, Ed. Koch. 166 S. [Beide Bände sind jetzt in den Verlag von Th. Ackermann, München, übergegangen. Der Ladenpreis ist jetzt auf M. 7,00 festgesetzt.]) — Zum Fall Strassburgs veröffentlicht Hölscher (3604) eine Flugschrift aus dem Jahre 1682, den Briefwechsel zwischen dem Strassburger und dem Wiener Turm. — Hauvillers Buch (JBL. 1901 III 1:46) über Frankreich und Elsass im 17. und 18. Jahrhundert würdigt A. Meister (HJb. 23, S. 176/7). — E. Heusers Vortrag (Der spanische Erbfolgekrieg mit besonderer Berücksichtigung der Pfalz und anderer Gebiete am Oberrhein: PfälzMuseum. 18, S. 97—102, 113/8, 129—36 [mit einem Nachtrag S. 137—40]) sei kurz erwähnt, ebenso E. C. Quiggins Einrichtung des Sybelschen Prinz Eugen als Schulbuch für Engländer (Prinz Eugen von Savoyen von Heinrich von Sybel. Edited with introduction, notes and index. Cambridge, University Press. 1902. XXVI, 180 S.). —

Für die führenden einzelnen Persönlichkeiten, besonders auf dem Gebiete der brandenburg-preussischen Geschichte, zeigt sich lebhaftes Interesse. F. Schroeder (Eine Gesandtschaftsreise Adams von Schwarzenberg: AnnHV-Niederrh. 74, S. 27—52) bespricht eine Gesandtschaftsreise des Ministers A. von Schwarzenberg nach Cleve, die völlig ergebnislos blieb: es war das grosse Unglück dieses Ministers, dass er es an keinem Orte recht machen konnte. — M. Spahns Grosser Kurfürst (JBL. 1901 III 1:66) wurde, trotz mancher Lobsprüche für einzelnes, im ganzen von O. Pfülf (StML. 62, S. 223/5), F. Rachfahl (NJbbKlAltGL. 9, S. 540—79) und O. Hintze (FBPG. 15, S. 257—63) abgelehnt. — Heyck (3605) schliesst sich Erdmannsdörffer in der Gesamtauffassung seines Helden an; er sucht zwischen der früheren und neuesten Auffassung zu vermitteln. Die künstlerische Ausstattung ist wie bei allen Veröffentlichungen des Velhagen und Klasingschen Verlags reich und vornehm. — Keller (3605a) feiert den Grossen Kurfürsten wegen seiner Verdienste um Gewissens- und Glaubensfreiheit. — Ziemlich unwichtig sind die Aeusserungen Ch. Patins über den Hof des Grossen Kurfürsten (3607); von grosser Bedeutung ist dagegen die von Waddington (3608a) veröffentlichte ausführliche geheime Denkschrift des französischen Gesandten Rébenac über den Berliner Hof im Jahre 1688. Danach war der Grosse Kurfürst ohne rechte Initiative, schenkte allzugrosses Vertrauen seinen Ministern. Alles, was schmeichelte, war gut in Berlin aufgenommen. Alle Staatsbeamten bis zu den höchsten waren käuflich und liessen sich leicht für die französischen Interessen gewinnen. — L. Keller (3609) berichtet, wie Friedrich I. von Preussen sich als Schützer der Gewissensfreiheit des „Ketzerpatrons“ Gottfried Arnold annahm, den er zum Historiographen des preussischen Staates ernannte, um ihn den Verfolgungen der kirchlichen Eiferer zu entziehen. — Bahnbrechend für die vorurteilsfreie Beurteilung der Tätigkeit König Friedrich Wilhelms I. ist der neue Band der Acta Borussica, der das Lebenswerk Friedrich Wilhelms I., die Neubegründung der preussischen Verwaltung darstellt (Denkmäler der Preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwaltung 3. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preussens im 18. Jahrhundert 3. Akten vom Januar 1718 bis Januar 1723, bearbeitet von G. Schmoller, O. Krauske und V. Loewe. Berlin, Parey. 1901. V, 767 S. M. 17,00). Am lesenswertesten sind die zahlreichen Marginalien des Königs, die von köstlichem Humor zeugen. Der Obermarschall „soll dem neuen Oberbibliothekar in der Bibliotheck auf den Schlosse introduciren und Ihm in pflidt nehmen, das keine Bucker sonder Permis von geheime rehte verkauffet werden oder weggestohlen werden“. Der König stand als wahrer Vater des Volkes stets auf der Seite seiner Untertanen gegen ihre Unterdrücker, so schrieb er auf den Immediatbericht des Generalkriegskommissariats vom 26. April 1719: „es ist guht kammerraht und kammer President sein in Preussen,

den sie stehlen, Rauben, Plündern, die Unterthanen drücken, lügen, schreiben, weiß es weit abgelehgen ist, und wir glauben müssen, was Kamer schreibet. glauben die herren, dass die arme leutte so weit herkohmen zu Klagen, dass sie sollen loskaufgeld gehben an gretsch, wen es nit wahr wehre so geschehn." Häufig schalt er seine Geheimräte Idioten. Die Kammerpräsidenten sollten sich „in nits Melliren bèy hangen". Prächtig ist die Instruktion des Königs für seinen Nachfolger. Nur folgende charakteristische Stelle sei hier mitgeteilt: „ein Regente, der mit Honneur in die weldt Regiren will, mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flasken, faulen weiberlehben . . . der liebe Gott hat euch auf den trohn gesetzet nicht zu faullentzen, sondern zur arbeitten und seine Lender wohll zu Regiren." Er warnt seinen Nachfolger vor den Altmerkischen Vasallen, die schlimme ungehorsame Leute sind, unter den schlimmsten seien die Bismarckschen Familien. Im Clevischen seien die Vasallen „dumme Oxen, aber Malicieus wie der deuffell". — Nicht minder wertvoll ist der sechste Band der Acta Borussica in seinen beiden Teilen (6, 1. Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und allgemeinen Verwaltung in Preussen beim Regierungsantritt Friedrichs II. von O. Hintze. 1901. (17), 640 S. M. 15,00. — 6, 2. Akten vom 31. Mai 1740 bis Ende 1745, bearbeitet von G. Schmoller und O. Hintze. 1014 S. M. 22,00). Friedrich II. tritt in seinen Randbemerkungen uns ganz als der Sohn seines Vaters entgegen. Anfragen des Generaldirektoriums vom 13. September 1740 nennt er „rechte Nersche und ridiculle", sie „Sollen sich nicht unterstehen mit dergleichen wiederzukom". Am 20. Oktober 1740: „sie Sollen . . nicht so faul seindt, nicht so viel reisen, sondern mehr arbeiten . . sie deliberiren heute, was sie schon vohrgestern heten thun Sollen." Am 12. November 1740: „die provintz ist Ruiniret und der President Samt die Krigsrähte Sollen mir noch bestehlen!" Am 17. Aug. 1741 klagt er über „Fikfakreien und Ministerintrigen" und droht damit, seine Autorität gebrauchen zu wollen. Einige Tage später schreibt er: „sie Sol der Teufel hollen, wohr Sie ohne Meinen Spetzial befehl eine Klaue ankaufen." November 1741 erklärt er, er allein sei der „Dirigirende Minister". Am 19. März 1743: „die Herren Ministres bleiben beim Tintfas und lassen die Nase aus alle Militaria. Warum ich Sie allerseits ersuche." Am 14. April 1744: „Was doch die Herren vor Idioten seind! wollen bei dem Köpenicker Thor Grabens, Canale, Schleusen machen lassen und vergessen, die Rathenauer und Brandenburger Schleusen aufzumachen. Ubi iudicium?" Die Aeusserungen lassen die Eigenart der beiden Herrscher besser erkennen und verstehen als dicke Monographien. — Ein schönes Buch über die vielverkannte Schwester Friedrichs des Grossen, die unglückliche Bayreutherin Wilhelmine, von R. Fester (Die Bayreuther Schwester Friedrichs des Grossen. Ein biographischer Versuch. Berlin, Gebr. Paetel. 227 S. M. 4,00) verdient nachdrückliche Empfehlung. Es erschliesst uns das volle Verständnis der wahlverwandten Schwester, die durch die unzweckmässige Erziehungsmethode ihres Vaters früh körperlich und seelisch gebrochen wurde. Die aufgezwungene Ehe mit dem verbauerten, sittenlosen und geistig unebenbürtigen Erbprinzen von Bayreuth vollendete ihr Unglück. Eine kritische Ausgabe ihrer Memoiren, die auch eine günstigere Beurteilung verdienen, ergibt sich jetzt als dringende Notwendigkeit — Haake (3613) trägt aus den primären Quellen ein selbständiges, vorurteilsloses Urteil über König August den Starken vor. Er hatte universelle Interessen, war ein vortrefflicher Feldherr und Ingenieur, verstand das Kriegswesen im grossen und im kleinen. Seine Politik war weder polnisch, noch sächsisch, noch deutsch, sondern durchaus egoistisch. Er hat der Toleranz Bahn gebrochen, Industrie, Gewerbe und Kunst gefördert — aber nur zu egoistischen Zwecken. — Die Beziehungen Augusts des Starken zur katholischen Kirche unterzieht einer eingehenden Betrachtung J. Ziekursch (3614). — P. Haake weist in den Remarques böswillige Fälschungen nach, die der Kammerherr E. Chr. von Manteuffel mit Hilfe des Generalleutnants Grafen J. H. von Flemming gegen den sächsischen Statthalter Fürsten Anton Egon von Fürstenberg und den Generalleutnant Freiherrn J. M. von der Schulenburg richtete (Zur Kritik der „Remarques sur les Portraits de la cour de Pologne": NASächsG. 23, S. 84—99). — Wilsdorf (3615) versucht eine Verteidigung der Gräfin Kosel, die nach kurzem Glück fünfzig Jahre lang auf dem Schlosse Stolpen gefangen gehalten wurde. —

Kulturgeschichtliches ist mit wenigen Ausnahmen nur in kurzen Notizen vertreten. Ein hübsches Buch über Bern, das in religiöser, politischer und wirtschaftlicher Beziehung im 17. Jahrhundert an der Spitze der Eidgenossenschaft stand, liefert Rodt (3602). Es ist reich an mannigfacher Belehrung. Interessantes erfahren wir über die Studenten: Rutenstreiche konnten bei den Studiosis philosophiae, aber nicht bei den Studiosis theologiae angewendet werden. Wenn die Studenten abends junge Frauenzimmer begleiteten, trugen sie graue Mäntel. Die Prädikanten mussten die Woche dreimal predigen, ihre „Predigen dermassen studieren und in Kopf

fassen, dass sie dieselben nicht müssen vor der Gemein aus dem Zeddel lesen". Sie sollen auf den Märkten und in der Stadt nicht ohne einen ehrbaren Rock oder Mantel gehen, der ihnen über die Kneu hinablange. Manchmal wurden Prädikanten wegen Unbescheidenheit im predigen auf Befehl einer hohen Obrigkeit eingelegt. Mit Strenge wurde alles, was den religiösen und politischen Anschauungen der Regierung nicht entsprach, unterdrückt. Bei Hochzeitsmahlen war das vermengte Sitzen von Frauen und Männern untersagt. Wegen Leibesindisposition durften die Studenten Perücken tragen. Aus den Frauenkappen hat man gelegentlich Körbe voll Hobelspäne genommen. — Über Hamburg im Beginn des 18. Jahrhunderts orientiert ein Brief aus dem Jahre 1729 in den Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz (3603). Er lobt die Oper, die reizenden Spazierwege und die ausgezeichnet guten Häuser, wo den Fremden vorzügliche Aufnahme zuteil werde. Die meisten Hamburger Kaufleute bereisten in der Jugend die vornehmsten Länder Europas und gälten dann als holsteinische Edelleute. Sie hätten überhaupt feinere Manieren als manche Edelleute. Nur die Frauen behandelte man in Hamburg wie im Orient, sie gingen fast nur nach den Kirchen. Sie lustwandelten nur in Gesellschaft ihrer Männer. Ein Fremder werde selten zu ihrer Gesellschaft zugelassen. Er äussert sein Missfallen über die Intoleranz gegen die Katholiken, denen man Kirchen verweigere, die man den Juden anstandslos bewillige. — Einen Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts bildet die Schrift Winkelmanns (3611) über die Jugendzeit Liselottens, die trotz aller Anstandslehren sehr naturwüchsig, ja sogar derb und grobianisch blieb. — Mehrere Veröffentlichungen gelten den Juden. Ein Denkmal edler Vorurteilslosigkeit ist der Judenschutzbrief des Prinzen Karl Alexander von Württemberg, des Gouverneurs von Landau aus dem Jahre 1711, der den Juden Gleichberechtigung mit den übrigen Bürgern einräumte (E. Heuser, Ein Schutzbrief für die Juden von Landau: Pfälz. Museum 18, S. 152/4). — Auch die Regierung Hamburgs liess keinen Unterschied zwischen Juden und Andersgläubigen gelten, das bewährte sie bei dem Judentumult im Jahre 1730 (3618). — Milde und Gerechtigkeit gegen die Juden waltet nicht minder in der Nassau-Usingschen Judenordnung vom Jahre 1732 (3619). — Eine jüdische Selbstverfluchung im Falle des Meineides enthält der Judeneid der Reichsstadt Mülhausen vom Jahre 1712, der 1721 zuerst gedruckt wurde (3620). — Die Hochzeits- und Kleiderordnung der Hamburger Juden von 1715 und 1731 (3617) verbieten allen unnützen Aufwand und Prunk. — Pauls (3621) behandelt zwei Aktenstücke in betreff des Dominikaners Ludwig Fliegen, der zum Generalinquisitor der Erzdiözese Köln ernannt war, gegen dessen Wirksamkeit aber der Kölner Erzbischof Clemens August erfolgreich Einspruch erhob. — Der Malefizschenk (3622) gehört der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an und kommt daher hier nicht in Betracht. — Die Notizen über Hexenprozesse (3623 und 3624), zu denen noch eine dritte kommt (O. Günther, Ein westpreussischer Hexenprozess aus dem Jahre 1648: MWestprGV. 1, S. 14/6) sind ohne Belang. — O. Günther (3625) veröffentlicht den Kontrakt dreier Dorfschaften im Kreise Marienwerder mit dem Scharfrichter von Dirschau, der auch die Taxe für die verschiedenen Verrichtungen enthält. — Den Pestepidemien der Jahre 1666—67 in Kurmainz gewidmet ist die fleissige Abhandlung von Schrohe (3627), derjenigen der Jahre 1707—13 in der heutigen Provinz Posen die Nachweisungen von Brandt (3626). — Cronologar (3628) teilt zwei Pesterlässe aus dem Jahre 1713 mit. —

Die kirchlichen und religiösen Verhältnisse sind nicht im Zusammenhang, sondern nur in Einzelheiten Gegenstand der Behandlung. Die von Reinfried (3629) erschlossenen Visitationsberichte gehen nicht in die Tiefe, sie beziehen sich nur selten auf Leben und Lehre der Geistlichen. Einmal wird das übermässige Trinken eines Pfarrers gerügt, ein ander Mal verlangt, „ut parochus se honestius geret in domesticatione, se honestius vestiat et evitet crapulas atque rixas cum suo prefecto in pago" (s. o. und zu 3636). — Ins fromme, eingezogene Klosterleben der Clarissinnen führt der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern (3630) nach ungedruckten Briefen ausgearbeitete Monographie über Emanuele Therese, Tochter des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, die ins Kloster gegangen. — Kniebe (3631) untersucht die unfruchtbaren theologischen Zänkereien der echten Lutheraner und der Kalvinisten im Hinblick auf den Übertritt des Kurfürsten Johann Siegismund von Brandenburg zum Kalvinismus. Die lutherischen Geistlichen, unterstützt von der streng lutherischen Kurfürstin, versagten dem Kurfürsten den Gehorsam und verbitterten ihm das Leben. — Nach Kötz (3588) gestattete der Danziger Magistrat den Druck der Chronik Curikes nicht wegen eines Kapitels über die Religionsstreitigkeiten in Danzig. Der Sohn des Verfassers fügte einer späteren Ausgabe das betreffende Kapitel auf besonders gedruckten Bogen hinzu. — Wie sehr dem kirchlichen Leben im Jahrhundert der Orthodoxie die Innerlichkeit fehlte, sieht man aus Flades (3636) Aufsatz. — Das Predigtwesen im allgemeinen bespricht Rudeck (3731).

— Die Emanzipation der persönlichen Frömmigkeit von dem Zwang der Kirche vollzog der Pietismus. Seine Sonderentwicklung in Württemberg stellt fest Chr. Kolb, von dessen ergebnisreichen Studien (JBL. 1901 III 1: 147/8) der Schluss (3744) zu erwähnen ist; die Entwicklung in Franken deutet an Kolde (3740), die in Hessen Becker (3741), die in Lübeck Th. Schulze (3742), die in Reutlingen Schön (3743). — In allgemeinen Zügen schildern den Pietismus und seine Wirkungen Troeltsch (3739) und Lasson (3739a). — Auf die hohe Bedeutung der Sozietäten und Kollegien der Böhmischen Brüder für religiöse Aufklärung weist Keller (3635) hin. — Die Namen der in Preussen 1732 eingewanderten Salzburger verzeichnen Hoese und Eichert (3634). — Das Leben einzelner evangelischer Geistlichen schildern u. a. Borzutzki (3632), der mit erschreckender Breite unter Einmischung aller möglichen Nebensachen den lutherischen Bischof Preussens, B. von Sanden, behandelt, Dalton (3737), der den Hofprediger D. E. Jablonski über Gebühr herausstreicht. — Katholischen Persönlichkeiten, Fr. Spe und Joh. Scheffler, sind die Aufsätze Binders (3733) und Kraliks (3738) gewidmet. — Ehemann (3636a) hebt aus Verordnungen für württembergische evangelische Geistliche die heraus, die von kulturhistorischer Bedeutung sind. Den Vikaren wurde u. a. bedeutet, dass „sie sich von dem so sehr gefährlichen Auslaufen, Ausreiten und Absentierung von der Gemeinde, welche sie öfters gleich nach verrichtetem Gottesdienst verlassen, und die Woche durch hin und her vagiren, künftig enthalten", ferner, dass „sie sich ratione vestitus auch draussen auf dem vicariat und auf den Reisen also aufführen, dass es weder alamodisch noch verächtlich, sondern ihrem Stande geziemend herauskomme". „Die Pfarrer, welche in Kleidungen sich obscur erzeigen, auch allerhand Bauernwerk verrichten, sollen sich nach einem Erlass vom Jahre 1683 eines ehrbaren, ihrem Amt wohlständigen habits befleissigen und dem öffentlichen Baurengeschäft sich enthalten." Es wurde 1743 missliebig vermerkt, dass die Ministri Ecclesiae und Vicarii ohne Scheu in gefärbten Röcken, Reishütlein, manchmalen auch in Stiefeln und Sporn mit Karpatschen und Spissgerten allenthalben, wie Politici herumgehen. Den Pfarrern wurde 1722 eingeschärft, dass sie nicht auf alle Jahrmärkte reisten und sich in den Wirtshäusern unter das gemeine Volk hinsetzten. Sie sollten in den Pfarrhäusern weder Fremden und Reisenden, noch den Inwohnern des Orts Wein schänken. Die Lehrer sollten sich ebenfalls des ärgerlichen Lasters des Volltrinkens enthalten. Auch für Predigt, Katechese und Kirchenzucht wurden scharfe Verordnungen immer aufs neue erlassen. —

Das geistige Leben betreffen vornehmlich kleinere Aufsätze, so der von E. Wolff (3637), nach handschriftlichen Quellen, über die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. — Friedensburg (3638) veröffentlicht zwei Briefe von Petrus Lambecius an seinen Oheim Lukas Holstenius aus dem Jahre 1651, die sich über den „Zustand der Gelahrtheit und des Studirens" in Hamburg und über die neubegründete Bibliotheca publica verbreiten. Lambecius klagt in dem zweiten: „das ergeste ist, dass alhier (in Hamburg) gar zu viele Köpffe regieren und dass gemeinlich dasjenige, was von verstendigen Leuten wol besinnet und angeordnet ist, von andern unverstendigen Collegen oder Aufsehern zum Theil aus Unverstand, zum Theil auch aus eiteler Strittsinnigkeit verhindert und gehemmt wird." — Nach Keysser (3638a) war die Kölner Senats- oder Syndikatsbibliothek schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts verhältnismässig stattlich und leistungsfähig. — Einen Beitrag zur Geschichte der Universitäten Frankfurt a. O. und Halle unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verdanken wir Kaufmann (3639), der nach Frankfurter Universitätsakten die Berufung des Juristen und Philologen J. G. Heineccius behandelt. — Dem Hallischen Universitätskanzler J. P. von Ludwig verhilft Brode (3639a) zur verdienten Anerkennung, indem er ihn als Forscher und Publizisten im Dienste Preussens würdigt. — Anspruch auf ein dankbares Gedenken hat nach H. Wendt (Der Breslauer Syndikus Dr. Andreas Assig [1618—96] und seine Quellensammlungen: ZVGSchlesien. 36, S. 135—58), der Breslauer Andreas Assig wegen seines günstigen Einflusses auf das geistige Leben Breslaus. —

Auch für die Litteratur im allgemeinen sind meist nur kleinere Arbeiten zu nennen. Die sehr empfehlenswerten Litteraturproben Böttichers (3641) erscheinen in zweiter, unveränderter Auflage. — Auf Mitteilung von Proben aus den Dichtern des 17. Jahrhunderts beschränken sich auch Rudeck (3642) und Sachsse (3643). — Eine Übersicht der politischen Tendenzdichtungen in Böhmen findet sich bei Wolkan (3644), der ferner auf einen bisher unbeachteten deutschen Lyriker, den Jesuiten M. Schuffenhauer aus Böhmen, aufmerksam macht (3668). — Wendelstein (3645a) meint nicht den Euphemismus, sondern den Euphuismus, nicht die deutsche, sondern die englische Litteratur. — Eine gute Übersicht über Entstehung, Verbreitung und allgemeinen Charakter der Heroide in der deutschen Litteratur, sowie über ihre Vertreter bietet C. Ph. G. Ernsts (3645b) fleissige Doktorarbeit. —

Die Beziehungen der deutschen Litteratur zum Auslande sind Gegenstand der Erörterungen von Lamprecht (3647), der aber vorwiegend das 16. Jahrhundert im Auge hält, und von J. Schwering (3648), der den Einfluss der spanischen Litteratur auf die deutsche des 17. und 18. Jahrhunderts im einzelnen dartut. —

Die Geschichte der Zeitungen und Wochenschriften hellen auf die Untersuchungen von Schierse (3649), der den Beweis erbringt, dass die Presse Breslaus in der Zeit von 1632—42 ein privilegiertes und streng zensuriertes Organ der katholischen österreichischen Regierung war, ohne jede politische und konfessionelle Bedeutung. Es musste nur alles vermieden werden, was mit der Politik der Regierung und mit dem katholischen Bekenntnis nicht übereinstimmte. Die österreichische Regierung hat die Presse nie zur Bildung einer ihr günstigen öffentlichen Meinung benutzt. Erst Friedrich II. erkannte ihren Wert und machte sie zu einem Kampfmittel für seine Politik. — Heinemann (3652) ermittelt, dass Stettin zu den ersten norddeutschen Städten gehört, in denen Zeitungen gedruckt wurden. —

Unter den Quellen sei an erster Stelle von den Briefwechseln die Rede. Alle Briefe der unglücklichen Königin von Böhmen, Elisabeth Stuart, herausgegeben von Wendland (3653), durchzieht die Klage über die kärgliche Unterstützung seitens ihres Sohnes, mit dessen Treiben sie immer unzufriedener wird. Die weiche Seite ihres Gemütes äussert sich, wenn sie von ihren Enkeln schreibt. Ihre Briefe lassen uns ihre ganze Persönlichkeit viel sympathischer werden. — Geerds (3654) tritt mit wichtigen Gründen für die Echtheit der Liebesbriefe der Herzogin von Ahlden und des Grafen von Königsmark ein (JBL. 1901 III 1 : 187). Aus den bisher unbekannten Briefen der beiden im Berliner Staatsarchiv veröffentlicht er je einen der Herzogin und des Grafen, die mindestens auf ein sehr vertrauliches Verhältnis schliessen lassen. — Die Briefe des Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg, Ernst August, an seinen Freund J. F. D. von Wendt, veröffentlicht von Erich Grafen Kielmansegg (3655), sind eine ergiebige Quelle für den Ton, der damals in der vornehmen Gesellschaft herrschte. Was der Herzog als schönste Geschichten erzählt, ist unterschiedslos schmutzig und gemein, echt grobianisch. — Die Mitteilungen Kathreins (3656) aus der noch unedierten Korrespondenz des Polyhistors Joh. Christoph Bartenstein und des gelehrtesten Altertumskenners in Europa zur damaligen Zeit, des Dom Bernard de Montfaucon, haben fast ausschliesslich einen streng wissenschaftlichen Charakter. —

Bei den Tagebüchern mag auf die im ersten Abschnitt gegebene Besprechung des Diarium belli Bohemici (3584) hingewiesen werden. — Das von Heineck (3657) herausgegebene Tagebüchlein betrifft die Einnahme Nordhausens durch die Preussen 1703. Die Nordhäuser Chronik ist aus dem Jahre 1701, sie ist eine Beschreibung der Stadt. — Das Tagebuch Cl. Conters (3658), eines kurmainzischen Kellers, lässt in seiner Schlichtheit und Einfachheit mancherlei Interessantes auf Zeit und Zeitumstände schliessen. — Was Nirrnheim (3659) aus dem Tagebuch des Herrnschenken J. E. Gossler mitteilt, berichtet über die Festlichkeiten im Rathause zu Hamburg, den Aufenthalt fremder Herrschaften und über Tagesereignisse, Verbrechen, Selbstmorde usw. — Im Mittelpunkte des Interesses des alten Schulmeisters E. Maior, aus dessen Tagebuchaufzeichnungen Hippe (3660) manches veröffentlicht, steht die Schule. Leider hat der Herausgeber mancherlei Notizen aus dem Alltagsleben von der Veröffentlichung ausgeschlossen. — Was Forst (3661) aus Schmitmanns Memorial ausgewählt, hat einigen Wert, weil man daraus sieht, was man damals für denkwürdig hielt, Unglücksfälle, Verbrechen, Duelle, Maikäferplagen usw. —

In den Stammbüchern herrscht nach Rudeck (3662) durchgehends ein stark lasciver Ton in Wort und Bild, so dass sie als wertvolle Quellen für eine Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit anzusehen sind. —

Lyrik.

(III, 2 = N. 3663-3698.)

Victor Michels.

Geistliche Lyrik. Die grosse Sammlung der Kirchenlieder des 17. Jahrhunderts von Fischer-Tümpel (3663) ist auf etwa fünf Bände berechnet. Ihre Besprechung wird bis nach Vollendung des ersten Bandes verschoben. — Zur Nachgeschichte des Kirchenliedertextes, besonders im 19. Jahrhundert, bietet das Buch von Dietz (3663a) einen wertvollen Beitrag. Es gibt, angeregt durch

Vilmars Vorlesungen über das evangelische Kirchenlied und das Studium der meist in der „Evangelischen Kirchenzeitung" niedergelegten hymnologischen Arbeiten Vilmars nach einer auf Wangemann („Kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes", Berlin 1853), Kurtz („Lehrbuch der Kirchengeschichte") und Vilmar gestützten historischen Einleitung eine Uebersicht über die Schriften zur Kritik der modernen Gesangbücher von E. M. Arndt bis Hengstenberg und mustert dann die privaten und offiziellen Versuche zur Gesangbuchbesserung mit sorgfältig ausgewählter Textvergleichung. — Von der volkstümlichen Sammlung „Unsere Kirchenliederdichter" (3665-67) haben mir die beiden Heftchen über Mentzer, Knorr von Rosenroth, Apelles von Löwenstern vorgelegen, die geschickt geschrieben und mit netten Bilderchen alter Kirchen, Pfarrhäuser und Dörfer ausgestattet sind. — Die Arbeiten von Diehl (3664), Smend (3664a), Werner (3664b) und Wildenburg (3663b) waren mir nicht zugänglich. —

Weltliche Lyrik. Die Frage, ob Th. Höck [Jellinek (3670) behält die Form Hock bei] für Sprech- oder Gesangsvortrag gedichtet habe, will Goetze (3669) auf Grund des häufigen Enjambements zugunsten des Sprechvortrags entscheiden. Der Grund ist nicht stichhaltig, da in der meistersingerischen Technik Enjambement ganz gewöhnlich ist. Kap. 47 (im Original ohne Nummer) wird aus metrischen und inhaltlichen Gründen für unecht erklärt. G. gibt ferner eine Reihe von Textbesserungen, die Jellinek (3670) kritisiert und ergänzt, und einzelne Quellennachweise. J. verweist im Anschluss an ihn auf Fischart und, sich selbst verbessernd, für Höcks antiquarische Kenntnisse auf Althamer „Commentaria Germaniae" (Nürnberg 1536). Kann die Weisheit nicht aus Burkhard Waldis' Reimchronik stammen? — Eine sehr willkommene Erscheinung ist Witkowskis (3670a) kritische Ausgabe von Opitz' Gedichten. Er hat die Strassburger Ausgabe zugrunde gelegt [A] und im Apparat die Abweichungen der Musterausgabe von 1625 [B] und der späteren Ausgaben [C-F] verzeichnet. Eine Tabelle in der Reihenfolge von B orientiert über die Anordnung der späteren Ausgaben. Die Einleitung enthält ausser bibliographischen Bemerkungen auch die wichtigsten Quellennachweise und zieht namentlich die niederländische Renaissance-Lyrik stärker heran (S. XXVI über den „Lust-hof"). — Opitz' minder glücklichem Freunde Christoph Köler (Colerus) hat Hippe (3671) eine sehr gründliche biographische Behandlung zuteil werden lassen. Es zeigt sich, dass Köler nicht eigentlich „an dem Elend des Alexandriners zugrunde gegangen ist", wie Rubensohn meinte (JBL. 1894 III 2:26), sondern dass die Ungunst der Verhältnisse, der Ausbruch des dreissigjährigen Krieges, die Sorge für den Lebensunterhalt, auch wohl Aengstlichkeit und Schüchternheit ihn verhinderten, ähnlich wie Opitz sein Talent zur Geltung zu bringen. Die 1626 geplante Ausgabe seiner Gedichte kam nicht zustande, hauptsächlich wohl deshalb, weil es Köler nicht gelang, einen Gönner zu finden, der fähig und bereit gewesen wäre, die Kosten für die Herstellung des Büchleins zu tragen. Die von H. gegebene sorgsame Auswahl bestätigt den Eindruck, den man durch Rubensohns Veröffentlichung erhalten hatte. — Etwas gar zu enthusiastisch, mit gründlicher Erledigung der biographischen Verhältnisse behandelt Uhde-Bernays (3676a) die Pegnitzschäferin (so darf man sie wohl nennen, obwohl sie dem „Blumenorden" als Mitglied beizutreten sich nicht entschliessen konnte) Katharina Regina von Greiffenberg. Er hebt ihren ernsten religiösen Sinn hervor, ihre echte Bescheidenheit. Das beigegebene Porträt nach einem Kupferstich der Nürnberger Stadtbibliothek zeigt ernste, vergrämte Züge; auffallend grosse Augen blicken schwermütig in die Welt. Von der dichterischen Persönlichkeit habe ich durch die Monographie keinen rechten Eindruck bekommen. Anscheinend hat die technische Bemühung hier wie so oft das dichterische Empfinden geschädigt. — Die Lyrik des böhmischen Jesuiten M. Schuffenhauer (1625—1687) mustert Wolkan (3668) nach einleitenden Bemerkungen über die Jesuitenpoesie in Böhmen. Schuffenhauer hat eine Sammlung lateinischer Lieder mit beigegebenen freien Bearbeitungen in deutscher Sprache erscheinen lassen: „Lyra Ethica: Versu latino sonans, resonansque Rhythmo Germanico" usw. (Prag 1686). W. macht einige Bemerkungen über den Stil. Die litterarhistorische Stellung Schuffenhauers ist mir nicht ganz klar geworden. — Johann Hinrich Sterenbarch wurde nach S. D. F. Detlefsen (ZVSchleswHolstG. 21, S. 285) von Rist zum Dichter gekrönt. — Borchling (3673) stellt fest, dass er zu der bekannten friesischen Familie gehört, die sich meist Stürenberg schreibt. — Aus Günthers Dichtungen hat Scholz (3682) eine geschickte und geschmackvoll ausgestattete Auswahl in chronologischer Folge veranstaltet. Er gibt nur ausgewählte „Strophen", kürzt also die Gedichte, indem er die matten Partien fortlässt, und hofft auf diese Weise Günther dem modernen Leser näher zu bringen. Günthers Sinnlichkeit kommt hier unverhüllter zum Ausdruck als in älteren Sammlungen. Die Sprache ist nur an wenigen Stellen leicht modernisiert (golden = gölden, schartig = schärtig, und anderes). — Die Einleitung hat Enders (3679) einer eingehenden

Besprechung unterzogen, in der er die psychologischen Bemerkungen des Herausgebers zu berichtigen und zu vertiefen bestrebt ist. Er hebt Günthers mangelnde Fähigkeit hervor, sich von der Heftigkeit seiner Eindrücke zu befreien, und gibt die Formel: „Nicht ein haltloses Taumeln von Sinnenrausch zu Sinnenrausch hat Günther vernichtet, sondern die leidenschaftliche Tiefe seines Gefühls; eine gewisse innere Energie hat die äussere verdrängt.“ Die von Scholz mit Recht hervorgehobene Neigung Günthers, den Gedanken an den Tod allenthalben einfliessen zu lassen („Kontakt mit dem Tode“), will E. nicht recht gelten lassen; dagegen bemerkt er die von Anfang an auftretende reiche Naturanschauung und formuliert seine Ansicht über die Jugenddichtung: „da wo er bewusst dichtet, bleibt er ganz im Bann der schlesischen Schule stecken, wo er aber seinen eigenen Freuden und Leiden Ausdruck verleiht, ist er schon damals freier.“ E. gibt ferner tiefere Bemerkungen zur Entwicklung, erörtert Günthers Pläne (Anakreon, Ovids Fasten) und Vorbilder (Studentenlied, Antike), würdigt in seinen einleitenden Betrachtungen die bisherige Güntherforschung und verspricht die Lösung der Frage nach der Editio princeps. — Günthers Sprache erörtert Groschupps Dissertation (3681) verständig und fördernd. Die Resultate fasst er kurz zusammen: „Vielfach berührt sich die Sprache Günthers mit seinem Heimatsdialekt. Idiomatisch ist besonders der Gebrauch der e-Laute, ebenso sind es zum grossen Teil die Quantitätsverhältnisse. Doch zeigt sich auf dem Gebiet der Quantitäten schon mehr der Einfluss des führenden Meissnischen als bei den Schlesiern des 17. Jahrhunderts. Das schlesische „îst“ (mit gedehntem i) ist dem meissnischen „ist“ (mit erhaltener Kürze) gewichen“ . . . „Im grossen und ganzen bedeutet die Sprache Günthers im Verhältnis zur Litteratursprache der Schlesier im 17. Jahrhundert ein gutes Stück vorwärts in der Richtung auf eine einheitliche deutsche Schriftsprache.“ — Die Dissertation von Batt (3678) lässt in etwas schematischen Zusammenstellungen die Entwicklung des Naturgefühls und der Befähigung, es zum Ausdruck zu bringen, von Günther bis auf Goethes Werther überschauen. — Seligers (3677) Aufsatz über Brockes bietet nichts Neues. — Reichel (3683) macht den missglückten Versuch, Gottsched zum grossen Lyriker zu stempeln. — Zum Besten des in Bern zu errichtenden Haller-Denkmals hat von Greyerz (3684) eine Würdigung Albrecht Hallers als Dichter gegeben, indem er von den geringschätzigen Aeusserungen Hallers über seine eigene Poesie ausgeht, das subjektive Pathos als Quell der Hallerschen Poesie hervorhebt, Hallers Bedeutung für die Entwicklung des Naturgefühls schildert und das tiefe Erfassen des gesunden Kerns in der Volksseele betont. — Auch Widmanns (3685) Aufsatz über Hallers Gedichte in der „Nation“ (lies: „Band 19“ statt „18“) bietet nichts wesentlich Neues. — Zu Gellerts Till weist Sprenger in einer seiner beliebten Miszellen (3686) nach, dass der Dichter einen Zusatz der Erfurter Eulenspiegelausgabe von 1532 benutze. —

Historisches Lied. In der Fortsetzung seiner vortrefflichen Sammlung Braunschweigischer historischer Volkslieder kommt Hassebrauk (3689) zu den interessanten Liedern auf den Sturm vom 16. Oktober 1605 und den übrigen Liedern auf Heinrich Julius, an denen man hübsche Studien über die Wandlung historischer Ereignisse im Volksmund machen kann, von denen einige aber auch zu Beobachtungen über das Verhältnis von Schriftsprache und niederdeutscher Mundart auffordern, und weiter zu Liedern der Zeit Friedrich Ulrichs, des dreissigjährigen Krieges und der Folgezeit bis 1671, die ein entschiedenes Nachlassen der frischen volkstümlichen Produktion zeigen. Den Volksreim „Hartog Krischan von Bronswick, de harr en witt perd“ und so weiter möchte H. auf den tollen Herzog deuten; wohl mit Recht; doch ist, soviel ich weiss, in der Mark Brandenburg ein verwandter Volksreim mit dem Anfang „De Kaiser Karl, de hat en perd“ nachgewiesen, der auf Karl IV. gedeutet wird: wie verhalten sich diese verwandten Gedichtchen zueinander? Ein alphabetisches Register erleichtert die Uebersicht über die ganze Sammlung, der fleissige Benutzung zu wünschen ist. — Die politischen Dichtungen der Deutschen Böhmens mustert Wolkan (3689a): er bespricht die Lieder des 14. Jahrhunderts (auffällig, dass Karl IV. nicht besungen wurde!), der Husitenkriege, der Reformationszeit (Mitteilung eines unbekannten Dankliedes der Stadt Elnbogen), der Türkenzeit und hebt dann hervor, dass nach den ersten hoffnungsfreudigen Regungen bei Beginn des dreissigjährigen Krieges mit dem Einzug der Jesuiten in Böhmen für ein volles Jahrhundert eine nur selten (etwa durch Parteinahme für und wider Wallenstein) unterbrochene beängstigende Stille auf dem Gebiet des politischen Liedes eintritt. Erst die Siege des Prinzen Eugen finden schwachen Widerhall im Liede, stärkeren die Kämpfe der Maria Theresia mit Friedrich dem Grossen. — Der von Heerwagen (3692) mitgeteilte „Pasquillus in regem Galliae et eius legatos Francofurti existentes“ mit dem Anfang „Frankfurt ist schier erblindet ob der Franzosen Pracht“ bezieht sich auf die Kandidatur Ludwigs XIV. für den Kaiserthron und die Wahl Leopolds. —

Epos.

(III, 3 = N. 3694-3703 a.)

Alexander Reifferscheid.

Mehrere Chroniken kommen diesmal in Betracht. Zu ihnen zählt auch nach seiner ganzen Zusammenstellung das III, 1 besprochene Diarium belli Bohemici (3584), sowie die ebenfalls dort behandelten lokalgeschichtlichen Quellenwerke (3587 und 3592). — Von der Marienburger Chronik des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi erscheint ein fünfter Teil, die Jahre 1722, 1723 und 1724 bis in den September umfassend (3694). Die Veröffentlichung beschränkt sich immer ausschliesslicher auf die Auswahl des Lokalgeschichtlichen und deutet den übrigen Inhalt nur an. Alles Nichtlokale entnimmt Wilhelmi den Zeitungen der Zeit. Mordgeschichten aller Art, monströse Geburten und sonstige Kuriositäten bemerkt er mit Vorliebe. —

Über Roman und Epos liegen einige beachtenswerte Untersuchungen vor. Von Weitbrechts (3697) geschmackvoller Bearbeitung des Simplizius Simplizissimus von H. J. Chr. von Grimmelshausen, die für die Jugend und die Familie bestimmt ist, liegt eine vierte durchgesehene Auflage vor, die ihrem Zweck vollkommen entspricht. — Tüngerthals (3698) Beitrag zur Würdigung dieses Romans will nachweisen, dass den Verfasser eine moralisch-didaktische Tendenz, nicht die Rücksicht auf die dichterische Gestaltung des Stoffes geleitet habe. Er hebt besonders den Humor und die Satire Grimmelshausens hervor. Die Arbeit ist fleissig und umsichtig. T. irrt aber entschieden, wenn er annimmt, Grimmelshausen habe auf Geschmack und Anschauungsweise der niederen Volkskreise, für die er geschrieben habe, Rücksicht genommen. Dass der Roman für Vornehme bestimmt war, beweisen schon die Kupferstiche der ersten Ausgaben. Die falsche Auffassung des Begriffes von „Volksroman" hat ihn zu diesem weiteren Irrtum verleitet. — Den humoristischen Roman Christian Reuters „Schelmuffskys wahrhaftige, kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande" gibt in einer neuen Bearbeitung, die mit Rücksicht auf das heutige Anstandsgefühl ändert, mildert und kürzt, unter möglichster Schonung des Charakteristischen in der Ausdrucks- und Darstellungsweise, Pannier (3699 a). — Eine Würdigung des Gellertschen Romans „Leben der schwedischen Gräfin von G." versucht die fleissige Doktorarbeit von Elisabeth Kretschmer (3700), nachdem sie Gellerts Verhältnis zum englischen, französischen und zum zeitgenössischen deutschen Roman erörtert. — Abschliessende Untersuchungen über J. Chr. Rosts Leben und schriftstellerische Tätigkeit trägt Wahl (3701) in seinem schönen Buche vor. Hier kommt es am meisten auf die Ausführungen über Rosts Schäfererzählungen und sein komisches Heldengedicht „Das Vorspiel" an. Da ihr Verhältnis zur Litteratur der Folgezeit, ihre Nachwirkungen und ihr Einfluss auf dieselbe mit in Betracht gezogen werden, entwickelt sich die ganze Arbeit zu einem wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. —

Über Robinsonaden ist, da mir Osborns (3702) Aufsatz unerreichbar geblieben ist, nichts, über Übersetzungen wenig zu berichten. Eine Danteübersetzung in einer Helmstedter Handschrift des 17. Jahrhunderts bespricht Sulger-Gebing (3703). Es handelt sich um eine deutsche Behandlung des Inferno. Auf eine kurze Vita folgen eine knappe Inhaltsangabe jedes Gesangs und für mehrere Gesänge allegorische Deutungen. Der Verfasser hatte nur eine unzulängliche Kenntnis des Italienischen. Er hatte nur die beiden ersten Gesänge des Inferno gelesen und begnügte sich für die übrigen mit der Übersetzung der Argomenti und Allegorien seiner italienischen Vorlage. — Waltz' (3703a) Übersetzung des Barclayschen Euphormio war mir nicht zugänglich. —

Drama.

(III, 4 = N. 3704-3728 b.)

Paul Stachel.

Geschichte des Dramas: 17. Jahrhundert. Seiner Ausgabe Ausgewählter Dichtungen Wolfhart Spangenbergs lässt Martin (3704) nun auch einen getreuen Abdruck des Meistersingerspiels „Wie gewunnen, so zerrunnen" folgen, dessen holzschnittartige Typen Reichhart und Spielcuntz, Fromman und Murrgreth den Figuren von „Mammonssold" und „Glückswechsel" am nächsten stehn. —

Noch ganz mittelalterlich mit seiner Mischung von Komischem und Ernstem (Teufel, Sudelkoch, Narr und Kramjüdin), mit der naiven Technik seiner volkstümlichen Massenscenen (vier Akte nebst Prolog und Epilog) mutet uns an das bisher ungedruckte katholische Dreikönigsspiel des Schweizer Kaplans Peter Spichtig. Keine eigentliche Kopie des Freiburger Spiels, wie der Herausgeber Heinemann (3704a) gegen Baechtold bemerkt, obschon sich die Vorrede wegen der modernen Bewaffnung der alten Soldaten auf dessen Beispiel beruft. In einem Nachspiel erscheinen dem ketzerischen „Eigennutz" gegenüber die drei Weisen des Schweizerlandes. Die ernsten Scenen sind im gemeinen, die possenhaften im Schweizerdeutsch abgefasst. Eigentümlich ist das Metrum: an hervorzuhebenden Stellen Kreuzreim und Binnenreim bei regelmässigem Wechsel von vierhebig stumpfen und dreihebig klingenden Versen. —

Zu Schottels patriotischem Freudenspiel „Friedens Sieg" (3705), das Koldewey in einem Hallischen Neudruck näher gebracht hat (JBL. 1901 III 4:3), erinnert Ellinger mit Recht an die ähnlichen Motive des Julius redivivus von Frischlin. —

Die bereits 1892 von Herrmann erfolgreich angegriffene Quellenfrage von Andreas Gryphius' „Cardenio und Celinde" nimmt Neubauer (3706) auf, wie es scheint, ohne Kenntnis dieses Vorgängers von kurzen Notizen Boltes und Farinellis ausgehend. Nach einer Wiedergabe der zweiten Novelle des Don Juan Perez de Montalvan, La fuerça del desengaño, die Gryphius aus Cialdinis italienischer Übersetzung kannte, erörtert er eingehend, ohne sonderlich neue Resultate, die geringen Abweichungen des deutschen Dramatikers. Offen bleibt noch die Frage, wie sich die Gleichheit des Namens Cardenio in Gryphius' und Harsdörffers Version erklärt gegenüber dem Teodoro der Vorlage, bei der man nicht blossen Zufall oder gemeinsame Beeinflussung von Cervantes annehmen möchte. — Eine schwächere Nachahmung von Gryphius' Peter Squenz, nicht etwa direkt, wie Podlaha (3707) meint, von Shakespeares Handwerkerspiel im Sommernachtstraum, erkennt man leicht in einer deutschen Schulmeisterkomödie des P. Bruno Lindtner, die 1662 in dem Prämonstratenserkloster am Strahov in Prag dreimal dargestellt wurde. An Stelle des Spiels „von der Thisbe und dem Priamo", das in dem prahlerischen Dramenregister gleichfalls genannt wird, tritt hier „Andromeda und Persau"; der Hofnarr, der die Vorstellung stört, spricht einmal lateinisch in leoninischen Hexametern. —

18. Jahrhundert. Johann Hübners „Christ-Comoedia" bespricht Rinn (3708) im Anschluss an Brachmanns Einleitung. —

Die mehr bibliographische als biographische Darstellung J. Ch. Rosts von Wahl (3709) trägt minutiös registrierend auch für das 1741 von Schönemann und der Neuberin in Leipzig aufgeführte Schäferspiel „Die gelernte Liebe", das einzige dramatische Gedicht des berüchtigten Litteraten, einiges zusammen, namentlich in Bezug auf die Nachwirkung (S. 52—60, 111/2, 126—32). Für ein anderes, „Damon oder die zärtliche Schäferinn", wird Rosts Autorschaft als zweifelhaft hingestellt, für den „parodierten Cato", den Waniek ebenfalls dem Verfasser des antigottschedischen „Vorspiels" hatte zuweisen wollen, entschieden abgelehnt, dabei doch am Schluss von seinen „dramatischen Schöpfungen" gesprochen. —

Von dem vielgeschäftigen Hohenfurter Zisterzienserabt Joh. Christian Alois Mickl (1711—67), dessen poetische Tätigkeit fast ganz in seine Prager Studienzeit (bis 1730) fällt, hat Schmidtmayer (3710) die einzige deutsche Dichtung, „Eine lustige Comedie" von der Belagerung Trojas, nach der Handschrift herausgegeben. Das Stück behandelt in drei Akten, wie die Wiener Haupt- und Staatsaktionen, ohne äussere Scenenbezeichnung, doch mit episch reichlichem Scenen- und Zeitwechsel den homerisch-vergilischen Stoff von der Ausfahrt der Griechen bis zur Einnahme der Stadt; wie ja im selben Jahrzehnt am gleichen Gegenstand Holbergs „Ulysses von Ithacia" solche deutschen Komödien parodierend verspottete. (Ob tatsächliche Beziehungen zwischen beiden bestehn? dann jedenfalls nur indirekt durch ein drittes, gemeinsam vorauszusetzendes Muster.) Auch formell stellt es in seiner halb rhetorisch-gelehrten, halb grob-vulgären Komödiantenprosa eine Vereinigung des Akademikers mit dem Bühnenpraktiker dar, ein interessantes Gegenstück zu Spangenbergs Strassburger Ajax. Kenntnis des schlesischen Kunstdramas verrät Mickl nicht; die kann man, von Hallmann abgesehen, im katholischen Süden auch kaum erwarten. Für die Komik sorgen Scabin, ein betrügerischer Magus und namentlich Hans Wurst, der als lustiger, listiger Diener des Ulysses den geschraubten Schwulst der vornehmen Redner mit seinen Eulenspiegeleien unterbricht, ja in moroldischen Verkleidungen als Kundschafter, Astrolog und Neptun, zuletzt gar statt des Verräters Sinon in die Handlung eingreift. In der Einleitung spricht der Herausgeber über das Verhältnis zur Wiener Volkskomödie Stranitzkys und anderer wie über Leben und Werke des Autors, wobei er die eingestandenermassen als Exercitationes metricae

entstandenen dichterischen Produkte „dieses bedeutenden Geistesmannes“ wohl etwas überschätzt (meist lateinische Lyrik und Epik des jungen poeta laureatus, nur ein lateinisches Drama „Mauritius“ ist handschriftlich erhalten). —

Die Abhängigkeit der Gellertschen Lustspieltechnik von Gottscheds Theorie sucht ohne Kunde von Coyms Arbeit ein flüchtiges Programm von Dobmann (3710a) aufzuzeigen, in dem von der „Gottsched-Gellert-Holbergschen Wasserflut“ geredet wird. —

Gottscheds Dramaturgie wird von E. Reichel (VossZg^{B}. 1901, N. 50/1) apologetisch gewürdigt, der für die Einheit von Ort und Zeit (und für den Monologhass dürfte ers auch) mit Fug auf Ibsens Beispiel verweist, auch sonst die überraschende Modernität mancher Grundsätze hervorhebt. —

Jesuiten- und Schuldrama. Einen der hervorragendsten Dramatiker des Jesuitenordens, den Schwaben Jakob Bidermann (geb. zu Ehingen 1578, gest. zu Rom 1639), behandelt J. Sadil in einer sorgfältigen Monographie. (Progr. des k. k. Ober-Gymnasiums zu den Schotten in Wien. 1899 und 1900. 78 S.). Nach einer Skizze des Lebens und der übrigen Schriften liefert er ausführliche Analysen der einzelnen Bibel- und Legendendramen, unter denen ein Faustischer Cenodoxus, die Geschichte vom hoffärtigen Doktor von Paris, ein Belisar und ein Josaphat besonders bemerkenswert sind. Warum die Zitate nur immer in deutscher Versprosa gegeben werden und nicht daneben wenigstens im Urtext! Das Schlusswort belehrt über Äusseres der Aufführungen, die meist in München stattfanden, über die volkstümlich-freie Technik und den Ideengehalt der Stücke. — Bahlmanns Bibliographie der niederrheinischen Jesuitendramen wird durch einige Nachträge von Lauchert (3711) ergänzt: ein Aachener Märtyrerdrama „Salomona“ (Die Mutter der Makkabäer, 1744), von dem nur Scenar und deutsche Gesangstexte gedruckt sind, und ein Kölner Josephdrama des P. Paul Aler (1705 aufgeführt). — Auch Reinhard Müllers „Beiträge zur Geschichte des Schultheaters am Gymnasium Josephinum in Hildesheim“ (Progr. Hildesheim. 1901. 70 S.) dienen zu willkommener Vervollständigung der Bahlmannschen Arbeit. Sie erzählen die äussere Geschichte der Jesuitenbühne, deren Blüte auch hier in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fällt, orientieren über Weihnachts-, Passions- und Fastnachtsspiele (unter diesen 1698 in Masens „Rusticus imperans“ das Thema des Jeppe vom Berge) und machen ausser den Titeln sämtlicher Stücke von 1597—1788 zwei Scenarien aus den Jahren 1664 und 1667 bekannt (Domitianische Christenverfolgung, Wittekinds Bekehrung). — Die longobardische Sage vom Opfertode des Priesters Zeno für seinen König Cunibert im Kampf wider den tyrannischen Usurpator Alachis ist Grundlage für die Handlung eines Kremser Schuldramas von 1697, dessen Abdruck Baran (3712) mit einer historischen Einleitung begleitet. — Ein grösseres Gebiet, die Schaustücke der litauischen Ordensprovinz in dem Zeitraum von 1669—1717, durchwandert Lühr (3712a) an der Hand eines vierundzwanzig Scenarien enthaltenden Sammelbandes der Braunsberger Bibliothek; neun von ihnen entfallen auf Wilna, drei auf Warschau, zwei auf Braunsberg, die übrigen auf andere polnische Anstalten, wie denn die Verfasser meist Polen sind. Titel und Argumente werden wörtlich, der mit Vorliebe aus der Kirchen- und Missionsgeschichte geschöpfte Inhalt in Auszügen wiedergegeben. — Faber (3713) berichtet über Schulkomödien im Franziskanerkloster zu Thann im Elsass, wo man bei der Stoffwahl nicht nur an Heiligenlegenden sich hielt, sondern frisch in die eigene Zeitgeschichte hineingriff: der Inhalt der ersten Herbstkomödie 1688 war „die Vertreibung der Hugonoten aus Frankreich, so 1685 von Ludovico XIV. glorreich vollzogen worden“. — Nur wenige Dramentitel, dafür um so mehr Nachrichten über Ausstattung und Inscenierung der Troppauer Ordensspiele entnimmt Knaflitsch (3714) dem Ausgabebuch der dortigen Marianischen Kongregation; freilich erst aus verhältnismässig später Zeit (1728—73). Herausgehoben sei noch die Tatsache, dass im Jahre 1700 dem Dichter Hallmann Fürsten und Stände für das ihnen dedizierte Trauerspiel „Die unüberwindliche Keuschheit oder die grossmütige Prinzessin Liberata“ (bisher unbekannt) nur unwillig eine Belohnung zuerkannten. — Eine ergänzende Abhandlung von Baumann (3715), die das Scenar einer geistlichen Komödie von 1688 zum Abdruck bringt, hat mir nicht vorgelegen. —

Ausländische Dramatiker in Deutschland. Den „bestraften Brudermord“, jenen spät überlieferten deutschen Bühnenhamlet, hat am 12. April 1902 das hiesige „Berliner Theater“ in stilgetreuer, doch nach den Kritiken allzu absichtlich parodistischer Darstellung vorgeführt (3717-18). — Mit ihm beschäftigt sich gründlich und genau die Dissertation von Evans (3716), die das Verhältnis zur Vorlage untersucht. Im Gegensatz zu Creizenachs Ansicht, dass eine frühere Fassung Shakespeares zugrunde liegt, verficht E. die auch von Bülbring vertretene Meinung, dass das deutsche Theaterstück auf ein vorshakespearisches Drama, den verlorenen Urhamlet des Thomas Kyd, zurückgeht. So richtig seine Methode an

sich ist, so geschickt und umsichtig ihre Anwendung, einen zwingenden Beweis ergeben die mehr zufälligen Uebereinstimmungen mit den Quellen, den Werken Kyds und dem englischen Seneca doch nicht; am wenigsten die stilistischen (S. 34/6, 44), wie denn an eine wörtliche Uebersetzung gewiss nicht zu denken ist. Wäre es denn so unmöglich, dass die Verrohung der Späteren die Dichtung annähernd in den primitiven Rohzustand zurückgebildet hätte? —

Aus einer Wiener Handschrift zieht A. von Weilen (3719) eine 1754 bis 1755 gespielte dreiaktige Theaterbearbeitung von Lillos „Kaufmann zu London", die von dem Schauspieler Mayberg herrührt. Milvoud wird hier als verlassene Braut, nicht als Buhlerin dargestellt, ihre Tat als Racheakt gemildert; die Dienerschaft verwandelt sich in Gestalten der Stegreifkomödie (Scapin, Hanns Wurst, Colombina), deren Komik allerdings die späteren tragischen Partien verschont (vgl. Erich Schmidt, Lessing I², S. 288/9). In seiner regelmässigen Gestalt kam Lillos Drama 1767 auf das Wiener Nationaltheater, bearbeitet von Stephanie dem Aelteren in Anlehnung an die Hamburger Uebersetzung von Bassewitz (1757), die wiederum die Hinrichtungsscene wegliess. Massgebend ward endlich für die Umformung zum rührenden Familiengemälde mit glücklichem Ausgang Merciers „Jenneval ou le Barnevelt français" (1769). Ihm folgte, in manchem zu Lillo zurückkehrend, F. L. Schröder, dessen selbständige Behandlung „Die Gefahren der Verführung" 1778 in Hamburg, 1781 in Wien geringen Erfolg hatte. —

Drei Lustspiele Holbergs, Jean de France, Bramarbas, der politische Kannengiesser, wurden den Deutschen zuerst 1741—42 in Gottscheds Schaubühne durch den Altonaer Professor Detharding vermittelt. Dessen gewandt eindeutschendes, aber auch zahm abschwächendes Verfahren betrachtet Jantzen (3720) im einzelnen schematisch übersichtlich nach Technik, Inhalt und Stil. Eine Aenderung fiel schon den zeitgenössischen Lesern auf: Holbergs pedantischer Philosoph wird bei dem deutschen Uebersetzer zum klassischen Philologen. Die germanisierende Namengebung indes stammt nicht von ihm, sondern von Frau Gottsched. Dass übrigens dem alten Interpreten und seinen Kollegen die Ehre der Erneuerung durch Hoffory und Schlenther zuteil ward (Berlin 1888), dass hier schon ein über Prutz hinausgehendes Kapitel „Holberg und Deutschland" sich findet, ist mit keinem Wort erwähnt und dem Verfasser offenbar unbekannt geblieben. —

Theatergeschichte. Ganz ins anglistische Gebiet fällt eine Dissertation von Maas (3721), die chronologische Angaben über Mitglieder und Repertoire der Kindertruppen in England enthält (namentlich Paul's und Chapel children). — Braunschweiger Rechnungen bezeugen den Aufenthalt englischer Komödianten für die Jahre 1611 und 1617 (3722). — Ueber das spätere bürgerliche Leben der in Wolfenbüttel sesshaft gewordenen Hofschauspieler Thomas Sacheville (Sackville, gest. 1628) und Johan Breidstrass (Bradstriet, gest. 1618) macht Zimmermann (3722a-23) archivalische Mitteilungen, an anderer Stelle druckt er die bei Cohn in englischer Uebersetzung gegebenen Quellenauszüge in der ursprünglichen Form. — Mehrere Aktenstücke, die C. F. Meyer (3724) veröffentlicht, geben Aufschluss über Beziehungen der Engländer zum Hofe des jungen, lebenslustigen Herzogs Philipp Julius von Pommern-Wolgast (1584—1625), der im August 1606 zum Aerger seines energisch protestierenden Hofpredigers in der Schlosskirche zu Loitz die „Calvinischen und Bebstischen Auslender" in ihrer fremden, unverständlichen Sprache angeblich „nichts als eine Geistliche Comoedi aus der H. Schrifft" spielen liess, noch in den Jahren 1622—24 englische Musikanten (darunter Richard Jones) um sich sah, auch die Aktionen Greifswalder Studenten gern unterstützte. —

Die umfassendste Publikation ist von Frankreich ausgegangen: Oliviers (3725) prächtig ausgestattetes Quellenwerk über französische Schauspieler an deutschen Höfen führt uns in seinem zweiten Band an den preussischen Hof. Mit den Anfängen eines Balletts unter dem Grossen Kurfürsten beginnend, schildert er knapp und klar die Lützenburger Vorstellungen vor Sophie Charlotte, die Berliner vor dem ersten König, der 1706 die Brüsseler Truppe des George Du Rocher in seine Dienste nahm; dann nach der Unterbrechung durch den „Roi-sergent" die Liebhaberbühne von Rheinsberg. Das zweite und dritte Kapitel ist dem Schauspiel, das vierte dem Opernballett unter Friedrich dem Grossen gewidmet. Unter den Tänzerinnen treten neben der Barbarina Marianne Cochois und Madame Denis hervor, unter den Schauspielerinnen der ersten Periode die philosophisch gebildete Babet Cochois, die spätere Gattin des Marquis d'Argens, der für Friedrich in Frankreich zu werben bemüht war. Gastspiele gaben 1774 und 1775 die Schauspieler Aufresne und Lekain. Während die Berufsschauspieler von den Klassikern Racine bevorzugten, versuchte sich die Hofgesellschaft anfangs der fünfziger Jahre unter Voltaires Leitung vornehmlich an Voltairischen Stücken. Im März 1778 schloss der alte König das erst zwei Jahre vorher eröffnete französische Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkt.

Die reichhaltigen Anmerkungen bringen Belege, Rechnungen und Rollenbesetzungen nach den Akten der Archive, der Anhang drei französische Ballett-Festspiele aus der Zeit Friedrichs I. Ebenso angelegt ist O.s hier im vorigen Bericht übergangener erster Band, mit dem Spezialtitel: La Cour Électorale Palatine. Préface de M. Émile Faguet. (Paris, Soc. franç. d'impr. et de libr. 1901. 224 S.). Wichtiger als die Zeit Karl Philipps (1716—42) und seiner Vorgänger, von denen zuerst Kurfürst Friedrich V., nach ihm Karl Ludwig französische Komödianten nach Heidelberg beriefen, war für die kurpfälzische Hofbühne die Regierung Karl Theodors, der lange ganz unter französischem Einflusse stand; erst 1770 tritt nach der Entlassung der Franzosen das deutsche Schauspiel Mannheims in den Vordergrund. Voltaires zweimaliger Besuch des Theaters von Schwetzingen (1753 und 1758), sein brieflicher Verkehr mit dem prunkliebenden Kurfürsten (bis 1764), die Uraufführung seiner „Olympie" nach „Tancrède" und dem „Orphelin de la Chine" (1762) bezeichnen den Glanzpunkt dieser Epoche, die im zweiten Kapitel geschildert wird; im Anhang erscheint ausser dem Personenverzeichnis der Ballettpantomimen Laucherys (1772—76) ein Einakter des Schauspielers Antoine „Le retour de Lindor", eine Fortsetzung des Lustspiels „Heureusement" von Rochon de Chabannes (1762), zum ersten Male im Druck. —

Einzelne Städte. Caroline Neubers Beziehungen zum Braunschweig-Blankenburgischen Hofe werden durch neue Funde von Gelegenheitsgedichten erhellt, die Schüddekopf (3726) aus seltenen Einzeldrucken mitteilt. Bei ihrer Vermählung (1718) gehörte sie und ihr Mann der Hannoverschen Truppe Christian (nicht Johann) Spiegelbergs an, die eben damals im Braunschweigischen Lande herumzog, danach der Elenson-Haackschen. Als selbständige Prinzipalin Kursächsischer Hofkomödianten trat sie gleich im ersten Jahre (1727) am Hofe Carl Rudolfs in Blankenburg auf, nach dessen Regierungsantritt 1731 mit dem Hofakteur-Privileg in Braunschweig, wo man neben einer Haupt- und Staatsaktion Molières „Bourgeois gentilhomme" gab. Die enge Verbindung erhielt sich bis zum Tode des Herzogs (1735); zwölf Jahre später knüpfte Schönemann an die Vorgängerin an mit einem Vorspiel „Der Sieg der Schauspielkunst", das die Leipziger Harlekin-Verbannung der Neuberin in Braunschweig wiederholte. —

Für die Vorgeschichte des Frankfurter Schauspiels in der Bürgerspiel- und Wandertruppenzeit gibt dessen kundige Geschichtschreiberin Elisabeth Mentzel (3727) in ihrem neuen Buche nur eine zusammenfassende Uebersicht, ehe sie zu ihrem eigentlichen Gegenstande, dem ständigen Theater seit 1782, kommt. —

Dagegen berücksichtigt Stiehls (3728) Theatergeschichte von Lübeck gleichmässig die ältere Zeit, die in dem früheren Werke von Asmus vernachlässigt war. Von dem ersten Auftreten fahrender Berufsschauspieler, das hier erst 1639 urkundlich feststeht, bis zu den Anfängen der stehenden Bühne (1799—1810) reicht die erste Hälfte des Buches, illustriert durch eine Reihe von Repertoirelisten und anderen bisher unzugänglichen Nachweisen. In dem Wechsel der vorüberziehenden bekannten Gesellschaften (Carl Paul, Velten, Neuberin, Schönemann, Schuch) spiegeln sich auch in dieser Filiale Hamburgs die allgemeinen Wandlungen des Geschmacks. —

Die Darstellung des Münchener Bühnenlebens von Legband (3728a) bleibt für den nächsten Jahrgang zur Besprechung vorbehalten. —

Für Wernigerode kündigt ein von Jacobs (3728b) ans Licht gezogener Theaterzettel „hochteutscher Commoedianten" vom Ende des 17. Jahrhunderts eine Vorstellung „Das menschliche Leben ist wie ein Traum", wohl nach Calderon, an. Nach 1726 verstummten im Stolbergischen die Lustbarkeiten unter der Herrschaft des strengen Pietismus; erst 1808 während der Franzosenzeit durfte eine „Königl. Westfäl. privilegierte Schauspielergesellschaft" mit Ritterdramen und anderen Zugstücken von Kotzebue und seinesgleichen sich produzieren. —

Der Bericht über die Veröffentlichungen zur Geschichte der Oper ist nachträglich dem entsprechenden Kapitel des Teils IV zugewiesen worden. —

Didaktik.

(III, 5 = N. 3731-3804.)

Ludwig Pariser.

Im Gegensatz zu der beträchtlichen Anzahl umfassender Arbeiten, welche die drei letzten Berichtsjahre für unser Gebiet gebracht haben, beschränkt sich die diesmalige Uebersicht auf Einzeluntersuchungen und Nachträge zu der Litteratur, die bereits an dieser Stelle gewürdigt ist. Ueber einzelne unserem Zeitraum angehörende Autoren und geistige Bewegungen ist oft Gesagtes in volkstümlich gehaltenen

Schriften wiedergegeben worden. Auf eine Besprechung dieser — in der Bibliographie verzeichneten — Werke durfte in den meisten Fällen verzichtet werden. —

Kirchliches Leben: Predigten. Ein Hinweis auf Rudecks (3731) sittengeschichtliches Werk, insbesondere auf den Abschnitt, der die Predigten des 17. und 18. Jahrhunderts behandelt, sei diesem, relativ ausgiebigsten Teil unseres Berichtes vorangeschickt. Auszüge aus Predigten Abrahams a St. Clara, aus den Ehestandspredigten Ph. Ehrenreich Widers (1671), einige Belegstellen aus dem Pastor copulans des Petrus Michaelis (1717) und dem Cicero Suevicus (Sebastian Sailer 1714—77) sind hier abgedruckt, um die Derbheit jener Epoche im Empfinden und Ausdruck auch auf der Kanzel zu illustrieren. Charakteristisch für das Verhalten der Behörden gegenüber dem abgestumpften Geschmack der Kanzelredner ist eine von R. mitgeteilte preussische Kabinettsordre (1739), in welcher die Theologen angehalten werden, die allegorisierende Methode aufzugeben, die den Hauptanlass zur Aufnahme anstössiger Gleichnisse in die Predigten geboten hatte. —

Einzelne Persönlichkeiten. Eine anerkennende Besprechung der auch an dieser Stelle bereits (JBL. 1901 III 5: 2) gewürdigten Biographie Friedrich Spees von Diehl, beziehungsweise ihrer Neubearbeitung durch seinen Ordensbruder Duhr ist von Binder (3733) verfasst; er hat ihr auch einige Daten über den Autor beigefügt, der jung zu Toulouse verstorben ist. —

Das wenige, was sich über den Lebensgang des evangelischen Theologen J. Deucer aus seinen Erbauungsschriften ermitteln liess, hat Wolkan (3734) zusammengestellt. Deucer gehörte zu den böhmischen Exulanten, welche durch die Gegenreformation aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Seine „Bergpredigten", die den Einfluss der „Sarepta" des Johannes Matthesius erkennen lassen, sowie seine bergrechtlichen Arbeiten sind im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts im Erzgebirge entstanden. W. hat das Fortleben seiner Andachtsbücher durch das ganze 17. Jahrhundert verfolgen können. Er erklärt Deucer für den bedeutendsten Nachfolger des Matthesius. —

Dilthey (3735) macht auf die weitgreifende Wirkung aufmerksam, welche von den Erbauungsschriften Joachim Lütkemanns ausgegangen ist. Neben Arndts Buch vom wahren Christentum waren sie die am meisten gelesenen. Ein Zeugnis hierfür bietet eine fromme Fabel jener Zeit, worin der Teufel einem Jüngling nur das Lesen der Bibel und der Schriften dieser beiden Autoren untersagt. Lütkemanns Deutsch sei für sein Zeitalter geradezu bewundernswert, wenn er auch nicht den „naiven zum Herzen gehenden Bibelton Arndts" in seiner Gewalt gehabt habe. Die biographischen Angaben in D.s Lebensabriss gehen auf Phil. Rethmeyer, Märtens und Tholuck zurück. — Die umfassende Biographie Joachim Lütkemanns, die Heinrich Lütkemann (3735a) geschrieben hat (vgl. JBL. 1899 III 5: 10), ist bereits in zweiter, umgearbeiteter Auflage erschienen. In ihr ist jetzt ein bedeutend grösseres Quellenmaterial verarbeitet, das zumeist Bibliotheken und Archive des Herzogtums Braunschweig geliefert haben. Die Lesbarkeit des Buches hat durch Aufgabe der Paragraphen-Einteilung innerhalb der einzelnen Kapitel gewonnen und der Text, der durch Fortlassung des Quellenapparates entlastet ist, hat eine beträchtliche Erweiterung dadurch erfahren, dass dem historischen Hintergrunde eine grössere Beachtung zugewendet wurde. Auch neu aufgenommene Daten, die für die Kulturgeschichte von Wert sind, zum Beispiel ausführlichere Mitteilung von Personalien, welche den Leichenreden Lütkemanns angehängt waren, wie die vita des Wolfenbüttler Kommandanten von Weinbach, gereichen der jetzigen Gestalt des Lebensbildes zum Vorteil. Der Abschnitt, in welchem Lütkemanns Bedeutung als Dichter von Kirchenliedern geprüft wird, hat keine sonderliche Veränderung erlitten; der Verfasser weist nur Goedekes Annahme zurück, dass Lütkemanns Dichtungen sich durch „sektiererische" Eigenheiten auszeichneten. —

Die bedeutsamste Schrift über das kirchliche Leben innerhalb unseres Zeitraums, die wir in dem diesmaligen Bericht zu besprechen haben, hat Dalton (3737) mit seiner Biographie des preussischen Hofpredigers Daniel Ernst Jablonski geliefert. Selbst diejenigen Abschnitte seines Buches, in denen der Verfasser über den Lebensgang und das Eingreifen Jablonskis in die Unionsbewegung zu den gleichen Ergebnissen gelangt wie sein Vorgänger Paul Kleinert, hat er durch genaueste Wiedergabe aller charakteristischen Einzelheiten zu vertiefen und zu verdeutlichen verstanden. So werden bei dem Studiengang des jungen Figulus — den böhmischen Familiennamen hatte sein Vater, der Schwiegersohn des Comenius, in der Verbannung aufgegeben — in anschaulicher Art die einzelnen Bildungsstätten Lissa, Frankfurt a/O. und Oxford, ihre Lehrkräfte und die dort üblich gewesenen Unterrichtsmethoden geschildert. Wie der auf Verbindung echter Religiosität und humanistischer Bildung gegründete Lehrplan des Comenius sich auch für die Ausbildung des Enkels bewährte, bezeugt seine geistige und sittliche Entwicklung. Die

deutsche Sprache wurde bei diesen Studien arg vernachlässigt, und die Folge davon war, dass selbst die Tagebücher Jablonskis und grösstenteils auch der briefliche Verkehr mit seinen Söhnen lateinisch geführt wurden. Dagegen wurde der Vorliebe jener Zeit für theologische Fragen schon auf der Schule entgegengekommen. Der Aufenthalt Jablonskis in Birsen (1679), wo er nach Absolvierung seiner beiden Universitätsjahre in Frankfurt a/O. als Schullehrer tätig war, ist nur ein vorübergehender gewesen und lässt sich durch lokale Dokumente nicht bestätigen. Der Sorgfalt des Verfassers ist es auch bei diesem verhältnismässig unwichtigen Lebensabschnitt gelungen, durch Benutzung anderer Quellen ein glaubhaftes Bild von dem damaligen Leben eines Lehrers in dem kleinen Städtchen an der kurländischen Grenze zu entwerfen. Ein Einblick in die Kirchengeschichte der Stadt Berlin eröffnet sich in der Schilderung der fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Zeit, die Jablonski als Hofprediger und geistlicher Berater der beiden ersten preussischen Könige in der Residenz verbracht hat. Durch seine Beziehungen zur Kurfürstin Sophie Charlotte wurde er bekanntlich zum intellektuellen Urheber der Bestrebungen, die zur Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften führten. Für die Entstehungsgeschichte dieses unter Friedrich Wilhelm I. zu einem kümmerlichen Dasein verurteilten Instituts diente dem Verfasser in erster Linie das von Harnack erschlossene Material. Doch lieferte auch die Korrespondenz Jablonskis vieles, was zur Bestimmung des Anteils, der Leibniz an dieser Gründung zukommt, von Bedeutung ist. Seine orientalischen Studien, die Besorgung einer Ausgabe des Alten Testaments im Urtext, sowie die Anlage einer Druckerei mit hebräischen Typen brachten Jablonski mit der jüdischen Bevölkerung Berlins in Berührung. Seinem Einfluss ist es zuzuschreiben, dass der König (1711) den Neudruck von J. A. Eisenmengers „Entdecktem Judentum", das auf kaiserlichen Befehl verboten war, in Berlin gestattete. Den grössten Nachdruck legt D. selbstverständlich auf die Hauptlebensarbeit Jablonskis, auf seine Unionstätigkeit. In ausführlicher, stets mit Quellen belegter Darstellung werden alle Phasen dieses gewaltigen Unternehmens vorgeführt, das wohl damals schon zu einem glücklichen Abschluss gelangt wäre, wenn die anderen Mitarbeiter die von politischen Erwägungen unbeeinflusste Denkart des Comeniusenkels besessen hätten. —

Zu den Mystikern des 18. Jahrhunderts, deren Entwicklung psychologisches Interesse einflösst, zählt K. Beissel. Auf seinen Fahrten als Bäckerlehrling kam er zuerst in Berührung mit dem bei pfälzischen und schwäbischen Handwerkern üppig gedeihenden Sektenwesen. Die Schriften Böhmes, Gichtels und ein eifriges Studium der Bibel führten den energischen und phantasiebegabten Mann zu einem neuen christlichen Lehrsystem, dessen innere Widersprüche aus seinem Bildungsgang herzuleiten sind. Er ergab sich mit seinen Anhängern in Pennsylvanien einem asketischen, halbklösterlichen Leben, das auch die alttestamentarische Sabbatheiligung aufgenommen hatte. Seine zahlreichen mystischen Traktate und Liedersammlungen, die sein Biograph Hantzsch (3738a) für unerträglich platt und weitschweifig erklärt, tragen die nach Weihrauch und Myrrhen duftenden Titel der pietistischen Lyrik seiner Zeit. In seinem philosophischen Wörterbuch hat sich Voltaire mit ihm beschäftigt. —

Pietismus: Allgemeines und Lokalforschung. Eine „vorläufige Mitteilung" aus seinen Studien zur Geschichte des Pietismus in Franken veröffentlicht Kolde (3740). Er beklagt das Fehlen der erforderlichen historischen Grundlagen. Die Archive böten wenig, und die oft einzigen Quellen, die aus der Bewegung hervorgegangenen Traktate und Streitschriften, seien in den Bibliotheken nicht vorhanden. Aus den Pfarrarchiven, wo sie sich einst befanden, habe sie die rationalistische Epoche, die auf die Zeit des Pietismus herabsah, wieder entfernt. Als Ausgangspunkt des fränkischen Pietismus betrachtet K. nicht Bayreuth, sondern Erlangen, wo der Notar Johann Adam Rabe zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine eifrige Tätigkeit als „Erwecker" ausübte. Der bekannte Verfasser des 1708 erschienenen sogenannten Porstschen Gesangbuches — später Propst in Berlin — hat in Neustadt a. d. Aisch zuerst Konventikel im Sinne Speners eingerichtet. Das überhand nehmende Separatistenwesen in der Erlanger Gegend veranlasste 1714 den Markgrafen Georg Wilhelm, die „sektiererischen Sonderlinge" mit Landesverweisung zu bedrohen. Von Zinzendorf an den Markgrafen empfohlen, wurde der aus Böhmen verbannte Prädikant Joh. Ad. Steinmetz im Jahre 1730 Superintendent in Neustadt. Durch ihn, der mit Zinzendorf in brieflichem Verkehr blieb, wurden neue pietistische Keime in das kirchliche Leben Frankens verpflanzt. K. druckt einen seiner Briefe an den Grafen ab und ein Gutachten seines Amtskollegen G. Matthias Schnizer über ihn, in welchem seine redliche Gesinnung zwar anerkannt, zugleich aber beklagt wird, dass durch die Berufung dieses „exulierenden Pietisten der beynahe ausgerottete Heuchlersamen" wieder eingeschleppt worden sei. — Aus der Zeit, in welcher die

Orthodoxie in Hessen-Darmstadt dem andringenden Pietismus noch Widerstand zu leisten vermochte, stammen zwei Briefe, die Becker (3741) aus dem Giessener Universitätsarchiv veröffentlicht. Die vorsichtige Stellung, welche die theologische Fakultät der hessischen Landesuniversität Spener und den von ihm veranstalteten collegia pietatis gegenüber für rätlich hielt, lässt sich aus ihnen entnehmen. Auf die Anfrage des Oberhofpredigers Balthasar Mentzer (vom Oktober 1677), welche Massnahmen bezüglich der aus Frankfurt in das hessische Gebiet übergreifenden Bewegung erspriesslich wären, geben die Giessener Universitätstheologen eine sehr milde Antwort, die darauf hinausläuft, man „möchte dem Werck noch ein wenig zusehen“. Trotzdem muss Mentzer aus diesem Schreiben entnommen haben, dass die Fakultät einem Einschreiten der Regierung keinen Widerstand entgegensetzen würde. Denn wenige Wochen später erging ein auf Mentzer zurückzuführendes Edikt, das jede gedruckte Erörterung über die Spenerschen Konventikel verbot. — Ueber die Anfänge des Pietismus in Württemberg hat Kolb (3744) in einer umfassenden Monographie gehandelt. Gleich dem Historiker des fränkischen Pietismus hat auch er über den Verlust vieler wichtiger Urkunden zu klagen trotz des umfangreichen Quellenmaterials, das ihm Tübinger, Stuttgarter und Ludwigsburger Akten geliefert haben. Seine fesselnde Darstellung der pietistischen Strömung in Württemberg hat er dreifach gegliedert, indem er ihre Aufnahme in die Landeskirche, den Kampf gegen den Separatismus und den Uebergang zur Toleranz als drei sich voneinander abhebende Epochen unterschied. Wie bedeutsam gerade in Württemberg sich der Pietismus für die Neubelebung des kirchlichen Lebens erwiesen hat, lehrt ein Blick auf die von K. geschilderten Zustände auf den Kanzeln und theologischen Lehrstühlen des Landes. Auch die dichterische und wissenschaftliche Beschäftigung mit geistlichen Dingen (die Pflege des Kirchenliedes, Exegese und Textkritik) hängen nach dem Urteil des Verfassers hier mit dem Auftauchen der pietistischen Richtung zusammen. Den Wesensunterschied zwischen Orthodoxie und Pietismus erblickt er nicht auf ethischem oder dogmatischem Gebiet, er ist ihm lediglich ein praktisch-kirchlicher, insofern der Pietismus als ein Prinzip der Fortbildung wirksam wurde. — Von den Besprechungen der K.schen Schrift sei die von Bossert hervorgehoben. —

Einzelne Persönlichkeiten. Die Entstehung einer Zinzendorf feindlichen Partei in Halle und Wernigerode hat Reichel (3746), Docent am Brüderseminar in Herrnhut, auf Grund des handschriftlichen Materials aus dem dortigen Unitätsarchiv und dem fürstlich Stolbergschen Archiv von ihren ersten Anfängen an geschildert. Schon im Jahre 1734 beschwert sich Zinzendorf über die Agitation der Hallenser Pietisten gegen ihn. Sie könnten an keinem Fürstenhof Fuss fassen, ohne dafür zu sorgen, „ne res Herrenhutiana dilatetur“. Nach R. habe man in Halle und Wernigerode alle Unternehmungen des Grafen argwöhnisch beobachtet und womöglich zu hindern gesucht. Seine Bewerbung um eine württembergische Prälatur und sogar seine Missionsunternehmungen seien durch diese Gegner geschädigt worden. Die ursprünglich freundschaftlichen Beziehungen beider Kreise wurden dauernd getrübt, als sich bei näherer Bekanntschaft immer mehr Gegensätze in der Lehrmeinung herausstellten. Zinzendorfs Eintreten für A. G. Spangenberg liess diesen inneren Zwiespalt zwischen ihm und dem Pietismus auch äusserlich in die Erscheinung treten und führte allmählich die verschiedenen Gruppen, die sich innerhalb dieser Partei gebildet hatten, zu einer einheitlichen Gegnerschaft des Grafen zusammen. —

Einen Lebensabriss Val. Ernst Löschers, des „letzten bedeutenden Vertreters der lutherischen Orthodoxie“, haben von Engelhardt und G. Müller (3747) verfasst. Die rastlose und umfangreiche geistige Tätigkeit des kampfesfreudigen Mannes wird gewissenhaft in ihrer allmählichen Entwicklung verfolgt. Eine historische Beurteilung des Pietismus wird die Kritik, die Löscher an dieser so verschiedenartig aufgefassten Bewegung geübt hat, nicht übergehen können. Seinem Timotheus Verinus (1718) gebührt hier ein Platz unter den wichtigsten Quellenwerken. In sechzehn Kapiteln behandelt er das Wesen des Pietismus, das was er an ihm für berechtigt hielt und das ihm gefährlich dünkende: die Neigung zum Separatismus und die Ueberspannung der Forderung „vollkommen zu sein“, den sogen. Perfektismus. Ihm, der mitten im Kampf stand und von seinen Hallenser Gegnern (Joachim Lange) als ein Mensch bezeichnet wurde, der mit schamloser Lügenstirn teuflische Lästerungen gegen das Kreuzreich Christi ausstosse, wird man es nicht sonderlich verübeln, wenn seine Ablehnung des Pietismus nicht immer einen rein sachlichen Charakter bewahrt. Zum mindesten erscheint seine Polemik vornehmer und versöhnlicher, als die seiner Angreifer. Der Streit zwischen Orthodoxen und Pietisten begann sich erst mit dem Hereinbrechen der rationalistischen Periode zu mildern. Die ehemaligen Gegner erkannten jetzt, dass das, was sie trennte, geringfügiger war als die neue Gefahr, welche das ihnen beiden gemeinschaftlich Bedeutsame bedrohte. Der letzten Schaffens-

periode Löschers gehören seine Schriften an, die sich gegen die zeitgenössische philosophische Litteratur, besonders auch gegen die der englischen und französischen Freidenker wendet. Gegen Wolff ist eine Reihe von Abhandlungen gerichtet, die unter dem Titel: „Quo ruitis“ die Widersprüche zwischen dessen Philosophie (der Lehre vom zureichenden Grunde) und dem Christentum klarstellen wollen. Wenig bekannt dürfte es sein, dass Löscher der Begründer der ersten theologischen Zeitschrift in Deutschland gewesen ist. In seinen „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“ (1701) wurden auch die bedeutenderen Schriften aus der katholischen und der reformierten Kirche besprochen, sowie die in französischer, englischer und italienischer Sprache erschienene theologische Litteratur. Auch diese Zeitschrift sollte dem Kampf gegen „naturalistische und fanatische Irrlehren“ dienen. —

Wissenschaftliches Leben: Philosophen. Als Kuriosum sei eine Beurteilung der Lehre und des Lebens Spinozas erwähnt, die von Dunin-Borkowski (3749) „nach dem augenblicklichen Stand der Forschung“ abgibt. Danach war Spinoza zwar ein mathematischer Kopf, aber kein grosser Denker; ihm fehlte jeder historische Sinn, jede Selbstkritik. Seine Selbstgenügsamkeit machte ihn oft anmassend und herrisch, wie man aus seinen Briefen sehen kann. Seine anerkennenswerten Tugenden hat er trotz seiner Philosophie errungen usw. — E. Kühnemann („Ueber die Grundlagen der Lehre des Spinoza“. [= Philosophische Abhandlungen. Dem Andenken R. Hayms gewidmet.] Halle, Niemeyer. XXVII, 560 S. M. 16,00: S. 204-72), erblickt in Spinozas tractatus de intellectus emendatione eine Quellenschrift über die Grundmotive seiner Philosophie. Aus seinem Wahrheitsbegriff sind die Elemente des Spinozismus herzuleiten, der als eine Auseinandersetzung der in diesem liegenden Postulate zu betrachten ist. Das Verhältnis Lessings, Herders und Goethes zu Spinoza findet in der dem Andenken Rud. Hayms gewidmeten Untersuchung eine gedrängte, aber durch Gedankentiefe und Vornehmheit des Vortrags ausgezeichnete Darstellung. K. wendet sich gegen die Anschauung, Goethe sei Spinozist im Sinne des philosophischen Schulbegriffs gewesen. Ebenso unzutreffend sei es, dass seine spätere Bekanntschaft mit Kant ihn in seinem Festhalten an der Philosophie Spinozas beeinträchtigt habe. Es handele sich hier um ein „Lebensverhältnis“, die Einigkeit in beider Wesen sei weniger aus der wissenschaftlichen Ueberzeugung des Dichters als aus der Uebereinstimmung der kongenialen Naturen entsprungen. Noch im Jahre 1815 habe er zu Sulpiz Boisserée gesagt: „ich führe die Ethik des Spinoza immer bei mir.“ — Ueber den lateinischen Stil des Spinoza hat Leopold („Ad Spinozae opera posthuma“. Haag, Nijhoff. 92 S.), gehandelt. Die Fertigkeit in der Handhabung der klassischen Sprachen verdankt er der Anweisung F. A. v. d. Endens, die er ein halbes Jahrzehnt hindurch genossen hat. Seine Ausdrucksweise, bei der es an mitunterlaufenden grammatikalischen Verstössen nicht fehlt, ist eine lediglich auf die Sache gerichtete, ungeschmückte. Ihr ist eine individuelle schlichte Vornehmheit eigen und ein Abglanz von des Autors innerem Gleichmass und seinem abgeklärten Wesen ruht auf ihr. Seine Sprachtechnik ist nicht besser und schlechter als die seiner Zeitgenossen. Sie beruht nicht allein auf dem Studium der klassischen Latinität, sein Wortschatz und seine Syntax verraten vielmehr auch die Bekanntschaft mit älteren Autoren (Plautus, Terenz), sowie andererseits mit Kirchenvätern und den Juristen der späteren Kaiserzeit. Der zweite Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Editio princeps der Opera posthuma und dem Wert der gleichzeitig erschienenen versio belgica für die Textkritik. Hieran schliessen sich Vorschläge zur Textverbesserung, bei denen der Verfasser die versio belgica für die Emendation der Werke und Briefe Spinozas heranzieht. —

Eucken (3752) hat in seiner Abhandlung über Leibniz in erster Reihe dessen Bedeutung für das religiöse Leben Deutschlands zu bestimmen versucht. Das Hauptdokument bildet hier natürlich seine Theodicee, deren Inhalt in übersichtlicher Weise vorgeführt und aus der für Leibnizens Philosophie charakteristischen Anschauung erklärt wird. Seiner universalen Denkart entsprach es, das Christentum über die einzelnen Religionsparteien hinaus zu verstehen und ihn zu einem Anhänger der damals blühenden Bestrebungen zu machen, die auf die Union der einzelnen Konfessionen gerichtet waren. Ueber zwei Jahrzehnte war er an diesen Versuchen beteiligt. Nach E.s Urteil ist sein Eingreifen in diese religiöse Bewegung kein glückliches gewesen. Seine philosophische Betrachtungsweise habe ihm das Problem als ein vorwiegend intellektuelles erscheinen lassen und bei aller Wärme für den Ausgleich der Gegensätze habe er „keine feste Ueberzeugung hinsichtlich der näheren Gestaltung einsetzen können.“ Er sei so der Gefahr verfallen, die Sache mehr vom politischen und diplomatischen Gesichtspunkte als vom religiösen aus zu behandeln. Sein erst im Jahre 1819 veröffentlichtes Systema theologicum, das dazu bestimmt war,

bei den Ausgleichsverhandlungen die Gunst der beteiligten katholischen Kleriker zu gewinnen, könnte auf ein Hinneigen seinerseits zu katholischer Weltanschauung gedeutet werden. E. hält es für erforderlich, hier die gleichzeitige Korrespondenz Leibnizens als Erläuterung heranzuziehen. Er glaubt, dass abgesehen von der Verehrung, die Leibniz dem Katholizismus wegen seiner Organisation und historischen Kontinuität entgegenbrachte, die Schrift nur dafür spreche, wie „vollkommen er sich auch in den Gedankengang seiner Gegner versetzen konnte." — Aus einem Konvolut ungeordneter Handschriften von Leibniz, die das Staatsarchiv zu Hannover aufbewahrt, hat Koser (3755) den Inhalt von Denkschriften, Briefen und Notizen herausgezogen, die sich hauptsächlich mit der Technik des Bergbaus und der Hüttenkunde befassen. Zur Anlage eines Wörterbuchs der bergmännischen Kunstausdrücke hat Leibniz aus Predigten für Bergleute eine Sammlung bergtechnischer Wendungen — auch Bergmannslatein genannt — begonnen. — Die Beziehungen Leibnizens zur Scholastik werden in einer Abhandlung Rintelens (3757) verfolgt. Aus der Arbeit über das Individuationsprinzip des Siebzehnjährigen (1663) spricht bereits seine Bekanntschaft mit der Sprache und der Methode der mittelalterlichen Philosophie, ohne dass der jugendliche Autor besonders tief in die Materie eingedrungen wäre. Das abfällige Urteil über Suarez erklärt sich aus seiner oberflächlichen Kenntnis dieser bedeutenden, Leibniz innerlich verwandten Natur. Im wesentlichen verharrt der junge Leibniz auf dem Standpunkt seiner Lehrer und der neueren Philosophie. Seine geringe Vertrautheit mit dem Wesen der Scholastik war nicht dazu angetan, aus ihr ein Bildungselement für seine Entwicklung als Philosoph zu schaffen. Aber auch in den späteren Epochen seines Lebens lässt sich keine eigentliche Verbindung des Metaphysikers Leibniz mit der mittelalterlichen Philosophie feststellen, obwohl er selbst mehrfach auf seine Uebereinstimmung mit der Lehre des heiligen Thomas hindeutet; so zum Beispiel hinsichtlich der Unvergänglichkeit der immateriellen Substanz, die ihm zu der irrtümlichen Bemerkung Anlass gibt, der Aquinate habe die Unsterblichkeit der Tierseele behauptet. Der mangelnde Zusammenhang zwischen seinem System und der Scholastik erklärt es auch, dass Leibniz sich niemals mit der scholastischen Lehre kritisch auseinandergesetzt hat. —

Alchemie. Der zweihundertjährige Todestag Joh. Kunkels von Löwenstern, des brandenburgischen und später schwedischen Hofalchemisten, gibt Strunz (3765) Anlass, seine Bedeutung für die Geschichte der Chemie klarzustellen. Seine Entdeckung der Methode, den Phosphor zu erzeugen, sowie seine ars vitraria experimentalis sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte seiner Wissenschaft. —

Geographen und Reiseschilderer. Mit den Biographien und der algerischen Forschungsreise (1731) von Joh. Ernst Hebenstreit und Chr. G. Ludwig beschäftigt sich eine Abhandlung Grosses (3767). Für den Litterarhistoriker ist sie insofern von Interesse, als in dem Hofrat Ludwig ein Mann geschildert wird, in dessen Leipziger Hause der junge Goethe ein regelmässiger Tischgast war. Der Förderung, die er von ihm auf dem Gebiet der Naturhistorie genossen hat, gedenkt Goethe am Ende des sechsten Buches von „Dichtung und Wahrheit". — Ueber Peter Kolb (1675—1726), der auf Kosten des preussischen Geheimrats von Krosigk im Kapland drei Jahre astronomische und geographische Studien betrieb, unterrichtet Mairoser (3768). Das Verhältnis zwischen Krosigk und seinem Schützling, der als Mathematiker und zugleich als Privatsekretär seinem Gönner dienen musste, ist ungemein charakteristisch für die Einschätzung wissenschaftlicher Tätigkeit im damaligen Preussen. Der zweite Teil der M.schen Schrift würdigt die wissenschaftliche Bedeutung von Kolbs — in Briefform geschriebenen und dem Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth gewidmeten — Werk: Caput bonae spei hodiernum. —

Historiker und Kulturhistoriker. Aus dem Studium der Lautverhältnisse, wie sie in Münchener Drucken der zweiten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts vorherrschen, ist Himmlers (3772) Abhandlung über die Sprache des Aegidius Albertinus erwachsen. Die grosse Summe von litterarischen Werken, die der Bibliothekar des Herzogs und späteren Kurfürsten Maximilian I. hinterlassen hat — es sind über fünfzig — zwang den Verfasser, seine Untersuchung auf ein einziges besonders charakteristisches Buch des Albertinus zu beschränken. Er wählte zur Grundlage die bekannteste Schrift des Autors: Lucifers Königreich und Seelengejaidt München 1616. R. von Liliencron hatte für den von ihm veranstalteten Neudruck seinerzeit das Stuttgarter Exemplar dieser Ausgabe verwendet, nicht, wie in seiner Einleitung hierzu irrtümlicherweise verzeichnet ist, das der Münchener Staatsbibliothek. Nach H. unterscheiden sich beide Exemplare in orthographischer und lautlicher Hinsicht, so dass er zwei selbständige Drucke in ihnen vermutet. Auffallend ist es, in welchem Umfang sich Albertinus, der ja

geborener Niederländer war, in die bayerische Schrift- und Drucksprache eingelebt hat. Die für ihren damaligen Charakter so bezeichnende Verwendung des Diphtonges „ai“ ist häufig bei ihm zu konstatieren. Eine Beobachtung Liliencrons über das von Albertinus gebrauchte Deutsch dürfte zutreffend sein. Er nimmt an, dass sein Sprachcharakter die auffallende Abweichung von dem durch Luther für die Gebildeten geschaffenen Deutsch dem Umstand verdankt, dass man in den Kreisen der Gegenreformation bemüht war, auch äusserlich ein anderes Sprachgewand zu tragen als die Anhänger der Reformation. H. hat in seiner Arbeit zunächst nur die Lautlehre und die damit verbundene Orthographie des Albertinus behandelt. Eine sehr dankenswerte Bereicherung und Berichtigung unserer bibliographischen Kenntnisse über diesen findet sich auf S. 31—45 seiner Abhandlung. Liliencrons Angaben in seinem Albertinus gewidmeten Artikel der ADB. erscheinen hiernach zuverlässiger, als das bibliographische Verzeichnis in Goedekes Grundriss. —

In den Akten der Würzburger Regierung fand Hüttner (3773) einige neue Daten zur Biographie des Genealogen Joh. Gottfr. Biedermann, über den Wegele in der ADB. berichtet hat. Die Nova beziehen sich hauptsächlich auf seinen Studiengang und seine anonyme Polemik gegen den Katholizismus in seinen „Todtengesprächen“. Seine hieraufhin erfolgte Entlassung (1739) führte ihn ganz der genealogischen Wissenschaft zu, die er zuvor in Kitzinger nur als Dilettant betrieben hatte. —

Philologen. Münnichs (3776) Schrift über den bedeutenden Komponisten und vielseitigen Autor Joh. Kuhnau (1660—1722), von der im Berichtsjahr nur der Anfang des biographischen Teils — bis zum Jahre 1689 reichend — erschienen ist, soll besprochen werden, sobald über die abgeschlossene Arbeit berichtet werden kann. —

Litteraturgeschichte: Epigrammatiker. Das Verhältnis der Ramler-Lessingschen Ausgabe der Sinngedichte Logaus zu dem ursprünglichen Text des Dichters hat Heuschkel (3777) festzustellen gesucht. Lessing hatte eine „Rettung“ auch dem vergessenen schlesischen Epigrammatiker zugedacht, dessen Gedichte ein schlechter Bearbeiter 1702 nicht „aufzuerwecken“ vermocht hatte, wie der Titel seiner Ausgabe verheissen hatte. Die Verantwortung für die Textgestaltung trägt Ramler. Seine bekannte Vorliebe für Verbesserungen stand mit Lessings Prinzip, dass nichts modernisiert werden dürfe, in Widerspruch und war ein Hauptanlass zu mancherlei Inkonsequenzen in der Behandlung der Vorlage. H. wendet sich gegen Eitners Behauptung, dass nur eine auffallend geringe Zahl der „religiösen“ Gedichte von den Bearbeitern aufgenommen sei. Da diese kein „Erbauungsbuch“ veranstalten wollten, hätten sie bei der Fortlassung religiöser Gedichte nur dieselben Grundsätze — zum Beispiel Aufnahme von einem Drittel des Gesamtstoffes — obwalten lassen, wie bei dem übrigen Material. Zu tadeln sei, dass die von Logau aufgestellte Reihenfolge aufgegeben wurde und die neue Anordnung ohne ein bestimmtes Prinzip entstanden ist. Die Kürzungen innerhalb der Gedichte und die Tilgungen „überflüssiger Züge“ (zum Beispiel in den Priameln) sind massvoll und mit Verständnis durchgeführt. In der Orthographie sind schlesische Eigentümlichkeiten beseitigt; lateinische und französische Endungen wurden in die entsprechenden deutschen umgewandelt. Eine eingreifende Aenderung haben sich die Herausgeber namentlich darin gestattet, dass sie Logaus Gepflogenheit, das Verbum nicht an das Satzende zu stellen, mit den verschiedensten Mitteln abzuändern suchten. Aus der sorgfältigen, mit vielen Belegen ausgestatteten Untersuchung geht hervor, dass die vorgenommenen Aenderungen allerdings einer Modernisierung Logaus gleichzuachten sind, dass Ramlers — unphilologisches — Vorgehen aber immerhin technische Gewandtheit verrät. Die von H. zu seiner Arbeit benutzte Ausgabe hält er für das Privatexemplar Logaus. Es befindet sich seit 1703 auf der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar und trägt den Namenszug des Dichters, von dessen Hand sich in ihm neben vielen Korrekturen auch zwei Ergänzungen im Text nachweisen lassen. Lessing und Eitner sei dieses Exemplar der Sinngedichte unbekannt geblieben. —

Satiriker. Gelegentlich des zweihundertsten Geburtstags von Chr. Ludwig Liscow hat August Holder (Liscows Werke. Auswahl. Halle, Hendel. 138 S. M. 0,75) eine Auswahl seiner Satiren besorgt, denen er einige biographische Hinweise und eine chronologische Zusammenstellung seiner satirischen Schriften vorausgeschickt hat. Da Holder mit seiner Ausgabe keinen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, so lässt sich gegen sein Verfahren nichts einwenden, durch geschickte Kürzungen beziehungsweise Auslassungen dem Satiriker einen grösseren Leserkreis zu gewinnen. Im ganzen hat er fünf Satiren aufgenommen, darunter die Vitrea fracta und die zur Popularisierung des Liscowschen Humors wohl am meisten geeignete, von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit elender Skribenten. —

Didaktische Dichtung. Der Tätigkeit A. von Hallers auf dem Gebiet der Naturforschung, insbesondere der Biologie, sind Einzelstudien gewidmet worden. Ueber Haller als Philosophen hat Jenny (3782) gearbeitet; er hat, soweit es bei der Belesenheit und Lesewut dieses Polyhistors durchzuführen war, die litterarischen Einflüsse festgestellt, die für Hallers philosophische Entwicklung massgebend waren. Er war als Verehrer Bacons ein Anhänger der induktiven Methode und zeigt sich auch insofern als Baconianer, als er die Ansicht vertrat, dass die Wissenschaft einen sozialen Endzweck nie verlieren dürfe. Was er über die Grenzen des menschlichen Erkennens ausgesprochen hat, vergleicht J. mit der bekannten Schrift Dubois-Reymonds über diese Materie. Haller hat die Gedanken des modernen Naturphilosophen vielfach antizipiert. Seine Psychologie habe in der Hinsicht Anspruch auf Originalität, als sie in klarer Weise die rein materialistische Erklärung psychischer Geschehnisse ablehne. Auf die historische Nachwirkung Hallers, speziell auf Herder und Schiller, geht der Verfasser gelegentlich der Frage nach der Auffassung der Seele ein. Das vier Jahrzehnte umspannende Tagebuch Hallers ist eine Hauptquelle für seine Stellung zu religiösen Problemen. Seine Vernunft liess ihn an den überlieferten Dogmen zweifeln, denen er andererseits wieder bedeutenden ethisch-erzieherischen Wert beimisst. Diese Denkart erklärt seine Antipathie gegen den materialistischen Charakter der Philosophie innerhalb der Aufklärungszeit. Gegen Max Widmanns Behauptung, Hallers Staatsromane basierten auf der von Montesquieu aufgestellten Hypothese vom Einfluss der geographischen Lage eines Landes auf seine Staatsform wendet J. zutreffend ein, dass Haller sowohl in einer Rezension der Theorie Montesquieus wie auch in seinem letzten Roman Fabius und Cato diesem Einfluss nur eine geringere Bedeutung zugesteht. In dem gleichen Roman hält er auch seine Abrechnung mit den Hauptprinzipien des Rousseauschen „Contrat social", dessen Gleichbewertung aller Menschen er eine „Missrechnung" nennt. —

Aufklärung: J. Ch. Gottsched. Die Abhandlung Krokers (3790) über Gottscheds Austritt aus der Deutschen Gesellschaft ist mir nicht zugänglich gewesen. Ihre Besprechung soll im nächsten Bericht nachgeholt werden. — Nach Reichel (3791a) hat Goethe aus Gottschedschen Gedichten die Anregung zu der Verstechnik gewonnen, die, auf Hans Sachs zurückgehend, von ihm in den ersten Faustszenen gewählt wurde. Gottsched hat schon im Jahre 1731 anstatt des Alexandriners die Reimpaare des Hans Sachs angewendet. Goethe, der auch als Verehrer dieses Dichters nur als ein „Nachzügler" Gottscheds zu betrachten sei, habe sich so in diese Gottschedschen Verse hineingelesen, dass er während der Arbeit am Faust unwillkürlich in den neu geschaffenen Hans Sachs-Stil verfallen musste. Zum Beweise dessen druckt R. zwei Gedichte Gottscheds ab — auf Joh. Friedr. May und Fr. W. Stübner —, die einer bewussten Nachahmung der Reimtechnik und Ausdrucksweise des Hans Sachs ihre Entstehung verdanken. Warum aber auf Goethe derartige Versuche Gottscheds und nicht die Dichtungen des Hans Sachs selbst eingewirkt haben sollen, ist aus R.s Beweisführung nicht ersichtlich. — Ein verdienstvolles Werk dieses unermüdlichen Streiters für Gottsched ist sein kleines Gottsched-Wörterbuch (3798). Es offenbart — trotz seines bescheidenen Umfangs — eine Fülle mühseliger Sammlertätigkeit und eine Beherrschung der weitschichtigen Gottschedlitteratur, die nur die vollste Hingabe an diesen Stoff sich erwerben konnte. Der erste Teil enthält die Wörter, die nach der Ansicht R.s von Gottsched geschaffen sind. Es ist eine stattliche Anzahl von „Neubildungen", die 76 Seiten in dem leider notwendig gewordenen engen Druck beansprucht und sein Wirken als Sprachschöpfer in einem höchst respektabeln Licht erscheinen lässt, selbst wenn die Forschung manche davon schon bei älteren Autoren nachweisen sollte. Es folgen dann die ausser Gebrauch gekommenen Wörter, die von Gottsched der Schriftsprache wieder gewonnen sind. Ein Anhang endlich enthält solche, deren Zusammenstellung der deutschen Lexikographie insofern zugute kommt, als sie aus einer für diese Zwecke bisher kaum benutzten Quelle stammen. R. hat sie aus dem Organ der Hamburger „Patriotischen Gesellschaft" entnommen, dem „Patrioten" (1724—26), zu dessen bedeutendsten Mitarbeitern Brockes gehörte. — Eine Anzahl von Ergänzungen und Berichtigungen des hier verarbeiteten Wortschatzes teilt er an anderer Stelle mit (3799), an der er auch seinen Plan erörtert, ein gross angelegtes Gottschedwörterbuch in Angriff zu nehmen. — Eine sehr hübsche Zusammenstellung alles dessen, was sich aus den Briefen der Frau Gottsched als ihre Ansicht über Erziehung, Frauenberuf und Frauenbildung ermitteln lässt, bietet Otto (3801). Ein Bekanntwerden ihrer Briefe, die Frau von Runckel 1772 herausgegeben hat, in weiteren Kreisen ist jedenfalls zu begrüssen. Steinhausen fügt Ottos Aufsatz die Bemerkung bei, dass die Anschauungen der Gottschedin über Bildungsfragen im wesentlichen mit denen Gellerts und der moralischen Wochenschriften übereinstimmen. — Von Victoria Eleonore Gottsched, die im Jahre 1764 die

Gattin des Zwickauer Pastors Ch. Fr. Grohmann wurde, erzählt Reichel (3793). Sie stand ihrem berühmten Oheim als Pflegerin nahe, und die Neigung des bejahrten Mannes zu ihr trägt — trotz des grossen Alterunterschiedes — fast den Charakter einer späten Leidenschaft. Sie scheint dieser Empfindung nicht ganz würdig gewesen zu sein. Seinem litterarischen Ruf hat sie übel mitgespielt, als sie ihre Uebersetzung eines armseligen italienischen Operntextes „Thalestris“ unter Gottscheds Namen veröffentlichte und einer hohen Gönnerin widmete. Hingegen hat sie sich durch die Abschrift von beinahe der Hälfte aller an Gottsched bis zum Jahre 1757 gerichteten Briefe als eine fleissige Hilfsarbeiterin für die litterarhistorische Forschung bewährt. Die Auszüge aus den Briefen, die ihr Oheim an sie gerichtet hat, zeigen diesen von einer sympathisch berührenden Hilfsbereitschaft und väterlichen Sorgsamkeit für die junge Pastorin. —

Ueber die Joh. Jac. Bodmer gewidmete Jubiläumsschrift der vereinigten Züricher Gelehrten (JBL. 1900 und 1901 III 5 : 131) sind noch einige Besprechungen zu verzeichnen. In Th. Vetters Beitrag: Bodmer und die englische Litteratur sieht Brandl (3802) die wichtigste Bereicherung unserer Kenntnisse von den Beziehungen Bodmers zu den fremden Litteraturen. Er erwähnt eine andere — mir unbekannt gebliebene — Studie Vetters über Bodmers Freund, den Diakon J. H. Waser von Winterthur (1713—77), der sich ebenfalls als Vermittler der englischen Litteratur für die Schweiz ausgezeichnet hat. Er vollendete die von Bodmer begonnenen Hudibrasübersetzung; seine Prosaschriften kennzeichnen ihn als Nachahmer Addisons. — Seuffert (3802) schliesst an seine Kritik der Festschrift eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ergänzungen zu dem Verzeichnis der Schriften Bodmers sowie zu der ihn betreffenden Litteratur. — Die nicht ohne Widerspruch gebliebene Ansicht von Betz (3803) über den Einfluss der französischen Litteratur auf Bodmers Entwicklung haben wir bereits im letzten Bericht wiedergegeben. —

IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Allgemeines.

Litteraturgeschichte.

(IV, 1a = N. 3805-3926.)

Adolf Stern.

Die deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die Menschenalter hindurch die stärkste Tätigkeit geschichtlicher Forschung, ästhetischer Ergründung und lebendiger Darstellung in Anspruch genommen hat, steht schon seit längerer Zeit unter dem Zeichen der Nachlese. Zwar wird jede allgemeinere Darstellung der neuern Entwicklung immer wieder auf die grosse Epoche zwischen 1750 und 1800, in der die Wurzeln aller Kraft und aller Wirkung namentlich der Dichtung auf das deutsche Volk liegen, zurückgreifen müssen, und die Versuche unserer Litteratur, einen anderen Mittelpunkt zu setzen als den lebendigen Goethe, sind so ohnmächtig als widersinnig. Aber natürlich und folgerichtig ist es, dass der allseitigen Anstrengung, die vorzugsweise den schöpferischen Naturen und dichterischen Schöpfungen vom Erscheinen der ersten Gesänge des Klopstockschen Messias bis zum Tode Schillers galt, eine Pause folgt, in der grössere Allgemeindarstellungen nicht hervortreten. Wohl harren noch einzelne hervorragende Träger jener Epoche der abschliessenden monumentalen Biographie und Charakteristik, die der Mehrzahl der führenden Geister des 18. Jahrhunderts zuteil geworden ist, doch weiss man, dass die Arbeit auch hierfür im Gange ist, und da die Allgemeindarstellungen fortwährend in neuen Auflagen und neuen Bearbeitungen hervortreten, so wird sich das jüngere Geschlecht nicht leicht versucht fühlen, seine Kraft für erneute und von Grund aus veränderte Erfassung des 18. Jahrhunderts einzusetzen. Selbst Goedekes „Grundriss“ in seiner Erweiterung, so langsam er vorschreitet, ist doch bereits in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vorgerückt. Nachlese ist es, wie gesagt, die hier zumeist stattfindet. Natürlich fehlt es nicht an Anlässen einen Rückblick auf die Gesamtentwicklung der klassischen Litteraturepoche zu werfen, wie dies Hermann Fischer (3808) in der Tübinger Rektoratsrede zum Geburtsfest des Königs von Württemberg (25. Februar 1902) tut, die „den Neuhumanismus in der deutschen Litteratur“ behandelt. Diesen idealistischen Neuhumanismus, den der Historiker im Gegensatz zum Humanismus des 15. Jahrhunderts, „der eine allgemeine europäische Kulturbewegung ersten Ranges war“, als eine wesentlich deutsche Bewegung charakterisiert, der es um das geschichtliche Verständnis der gesamten antiken Welt zu tun war, die den Gehalt und nicht die Form erfassen wollte, und der daher von vornherein die unendliche Ueberlegenheit des Griechentums über das Römertum klar war, der in die wichtigste Zeit des aufstrebenden deutschen Geisteslebens fiel, der der deutschen Litteratur nicht wie der alte ein neues Formprinzip bringen konnte, aber „ein hohes Ideal der Gesinnung in sie gelegt hat“, verfolgt die Uebersicht von Winckelmann bis Hölderlin. Der

Redner unterscheidet in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts zwei Bewegungen, die auf das antike Ideal hin gerichtet, in sich aber wesensverschieden sind und erst zuletzt sich vereinigen: eine formale, die den alten Humanismus nur in deutscher Sprachform wieder aufnimmt, und eine materiale, die neuhumanistische. Die erstere erkennt F. hauptsächlich in Klopstocks reimloser Lyrik und der Homerübertragung des biederen Voss, dessen derbe Bauernglieder sich eckiger in den fremden Prachtgewändern bewegten als die des feierlich zierlichen Klopstock. Nichtsdestoweniger leistete Voss im Idyll „theokritisch nach Form und Sprache, aber gut niederdeutsch von Gehalt" Unvergängliches. Die Keime des eigentlichen deutschen Neuhumanismus, jener Griechensehnsucht, die Schiller später, wie sie ihm zu arg wurde, Gräkomanie genannt hat, liegen in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Ihr Aufgehen verfolgt die Betrachtung F.s über Winckelmann, Herder, Wilhelm Heinse, Goethe, Schiller und Hölderlin hinweg. Gegen die Befremdung, die der Name des Ardinghelloverfassers in diesem Zusammenhang hervorrufen kann, verwahrt er sich mit der Wendung, dass Heinse, weniger nach seiner vollendeten Leistung als nach seiner Anlage, weit mehr als ein Wielandscher sehr schlüpfriger Poet sei, und dass im Ardinghello der künstlerisch empfindende Mensch, der die Augen für alles offen hat, um so deutlicher rede, je weniger er sich von den Rücksichten schriftstellerischer Oekonomie den Mund verbinden lasse. Der Wielandianer ist bei den Stürmern und Drängern in die Schule gegangen und unter dem Einfluss der realen Gegenwart alter Kunst ein anderer geworden. Alles atmet und zittert von der Sehnsucht nach grosser, wahrer, freier Natur und Kunst, nach der Einheit aller Kräfte des ungebrochenen Menschen. „Die Forderung, dass der Mensch sich frei ausleben solle, ist nie so ungestüm und siegesgewiss ausgesprochen worden." Noch in Hölderlins Hyperion sieht F. die Nachwirkungen des „Ardinghello" so grundverschieden Hölderlin und Heinse sein mögen: „dort eine dionysische, hier eine apollinische Natur, dort feurige Lebensbejahung, hier träumende Todessehnsucht, der Dichter hat doch den Dichter verstanden, in der rückblickenden Betrachtung, der Sehnsucht nach der Antike sich selbst wiedergefunden, mochte sie auch dort in einer sinnlichen Künstlernatur, hier in einem übersinnlichen Philosophenherzen zum Ausdrucke kommen". Zum Schluss seines Rückblicks auf den Griechenkult, den er als deutschen Neuhumanismus charakterisiert, wendet sich der Verfasser vom litterarhistorischen auf das pädagogische Gebiet. Die Einseitigkeit der Griechenverehrung zugebend, fordert er doch, dass niemals vergessen werde, was Wahres, Grosses, Ewiges in ihr gewesen sei, und nimmt das Wort für die Sache des Gymnasiums gegenüber den modernen Bildungsbestrebungen. Er macht es etwaigen Gegnern allzuleicht zu erwidern, dass „eine aristokratische Erziehung, die auf die Bildung des vollen Menschen und nicht auf den messbaren Nutzen abzielt", keineswegs an das humanistische Gymnasium gebunden sei. —

Zu umfassenden und eingehenden Rückblicken auf die ältere klassische deutsche Litteratur fordert die von Geiger **(3826)** in zweiter vermehrter Auflage herausgegebene Schrift Friedrichs des Grossen von 1780 „De la Littérature allemande" heraus, deren erster Wiederabdruck in den Sauerschen „Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts" im Jahre 1883 erfolgte. Seitdem ist dem allgemeinen Gegenstande, den Beziehungen des Königs zur deutschen Litteratur und speziell der G.schen Schrift eine soweit gehende Betrachtung gewidmet worden, dass ein neuerer Kritiker vor einigen Jahren eine Schonzeit empfahl. Der Herausgeber weist in seiner Einleitung zur zweiten Auflage darauf hin, dass die Veröffentlichungen von Krause, H. Simon, Xanthippus (Berlin und Lessing, Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur), B. Suphan, A. E. Berger, Gärtner, E. Reimann, Peter Meyer die Frage in Fluss gebracht haben, welches Recht und welche Wirkungen man dem denkwürdigen Pamphlet historisch zuschreiben dürfe oder müsse. G. betont auch heute wieder, dass die Schrift des alternden Königs bedeutsam bleibe. „Wegen ihres Verfassers, denn der preussische König hat, so französisch auch sein Wesen und seine Bildung war, durch seine Taten einen ungeheuren Einfluss auf die Entwicklung des deutschen Nationalgeistes geübt, durch seine Kriege und seine heldenhafte Persönlichkeit der deutschen Litteratur einen erwünschten Stoff gegeben. Wegen ihres Inhalts, denn so einseitig und ungerecht die Betrachtungsweise des Königs auch war, so bot sie ein heilsames Gegengewicht gegen die Selbstverherrlichung, in der sich die damaligen deutschen Dichter gefielen. Wegen ihrer Wirkungen, denn das Wort eines Königs erscholl mächtig genug, um zu allerlei Einwendungen und Widerlegungsversuchen Veranlassung zu geben, aber auch um die deutschen Schriftsteller aufzufordern, die tadelnden Bemerkungen zu prüfen und den Versuch des Bessermachens zu wagen." Im Grunde wiegt das von Goethe in seiner Autobiographie zuerst so würdevoll als bestimmt hervorgehobene Verdienst des grossen Königs um die deutsche Litteratur die Verkennung der

Leistungen deutscher Dichter und Schriftsteller völlig auf. Aber der Versuch, die Schrift Friedrichs II., die auf völliger Unkenntnis des wirklich Bedeutenden und Lebensvollen der deutschen Litteratur selbst um 1780 beruhte, und aus einer Bildung erwuchs, die dem eigentlich treibenden Zug und dem tiefsten Leben des deutschen Geistes geradezu feindlich gegenüberstand, nachträglich zu verherrlichen, sollte billigerweise unterbleiben. An der Tatsache, dass der König vom Besten, was die deutsche Litteratur bis zum Jahre 1780 hervorgebracht hatte, kaum mehr als Goethes „Götz von Berlichingen" kannte, ändert auch die von G. betonte und bewiesene Tatsache nichts, dass Friedrich weit mehr deutsche Bücher, als er in seiner Schrift anführt, gelesen habe. Die beste Entschuldigung des Königs, sofern es einer solchen bedarf, liegt noch immer darin, dass auch die ungeheure Mehrzahl der für ihre Sprache und Dichtung begeisterten Deutschen jener Tage eine ausgesprochene Neigung für die dürftige und armseligste litterarische Mittelmässigkeit und ein höchst unentwickeltes Gefühl für die Würde, den Reichtum, die Kraft und den Wohllaut ihrer Sprache besass. Unter den sieben Gegenschriften, an die G.s Einleitung erinnert, ragt der Aufsatz von A. W. Rehberg im „Göttingenschen Magazin" von Lichtenberg und Forster um dessentwillen wie ein Leuchtturm hervor, weil sein Verfasser der einzige ist, der im Jahre 1781 das seit dem Erscheinen der Stella schon sechs Jahre währende Schweigen Goethes als einen tiefen Verlust für die deutsche Litteratur oder vielmehr für das litteraturfreundliche Publikum jener Tage empfand. Er beklagt, dass Goethe, der die Kraft dazu hatte, eine Revolution zu erregen, wenn je einer sie hatte, sich zurückzieht und schliesst, besser als tausend andere über das unterrichtet, was der Dichter seit seiner Uebersiedlung nach Weimar geschaffen hatte, mit dem Ausruf: „aber wenn er auch seine Geschwister durch den Druck entweiht glaubt, warum soll das Publikum nicht die Iphigenia haben? Es besässe ein erhabenes Werk mehr, im höchsten Geschmacke und mit höchster Vollkommenheit ausgeführt. Wie viele hat es denn?" — Die wichtigste der Gegenschriften gegen Friedrichs des Grossen Elaborat, Justus Mösers „Ueber die deutsche Sprache und Litteratur" ist in der gleichen von Sauer redigierten Sammlung von Schüddekopf **(3827)** neu herausgegeben worden. Sie lieh Goethe bekanntlich den Anlass oder den Vorwand, sein begonnenes und verschiedenen Nächststehenden mitgeteiltes Gespräch über die Schrift des Königs, eine Arbeit, die absichtlich vernichtet scheint und sich wenigstens bisher im Goethe-Schiller-Archiv nicht auffinden liess, unveröffentlicht zu lassen. Der Herausgeber druckt natürlich in seiner Einleitung den Brief vom 5. Juni 1781, den Goethe an Frau Jenny von Voigts, Mösers Tochter gerichtet hatte, und in dem er Mösers Schrift gegen den König nach ihrem Verdienst würdigte, vollständig ab. Im Vergleich mit Rehbergs und Mösers Entgegnungen wollen die von Geiger sonst erwähnten, des Braunschweigers Jerusalem, die Graf Fr. Leop. Stolberg mit allem Recht kleinmütig nannte, des Sondershäuser Romanschriftstellers und Originalgenies J. K. Wetzel „Ueber Sprache, Wissenschaft und Geschmack der Deutschen", die wider König Friedrich und gleichzeitig wider den pöbelhaften Provinzialismus und „Hans Sachsismus der sein wollenden Genies und Volksdichter" Front machte, des Wieners C. von Ayrenhoff (Schreiben eines aufrichtigen Mannes an seinen Freund über das berühmte Werk), des schwachherzigen Tralles und des Elbinger Juden Leon Gompertz wenig besagen. — Als Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts müssen auch zwei Stammbücher besprechende Abhandlungen von O. Lehmann **(3922)** und Freund **(3921)** angesehen werden. Der kleinere Aufsatz L.s knüpft an das Stammbuch des Altonaer Justizrats Heinrich Wilhelm Lawätz an und bespricht die Eintragungen, die dieser als Student in Leipzig, Dresden, Halle, Halberstadt, Hamburg und Kiel erbeutete und unter denen sich solche von Gellert, Rabener, Clodius, L. Chr. Gärtner, Basedow, G. Jacobi, Gleim, Lessing und seinem grimmigen Gegner J. Melchior Goeze, Schmidt-Phiseldek und H. von Gerstenberg finden. — Weit eingehender und umfänglicher behandelt F. in einer besondern Schrift (Programm) „Aus der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts" das auf der Königlichen Bibliothek in Berlin bewahrte und aus der Autographensammlung des Generals J. M. von Radowitz stammende Stammbuch des Danzigers Johann Heinrich Soermans, der 1771—74 in Göttingen, 1774—75 in Leipzig studierte und danach auf gelehrten Reisen zwischen 1776 und 1777 Deutschland in drei grossen Diagonalen, Göttingen-Wien, Königsberg-München und München-Leyden (in Holland) durchquerte. F. teilt die zum Teil recht charakteristischen Eintragungen des Soermansschen Stammbuches der Zeitfolge nach mit und gibt an ihrer Hand eine Folge von kurzen Biographien ihrer Zeit berühmter, jetzt halbvergessener Grössen der Wissenschaft und Litteratur, als deren bekannteste der Göttinger Theolog Chr. W. Frz. Walch, der Geschichtsforscher A. L. Schlözer, der Mathematiker und Dichter Abr. Gotthelf Kästner, kraft seines dankbaren Gemüts der letzte Gottschedianer, der Philolog Chr. Gottl. Heyne, der Staatsrechtslehrer

Pütter, der Hallische Aufklärer Joh. Sal. Semler, der nachmalige Begründer der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung Chr. H. Schütz, der Aesthetiker G. F. Meier, ferner J. B. Basedow, der Theolog und Historiker J. M. Schrökh in Wittenberg, der Physiker Fr. Chladni, der Mediziner F. W. Triller, der die Pockeninokulation und den sächsischen Prinzenraub besungen hatte, der Leipziger Dichter Chr. Felix Weisse, der um die Zeit, wo er sich in Soermans Stammbuch einzeichnete, die Popularität Gellerts geerbt zu haben schien, der Philolog Ernesti, der langjährige Schildknappe Gottscheds und Herausgeber der Belustigungen des Verstandes und Witzes J. J. Schwabe, der Philosoph und Poet Chr. Aug. Clodius, dem Goethes Dichtung und Wahrheit zu einer fragwürdigen Unsterblichkeit verholfen hat, dem aber Freund das Verdienst beimessen will, „heilsamen Einfluss auf Goethes Dichtweise" geübt zu haben, der Prediger G. J. Zollikofer und der Schriftsteller J. J. Engel, der namhafteste und talentvollste unter den Nachahmern Lessings, der Dresdener Kunstgelehrte und Generaldirektor der Kunstakademie Chr. Ludwig von Hagedorn, des Dichters jüngerer Bruder, der Wiener Litteraturprofessor und Exjesuit Michael Denis (Sined der Barde) und sein ehemaliger Ordensbruder, der Aesthetiker und Odendichter Carl Mastalier erscheinen. Das Andenken aller und noch etlicher, deren Nachruhm nicht einmal ein Schatten mehr ist, erneuert Freund mit seinen Erläuterungen in feiner und pietätvoller Weise. Bei der Gründlichkeit seiner Arbeit fallen ein paar natürlich ganz unwesentliche historische Irrtümer auf. Auf S. 43 bemerkt der Verfasser, dass C. H. Seibt in Prag 1735 zu Kloster Mariental in der Oberlausitz, „das damals noch zu Schlesien und somit zur österreichischen Monarchie gehörte," geboren sei. Beide Lausitzen aber gehörten seit dem dreissigjährigen Kriege Kursachsen, und Mariental noch heute zum Königreich Sachsen. Wien war nicht, wie auf S. 46 angegeben wird, seit Kaiser Rudolf II., der im Gegenteil auf dem Prager Hradschin residierte und starb, sondern seit dessen Nachfolgern Matthias und Ferdinand II., die beständige Residenz der deutschen Kaiser. Wie gesagt, dergleichen Kleinigkeiten fallen eben nur bei der sonstigen Zuverlässigkeit aller Angaben F.s auf. —

In dem Masse, wie innerhalb des letzten Vierteljahrhunderts die allgemeine und vorherrschende Anschauung über die deutsche Litteratur der Gegenwart und ihre Bedeutung im Vergleich mit der des 18. Jahrhunderts, sich geradezu gewandelt hat, haben sich die Darstellungen der nachklassischen nachgoethischen Zeit stark vermehrt und sind naturgemäss auch einige ältere, historisch-kritische Werke, die sich die Vertretung der damals noch missachteten, angezweifelten und bestrittenen modernen Dichtung angelegen sein liessen, zu erhöhter Wirkung und Geltung gekommen. Das umfänglichste und älteste unter diesen Gottschalls „Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" **(3818)** (vgl. JBL. 1891 IV 1:2; 1892 IV 1a:2) erschien in siebenter verbesserter und bis zum Jahre 1900 fortgeführter Auflage. Der Verfasser betont in seiner Vorrede sehr nachdrücklich, dass die Neubearbeitung seines weitverbreiteten Buches einen wesentlich polemischen Charakter trage und sich vorzugsweise gegen Litteraturanschauung und Litteraturkritik der jüngsten Zeit kehre. Er nimmt für seine Darstellung, die ein ganzes Jahrhundert behandle und die Frucht eines halben Jahrhunderts sei, die Prädikate einer grundlegenden und erschöpfenden Arbeit in Anspruch und sagt ausdrücklich: „Unser Urteil über die jüngstdeutschen Autoren ist wesentlich abweichend von denjenigen der neueren Parteimänner, Programm- und Monographienschreiber und Apotheosendrechsler, welche mit einer gewissen Gewaltsamkeit dem widerstrebenden Publikum den Glauben an ihre neuen Litteraturgötzen oktroyieren wollen und zum Teil Erfolg hatten, da sie ihre Hebel nicht bloss in ihren Schriften, sondern auch von einflussreichen Kulturstätten, der Bühne und dem Katheder aus, ansetzen. Um so mehr ist ein Gegengewicht nötig, das anderen Überzeugungen zu ihrem Rechte verhilft. Wir leugnen nicht, dass es uns in dieser neuesten Auflage noch mehr als in den früheren auf die Umwertung einiger litterarischen Werte ankommt, die an einigen gelehrten Münzstätten geprägt und in Kurs gesetzt werden; es [dies] ist eine Diktatur der öffentlichen Meinung, deren Joch abzuschütteln das Recht und die Pflicht eines freien, unabhängigen Urteils ist. Überall ist die Gruppe der grossen Realisten mit bengalischem Feuer beleuchtet, talentvolle Novellisten werden zu führenden Geistern der Nation aufgedonnert und womöglich einem Goethe an die Seite gesetzt. Überall werden die Neuesten mit einer Bewunderung und Pietät behandelt, die in grossem Kontrast steht, zu der Geringschätzung, welche frühere Litterarhistoriker gegen die ganze neue Produktion hegten; selbst ihren Fehlgeburten wird eine eingehende kritische Beachtung geschenkt, alles aber was sich nicht unter die Fahne dieser modernen Clique einreihen lässt, verächtlich beiseite geschoben. Damit ist schon längst die grosse Mehrheit der Gebildeten unserer Nation, wie der natürliche Instinkt des Volkes nicht einverstanden, dass sich die Entwicklung unserer Litteratur an dem Spalier einer Berliner Clique in die Höhe ranken soll, und es ist

die Pflicht der unparteiischen Litteraturgeschichte, sich dagegen zur Wehr zu setzen und den Gleichgesinnten zu diesem Zweck die Waffen in die Hand zu geben. Die Kritik jener mit orakelhafter Weisheit in die Welt geschleuderten Stichwörter wird die innere Hohlheit derselben ergeben; gleiches Recht für alle wird auch in der Litteratur die Losung sein, welche jenen Bann einseitiger Bevorzugung und starrer Parteinahme, sowie alle Wirkungen, welche durch die Kunst des Ausposaunens und des Totschweigens erreicht werden, aufhebt. Echte Talente, welche die Diktatur der neuen Machthaber an die Wand gedrückt, werden wieder zur Geltung kommen und gepriesene Scheingrössen in Schatten stellen. Ob sich aber aus dem Zusammenbruch dieser neuen litterarischen Episode ein dauernder Ruhm herausretten wird, muss die Zukunft lehren.“ Wer die Sätze dieser Vorrede mit einiger Aufmerksamkeit liest, muss natürlich den Widerspruch, der in der gleichzeitigen Polemik gegen die „Gruppe der grossen Realisten“ und die „Clique der Neuesten“ liegt, auf der Stelle erkennen und sich fragen, in welchem Sinne der Historiker, der „das Moderne“ mit so ausgesprochener Vorliebe gegenüber dem „Klassischen“ und „Romantischen“ verfochten hat, es vermag „die Moderne“ schlechthin als eine „einseitige Entstellung und Verzerrung“ seines eigenen Prinzips zu erachten. Der Schlüssel aber zu den aus diesem Widerspruch hervorgehenden unzähligen Missurteilen und Unklarheiten hat man nicht in dem bedenklichen Satze „gleiches Recht für alle“, der die notwendigen Unterscheidungen zwischen den stärkeren und schwächeren, den tieferen und flüchtigeren Talenten mehr aufzuheben scheint, als wirklich aufheben will, als in der einseitigen und mit Hartnäckigkeit festgehaltenen Bevorzugung der jungdeutschen und verwandten Tendenzlitteratur des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts zu suchen. Diese mit der eignen dichterischen Jugend und den frühesten Eindrücken des Verfassers zusammenhängende Vorliebe gibt der Deutschen Nationallitteratur G.s ihren Januskopf. Zugunsten jener Litteratur hatte sich G. gegen die Romantik und die Nachzügler der Klassizität gestellt, zu ihren Gunsten befehdet er die spätere Entwicklung der deutschen Poesie, die von der Rhetorik auf das Leben, von der Reflexion auf die Unmittelbarkeit der poetischen Darstellung zurückzukommen suchte. Als ob es nicht genug wäre, an der Apotheose, die der Litterarhistoriker noch heute für die leblosesten und ungeniessbarsten belletristisch-publizistischen Zwitterwerke des „jungen Deutschland“ zum besten gibt und die kaum verhohlene Abneigung, mit der er jede ursprüngliche Lebenswiedergabe als geistlosen und platten Realismus verdächtigt, hat er in einem neueingeschobenen Kapitel „Die Herolde und Doktrinäre des jüngsten Deutschlands“ noch einmal für nötig erachtet, die alten Behauptungen zu wiederholen. „Die politische Lyrik war von Ideen, vom hohen Schwung der Begeisterung getragen und eine künftige Zeit wird das beste an ihr mehr zu würdigen wissen, als unsere Gegenwart. Die politische Lyrik war aus dem Geiste der Zeit herausgeboren und wahrte den künstlerischen Adel der Form, sie entsprach also den Ansprüchen, die man an das moderne Ideal der Dichtung stellen muss. Gleichzeitig aber hatte, der reformatorischen Richtung der Zeit gemäss, die junge dem modernen Geiste huldigende Richtung sich der Bühne zugewendet und dieselbe für ihre Tendenzen zu erobern gesucht. Diese Dramen hatten entweder moderne gesellschaftliche Konflikte oder sie vertraten die politische und religiöse Freiheit, es war die dramatische Dichtung, wie sie die damalige Epoche verlangte, wie sie überhaupt für unsere Zeit berechtigt ist. Es mochten viele Augenblicksbilder der Tendenz darunter sein, die rasch wieder verblassten: aber im ganzen lenkte die dramatische Dichtung damals in das rechte Fahrwasser ein; sie spiegelte wieder, was die Geister und Gemüter bewegte, und zwar in einer nicht grossen Mustern nachgeahmten Darstellungsweise, sondern in einer Form, welche der selbständigen Eigenart dieser Dichtung entsprang.“ Bei dieser Grundanschauung kann es uns nicht Wunder nehmen, dass G.s Nationallitteratur selbst die traurig verworrenen Auslassungen des Gutzkowschen „Dionysius Longinus“ als ein Vermächtnis an die deutsche Litteratur betrachtet. Und wenn die Schätzung des tendenziösen Idealismus der dreissiger bis fünfziger Jahre des Jahrhunderts, als des Höhepunktes der deutschen Litteratur eben auch eine Anschauung, ein Standpunkt genannt werden mag, so kommt der Geschichtschreiber alsbald in den Fall, jenem Idealismus Naturen und künstlerische Potenzen hinzuzurechnen, die mit ihm nicht das geringste gemein haben. Weder Hebbel, noch Paul Heyse gehören ihm an und stehen eben, so grundverschieden sie sonst sind, dem von G. verworfenen Realismus weit näher, als der Dicht- und Darstellungsweise derer, die G. „die Ritter vom Geiste“ nennt. Bei der hochgradigen Gleichgültigkeit des Vorkämpfers eines „magniloquenten“ Pathos und einer geistreichen Reflexion, die auf das Vorhandensein der geistigen Strömungen hinweist, statt sie zu gestalten, bei der Geringschätzung gegen das warme und unmittelbare poetische Leben wird die Erbitterung verständlich, mit der G. die grossen Realisten, „die damals (zur Zeit Auerbachs und Freytags!) fast gar kein Publikum fanden und erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts gleichsam entdeckt

wurden, in ihre vermeinten Schranken weist. Otto Ludwig ist ihm ein Nachfolger Hebbels, aber nicht an diesen heranreichend, doch „weder er noch der liebenswürdige Schweizer Lyriker und Novellist Gottfried Keller, noch auch der ‚schottische Balladendichter Fontane, der ihnen angereiht wurde, nachdem er in einigen Berliner und brandenburgischen Romanen sich als ein Erzähler von feinem Humor und scharfer Beobachtungsgabe bewährt hatte', spielten in den Jahrzehnten, in denen sie auftraten, nicht entfernt eine führende Rolle und auch heute muss man ihnen trotz der ephemeren Schilderhebungen durch einige Kathedermänner das Recht absprechen, zu den führenden Geistern der Nation gezählt zu werden." Lässt man wie billig den vieldeutigen Ausdruck „geistige Führer der Nation" auf sich beruhen und betont einfach, dass es sich in der Geschichte und Kritik der poetischen Litteratur — und das ist und bleibt denn doch die Nationallitteratur in erster Linie — vor allem um dichterische Kräfte, um künstlerische Begabungen und Eigenschaften, um den Drang und das Vermögen, sich mit der Welt und dem Leben erfassend und gestaltend auseinander zu setzen, handelt, so erscheint der Massstab, den G. an diese und andere ihm unsympathische Erscheinungen legt, als ein bedenklich unzulänglicher und unzuverlässiger. Den Erfolg sollte und müsste ein unbefangener Beurteiler litterarischer Schöpfungen unter allen Umständen beiseite lassen, weil er sonst noch heute in den Fall kommen könnte, Zacharias Werner und Ad. Müllner, die unzweifelhaft ganz andere Erfolge gehabt haben als Heinrich von Kleist, weit über diesen hinauszusetzen. Gottschall schrickt freilich weder vor der Annahme zurück, dass Werner „nächst Schiller und vielleicht auch Grabbe von allen deutschen Dichtern am meisten für die geschichtliche Tragödie organisiert war, weil in ihm der Sinn für geschichtliche Grösse lebte" und wirft Kleist vor, dass er seinen menschlich fühlenden Heroen jedes Piedestal der Grösse unter den Füssen fortziehe. „Der Unglaube an das sittliche Ideal war in der romantischen Schule zu tief gewurzelt, um nicht eine Schwächlichkeit der Gesinnung hervorzurufen, an welcher auch Kleists Dichtungen kranken." Aber am letzten Ende weiss er doch, wie hoch trotz des bei Lebzeiten ausgebliebenen Erfolgs, Genie und künstlerische Gestaltungskraft Kleists über den Schicksalstragöden stehen. Eine wie zweischneidige Waffe es ist, den Mangel des Massenerfolgs und Augenblickserfolgs gegen Talente und Werke anzuwenden, sollte der Litterarhistoriker auch auf seinem besonderen Standpunkte nicht vergessen. Es berührt ihn schmerzlich, dass Freytags Roman „Soll und Haben", den er ein harmloses Werk nennt, einen „Erfolg" hatte, der denjenigen der „Ritter vom Geiste" tief in den Schatten stellte, er kann nicht entschieden genug seine Geringschätzung der Butzenscheibenpoesie und des archäologischen Romans ausdrücken. „Nicht bloss die Romane aus alter deutscher Geschichte, sondern auch solche, die bei entlegenen Kulturvölkern spielen, wurden auf einmal von den Lesern verschlungen und in der Zeit, als der Stern der deutschen Politik im Zenith stand, als Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke des Jahrhunderts grösste Ruhmestaten vollbracht, da las man in Deutschland nichts lieber als altägyptische Romane, denen sich später altrömische anschlossen." Es ist ganz richtig, dass dieser Modeerfolg nicht die geringste Bedeutung für die grosse innere Entwicklung der Dichtung hat, in der bleibende Werke empfangen und geboren werden, aber es ist so bedenklich als geschmacklos, Dichtern, die diesen Zeitgeschmack in keiner Weise gehuldigt haben, ihre Erfolglosigkeit vorzuwerfen und Beurteiler, die die lebendigen schöpferischen Kräfte von den Modeschriftstellern unterschieden haben, „aufdringliche Kanonisationen" vorzuwerfen. Der Kern dieses Widerspruchs ist immer wieder der, dass dem Litterarhistoriker, die realistische Dichtung als „Abfall von allen Grundsätzen jener modernen Litteraturbewegung" erscheint, die sich (in Gutzkow und Herwegh!) so verheissungsvoll angekündigt hatte. Auf diese Einseitigkeit, die durch den redlichen Willen G.s, einer ganzen Folge von kleineren Talenten gerecht zu werden, nicht wettgemacht wird, ist auch das bedenkliche Durcheinander der Darstellung zurückzuführen, das G. Roethe einmal schon mit dem Wort charakterisiert hat, dass diese Art historischer Darstellung von dem dritten punischen Kriege vor dem ersten erzähle. Das moderne Drama von 1830 bis zum Ende des Jahrhunderts wird noch immer eingeteilt in die vier Rubriken des „originellen Kraftdramas", der „deklamatorischen Jambentragödie", des „regenerierten Bühnendramas" und des „bürgerlichen Schau- und Lustspiels". Wie Otto Ludwig zwischen Griepenkerl und J. L. Klein einerseits und zwischen Elise Schmidt und Albert Dulk andererseits eingeklemmt wird, wie ein halbpoetischer Tendenzrhetoriker gleich Robert Griepenkerl unter die Kraftdramatiker gerät, Paul Heyse, dessen bedeutendste Dramen „Hadrian" und „Alkibiades" durchaus subjektiv belebte nichts weniger als deklamatorische Dramen sind, dessen erfolgreichstes Stück „Hans Lange" in holzschnittartiger Prosa geschrieben ist, zur Ehre kommt, als Epigone Raupachs, Auffenbergs und Halms zu figurieren, wie umgekehrt Felix Dahn, Hermann Lingg oder gar die rein rhetorischen Dramen von Murad Effendi unter das regenerierte Bühnendrama eingereiht werden können, entzieht sich

auch auf dem Standpunkt des Verfassers unserm Urteil. Seine eignen Dramen gehören ganz gewiss nicht minder unter die Rubrik der deklamatorischen Jambentragödie. Doch das sind abweichende Urteile des einzelnen. Was aber ein allseitig empfundener Übelstand des umfangreichen Werkes bleibt, ist der Rückfall in die alte Manier, die Drama, Epik, Lyrik, Roman, Novelle, kurz alle Kunstformen scheidend, das Charakterbild der einzelnen Dichter willkürlich trennt oder doch nur zufällig beieinander lässt. Wenn bei Hebbel die lyrischen und epischen Dichtungen in die Charakteristik des Kraftdramatikers einbezogen werden, muss man sich Gutzkow musivisch aus drei Abhandlungen über seine erste halbpublizistische Periode, über den Dramatiker und den Romanschriftsteller zusammensetzen. Und noch verhängnisvoller ist die zur Methode erhobene Manier G.s, die hervorragendsten und eigentümlichsten schöpferischen Naturen mit dem Heer der Nachahmer und selbst der litterarischen Industriellen in eine Reihe zu setzen, ja sie zwischen die untergeordnetsten Leistungen einzugliedern. Der Verfasser scheint zu meinen, da der in seinem Sinne moderne Genius seit mehr als einem Menschenalter umsonst auf sich warten lasse, lohne es im übrigen nicht der Mühe, feinere Unterschiede zu machen, und schon durch die Gruppierung den Abstand zwischen selbständiger dichterischer Kraft und akademischer Nachahmung, zwischen poetischer Kunst und schöngeistiger Industrie besonders hervorzuheben. Man muss aber doch Verwahrung dagegen einlegen, dass Hamerlings „Aspasia“ zwischen Ernst Ecksteins römischen Romanen und den Memoirenromanen einer Luise Mühlbach eingereiht, wenn auch natürlich mit grösserer Anerkennung besprochen wird, dass Paul Lindaus Berliner Romane ihren Platz zwischen Jensen und Wilhelm Jordan erhalten, dass Marie von Ebner-Eschenbach zwischen Ossip Schubin und Bertha von Suttner erscheint; auch ist es kaum gerecht, wenn ganz willkürlich das beste eines Autors kaum dem Titel nach erwähnt wird, wie bei K. E. Franzos, dessen bedeutendstes Werk der „Kampf ums Recht“ nur in einer Anmerkung genannt wird. Der Verfasser ist in diesen Teilen seines Buches allzusehr bemüht, alle Namen aufzuzählen, die sich mit Recht oder Unrecht auf dem Felde der Litteratur bewährt oder versucht haben, und verwischt damit die Wirkungen eines vielfach geistvollen oder scharfsinnigen Urteils. Indessen die Moderne erscheint dem Litterarhistoriker in einem Auflösungsprozess begriffen, der aus der Reihe sich ablösender Programme mit entsprechenden Stichwörtern und den neuesten dichterischen Erzeugnissen hervorgeht. „Zuerst begeisterte Heroldsrufe, dann die starre Formel des Naturalismus, dann die Überwindung desselben und das Hineintasten in eine Zukunft, aus deren Verschleierungen nur noch sehr unklare Ideale empordämmern — alles kommt zu Wort bei den Sprechern und Aposteln der Moderne, eines in allen Farben spielenden Ungetüms, eines Proteus, den keiner festzuhalten vermag in einer bestimmten Gestalt.“ Aus den widerspruchsvollen Losungen der Führer, aus den in neuer Einkleidung altbürgerlichen Komödien und altromantischen Märchenspielen der poetischen Hauptmänner ergibt sich für ihn „ein Bild der litterarischen Anarchie“. Inwiefern diese Anarchie Resultat der realistischen Dichtung und ihrer kritischen und ästhetischen Vertretung sein soll, lässt G. uns nicht erfahren — man müsste denn das tertium comparationis in der Erscheinung und der späten Anerkennung Th. Fontanes finden — wohl aber empfiehlt er auch hier wieder das alte Rezept der Rückkehr nicht zur Natur, nicht ins Leben, sondern zur Tendenzlitteratur der dreissiger und vierziger Jahre. Am Schluss seiner Darstellung der jüngstdeutschen Dramatik sagt er: „an poetischem Sinn fehlt es allen diesen Erzeugnissen nicht; doch die wahrhaft moderne Bühne der Gegenwart hat von solchen Experimenten nichts zu erwarten, und wenn die Revolution in der Litteratur so wenig dauerndes geschaffen und wieder in die Bahnen der litterarischen Reaktion einlenkt, so muss man auf neue Kräfte hoffen, welche nicht diese Abart des Modernen, sondern das Moderne im Geiste der Zeit pflegen und es zeigt sich schon jetzt, dass viele Alte moderner sind als die Jungen.“ Allgemein genommen ist der Satz unbestreitbar richtig, aber im Geiste des ganzen G.schen Werkes bedeutet er die beständig wiederkehrende Apotheose einer rhetorischen Tendenzkunst, die von dem Reichtum der Welt, der Fülle, Mannigfaltigkeit und Tiefe des Menschendaseins, ja auch nur von der Ursprünglichkeit, Wärme und unerschöpflichen Kraft des Lebens im eigenen Volke einen dürftigen, von der politischen Stimmung und der Mode des Augenblicks bestimmten Teil, als alleinigen Stoff der lebendigen Dichtung betrachtete und eben darum nur eine beschränkte und kurzwährende Nachwirkung haben konnte. — Auch die in zweiter Bearbeitung vorliegende „Geschichte der deutschen Litteratur von Goethes Tod bis zur Gegenwart“ von Heinze **(3819)** (vgl. JBL. 1890 IV 1:2) hat sich durch eine Einleitung über die deutsche Litteratur von 1800—32 zu einer vollständigen Geschichte der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts erweitert. Ihre Ausführung hat den Vorzug, dass sie die Dichter und Schriftsteller als Gesamtpersönlichkeiten beieinander lässt, ihre Anordnung aber entbehrt jeder Bestimmtheit, Schärfe und Klarheit und ihre

Urteile sind im allgemeinen mehr wohlwollend, als wohlbegründet. — Die in früheren Jahresberichten mehrfach erwähnte Karl Barthelsche „Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit" (3814), deren Neubearbeitung in der zehnten Auflage Max Vorberg übernommen hatte, ist, wenn auch unter erheblichen Schwierigkeiten, nach einer Reihe von Jahren zum Abschluss gekommen. Der Herausgeber starb im Dezember 1900 und die Fortführung und Vollendung wurde von Guido Burkhardt besorgt, der in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, dass durch diese Mitwirkung dreier Verfasser etwas Zerstückeltes, Unebenmässiges, Unfertiges in das Buch hineingekommen sei, und die Lücken und gelegentlichen Wiederholungen zu entschuldigen bittet. Die Wahrheit zu sagen, war das in den ersten fünfziger Jahren und unter den Einwirkungen eines kurzsichtigen und engbrüstigen Konservativismus, der der konservativen Sache mehr geschadet hat, als ihre schlimmsten und bittersten Gegner, zustande gekommene Buch des frommen Karl Barthel einer Erneuerung von Grund aus nicht fähig. Das gebildete christliche deutsche Haus mag eines Buches bedürfen, das die Dichterwerke unseres Volkes nicht ausschliesslich unter ästhetisch-künstlerischem Gesichtspunkt betrachtet und niemand bestreitet dem Herausgeber, dass der christliche und sittlich-religiöse Gesichtspunkt neben dem litterarischen im engeren Sinne sein Recht habe. Der alte Lessingschüler J. J. Engel hat vor mehr als einem Jahrhundert ganz treffend gesagt, dass die Führung eines Krieges freilich nur nach militärischen und strategischen Massstäben beurteilt werden dürfe, dass aber darüber hinaus die Frage nach den Beweggründen und den Zielen auch des glänzendsten und sieghaftesten Feldzugs zu erörtern bliebe. Die Gefahr liegt immer nur darin, dass die beiden Gesichtspunkte vermischt, die beiden Massstäbe miteinander verwechselt werden. Und dieser Gefahr war eine Darstellung, wie die von Karl Barthel, die im Jahre 1852 die Zukunft der deutschen Dichtung an Geibel und Oskar von Redwitz gebunden sah, nicht entgangen. Beide Neubearbeiter, V. wie B., haben sich redlich bemüht, eine bessere Grundlage zu gewinnen. In dieser Beziehung ist eine Stelle des letzten Kapitels höchst charakteristisch und durchaus typisch für die Bemühungen beider Herausgeber und den Geist, in dem sie ihre schwierige Aufgabe zu lösen suchen. Auf S. 1108 wird mit vollkommenem Verständnis dessen, worauf es ankommt, Marie von Ebner-Eschenbach als „die Fürstin unter unseren dichtenden und erzählenden Frauen der Gegenwart" gefeiert und von ihren Novellen aus Spätherbsttagen gesagt: „Wir können beim Lesen dieser Skizzen noch einmal mit stiller Freude den poetischen Duft geniessen, der über allen ihren Werken liegt, wie wir am stillen heitern Sommerabend, während des Himmels Rot verglüht, die zarten und doch starken Düfte unserer Gärten, Wiesen und Wälder beseeligt einatmen." „Aber," heisst es weiter, „ein Wort leiser Klage muss doch auch hier noch eine Statt haben. Warum müssen gerade die besten Romane unserer Frauenwelt, gerade die, in denen die Kunst ihre schönsten Blüten entfaltet, dem was als Tiefstes und Heiligstes die Menschenseele durchgeht und sie aus Schuld und Sünde emporhebt in den reinen und heiteren Frieden des Gottesreiches, dem christlichen Glauben so fern bleiben? Die, welche solchen Glauben im eigenen Herzen tragen und ihn gern als die schaffende Kraft im Menschenleben darstellen möchten, haben die dazu nötige dichterische Befähigung nicht, und die, welche die Fähigkeit und die Kraft dazu im hohen Masse haben, kennen das höchste Gut des Menschen nicht." Wirkt es befremdend, dass diese Klage gerade der Dichterin der mächtigen Erzählung „Glaubenslos" gegenüber angestimmt wird, so erscheint sie doch vom Standpunkt der Herausgeber aus vollberechtigt. Nur ist es unvermeidlich, dass ein Zwiespalt durch die Grundempfindung des Buches hindurchgeht, dem der gesinnungstüchtige erste Verfasser, freilich auf Kosten seines ästhetischen Verständnisses und der Anschauung seiner Leser, glücklich ausgewichen war. Der Vollender des ganzen Buches B. versucht in den letzten Kapiteln mancherlei selbständige Gruppierungen und lässt es an Entschiedenheit gewisser Einzelurteile nicht fehlen. Der modernen Novelle spricht er eine Bedeutung zu, die über den Vergleich mit der früheren Novellistik erhaben sei. „Sowohl an Umfang als an innerem Wert ist dieser Zweig der Litteratur ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit." Als das Siebengestirn von Meistern der Novelle erscheinen ihm Viktor von Strauss und Torney, H. W. Riehl, Gottfried Keller, Paul Heyse, Theodor Storm, Adolf Stern, Conrad Ferdinand Meyer. „Diese sieben Dichter bilden zusammen eine geschlossene Gruppe, die in ihrer reinen Kunstvollendung hoch erhaben dasteht und die von der übrigen Menge der erzählenden Darsteller gerade auf dem speziellen Gebiet der Novelle nicht erreicht wird." Der Kritiker kann um so sicherer sein, hier vielseitigem Widerspruch zu begegnen, als er tatsächlich die novellistischen Produktionen Ad. Wilbrandts zu gering wertet, Hans Hoffmann ganz beiseite lässt. Auf alle Fälle bedarf die nunmehr vollständige Barthelsche „Nationallitteratur" in ihrer elften Auflage einer neuen Ueberarbeitung, Ausgleichung und Ergänzung. —

Unter den ausschliesslich der neuesten Litteratur, speziell der Moderne

geltenden Essaysammlungen beansprucht vor allem Conrads (3845) Buch „Von Emil Zola bis Gerhart Hauptmann“, das sich im Untertitel als Erinnerungen zur Geschichte der Moderne bezeichnet, Beachtung. Der Verfasser verflicht seine persönlichen Erinnerungen mit Erörterungen allgemeiner litterarischer und künstlerischer Art. Wie schon die Inhaltsübersichten der Abschnitte, denen ein Widmungsbrief an Hermann Allmers vorausgeht, erweisen, handelt es sich um ein erneutes Bekenntnis zu den alten Grössen, für die Conrads Kampflust seit einem Vierteljahrhundert fort und fort einstand und um einen Protest gegen die Losungen „Los von Zola! Los von Hauptmann“. „Los von Zola!“ schrie man in Frankreich, „Los von Hauptmann!“ schreit man in Deutschland. „Die also schreien verkennen das Wesen des Kunstmenschen. Jeder schafft sein Werk. Jeder stellt seine Werte hin. Warum los vom Werk- und Wertschaffenden? Wer ist denn an sie gebunden, wenn er eigene Werke und Werte zu geben hat? Kein schöpferischer Mensch ist dem anderen im Wege. Kein Selbsteigener wird von dem anderen Selbsteigenen in seiner Existenz bedroht. Wozu also das Losgeschrei auf einem Gebiete, das das freieste ist auf Erden?“ Ob C. hierbei tatsächlich überhört oder überhören will, dass das „Los-Geschrei“ nicht den schöpferischen Grössen, sondern der blöden einseitigen Nachahmung, der fanatisch proklamierten Mustergültigkeit des Experimentalromans und des Milieuschauspiels galt, kann man dahingestellt sein lassen. Die sechzehn Abschnitte seines Buches betiteln sich: „Mit Friedrich Nietzsche unter einem Dache in Sorrent“, „Ketzereien über die Zeitlosigkeit der Echten und Grossen“, „Vom Pulvergeruch“, „Richard Wagner und die deutschen Kulturträume,“ „Mit Emile Zola auf dem Wege von Neapel nach Paris. Die Dreifaltigkeit Wagner-Nietzsche-Zola“, „Zola und die anderen. Viktor Hugo“, „Zolas Erscheinung in der deutschen Publizistik. Hofrat Dr. Rudolf von Gottschall“, „Der Glaube an Paris. Abstecher nach München“, „Vorspiele. Die Jungen“, „Mit und gegen Max Nordau. Die ersten Sturmvögel. Uebersiedlung nach München. Schriftstellertag in Darmstadt. Bayreuth. Liliencrons Adjutantenritte“, „Die Gesellschaft als Dokument der Revolution in der Litteratur. Karl Bleibtreu. Oskar Welten. Holz und Schlaf. Gerhart Hauptmann“, „Dorfidyll. Nietzsches Tod“, „Eine Traumpredigt über Nietzsche“, „Hermann Bahr: Oesterreichisch ist Trumpf“, „Heimatkunst. Ausflug in die Architektur. Gabriel Seidl. Hans Eduard von Berlepsch“, „Die Darmstädter Künstlerkolonie. In Schönheit leben. Olbrich“, „Rückschau. Für und gegen Hauptmann. Zola an der Jahrhundertwende. Schlussbrief an Arnaldo Cervosato in Rom.“ Man sieht leicht, wo die allgemeinen Darlegungen sich mit den persönlichen Erinnerungen des Verfassers verbinden. —

Durchaus persönliche Erinnerungen, die sich freilich zu einer zum Teil sehr herben Kritik seiner Mitstrebenden gestalten, bieten J. Schlafs (3849) „Anfänge der neuen Litteraturbewegung“ in drei Aufsätzen des Zeitgeists, interessante Beiträge zur Geschichte des Krieges aller gegen alle. Die ersten Anfänge der Moderne verlegt Sch. in einen Magdeburger Schülerklub, dem er und Hermann Conradi angehörten. — Objektiver sucht Kralik (3850) in Anknüfung an Karl Lamprechts Ergänzungsband zu seiner deutschen Geschichte „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“ die moderne Kunst- und Litteraturbewegung zusammenfassend darzustellen. Das Resultat ist aber auch hier wieder ein subjektives Programm, das einer grossen nationalen und religiösen, einer positiven, das ganze Leben ergreifenden katholischen Kunst. „Eine auf gläubiger Weltanschaung, auf der positiven Kirche unbedingt beruhende Kunst, die das ganze Leben beherrscht und durchleuchtet.“ Kralik schrickt weder vor der Konsequenz, dass dann eigentlich Calderon der letzte grosse vorbildliche Dichter der Weltlitteratur, noch vor dem Vergleich mit Friedrich Schlegels Litteraturanschauung zurück. „Nur durch spielerischen Leichtsinn, durch ungenügende Fundierung des damaligen Notbaus hat die romantische Bewegung wieder die Führung verloren. Es fehlte der Ernst, die Konsequenz, die nachhaltige Arbeit.“ — Die „Frau in der deutschen Dichtung“ unter der natürlich vor allem die moderne Frau verstanden wird, sucht Gabriele Reuter (2561) in kurzen Charakteristiken der Ebner-Eschenbach, Ossip Schubins, Emil Marriots, Hedwig Dohms, Helene Böhlaus, Anna Ritters, Klara Viebigs, Marie Madeleines, Anna Croissant-Rusts, Elsa Bernsteins, Isolde Kurz', Carmen Sylvas und Eugenie delle Grazies zu preisen, endet aber mit dem Geständnis, dass „die Götterjungfrau mit der Krone des Genius, die mit sicheren Schritten und klingendem Saitenspiel neue Bahnen wandelt, uns neue Gedanken und neue Ziele gibt“, noch nicht erschienen sei. —

Die Beiträge zur lokalen Litteraturgeschichte waren nicht allzu zahlreich. John (3886) behandelt den „Böhmerwald in Litteratur und Kunst“, weist darauf zurück, dass Schiller den Schauplatz seiner „Räuber“ und C. M. von Weber und Kind den ihres „Freischütz“ in den Böhmerwald verlegt haben, nennt aber als die eigentlichen Entdecker und Darsteller der Landschaft und ihrer Menschen Adalbert Stifter, Josef Rank, Josef Messner und Johann Peter, denen sich eine

Gruppe von jüngeren Heimatschilderern und Künstlern (Wilib. Böhm, Paul Messner, Gangl, Vogel, Schott) angeschlossen haben. Hier hätte Maximilian Schmidt, dessen Romane und Erzählungen im benachbarten, landschaftlich vom eigentlichen Böhmerwald kaum zu trennenden Bayerwald spielen, mit genannt werden dürfen. — Unter der Ueberschrift „Im nordischen Weimar" schildert Lee (3895) einen Besuch in Eutin, mit den entsprechenden Erinnerungen an Johann Heinrich Voss, an Friedrich Leopold und Agnes zu Stolberg, an Webers Geburtshaus und das dörfliche Pfarrhaus, dem das Idyll „Luise" entstammt ist. — Das thüringische Weimar, obschon viel reicher gesegnet als das nordische, will sich offenbar nicht mit den Erinnerungen begnügen und die von Wachler (3910) unter Mitwirkung von Max Bittrich, Hermann Friedrich, Richard von Kralik, Fritz Lienhard, Maurice von Stern, Ernst von Wildenbruch, Hans von Wolzogen herausgegebene Flugschrift „Wie kann Weimar zu einer neuen litterarischen Blüte gelangen?" ist ein Zeugnis dafür. Die Antwort würde sehr einfach lauten: sobald es wieder hervorragende poetische und litterarische Kräfte hat, die nicht Goethe und Schiller zu sein brauchen, und Grossherzog Karl Alexander hatte mit seinen vergeblichen Bemühungen Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Paul Heyse J. V. Scheffel u. a. zur Niederlassung in Weimar zu bewegen, sich die gleiche Antwort schon gegeben. Die Verfasser der vorliegenden Schrift täuschen sich nicht darüber, dass alles „was die Heranziehung von Dichtern nach Weimar betrifft, der organischen Entwicklung überlassen bleiben muss", aber sie glauben und hoffen, dass durch Wartburgspiele, Pflege einer besonderen thüringischen Heimatkunst, durch litterarischen Aufschwung der Weimarer Bühne, auf welcher „die besten unserer Dichter unbeschadet ihrer Tendenz" zu Wort kommen sollen, durch Gründung einer Zeitschrift, die „ein getreuer Spiegel der deutschen Renaissancebewegung wäre" Weimar zu neuem unmittelbar künstlerischen Leben erweckt werden könnte. Sie knüpfen vielfach an die „Los von Berlin-"Bewegung an, übersehen oder unterschätzen aber jedenfalls das geradezu ungeheure Gewicht, das die zum blossen Objekt wissenschaftlicher Forschung, zur meist unbewussten Gegnerin alles unmittelbaren schöpferischen Lebens gewordene klassische Ueberlieferung (deren Pflege doch Pflicht bleibt) für Weimar geworden ist. —

Briefwechsel, Tagebücher, Memoiren.

(IV, 1b = N. 3927-4162.)

Arthur Eloesser.

An der Spitze der Briefpublikationen, die sich auf politische Persönlichkeiten und Ereignisse beziehen, steht wie immer nach Umfang und Bedeutung die unter den Auspizien der Berliner Akademie herausgegebene Politische Korrespondenz Friedrichs des Grossen (3927), die mit ihrem 27. Bande bereits zu dem achtzehnten Tausend ihrer höchst verschiedenartigen Stücke angeschwollen ist: Offizielle Handschreiben an die europäischen Souveräne, Instruktionen für die Minister, Geheime Mémoires, Vertrauliche Mitteilungen und Familienbriefe an die fürstlichen Verwandten, die von dem grossen Könige beraten, aber auch überwacht werden. Der letzte Band bezieht sich auf das Jahr 1768. Friedrichs Kabinett war, obgleich er sich seiner Gesandten höchstens als Handlanger bediente, das bestunterrichtete in ganz Europa, und in diesen Briefen verbreitet sich seine Aufmerksamkeit, für die es nichts Unwichtiges gibt, auf alle europäischen und auch aussereuropäischen Länder von den deutschen Kleinstaaten zur Türkei und Portugal, zu den nordischen, westlichen Staaten und den amerikanischen Kolonien, deren Abfall er in einem prophetischen Wort vorhersagt, wenn England in seiner Unterdrückungspolitik beharren solle. Nach dem siebenjährigen Kriege befindet sich Preussen in einer für Jahrhunderte gegebenen historischen Lage, mit der sich auch Bismarck in seinem politischen Vermächtnis abfindet. Der neue Grossstaat muss sich mit diplomatischer Balancierkunst auf der Mitte zwischen den zentrifugalen Mächten Europas, Russland und England, halten. In diesen Briefen von 1768 neigt der König persönlich mehr zu Russland als der zuverlässigeren Macht nach der Enttäuschung über die Haltung Englands im siebenjährigen Kriege. „Nach den Verrätereien, die ich gegen das Ende des letzten Krieges von seiner Seite erfahren habe, werde ich sicher weder sein Geld noch seine Freundschaft suchen und ich

bin vielmehr entschlossen, in kein Bündnis mehr mit ihm einzutreten." Allerdings liess er sich auch durch die guten Beziehungen zu Russland nicht verleiten, die gewünschte Hilfe gegen die Türken zu gewähren, und die sonst sehr vorsichtig behandelte Katharina II. wurde darüber nicht im unklaren gelassen. Namentlich in den Briefen an verwandte und befreundete Souveräne werden philosophische und litterarische Betrachtungen eingestreut; so findet sich in einem Schreiben an die Königin von Schweden das berühmte Urteil über seinen früheren, in Europa vorzeitig tot gesagten Freund: „Voltaire aurait été parfait, si son âme n'avait pas été perverse." — In Frankreich ist das historische und menschliche Interesse an Friedrich dem Grossen nie erloschen. An der Hand der Korrespondenz widmet ihm Paul-Dubois eine feine psychologische Studie, die sich in zwei Teilen mit dem Politiker und dem Menschen beschäftigt (3928). Der König gilt ihm als die komplizierteste Figur des 18. Jahrhunderts, brutal und liebenswürdig, egoistisch und empfindsam, optimistisch und pessimistisch, stoisch und cynisch. Der Franzose polemisiert gegen die einseitige Auffassung von Lavisse, der in Friedrich nichts als einen kalten Geist sah, ein Vernunftwesen von absoluter Selbstbeherrschung, ohne Leidenschaften und Vorurteile, unaufrichtig gegen alle, aufrichtig nur gegen sich selbst. D. legt die Elemente auseinander, die dieses rätselhafte Wesen bildeten, er legt sie wieder zusammen, und seine Synthese lautet: preussische Rasse und französische Geisteskultur. Er besass die Bildung, die Humanität und Delikatesse der besten französischen Gesellschaft seiner Zeit, ohne ihrer philosophischen Abstraktionssucht zu verfallen; er war eine Wirklichkeit, wie Carlyle sagt, und darum dieser Gesellschaft überlegen. Philosoph wurde er auch, aber die Quelle seiner Taten war der ungestüme Impetus des Willensmenschen, das Instinktleben seiner Rasse und die grosse Erbschaft der Traditionen seiner Vorfahren. — Den von Poschinger herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Ministers von Manteuffel sind nun drei weitere Bände gefolgt, die sich mit ihren bisher unveröffentlichten Dokumenten auf Preussens auswärtige Politik in den Jahren 1850—58 beziehen (3946). Sie bringen für den Historiker unentbehrliches Material, wenn sie sich auch nicht um eine anziehende politische Persönlichkeit konzentrieren. Der Herausgeber versucht den Mann von Olmütz zu entlasten, den man überhaupt jetzt nachsichtiger zu beurteilen beginnt, aber er geht in seinen apologetischen Bestrebungen zu weit, wenn er ihm eine Rolle vor Bismarck zuweist, wie Friedrich Wilhelm I. vor Friedrich dem Grossen. Es ist ein Unterschied, ob man für das kommende Geschlecht den Sieg bewusst vorbereitet oder ob man die Gelegenheiten verpasst. Am aussichtsvollsten ist noch die Entlastung der äusseren Politik Manteuffels durch die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV., unter dem ein zusammenhängendes und konsequentes System der Diplomatie überhaupt nicht möglich war. Der König pflegte über die Köpfe seiner Gesandten weg eine impulsive Privatpolitik, und diese, die erst unter Bismarck einschwenken lernten „wie die Unteroffiziere," divergierten in den verschiedensten Tendenzen, die je nach Neigung und Beeinflussung Russland, England oder Oesterreich, am wenigsten Preussen günstig waren. P. lobt das edle, gefühlvolle Herz des Königs, mit dem man immerhin nicht regieren kann, und in dem für recht viel Unzuverlässigkeit Platz war. Die brieflichen Aeusserungen Friedrich Wilhelms haben alle die gefährliche Farbe momentaner Stimmungen, ganz im Gegensatz zu den fassbaren, sachlichen Erklärungen des Prinzen von Preussen, der nicht nur konsequent denkt, sondern auch gegen Manteuffel betont, dass das Handeln eines Staates konsequent aussehen muss. Die drei Bände, in denen hinter Manteuffel die dem Könige nächst stehenden Politiker, Gerlach, Prokesch-Osten, Bunsen, Hatzfeld zu Worte kommen, behandeln in der Hauptsache die Olmützer Zeit, die Krisis des deutschen Zollvereins, die Wiederaufrichtung des Kaisertums in Frankreich und die orientalische Verwicklung bis zu der Verabschiedung des Ministerpräsidenten. Der Hauptwert des Buches, auf den der verdienstvolle Herausgeber mit vollem Recht Anspruch macht, besteht in der bisher unveröffentlichten Privatkorrespondenz Manteuffels mit den preussischen Gesandten, mit deutschen und ausserdeutschen Staatsmännern und einflussreichen Persönlichkeiten aller Art. Diese Privatkorrespondenz führt besser durch die damalige preussische Politik als die gleichzeitigen amtlichen Berichte, weil sie weniger offizielle Rücksichten zu nehmen hat, und die Charakteristik von Personen und Verhältnissen nicht im Kurialstil zu erstarren braucht. — Gleich nach der Entlassung Manteuffels, da der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich auszubrechen droht und Preussen sich über die Frage der Teilnahme zu entscheiden hat, setzt der vierte Teil von Moltkes militärischer Korrespondenz (3948) ein, der von dem Jahre 1859 ganz ausgefüllt wird. Moltke legt in Berichten an den Prinzregenten und den Kriegsminister Bonin die Mobilmachungspläne vor, er berechnet auf sehr detaillierten Tabellen die Kriegsstärke Preussens und der anderen europäischen Staaten, wobei auch die Schweiz, Holland und Belgien nicht übergangen werden; er entwirft je nach der politischen Konstellation verschiedene Angriffspläne gegen Frank-

reich und er sucht für jede Möglichkeit eine Lösung zu finden. Diese ganz unpersönlichen Mémoires und Vorträge, denen im Anhang der Entwurf zu einem Kriege mit Frankreich des Generals Clausewitz von 1830 beigegeben ist, gehören ganz in das Gebiet der reinen Kriegsgeschichte. Historisch bemerkenswert ist das öfters ausgedrückte Bestreben Moltkes, dem Chef des Generalstabs die Unabhängigkeit und Autorität zu sichern, die ihm vor der Reorganisation des Heeres zwischen Kriegsministerium und Militärkabinett durchaus nicht zugestanden wurde. — Weiter in die Zeit der Kriege und Siege führt uns die Volksausgabe der Briefe des Generals von Goeben (1901), die sein Biograph Zernin veranstaltet hat **(3949)**. Moltkes und Goebens Jugendschicksale zeigen parallele Linien, wenn ihre Temparamente, das des Schlachtendenkers und das des Kriegsmannes, der nicht mehr sein wollte, auch weit auseinander gehen. Wie der dänische Untertan, so optierte auch der hannöversche für Preussen, dessen Vater als grossbritannischer Major in der englisch-deutschen Legion gegen Frankreich gekämpft hatte. Auf Veranlassung des Vaters musste der junge Oberleutnant den preussischen Dienst quittieren, weil der Spielteufel ihn in der bescheidenen Garnison Prenzlau zu fest in den Klauen hatte. Goeben ging unter die Karlisten, zeichnete sich, obgleich wegen seiner Brille und seines unkriegerischen Aeusseren zuerst misstrauisch empfangen, durch abenteuerliche Tapferkeit aus und brachte es bis zum Oberstleutnant. Nach mehreren Verwundungen, Gefangennahme, Verurteilung zum Tode und glücklicher Errettung kam er wie ein Vagabund nach Hause. „Vier Jahre in Spanien" war die litterarische Frucht dieser Abenteuer. Er wurde in die preussische Armee wieder eingestellt und durfte im Jahre 1860 als militärischer Attaché dem spanisch-marokkanischen Kriege beiwohnen, diesmal allerdings bei den Truppen der Königin Christine, die er so verwegen bekämpft hatte. Die Hauptmasse seiner Briefe bezieht sich auf die drei Kriege, an denen er, zuletzt als Oberbefehlshaber einer selbständigen Armee, hervorragenden Anteil genommen hat. Er schlägt zuerst den Uebergang bei Alsen vor, er ist der Sieger von Kissingen und St. Quentin. Seine Briefe an die Frau sind die eines Soldaten, frisch und unbekümmert hingehauen, menschlich liebenswürdig und ohne die übliche Besserwisserei, mit der jeder General den nächst höheren sonst übertrumpft. Goeben ist eine grosse Intelligenz, mit sicherer Intuition begabt, aber ganz ohne Eigensinn und doktrinäre Ueberheblichkeit. Manches wünscht er auch anders, aber die Elastizität eines grossen Praktikers richtet sich immer auf die gegebenen Verhältnisse ein. „Indessen, da es so ist, nun frisch drauf los!" das ist sein Lieblingswort in den Briefen. Bei näherer Bekanntschaft wird Goeben ein interessanter Mensch, wissenschaftlich und künstlerisch gebildet, ein Mann, der die protestantischen Kirchenzeitungen verfolgt und zugleich an Geister und Vorbedeutungen glaubt, Phantast und Denker, eine volle, durch kein Reglement eingeschnürte Natur, die in ihrer Anspruchslosigkeit den eigenen Reichtum nicht sehr wichtig nimmt. Ehrgeizig war er als echter Krieger, er hatte seine frische Freude am Erfolg, aber er versuchte nicht wie andere, das Blatt, auf das ihn die Geschichte setzen würde, im voraus zu kritisieren oder zu redigieren. Nach dem Siege von St. Quentin schreibt er, dass er im nächsten Kriege kein Kommando mehr annehmen möchte. Noch misst er sich die Eigenschaften des höheren Befehlshabers zu, tatkräftige Energie, jugendfrischen Entschluss, Elastizität des Körpers und Geistes als die Grundelemente, die nicht ersetzt werden können, die den belebenden, treibenden Impuls geben. Andere scheinbar höher stehende Verstandes- und Geistesgaben sind weniger wichtig, dafür hat der Chef des Generalstabes zu sorgen. Die selbständige Führung der kleinen Nordarmee, die an Faidherbe einen würdigen Gegner fand, entsprach durchaus seinen Neigungen. Dass seine Fähigkeiten höher gingen und zur Oberleitung eines Krieges ausreichten, wussten andere besser als er selbst. Wollte doch Bismarck, wie er in den Erinnerungen schreibt, die „Spielratze" Goeben an Stelle Moltkes gesetzt sehen, wenn dieser „abgeschossen" werden sollte. —

Im Gebiete des Litterarischen Lebens sind keine überraschenden Publikationen zutage getreten. Es handelt sich im allgemeinen um vervollständigte, philologisch sicher gestellte Ausgaben unserer registrierenden Zeit, die nicht leicht ein Blättchen beschriebenen Papiers verloren gehen lässt. Von G. C. Lichtenbergs musterhaft herausgegebenen Briefen ist der zweite Band erschienen, der die Jahre 1782—89 umfasst **(3952a)**. Sie sind hauptsächlich an Dieterich, Heyne, Sömmering, Hufeland, Herschel gerichtet, beschäftigen sich mit Problemen der Physik und Chemie, mit neuen Erfindungen wie dem Blitzableiter und der Montgolfière, sie berichten von Experimenten, die durch Zeichnungen genauer erklärt werden: Beiträge zum wissenschaftlichen, nicht zum litterarischen Leben des 18. Jahrhunderts. Von grösseren Schriftstellern tritt nur G. A. Bürger auf, den Lichtenberg zur Habilitation an der Universität Göttingen ermutigt, besonders im Hinblick auf die reichlichen Kollegiengelder, die über das magere Gehalt trösten. Der Humorist kommt zwischen den

sachlichen Auseinandersetzungen nicht eben häufig zu Worte, allenfalls mit gewohnheitsmässigen Ausfällen gegen Mediziner und Juristen oder mit einer Apologie der Göttinger Wurst, die sich überhaupt in der deutschen Litteratur eine geachtete Stellung erworben hat. — Das Verhältnis Herders zur Herzogin Luise von Weimar wird durch einige Briefe beleuchtet, die Eleonore von Bojanowski (**3952b**) herausgibt und fein kommentiert. Karl Augusts Gemahlin war die eigentliche Stütze des reizbaren, misstrauischen Mannes, der durch lange Jahre sein Verhältnis zu Weimar nur als provisorisch betrachtete und von dem Herzog selbst nicht eifrig genug kultiviert wurde. Luise hielt ihn nur mit Unterstützung von Goethe, als ihn ein vorteilhafter Antrag nach Göttingen lockte. Durch diese Briefe und ihre Erläuterungen wird auch die Angelegenheit der 2000 Gulden aufgeklärt, die Herder aus unbekannter Quelle unversehens ins Haus kamen. Sie stammten von der Herzogin, deren besorgtem Taktgefühl die Verheimlichung des Absenders durchaus gelang. Die ganze Korrespondenz beweist ihre dauernde Anteilnahme an der ganzen Familie Herders, die ihn auch auf die italienische Reise begleitet und von ihm mit freimütiger herzlicher Anhänglichkeit erwidert wird. — Der von Sauer herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und dem Grafen Sternberg, der sich fast ausschliesslich auf gemeinsame naturwissenschaftliche Bestrebungen bezieht, gehört in das Kapitel von Goethes Leben. (**3959—60**). — Nerrlichs Ausgabe von Briefen Jean Pauls an seine Frau und Christian Otto (**3962**) war die letzte Gabe des rastlosen Forschers an die stille Gemeinde des grossen Dichters, die jetzt wieder mählich zu wachsen beginnt. Die Verstärkung kommt allerdings von einem, dem verblichenen Forscher ziemlich fernstehenden Kreise, von unseren artistisch gesinnten Neuromantikern, die neue Sensationen in alten Traumländern suchend zu dem Mann im Schatten gelangt sind, der Jean Paul nach so vielen Schwankungen seiner Schätzung geworden ist. „Ein Traum ist ein grösseres Geschenk, zumal so nahe am Schlaf, als einige Hufen Wirklichkeit.“ Dieses Wort aus einem Bayreuther Brief muss einer Generation von Artisten verführerisch klingen, die sich vor dem Naturalismus und überhaupt vor der massiven Wirklichkeit der Dinge nicht weit genug retten können. Die interessantesten Briefe Jean Pauls stammen aus Weimar und Berlin, wo sein früher Ruhm glänzende Huldigungen genoss. Seine Art zu sehen und zu berichten ist ganz impressionistisch in der Willkürlichkeit des Augenblicks, die auch für das eigene Urteil keine längere Geltungsdauer beansprucht. An Weimar fesselt ihn menschlich am stärksten Herder, dem er sich als Schüler und Anfänger förmlich verschreibt. Goethe und der „felsichte“ Schiller bleiben ihm ziemlich fern, während er gegen Wieland trotz starker Sympathie Zurückhaltung übt, jedenfalls aus Respekt vor den vielen ledigen Töchtern, die später auch Kleist zur Flucht nötigten. Ungern scheidet er aus der Musenstadt, die er zwar nicht als einen Tempel betrachtete, in dem Statuen grosser Männer zu bewundern sind, die ihn aber entzückte, weil er gefiel und neben den Klassikern eine eigene unabhängige Rolle spielte. Diese Eitelkeit hat nichts Verletzendes, weil er das freimütig zugibt, was andere lieber uneingestanden geniessen, und er gestattet sie auch nur dem Menschen, nicht dem Künstler. „Ueberhaupt zerrinnt das Ich vor dem Ernst der Kunst und die Eitelkeit kann nie in, nur nach der Tätigkeit spielen und stinken.“ In Berlin kann er ihr noch besser frönen und der interessante junge Autor, der von bürgerlichen, adligen, christlichen, jüdischen Damen um die Wette verhätschelt wird, darf sich des Beifalls und der Gunst des Hofes bis zur Königin Luise hinauf erfreuen, die den Dichter des „Titan“ in Sanssouci empfängt. Nach der liebevollen Schilderung einer Kussszene nennt er sein Männliches recht treffend „physisch kalt aber moralisch heiss.“ Zwischen solchen Exerzitien findet hier kurz nach der Entlobung von Caroline von Feuchtersleben die Hochzeit mit Caroline Meyer statt. Es folgen nun enthusiastische Briefe des glücklichen Gatten und Vaters an Christian Otto, bis die Ehe zu drücken anfängt und Jean Paul, viel reisend und Huldigungen sammelnd, die Zärtlichkeit der Frau am liebsten aus der Ferne und durch das anstachelnde Medium ihrer Eifersucht geniesst. Die letzten Briefe an die Frau berichten seine Triumphzüge durch die süddeutschen Residenzen und Universitäten, die er bei der Abnahme seiner schriftstellerischen Kraft wohl immer nötiger brauchte. — Die Briefe Ch. D. Grabbes liest man jetzt am besten im vierten Bande der guten Behrschen Ausgabe, die von Grisebach besorgt worden ist (**3968a**). Der Herausgeber hat die meisten Stücke mit den Handschriften wieder vergleichen können und den ganzen Fundus geordnet und erheblich vermehrt. — Die Erinnerungsblätter von Luise Mühlbach (**3970**), die ihre Tochter gesammelt hat, beginnen mit recht ansprechenden Bildern aus der Biedermeierzeit des patriarchalischen Mecklenburg, wo das junge Mädchen, aus dem später die vielschreibende Frau Theodor Mundt wurde, als Tochter des Neubrandenburger Bürgermeisters interessante Beziehungen zum Hofe und zum Adel gewann. In diesen Blättern taucht auch die merkwürdige Friederike Hähnel, damalige Baronin Kinski

steht ernst und fest im Hintergrunde und wartet auf seine Zeit; denn am Ende kann doch nur das Schwert den Knoten zerhauen." —

Von den Musikern reiht sich an die Publikationen des vorigen Jahres über Peter Cornelius und Hugo Wolf nun auch Lortzing mit einer vervollständigten Sammlung seiner Briefe (4009). Durch diese Vollständigkeit erhält das Bild des armen Musikanten eine etwas hellere Beleuchtung. Es ging ihm nicht immer so schlecht wie am Ende seines Lebens und man liest mit einiger Genugtuung von Ovationen, die ihm etwa nach der „Undine" dargebracht wurden, mit nicht geringerer auch von dem Champagner, den er in Wien getrunken, und von den Austern, die er in Hamburg geschlürft hat. Deshalb ist er nicht weniger berechtigt, sich ein „armes Luder" zu nennen, dem die Gicht das Fleisch von den Knochen und die Sorge den Schlaf geraubt hat. Seine Jugendbriefe gehen meistens an den Vater, sie berichten von Theaterverhältnissen, von Repertoireangelegenheiten, von Gagen und Nichtgagen in Aachen, Münster, Osnabrück, Bonn, Detmold, wo er neben seiner gleichzeitig engagierten Frau als Schauspieler und Sänger auftritt. Dann geht es nach Leipzig und Wien, aber der italienische Geschmack lässt in Oesterreich keinen deutschen Komponisten aufkommen, es sei denn auf dem privilegiertem Gebiet des Wiener Walzers. Der spätere Kapellmeister des neugegründeten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin muss sich mit faden Possen und Singspielen abschinden, während von dem Komponisten des „Zar und Zimmermann" und der „Undine" der „Opernsegen" ganz zu weichen beginnt. Es gelingt ihm, der schon eine Oper für Frankreich schreiben wollte, gar nichts mehr, auf keinem Gebiete, und er nennt sich so verarmt, dass Deutschland darob erröten könnte, wenn anders es noch Scham im Leibe hätte. Den Schluss des Bandes bildet ein Brief der Witwe über Lortzings Krankheit und Tod. — Von Clara Schumanns Biographie, die nach Vorarbeiten Allgeyers von Litzmann aus Tagebüchern und Briefen zusammengestellt wurde (4040), ist der erste Band erschienen, der bis zu der Vermählung mit Robert Schumann reicht. Wenn die Briefe Schumanns nicht wären, würde der Leser ebenso viel Geduld brauchen wie die beiden Liebenden im Kampfe um ihr Glück, dem sich der Vater Friedrich Wieck mit seiner sinnlosen Wut gegen den Komponisten bis zur Grossjährigkeit der Tochter widersetzte. Sein Hauptmotiv war jedenfalls die Habsucht; er wollte die von ihm schon in der Kindheit zur grossen Virtuosin bestimmte Tochter, die als Zwölfjährige vor Goethe gespielt, als Achtzehnjährige Europa entzückt hatte, die ihm als Lehrer Ruhm, als Vater sehr viel Geld einbrachte, nicht an einen mässig begüterten Künstler hergeben. Das Verhältnis der beiden Liebenden gibt sich trotz Claras sehnsüchtiger Verehrung und Schumanns tiefer Leidenschaftlichkeit nicht ohne bürgerlich philiströse Züge, weil immer die fehlenden Taler gezählt werden, die zu einem selbständigen Haushalt gehören, und weil sie die Entscheidung des Gerichtes geduldig abwarten, die ihnen die legitime Vereinigung gestattet. Ein romantisches Liebespaar hätte wahrscheinlich weniger geschrieben und rücksichtsloser gehandelt. —

Unter den Tagebüchern politischer und militärischer Persönlichkeiten haben die des Feldmarschalls Grafen Blumenthal (4027) wegen der an Moltke geübten Kritik einiges unliebsame Aufsehen gemacht. Die Empfindlichkeit gewisser militärischer Kreise, die ihre Veröffentlichung als unpatriotische Tat denunzierte, war zweifellos übertrieben. Allerdings brachte Blumenthal aus den Kriegen mit Oesterreich und Frankreich einen unbefriedigten Ehrgeiz mit, weil er sein und des Kronprinzen Verdienst nicht genügend gewürdigt glaubte und weil er sich — vielleicht mit Recht — sagte, dass er als ein Moltke kongenialer Heerführer an seiner Stelle dasselbe geleistet und ebenso gut unter den grossen Feldherren der Geschichte seinen Platz gefunden hätte. Die Reibungen zwischen den beiden ergeben sich fast mit Notwendigkeit, weil Blumenthal die Intentionen der Kriegsleitung nicht immer zur rechten Zeit kennen lernt, und weil Moltke wiederum den Zustand seiner Armee und ihre davon abhängigen Leistungen nicht aus der Nähe überblicken und würdigen kann. Dieses Verhältnis resümiert Blumenthal nach der Schlacht von Wörth in einem treffenden Satz, der trotz ärgerlicher Stimmung beide erklärt und entschuldigt: „Wieder die alte Geschichte — Gratulation zum Siege; mit allem einverstanden, aber gute Ratschläge, die längst ausgeführt waren, eine gewisse Ungeduld blickte doch wieder durch, — als wenn es noch schneller gehen könnte, während wir eigentlich den Truppen schon zuviel zugemutet haben." Im übrigen lobt er Moltke als vollkommenen Gentleman. Blumenthals Tagebücher zeugen von grösster Sachlichkeit und Kaltblütigkeit, die ihn auch nicht verlässt, da das von Napoleon durch den General Reille an König Wilhelm gesandte Schreiben im Hauptquartier vor Sedan allgemeine Exaltiertheit und Aufregnng hervorruft. Im Gegensatz zu Goeben, der lieber Troupier sein wollte, stellt er sich eben zu Moltke als ein verwandter Geist in höchster militärischer Rechenkunst, immer mit dem Ganzen beschäftigt,

schonende Weise dem beständig, bewusst und gewollt sich Wandelnden, woran es seiner menschlichen Organisation gebricht: an einem nahen Verhältnis zum „Irdisch Derben und Trivialen“, d. h. er rückte ihn von Goethe fort. Die briefliche Verbindung wird in dieser Zeit nur noch mit Mühe aufrecht erhalten. „Man sieht sich noch, man redet, um nicht zu schweigen, schreibt sich Briefe — — —“ So geht es nach Nietzsches Worten aus. Es bedurfte nicht erst des Streites über die Bedeutung von Nietzsches Liebling Taine, um einen Bruch herbeizuführen, der tatsächlich schon lange bestand. In jungen Jahren hat Nietzsche die Freundschaft mit hohen Worten eines reinen Enthusiasmus gefeiert, später, als er allmählich Zarathustra wurde, brauchte er hauptsächlich Freunde, um sich von ihnen zu trennen, um die Stufen der Tragik zu erleben, die zum Einsiedlertum führen. Er wollte in die Wüste gehen, wollte die Schmerzen des Verlassenen und Verstossenen geniessen, auch wenn er verliess und verstiess. —

Unter den Publikationen aus Oesterreich verdient die von Bettelheim hergestellte Sammlung der Briefe Anzengrubers mit neuen biographischen Beiträgen eine genauere Würdigung (3979). Mit Recht sagt der Herausgeber, dass unter diesen Blättern sich kein einziges befindet, das für einen akademischen Musterbriefschriftsteller passen würde, dafür aber auch keine stroherne Epistel. Sie plaudern mit breiter Sorglosigkeit, sie theoretisieren nie, aber zuweilen fällt ein tiefes Wort, das dann auch ganz schlicht mit den anderen als Kind des Augenblickes mitgeht. Die Jugendbriefe, die alle unter dem Motto „Kein Geld!“ stehen, erzählen von der Misere des fahrenden Komödianten, den nur das Bewusstsein erhält, „selbst in der Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen“, und die Gewissheit einer Befähigung, die ihm einmal einen ehrenvollen Platz anweisen wird. Vorläufig muss der Komödiant den künftigen Schriftsteller wenn auch noch so kärglich am Leben erhalten. Seine Stimmungen wechseln zwischen dieser aufrichtenden Gewissheit und der Furcht eines vorzeitigen Unterganges. „Gott mit uns allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch.“ In diesen Worten steckt schon der Kern, der später die wunderbare Philosophie des Steinklopferhans hervorbrachte. Hier ist auch von dem Drama „Der Versuchte“ die Rede, das in Marburg mit Erfolg aufgeführt wurde, um dann ganz verloren zu gehen. Der „Pfarrer von Kirchfeld“ brachte schliesslich an einem Tage wenn nicht das Glück, so doch den Ruhm, und der Briefwechsel beginnt, sich gemäss den neuerworbenen litterarischen Beziehungen auszubreiten. Er erstreckt sich nach Norden zu Wilhelm Bolin in Helsingfors, zu Paul Lindau und dem eifrigen Berliner Propheten Fritz Mauthner. Es beginnt auch die Kameradschaft mit dem Landsmann Rosegger, den Anzengruber einmal mit folgenden, allerfeinsten Worten zu striegeln weiss: „Ihr Buch ist gut, aber Sie sind besser — in Ihnen steckt noch viel mehr, das muss heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern.“ An diesen Freund gibt er auch die Idee des Volkskalenders. In einer für Julius Duboc entworfenen kleinen Selbstbiographie sagt er auch einmal Worte von prinzipieller Geltung über sein eigenes und dramatisches Schaffen im allgemeinen. Das Prinzip des krassen Realismus bedeutet ihm das Ende der Kunst und er bezeichnet die eigene als einen Prozess des Idealisierens, der allerdings lange. möglichst absichtslose Beobachtung vieler individueller Wirklichkeiten voraussetzt. —

Unter den Historikern und Kunsthistorikern wird die frische, elastische Persönlichkeit von Ernst Curtius durch ein Lebensbild in Briefen aufgerichtet (3995). Sie führen in das Lübecker Elternhaus, nach den Universitäten Bonn, Göttingen, Berlin, nach Griechenland, das noch von dem Nimbus der Freiheitskämpfe bestrahlt ist, sie zeigen weiter den Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den Göttinger Professor, der dann, nach Berlin versetzt, das Interesse des Kronprinzen an der Unterbringung der Pergamenischen Altertümer und den neuen Museen enthusiastisch und geduldig unterstützt. Unter den Briefen aus Griechenland ist die Totenklage um Otfried Müller, der von seinem Schüler Curtius begleitet in Delphi erkrankte und in Athen starb. Die wissenschaftlichen und menschlichen Früchte seiner Reise hat er mit einem Satze umschrieben: „Meine hellenischen Anschauungen sind wie klare Bächlein, mit denen ich das Feld meiner Philologie frisch und grün erhalte. Ich interessiere mich jetzt so menschlich für das Leben der Alten in Natur und Kunst betreffenden Fragen.“ Der Erzieher des jungen Prinzen wurde dem Manne zu einem Freunde, dem keine Liebedienerei vorgeworfen werden kann. Als Prinzip seiner Erziehung bezeichnet er die Bekämpfung des „Hanges zur behaglichen Ruhe,“ die Befestigung der Männlichkeit, die jeden Morgen die Lebensaufgabe von neuem beginnt. Curtius blieb der Berater des Kronprinzen, der ihm auch seine politischen Sorgen mit den bekannten scharfen Ausfällen gegen den Bismarck der Konfliktszeit anvertraute. In einem Briefe an den Bruder steht ein prophetisches Wort über Preussens künftige Schicksale: „Der Prinz von Preussen

steht ernst und fest im Hintergrunde und wartet auf seine Zeit; denn am Ende kann doch nur das Schwert den Knoten zerhauen." —

Von den Musikern reiht sich an die Publikationen des vorigen Jahres über Peter Cornelius und Hugo Wolf nun auch Lortzing mit einer vervollständigten Sammlung seiner Briefe (4009). Durch diese Vollständigkeit erhält das Bild des armen Musikanten eine etwas hellere Beleuchtung. Es ging ihm nicht immer so schlecht wie am Ende seines Lebens und man liest mit einiger Genugtuung von Ovationen, die ihm etwa nach der „Undine" dargebracht wurden, mit nicht geringerer auch von dem Champagner, den er in Wien getrunken, und von den Austern, die er in Hamburg geschlürft hat. Deshalb ist er nicht weniger berechtigt, sich ein „armes Luder" zu nennen, dem die Gicht das Fleisch von den Knochen und die Sorge den Schlaf geraubt hat. Seine Jugendbriefe gehen meistens an den Vater, sie berichten von Theaterverhältnissen, von Repertoireangelegenheiten, von Gagen und Nichtgagen in Aachen, Münster, Osnabrück, Bonn, Detmold, wo er neben seiner gleichzeitig engagierten Frau als Schauspieler und Sänger auftritt. Dann geht es nach Leipzig und Wien, aber der italienische Geschmack lässt in Oesterreich keinen deutschen Komponisten aufkommen, es sei denn auf dem privilegiertem Gebiet des Wiener Walzers. Der spätere Kapellmeister des neugegründeten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin muss sich mit faden Possen und Singspielen abschinden, während von dem Komponisten des „Zar und Zimmermann" und der „Undine" der „Opernsegen" ganz zu weichen beginnt. Es gelingt ihm, der schon eine Oper für Frankreich schreiben wollte, gar nichts mehr, auf keinem Gebiete, und er nennt sich so verarmt, dass Deutschland darob erröten könnte, wenn anders es noch Scham im Leibe hätte. Den Schluss des Bandes bildet ein Brief der Witwe über Lortzings Krankheit und Tod. — Von Clara Schumanns Biographie, die nach Vorarbeiten Allgeyers von Litzmann aus Tagebüchern und Briefen zusammengestellt wurde (4040), ist der erste Band erschienen, der bis zu der Vermählung mit Robert Schumann reicht. Wenn die Briefe Schumanns nicht wären, würde der Leser ebenso viel Geduld brauchen wie die beiden Liebenden im Kampfe um ihr Glück, dem sich der Vater Friedrich Wieck mit seiner sinnlosen Wut gegen den Komponisten bis zur Grossjährigkeit der Tochter widersetzte. Sein Hauptmotiv war jedenfalls die Habsucht; er wollte die von ihm schon in der Kindheit zur grossen Virtuosin bestimmte Tochter, die als Zwölfjährige vor Goethe gespielt, als Achtzehnjährige Europa entzückt hatte, die ihm als Lehrer Ruhm, als Vater sehr viel Geld einbrachte, nicht an einen mässig begüterten Künstler hergeben. Das Verhältnis der beiden Liebenden gibt sich trotz Claras sehnsüchtiger Verehrung und Schumanns tiefer Leidenschaftlichkeit nicht ohne bürgerlich philiströse Züge, weil immer die fehlenden Taler gezählt werden, die zu einem selbständigen Haushalt gehören, und weil sie die Entscheidung des Gerichtes geduldig abwarten, die ihnen die legitime Vereinigung gestattet. Ein romantisches Liebespaar hätte wahrscheinlich weniger geschrieben und rücksichtsloser gehandelt. —

Unter den Tagebüchern politischer und militärischer Persönlichkeiten haben die des Feldmarschalls Grafen Blumenthal (4027) wegen der an Moltke geübten Kritik einiges unliebsame Aufsehen gemacht. Die Empfindlichkeit gewisser militärischer Kreise, die ihre Veröffentlichung als unpatriotische Tat denunzierte, war zweifellos übertrieben. Allerdings brachte Blumenthal aus den Kriegen mit Oesterreich und Frankreich einen unbefriedigten Ehrgeiz mit, weil er sein und des Kronprinzen Verdienst nicht genügend gewürdigt glaubte und weil er sich — vielleicht mit Recht — sagte, dass er als ein Moltke kongenialer Heerführer an seiner Stelle dasselbe geleistet und ebenso gut unter den grossen Feldherren der Geschichte seinen Platz gefunden hätte. Die Reibungen zwischen den beiden ergeben sich fast mit Notwendigkeit, weil Blumenthal die Intentionen der Kriegsleitung nicht immer zur rechten Zeit kennen lernt, und weil Moltke wiederum den Zustand seiner Armee und ihre davon abhängigen Leistungen nicht aus der Nähe überblicken und würdigen kann. Dieses Verhältnis resümiert Blumenthal nach der Schlacht von Wörth in einem treffenden Satz, der trotz ärgerlicher Stimmung beide erklärt und entschuldigt: „Wieder die alte Geschichte — Gratulation zum Siege; mit allem einverstanden, aber gute Ratschläge, die längst ausgeführt waren, eine gewisse Ungeduld blickte doch wieder durch, — als wenn es noch schneller gehen könnte, während wir eigentlich den Truppen schon zuviel zugemutet haben." Im übrigen lobt er Moltke als vollkommenen Gentleman. Blumenthals Tagebücher zeugen von grösster Sachlichkeit und Kaltblütigkeit, die ihn auch nicht verlässt, da das von Napoleon durch den General Reille an König Wilhelm gesandte Schreiben im Hauptquartier vor Sedan allgemeine Exaltiertheit und Aufregnng hervorruft. Im Gegensatz zu Goeben, der lieber Troupier sein wollte, stellt er sich eben zu Moltke als ein verwandter Geist in höchster militärischer Rechenkunst, immer mit dem Ganzen beschäftigt,

und da er es nicht leiten kann, naturgemäss mit dem Ganzen unzufrieden. Längere ärgerliche Betrachtungen der Tagebücher handeln über die Beschiessung von Paris, die Bismarck aus rein politischen Gründen wünschte und die der General aus rein militärischen Gründen als ein „fähnrichsmässiges" Unternehmen, als „Unsinn" und „Kinderei" ablehnen zu müssen glaubte. Interessant ist ein Passus über Bismarck, der ihm mit einem verschwenderischen Aufwand von Liebenswürdigkeit die Beschiessung abzuschmeicheln sucht und seinen im Kriege gesammelten Aerger mit grosser Rücksichtslosigkeit ausschüttet. —

Unter den Beiträgen zn den Biographien berühmter Staatsmänner interessieren, wie billig, in erster Linie die aus den verschiedensten Quellen unaufhörlich fliessenden Erinnerungen an Bismarck. Robert von Keudell, der dem Kanzler und besonders seiner Gemahlin durch enge Freundschaft verbunden war, der sich mit Abeken und Lothar Bucher zu seinen nächsten Mitarbeitern rechnen durfte, sammelt hübsche Gedenkblätter, die sich über die Jahre 1846—72 erstrecken **(4061)**. Besonders wertvoll sind zahlreiche Briefe der Fürstin Bismarck, die mit intimen Schilderungen des Familienlebens, den kleinen und grossen Sorgen an das befreundete Haus Keudell gehen. Dieser hochgebildete preussische Diplomat, der ein bedeutender Musikkenner und ein ausgezeichneter Pianist war, schildert Bismarck vorzugsweise in seinem Verhältnis zum Reich der Töne. Keudell wird da ziemlich breit, weil eben so viel nicht zu sagen ist. Nach ihm hatte Bismarck einen ungepflegten, aber wohlklingenden Bariton, ein gutes Gehör und feines Gefühl für ernste Musik. Keudell spielte ihm Bach, Chopin, Schumann und Beethoven, zu dem es ihn in der Jugend am stärksten zog. Bismarck, der seit seiner Ministerzeit nicht mehr in Opern oder Konzerte ging, liebte ausschliesslich die Hausmusik in der Meinung, dass Musik frei geschenkt werden müsse wie die Liebe. Als Kanzler konnte er sie immer weniger vertragen, weil die Melodien ihn verfolgten und aufregten. Eine der interessantesten Seiten gibt die Schilderung des Augenzeugen, wie Bismarck von dem Cohenschen Attentate angenehm erregt nach Hause kommt und aus der glücklichen Errettung einen fatalistischen Glauben an seine Bestimmung gewinnt. — Aus den Jahren nach der Entlassung erzählt Sidney Whitman, ein englischer in Deutschland erzogener Geschäftsmann, später Journalist, in dem wohl auch eine halb deutsche Abstammung eine besondere Sympathie und ein bei Ausländern seltenes Verständnis für unser Volkstum hervorbrachte **(4062)**. W. findet in Friedrichsruh den Gutsherrn, bei dem das Buch Hiob aufgeschlagen auf dem Arbeitstisch liegt. Er spricht mit ihm über alle möglichen politischen und sozialen Fragen und findet sehr treffend den Staatsmann in Bismarck so übermächtig, dass ihm die ethische Seite des Sozialismus nicht nahe gehen kann. W.s Charakteristik stammt aus der Verehrung, aus der andächtigen Hingabe an das natürliche Elementarwesen Bismarck. Er bewundert seine Mässigung und Feinheit, er bewundert die mit titanischer Kraft errungene Harmonie, die über einer wildleidenschaftlichen Gemütsanlage und einer ausserordentlich empfindsamen, fast nervösen Disposition entstanden ist. Der tiefste Grundzug seines Wesens scheint ihm die Melancholie, überhaupt ein innerlichst deutscher Zug, nur möglich in einem Volke, dessen reinste Vertreter durch den Erfolg allein nicht befriedigt werden. Sie leiden am Leben, an dem endlosen Kampf der Seele, der das Dasein bedeutet. Unter solchen Voraussetzungen stellt W. Bismarck und Wagner zusammen. Das Richtige ahnt er wohl, wenn er auch zu sehr nach der Seite Schopenhauer präzisiert. Es ist deutsche Sache, sich im Grenzenlosen finden zu wollen und zwischen Denken und Träumen die Schranken der Begriffe zu überschreiten. —

Aus dem Kreise der Politiker und Publizisten ist der Nachlass von Ludolf Camphausen zu verzeichnen **(4066)**. Er führt uns in eine Zeit, die um Jahrhunderte zurückzuliegen scheint, die uns in ihren einzelnen politischen Bestrebungen kaum noch verständlich ist. Wir lernen Camphausen als jungen rheinischen Industriellen kennen, der die Zukunft versteht. Er gründet die Rheinische Eisenbahngesellschaft, die Schleppdampfergesellschaft, er wirkt für den Zollverein, er tritt als erster in Deutschland für die Selbsteinschätzung ein, er bewährt im Rheinischen Provinziallandtag einen gemässigten Liberalismus, der ihn nach der Märzrevolution in die Stellung des preussischen Ministerpräsidenten bringt, nach seines Gegners Bismarcks Wort damals der einige Mann, der den erschütterten Staat einem geordneten und gesetzmässigen Zustand zuführen konnte. Während der Reaktionszeit, nachdem er noch auf ausdrücklichen, in mehreren Briefen bekundeten Wunsch Friedrich Wilhelms IV. Preussen als Bevollmächtigter zum Bundesrat vertreten hat, zieht er sich von der Politik zurück, um naturwissenschaftliche, hauptsächlich mathematische und astronomische Studien zu treiben. Am längsten blieb ihm noch die Anhänglichkeit des Prinzen von Preussen erhalten, der von Koblenz aus zu ihm und seinem Hause freundschaftliche Beziehungen pflegte. Als er 1896 starb, war er ein vergessener Mann. —

Einige interessante Beiträge zum Kultur- und Litteraturleben bieten die Erinnerungen einer Grossmutter (4106). Katharina Freifrau von Berchtolsheim geb. Gräfin Bueil beweist zwar mit den höchst trockenen farblosen Schilderungen ihrer Lebensschicksale absoluten Mangel an Darstellungsgabe, aber sie hat mit wichtigen Kreisen und bedeutenden Persönlichkeiten in dauernder Berührung gestanden und in ihre Erzählung werden noch unveröffentlichte Dokumente eingelegt, die zur Geschichte der Emigranten, der grossen Revolution, der napoleonischen Kriege und zum kleinstaatlichen, gesellschaftlichen Wesen Deutschlands manchen interessanten Zug beibringen. Diese kleine Komtesse de Bueil war eine Enkelin der Madame d'Epinay, der Freundin des Barons Grimm, der sich zu ihr wie ein Pflegevater verhielt und während seiner letzten in Gotha verbrachten Lebensjahre die nach Deutschland ausgewanderte Familie treu beriet und stützte. Wenn seine Schutzbefohlene auch nicht im stande ist, den alten Enzyklopädisten zu porträtieren, so gewinnt doch dieser greise Vater des Journalismus, der mit der Kaiserin Katharina und anderen Grossen sehr zwanglos verkehrte, auch in ihrer unbehilflichen Schilderung manchen sympathischen Zug, der ihn zu einem gentilhomme de lettres stempelt. Fünf Briefe und elf Brieffragmente der Kaiserin, die Grimm empfangen hat, werden hier zum ersten Male herausgegeben. Katharina unterhält ihren litterarischen Vertrauten von politischen Dingen, in einem höchst energischen Stil, der sehr amüsant sein kann, berichtet sie von Grenzstreitigkeiten mit Chinesen und Tataren. Dann folgen vertrauliche Schilderungen aus dem Kaiserhause, Krankheiten, Todesfälle, Entbindungen, und hier ist sie ganz Mutter und Grossmutter, die sich als erfahrene Frau an einen ebenso erfahrenen Freund wendet. Die dem Gothaer Hofe attachierte Komtesse Bueil lernt auch Wieland, Herder, Goethe, Schiller kennen, aber sie hat weiter nichts zu sagen, als dass die Werke des letzteren sie exaltieren. Intimer sind die Beziehungen ihrer Schwiegermutter Julie von Berchtolsheim, Wielands „Psyche", zu den Grossen in Weimar. Einige belanglose Billetts von Goethe an die schöne Frau werden mitgeteilt, der er auch einmal ein hier abgedrucktes Gedicht an ihn selbst verbesserte, längere Briefe Herders und vor allem Wielands freundschaftliche Ergiessungen, der ihr besonders über den Brand des Weimarer Schlosses einen sehr genauen Bericht liefert. Auch Frau von Staël taucht auf, von der die fromme Verfasserin dieser Memoiren bemerkt, dass sie leichte Grundsätze angenommen und im Leben ausgeführt habe. Dafür sei ihr Ende wieder erbaulich gewesen. —

Unter den Erinnerungen zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller sind einige Kleinigkeiten zu verzeichnen. Paul Lindau plaudert über Entstehung und Aufnahme seiner ersten dramatischen Versuche, die Beziehungen zum Burgtheater und dem durch seinen Witz zuweilen unbequemen Direktor Dingelstedt herbeiführten (4121). — Richard Voss phantasiert in Märchenform über das eigene Leben (4125), erzählt von einer Stromtid auf klassischem Boden bei Weimar, von seinen Erlebnissen als Krankenpfleger im französischen Kriege und schliesslich von seinen Beziehungen zum Weimarer Hofe, zu Karl Alexander und Grossherzogin Sophie, denen er die überraschende Ernennung zum Bibliothekar der Wartburg verdankte. —

Die deutsche Litteratur und das Ausland.

(IV, 1c = N. 4163-4553.)

Kurt Jahn.

Der die deutsche Litteratur im Ausland behandelnde Abschnitt ist einer der wenigen der JBL., deren Bearbeitung vom Anbeginn in gleichen Händen geruht hat. Dadurch hat sich eine feste Tradition über die Begrenzung und Einteilung des schier endlosen Gebietes ergeben. Es wird von Nutzen sein, seinen gegenwärtigen Inhalt möglichst genau zu umschreiben, bevor ich es unternehme, die wichtigsten Erscheinungen des Jahres noch in der herkömmlichen Disposition zu mustern. Die Hauptschwierigkeit lag von Anfang an in dem Unbestimmten und Unbestimmbaren des Begriffes „Einfluss". Eine unendliche Uebersetzungslitteratur vermittelt Deutschland und der slawischen Welt jede irgendwie im Guten oder Bösen nennenswerte Erscheinung der französischen und englischen Litteratur, wie wiederum alles Deutsche, das sich einigen Namen gemacht hat, in den nicht durch litterarische

Konvention gebundenen, also namentlich den östlichen Ländern, sofort in zahlreichen Uebersetzungen verbreitet wird. Soweit es sich in beiden Fällen um Lesefutter für den allzeit stoffhungrigen Magen des grossen Publikums oder um die Bedürfnisse der Unterhaltungstheater handelt, bleiben solche Produkte der Aufzählung der Messkataloge vorbehalten (4163-64), ohne dass es immer möglich sein wird, zuerst auf diesen Grenzgebieten auftauchendes wahrhaft Bedeutendes aus dem Wuste des Ephemeren auszulesen. Anders liegt es mit den spärlichen Uebersetzungen deutscher Werke ins Französische und Englische: die weiten bücherlesenden Kreise beider Völker sind in ihrem Geschmack einseitig nationalistisch und selten in der Lage, aus anderer Vorstellungs- und Bildungssphäre Hervorgehendes zu würdigen; daher wenden sich Uebersetzungen zumeist an ein litterarisches Publikum, und sind so eines gewissen — abstossenden oder anziehenden — Einflusses auch auf das Schaffen sicher; sie bedürfen der Beachtung. Indes hat sich im Herkommen der JBL. aus praktischen Gründen der Brauch eingebürgert, solche Uebersetzungen unter den entsprechenden Abschnitten der deutschen Litteratur zu registrieren, so dass sie in unserem Kapitel nur in der Spiegelung etwaiger Kritiken oder Abhandlungen erscheinen. Darin wird mit dem nächsten Jahre eine Aenderung eintreten. Schon diese Vergleichung zeigt, dass es keineswegs möglich ist, den deutschen Einfluss auf das Ausland auf gleichem Fuss mit dem umgekehrten zu behandeln: ersterer ist meist gesondert nachzuweisen, und die wenigen Arbeiten, die ihn behandeln, sind durchaus zu übersehen, zumal die geringen Sprachkenntnisse der Westländer sie meistenteils auf Uebersetzungen oder bestimmte persönliche Vermittler anwiesen; dagegen ist die Beeinflussung der Deutschen durch Fremde mit der durch die eigenen Landsleute aufs innigste verknüpft. Es ist schwerlich zu viel behauptet, dass die Geschichte des fremden Einflusses auf die deutsche Litteratur schreiben so viel heisst, als eine deutsche Litteraturgeschichte von Ulfilas bis auf die Modernsten herab verfassen — ohne dass darum in den reicheren Epochen die Selbständigkeit und Eigenart deutscher Kunst ernstlich gefährdet worden wäre, so wenig etwa, wie die der französischen Kunst durch ihr wiederholtes Zurückgehen auf die Antike. Dadurch freilich, dass der gebildete Deutsche in den weitaus meisten Fällen die Werke des Auslands im Urtext liest, treten die Uebersetzungen trotz ihrer Zahl nach ihrer Bedeutung entschieden in den Hintergrund; dadurch, dass er sich oft über die Bedeutung des Neuerscheinenden durch ausländische Kritiken oder Hinweise aufklären lässt, verlieren auch die üblichen Besprechungen der deutschen Zeitungen und Zeitschriften an unmittelbarer Bedeutung; sie sind nur noch von symptomatischem Wert. Natürlich ist es bei der Uebersicht über die gegenwärtige Litteratur unmöglich, auch nur alle wichtigen Ausländer, die jeweils für die deutschen litterarischen Kreise von Einfluss zu sein scheinen, hier zu nennen. Ist der Inhalt unseres Abschnittes, soweit er die Gegenwart berührt, nur fragmentarisch und lückenhaft, so sind auch die frühere Epochen behandelnden Abschnitte aus zwei Gründen unvollkommen: zunächst sind im Interesse einzelner Hauptartikel fremde Arbeiten zu einzelnen Schriftstellern und kürzeren Epochen an den ihnen nach ihrem Inhalt zukommenden Platz gestellt; immerhin werden die wichtigeren hier wenigstens genannt werden; ein vollständiges Referat über die Bearbeitung der deutschen Litteraturgeschichte durch die Gelehrten des Auslands kann und will dieser Abschnitt indessen nicht geben, wenn auch gelegentlich eine einzelne Abhandlung als Gradmesser für das fortschreitende Eindringen der Ausländer in den Geist der deutschen Litteratur herangezogen worden ist. Im Gegensatz dazu werden deutsche Studien zur fremden Litteratur insoweit möglichst vollständig herangezogen, als sie versuchen, den weiten Kreisen der Litteraturfreunde Verständnis für fremde Litteraturen zuzuführen. Fachwissenschaftliche Arbeiten gehören natürlich nicht in eine Betrachtung wie die vorliegende. Die späteren Jahrgänge werden eine strengere Sichtung des Materials durchführen. Noch ein zweiter Umstand schränkt den Umfang dieses Abschnittes ein: die Studien zur Kunsttheorie, Aesthetik, künstlerischen Kultur, auch manche „Allgemeines“ behandelnden Werke sind von jeher an anderer Stelle behandelt worden, so dass also Namen wie Carlyle (7023/5b), Emerson (7026/7a), Morris (7028/9a), Ruskin (7030/7) hier ganz, Zola (437/8), Tolstoi (7038-59) nach ihrer ethischen und theoretischen Bedeutung ebenfalls fehlen, obwohl sie doch von hervorragendem Einfluss auch auf die litterarischen Bewegungen Deutschlands gewesen sind. Eine Aenderung kann ebenfalls erst das kommende Jahr bringen. Um also den gegenwärtigen Umfang des Artikels kurz zusammen zu fassen: er enthält auf der ausländischen Seite die Arbeiten über den deutschen Einfluss auf die gesamte Litteratur und ihre einzelnen Vertreter (wobei freilich die Wirkungen der Philosophen und Gelehrten ebenso fehlen wie auf der Gegenseite), auf deutscher die zwei eigentlich zu trennenden Gruppen: 1. deutsche Arbeiten über fremde Litteratur, 2. fremde Autoren rücksichtlich ihres Einflusses auf das deutsche Geistesleben. Noch ist

vorauszuschicken, dass in der Zeit, wo der Internationalismus auf allen Seiten verkündet wird, eigentlich ein Rückgang der litterarischen Fernwirkungen auf der ganzen Linie zu bemerken ist: im Drama ist er für jeden, der die Spielpläne unserer Bühnen mit denen vor einigen Jahren vergleicht, augenfällig; der Kreis hat sich etwas weiter gezogen, Holland, England, Italien senden einzelne Stücke, das Zahlen-, besonders das Bedeutungsverhältnis der deutschen zur ausländischen Bühnenlitteratur ist aber mit dem der Zeit Augiers, Sardous, Dumas, Ibsens nicht zu vergleichen. Für den Roman lehrt ähnliches die interessante Statistik über die meistgelesenen Bücher, die das Litterarische Echo wie immer vorlegt (5, S. 499—506). Die Jahre, in denen die Zolaschen Romane hätten an erster Stelle stehen müssen, sind längst vorüber; selbst d'Annunzio spielt in dieser Zusammenstellung keine bemerkenswerte Rolle, nur Sinkiewicz' wenig bedeutender Roman hat, unterstützt durch eine ungewöhnliche internationale Reklame, sich etwas vorzudrängen gewusst; nennt man noch Gorki und Gejerstam, so ist die Zahl der vom grossen Publikum gelesenen Ausländer erschöpft; keiner von den genannten vermag sich dabei nur von ferne mit den beliebten deutschen Büchern dieses Jahres zu messen. — Allerdings besagt für den eigentlich litterarischen Einfluss der Ausländer diese Zusammenstellung kaum etwas, oder doch nur so viel, als der Geschmack des Lesepublikums auf die Schriftsteller bestimmend zurückwirkt. Ueber „fremdsprachliche Schauspieler in Deutschland", die wichtigsten Vermittler des litterarischen Geschmackes an breitere Schichten der Bevölkerung in alter und neuer Zeit, wird an anderer Stelle berichtet, einzelne Arbeiten sind bei den betreffenden Ländern genannt, die Fülle der Gastspiele des laufenden Jahres gelangt in IV, 4 zur Besprechung (6529-58). — An einem wichtigen Kapitel internationaler Litteraturgeschichte versucht sich Muret (6930), indem er eine Analyse des „jüdischen Geistes" unternimmt, und dessen charakteristische Züge an den Angehörigen verschiedener Völker nachzuweisen versucht. Die Kritik bezweifelte den Erfolg. Auch sei erwähnt, dass die unter Frankreich besprochene Umfrage über den Einfluss des Deutschen auch auf ausserfranzösische Länder ausgedehnt wurde, ohne freilich nennenswerte Ergebnisse zu erzielen, denn dass die spanische Welt unter allen Umständen geistig nach Frankreich gravitiert, war auch ohnehin bekannt; die englischen Antworten sind von persönlichem Gefühl diktiert, die italienischen spärlich und wenig besagend. —

Frankreich. Die Grundlage eines litterarischen Einflusses bildet das Gesamtverhältnis der Völker zueinander: Wahlverwandtschaft, Rassengemeinschaft, Aehnlichkeit der Zustände oder der Entwicklungsphasen; deshalb werden sich alle Untersuchungen zu diesem Thema am besten auf breiter Basis aufbauen lassen. Einen solchen beachtenswerten Versuch hat in Frankreich Morland (4165) durch eine umfassende Umfrage unternommen, die die grossen Gebiete Philosophie, Litteratur, Nationalökonomie, exakte Wissenschaften, Kriegskunst und bildende Künste einschliesst. Hier tritt nun der charakteristische Mangel französischer Bildung, die ihr noch von den Zeiten des Klassizismus her anhaftet, hervor, die Unmöglichkeit nämlich, sich in eine fremde Volksindividualität zu versenken, um sie zu verstehen. Die weitaus überwiegende Mehrheit der Befragten hat sicherlich nicht den ernstlichen Versuch gemacht, das charakteristisch Deutsche aufzufassen, ehe sie ans Urteilen ging, sondern sie richtet vom Standpunkt eines normalmenschlichen Typus aus, der seinerseits aufs Haar einem echten Franzosen gleicht; es wäre wirklich interessant zu erfahren, wie viele von den im guten Glauben an die Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen Antwortenden durch Kenntnis der deutschen Sprache den primitivsten Nachweis ihrer Zuständigkeit würden liefern können. Es soll damit keineswegs gesagt sein, dass hier ungewöhnlich oft Fanatismus oder mangelnder Wille zur Objektivität die Feder geführt hätten; das, was den Deutschen überraschen muss, ist die naive Sicherheit, mit der im allgemeinen auf Grund verschwindender Kenntnis frischweg geurteilt wird. In der Litteratur weiss kaum einer mehr zu nennen, als was er auf Pariser Bühnen gesehen hat, also Hauptmann, Sudermann, natürlich Wagner; dann was er immer wieder nennen gehört hat: Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, auch wohl die in Verbindung mit Renan und Taine oft genannten Philosophen: Hegel, sowie Kant. Von dem ungeheuren Einfluss der Historiker, vor allem der Linguisten, ist kaum je die Rede, wenig von dem der historischen Theologie, gar nicht von dem der Litteraturgeschichte. In wissenschaftlicher Beziehung ist die Ansicht aus dem 18. Jahrhundert noch völlig verbreitet, dass wir nur crude Materialsammlungen liefern, die von Anmerkungen strotzen; fast einstimmig scheint man der Ansicht, dass Deutschland unter der gemeinsamen Einwirkung von „Industrialismus" und „Militarismus" einem Prozess rapider Verdummung unterworfen ist. Meist berufen sich die in dieser Weise aburteilenden Autoren auf die vielen absprechenden Urteile Deutscher über das eigene Volk, voran natürlich Nietzsche, dann Heine und Goethe, obwohl man doch gerade dessen Werke schon einigermassen böswillig durchsuchen

muss, um darin härtere Urteile über Deutschland als etwa über Frankreich zu finden. Hölderlins grosse Strafpredigt scheint jenseits der Vogesen übrigens unbeachtet geblieben zu sein, da sie sonst wohl als Beweismittel kräftigst verwendet worden wäre. Es soll nun nicht verschwiegen werden, dass dieser Beweis aus den Stimmen der Landsleute auch hier und da zurückgewiesen ist (Gauthier-Villars), doch ist auch dann dem Autor nicht eingefallen, dass solche Aeusserungen doch nur aus einer Geistesfreiheit fliessen, die sich — nach meinem Gefühl allerdings oft zu weit — über den engen nationalen Gesichtskreis erhebt, einer Geistesfreiheit, wie sie der Mehrzahl der Antwortenden durchaus fern gelegen hat. Vielleicht dürfen wir hoffen, dass die sehr grosse Anzahl der Schweigenden sich im ganzen von einem gesunden Gefühl leiten liess, als die Mehrzahl der Redenden ihr eigen nannte. Das Ergebnis ist im einzelnen natürlich so, wie das aller Rundfragen: wo der eine schwarz sagt, sagt der andere weiss, und der andere sagt sein „nein" mit nicht geringerer Emphase als der eine sein „ja". Wenn man das Resultat, charakteristische Vertreter nennend, schematisiert, so ergeben sich etwa folgende Typen: 1. am besten scheint sich Brunetière aus der Sache zu ziehen, indem er in höflichen Wendungen die Antwort umschreibt, dass ein Narr erheblich mehr fragen kann, als viele Weise beantworten mögen. Weitaus die Mehrheit weiss aber eine Antwort, zunächst die einfache: 2. ein nennenswerter Einfluss in litterarischer Hinsicht ist überhaupt nicht vorhanden (J. H. Rosny), oder: 3. war zwar vorhanden, aber zum Verhängnis des französischen Geistes (Ch. Renouvier), oder: 4. war glücklicherweise vorhanden, ist aber im Schwinden (V. Bérard), oder: 5. die Wechselbeziehungen zwischen den Völkern sind notwendig und dankenswert, ein Ueberwiegen eines einzelnen Volkes im Austausch der geistigen Güter findet nur zeitweise statt und ist schwer zu erkennen (E. Verhaeren); diesen Ansichten steht prinzipiell eine 6. gegenüber, deren Inhalt am kürzesten Vielé-Griffin formuliert: „wenn man behauptet, dass es nur eine abendländische Kultur gibt, die französische, so spricht man nicht eine persönliche Meinung aus, sondern stellt nur eine offensichtliche Tatsache fest". Das ist die Meinung gar nicht so weniger. Was etwa gutes aus Deutschland kommt, ist nach dieser Meinung dem Französischen nachgemacht: J. G. de Bonhélier erklärt die Weber für eine Bühnenbearbeitung des Germinal; wer in Deutschland gut spricht, übt französische Methode, z. B. Kuno Fischer (P. Lasseure)! Schopenhauer ist nicht viel mehr als ein Paraphraseur von Voltaire, Chamfort, Rivarolle — ähnliche Behauptungen werden mehrfach selbstgefällig wiederholt. — Das Resultat der Umfrage ist also das Bekenntnis, dass ein fühlbarer deutscher Einfluss in weiteren Kreisen Frankreichs noch immer sehr unangenehm empfunden werden würde, ein Resultat, das mit den Ergebnissen der Studien von E. Henrici (Dreissig Jahre nachher. Betrachtungen über das Verhältnis von Deutschland und Frankreich. Berlin, Klönne. 1901. 62 S. M. 1,00) übereinstimmt. Das belehrende Büchlein würde hier, als nicht unmittelbar zur Sache gehörig, unerwähnt bleiben, wenn nicht E. Platzhoff-Lejeune überscharfen Einspruch gegen solche einer Verständigung entgegenwirkenden Schrift erhoben hätte (LE. 4, S. 641/2). Jeder moderne Grossstaat hat die Pflicht, sich über die Gesinnungen seiner Nachbarn klar zu werden, und in Wahrheit ist eine Verständigung durch Beschönigen auch nicht zu erreichen: ein solches System würde einerseits leicht zu folgenschweren Illusionen führen und auf der anderen Seite nicht einmal nützen. Damit soll nicht jedem Worte H.s Beifall gezollt, sondern nur das, was der Kritiker angriff, die Gesamttendenz, als berechtigt anerkannt werden. Trotz ihrer Versicherung, dass sie nicht gegen, sondern parallel mit dem Oeuvre arbeiten wolle, darf man wohl auch die neue Pariser Bühne „Les Latins" als eine Reaktion des romanischen Geistes gegen die fremden Elemente auffassen. In gleiche Richtung zielt die Monatsschrift „La Renaissance Latine". — Eine Arbeit Zembrowskis (**4166**) zum Thema der allgemeinen litterarischen Beziehungen beider Länder blieb mir leider unzugänglich. — Zwei Wege sind es, auf denen die deutsche Litteratur nach Frankreich gelangt, die Bühne und die Empfehlung einzelner Vermittler, von denen einer, Henri Albert, ja auch in Deutschland durch seine im Litterarischen Echo erscheinenden Pariser Briefe für die französische Litteratur wirkt. Letztere Seite seiner Tätigkeit scheint mir erspriesslicher als die im Mercure de France entfaltete, wo oft eine sehr seltsame Auswahl des Bedeutenden auffällt, auch ausgesprochen Deutschfeindliches einen in keinem Verhältnis zu seinem Werte stehenden Raum einnimmt. Auf die Berichte des Echo über fremde Litteraturen sei an dieser Stelle ein für allemal verwiesen, sie werden jedem, der den litterarischen Bewegungen des Auslandes folgen will, von grösstem Nutzen sein, und haben auch für den vorliegenden Abschnitt wichtiges Material geliefert. — Die französische Bühne hat im laufenden Jahr wenig Deutsches gebracht, am auffallendsten war wohl der Erfolg von R. Lothars „König Harlekin" im Odéon (Herbst), den man allerdings schwerlich als rein künstlerisch wird bezeichnen dürfen. Für das litterarische

Frankreich ist die Fülle in Paris lebender Deutscher fast belanglos, was sich doch nur zum Teil aus ihrem Stand erklärt; über diese Verhältnisse in früherer Zeit belehrt auf Grund eines von Gavarni illustrierten Buches von J. Janin (Die Fremden in Paris. 1844) K. E. Schmidt **(4168)**. Auffallend ist vor allem die Deutschfreundlichkeit des damaligen Paris, und die Verbreitung deutschen Einflusses. Es gab sogar eine deutsche Zeitung. Die Deutschen gehörten allen Ständen an, einzelne Handwerke hatten sie völlig in der Hand, z. B. das der — Schneider! — Die Einwirkung der deutschen Litteratur auf einen hervorragenden Vertreter des französischen Schrifttums sucht ein Werk L. Lafoscades (Le théâtre d'Alfred de Musset. Paris, Hachette. 1902. Fr. 3,50) zu bestimmen: das 3. Kapitel ist ausschliesslich dem deutschen Einfluss gewidmet. L. meint, um 1830 habe man sich in Frankreich ebenso intensiv mit deutscher wie mit englischer Litteratur beschäftigt. Die Kenntnis des viellesenden Musset umfasst das meiste, was übersetzt war, Goethe und Schiller standen ihm sehr hoch. Faust scheint auf „La coup et les lèvres" und in Einzelzügen auf Barberine gewirkt zu haben, Werter tingiert einzelne Schriften mit leiser Empfindsamkeit. Die Stärke des Ausdrucks in Schillers Jugendwerken, der ungestüme Freiheitsdrang des Fiesko und des Tell sind nicht eindruckslos vorüber gegangen; am entschiedensten hat aber Jean Paul sich geltend zu machen gewusst. Die Bühnenwerke von 1831—34 stehen unter dem Einfluss namentlich des Phantasten Jean Paul; aber auch der Stilist ist fühlbar, und der sentimentale Moralist hat gewiss auf die Schilderung junger reiner Mädchen gewirkt. Im Laufe der Jahre schwächen sich die Reminiscenzen aus der Lektüre ab. — Die französischen Vermittler deutscher Litteratur sind in diesem Jahr weniger ausgiebig behandelt worden als sonst. Ihnen ist kaum Barbey d'Aurevilly, der immer noch moderne, zuzurechnen, da er über deutsche Litteratur ziemlich abfällig zu urteilen pflegte. Missbilligende Urteile über Goethe registriert de Matt **(4169)**, Hebel und Heine kommen besser fort. — Einige Notizen über die Familienbeziehungen der Frau von Staël, die Baille **(4170)** beibringt, gehören kaum in unseren Abschnitt. — Eine umfangreichere Würdigung fand diesmal nur Gérard de Nerval durch Betz **(4171)**. In leichten Strichen wird das romantische Dasein des liebenswürdigen aber kranken Dichters charakterisiert, dabei mit scharfen Schnitten der Schleier von Sagen zerteilt, den die Biographen zur Glorifizierung ihres Helden gewoben haben. Für Legendenbildung in allerneusten Zeiten ist die Geschichte des angeblichen Goethebriefes und die Ausgestaltung der echten Goethischen Aeusserungen ein sehr schätzenswertes Zeugnis. Ausser der Faustübersetzung wird vor allem der Wert persönlicher Vermittlung deutscher Stimmungen an einen litterarischen Kreis hervorgehoben, dem, um nur Schriftsteller zu nennen, Gautier, Houssaye, Balzac angehörten. Gérard war unter ihnen der einzige wirklich mit deutscher Litteratur Vertraute, der einzige, der Deutschland persönlich kannte, und nicht müde wurde, seine Landschaften zu durchstreifen. Kürzer ist ein dem Litteraturvermittler Émile Montégut gewidmeter Abschnitt desselben Buches (S. 136—57). —

Unter den Goethe behandelnden französischen Veröffentlichungen ragen zwei Zeitschriftenaufsätze Baldenspergers hervor, eine kurze Notiz über die wechselnde Aussprache von Goethes Namen in Frankreich **(4172**; vgl. **7747)**, bei der man erst spät einigen Wert auf Richtigkeit zu legen begann, während früher die Dichter ihn unbesorgt auf poète reimten — ein grösserer über Faust bei den französischen Romantikern **(4172a)**, ein vorausgesandtes Kapitel aus seinem bedeutenden Buche über „Goethe in Frankreich". Wie jede Arbeit über die Einwirkung der deutschen Litteratur auf Frankreich, kann sich auch diese an die Uebersetzungen anschliessen. In bemerkenswertem Unterschied gegen die Gegensätze verwischende Tendenz des folgenden Buches lässt er ungemildert die scharfe Opposition der Klassizisten und das sehr einseitige Verständnis der Romantiker hervortreten. Der einen Partei erscheint, von dem Regellosen und Bühnenfremden des ganzen gar nicht zu reden, schon ein Teufel auf dem Theater als der Gipfel des Absurden, die andere greift zwei Seiten des universalen Werkes heraus, das Phantastische und das Sentimentale, und vergisst darüber das Ganze. Jahrzehnte lang lernte das grosse Publikum, das zu Uebersetzungen nicht greifen mochte, Faust nur in einer Menge von melodramatischen Verarbeitungen kennen, die natürlich das in ihrem Sinn Verwertbare herauskehrten. Das schien auch den Hütern der echtfranzösischen Tradition ganz gerecht: „gibt es nicht etwas mehr für Geist und Herz im 'Telemach' oder in dem Gedicht 'Das Naturgesetz' (natürlich Voltaires), als in dem ganzen germanischen Gewäsche von Faust und Mephistopheles?" fragt 1828 Charles d'Outrepont. Nichts kann deutlicher die Schwierigkeiten, die ein so fremdartiges Werk hatte, um durchzudringen, zeigen, als derartige Stimmen. Doch beweisen einzelne Züge, so die Einwirkung des mephistophelischen Humors auf die Dichter bis zu Musset hin, dass die Wirkung eine tiefere war, als sie sich nach den Urteilen der Zeitgenossen, unter denen als unverständig absprechend auch Balzac und Dumas zu registrieren

sind, eigentlich annehmen lässt. Die Musik, namentlich die Malerei, zeigen deutlich den Eindruck des Werkes. Einzelne Geistesaristokraten haben sich ihm auch stets mit Liebe gewidmet, aber die französische Romantik als solche ist keineswegs im stande gewesen, sich die völlig widerstrebende Lebensanschauung des Goethischen Faust zuzueignen. — Es wurde bereits hervorgehoben, dass Martha Langkavels (**4172b**) Buch über die französischen Faustübersetzungen im Ton durchaus von der Arbeit des französischen Gelehrten absticht; hier weht ein milder Geist der Vermittlung, der gern zum gegenseitigen Verständnis der Völker beiträgt, und den geringen litterarischen Erfolg des Faust, das peinliche Schweigen der Grossen, die bittere Kritik der Kleinen neben sehr wenig und nicht immer klugem Beifall, lieber in den Anhang verweist. Freilich lässt sich auf diesem Wege die Verfasserin denn doch das im Thema liegende Problem, die charakteristischen Unterschiede deutschen und französischen Denkens und Empfindens, gemessen an ihrem Verhalten gegenüber einem unendlich grossen Werke, entgehen, denn die Beobachtungen bei Gelegenheit der Uebersetzungen selbst sind doch nur beiläufiger Art. Die leider sehr druckfehlerreiche Arbeit — zwei lange Verzeichnisse erschöpfen die Zahl keineswegs — bietet eine kurze Uebersicht der Uebersetzungen des ersten Teils. Sie verzichtet von vornherein auf die Darstellung grösserer Zusammenhänge und litterarischer Bewegungen und hält sich in katalogartiger Darstellung zumeist an die Jahre des Erscheinens; Ansätze zu einer tieferen Begründung des Geleisteten aus dem Wesen des Uebersetzers und zu völkerpsychologischen Vergleichen sind gelegentlich (etwa bei Frau von Staël) versucht, doch schöpft die Verfasserin hier zu wenig aus dem Vollen, um neues sagen zu können. Sie hat deshalb recht, sich im allgemeinen auf die Besprechung von Einzelheiten zu beschränken, wo sie eine glücklichere Hand verrät. Der Sabatierschen Arbeit wird der ihr nach deutschem Empfinden wohl immer gebührende Platz eingeräumt, was sie ihr an Fehlern anstreicht, beweist, dass Sabatier oft besser deutsch verstand als die Verfasserin und ihre Autorität Schröer, denn Gift (V. 1053) ist natürlich poison, und die höchste Liebeshuld (V. 1604) als göttliche Gnade zu verstehen, liegt kein stichhaltiger Grund vor. — Die französischen Litterarhistoriker sind eifrig an der Arbeit, die Erkenntnis der Goetheschen Werke zu fördern, und sie sind auf dem richtigen Wege, wenn sie Goethe zunächst als Menschen und nach seinen menschlichen Beziehungen ihren Landsleuten näher zu bringen suchen. Chuquet beschäftigt sich mit Cornelia (**7844/5**). — Bastier unternimmt den schwierigen Versuch, das Wesen von Goethes Mutter dem französischen Gefühl zu erschliessen (**7850**), Besson den leichteren, Goethe und Frau von Stein zu behandeln (**7953**). — Mit des Dichters Weltanschauung beschäftigt sich, Herder ebenfalls berücksichtigend, Karppe (**243**). — Den Tasso erläutert Lévy (**8106a**), in interessanter Parallele zu A. de Vignys „Chatterton" prüft ihn Dalmeyda (**8105**). — Schliesslich sei noch zweier Arbeiten, die in Beziehung zum Werther stehen, gedacht (**8005** und **8007**). — Arbeiten zu Schiller enthält Chuquets Essayband (**220**; vgl. **8232** und **8313**), sowie eine Schrift von Basch (**8219**). — Die Romantiker sind von Muret (Novalis) (**8398**) und Bahon (**8417**) bedacht worden, Lenau fand einen äusserst mässigen Biographen (**4832a**), der an Namensverdrehungen das Unmögliche leistet und gebührend zurückgewiesen wurde. — Ueber die Magyarisierung der ungarischen Lenaufeier berichtet mit unverhohlenem Vergnügen R. Chélard (Le poète Lenau et le pangermanisme: Mercure de France 44, S. 83). — Das Interesse für Börne (**8606**) ist in Frankreich ebenso begreiflich, wie das für Heine, dem auf französischem Boden im laufenden Jahre meines Wissens nur ein Artikel gewidmet ist (Ed. de Morsier, Henri Heine à Paris. Jugement d'un témoin: BURS. Aug.). — An anderer Stelle preist derselbe Verfasser Nordaus Genie mit begeisterten Worten (Grande R. Oct.). — Mit Heines Stellung zu Frankreich beschäftigt sich Franzos in zwei der Widerlegung von Treitschkes Urteil gewidmeten Artikeln (**4173**), die auf Elsters (vgl. **8556a**) und anderer Nachweisen beruhen. — Neues bringt eine von Karpeles ergänzte Arbeit von Laur (**4174**) über die im Verlage von Renduel erschienene erste Uebersetzung von Heines Prosaschriften (1833—35), die sich als vollständiger Misserfolg herausstellte, und Veranlassung zu einem mehr als seltsamen Urteil Charpentiers wurde. — Auch sei noch Wyzéwas Kritik von Bartels Buch zur Geschichte der deutschen Litteratur genannt (**3806**). Es erhält ein warmes Lob als „organisches Werk" im Gegensatz zu R. M. Meyers angeblich zusammenhangloser Notizensammlung. Er erkennt darin in französischer Weise eine Nachahmung von Brunetières bekanntem Handbuch, aber doch eine sehr gelungene. Den „nationalistischen" Grundcharakter verkennt W. keineswegs, trotzdem scheint ihm das Buch unparteiischer als Scherer und Stern — sehr belehrend für uns Deutsche ist jedenfalls, dass diesem Nationalen von einem Ausländer vorgehalten werden muss, er möchte doch die Seitenblicke auf fremde Autoren — Bartels ist in solchen Vergleichen besonders unglücklich — unterlassen. Die Besprechung

liefert dem, der es noch nicht wissen sollte, den vollgültigen Beweis, dass W. ausreichende Kenntnisse zur Beurteilung deutscher Litteratur und Litteraturgeschichte nicht besitzt. — Mit der Frage der sprachlichen Beeinflussung des modernen Französisch durch die germanischen Sprachen beschäftigt sich eine nachgelassene Arbeit von G. Pfeiffer (Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache. Stuttgart. 1902. VIII, 108 S. M. 2,00). Hier sind lexikalisch die ziemlich zahlreichen Lehnworte zusammengestellt; die dabei sich vollziehenden Formänderungen werden erläutert. —

England. Das interessante Problem, wie deutsche Litteratur zuerst in England bekannt und aufgenommen wurde, beschäftigte mehrere deutsche und englische Forscher. Für die ersten Jahre sucht Haney Daten zu gewinnen (**4176**), indem er seine Studien bis zu dem Jahre hinabführt, in dem William Taylor seine vermittelnde Tätigkeit aufnahm. Er datiert den Einfluss der deutschen Belletristik vom Jahre 1752, in dem Gellerts „Schwedische Gräfin“, nicht ohne einigen Beifall zu finden, übersetzt wurde. Dann erregte Rabener Aufmerksamkeit, doch erst Gessner hatte einen wirklichen Erfolg (seit 1761). Das Ehepaar Collyer führte 1763 den Messias in England ein; obwohl sich der Dodsleysche Verlag des Buches (ebenso wie Gellerts) angenommen hatte, fand Klopstock wenig Beifall; dabei zeigt die Verwechslung des Messiasdichters mit Gessner, die einem Rezensenten zustiess, dass eine genaue Kenntniss deutscher litterarischer Verhältnisse in England noch nicht erforderlich war; nur einige Nachahmungen beweisen, dass das Werk nicht ganz spurlos vorüberging. Wielands Werke beider Epochen wurden eifrig übersetzt und gelobt — man wird allerdings Sophie von Laroches Namen, der H. unter Wielands Schriften geraten ist, seinem Ruhm abziehen müssen. Man übersetzte nun schon mit einigem Eifer, aber kurios ist doch, dass Schönaichs Arminius und Bodmers Noachide den Engländern nicht erspart blieben. Haller war auch als Dichter (mit dem Usong) vertreten, begreiflicherweise war den Engländern aber der Gelehrte lieber; als solcher ist er denn auch der erste deutsche Zeitgenosse gewesen, der in England eine Biographie gefunden hat. Lessing blieb lange so gut wie unbekannt; Nathan der Weise wurde von der Kritik verworfen, 1786 hatte endlich „Minna von Barnhelm“ einen guten Bühnenerfolg. Goethes Aufnahme betreffend gibt H. nur kurze Nachträge zu Brandls gründlichem Aufsatz (GJb. 3, S. 27—76). Einen Ausblick auf die Zeit eindringenden Studiums der deutschen Litteratur eröffnet dann H. Mackenzies aus französischen Quellen schöpfender Vortrag über das deutsche Drama in der Edinburgher Königlichen Gesellschaft (21. April 1788). — An diese wertvolle Arbeit schliesst sich inhaltlich sehr gut die allerdings weniger tief schöpfende Dissertation von Margraf (**4177**), die nach kurzem Rückblick auf den Zustand der durch Pope französierten englischen Litteratur des ausgehenden 18. Jahrhunderts sofort mit William Taylor beginnt, dem ersten namhaften englischen Litteraten, der ein deutsches Werk in der Ursprache zu lesen fähig war, und der sich ihre Verbreitung durch Uebersetzungen angelegen sein liess. Er schrieb auch eine deutsche Litteraturgeschichte, die allerdings mehr ein Urteil überhaupt, als gerade ein richtiges über unser Schrifttum verbreitete: Taylor hat sein Leben lang Kotzebue für den bedeutendsten Dramatiker seit Shakespeare gehalten. Etwas später tritt der Vermittler der deutschen Ritter- und Gespensterlitteratur Matthew Gregory Lewes auf den Plan, der so der englischen Litteratur einen bis heute beliebten Stoffkreis zuführte. Walter Scott nimmt dessen Tendenzen freier und grösser auf, der Einfluss des Götz liegt zutage. (Ueber das Verhältnis beider Dichter zu einander unterrichtet ausgiebiger L. K. Roesel, Die litterarischen Beziehungen Sir Walter Scotts zu Goethe. Diss. Leipzig. 1901. 92 S.) Als aber Scotts Uebersetzung erschien (1799), regte sich bereits die nationale Reaktion gegen die german school. Coleridge steht noch unter dem Eindruck deutscher Litteratur, wenn er es auch gelegentlich leugnete; aber Wordsworth kann trotz seines Aufenthaltes in Deutschland kein Deutsch und missbilligt unsere Litteratur im allgemeinen, Goethe insbesondere, in letzterer Meinung einig mit Southey; beide standen unter dem Einfluss des goethefeindlichen Jean Paulianers de Quincey, der in zahlreichen Artikeln seiner Meinung Ausdruck zu verleihen wusste. Alle ehrten Schiller. Goethe fand erst bei Crabb Robinson echtes Verständnis, das dieser freilich seinen Landsleuten noch nicht zu vermitteln wusste. Auf Byrons oft besprochenes etwas zweifelhaftes Verhältnis zu Goethe fällt hier kein neues Licht. Shelley, der im Gegensatz zu seinem Freunde deutsch verstand und gern las, steht in seiner Jugend stark unter deutschem Einfluss. Ihm folgt Carlyle, dessen früheste deutsche Studien entwickelt werden, übrigens ohne einen Versuch, seiner allgemein-kulturellen Propaganda in ihren Erfolgen und Misserfolgen irgendwie nachzugehen. Der Einfluss des Wilhelm Meister auf Bulwer war bereits früher erkannt, für Disraëli wird eine ähnliche Abhängigkeit behauptet. Ein kurzer Rückblick ist den Uebersetzungen gewidmet. — Das Material Margrafs erfährt eine schätzenswerte Ergänzung durch Batt (**4175**), der als Verbreiter deutscher Litteratur in England neben Carlyle den Begründer der

Foreign Quarterly Review (1827—46, dann mit der Westminster R. verschmolzen) R. P. Gillies nachweist. Die Zeitschrift brachte zahlreiche Rezensionen deutscher Bücher, Kleist, Grabbe, Heine finden hier schon 1827—28 Beachtung, umfangreiche, wenn auch nicht immer zutreffende Kenntnisse werden entfaltet. Wie fast alle Vermittlernaturen drückt er gern die Grossen und hebt die Mittelmässigkeiten. — Das interessante Kapitel: Kotzebue in England ist von Sellier (4180) sehr ausführlich bearbeitet worden. Das ausgehende 18. Jahrhundert besass bereits eine gewisse Vorliebe für deutsche Bühnenwerke und Romane, insbesondere für solche niederen Ranges. Seit 1796 kommt Kotzebue in diesen Kreis, und seine „Negersklaven" schwimmen sofort fröhlich im Strom der modischen Philanthropie. Auf der Bühne erschien als erstes Stück 1798 „Menschenhass und Reue". Die auferbauliche Moral des Dramas tat es selbst der Kritik an, und nur die Tories wollten nicht mitgehen; ihn förderte auch die Gegenströmung gegen das Gespensterwesen der abgelebten Ritter- und Räuberromantik. Die Konkurrenz der Bühnen veranlasste noch im gleichen Jahre die Uebersetzung des „Kindes der Liebe", das auch ein Zugstück abgab. Was Wunder, dass damit Kotzebue der Liebling der Bühnenleitungen wurde, die die Stücke teilweise auf englische Verhältnisse umarbeiten liessen. An Widerspruch fehlte es nicht; die bereits oben erwähnte Abneigung gegen Ausländisches brach gelegentlich in giftigen Pamphleten hervor. Einzelnes hielt sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts auf den Bühnen, so der Pizarro in Sheridans Bearbeitung: als das Rührstück in der öffentlichen Achtung sank, wusste sich Melodrama und Lustspiel die Gunst der Zuschauer zu bewahren. Zum Beschluss geht der Verfasser der inhaltreichen, wenn auch etwas trockenen Dissertation den Gründen für die gute Aufnahme des Schriftstellers in England nach. Die Hauptverantwortung trägt natürlich der Geschmack des Publikums, von dem die Bühnenleiter durchaus abhängig waren; sodann machte sich in England der Mangel begabter Bühnendichter stark fühlbar, und schliesslich hatten die Schauspieler eine entschuldbare Vorliebe für die dankbaren Rollen. Die Beliebtheit deutscher Theaterstücke in England datiert von Kotzebues Zeit an, so dass ihm in dieser Hinsicht einiges Verdienst nicht abzusprechen ist. — Einen Beweis für den Einfluss des deutschen Dramas liefert jedes Referat über Londoner Bühnen: beinahe jedes erfolgreiche deutsche Stück geht bald auch dort über die Bretter; eine weitere Quelle reger Vermittlung bietet das dort blühende deutsche Theater. Das Schicksal eines anderen deutschen Stückes, noch dazu eines echt wienerischen, Raimunds Alpenkönig nämlich, der in stark anglisierter Form 1831 in London gespielt wurde, schildert Arnold (4180a). — Die Mehrzahl der englischen Werke, die deutsche Litteratur behandeln, gehört in andere Abschnitte, doch seien hier Robertsons gelobte Litteraturgeschichte (38 und 7618) und einige Arbeiten zu Goethes Iphigenie und Faust (8087, 8089, 8132 und 8150) erwähnt. — Carlyles Lebenserinnerungen wurden verdeutscht (4109). — Einen besonderen Hinweis verdienen die zumeist sorgfältigen Artikel zur neueren deutschen Litteratur in der neuen Reihe von Bänden, die die Encyclopaedia Britannica den alten anreihte, und Wards mit Unterstützung zahlreicher Gelehrter erscheinende „The Cambridge Modern History" (3054), deren erster, die Anfänge des modernen Europa schildernder Band in diesem Jahre erschienen ist. Deutschland spielt — litterarisch — hier bloss eine bescheidene Rolle, doch scheinen nur die kurzen Bemerkungen über die Stellung des deutschen Geistes zur Renaissance, die C. Jebbs in seinen Abschnitt „The Classical Renaissance" eingelegt hat, das Richtige zu treffen. H. Ch. Lea schildert die Grundlagen der Reformation zwar unter internationalem Gesichtspunkt, doch mit eingehender Berücksichtigung der Verhältnisse in Deutschland. —

Amerika. Wie England hat auch Amerika sein deutsches Theater und zahlreiche deutsche Stücke im Repertoire der englischen Bühnen; dazu kommen noch die Gastspielreisen deutscher Bühnengrössen, der landesübliche Nachdruck (4186) deutscher Zeitungsartikel, Romane und Feuilletons durch die deutsch-amerikanische Presse, der Schulunterricht mit seinem riesigen Bedarf an deutschen Lehrmitteln, um den Zustrom unserer Litteratur in die Vereinigten Staaten ins Ungemessene und Unkontrollierbare zu steigern. Das Interesse der Schriften dieses Jahres, die sich mit deutschamerikanischen Fragen beschäftigten, war hauptsächlich allgemeineren Themen zugewandt. — Unzugänglich blieb mir ein Aufsatz J. G. Rosengartens (German Influence in America: Lipp. Mag. April 1902). — Beiträge zu dieser Frage bietet L. Viereck (Die Vereinigung alter deutscher Studenten in Nordamerika: Americana Germanica 4, S. 155—206). — Aus der gleichen Zeitschrift sei hier noch ein Aufsatz H. A. Rattermanns über Dr. K. Follen und eine Arbeit über G. H. C. Egestorffs Messiasübersetzung (Hamburg 1822) genannt. — Milwaukee, die beinahe ganz deutsche Stadt und ihre Dichter C. Kunz und J. Gugler behandelt R. Steig (4182). — Litterarischen Beziehungen sucht ein Programm von Kratz (4389) nachzugehen. — Rege wie immer war die Beschäftigung amerikanischer Gelehrter mit deutscher

Litteratur, wobei keineswegs nur das Bedeutende und Hervortretende Beachtung findet: ein Aufsatz Daniel B. Shumways z. B. (Notes on the life and poems of Anna Margaretha Pfeffer: MLN. 17, S. 153) behandelt eine nach den Proben zu urteilen mit vollem Recht ungedruckte geistliche Poetin des 18. Jahrhunderts, wobei er galanter Weise die niederdeutsche Unsicherheit über mir und mich einem ungebildeten Schreiber lieber zutraut, als die richtigen Gedichte von kundiger Hand korrigiert sein lässt. — Zwei ihrer Art nach rein wissenschaftliche Aufsätze, die deshalb an anderer Stelle ausgiebiger zu besprechen sein werden, seien hier wenigstens genannt: R. Fergusons das Thema Goldsmith und Goethe berührende Abhandlung (The notions „Grille" and „Wanderer" in Werthers Leiden: MLN. 17, S. 346—56, 411/8) möchte, gelegentlich in überfeiner Weise, die Linie von Dichter zu Dichter ziehen, John Scholte Nollen untersucht in einem mit statistischen Tabellen reichlich ausgestatteten Aufsatz (Heine and Wilhelm Müller: MLN. 17, S. 206—19, 261—75), das Abhängigkeitsverhältnis Heines vom Griechenmüller. Der gemeinsame Fonds von Bildern, Gedanken, Gefühlen wird sehr geschickt dargestellt, auch die nicht geringen formalen Unterschiede kommen zur Sprache. —

Italien. Die litterarischen Verhältnisse Italiens haben es mit sich gebracht, dass die grosse Menge des Publikums fast ausschliesslich in ihrem Geschmacke nach Frankreich orientiert ist; trotzdem bestand von jeher eine Gegenströmung, die mit Deutschland und deutschem Wesen sympathisierte. Die offenbaren Erfolge der nordischen Litteraturen im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts haben auch manchen Fernerstehenden auf eine bessere Kenntnis der Barbaren, deren Romane, Theater- und Musikwerke sich die Bühnen erobern, begierig gemacht. In diese Richtung weist ein Aufsatz G. Menascis (Nuova Antologia, Recenti Romani Tedeschi: 16. April), der mit einem warmen Appell an seine Landsleute schliesst, sich doch mit einer innerlich so reichen Litteratur wie der deutschen näher zu befreunden. — Ob das, was man von deutschen Stücken im Winter 1900—01 auf italienischen Bühnen sehen konnte, tiefere Geister veranlassen wird, diesem Mahnrufe Folge zu leisten, möchte ich nach dem Referat von Michels (**4187a**) bezweifeln: P. Lindaus „Der Andere", L. Fuldas „Herostrat", M. Dreyers „Probekandidat", R. Lothars „König Harlekin", von denen die zwei letztgenannten den üblichen unverdienten Erfolg hatten. —

Auf die besondere Aufmerksamkeit, mit der das Litterarische Echo den Beziehungen der deutschen Litteratur zum Auslande folgt, ist bereits hingewiesen. Hier seien die Bemerkungen, die C. Bischoff über einen vlämischen (Domien Sleeckcz, **4189**), A. Luther (**4190/1**) über zwei russische Uebersetzer macht, ausdrücklich hervorgehoben. —

Französische Litteratur in Deutschland. Gesamtdarstellungen und Essaysammlungen. Es ist natürlich unmöglich, die Fülle alljährlich in Deutschland erscheinender Artikel, Broschüren und Bücher, die versuchen, die französische Litteratur den Deutschen zu empfehlen oder verständlich zu machen, auch nur annähernd zu erschöpfen; eine ganze Reihe von Zeitungen und Zeitschriften bringen regelmässige Uebersichten über die wichtigeren Erscheinungen des französischen Büchermarktes. Die Schriften der bekannten Autoren werden in der gesamten Presse der Hauptstädte wie der Provinzen analysiert und beurteilt; was würde es dem Leser helfen, wenn hier ein Versuch gemacht würde, das Buch dieses Jahres, Bourgets „L'Etappe" nach den Hunderten deutscher Rezensionen, die es vom künstlerischen, mehr noch vom sozialen und politischen Gesichtspunkt aus besprachen, zu charakterisieren? Irgendeine Einwirkung auf die deutsche, vom Thesenroman gerade ganz ferne Romanlitteratur ist nirgends wahrzunehmen, und die Tatsache, dass man in Deutschland, zumal im litterarischen Deutschland, die neuen französischen Romane gern liest, bedarf wohl keiner Bekräftigung. So seien also nur kurz einige Bücher erwähnt, die in weniger für den Tag bestimmter und mit dem Tag vergessener Form französische Litteratur in Deutschland einführen. An erster Stelle ist hier die grosse für den Zyklus von Litteraturgeschichten, die das Bibliographische Institut herausgibt, bestimmte Geschichte der französischen Litteratur von Suchier und Birch-Hirschfeld (**4193**) zu nennen Sie teilt mit den anderen Bänden der Sammlung das Prinzip, durch umfangreiche Analysen und reichliche Proben auch den des Stoffes unkundigen Lesern einen Begriff der behandelten Werke zu vermitteln, darüber hinaus unterscheidet sich aber die Darstellung der älteren Litteratur von der herkömmlichen durch den interessanten Versuch, die Kunstlitteratur auf der Basis der Volkspoesie darzustellen. Vom Volkslied und dem Volksepos, die auf Grund der spärlichen Fragmente und des verwandelt Ueberlieferten rekonstruiert werden, wird über die Chanson de Roland und die ersten Troubadourstrophen der Anschluss an die Kunstdichtung gesucht; der Prozess, der die frische und natürliche Kunst ins Konventionelle übergleiten lässt, wird mit Glück zur Darstellung gebracht.

Erst nach Erledigung dieser ganzen auf der Volksdichtung sich aufbauenden Litteraturformen folgt in einem neuen Abschnitt die an lateinische Vorbilder sich anlehnende, nicht für den Vortrag, sondern für Niederschrift und Lektüre bestimmte geistliche oder wenigstens von Geistlichen stammende Litteratur. Damit biegt auch diese Geschichte in die herkömmliche Darstellungsweise ein: die anglonormannische und die französische Litteratur werden in parallelen Kapiteln behandelt, ohne dass ihre engen Beziehungen darum vernachlässigt würden. Der Abschluss des Suchierschen Teiles bringt eine umfangreiche Charakteristik des mittelalterlichen Dramas in Frankreich. Der zweite Teil enthält eine ruhig abwägende Darstellung der neueren französischen Litteraturgeschichte bis 1890, die ihre Stärke weniger in scharfen Porträts oder in der Zergliederung litterarischer Zusammenhänge, als in der kritischen Erfassung und Bewertung der einzelnen Werke sucht. — Das Programm Guglias (4194) werde ich erst im nächsten Jahre besprechen können. — Ein Aufsatz von Bettelheim (Nation[B]. 19, S. 502/4) enthält nur eine Charakteristik von J. Ernest-Charles' beizender „Littérature française d'aujourd'hui", dem Ergusse eines klugen und verbitterten Litteraten, der es der Welt nicht verzeihen kann, dass er nicht in einem goldenen Zeitalter der Litteratur lebt, sondern in Jahren der litterarischen Routine, welche die Kunst als ein Geschäft wie andere Geschäfte betreibt. — Samtleben (4196) misst, als strenggläubiger Christ von der geschichtlichen Entwicklung absehend und deshalb historisch ungerecht, die Werke der grossen Schriftsteller Englands und Frankreichs am christlichen Ideal, wobei sie natürlich zumeist übel fahren; ein gewisses Streben nach Objektivität soll dabei nicht verkannt werden. In ähnlicher Weise werden in anderen Abschnitten des Buches andere Litteraturen summarisch abgehandelt. — Ueber die Entwicklungsphasen der französischen Litteratur des 19. Jahrhunderts, in deren Mittelpunkt der Realismus Flauberts steht, orientiert in einer Artikelserie Lamprecht (4197). Die Arbeit ist durch die sichere Linienführung aller Arbeiten des Gelehrten ausgezeichnet; sie weiss dem Leser den Eindruck des Notwendigen alles Geschehens mit voller Stärke zu erwecken, vielleicht über das Mass hinaus, als der Kunst, deren Träger nun einmal Individualitäten sind und bleiben müssen, angemessen ist. — Nordaus (4198) gesammelte Abhandlungen über neuere Franzosen verfechten alte Thesen mit alter Schärfe. Er ist offenbar von Frankreich im allgemeinen bezaubert und erzählt mit der in Journalistenkreisen üblichen Uebertreibung von dem durch „tausendjährige" Pflege entwickelten Geschmack der Franzosen, den wahren, durchaus ausreichenden Zeitraum mindestens verdoppelnd (oder aber wir dürften uns unserer fünfzehnhundertjährigen Geschmackspflege rühmen) — im einzelnen missfällt ihm aber so ziemlich alles. Seine Kritik wendet sich zunächst der älteren Zeit zu. Er entdeckt, dass man Balzac irrig für einen Naturalisten ausgeschrieen habe, während man ihn doch wohl nur einen realistischen Psychologen genannt hat, er setzt Michelet und Treitschke in Parallele, schwerlich, um letzteren zu heben, und verfolgt E. de Goncourt mit amüsantem Hass. Maupassant wird abgetan, A. France erhält einiges Lob. Wie bei dem Entartungspsychologen Verlaine und Mallarmé sich ausnehmen, bedarf keiner besonderen Schilderung. Erst der letzte Abschnitt hat mit echten Zeitgenossen zu tun. Da werden Brieux zusammen mit Brunetière und Bourget wacker gestäupt, Donnay auf sein rechtes Gebiet verwiesen, Rostand belobigt, um nur die nach Deutschland hinüberwirkenden zu nennen. Alles ist hier zur Karikatur verzerrt, ein salopper Feuilletonstil ist verwendet, anderen Leuten Stilverwilderung vorzuhalten, ein nicht geringes Selbstbewusstsein kritisiert fremden Grössenwahn, in Paradoxen werden andere vermahnt, hübsch normal zu schreiben. Othello heisst dem Autor „ein gemeinplätzliches Melodram", „Shakespeares Renaissancegestalten" sprechen in „bramarbasierendem Polterton". Derlei Vorwitzigkeiten erheben sich vieler Orten auf der platten Ebene, die doch schliesslich die eigentliche Basis dieses Geistes ist, den es nicht gelohnt hätte, so ausgiebig zu behandeln, wenn sein Ton nicht typisch wäre für jene internationale Litteraturvermittlung, wie sie viele unserer grösseren Blätter betreiben. Gegenseitiges Verständnis der Völker gedeiht auf diesem Boden nicht. Wie in diese Gesellschaft ein Aufsatz über französische Einflüsse auf den Carlos geraten ist, weiss ich nicht zu sagen. Schön ist er nicht. —

Aeltere Zeit. Der älteste auf unseren Bühnen und in unserer Litteratur lebendige Dichter Frankreichs ist der ewig junge Molière. An seine Aufführungen knüpft die Tagespresse immer neue Betrachtungen (4199-4200), die einer späteren Zeit den Poeten im Spiegel unserer Zeit zeigen mögen. Besonders genannt sei die Besprechung von Morf, gelegentlich des „Molière-Gastspiels zu Frankfurt" (FZg. N. 26). — Unter den für ein grösseres Publikum berechneten Erscheinungen des Buchhandels sei die gute Biographie von Schneegans (4201) herausgehoben, die im Gegensatz zur französischen Weise die Kunst des Dichters mit seinem Leben zu durchdringen und durch sein Leben zu erläutern sucht. Leichte und flüssige Dar-

stellung, der freilich gelegentliche Wiederholungen — stilistische Sorglosigkeit in den Einzelheiten ist ein leicht vermeidbarer Mangel des Buches — unterlaufen, vereinigen sich mit genauer Kenntnis der Epoche, die überall durchschimmert, obwohl der Horizont so eng wie möglich genommen ist: das Interesse ist von Anfang an auf die Persönlichkeit des Dichters und auf die charakteristischen Eigenheiten seines Werkes konzentriert, Parallelen zu anderen Lustspieldichtern seiner und anderer Zeiten scheinen mit Absicht vermieden. Dafür ist er selbst um so eingehender betrachtet; Hervorhebung verdient eine hellsichtige Betrachtung über die Liebe bei Molière. Die Rezensenten wussten nur wenige Versehen zu berichtigen, die Bedenken gegen den Inhalt als solchen betrafen die hyperkritische Art, in der Sch. gelegentlich an der Technik der Stücke nörgelt. Wenn Molière nicht gewusst hat, wie man Theaterstücke zu machen hat, wer soll es dann verstanden haben? — Fuldas ausgezeichnete Molièreübersetzung erschien in dritter Auflage, vermehrt um den „Eingebildeten Kranken", „Die Schule der Ehemänner" und „Amphitryon" (4202). —

Ueber das für die Weltlitteratur, ja Weltkultur so wichtige 18. Jahrhundert liegen eine Reihe Voltaire betreffende Abhandlungen vor, die freilich zumeist hier wenig interessierende Einzelfragen behandeln (4209-12). — Eine weitere kleine Schrift ist unter Rousseau erwähnt.

Auf Diderot, den geistvollen Menschen und immer noch nicht genug gewürdigten Kunstkritiker weist Ellen Key (Insel 3, N. 9) in einem kleinen Aufsatz. — Rousseau beschäftigt wie alljährlich Berufene und Unberufene. In diesem Jahr ist das Interesse hauptsächlich dem Pädagogen zugewendet. Häussel (4206) untersucht in einer Dissertation das nicht leicht zu bestimmende Verhältnis der philosophisch-pädagogischen Anschauungen Herders zu denen seines Vorgängers und in so manchem Zuge geistesverwandten Zeitgenossen. Die Arbeit hat den Vorzug, mit gutem Takt Abhängigkeitsverhältnisse ohne Detailklauberei und mit Unterscheidung des im Charakter Begründeten, des in der Zeit Liegenden und des Angelernten zu behandeln; freilich reicht der Gesichtskreis nicht immer aus: dass Rousseau der erste gewesen sei, der die Abhängigkeit der Pädagogik von der Philosophie klar erkannt habe, heisst doch dem alten Sokrates und Plato bitter Unrecht tun. Zunächst werden die Quellen von Herders Rousseaukenntnis erörtert: es zeigt sich, dass Trescho den Genfer Bürger schon 1761 kannte, dass Kant in Herders Königsberger Zeit stark unter dem Eindruck des Emile stand, dass er alles neu Erscheinende sofort zu lesen pflegte, so dass die erste Bedingung eines starken Abhängigkeitsverhältnisses, die genaue Kenntnis vollauf erfüllt schien. Die Disposition ist die, dass zunächst eine möglichst genaue Formulierung der Grundanschauungen beider gegeben wird, die dann nebeneinander gehalten werden. Den fundamentalen Unterschied in beider Denkweisen findet H. mit Recht in Herders historischem Sinn; sein Denken lehne sich oft stärker an Leibniz als an Rousseau, vor dem er auch die entschiedene Würdigung der pädagogischen Bedeutung der Kunst voraus hat: er ist sehr viel weniger extrem und sehr viel befähigter, den Begriff der Entwicklung zu erfassen. Doch ist die Einsicht in die Wichtigkeit sorgfältiger Ausbildung der Sinne gewiss rousseauisch. Für Einzelheiten ist die Ausbeute nicht so stark, da beider Wege nicht dieselben sind, Rousseau spricht mehr über Erziehung, Herder über Didaktik. Die Arbeit ist mehr Untersuchung als Darstellung; so mag man denn den ungewöhnlichen Zitatenreichtum, der auch da lieber mit fremder Meinung belegt, wo man ein eigenes Urteil erwarten sollte, verzeihen und mit Dank die Klarheit des Vortrags hinnehmen. Das schliessliche Resultat, dass Herder doch im ganzen ein Recht gehabt habe, den Einfluss als nicht allzu gross hinzustellen, wird man nach allem gern anerkennen, zumal der Verfasser selbst die überscharfe Ablehnung berichtigt, die Herder gelegentlich beliebte. — Reiner erzählt in lakonischer Kür und schlechtem Stil nicht ohne gröbliche Irrtümer das Leben und Wirken Voltaires (4213) und Rousseaus (4207) einem offenbar als sehr naiv angenommenen Leserkreise. —

Die Arbeit Hasslers (4205) über Tiecks Lowell und Restifs „Paysan perverti" ist in IV 10 (8410) eingehend besprochen. —

Das Zeitalter der Romantik in Frankreich hat nicht so, wie die deutsche Romantik, das Interesse der Gegenwart zu erwecken gewusst. Lebenskräftige Keime birgt sie gewiss nicht, und der Abschnitt wäre so gut wie leer geblieben, wenn nicht V. Hugos Hundertjahrfeier die Federn der üblichen Zentenarjournalisten in Bewegung gesetzt hätte. Der moderne litterarische Plakatstil, der möglichst schreiende Farben wählt, um Aufmerksamkeit zu erregen, und tausendmal mehr sich selbst zeigt als das Objekt der Betrachtung, feierte bei dieser dazu allerdings ausnahmsweise geeigneten Gelegenheit wahre Orgien. Hervorstechen tun nicht nur durch Blenden des Stils, sondern auch durch Einsicht in den Dichter und sein

im Grunde leicht zu durchschauendes Wesen die beiden Artikel von Hofmannsthal (4219-20), von denen der erste mit sicherem Blick die Visionen des Dichters in Erinnerungen und Erfahrungen des Kindes wiederfindet. — Für das übrige sei auf das Sammelreferat des Litterarischen Echo hingewiesen (4225). —

Ganz im Gegensatz zu dieser toten Epoche steht das lebhafte Interesse, das das gegenwärtige Deutschland, doch wohl angeregt durch den Dichterkreis der „Blätter für die Kunst" nunmehr der Lyrik unseres Nachbarvolkes entgegenbringt. Es sind vor allem die neueren Uebersetzungen Baudelaires und Verlaines, an die sich die Kritiken oder Darstellungen anlehnen, welche es sich zur Aufgabe machen, den deutchen Leser in diesen mehr befremdlichen als fremden Kreis einzuführen. Camill Hoffmann und Zweig (4234) stellen neben Stefan Georges älterer Uebersetzung, die Hauser (4229) nicht mit Unrecht, wenn auch allzuscharf und die selbständigen Verdienste des Dichters verkennend, in vielen Punkten beanstandet, eine neue, die mehrfach Beifall fand (O. Hauser: LE. 5, S. 610/2), neben dem A. Grosais abfälliges Urteil (Freistatt N. 51) nicht weiter in Betracht kommt. — Für den in seinen wechselnden Stimmungen sehr viel schwerer erfassbaren Verlaine hat derselbe Zweig eine Auswahl guter Uebersetzungen zusammengestellt und mit einer anspruchslosen und sehr glücklichen Charakteristik des Dichters und Menschen eingeleitet (4239). — Die Artikel der Presse zeigen, welchen Eindruck das Werk des schuldigen und unglücklichen Dichters, des ersten französischen Lyrikers seit Villon, der durch und durch echt und ungemacht ist und scheint, hervorgerufen hat. Ein lehrreicher Aufsatz Erich Meyers (4226) über die neueste französische Lyrik erhebt sich weit über die litterarische Tagesarbeit, die allzu oft den Leser nur über den Eindruck belehrt, den ein nichts weniger als unbefangenes Gemüt von der ersten Lektüre allbekannter Werke bekommt. An der Spitze stehen natürlich auch hier Baudelaire und Verlaine als die beiden, die nach der Epoche der Parnassiens die französische Lyrik mit warmem Blut erfüllt haben. Echtes Gefühl und die Gabe starken Ausdrucks besass bereits der erstere; eine in ihrer Uebertreibung absonderliche Entdeckung des Dichters, die der Correspondances, der mystischen Beziehung zwischen dem Wort als Klang und der Empfindung habe sodann, wenn auch auf Umwegen, zu einer Vertiefung des lyrischen Ausdrucks geführt. Nachdem der Kampf um die Prosodie freie Bahn gebrochen, haben auch die Symbolisten an ihrer Stelle weiter geholfen zur Entnationalisierung der Lyrik. Unter den Jüngsten finden sich bedeutende Talente, wenn auch die Physiognomien sich auffallend gleichen und gleichmässige trübe melancholische Stimmung sie beherrscht: A. Samain, F. Jammes, Ch. Guérin sind nur durch leise Töne geschieden, H. de Regnier ist wohl der Abgeklärteste unter ihnen. P. Fort, der durch makamenartige Halbprosa einiges Aufsehen erregte, wird kurz abgetan, um so mehr dem deutschen Leser F. Gregh empfohlen. — Einen deutschen Dolmetsch romanischer Lyrik, Heinrich Leuthold, der mit Geibel die bekannte Sammlung (von 1862) herausgab, dessen Leben dann durch eigene Schuld resultatlos verran, zeichnet Betz in seinem bereits genannten Buche (22) (S. 122-35). —

Ueber Zola war es allmählich still geworden, seine Romane fanden zwar noch Referenten in den Blättern, aber Beifall wagte sich nicht recht mehr hervor, und wieviel Leser die erbaulichen Romane der vier Evangelien zu Ende gelesen haben, wird keine Statistik verraten können. Der plötzliche Tod des grossen Schriftstellers veränderte das Bild mit einem Schlage: die Zahl auch nur der umfangreicheren Artikel geht in die Hunderte; der aussichtslose Versuch, die Meinungen, die abwechselnd den Schriftsteller oder den Menschen oder den Politiker oder alle drei loben oder tadeln, zu registrieren, soll hier nicht unternommen werden, zumal man doch an den verschiedensten Stellen immer wieder denselben vertrauten Namen begegnet. Immerhin sei konstatiert, dass die unermüdliche Anna Brunnemann (4243/5) in seinem Schaffen ein stufenmässiges Aufsteigen zum Idealismus wahrnimmt, wobei sie freilich das stufenmässige Abnehmen der anfangs wahrhaft dämonischen Kraft der Schilderung nicht zu bemerken scheint. Der Theoretiker Zola wird gebührend abgefertigt. — Mit anderen sucht Semerau (4256) die Rougon-Macquart vor dem Leser erstehen zu lassen, ohne doch den Eindruck eines verwirrenden Durcheinander vermeiden zu können. — Von dem, was ich gelesen habe, scheint mir Eloessers (4247) ruhig abwägender Artikel die Persönlichkeit und das Werk des Schriftstellers am reinsten aufgefasst zu haben, und am klarsten wiederzugeben, was unsere Zeit über den einst so erregt Umstrittenen denkt. — Manchen hellen Blick in das Wesen Zolas tut auch Stoessl (4258) in einem aphoristischen Aufsatz, der leider den von ihm gebrandmarkten „journalistischen Tages-, d. h. Halbwahrheiten" nicht ausreichend aus dem Wege geht. Die entschiedene Betonung des rhetorischen und romantischen Gehaltes der Werke Zolas zeigt gewiss die richtige Einsicht in die Fehlerquellen des reinen Naturalismus; wenn aber das grosse Talent des Schriftstellers, Stimmungen zu geben, als Lyrismus charakterisiert wird, so beginnt die Begriffsverwirrung, und

wenn Zola gar ein Typus der Bourgeoisie genannt wird, so sind wir ganz im Banne des Modewortes. Zola ist nicht mehr Bourgeois gewesen als Bebel oder sonst wer auf der weiten Welt, der eben nicht ein Bohémien, ein Genie oder ein Proletarier ist. — Weiland (4259) äussert meist nicht unrichtige, aber triviale Ansichten über Zola in einem stark mit französischen Zitaten durchsetzten Aufsatz, der als gutes Beispiel des gegenwärtigen Durchschnittsurteils der litterarischen Kreise Deutschlands genannt sei. — Die menschliche Persönlichkeit Zolas schildert anschaulich E. Engel (4248), der einen Nachmittag in Medan verplauderte. Für die internationale Litteraturgeschichte ist darin neben der bekannten Tatsache der völligen Unwissenheit Zolas über nichtfranzösische Litteraturen interessant, dass auch hier Turgenjew als der wichtigste Vermittler deutscher Litteratur für die Generation Zolas genannt wird. —

Neben Zola macht sich endlich ein lebendigeres Interesse für die älteren und entschieden geistig bedeutenderen Realisten Frankreichs geltend. Ueber Balzac und Flaubert ist in diesem Jahre nichts bemerkenswertes erschienen, wohl aber wird Stendhal mehrfach behandelt; in ihrer Art von Anna Brunnemann (4266/7), die manches Lobens- und viel Tadelnswertes an ihm findet, so den Mangel an sozialem Empfinden; das heisst freilich Aepfel von Rosensträuchern fordern. Dass sie die Schätzung des Schriftstellers durch Nietzsche, nicht durch Herman Grimm (wenn man sich schon auf die Grossen beschränken will) angebahnt findet, zeugt von etwas einseitiger Richtung der Lektüre. Der Nachteil aller solcher Arbeiten ist die ausschliessliche Konzentration auf einen Helden, der nun alles getan haben soll. Diesmal hat „Stendhal die Weltlitteratur um das Kunstmittel der psychologischen Analyse bereichert", ein Satz, den man von Euripides herab bis zu Balzac von Hunderten von Schriftstellern ebenso hinschreiben könnte und hingeschrieben hat. Dies nur, um an einem typischen Beispiel den problematischen Wert all solcher Tagesarbeit auszuführen. — Unvergleichlich tiefer schöpft Weigand (4268), allerdings auch nicht ohne überflüssige Superlative im Lob des Bahnbrechers Beyle, der doch nur für die französische Litteratur eine derartige Bedeutung hat, während Deutschland eine grosse Reihe wesensverwandter Eindrücke längst durch Heineses Vermittlung erhalten hatte. —

Das moderne französische Drama begegnet in Deutschland dauerndem Interesse, wenn auch hier von Einwirkung kaum die Rede sein kann; dass das französische Drama auf dem Spielplan deutscher Bühnen nicht die alte Stellung behaupten konnte, ist bereits hervorgehoben worden; Erfolge sind im laufenden Jahre kaum zu verzeichnen gewesen: weder G. Porto-Riche mit L'Amoureuse (Residenz-Theater, Berlin), noch E. Brieux (Les Remplaçantes, ebenfalls in Berlin) haben dauernden Beifall gefunden, obwohl jene in Deutschland wohl noch am meisten interessiert. Kiel (Schiller-Theater) gab seine Blanchette. Der Schwall französischer Stücke, den der Herbst brachte, G. Clémenceau, P. Hervieu, ein Henry Bernstein vermochten so wenig zu fesseln, wie das, was am Repertoire Sarah Bernhardts der neueren Zeit angehörte. An litterarischen Arbeiten über das neuere französische Theater sei ein umfangreicher wohlfundierter Aufsatz Eloessers (4263) über Rostand hervorgehoben. — Ein Interview Samoschs (4264) gibt persönliche flüchtige Eindrücke von diesem Dichter und seinem Heim wieder. —

Das Interesse für Gobineau ist, dank der Tätigkeit der Gobineau-Vereinigung, in stetem Wachsen begriffen. Ein ausführliches Referat über zehn Jahre Vereinsarbeit legt deren Leiter Schemann vor (abgedruckt: DHeimat. 5, N. 31). Er nennt die Tatsache des Erfolges eines solchen Bundes ein hocherfreuliches Zeichen der sich verbreitenden Einsicht in die Bedeutung des Rassenbewusstseins, und teilt mit, dass die Witwe des verstorbenen philosophischen Diplomaten den gesamten handschriftlichen Nachlass ihres Gatten dem Verein zur Verfügung gestellt hat. Er kündigt Veröffentlichungen daraus als bevorstehend an und weist auf die Wichtigkeit der Korrespondenz hin. — Dem gleichen unermüdlichen Propagandisten Gobineauscher Gedanken verdanken wir eine neue Auflage der „Historischen Szenen" der „Renaissnnce" (4271). — Am ausführlichsten beschäftigt sich E. Kretzer mit dem Menschen und dem Schriftsteller (Joseph Arthur Graf von Gobineau, sein Leben und sein Werk. Leipzig, Seemann. 1902. 264 S. M. 4,00). Die Biographie bringt neues Material hauptsächlich aus Notizen und Briefen von und an den Fürsten Philipp zu Eulenburg. Auch dieses Buch ist der Propaganda gewidmet und nicht der Kritik; es wäre deshalb Unrecht, strenge Beururteilung zu fordern, wo beabsichtigt ist, Sympathien zu erwecken, und man wird einem Verfasser, der seine Schrift ausdrücklich als „Blätter" bezeichnet, „welche nur dazu bestimmt sind, das Interesse für Gobineau anzuregen," nicht übelnehmen, dass er das mancherlei Barocke im Wesen des Verfassers, der gar zu gern sich selbst nach einem fernen Ideal und die Welt nach sich selbst geformt hätte, nicht stärker hervorgekehrt hat. Es ist hier auch nicht unsere Sache, die Zentralpunkte der Gobineauschen Geschichtsphilosophie, die Behauptung von der absoluten Konstanz der einzelnen Rasse und der Erklärung

des geschichtlichen Werdens ausschliesslich durch Rassenmischung zu erörtern. Dass hier, wenn auch in auf die Spitze getriebener Form, sehr wichtige Probleme zuerst ernstlich angegriffen sind, leugnet wohl niemand mehr, schärfer ist der Streit um den Wert der Dichtungen, die hier ebenfalls hoch gepriesen, aber nur in Inhaltsangaben, nicht in analytischer noch weniger in litterarhistorischer Art betrachtet werden; es verlohnte aber sehr, den Gedankeninhalt etwa der Renaissance einmal mit Grimms Michelangelo und Burckhardts Renaissancebuch zu vergleichen. —

Taine beschäftigt noch dauernd die Geister; in welchem Umfange, lehrt am besten das kritische Referat über die gesamte neuere Tainelitteratur seit 1893 (bis dahin ist sie schon früher registriert) durch Thieme (4274a). —

Englische Litteratur in Deutschland. Gesamtdarstellungen. Von den üblichen Zusammenstellungen für Schulzwecke kann hier billig abgesehen werden. Nur auf das Bändchen der Göschensammlung, in dem Weiser (4276) einen kurzen Leitfaden gibt, sei infolge der grossen Verbreitung der handlichen Hefte hingewiesen. Von empfehlenswerter Sorgfalt in den Einzelheiten, den Stoff in Gruppen und Paragraphen mehr beschreibend als genetisch entwickelnd, die Menschen und den kulturhistorischen Hintergrund kaum andeutend, vermittelt das Buch in zureichendem Masse den Stoff der Litteraturgeschichte, ohne selbst recht Geschichte zu sein. Leider fehlt die Gabe schlagender Charakteristik völlig; was soll man dazu sagen, dass Hamlet „eine gedankenvolle, ergreifende Tragödie, welcher der junge Goethe die lebhafteste Anregung verdankte" genannt wird, nichts weiter. Nach der Weise fast aller Grundrisse fährt die ganze neuere, nicht etwa nur die moderne Litteratur zu kurz: wer für Scott sieben Seiten hat, könnte für George Eliot mehr als acht Zeilen frei halten; Ruskin wird nur als Kunstkritiker, Kipling als Romanschriftsteller und Lyriker genannt, beides für den Stand der Litteratur um 1902 kaum noch entschuldbar. Allerdings muss hervorgehoben werden, dass die Aufgabe, die eine derartige Bearbeitung einer reichen Litteratur auf 150 Seiten stellt, eine der allerschwierigsten wird, wenn sich der Verfasser der Anforderung fügt, dass wichtigere Tatsachen und biographisches Material vorgebracht werden müssen. — Die Arbeit Liebaus (4280) gehört dem stoffgeschichtlichen Gebiete an und wird daher an anderem Orte zur Besprechung gelangen. —

Shakespeare ist seit über hundert Jahren unzweifelhaft der gelesenste fremde Autor in Deutschland, heute schon weit mehr gelesen als die meisten, die wir unseren Klassikern zurechnen, als Wieland, auch wohl als Kleist. Jedes Jahr bringt eine Fülle kleinerer Biographien und Charakteristiken, unter denen hier Waetzolds Einleitung einer Ausgabe (4285) hervorgehoben sei. — Bulthaupts trotz mancher Einwände unentbehrliche Dramaturgie erschien in achter Auflage (4282). — Shakespeare für eine bestimmte, und zwar für eine bedrückend enge liberal-rationalistische Weltanschauung in Anspruch zu nehmen, versucht Gelber in freien Reden über Shakespeare (4283). Er beweist in „Das Aufklärungsprinzip bei Shakespeare", dass Shakespeares Meinung gewesen sei: „Vernunft, barmherziger Himmel, wir brauchen Vernunft! Und so beginnt er seine Gesänge von der Notwendigkeit der Vernunft." Des weiteren beweist er, dass Shakespeare kein Fürstenknecht gewesen sei, „sondern einzig der Sohn eines seiner Ansprüche an den König sich immer bewusster werdenden Volkes." Die Meinung, die Shakespeare über den grossen Haufen unverhohlen genug äussert, wird als auf einzelne Fälle bezüglich hinweginterpretiert. Der Lear wird im Gegensatz dazu nicht zum Einzelfall gestempelt, sondern zur Kritik des Gottesgnadentums; wer Lust an gewagten Deduktionen hat, mag nachlesen, auf welchem Wege der Verfasser dahin gelangt. Es ist dabei anzuerkennen, dass er auch eine Kritik republikanischer Mängel bei dem Dichter zu erkennen vermag. Dass auch die Kirche ihren Anteil Shakespearescher Kritik bekommt, ist selbstverständlich und berechtigter. Man ist nicht überrascht, in diesem Buch eines geborenen Advokaten ein verwickeltes Plaidoyer für Shylock zu finden: „Dreihundert Jahre Shylock-Schimpf", das hauptsächlich mit Gedankengängen arbeitet, die sich angeblich in Shylock vollziehen; es steht leider nichts davon im Texte. Gegen die Sache wäre nichts einzuwenden, und Shylock hat ebensogut wie jeder andere Verbrecher seine mildernden Umstände und seinen Verteidiger zu beanspruchen, nur würde man lieber nicht in der Einleitung lesen, dass der Verfasser mit seiner „ganzen litterarischen Ehre" für das einstehe, was er sage, und nicht an Shakespeare herum-interpretiere, sondern seine ehrliche Ueberzeugung ausspreche; das hofft man von jedem Schriftsteller, auch wenn er's nicht sagt, und ob man's glaubt, hängt auch nicht von der Versicherung des Redners ab. In dem Vortrag „Das Richteramt bei Shakespeare" sucht er die moderne Auffassung des Richteramts, die Milde und Verstehen fordere und eigentlich nur schmerzlich ihre Pflicht tue, schon bei Shakespeare. Mit welcher Kenntnis hier gearbeitet wird, zeigt ein Satz wie der, der auf die Frage antwortet, ob Walter von der Vogelweide (und andere) eine minime geistige Potenz war?

Gewiss nicht... aber „in der Finsternis ihrer Zeit gingen ihre Hervorbringungen verloren." Bei aller Voreingenommenheit und mancher Aberweisheit ist dieser Vortrag noch der beste des Buches. Ein älterer Aufsatz (von 1895) schliesst das Buch: „Der Humbug in der Shakespeare-Bacon-Frage", der sich hauptsächlich gegen das Vitzthumsche Buch richtet und oft in unangenehme persönliche Angriffe übergeht. Ueberhaupt ist der Gesamtton oft anmasslich und sehr fern von Shakespeareschen Höhen. „Schnoddrig wie ein Leutnant in Afrika" und ähnliches gehört nicht in solche Schrift, selbst wenn man annimmt, dass dem Verfasser jemand, der um des blossen Schemens eitler Ehre oder gar aus Lust sein Leben einzusetzen, um sein Leben zu gewinnen, zu den Wilden geht, ganz unbegreiflich und ausschliesslich lächerlich erscheint. —

Aus der Fülle von Einzelstudien, von denen mir die Eichhoffsche **(4288)** leider unbekannt blieb, seien nur drei herausgehoben: Engel **(4290)**, zum guten Teil auf dem von Theodor Elze zusammengebrachten Material (vgl. JBL. 1899 IV 1d: 52) fussend, entwickelt im Gegensatz zu jenem seine Ansicht dahin, dass Shakespeare doch wohl in Italien gewesen sei. — Cserwinka **(4287)** sammelt eine Reihe von Skizzen unter dem Titel „Shakespeare und die Bühne", manchen interessanten Einblick in die Motive Shakespeareschen Schaffens gebend. Von den Aufsätzen mögen die in früheren Jahrgängen des Shakespeare-Jahrbuchs erschienenen hier beiseite bleiben: die Apothekerszene in „Romeo und Julia", „Signor Antonio", „Die Schauspieler im Hamlet", „Die Erscheinungen in Richard III.". Der erste, „der Senat im ‚Othello'" sieht ähnlich, aber weniger einseitig als Gelber gerade in dieser Tragödie mehr das Drama des Verkennens als das der Eifersucht, mehr das Lob der Vernunft als den Tadel der Bosheit. Nicht die Güte allein und die Liebe tuen es, sondern die erkennende Güte und die klar sehende Liebe; der zweite verteidigt die Bianka des gleichen Stückes gegen den Vorwurf des Kurtisanentums, den ihr der Theaterzettel mache. Da sie aber nun einmal die Geliebte des Leutnants und nicht dessen Gemahlin ist, so ist das doch schliesslich mehr eine Frage der Terminologie; jedenfalls ist die Rechtfertigung ihres Charakters gelungen, soweit er überhaupt im Stücke gezeigt wird. V. „Der Herzog im ‚Kaufmann von Venedig'" gibt eine ganz unnötig scharfe Kritik der Nebenperson des Dogen, des „perlenbeladenen Hohlkopfs", in einer Schilderung des Beginns der Gerichtsszene. VIII. „Richard III." möchte Cs. als das Drama „eines, der die eigene Menschlichkeit hintergehen wollte," charakterisieren. Er versucht demgemäss eine stärkere Hervorhebung der menschlichen Seiten an Richard und dessen sich regenden Gewissens durchzusetzen. X. „Julius Cäsar" sucht die riesenhafte Grösse der Shakespeareschen Gestalt gegenüber neueren Mäklern darzutun. Brutus' Minderwertigkeit wird in seinem inkonsequenten Handeln gerade im Gegensatz zu Cäsar nachgewiesen. Ein Epilog: „Die Leitung des Prospero-Theaters an das Publikum" entwickelt wieder einmal den Plan einer Musterbühne; seine Besprechung gehört nicht zu meiner Aufgabe. — Zum dritten Kühnes **(4295)** medizinisch-poetische Studie, die ein wiederholt erörtertes Thema, die Symptomatik Liebender, Sterbender, Trunkener aufs neue untersucht. Man liest gern, dass die Schilderung der Vergiftung Kleopatras einigermassen zum wirklichen Tode an Gift stimmt, dass der Schlaftrunk Julias nicht gänzlich zu den Unmöglichkeiten gehört, und dass die charakteristischen Zeichen der Syphilis im Timon von Athen richtig angegeben sind, wenn auch, was hier aus der Geschichte des morbus Gallicus beigebracht wird, wenig zuverlässig ist, wie sich auch hier schon die weniger angenehme Seite der Studie geltend macht, dass der Verfasser gelegentlich ein paar Seiten zu viel aus den Kompendien, denen er folgt, exzerpiert und uns mit Ueberflüssigem quält. Entschieden missglückt ist der Nachweis, dass Othello ein Epileptiker sei; das würde Shakespeare natürlich gesagt haben. Der Beweis, dass er charakteristische Eigenheiten der nigritischen Rasse dargestellt habe, wäre leichter zu bringen gewesen. Ungewollt komisch wirkt dann der Schluss: dass der Dichter die vom Verfasser pedantisch registrierten Symptome der Trunkenheit kannte, war im 17. Jahrhundert noch weniger überraschend, als es im zwanzigsten wäre. — Opitz' Buch **(4284)** besteht zu vier Fünfteilen aus Zitaten, der Rest ist kläglich. Ich begnüge mich, die Kapitelüberschriften herzusetzen: 1. Hamlet, Prinz von Dänemark. Die Tragödie des Humors. 2. König Lear, die Tragödie des Kindesundankes und des Triumphes der Verkannten. 3. Othello, der Mohr von Venedig. Die Tragödie der Eifersucht. Ueber die Art, die Shakespeareschen Stücke als Dramatisierungen vom Abstrakten zu betrachten, wird nachher noch zu sprechen sein. —

Shakespearekritik. Ueber Bormanns **(4303/4)** fortgesetzte Forschungen oder besser gesagt Behauptungen dauernd zu referieren, hiesse die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellen. — Dass er totgeschwiegen werde, darf der sächsische Humorist ja auch so nicht behaupten, da sich wiederum einige Kritiker mit ihm auseinandersetzen. Engel **(4306)** geht der Baconlegende haupt-

sächlich durch den Nachweis von Shakespeares relativer Bildung zu Leibe; daneben muss Bacons tatsächlich überraschende Unwissenheit über zeitgenössische Litteratur, die der Verfasser der Dramen recht gut kannte, eine vollgültige Widerlegung abgeben. — Weniger säuberlich verfährt derselbe Verfasser mit demselben Schriftsteller in einem Artikel der Zeit (WWochenbl.) 33, S. 55f.: William Shakespeare und Herr Edwin Bormann. — Auch Reichel (**4307**) verfolgt mit Eifer die Wendungen der Politik der Baconianer, diesmal auf der Warte gegen die neue abstruse Chiffern-theorie der Mrs. Gallup. Er benutzt diese Gelegenheit gleich zur Empfehlung seiner eigenen Forschungen, deren Ergebnis freilich noch seltsamer ist als das der Baconianer, nämlich, dass keiner von beiden keine der beiden Schriftgruppen (wenigstens nicht die Hauptwerke) verfasst habe. Der gereizte Ton überrascht bei diesem Autor nicht, mehr schon, dass auch ein „Herr Taine" hart angelassen wird. —

Uebersetzungen. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Shakespeareübersetzungen liefert Uhde-Bernays (**4308**) in seinem Buche über die von Eschenburg so hart als Nachdruck verurteilte Strassburg-Mannheimer Shakespeareausgabe Gabriel Eckerts. An der Tatsache des Nachdrucks lässt sich freilich nichts ändern, sie ist um so weniger entschuldbar, als der Plünderer erheblich mehr Englisch verstand als der Geplünderte, der es denn auch nicht für einen Raub hielt, einen grossen Teil der Verbesserungen wortlos zu übernehmen; immer noch zu wenig allerdings, wie der Verfasser ausführt. Den Schluss bildet der interessante Nachweis, dass Schiller seiner Macbethbearbeitung den zwölften Band dieser Ausgabe zugrunde gelegt hat, nur liegt die Frage, wie sich inzwischen herausgestellt hat, doch nicht so einfach wie U.-B. meinte, da Schiller auch andere Uebersetzungen beizog. Die gefällige Vortragsart des Verfassers sei noch besonders gerühmt. — Das Buch von Zelak (**4309**) blieb mir leider vorläufig unzugänglich; über den Streit um die Erneuerung der Schlegelschen Shakespeareübersetzung, die Conrad (**4311**) einer scharfen Kritik unterworfen hatte, wird besser im Zusammenhang im nächsten Jahr berichtet werden; wir Germanisten würden uns jedenfalls sehr ungern das mustergültige Deutsch dieses geborenen Interpreten zugunsten einer grösseren Genauigkeit in Nuancen nehmen lassen. —

Bibliographisches. Die Existenz der Shakespeare-Gesellschaft und ihres Jahrbuchs ist ein deutliches Zeichen, welche Bedeutung auch heute noch das deutsche Volk dem Dichter einer fremden Nation beilegt; es gibt nur wenige Verbindungen auf der Welt, die dem Kultus eines Genius des Auslands geweiht sind. Da das Jahrbuch (**4313**) seine löbliche Tendenz, auch dem Nichtfachmann Interessantes zu bieten, in diesem Jahre beibehält, sei es an dieser Stelle pflichtgemäss erwähnt. Es steuert mit einer Sammlung von Gutachten über die obenerwähnte wichtige Frage der Textbesserung unserer Uebersetzung wertvolles Material bei — auch Meyerfeld äussert sich in seiner Besprechung mit Recht ablehnend — und bringt in einem Aufsatz von R. M. Meyer über Otto Ludwigs Shakespearestudien einen wertvollen Beitrag zur Nachwirkung des grossen Dramatikers in Deutschland. —

Drama: Gesamtausgaben. Hier sind nur zwei Neuauflagen zu verzeichnen, die der Hempelschen Klassikerbibliothek (**4318**) und die nach englischem Muster geschaffene Dreimarkausgabe der Deutschen Verlagsanstalt, die Oechelhäuser besorgt hat (**4318a**).

Einzelne Dramen. Den Coriolan unterzieht Wohlrab (**4319**) einer nüchternen, oft geradezu trockenen Analyse, die das Prädikat „ästhetisch" wohl nur von dem Verzicht ableitet, aus der dichterischen Individualität oder persönlichen Erfahrungen zu erklären; sie beschränkt sich auf die Betrachtung Coriolans als Kunstwerk. Manch Einzelzug tritt auf diese Weise überraschend hervor, als ganzes scheint mir Shakespeare missverstanden, wenn W. das Drama als das des ungebändigten Heldenmutes auffasst. Die ganze Anschauungsweise, die in Shakespeares Werken Verkörperungen von irgend etwas anderem als von den deutlich genug charakterisierten Gestalten sieht, geht auf ein, an sich vollkommen zutreffendes Wort Lessings über den Othello zurück, ist aber in ihrer Entwicklung geradezu verhängnisvoll für das Verständnis des Dichters geworden, der wohl das Ewige und allgemein Menschliche durchschimmern lässt, aber nie als solches dargestellt hat. Alle Bemühung, die mehr als Menschen, oft geradezu Allegorien von Tugenden, Lastern oder Leidenschaften bei dem grossen Briten sucht, geht irre. Ist W. an dieser Klippe kaum vorbeigekommen, so vermeidet er mit mehr Glück die der dramatischen Technik: wo es sich darum handelt, in erster Linie Ereignisse zu schildern, unleugbar eine der wichtigsten Fragen, bei den grössten Dramen Shakespeares, die ein grosses Individuum darstellen, fast eine Nebenfrage. Gewiss, Shakespeare wählt dramatisch wirksame Helden, aber er wählt sie nicht unter dem Augenpunkte einer vorsichtigen dramatischen Architektonik, die bereit ist, das einzelne dem wirksamen Aufbau unter-

zuordnen, sondern er konzentriert das Interesse so auf den Charakter und seine Betätigung, dass daneben die technische Freude am konstruktiven Element zurückgedrängt wird. So kommt der Dichter schliesslich dazu, im Julius Caesar die gigantische Grösse des Heros mehr aus dem Schatten, den er wirft, ahnen zu lassen, als darzustellen, und im Hamlet gar ein beinahe biographisches Drama zu geben in denen die Reihe der Ophelia-Szenen, in lockerem Zusammenhange zur Handlung stehend, doch eigentlich den geheimnisvoll in Rembrandtschem Goldton schimmernden Untergrund abgeben, durch den das Werk seinen bestrickenden Zauber stets ausübte und heute mehr als je ausübt. Die deutsche Hamletlitteratur zu besprechen, ist Sache des Anglisten, soweit sie das Problem der Dichtung behandelt; das Jahr des „dreihundertjährigen Jubiläums", wie die Zeitungen sich ausdrückten (es handelt sich um die erste Eintragung ins Buchhändlerregister), ist natürlich sehr reich an Arbeiten und Aufsätzen zu der Dichtung gewesen. Hervorgehoben sei die hübsch ausgestattete Pantheon-Ausgabe des Hamlet (**4321**) und eine neue Auflage von Türcks „Hamlet ein Genie", die natürlich keine Aenderung in der bekannten Ansicht des Verfassers, aber viel grobe Polemik enthält. — Dass die Zeitungsaufsätze zur mehr als verwickelten Hamletfrage kein neues Licht zu bringen wussten, wird gewiss nicht überraschen; Wohlrabs dem vorhergehenden Jahre angehörende Analyse fand Rezensenten mehr als Förderer der Frage. — Engel (**4325**) referiert über den Shakespearetag in Weimar, in manchen Punkten die Ansichten des Vortragenden, des Professor Schick, beanstandend. — Neben dem Hamlet ist leider auch das Shylock-Problem wieder aufgetaucht und hat zu erregten Diskussionen geführt, die, von falschen Voraussetzungen ausgehend, immer wieder ein Kampf um Gespenster werden. Die Ansichten Gelbers sind oben erörtert worden (vgl. **4283**); in schroffstem Gegensatz zu ihm steht ein Aufsatz von Bartolomäus (**4339**), der den venetianischen Juden als eine komische Figur auffasst, im ganzen mit Recht; nur muss auch hier wieder hervorgehoben werden, dass Shakespeare so wenig wie das Leben rein komische Figuren kennt. Sie alle, ob nun Falstaff oder ein Narr oder Polonius oder Shylock geheissen, erhalten einen so starken menschlich-begreiflichen Kern, dass jeder Versuch typischer Charakteristik ihnen gegenüber versagt, genau so, wie er dem Molièreschen Menschenfeind gegenüber stets versagen wird. — Etwas anderes versteht Kohler (**4344**) unter dem Shylockproblem: das juristische der Verschreibung nämlich. Er verteidigt seine Ansicht von der formalen Ungesetzlichkeit der Abweisung der Klage Shylocks gegen ein Buch des Franzosen Huvelin. — Die Reihe der Vischerschen Shakespearevorträge (**4346, 4355, 4359**) gehört mehr der Geschichte der deutschen Litteratur an als unserem Kapitel: das Erscheinungsjahr ist denn doch nur ein zufälliges Datum für Bücher, deren Geist einer uns fern scheinenden Vergangenheit angehört. Wer eine berufene Stimme hören will, findet in Brandls (**4346**) Rezension eine Fülle von Einwänden gegen den sachlichen Gehalt, die ästhetische (ziemlich engherzige) Beurteilungsweise, auch gegen die sehr umfangreichen Uebersetzungsproben. —

Von den englischen Dichtern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts interessiert in Deutschland nur noch Byron, der aber aufs höchste; die grosse Zahl von Schriften, die alljährlich über ihn erscheinen, beweist, dass der Eindruck der modernen Litteratur, die ganz „byronfrei" ist, täuscht — offenbar wird der Dichter auch in den weitesten Kreisen eifrig gelesen. Das beweisen schon zwei neue Volksausgaben, die des Weichertschen Verlages (**4374**), die Heichen aus älteren Uebertragungen zusammenstellte und einleitete, und die von Wetz besorgte, bei Hesse erschienene (**4375/6**) Neubearbeitung der Böttgerschen Uebertragung. Die Biographie des Dichters, die die letztgenannte eröffnet, ist genau, das einzelne hervorhebend, gelegentlich sich in Einzelheiten verlierend. Der Dichter wird wesentlich durch charakteristische, manchmal anekdotenhafte Züge — in der Weise der älteren englischen Biographie — geschildert, die einzelnen Akte seines Lebens werden dargestellt, kritisiert und diskutiert, die einzelnen Werke werden besprochen. Darunter leidet indessen das Gesamtbild: es wird geradezu unerfreulich. Will man Byron verstehen lehren, so muss man doch von der Totalität seines Wesens ausgehen, von seinem Titanismus, aber auch von seiner „Spleenigkeit", wie Treitschke es einmal genannt hat; dann wird auch der des Umgangs mit Geistesgrössen ungewohnte Leser vieles in diesem wirren Leben begreifen lernen. Wer vom Standpunkt des rein Menschlichen an die einzelnen Handlungen des Dichters herantritt, um mit gleicher Wage Recht und Unrecht zwischen dem Dichter und seinen Gegnern oder seinen Geliebten zu verteilen, wer nicht immer den Dämon des Dichters im Auge hat, sondern nur den Menschen sieht, wird in den meisten Fällen dem Dichter die Schuld zusprechen müssen: was dann herauskommt, ist ein Plaidoyer mit der Bitte um Freisprechung, keine Biographie. — Einheitlicher ist das Bild, das Koeppel (**4371**) entwirft; das Charakteristische der Werke, die, wenn nicht ein neues Stimmungs-

element, so doch eine neue Stimmungsnuance in die Weltlitteratur eingeführt haben, ist glücklich herausgehoben. Begeisterung für die menschliche Persönlichkeit des Dichters hat der Verfasser weder empfunden, noch auch mitteilen wollen, das wird auch einen deutschen Biographen, der in Goethe und Schiller zwei so vollkommen menschliche Dichtergestalten kennen gelernt hat und ähnliches unwillkürlich bei anderen Grossen der Weltlitteratur sucht, schwerlich je gelingen: der launische Mann ist der, für den am schwersten die Sympathien gewonnen werden können. — Lady Byron erfährt durch Conrad (4369) auf Grund des vermehrten Materials eine ebenso harte Verurteilung als ihr bisher zumeist zuteil geworden ist; inwieweit sich ihr Charakter erst in der Ehe mit einem Manne, der schlechterdings in jedem Punkte ihr Gegenpol war, und den sie gewiss aus tiefster Seele hasste, ungünstig entwickelt hat, kann man freilich kaum mehr sagen; jedenfalls hat sie sich durch ihr Verhalten völlig ins Unrecht gesetzt, so stark, dass C. von einer sittlich anormalen Natur reden kann. — Dem Einflusse des Dichters auf die deutsche Litteratur geht Weddigen (4373) nach in einem, zum Teil seinem älteren Buche „Lord Byrons Einfluss auf die europäischen Litteraturen der Neuzeit“ entlehnten Aufsatz, der mehr ein Katalog als eine schriftstellerische Leistung ist, und nicht genügend zwischen der allgemeinen Zeitstimmung und der spezifischen Form, die ihr Byron gegeben hat, zu scheiden weiss. Dass die „üppige Reiselitteratur“ „Byron ihre Entstehung verdankt“, ist nur eine der unbedachten Behauptungen, deren sich eine Reihe finden. —

Von den Engländern der neuesten Zeit interessiert Kipling nach wie vor; das Interesse für Wilde ist immer noch im Wachsen, die Gründe dafür erörtert Meyerfeld in für das deutsche Publikum nicht allzu anerkennenden Worten (4383a), dabei auch das Wesen der Kunst dieses „reinen Aestheten“ streifend. Er spricht sich über die Aussichten der Werke des Engländers auf deutschem Boden einigermassen skeptisch aus. Immerhin bezeugen eine Reihe von Aufführungen auf deutschen Bühnen (namentlich von „Lady Windermeres Fächer“) die öffentliche Aufmerksamkeit. Eine Sonderaufführung vor geladenem Publikum im Neuen Theater brachte die Salome, die gleichzeitig vom Inselverlag in guter Uebersetzung vorgelegt wurde, und Bunbury; Block spendet der Darbietung sein wärmstes Lob (4384). —

Amerikanische Litteratur in Deutschland. Eine Sammlung amerikanischer Lyrik in Uebersetzungen, die mir nicht zu Augen kam, veranstaltete Knortz (4385). — Wie immer, findet Emerson Schilderer seines Wirkens, die dieses Mal an die wirklich einem dringenden Bedürfnis abhelfende Neuübersetzung der „Vertreter der Menschheit“ anknüpfen konnten; sie entstammt der Feder Conrads (4387). — Achelis (4386) sucht in seiner ruhigen Weise den mannigfachen Gedankeninhalt der Werke Emersons zu umschreiben, während Bie (4386a) geistreich und pointiert die mannigfachen Widersprüche des Rhapsoden aufleuchten lässt, um sie in dem Brennpunkt der menschlichen Persönlichkeit zusammenzufassen. — Der in unserem Originalität schätzenden, vielleicht überschätzenden Zeitalter arg in Vergessenheit geratene Longfellow findet in Engel (4388) einen anspruchslosen Darsteller, der nicht notwendig in unseren Jahren zu schreiben brauchte — um so mehr gehört unserer Zeit der Gedanke einer neuen Poe-Uebersetzung an, die Hedda und A. Möller-Bruck soviel ich sehe mit Einsicht besorgen (4390), und die Wiegler (4391a) mit Enthusiasmus begrüsst. Er möchte in ihm, dessen menschliche und litterarische Erscheinung er mit starken Farben entwirft, den eigentlichen Anreger der ganzen modernen Symbolisten sehen, der zuerst mit grösster Kunst die Macht des Unbewussten, die Zwischengefühle, das Ziellose des Innenlebens dargestellt habe; es gibt indessen noch mehr Bewerber um diese Anerkennung in der Weltlitteratur. —

Italienische Litteratur in Deutschland. Die sonst so reiche Ernte auf dem Gebiete der älteren italienischen Litteratur ist diesmal verhältnismässig spärlich. An weitere Kreise wendet sich des geistreichen Kohler Aufsatz über „Dante und die Gegenwart“ (4392) und Erich Schmidts nach Konzeption und Anlage freilich einer früheren Zeit angehöriger, glänzender Essay „Ariost in Deutschland“ (4393). —

Unvergleichlich mehr fesselt das neueste Italien das deutsche Publikum; freilich nur ein Autor: d'Annunzio. Der Streit um ihn, den hochgepriesenen und hartgescholtenen, wird mit Druckerschwärze auf deutschem Zeitungspapier mit einer Erbitterung geführt, als ob er, das Prototyp eines Romanen, einer der unseren wäre. Die „Tote Stadt“ erlebte in Berlin eine vielbesprochene Aufführung, die H. Hart bespöttelt (4403); gleichzeitig erschien eine Uebersetzung von Linda von Lützow. — Kerr erkennt der „Francesca da Rimini“ einige Vorzüge zu (4400), so den des „grossen Zuges“, versichert aber in einem Nachsatze, dass das nichts eben Schwieriges sei, der grosse Zug; um so mehr Lob hat er für das Spiel der Duse. —

Spanische Litteratur in Deutschland. Schwerings „kritische Studie" (4404) kann erst im nächsten Jahre zur Besprechung kommen.

Belgien. Hausers Uebersetzungen erfreuen sich seit dem Erscheinen seines musterhaften Rossetti fast ungeteilter Anerkennung. Er fährt unermüdlich fort, den Deutschen neuere Stimmungsgedichte des Auslandes zu vermitteln; dieses Jahr brachte in sorgfältiger Auswahl eine Sammlung belgischer Lyrik (4406), deren neueste Entwicklungsphase in ihm einen beredten Anwalt findet. —

Derselbe Hauser lenkt endlich die Augen Deutschlands von Maeterlinck ab auf dessen „Vorläufer". Tatsächlich ist ja auch eins der litterarhistorisch interessantesten Probleme, wie diese gleich in ihren ersten Schöpfungen so selbständig auftretende seltsame Kunst sich entwickelt hat. In einem Aufsatz der NFPr. (N. 13498) wie in einem zweiten der Nation[B] (19, N. 37) bespricht er die Werke des belgischen Dichters Charles van Lerberghe, seine zarte Lyrik, vor allem sein kleines symbolisches Drama „Les Flaireurs". Der Zusammenhang dieses Stückes, das freilich im modernen Armeleutekreise spielt, mit jener Gruppe der Maeterlinckschen Dramen, die das Herannahen des Todes darstellen, war von jeher offenbar, nur konnte zweifelhaft bleiben, wer von beiden den anderen zunächst angeregt habe, zumal die Widmung des besprochenen Dramas an Maeterlinck für einen engen Zusammenhang zwischen beiden sprach; hier erfahren wir von einem Bekannten Lerberghes, dass dieser der Vorläufer gewesen sei. Das, was Maeterlinck hinzugebracht hätte, würde dann jene reiche Märchenphantastik sein, die in seltsamer Kreuzung aus dem Grimmschen Märchen von der Jungfer Maleen und dem vorshakespeareschen Drama die Princesse Maleine mit allen ihren charakteristischen Eigenheiten hatte entstehen lassen. — Die Phase Maeterlinckschen Schaffens, auf die Lerberghe bedeutenden Einfluss gehabt zu haben scheint, liegt weit zurück, und gegenwärtig dreht sich der Streit der Meinungen um ganz andere Fragen: die des Erfolges von „Monna Vanna", das Oppeln-Bronikowski in gut ausgestatteter Uebersetzung (4420), das Deutsche Theater in Berlin (und mit und nach ihm fast alle deutschen Bühnen) in weniger gut ausgestatteter Darstellung brachten. Am aufschlussreichsten scheint mir von den Artikeln, die ich gelesen, noch Oppeln-Bronikowskis kurzer Aufsatz (4420), der die interessante Mitteilung enthält, dass im ursprünglichen Schluss Vanna die Wahrheit ihrer Worte durch Selbstmord erwies, um Prinzivalle zu retten, was echter Maeterlinck scheint; es wird schwer, sich die Aenderung anders als durch Rücksicht auf die Rolle und ihre Darstellerin zu erklären. Was der Uebersetzer bei dieser Gelegenheit zur Empfehlung seiner Uebersetzung sagt, nämlich, dass sie den „allzu bild- und farbenreichen Wortschwall des Originals" ganz von selbst ins „Shakespearisch-Markige" übertragen habe, scheint mir nicht so lobenswert wie ihm. Ist denn das die Aufgabe des Dolmetsch? — Die Presse zeigt sonst das übliche hin und her in der Beurteilung; fest steht nur, dass der weit und tief reichende Erfolg des Stückes nicht ausschliesslich seinen besten Qualitäten verdankt wird. Hervorgehoben sei aus der Masse der Besprechungen nur Kerrs, nach heutiger bedauerlicher Sitte an mehrere hervorragende Stellen verteilte Worte über das Drama, in denen der scharfsinnige Kritiker sich die anstössige Komödiantenhaftigkeit des Schlussaktes keineswegs entgehen lässt. Im übrigen erfährt man in gewohnter Weise mehr von Kerrs als von Maeterlincks Weltanschauung (4420). — Ergänzt wird dieser Artikel durch den der NDRs. (4411), in dem der gleiche Verfasser einen Maeterlinck vor den Augen des Lesers konstruiert, der sich freilich einigermassen sonderbar ausnimmt. Als Kern des Stückes entdeckt er die Mahnung: „seid nicht heroisch", und versichert, dass das auch seine (er schreibt unsere) Weltanschauung sei. So maeterlinckfremd seine ganze Anschauungsweise ist, so soll doch der sichere Blick für die Einzelheiten des Stückes und die Feinheiten des ethischen Problems nicht geleugnet werden. — Die Mehrzahl der anderen Rezensenten war einigermassen ratlos und Schubrings Nacherzählung in üblem Journalistenstil (4420) wird hoffentlich nicht für ein Zeitdokument zu gelten haben. — Es war zu erwarten, dass „Monna Vanna" das Interesse für den Dichter überhaupt anregen würde. Neben Lothars (4412) belanglose Rezension des „Tod des Tintagiles" stellt sich eine nicht glückliche Arbeit Zielers über das gesamte Werk Maeterlincks (4417), die aus dessen eigener Ueberwindung der Stücke seiner ersten Epoche mit bekanntem Trugschluss deren Minderwertigkeit folgert, während es doch eine der primitivsten Forderungen an die Kritik ist, dass sie sich von den Meinungen der Verfasser über ihre eigenen Werke, und namentlich über die einer eben beendeten Epoche, frei zu halten hat. Wie müsste sonst die Beurteilung etwa des Faust ausfallen! Z. sieht die wahre geistige Bedeutung Maeterlincks in dem Lehrer der Weisheit, nicht in dem Dramatiker; bei den Dramen fühle er sich nicht über den Einzelfall zu einem grossen Gefühl allgemein-menschlicher Tragik erhoben, daher ist auch der Hauptteil der Betrachtung der Philosophie gewidmet, deren Gedankengänge dem Wesen des Kritikers homogener sind. Der

Fortschritt der Weltauffassung von der ersten zur zweiten Schrift wird klar entwickelt, der gegenwärtige Maeterlinck in seiner Stellung zu den Fragen des Lebens geschildert. — Von anderen Arbeiten sei kuriositätshalber die der gesinnungstüchtigen Helene Roland-Holst genannt (**4416**), der Maeterlinck ein Poet des sterbenden Kapitalismus scheint, der hoffentlich noch den Weg in die Arme der alleinrechthabenden Partei finden wird. Man sieht, wie nahe sich schliesslich die Orthodoxen aller Farben in ihrer Grundanschauung und ihrem Wesen stehen. — In der Diederichsenschen Gesamtausgabe liegen (in der meist guten Uebersetzung von Oppeln-Bronikowski) des weiteren die zwei Singspiele (**4418**) „Die Blinden" (**4419**), „Pelleas und Melisande" (**4423**) und die alte „Prinzess Maleine" (der Uebersetzer hätte ihr die deutschen Namen wiedergeben sollen) vor (**4425**). — Der gleiche Verfasser geht persönlichen Beziehungen des Dichters in seinen Werken in einem Aufsatz von B&W. (5, N. 3) nach. — Stockhausens „Prinzess Maleen" ist in zweiter Auflage mir nicht zu Gesicht gekommen; die erste war misslungen (**4424**). — Von hoher Warte aus versucht Krug (**4415**) die Philosophie von „Weisheit und Schicksal" in die Phasen des Denkens der Menschheit einzuordnen. — Hollaender weist dagegen mit Berufung auf Kant, der ausgiebig zitiert wird, den Denker Maeterlinck a limine ab (LE. 5, S. 15—21). —

Holländische Dichtung in Deutschland. Hausers Uebersetzungen holländischer Lyriker (JBL. 1901 IV 1c:466) wirken noch in diesem Jahr nach. Ihr Verfasser behandelt in einem Artikel der WIDM. 91, S. 687—95 den hohen Stand der gegenwärtigen holländischen Litteratur, in Sonderheit den Lebenslauf eines ihrer bedeutendsten Vertreter, Frederick van Eedens, eines menschenfreundlichen Arztes. Reiche Proben und Analysen vermitteln dem deutschen Leser ein Bild seines Strebens, auch seine nicht immer glücklichen lyrischen Neuerungen finden einen kunstvollen Nachdichter. — Daneben beherrscht noch immer Multatuli, von dessen Werken (übersetzt von Spohr) bereits eine zweite Auflage im Erscheinen begriffen ist (**4429**), die Neigung der deutschen Leser. — Erwähnenswert scheinen mir vor allem die „persönlichen Erinnerungen" von Mary L. F. Mohr (**4428**), die aus den Wiesbadener Jahren des Schriftstellers erzählen. Wie alles Persönliche über ihn hinterlassen sie keinen reinen Eindruck seiner Persönlichkeit; der Verdacht einer gewissen Schauspielerei, wenn der Dichter, seinen litterarischen Erfolg scheinbar verachtend, immer nur von seinen humanitären Zielen spricht, wird laut, sein menschliches Verhalten gegenüber seiner ersten Frau findet, allerdings mehr auf Grund von Gerüchten, Tadel. Was an Positivem angeführt wird, ist die unzweifelhafte Begeisterung für die Sache der Eingeborenen, andererseits schier unglaubliche Urteile über Goethe und Schiller, die, wenn nicht etwa Paradoxe einer Minute oder eines Abends, Zeugnisse einer unheilbaren Nüchternheit und eines gigantischen Hochmuts wären. Ein umfangreicher Brief an einen Schriftsteller, der die gleiche niedrige Einschätzung des Schriftstellerischen gegenüber dem Didaktischen zeigt, wird in Bruchstücken abgedruckt. —

Skandinavien: Allgemeines. Im zweiten Bande der deutschen Ausgabe seiner gesammelten Schriften vereinigt Brandes (**4431a**) die kleineren Aufsätze über dänische Dichter hauptsächlich der romantischen Epoche mit der bekannten „Festschrift" über Holberg. Die deutsch-dänischen litterarischen Beziehungen kommen dabei natürlich vielfach zur Geltung, weniger in der letztgenannten Arbeit freilich, die das Nachleben des Dichters auf deutschem Boden nur eben streift, als in den Skizzen über den vom Geist Novalisscher Mystik beherrschten Hauch, über Ingemann, in dem sich Fouqué- und Hoffmannsche Einflüsse seltsam mischten, Heiberg, der von Tieck ausgehend seine eigentümliche Kunst sich erschafft und auf dem Boden Hegelscher Philosophie die ein halbes Jahrhundert lang in Dänemark herrschende Aesthetik entwickelt. Die Rückwirkung auf Deutschland tritt in Hertz (König Renés Tochter), vor allem in Oehlenschläger zutage, mit dessen Aladdin sich der für Deutsche wichtigste Abschnitt beschäftigt. Die tiefe Wandlung, die sich zwischen der Abfassung des Originals und der Beendigung der Uebersetzung in dem Dichter vollzogen hat, seit er in Deutschland in innige Beziehung zu den führenden romantischen Kreisen getreten ist, wird in den Aenderungen des Textes scharfsinnig nachgewiesen und so in einem charakteristischen Reflex die Wirkung nicht sowohl eines einzelnen, sondern des romantischen Zeitgeistes überhaupt überraschend klargestellt. Ueber einen ganz dänisch fühlenden und zumeist dänisch dichtenden Deutschen Schack Staffeldt handelt das letzte Kapitel des Buches. Die rätselhafte Gestalt des Einsamen, den das neue Dänemark schätze, Deutschland ganz vergessen habe, sucht B. in ihrer Eigenheit aufzufassen. Da die Aufsätze durchgängig älteren Datums sind, genüge hier der Hinweis auf das, was für die deutsche Litteratur Wichtiges in ihnen zu finden ist; im einzelnen wird natürlich die vertiefte Erkenntnis der romantischen Epoche manches heute mit anderen Augen ansehen, als der scharfsinnige

Verfasser das seinerzeit vermochte. — Die Uebersetzungslitteratur der Deutschen ist seit Jahren stark nordisch gefärbt; ganze Bündel solcher Werke breiten W. Fred, Martha Sommer und E. Consentius vor dem Leser aus (LE. 4, S. 741/7). —

Lyrik. Der Jonas sche „Nordische Musenalmanach" (4432) hat nach Form und Inhalt vielfach Beanstandung gefunden, mir war er vorläufig unzugänglich; es wird darauf zurückzukommen sein. —

Romane. Poppenberg weiss über den in manchem Sinne wesensverwandten Bang feine Worte zu sagen (4434). — Derselbe Autor begrüsst die unzweifelhaft bedeutendste Erscheinung des Jahres, Selma Lagerlöfs Jerusalem (I), in der NatZg. (N. 605). —

Drama. Es ist längst allgemein üblich geworden, Björnson unter dieser Kapitelüberschrift zu führen, eines der frappantesten Zeichen, wie die Auffassung über einen Schriftsteller sich zu wandeln vermag — wer hätte einst den Verfasser der Bauernnovellen, denen er seinen ersten grossen Ruhm bei uns verdankte, unter die Dramatiker gestellt? Eine Betrachtung, die nicht wenigen derer, die den siebzigsten Geburtstag des greisen Schriftstellers litterarisch begingen, als Ausgangspunkt dient. Das Jubiläumsjahr hat denn auch hauptsächlich Uebersetzungen von Dramen gebracht: Paul Lange und Tora Parsberg von Mathilde Mann (4449) und „Auf Storhove" (4448), ohne dass indes diese Alterswerke Beifall hervorrufen konnten. — Im ganzen vermochte auch ein Jugendwerk, die „Maria von Schottland", die das Berliner Theater neu herausbrachte, keinen Enthusiasmus zu wecken; J. Hart (4450) legt sich bei dieser Gelegenheit die Frage vor, warum der zweite Teil ungeschrieben blieb und der Dichter, wie alle Modernen, sich Stoffen unserer Zeit und niederer Sphäre zuwendete. Er findet in dem Werk und seinem Dichter wohl Einheit der Persönlichkeit, Erkenntnis des „Willens zur Macht" im Nietzscheschen Sinne vor Nietzsche als Wurzel der Geschichte, er vermisst aber die überwältigende Macht bei dem Dichter selbst, und deshalb auch eine beherzte Antwort auf die Frage „Was ist Macht?" — Waren also all die genannten Stücke zum mindesten keine Erfolge, so hallte doch auch in diesem Jahre noch die Erregung, die die Neuaufführung von „Ueber unsere Kraft" hervorgerufen hatte, gewaltig nach. Aus den Broschüren und Artikeln sei hier nur der Vortrag von dem Marburger Theologen Weiss hervorgehoben (4459). Der Redner nimmt das Stück (auf dessen alten ersten Teil er sich übrigens beschränkt) entschieden gegen die einseitige Auffassung als Tendenzdrama in Schutz. Ihm scheint das „von innen heraus Erlebte" als entscheidendes Charakteristikum des Werkes, das mit gewaltiger plastischer Phantasie angeschaut sei. Besonders gelungen scheint ihm die Darstellung der Atmosphäre, in der diese „überwachen", „übererregten" Menschen leben. Eine kurze aufschlussreiche Analyse sucht die Charaktere zu durchleuchten: er findet in der Hauptperson nichts Pathologisches, sondern nur „die Religion zur einseitigen Virtuosität gesteigert". Des ferneren zieht der Vortrag auch das grössere religiöse Problem der Forderung des Wunders in den Kreis der Betrachtungen, die damit unseren Rahmen überschreiten. — Von den Jubiläumsartikeln im engeren Sinne charakterisiert der von Landsberg (4444) Björnson als Typus seines Volkes und als Antipoden von Ibsen. Die menschliche Persönlichkeit scheint ihm liebens- und verehrungswürdig, das weit über das rein Litterarische sich ausdehnende Wirken, namentlich das des Politikers, die Begeisterung für immer neue Wahrheiten kann die Kritik im einzelnen nicht vertragen. Etwas unorganisch fügen sich knappe Charakteristiken einiger Werke an. — Sokolowsky (4446) verzichtet fast ganz auf eine „Würdigung". Statt dessen plaudert er uns über die Umgebung, in der der Schriftsteller erwuchs: Krikne, Naesset, Molde, Christianias Schule und Theater werden hübsch geschildert; um so seltsamer muss ein Schluss berühren, in dem der Verfasser seinem ungeheuchelten Erstaunen Ausdruck gibt, dass ein einfacher Pfarrerssohn es in der Welt so weit gebracht hat. —

Henrik Ibsen: Zusammenfassende Darstellungen und Bühnengeschichte. An Neuauflagen wichtiger Werke über Ibsen sind die der Bulthauptschen Dramaturgie (4461) (vgl. JBL. 1901 IV 4:495) und die der Reichschen Vorlesungen (4463) (JBL. 1895 IV 4:176; 1900 IV 4:218; 1901 IV 4:164) zu nennen. — Besprochen wurde von früheren Werken noch Litzmanns Buch (4462) von Lichtenberger, der sich hauptsächlich mit den Fortschritten des Verfassers in der Erkenntnis Ibsens beschäftigt, und Steins Bühnengeschichte der Dramen (4464), die Anlass zu Reflexionen über die Berliner Theaterkritik bot. — Neu ist das Buch Lothars (4461a), eine volkstümliche Biographie. Es wurde mit verdientem Beifall aufgenommen, da es nicht nur die Schaulust und das populäre Bedürfnis, von einem grossen Mann möglichst viel persönliche Details zu hören, befriedigt, sondern auch eine wertvolle Einführung in die grossen Probleme bringt, die den Dichter lebenslang beschäftigt haben. Das wichtigste Verdienst der Schrift ist in der Betonung der Einheit des dichterischen Gesamtwerkes zu erkennen; in dem redlichen

Bemühen, die Brücke von einem Werk zum anderen zu schlagen und die Keime später Schöpfungen in früheren bloszulegen. Dabei wird auch das Notwendigste über den Geist der Zeit gesagt, die den schrankenlosen Individualismus nicht nur im hohen Norden zur Forderung der vorgeschrittenen Geister machte, und überall sind die wesentlichen Fragen zum mindesten berührt. Dass L. wie unsere ganze Zeit noch sehr weit entfernt ist, eine so gewaltige Persönlichkeit und ihr fast noch gewaltigeres Werk erschöpft zu haben, ist klar, ebenso, dass sich über viele Einzelheiten streiten lässt. So über den Deus caritatis am Schlusse von „Brand". Ibsen hat kein Bekenntnis häufiger wiederholt, als das über seinen Beruf als Befrager, im Gegensatz zum Antwortgebenden; am deutlichsten wohl in jener Zeit durch den Mund des Skalden, der von den Dichtern spricht, die es aus Zweifel geworden sind. Und gleich darauf sollte er in Brand eine positive Lösung geben? Denn das ist sie, wenn, wie L. meint, die Schlusszeile ein Hohnruf des Bösen wäre. Der Ursprung der Stimme soll unklar bleiben, wie ich meine, und der Schluss ist nichts als ein darstellbares Fragezeichen: hatte Brand wirklich recht? Und noch eine Seite der Ibsenschen Kunst wird immer wieder vergessen: dass er ein Dichter ist, und oft nur nachträglich mit dem Verstande konstruiert, was er zunächst visionär innerlich geschaut hat, und dass individuelle Gestalten eines Dichters ein Eigenleben besitzen, das sich so wenig allgemeinen Forderungen und Problemen fügen will als das der wirklichen Menschen: Ibsens Bitte, ihn doch auch als Dichter und nicht immer als Sozialtheoretiker zu nehmen (Rede vom 26. Mai 1898), wird noch immer allzu gern überhört. — Einen Auszug aus dem Buch, die wenig erfreulichen Tagebuchnotizen M. G. Conrads über seinen Verkehr mit Ibsen, gab die NFPr. (**4468**). — Zusammenfassend besprachen die neuere Ibsenlitteratur M a h n und S t r e c k e r. M. (**4473**) tadelt in ziemlich scharfen Worten Brandes' Einleitungen zu den historischen Dramen Ibsens, erkennt dagegen desselben Verfassers älteren Aufsatz (vgl. **4466**, siehe unten) an, nicht ohne die missgünstigen Ausfälle gegen deutsches Wesen im allgemeinen anzustreichen, zitiert sodann Stein und lobt Litzmanns innere Wandlung zu Ibsen; er hofft indessen, dass Litzmann sich noch weiter wandeln werde, da das Buch auch jetzt noch in vielen Punkten unzulänglich sei. K. W. G o l d s c h m i d t s kleines Heftchen (Bedeutende Männer aus der Gegenwart und Vergangenheit. Berlin, H. Schildberger. 20 S. M. 0,50) wird im Gegensatz dazu lobend erwähnt, weil es ein Drama aus dem anderen entwickle und geschickt die These und Antithese des Problems offen lege. Um so energischer wird über Leo Bergs (JBL. 1901 IV 4 : 166) geistreichelnde Methode, die ganze Weltlitteratur in vagen und nichtssagenden Analogien für jedes Thema in Bewegung zu setzen, der Stab gebrochen. Roman Woerners erster Band wird mit wohlverdientem Lob bedacht, und die Besprechung schliesst mit einem schwungvollen Dithyrambus auf Ibsen, den Geistesverwandten der Deutschen. — S t r e c k e r (**4481**) bespricht in einem Sammelreferat die Bücher Litzmanns, Bergs und Steins, letzteres anerkennend, von Berg nur den zweiten Teil „Ibsen und das symbolische Drama" lobend, das freilich mit Wärme. Litzmann wird als sympathische Persönlichkeit begrüsst, seine Ansichten werden als vielfach noch zu eng mehrfach beanstandet. — An Steins Ausführungen schliesst sich S c h l a i k j e r an in einer Kritik der Kritiker und des Publikums (**4465**). Es liegt in der Richtung des Denkens dieses Schriftstellers begründet, dass er dabei hauptsächlich bourgeoise Borniertheit sieht. In Wahrheit haben sich mit Ibsen ziemlich alle Parteien und Richtungen in Lob und Tadel gleichmässig kompromittiert, und der Verfasser hätte ganz in der Nähe seine Beispiele bei Edgar Steigers gesinnungstüchtiger Ibseninterpretation finden können. —

E i n z e l s t u d i e n. Der erste Band der Langenschen Ausgabe von Georg B r a n d e s' gesammelten Schriften bringt den Aufsatz von 1890 „H. Ibsen und seine Schule in Deutschland" (**4466**), einen klugen und gegen die einzelnen deutschen Schriftsteller wohlwollenden Aufsatz, der leider durch äusserst problematische Gesamturteile über deutsches Wesen entstellt wird. Neigt „der Deutsche" wirklich so zum Wortreichtum, wie der Verfasser behauptet? Man denke an Kleist, Hebbel, Otto Ludwig; ist er wirklich von Natur selten diskret? Lässt er sich wirklich so gern auf Zeitungspolemiken ein, und hat Ibsen das nie getan? B. war den Deutschen seiner Zeit entschieden überlegen durch eine tiefere Kenntnis des wahren Wesens Ibsenscher Kunst. Er weiss, dass der Dichter keineswegs bloss Naturalist ist, wofür man ihn damals bei uns nahm, und er sieht, dass sein Individualismus sich keineswegs so eng mit einem verschwommenen Sozialismus verkoppeln liess, wie die Deutschen, die zu seiner Fahne schworen, das annahmen zur Zeit einer Bewegung, die B. in gerader Richtung auf diese Vereinigung lossteuern sieht. Die von dem Kritiker gemusterten Dramen sind zumeist verschollen; nach Verdienst. Wir sprechen heute nicht mehr mit B.s Hochachtung von Richard Voss' theatralischer Alexandra, über H. von Basedows merkwürdigen „gerechten Menschen", von Wolfgang

Kirchbachs abgeschmacktem „Waiblinger“, oder gar von H. Bahrs ganz verunglückten „neuen Menschen“ und der noch ärgeren „grossen Sünde“. Dem federfertigen Wiener gegenüber irrt sogar der scharfe Menschenkenner B., wenn er glaubt, der Umschwung, den Bahr um die Axe des „Volksfeindes“ vom Sozialismus zum Majoritätenhass gemacht hat, auf grosse innere Erlebnisse zurückführen zu müssen. Interessant bleiben vor allem die anerkennenden Worte über Hauptmann, von dem ausser dem Promethidentloos doch nur die ersten zwei Stücke vorlagen, und über Holz und Schlafs „Familie Selicke“. Der Aufsatz ist ein interessantes Dokument der jungdeutschen Entwicklungsgeschichte, das nur dadurch einseitig wird, dass der Verfasser die mannigfachen anderen Einflüsse auch da bei Seite lässt, wo sie auf der Hand liegen: Zola, Tolstoi, Dostojewski. — Es hat verhältnismässig lange gedauert, bis der Kritik die volle bis zur Selbstvernichtung gehende satirische (besser würde man wohl sagen: ironische) Anlage, die ein so wichtiger Bestandteil des Ibsenschen Genius ist, erkannt hat. Vielen musste es der Dichter erst ausdrücklich im Epilog seiner Werke versichern, dass er die Menschen öfter gehöhnt habe, als sie glauben mochten. Nun möchte aber Brieger-Wasservogel (**4467**), nach der anderen Seite übertreibend, in dem Dichter mit einer gewissen Ausschliesslichkeit den Satiriker sehen; doch das Grundgefühl, das alle Dramen durchzieht, der Hass gegen die breite Mittelmässigkeit, mag sie nun behaglich sich im Herkömmlichen spreizen oder einem ihren niederen Instinkten angemessenen künftigen Schlaraffenland entgegenstreben, tritt keineswegs nur satirisch hervor: die Darstellung des Scheiterns der Grosses erstrebenden Männer an der kompakten Masse und dem Wust der Vorurteile ist tragisch und nicht satirisch. — Auch Stern knüpft an den Epilog an (**4479**), um die Vermutung auszusprechen, dass der Ironiker Ibsen erheblich grösseren Anteil an den Dramen gehabt habe, als man meist glauben wolle. Seine Polemik richtet sich gegen alle, die Ibsen, der ein typischer Norweger sei, zum Vorbild germanischer Poesie machen wollen. Er meint, Ibsen habe in seinen Dramen bis zur Wildente eine klare Weltanschauung besessen, die sich zur Propaganda eignete und dazu benutzt worden sei. Dann seien aber die Dramen mit den grundstürzenden Zweifeln an den gepriesenen Idealen gefolgt und dabei sei es geblieben: er predige einen hoffnungstrunkenen Chiliasmus, dessen Werden er jedoch beständig kritisiere und ironisiere. Er schliesst mit einer Warnung, den schrankenlosen Individualismus als den geraden Weg ins dritte Reich aufzufassen. — Eine andere Frage hat früh (Nation[B]. 1887) schon Schiff (**4478**) in einem Essay behandelt, die nämlich, wie es um die Richtigkeit der physischen Voraussetzungen der Gespenster und einiger anderer Dramenepisoden stehe. Er erwägt zunächst in verständiger Weise den Grad der Bedeutung, den die Forderung wissenschaftlicher Richtigkeit in der Kunst hat. Ibsen sei kein Naturalist; seine Ansicht von der Erblichkeit der Syphilis sei irrig, die zweite von der Syphilis als Ursache der Gehirnerweichung sei mindestens zweifelhaft, die Schilderung der Paralyse in wesentlichen Punkten verfehlt; das Gesagte treffe auch den Dr. Rank. Auch Dr. Stockmann erhält als Arzt eine schlechte Zensur, hier missversteht der Verfasser den Dichter offensichtlich, auch von den anderen Thesen scheint manches inzwischen veraltet und der ganze Aufsatz wenig geeignet, die Ueberzeugung an die Möglichkeit der Voraussetzungen Ibsens zu erschüttern. Und in letzter Linie kommt es ja auch in den Gespenstern weniger auf das an, was ist, als auf das, was die Handelnden glauben. —

Werke: Gesamtausgabe und Gedichte. Die grosse von Brandes, Elias und Schlenther herausgegebene Sammlung von Ibsens Werken gelangte durch das Erscheinen des ersten und achten Bandes zum vorläufigen Abschluss (**4482/3**). Der erste bringt in Uebersetzungen Morgensterns, Emma Klingenfelds, Bambergers und Fuldas die gesammelten, um manches bisher Unbekannte vermehrten Gedichte, sodann kleine Prosaschriften (Rezensionen, Zeitungspolemiken und anderes), eine Anzahl Ansprachen, schliesslich den „Catilina“; eine recht bunte Sammlung, die doch das gemeinsame hat, dass sie den Menschen Ibsen, der sich in den Dramen so oft versteckt und verstellt, offenbaren. Konfessionen darf man freilich nicht viele erwarten, und es bedarf schon eines feinhörigen Lesers, um anderes zu hören als Meinungen über bestimmte Dinge und Gefühle bei bestimmten Anlässen. Ueber die Art, wie er verstanden sein möchte, hat er sich verschiedentlich ausgesprochen; in sein Inneres lässt er darum doch nicht hineinsehen, und selbst wenn er einmal poetisch beichtet, so begnügt er sich mit Symbolen und Andeutungen da, wo man Aufklärungen erwartet (z. B. „Auf den Höhen“ S. 90). Die Uebersetzung ist, wie alle Kenner versichern, durchaus gelungen, vor allem sind die Sentenzen, mit denen in epigrammatischer Form Ibsen so gern auch seine Lyrik schmückt, glücklich nachgeprägt. Der achte Band enthält die Dramen zwischen 1886 und 1892 „Rosmersholm“, „Die Frau vom Meere“, „Hedda Gabler“ und den „Baumeister Solness“. Die schwierige Aufgabe der Einleitung ist

von Schlenther in bewunderungswürdiger Weise gelöst worden; seine Analyse von Rosmersholm ist geradezu ein Paradigma der kritischen Analyse eines Dramas, der Zusammensetzung von Charakteren aus verstreuten und wechselnden Aeusserungen und Handlungen. — Der Artikel der NFPr. (**4485**) ist in der Hauptsache ein Auszug aus Schlenthers Einleitung zum Gedichtbande; vorausgeschickt hat der Verfasser ein kurzes Referat über das Zustandekommen des Unternehmens, für das ein paar Ergänzungsbände (Biographie und Briefe) in Aussicht gestellt werden. Der Verfasser nimmt dabei Gelegenheit, gleichzeitig im Namen von Brandes, Elias für die Hauptarbeit an dem Gelingen des Werkes zu danken, das nur durch E.s „sprachliches Stilgefühl, seinen Arbeitseifer und sein Finderglück" zustande gekommen sei. „Von ihm ist die Idee zum Werke einst ausgegangen, ihm schuldet das Werk seinen einheitlichen Charakter." —

Einzelne Dramen. Eine seltsame Interpretation des Baumeister Solness gibt Wedekind (**4486**). Ihm sind die Gestalten des Dramas lediglich Abstrakta, ihre Handlungen der Ausdruck der Beziehungen zwischen ihnen. So sei Frau Solness die alte Schule, der alte Brovik die alte, der junge die junge Generation, Hilde Wangel Ibsens Jugendidealismus, Dr. Herdal Ibsens Objektivität, der Baumeister natürlich er selbst. Das individuelle Leben der einzelnen sei als äusserer Flitter daraufgesetzt, diese ganze Art zu dichten wird scharf verurteilt. Was neu ist an dieser Erklärung, ihre konsequente Durchführung, scheint mir nicht gut; gewiss lässt Ibsen hier wie sonst nirgends individuelle Bekenntnisse einfliessen. Dass sie aber das dramatische Leben des Stückes getötet hätten, finde ich nicht und es scheint mir, dass etwa Hilde Wangel weit mehr eine Repräsentantin der egoistisch begehrlichen Jugend ist als ein zum Scheinleben erwecktes Abstraktum Jugend. Andere Benennungen scheinen ganz verfehlt, und nur durch das Bedürfnis diktiert, allen ein Etikett zu geben. — H. Hart (**4491**) analysiert gelegentlich einer Besprechung der Berliner Aufführung mit Glück die Charaktere der „Kronprätendenten"; er tadelt aber das Allzugewollte, das Durchschimmern von Abstraktionen, auch die Neigung mittelalterlicher Menschen zur Selbstzergliederung, die freilich jener Zeit sehr viel näher lag, als der Kritiker glaubt. Tadel findet das Schillertheater sowohl wegen der mangelhaften Besetzung der wichtigsten Rollen als wegen eines Versuches, die Grundlagen des Dramas seinem Publikum durch einen Hinweis auf Verhältnisse unserer Zeit schmackhafter zu machen. — Hessen (**4493**, vgl. JBL. 1895 IV 4:554) hat seinen irrigen Standpunkt Ibsens „Nora" gegenüber, dass er nämlich nicht Anfängern, sondern Ibsen das dramatische Handwerk beizubringen habe, in den sieben Jahren leider nicht geändert, obwohl er doch hätte sehen können, dass das Publikum, auf das er sich beruft, inzwischen zu besserer Einsicht in die Notwendigkeit des Schlusses gelangt ist. — Auch Pudor kommt in seinen „Kunsttheoretischen Essays" auf dasselbe Stück zu sprechen (**4494**), das er zweimal analysiert, um den Nachweis zu führen, dass der tragische Konflikt nicht in der Urkundenfälschung Noras, sondern in ihrem Irrtum über den Charakter ihres Mannes liegt. Etwas unvermittelt schliesst sich ein Lob des Individualismus als des Lebens- und Erziehungsideals unserer Zeit an; der Verfasser empfiehlt Ibsens strenge Bewahrung der Einheit der Zeit, der Charaktere (ganz im Gegensatz also zu Hessen!), des Problems. Entschieden zu weitgehend ist der Schlusstrumpf, dass Ibsen nicht nur die faulen Wurzeln unserer Zeit aufdecke, nein, „er sagt uns zugleich immer, wie es sein müsste, wie es anders werden könnte". Der Verfasser wolle sich der Wildente erinnern. — Wien machte einen interessanten Versuch mit „Peer Gynt" (**4497**), dessen Verständnis von einem breiteren Publikum in Deutschland zu fordern, allerdings zu viel verlangen hiesse. — Ueber Ibsens Römerdrama handelt Sokolowski in einem Aufsatz (**4499**), der manche Lücken füllen möchte, die Woerner gelassen hat. „Für Catilina", der als eigentliches Geschichtsdrama beabsichtigt gewesen sei, werden die Quellen (Sallust und Cicero) herangezogen, und Ibsens selbstherrliche Art, mit den Personen zu schalten, mit Schiller verglichen. Der gleiche Versuch zeigt in „Kaiser und Galiläer", dass Ammian (in der deutschen Uebersetzung von Tross und Büchele 1826) den Stoff hergab (vgl. jetzt Ibsens Brief an Woerner vom 7. Juli 1899). Es wird der flüchtige Versuch unternommen, Julians Charakter mit dem Catilinas, einer Selbstdarstellung Ibsens, in Parallele zu setzen. Sodann wendet sich die Untersuchung dem Begriffe des „dritten Reiches" zu, das als Zeit reinen Menschentums erläutert wird, wobei S. die Uebersetzung der grossen Ausgabe, die Julian das Reich „gründen" lassen will, beanstandet; es sei nur von befestigen die Rede. Julian habe seine Aufgabe missverstanden und Totes erwecken wollen (mir scheint mehr, dass die Zeit noch nicht reif war, und mit ihr Julian). Der eigentliche Held des Dramas sei die Welt und zugleich die Menschheit, die sich neuen Idealen entgegen entwickeln. — H. Hart (**4501**) schilt, die Tendenz zu sehr verallgemeinernd, die Selbständigkeit der tragenden Charaktere missachtend, den „Volksfeind." „Eine

feinere Menschlichkeit beginnt doch erst da, wo man Verständnis gewinnt für das, was andere ‚ihr' Recht und ‚ihre' Wahrheit nennen.“ —

A. Strindberg. Theodor versucht, der Reihe der Schriften folgend, Strindbergs Entwicklung zu charakterisieren (4503); seine meisten Werke seien im höchsten Sinne Bekenntnisse „ohne Stil und mit einer unverhüllten Schamlosigkeit herausgestellt, die in allen Litteraturen der Welt einzig dasteht“. Dass sein Hochmut die Seele seiner lyrischen Dramen — in positivem wie negativem Sinne — sei, möchte der Verfasser beweisen. — Ein zweiter Artikel desselben Verfassers (4504) lehrt das gleiche. Er soll vor allem den Uebergang zwischen dem alten Strindberg, „dem die Mütter fluchten, dass er die Gedanken ihrer Kinder vergiftet habe“, zum neuen, „den man gut als Heiligen ansehen könne“, darlegen. Als Seele seines Schaffens wird sein Uebermenschentum, sein Herrenstolz angesehen. Im ganzen begnügen sich beide Artikel, unter ekstatischem Lobe die Dramen zu analysieren und mit den Phasen seines Lebens in Parallele zu setzen. — Scherings Strindbergausgabe (4506) ist in langsamem Fortschreiten begriffen. — Die zwei neuen Königsdramen „Königin Kristina“ und „Gustaf III.“, die mancherlei Abweichungen von dem bisher verfolgten Typus bildermässigen Aufbaus zeigen, bespricht Valfyr (4505) in einem „Schwedischen Brief“. — Von übersetzten Stücken wird der „Gustav Adolf“ von Geiger (4507) wegen seiner glücklichen Detailcharakteristik belobt, „Ostern“ von Schur (4508) als ein Gericht über die eigene Vergangenheit, der die verzeihende, begreifende und helfende Liebe gefehlt habe, charakterisiert, „Rausch“ von Block (4509) als „von einem übergewöhnlichen Menschen erlebt und von einem starken Dichter geschildert“ anerkannt, während H. Hart die Tragikomödie nicht ohne persönliche Reminiscenzen, zu denen wohl der Titel den Anlass bot, leicht ironisiert: „auch zweifle ich, ob Sankt Augustin je in Versuchung geraten ist, seine Konfessionen zu einem Theaterstück umzuarbeiten.“ Die Grösse einzelner Szenen erkennt er trotzdem bereitwillig an. —

Böhmen und Ungarn. Max Hoffmann sieht in Petöfi den reinen Typus des ungarischen Dichters (4511) wie er den allzu gebildeten Deutschen fehle. Seit Walter von der Vogelweide habe Deutschland keinen einzigen rein deutschen Lyriker wieder hervorgebracht! —

Polen. Brückners Geschichte der polnischen Litteratur wird von Tarnowski (4512) als „das beste, überhaupt erste Werk, welches dem deutschen Publikum genaue Kenntnis und richtiges Verständnis der polnischen Litteratur ermöglicht,“ bezeichnet. Hervorgehoben wird die ausgiebige Behandlung deutschen Kultureinflusses, der natürlich in der Zeit der Klassik und Romantik überwiegt. Die Beurteilung und Bewertung des einzelnen wird freilich mehrfach beanstandet: vor allem seien die Grundmotive aller polnischen Schriftstellerei seit der Teilung Polens, Hoffnung und Schmerz, nicht genügend hervorgekehrt. — Eine Uebersicht des LCBl. über Sinkiewicz-Uebersetzungen (4515) gibt lediglich kurze Analysen und wenige Worte der Beurteilung des Dichters, in denen „Sturmflut“ am höchsten gestellt wird. — Ranftl (4513) gibt eine ausführlichere Charakteristik der Romane des polnischen Dichters. Seine Meisterschaft in der Milieuschilderung wird auch in den ältesten Werken gelobt, seine Charakteristik als anfangs zu flach bezeichnet. Mit „Ohne Dogma“ habe er dann psychologisch im Bourgetschen Sinne geschrieben; eine grosse und feine Gesellschaftsschilderung gab die „Familie Polaniecki“. Der christliche Standpunkt wird überall gebührend hervorgehoben, so dass es nicht überrascht, auch „Quo vadis“ geschätzt zu sehen; namentlich die Charakteristik und die Technik des Romans haben es dem Verfasser angetan. Bei den „Kreuzrittern“ findet er denn doch das Polentum zu stark glorifiziert, die Deutschordensritter zu schwarz gemalt, doch versagt er darum dem Werke nicht seine Anerkennung; der historische Roman in dieser Form sei keineswegs zu verwerfen, die Vorliebe des Dichters für das Gesunde sei ein erfreuliches Zeichen. —

Russland: Allgemeines. Polonskijs Geschichte der russischen Litteratur (4516) leidet unter dem Mangel der russischen Geschichte überhaupt, an dem Fehlen breiter historischer Bewegungen und umbildender Entwicklungen einerseits, der historischen Kontinuität andererseits: zwischen der ältesten russischen Litteratur und der des 19. Jahrhunderts klaffen unüberbrückbare Lücken. Bei aller schätzenswerten Charakteristik der einzelnen Gestalten mangelt der rechte Zusammenhang, untereinander ebensowohl als mit den Erscheinungen des Auslands; so scheinen Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski vom Himmel gefallene Grössen und nicht Individualitäten, die auf dem Boden bestimmter litterarischer Entwicklungen gediehen sind. Dadurch bekommen auch die Charakteristiken etwas sehr Unbestimmtes und sagen schliesslich nur dem wirklich etwas, der die genannten Werke auch kennt. Wenn man eine fremde Litteratur für ein Publikum, das der Sprache nicht mächtig ist, darstellen will, wird man viel stärker mit den gesamteuropäischen Strömungen,

mit Parallelerscheinungen und den charakteristischen Unterschieden arbeiten müssen, als es der Verfasser getan hat. Aus sich heraus lässt sich Fremdes nicht begreifen, wenn man die Voraussetzungen so wenig kennt wie selbst der gebildetste Deutsche die der russischen Litteratur. Auch sprachlich ist das übrigens ernst gearbeitete Büchlein nicht ganz einwandfrei. Die Namensfülle wirkt erdrückend. — Tiefer will Wolynsky in seinem Essay über die russische Litteratur der Gegenwart (4518) schöpfen. Er baut sie auf Tolstoi, den russischen Normalmenschen, ja Normalmuschik, und auf Dostojewski, den wahnsinnigen Ekstatiker, auf. Ersterer hat die Probleme des Lebens auf Grund einer göttlich-menschlichen Ethik lösen wollen, der andere den ewigen Konflikt des egoistischen Willens und des mächtigen zum allgemein Guten geneigten Herzens geschildert. Zu Tolstoi stellt sich Tschechow, dessen Werke dem sterbenskranken russischen Menschen wenn auch keine Heilung, so doch Mitleid und uneigennützigen Trost geben können; ihm werden die kleineren Lichter Korolenko und Mikulitsch angereiht. Garschin wird auf die Mittellinie zwischen Tolstoi und Dostojewski gestellt, Gorki ihm beigesellt mit der Vermutung, dass seine Schöpferkraft schon nicht weiter reiche und sein Talent vielleicht auch im Sinken sei. Sicher sei das allerdings nicht. Seine Tendenzen werden als anarchistisch, nicht sozialistisch charakterisiert. An ihm ist viel auszusetzen: schreiende Farben, selbst eine gewisse Affektiertheit; er lebe nicht mehr auf echtem russischen Boden, sondern halb in einer Phantasiewelt. Er nähere sich gelegentlich der Dekadenz, einer Form der Reaktion gegen die empörende Routine, deren Führer in Russland Mynski sei, ein mystischer Philosoph und trockener Belletrist. Neben ihm stehe der ewig sich wandelnde Mereschkowski, dem in seinen historischen Romanen kompilatorische Abschreiberei vorgeworfen wird. Hyppius sei im Gegensatz zu den Verstandesdekadenten eine Gefühlsdekadentin, alle aber hätten die Schwenkung zur Religion gemacht; hoffentlich würde man nun wieder die Anknüpfung an Dostojewski finden. Schliesslich werden einige derbe Normaltalente aufgezählt: Jassinski, Nemirowitsch-Dantschenko, Gnieditsch und andere, unter denen nur der melancholisch-grüblerische Albow hervorragt. — Eine Reihe sehr freier Uebersetzungen aus dem Kroatischen und Serbischen, dem Russischen und Montenegrinischen, mit eigenen flüssigen und flüchtigen Poesien vermengt, dazu Reisekizzen und Novelletten aus Russland und Montenegro, vereinigt Teja Victus von Trôl (4520) in zwei Bänden. Das Buch der feinfühliigen Verfasserin ist ansprechend, weil anspruchslos, öfter graziös, immer liebenswürdig, nicht immer formvollendet. —

Aeltere Gruppe: Dostojewski. Der bekannte Herausgeber der reformkatholischen Zeitschrift „Renaissance“ J. Müller (4521) wünscht, sich als „Philosoph und gründlicher Litteraturkenner“ über den „in vieler Hinsicht auch für uns vorbildlichen Russen“ zu äussern. Indessen füllen das Buch biographische Nacherzählungen und Analysen der Werke, während zu litterarhistorischer Arbeit in eigentlichem Sinne nur Ansätze vorhanden sind, wie in der Erwähnung paralleler Stoffe bei Dickens; die moralisierende Beurteilung ist nicht immer glücklich, Ausfälle auf Nietzsche und Brandes schlagen einen gehässigen Ton an. Ein besonderes Kapitel ist den sozial-religiösen und ethischen Ansichten des Dichters gewidmet, doch scheinen hier die russischen Voraussetzungen und Bedingungen vernachlässigt. —

Gogol. Einen gründlichen Aufsatz über Gogols Bedeutung in der russischen Litteratur verdanken wir Pypin (4523a). Das Werk Gogols sei eine der Hauptquellen gewesen, aus denen die Europa erobernde, echt russische Kunst der Tolstoi und Dostojewski geflossen sei, und das dadurch, dass in ihm zuerst die ethische Grundbestimmung angeschlagen worden sei. Der Verfasser versucht den oft unklar gehandhabten Begriff der russischen (oder noch allgemeiner slawischen) Rasse zu bestimmen. Indem er sie (im Sinne Gobineaus also) als etwas Unveränderliches auffasst, kommt er zu dem Schluss, dass nicht eigentlich die Rasse, sondern die russische Geschichte die eigentümliche Ausprägung der Nationalität veranlasst hätte, die den Westeuropäer so fremdartig anmutet. Die jahrhundertelange strenge Abgeschlossenheit von der römisch-italienischen Kulturwelt habe im Russen einerseits Kulturlosigkeit, anderseits aber im Gegensatz zum verhassten Asiatentum ein nationales und christliches Einheitsgefühl des Gesamtvolkes hervorgebracht, das auch heute in der starken Hinneigung der Litteratur zum Volke seinen Ausdruck finde. Ebenso wie in der Tendenz, greife sie auch in der Sprache immer wieder auf das Volk zurück. Neben Puschkin sei Gogol in beiden Richtungen, vor allem auch der erstgenannten der Bahnbrecher des echten Russentums, und das gerade in seinen ersten Werken, in denen er mit melancholischem Lächeln den Vorhang von dunklen Bildern ziehe. Die soziale Wirkung sei beabsichtigt gewesen, seine späteren Selbstanklagen entbehrten der Berechtigung. Dostojewskis erste Schriften knüpften unmittelbar an Gogol an (Elende Menschen — Mantel). —

L. Tolstoi. Löwenfeld begann 1901 mit einer Gesamtausgabe der Schriften Tolstois (4530a), deren wichtigstes Verdienst neben der erstrebten Vollständigkeit das Zurückgreifen auf authentische Texte ist. Die Güte der Uebertragung, die oft mit Glück an ältere Uebersetzungen angeschlossen ist, wurde von zuständiger Seite anerkannt. In drei Gruppen soll das umfangreiche Lebenswerk des grossen Reformers vorgelegt werden: sozial-ethische, theologische, dichterische Werke. Mir liegen nur Bände der ersten Reihe vor, von „Meine Beichte" (1879) bis „Das Leben" (1885) reichend, und damit die wichtigsten Bekenntnisschriften und die erste systematische Darlegung umfassend. Es ist hier nicht der Ort, die Einwirkung der Tolstoischen Ethik auf Deutschland zu erörtern, da der Tolstoiismus analog dem Rousseauismus in seinem Auftreten und seiner Verbreitung sich zu den halbreligiösen Phänomenen gesellt. Neben der sozialethischen kommt den Werken aber auch eine litterarhistorische Bedeutung zu. Sie erklären wichtige Phasen der Entwicklung des Dichters Tolstoi. „Meine Beichte" bietet aufschlussreiche Parallelen zu „Anna Karenina"; alle bereiten auf die Gedanken von „Auferstehung" vor. Der Zusammenhang zwischen Tolstoi und Hauptgestalten seiner Werke (Ljewin) wird hier völlig deutlich. Kurze Einleitungen des Herausgebers weisen jeder einzelnen Schrift ihre Stelle im Lebenswerk Tolstois zu. — Th. Achelis (4524a) orientiert in einer Broschüre über den Gedankeninhalt der Tolstoischen Ethik, der er eine kurze Geschichte der Tolstoischen Schriftstellerei vorausschickt, um zu zeigen, wie früh die grundlegenden Gedanken bei ihm auftreten. Ausführlich wird sein Standpunkt gegenüber der Kunst behandelt, die er, wie all die ausschliesslichen Ethiker, nur als Dienstbotin der Moral im Hause dulden will: sie soll der allgemeinen Verbrüderung, Vereinheitlichung der Menschheit dienen. Sodann kommt seine Atomisierung des Staates und der Gesellschaft zur kurzen Schilderung; nur das einzelne Individuum hat Wert, und das nur, wenn es dem Ideal Tolstoischen Christentums nachlebt. Alle Konsequenzen sind gezogen: Verwerfung der Ehe wie Anwendung von Gewalt, auch um anderen zu helfen. Als die Hauptmängel wird das Unhistorische und Unpsychologische der Weltkonstruktion Tolstois hervorgehoben; das Grosse an ihm sind weniger seine Gedanken als sein Wille und sein Charakter. — J. Hart (4528) rechnet Tolstoi zu den wenigst verstandenen Schriftstellern unserer Zeit; man habe einseitig seine Ethik betrachtet, ohne seine Weltidee aufzufassen, so sei man irregegangen. Das alles habe uns Eugen Heinrich Schmitt (Leo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur; [JBL. 1901 IV 1c: 550]) erst gelehrt, und Tolstoi selbst habe sein Werk für die beste Einführung in seinen Gedankenkreis erklärt. Diese Weltidee sei die Christi, nicht die des Christentums, denn Christus sei bereits von seinen Jüngern missverstanden worden. Seine Lehre von der eigenen Göttlichkeit sei gleichzeitig die von der Göttlickeit aller wiedergeborenen, zur Erkenntnis gekommenen Menschen, Endlichkeit und Unendlichkeit der einzelnen Seele flössen so in eine Einheit zusammen; werdet wie ich, sei der Kernpunkt der christlichen Lehre. — Stössl (4530) sucht die Widersprüche, die Tolstoi der Welt vorwirft, in ihm selbst auf, in dem Künstler, der die Kunst verdammt, in dem berühmten Mann, der den Ruhm verachtet, in dem Menschenverächter (!), der zum Diener der Menschheit wird. — Einer interessanten Einzelfrage ist Dukmeyers Studie, „Die Deutschen in Tolstois Schilderung" (4526), gewidmet. Er weist nach, dass die ältere, von Tolstoi autorisierte Strengesche Uebersetzung in allen Deutsche betreffenden Punkten den Text fälscht, und zeigt dann, dass der Verfasser von „Krieg und Frieden" die Deutschen systematisch lächerlich oder verächtlich erscheinen lasse. Bekanntlich spielt der Deutsche ja auch in „Anna Karenina" keine gute Rolle. —

Turgenjew. Der Name des russischen Schriftstellers wird neben den anderen Grossen jetzt weniger genannt. Dass er darum seine Verehrer noch nicht verloren hat, beweist eine neue Uebersetzung von „Ausgewählten Werken" (4533) und die Biographie Borkowskys (4531), die mir in diesem Jahr unzugänglich blieb. —

Jüngere Gruppe: Andrejew. Auch Andrejew hatte Vorteil von der Neigung der Deutschen zu Uebersetzungen aus dem Russischen (4534—35b); über den grossen Erfolg des jungen Autors in seinem Vaterlande orientiert A. Luther in einem „Russischen Brief" (4535). —

Gorki. Alle Jüngeren überragt in der öffentlichen Schätzung Gorki, von dessen Werken alljährlich eine Fülle von Uebersetzungen erscheint (4546/7). — Zieler knüpft an sie einige nicht ganz zutreffende Reflexionen (4547); er hat wohl recht, wenn er sein episches Talent höher bewertet als das eigentlich dramatische. Zweifelhafter ist, ob bei ihm das stoffliche Interesse hier wirklich das künstlerische übertrifft, gewiss ist er im Unrecht, wenn er ein baldiges Sinken der übertriebenen Schätzung des Russen voraussagt. — Auf das Wesen des Erfolges der Gorkischen Schriften werfen einige nüchterne buchhändlerische Betrachtungen (4545) interessante Streiflichter. Gewiss

hat der geschickte Vertrieb dieser Schriften in Deutschland wesentlich zur Popularität beigetragen, und es ist wertvoll, die Sache auch einmal von dieser Seite zu sehen; nur soll man nicht glauben, dass sie die wichtigste oder gar die einzig wichtige ist. — Die Essays über Gorki häufen sich, ohne allzuviel Neues bringen zu können. In zwei Artikeln behandelt Poppenberg die „Drei Menschen" (4541/2); der einstige Dichter der Lebensfreien, die überwunden haben, sei zu einem Buche trostlosen Unmutes weitergeschritten. Die Länge des Romans sei unökonomisch, der anfangs tiefe Eindruck verflüchtige sich bei der steten Wiederholung gleicher Stimmungen. Er sieht in dem Buch eine bewusste Neudichtung des „Raskolnikow", dem in parallelen Szenen die Stimmung der neuen Generation, die weit entfernt sei von der alten Bussfertigkeit, gegenübergestellt werde. Nicht mehr Sühne fordere das Buch, sondern Rache an der schuldigen Welt, das Bekenntnis des Mörders sei eine Form der Propaganda des Schreckens. Künstlerisch stehe der Roman entschieden tiefer als die Novellen. — Adam bespricht nicht weniger als acht Uebersetzungen Gorkischer Werke (4536), unter denen er die von Scholz als die gelungenste lobt; ihm scheint der Dichter ebenfalls in den Vagabundengeschichten am bedeutendsten, da er dort sein individuelles, übrigens recht anfechtbares Ideal verkündet. Die Romane fallen dagegen ab. —

Tschechow. Gorkis litterarischer Wettbewerber erscheint gleich Tolstoi mit „Gesammelten Werken" im Diederichsschen Verlage in einer Uebersetzung Czumikows (4548a). — Höber (4548) erklärt sich seinen Erfolg aus dem versöhnenden Humor, der über den meisten der tief pessimistischen Studien liegt. — Derselbe Verfasser äussert sich auch über die Dramen des Dichters (4549), deren hohen künstlerischen Gehalt er preist; hier sei Tschechow ausschliesslich Vertreter einer melancholischen, hoffnungslosen Tragik. —

Orient. Eine schätzenswerte Einführung in die Litteraturen des Orients verdanken wir Haberlandt (4552). Die Einleitung erläutert den Begriff des Orients und zeigt die innere Einheit im Mannigfachen der östlichen Litteraturen, die Berechtigung, sie zusammenfassend zu behandeln; die charakteristischen Unterschiede der aufs Konventionelle und Typische ausgehenden unindividuellen Kunstwerke der orientalischen Völker von denen des Abendlands werden kurz hervorgehoben, die Dichter und das Publikum in ihrer Eigenart geschildert. Die Darstellung der einzelnen Litteraturen, die in der Reihenfolge: Ostasien, Indien, Persien, Semiten, Türken behandelt werden, muss sich naturgemäss auf die Hauptwerke und die wichtigsten Zweige beschränken; es ist gewiss richtig, dass der Verfasser ihnen und Proben aus ihnen den meisten Raum gewidmet hat, anstatt die wenigen für das einzelne zur Verfügung stehenden Seiten mit Namen, die keine Vorstellung erwecken, zu verzetteln, und sich in die mannigfaltigen, vorläufig noch ganz dunklen Fragen zu verlieren, die alles eigentlich Historische und Litterarhistorische dieser Völker noch bieten. — Die Schrift Remys (4552a) kann erst im nächsten Jahre zur Besprechung kommen. —

Lyrik.

(IV, 2 = N. 4554-5126b.)

H. Nohl.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1902 wird im vierzehnten Bande nachgeliefert.]

Epos.

Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Goethes Tod.

(IV, 3 = N. 5128-5216.)

Rudolf Fürst.

Gesamtdarstellungen. Ueber die Entwicklung der erzählenden Litteratur hat sich Wundtke (**5128**) anregende Gedanken gemacht. Er vergleicht die Entwicklung der Epik, die stufenartige Steigerung ihrer Zwecke und Ziele mit dem Prozess, den die Phantasie im Individuum durchzumachen hat. Die Phantasie der Primitiven bewegt sich in wirklichkeitsfremden, übernatürlichen Bahnen; sie symbolisiert Naturkräfte, die über den Menschen waltenden Mächte, belebt die Natur, schafft Fabelwesen. So ist die Göttergeschichte, die mythologische Anekdote, die Fabel im weitesten Sinn das Produkt dieser ersten Stufe, die ebensowohl der Urgeschichte der Völker wie dem ersten Kindesalter entspricht. Dann beginnt das Auge sich in der wirklichen Welt zurecht zu finden, die Sage von Halbgöttern und Helden, das Märchen, die Legende tritt auf. Das Auge schärft sich für die Wirklichkeit, das merkwürdige Ereignis, das aber nicht mehr dem Reich des Wunderbaren angehört und den Tatsachen nicht mehr widersprechen darf, wird durch die Novelle vermittelt. Sobald das Anekdotenhafte, Skizzenhafte schwindet, um einem kunstvolleren Bau der Handlung, die nach wie vor die Hauptsache bleibt, Platz zu machen, sobald diese Handlung unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachtet wird, hat dem Roman, zunächst dem Abenteuer- und Geschichtsroman, die Stunde der Entstehung geschlagen. Bald erscheint so der Mensch als würdigster Gegenstand der Teilnahme. Mit der Menschendarstellung ist der Bericht überwunden, das Nachschaffen bricht an. Nun erst, da die Charakteristik an Stelle der Handlung getreten ist, wurde der wahre Kunstwert der epischen Produktion erfasst; man findet aber die ersten Ansätze zur vollendeten Charakteristik nicht bei den Klassikern, vielmehr bei den älteren Humoristen. Für das Neue, das aber nicht durch Zerbrechen der Kunst und Verbrechen wider die Kunst entstehen kann, liegt nun die Bahn frei: wir haben die Gesetze kennen gelernt, denen die Psyche in ihrem Werden und in ihren Aeusserungen unterworfen ist, und die neue Kunst wird also den Zusammenhang klar legen müssen, in welchem die äussere Handlung (Schicksal) zur inneren Wesensentfaltung des Menschen steht, sie muss zeigen, wie das Schicksal mit Notwendigkeit aus dem innersten Wesen des Individuums herausreift. Die realistischen Mittel der psychischen Analyse, die zum Malen der Stimmungen, Gedankengänge, Leidenschaften notwendig sind, werden sich also einem künstlerischen Zweck unterzuordnen haben. Der Handlung als Ausfluss der individuellen Qualität bedürfen wir noch weiter, um das Darzustellende als im Leben begriffen vor Augen zu führen, um das Objekt umfassend und naturgetreu wiederzugeben. Leben und Handlung beeinflussen einander wechselseitig; das Produkt psychologischer Analyse und künstlerischer Synthese wird erst durch Handlung zu einem Stück Natur. —

Einzelne Arten der erzählenden Dichtung. Den Typus des schweizerischen Alpenromanes, im Gegensatz zu dem oberbayerisch-steirischen, hat nach Walzel (**5133**) J. C. Heer („An heiligen Wassern" und „Der König der Bernina") nach dem Vorbild von C. F. Meyers „Jürg Jenatsch" geschaffen, und dieser Typus wirkt bei zahlreichen jüngeren Nachfahren (Wilhelmine von Hillern, Ernst Zahn, S. Bosshart, Rudolf von Tavel, Meinrad Lienert) nach. W. zeigt die den Schweizer Alpenromanen gemeinsamen Motive und betont, wie die Dichter östlich der Alpen in einer negativ-pessimistischen Darstellung des Druckes, den der Grossbauer auf den Kleinbauer ausübt, der Schädigung, die der unverdorbene Einheimische durch den fremden Touristen erfährt, stecken geblieben sind, während hier die echt Schweizer Freude, den Weg zur sozialen und politischen Besserung zu zeigen, die Lust an gemeinnützigen Grosstaten vorwiegt. Diese Vorliebe für Sozialreform im und durch den Roman weist W. schon bei Zschokke, Pestalozzi, Hans Caspar Hirzel („Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern" 1774) nach. W. kommt dann noch auf Heers Schlüsselnovelle, die den Kampf S. F. Vögelins mit Alfred Escher ziemlich sensationslustig behandelt, zu sprechen und macht kritisch-stilistische Bemerkungen über die besprochenen Autoren, wobei Wilhelmine von Hillern („Der Gewaltigste" 1901) am schlechtesten wegkommt. Von ostälpischen Autoren haben Rosegger und Stifter am stärksten herübergewirkt. — Wahner (**5134**) nimmt die Anfänge der

bayerischen Dorfgeschichte unter die Lupe. Gegen einen Aufsatz A. Dreyers (vgl. N. 5418) polemisierend, entzieht er Auerbach zugunsten Immermanns den Ehrentitel eines Gründers der deutschen Dorfgeschichte. Was besonders die bayerische anlangt, so will er weder in Auerbach noch in Gotthelf ihren Ahnen sehen, sondern in Wernher und seinem Meier Helmbrecht, der als erster statt der „dörperhaften" Fratzen und Karikaturen ein Bild aus dem Volksleben geboten habe. Ludwig Aurbacher, Franz von Kobell, Karl Stieler hätten dann den Boden vorbereitet, und J. F. Lentner, Ludwig Steub, Melchior Meyr (der erste Dorfnovellist), Hermann von Schmid hätten ihre Saat in diesen Boden gelegt, so dass Maximilian Schmidt schon die wirksamsten Vorarbeiter gefunden habe. — Stoffgeschichtliche Studien boten Th. von Sosnosky, W. Wolff und Fürst. Th. von Sosnosky (**5138a**) meint, der Arzt sei im Roman bis nun vorwiegend in dreierlei Gestalten aufgetreten: als wohlgepflegter Medizinalrat, der das gutrasierte Kinn auf den goldenen Knopf seines Spazierstockes zu stützen liebt, als Biedermann mit rauher Schale und weichem Kern, endlich als echter Romanheld und „homme aux femmes" mit schönem Vollbart und bleicher Denkerstirne. Nun sind aber drei Romane erschienen, die sich mit dem ärztlichen Beruf als Problem befassen: Heinrich von Schullern, „Die Aerzte" (Leipzig und Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt, 1902); Emil Marriot (Emilie Mataja), „Menschlichkeit" (Berlin, Grote 1902) und Edith von Salburg, „Humanitas" (Leipzig, Grübel & Sommerlatte 1902). Als der wertvollste, weil an Sachkenntnissen reichste, wird der Roman des Dr. med. Schullern bezeichnet, während das Buch der Gräfin Salburg als ein aus allerlei verlogenem Klatsch zusammengebrautes, verleumderisches Pamphlet gebrandmarkt wird. — W. Wolff (**5139a**) bespricht, an O. Kohlschmidts Schrift „Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung" (Berlin, Schwetschke 1901) anknüpfend und einzelne Lücken ergänzend, die Stellung des Geistlichen im modernen Roman und zählt eine Reihe von Werken her, in denen die verschiedenen Typen des Pfarrers, zunächst des evangelischen, dargestellt werden. Er findet, dass die Mehrzahl der modernen Autoren unsympathische Priester darstelle; so W. von Polenz, M. Kretzer, von Grotthuss, die zum Teil nach bestimmten Modellen arbeiten, während M. Dreyer, W. Hegeler („Nellys Millionen") und andere doch auch sympathische Pfarrherren kennen. Selten trifft man den idyllischen Pastor, mitunter den derbkomischen (Wolzogen, Sudermann), den weltfremden (Sudermann, Hauptmann), den Fanatiker (Henning, Jensen, Keller, Jordan), den sozialpolitischen (K. Telmann, Polenz, Björnson, Fontane, Zola, Selma Lagerlöf) und den Mann von überragender Stellung und geheimnissvollem Einfluss (Leo Hildeck). Seelische Probleme, die aus dem Priesterstande erwachsen, werden namentlich im Hinblick auf den Katholizismus, daher meist von katholischen Autoren aufgeworfen und fast durchweg zu einer Anklage gegen die ecclesia militans erweitert, also nicht, wie W. wünscht, innerhalb, sondern ausserhalb der Kirche, durch den Zerfall des Priesters mit seinem Beruf zur Lösung gebracht. W. erinnert an Anzengruber, Rosegger, E. Marriot, Gräfin Salburg, C. Flaischlen, Kretzer, Kielland, Telmann, Wildenbruch und andere. Es befremdet, in diesen ziemlich langatmigen Schilderungen Werke wie Sues „Juif errant", Hegelers „Pastor Klinghammer", H. Dahls „Der Göttliche" nicht anzutreffen. Den vermissten idyllischen Pfarrer dürfte W. in einem neuen Roman von R. Herzog „Das Lebenslied" mittlerweile gefunden haben. — Fürst (**5139c**) (VossZg. N. 585) suchte bei Besprechung des Prager Studentenromans „Die Vaclavbude" von K. H. Strobl (Leipzig, Seemann. 1902) die Wandlung festzustellen, die die Gestalt des deutschen Studenten seit den ruppigen Tagen von Zachariaes Renommisten und Kortums Jobs in der deutschen Epik durchgemacht hat: wie der Studiosus voll feuchtfröhlicher Harmlosigkeit und Unwiderstehlichkeit bei Weib und Mann sich aus den Epen der Roquette und Scheffel in die Romane der Redwitz und Samarow hinüberstahl, und wie dieser Typus trotz realistischer Versuche, die Hans Hopfen anstellte, noch immer als Karl Heinrich zu Alt-Heidelberg sein Leben fristet; wie dann nach einem satirischen Zwischenspiel namentlich nordische Stimmen von dem bitteren Ernst im Leben des armen Studenten sprachen, wie diese Keime in Deutschland aufgingen und nun das Studentenleben je nach dem Temperament des Autors bald als Zeit wilder Versuchungen, bald als harte Arbeitsjahre, vergoldet vom hoffnungsfrohen Optimismus der Jugend, erscheint. —

Zur Aesthetik und Technik des modernen Romanes. Th. von Sosnosky (**5142**) macht sich in seiner brummigen Weise, die aber nicht selten den Nagel auf den Kopf trifft, mit der Sprache der Romanmenschen zu schaffen. Er möchte den Monolog aus der Epik ganz verbannen und die seelischen Vorgänge niemals in direkten Worten schildern, sondern lieber sie in der Seele der Helden sich abspiegeln lassen, wie dies etwa Arthur Schnitzler in der Novelle „Leutnant Gustl" versucht hat. Der Verfasser wendet sich gegen die noch immer nicht ausgerottete „schöne Sprache", das heisst wider den verstiegenen Schwulst, wider den unwahren Bilderreichtum, den auch Autoren von gutem Klang in der Alltagssprache ihrer Ge-

schöpfe nicht missen mögen, und gewiss mit Recht gegen die unmögliche Mundart, das Gemenge von Hochdeutsch und allen möglichen Dialekten, das ortsfremde Autoren anwenden, wenn sie Bewohner süddeutscher und österreichischer Gebirgsgegenden zu Worte kommen lassen. Allerdings vergisst der Verfasser, dass mancher Dichter mit Bewusstsein den nicht sehr glücklichen Mittelweg eines Idealdialektes wandelt, der die Eigenart der Gebirgsmenschen dem Verständnis der nordischen Ebene näher bringen soll. — Sosnosky (5143) hält auch eine Philippika wider „Die Unnatur der Ich-Technik" (so lautet der richtige Titel des Aufsatzes). Er setzt immer die strenge Miene des Richters auf, bezichtigt die Poeten gern irgendwelcher geheimer Nebenabsichten und treibt einen wahrhaft gottschedischen Kultus mit der gesunden Vernunft. Es ist durchaus nicht erforderlich, den Erzählenden immer mit dem Autor zu identifizieren und sich zu empören, weil der Romanschreiber Friedrich Spielhagen sich für den Fabrikanten Georg Hartwig ausgibt oder der 1859 geborene Herr J. J. David ein Mensch aus dem 16. Jahrhundert zu sein fingiert, ohne das billige Auskunftsmittel einer alten Chronik oder eines aufgefundenen Manuskriptes heranzuziehen. Ebenso ist es allzu witzig, den Ich-Erzähler ob seiner augenscheinlichen Indiskretion, die ihn mit den intimen Angelegenheiten anderer Leute frei walten lässt, zu schelten; bedenklicher ist schon die grosse Vertrauensseligkeit, die oft zutage tritt, wenn eine Person der anderen im Eisenbahnwagen, im Wirtshaus oder dergleichen ihre verborgensten Geheimnisse zu erzählen sich nicht enthalten kann, wobei manche Autoren, wie Heyse, gern die Fiktion noch weiter führen und andeuten, dass sie solche Offenherzigkeit eben ihrem bekannten Namen zu danken haben; immerhin bedenklich ist auch die erstaunliche Gedächtnisleistung, mit der zuweilen weit zurückliegende Ereignisse mit phonographischer Treue zum Detail (Th. Herzl hat bekanntlich bereits den Phonographen zur Erzählung der Vorfabel verwendet) hergesagt werden. Auch manche andere Widersprüche, die aber samt und sonders nicht allzuviel zu sagen haben und deren Ueberwindung dem Poeten eine lockende Aufgabe bedeuten mag, weist S. der immerhin klippenreichen, weil den Dichter zur Allgegenwart zwingenden Ich-Technik nach, und er hat vielleicht nicht ganz unrecht, wenn er sie auf ganz prägnante Fälle, die Buchholzen, die femme de chambre, die Berliner Range, wo sie den Reiz des Werkes mit ausmacht, beschränken möchte. Freilich macht er gleichzeitig Mirbeau wie Prévost den Vorwurf, dass ihre sonst zu Ich-Bekenntnissen so sehr geeigneten Heldinnen in ihren Briefen und Aufzeichnungen viel zu geistreich seien. —

Anthologien. Im „Oesterreichischen Novellenbuch" (5145) vereinen sich Aeltere und Jüngere, die alle einen weltscheuen, versonnenen, nach innen lauschenden Zug gemeinsam haben. Von Gegenwartsgefühl und Wirklichkeitssinn ist nicht viel zu bemerken, diese Poeten vermitteln uns lieber ihre Phantasien, mögen sie nun übersinnlich-spekulativ, mitleidig-sozial, spätromantisch, symbolisch-nachdenklich gefärbt sein oder eine gewisse malerische Plastik aufweisen. Das kräftigste Talent, das in der Sammlung zu Wort kommt, ist neben F. von Saar zweifellos Rudolf Hawel, ein nicht unwürdiger Jünger Anzengrubers. —

Epos. Eine Nummer der Klopstock-Litteratur (5149) haben wir schon im Vorjahre verzeichnet (JBL. 1901 IV 3:1), eine andere (5151) gedenken wir nachzutragen. — Ueber J. B. Alxingers Epos „Doolin von Maynz" hat Weil (5154) eingehende Quellenstudien angestellt. Er stellt fest, dass Alxinger seinen Stoff nicht der Bibliothèque universelle des romans des Grafen Tressan, sondern der gekürzten Uebersetzung in H. A. O. Reichards Bibliothek der Romane entnommen hat. Die Quelle selbst, die 1501 zuerst gedruckte prosaische Bearbeitung der chanson de geste „Doon de Mayence" aus dem 13. Jahrhundert hat Alxinger nie zu Gesicht bekommen. W. zeigt, wie Alxinger die auseinander flatternden Abenteuer seiner Vorlage einheitlicher zu gestalten, wie er eine innerlich geschlossene, wohl motivierte Handlung zu formen weiss, wie er, von Wieland beeinflusst, durch die Verknüpfung der Schicksale der verschiedenen Personen, die in der Vorlage parallel nebeneinander herlaufen, das Interesse zu steigern und dem Gedicht grössere Einheitlichkeit zu geben versteht, wie er freilich auch manchen romantischen heldenhaften Zug ausmerzt, andererseits aber die Charaktere allzusehr ins Engelhafte oder Teuflische verzerrt, sie aller Anmut beraubt, vor allem jedoch alle derb-komischen Züge und mit ihnen jeden Schimmer von Humor tilgt. Indem er seine Vorlage aus dem Märchenhaften ins Historische umarbeitete, sah sich Alxinger genötigt, geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien zu treiben. Wie W. im einzelnen nachweist, hat Alxinger seine Kenntnisse aus A. F. Büschings „Neuer Erdbeschreibung", aus dem Saxo Grammaticus und aus anderen historischen Quellen (Thomas Bartholinus II., Olaus Magnus) geschöpft. Doch auch seine Phantasie hat Alxinger walten lassen und eine Reihe von Charakterbildern aus eigenem beigesteuert. Andererseits hat er verwandte von der Reichardschen Bibliothek übermittelte Erzählungen mit Erfolg studiert, manches Motiv, manche

litterarische Gepflogenheit, ja manchen Satz bis zum Wortlaut herab von Wieland entlehnt, daneben auch bei Klopstock, klassischen Autoren und Kirchenvätern manche Anleihe gemacht. W.s Ausführungen zeichnen sich durch Klarheit aus und verhimmeln den Helden ebensowenig, wie sie ihn hochmütig schulmeistern. — Was Ladendorf (5157) über den wohl ziemlich missglückten Versuch Otto von Schönaichs, sich Friedrich dem Grossen zu nähern, beibringt, ist nicht allzu wesentlich. —

Roman: C. M. Wieland. Einen Brief Wielands vom 8. Mai 1774 — einen facsimilierten, halb französisch, halb deutsch abgefassten — der sich teils mit Lob und Preis seines Zöglings, teils mit der Schilderung des Schlossbrandes befasst, bieten die von C. Graf Oberndorff (5160a) herausgegebenen, etwas wichtigtuenden Erinnerungen der Freifrau von Bechtolsheim. — Ueber Wielands Verhältnis zu seinen Quellen, das ja auch von Zeitgenossen als nicht unbedenklich befunden wurde, handelte Steinberger (5161). Wenn der Verfasser Aeusserungen Wielands zitiert wie die, er habe niemals weder in Erfindung, noch Disposition, noch Zeichnung, noch Haltung, noch Ausdruck, noch Farbengebung, noch Verteilung von Licht und Schatten, ja auch nur in Schnitzwerk und Verkleidung etwas Originales, etwas von seiner Erfindung geschaffen oder die, dass sein Talent zum Stehlen sich entwickle, so möchte man solche Selbstanklagen immerhin einer halb ironisierenden, selbstquälerischen Stimmung zugute halten; gleichwohl aber wird zuzugeben sein, dass Wieland die künstlerische Erfindungskraft, den Phantasiereichtum ziemlich tief einschätzte, dass er sich begnügte, ein geschmack- und geistvoller Bearbeiter gefundener Stoffe zu sein. Denn nach Wielands naivem Ermessen besteht des Dichters wahres Verdienst nicht darin, dass er sein Sujet erfindet, sondern in der lebendigen Darstellung, also darin, dass er aus dem alten Stoff neue Gestalten formt und ihnen den Stempel seines Geistes aufdrückt, so zwar, dass der Nachahmer den Erfinder übertrifft, sobald er den Stoff besser behandelt (eine Ansicht, die, sofern es sich nicht um Raubzüge in fremdes Eigentum handelt, kaum bestreitbar ist). Mit Nachdruck schliesst er sich Herders Meinung an, dass es wie überall, so auch auf poetischem Gebiet nur ein Finden, kein Erfinden gäbe, und so erteilt er trotz gelegentlicher Anwandlungen von Sittenstrenge auch seinen Jüngern gewisse Ratschläge über das Suchen und Finden von Stoffen und Anregungen, die nach unseren Begriffen nicht ohne Bedenklichkeit sind. St. vermeidet mit Recht alle Plagiatschnüffelei; er sieht in Wieland vielmehr eine widerspruchsvolle, komplizierte Natur, deren Geringschätzung der schöpferischen Phantasie hauptsächlich durch den empfundenen Mangel eigener Originalität bedingt ist. — Diesen nicht leicht zu erfassenden Charakter hat Bölsche (5164) mit der ihm eigenen Fähigkeit zu psychologischer Eindringlichkeit zu ergründen versucht. B. ist nicht der Mann, der aus ängstlich zusammengesetzten Notizen, aus mühsam ausgegrabenen Belegstellen Zug um Zug bis ins Kleine und Kleinliche den Lebensgang eines längst Entschwundenen nachzukonstruieren sich abquält. Sein Wieland ist vielleicht nur der Dichter des „Agathon", der „Abderiten", der „Musarion" und des „Oberon", aber er ist dafür ein Mensch aus einem Gusse, nicht eine aus tausend Papierschnitzeln zusammengeklebte Puppe. Aus der Entfernung des 20. Jahrhunderts sucht er Wieland als selbständige Erscheinung, nicht als Anhänger der Weimarer klassischen Periode verstehen zu lernen. Vortrefflich wird der Einfluss des früh greisenhaften Bodmer eingeschätzt, durch den der in der Studierstube erzogene Adept in jene hyperreligiöse und muckerische Richtung gezogen wurde, die durch Sophiens plötzliche kühle Absage noch weitere Förderung erhielt. Aber das Ewig-Weibliche zieht ihn wieder hinan: die flotteren Hofmeister- und Schriftstellertage in Zürich und Bern, die Bondeli und Genossinnen bewirkten, dass der „kleine Bodmer (= Wieland) sich selbst wieder aus dem Sumpf zu ziehen begann". Die Szenen kleinstädtischer Kirchturmintrigen im wörtlichen Sinn, die der Biberacher Kanzleidirektor täglich mit ansah, taten dann ihr übriges, die stark nach rechts verschobene Weltanschauung wieder einzurenken; der Kreis des Grafen Stadion, des natürlichen Vaters La Roches, liess ihm neue Welten, darunter Shakespeare, aufgehen. Sehr schön wird „Agathon" als „der" Stoff erklärt, den der Dichter als Persönlichkeit besass; indem Wieland sich selbst, seine Entwicklung, seine Reife schilderte (der Terminus „Bildungsroman" hätte die Orientierung noch erleichtert), wich er von der üblichen Schablone des Romanes ab, schlug er einen neuen Klang an, „der endlich in Goethes 'Faust' zur grossen Melodie geworden ist: zu der Melodie vom Menschen, der erlöst wird, nicht weil er starr auf seiner angelernten Tugend bleibt, sondern weil er immer strebend sich bemüht hat". Und noch andere solche vorbereitende Akkorde tönen durch den Roman: der Philosoph, der — mit zweifelhaftem Erfolg — zum Monarchen tritt, wie später Posa zum König Philipp, die Wiederaufrichtung der Strauchelnden, das Motiv der Entsagenden. B. wendet sich mit Wärme gegen jene — und ihre Phalanx reicht bis zu H. Kurz und Herman Grimm —, die in ihrer Aburteilung über Wielands ganze Wirksamkeit auch den

Schluss des „Agathon“ als unmoralisch ablehnen möchten. Des weiteren charakterisiert B. „Musarion“ als „die Perle dessen, was Wieland damals so nebenher in Versen geschaffen hat,“ den „Goldenen Spiegel“ als das „hinreissend aktuelle Buch“. In dem Kampf um die echte Antike, der zwischen Wieland und dem Autor des Flugblattes „Götter, Helden und Wieland“ entbrannte, zeigt B., wie Goethes Kampfstellung von vornherein eine schiefe war („als er aus Italien heimkam, hätte er jeden mit Worten umgebracht, der in die Antike auch nur ein Körnlein Sturm und Drang mischte, der sie nicht ganz formenrein, abgeklärt, marmorkalt sah“). Wieland „war eben 18. Jahrhundert in jeder Faser, in seinen Schranken, wie in seinen Freiheiten“; seinem musterhaften Verhalten ist es überdies zu danken, wenn das Verhältnis zu dem von ihm so früh und innig verehrten grössten der Pamphletisten nicht ernstlich ins Wanken kam. In den „Abderiten“ rennt der Dichter gegen den Herkules des Weltphilistertums an, und dieses grollt ihm heute noch darum, trotz dem „unverwelklichen Zauber des Ganzen, dem einheitlichen Geist höchsten menschlichen Humors, der über allem mit all seinen Spalten und Untiefen schwebt“. Indem B. den „Oberon“ als „eins der wunderbarsten deutschen Originalepen aller Zeiten“ gegen den — wie er meint — lächerlichen Vorwurf des Plagiates in Schutz nimmt, bezeigt er Wielands von Steinberger (vgl. o. S. 457) charakterisierter Theorie seine Anerkennung und legt dar, wie souverän Wieland trotz alledem mit dem Ueberkommenen gehaust habe. „Was Oberon dauernd trägt, ist die Gewalt seiner deutschen Verse — und die Vertiefung des alten kalten Märchenstoffs durch deutsches Gemüt“. Mit dem „Aristipp“ grenzt B. Wielands Schaffen im wesentlichen ab. Es ist ihm trefflich gelungen, das herauszuheben, was von Wielands Wesen durch den Wechsel der Zeiten lebendig geblieben ist. Befremdlich wirkt nur, dass die Ausgabe nicht den so sehr gepriesenen „Agathon“ enthält, sondern sich auf „Oberon“, eine reiche Auswahl in zwei Bänden der in der Einleitung nicht sonderlich hervorgehobenen poetischen Erzählungen und endlich „Die Abderiten“ beschränkt. Woher diese Diskrepanz? — Eine grössere Anzahl von Wielands Werken vermittelt die Ausgabe von G. Klee (JBL. 1900 IV 3 : 58), wenngleich sie natürlich trotz des etwas irreführenden Titels durchaus keine Gesamtausgabe ist, sondern nur das „dichterisch Wertvollste und geschichtlich Bedeutsamste hervorheben“ will. (In beiden Ausgaben fehlt „Der goldene Spiegel“.) In der Einleitung würdigt K. Wieland als den geschickten und wirksamen Vermittler zwischen Altem und Neuem, als den Dichter, der die Kinder der Welt zur deutschen Dichtung zurückführte, der von der übersinnlichen Begeisterung herabführte in das Reich der Sinne, der menschlichen Regungen und Empfindungen, der Herz, Phantasie und Verstand vom Zwang der Konvention befreite. Hang zur Breite und zum Belehrsamen, Mangel an Objektivität und strafferer Durcharbeitung der massenhaften Produkte, die Sucht, auf Aktualitäten des Tages anzuspielen, ohne doch das Leben der Heimat, der Gegenwart zu gestalten, eine gewisse abwägende weibische Unentschiedenheit seiner Natur, diese Umstände tragen nach K.s Meinung die Schuld, dass heute nur noch zwei von den Kindern seiner Muse, „Oberon“ und „Geron“, „im vollen Reiz der Jugendfrische erstrahlen“. Psychologisch geht K. durchaus nicht so tief wie Bölsche, trifft aber mit ihm in den Werturteilen so ziemlich zusammen; überdies versucht er, jede der zahlreichen Dichtungen Wielands nicht nur aufzuzählen, sondern knapp zu charakterisieren und in den Zusammenhang einzureihen (nur die Märchensammlung „Dschinnistan“ habe ich vergeblich gesucht). In der Beurteilung der „Komischen Erzählungen“, von „Idris und Zenide“ und sonst zeigt er einige moralische wie ästhetische Prüderie; die „Alceste“ wird als die erste deutsche Operndichtung ernsten Inhalts und würdiger Form gefeiert; im „Oberon“ erkennt er einen organischen Fehler, nämlich den, dass Oberon dem Liebespaar wegen jenes Fehltrittes zürne, durch den allein die Liebestreue bis zum Tod erwiesen wird, und der so Oberons und Titanias Wiedervereinigung ermöglicht. Alles in allem bietet K. eine sehr saubere und lehrreiche Würdigung Wielands. — Lindner (5167) hielt einen Vortrag „Zur Geschichte der Oberonsage“, zu dessen Ende er sich mit kühnem Schwung „aus grauer sagenhafter Vorzeit“ zum Geburtsfest Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs von Mecklenburg erhob. Den Stammvater des Auberon im Huon de Bordeaux sieht er in dem bei den gallischen Franken heimischen König der Alben: Albericus = Alberich, zunächst wohl als klein und verwachsen gedacht, dann im Nibelungenlied als bärtiger alter Wächter des Hortes wiederkehrend. Als ein Wesen von hohem Alter, winziger Gestalt und grosser Schönheit tritt Alberich im Gedicht „Ortnit“ auf; zwar erscheint er hier als Christ, doch hat er sich tatsächlich vom Schwarzelben zum Lichtelben gewandelt. Auberon, den Feenkönig, lernen wir 1552 in dem französischen Prosaroman „Ysaïe le Triste“ kennen; er wurde aus dem missgestalteten Zwerg Tronc in jene Lichtgestalt verwandelt und erhielt seinen Namen als Koseform von Auberi = Alberich. Dieser Roman lehnt sich wohl teilweise an den Roman Huon de Bordeaux (zwischen 1216 und 1232) an, den Wieland durch den

Auszug des Grafen Tressan kennen lernte und den er als Quelle benutzte, nachdem er ihn um Shakespeares Titania bereichert hatte, und den L. auch als Quelle des „Ortnit" anzunehmen geneigt ist. Er mag auch den englischen Oberon-Dichtern (darunter, ausser Shakespeare, Spenser, Ben Jonson, Robert Greene) vorgelegen haben. Die schwarzelbischen Reste dieser Gestalt hat Shakespeare nach L.s Ansicht, die mittlerweile auf der Bühne lebendig geworden ist, auf Puck übertragen. L.s Darstellung wird durch chronologische Hysteraprotera gestört. — Erich Schmidt (5163) gab J. M. R. Lenzens an Wielands Adresse gerichtetes Pater peccavi „Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken" neu heraus und vereinigte in der knappen Einleitung alles Wissenswerte. —

Ueber W. Heinses Stellung zur bildenden Kunst hat Jessen (5171) ein fleissiges Buch geschrieben. Er zeigt, wie Heinse sich allgemach von den Schulvorstellungen des 18. Jahrhunderts befreite, wie sich, durch Aristoteles angeregt, der Zug zum Realen, zum Anschauen und wirklichen Erfassen durch die Sinne in ihm entwickelte, wie er in seltener Vielseitigkeit für bildende Kunst und für Musik gleich fein empfand. In seiner ersten Periode, der Düsseldorfer, der die Düsseldorfer Gemäldebriefe entstammen, stand er zunächst unter dem Einfluss seiner Erfurter Lehrer, Wielands und des Eklektikers Riedel, besonders aber unter jenem Rousseaus und seiner Gefühlsästhetik: er fordert die Rückkehr zur Natur und er verlangt eine in nationaler Eigenart wurzelnde Kunst. Auch sind Einwirkungen Baumgartens und anderer nachweisbar. Zu Lessing, dessen Ideen er in mancher Hinsicht weitergeführt hat und dem er in sinnlicher Kunstanschauung überlegen war, steht er im Respektverhältnisse. Von Winckelmann hat er wohl die hohe Schätzung der Antike übernommen, dagegen bekämpft er durchaus die Anpreisung dieser Antike als das einzig nachzuahmende Ideal für die Neueren; ja, Heinse mutet in seiner wiederholten Forderung nationaler und volkstümlicher Kunst, in seiner Warnung vor ödem Modellzeichnen und unpersönlichem „Komponieren" auf Akademien vielmehr als Vorläufer moderner Bestrebungen an. Er ist wohl der erste deutsche Kunstrichter, dem — im Gegensatz zu Lessing und Winckelmann — der Sinn für Farbe eignet, der den Maler vor allem anderen auf das rein Malerische hinweist. So hat er denn auch einen überraschend sicheren Blick für die Einschätzung malerischer Grösse; galt ihm nach überkommener Tradition Rafael auch als Meister aller Meister, so hat er Rubens dank seiner Kraft der „Einfühlung" förmlich entdeckt (wogegen er freilich für Rembrandts Grösse blind war). Eingehendes Studium des Aristoteles, dem er die Begriffe des ästhetischen Scheins und der idealisierten Natur entnahm, bereitete die Reise nach Italien vor. Neben den Werken („Ardinghello") und Briefen kommen für Italien die Hefte des Heinseschen Nachlasses — über 80 an Zahl — in Betracht, die J. einsehen konnte und in zwei Anhängen eingehend beschreibt. In Italien wendet er sich als echter Sohn der Aufklärung gegen die „Heiligen, Teufels- und Engelsgesichter"; Dürers Grösse blieb ihm verschlossen. Immer entschiedener aber wendet er sich hier der Natur zu, von Winckelmann und der unbedingten Vorbildlichkeit der Griechen, der Ueberschätzung der Allegorie ab; wohl unter dem Einfluss Winckelmanns mehr noch als infolge des Zaubers, den das Nackte nun einmal auf ihn ausübt, nimmt seine Vorliebe für die Plastik immer mehr zu, während er die Malerei als Magd der Poesie zu schmähen beginnt. Lessing bleibt er treu, wenngleich er in der Frage der Zulässigkeit des Hässlichen in der Malerei einen mehr veristischen Standpunkt einnimmt, da er das Hässliche als ästhetisch zulässige, ja oft notwendige Darstellungsform anerkennt. In vielen Punkten zeigt sich nun auch der Einfluss Herders, auch Mendelssohns, und so kommt er allgemach zu einem eklektischen Kompromiss-Standpunkt, der dem Idealismus Schillers und Goethes verwandt ist. „Die höchste Vollkommenheit ist überall der letzte Endzweck der Kunst, sie mag Körper und Seele oder beides zugleich darstellen; und nicht die blosse getroffene Aehnlichkeit der Sache und das kalte Vergnügen darüber." J. stellt dann dar, wie die so gewonnenen Ueberzeugungen auf bestimmte künstlerische Erscheinungen (Michelangelo, Rafael, Tizian) und die einzelnen Gattungen der Kunst (Baukunst, Plastik, Malerei) Anwendung finden, und zeigt, wie Heinse sich niemals betrog, wenn er sich auf das gesunde Empfinden seiner Sinne verliess und nicht, wozu ihn der Rationalismus seiner Zeit mächtig antrieb, durch ästhetisches Theoretisieren die Schönheit zu finden sich abmühte. Auf der Rückreise kommen dann die Früchte des italienischen Aufenthaltes zur Reife (was aber nicht ausschliesst, dass der Palazzo Pitti ein entsetzlicher regelmässiger Steinhaufen ohne alle Grazie, Leichtigkeit und Schönheit genannt wird), und hier zeigt sich Heinse auch — was hoch einzuschätzen ist — als einer der frühesten Geniesser und Schilderer der Landschaft in Deutschland. Ein späterer Besuch in Holland vermag an der aus Italien mit heimgebrachten kunstästhetischen Entwicklung Heinses nicht mehr viel zu ändern; in gelegentlichen Polemiken gegen Spinozas Philosophie und Kants Aesthetik zeigt sich das letzte Aufflackern

von Heinses Anteil an der bildenden Kunst. J.s sorgfältiges, an manchen Stellen etwas schwerflüssiges Buch bedeutet eine „Rettung“ des „ersten deutschen Kunstfeuilletonisten“, eines Mannes, der an Kunstempfinden manchen Meister seiner Zeit überragte, den man immer wieder frivol und oberflächlich gescholten hat, der aber, wie die neu veröffentlichten Materialien bekunden, in ernster ehrlicher Arbeit sich seine eigene Ueberzeugung errungen hat. —

Bleich (5174) bringt zur Besprechung der Volksmärchen des J. K. A. Musaeus ein genügendes Quantum Temperament und hinreichende Schätzung seines Helden und seiner eigenen Person mit, was ihn zu Ausfällen von verblüffendem Ingrimm gegen anders Denkende, z. B. gegen Herrn Ed. Grisebach oder gegen die unbedingten Anhänger der Volksdichtung verleitet. Es geht denn doch nicht an, Musaeus' ironisierend-überlegene, skeptisch-aufklärerische, an Ereignissen des Tages sich reibende, die Wirkung mit kühlem Rationalismus selbst wieder auflösende Erzählungen mit den Volksmärchen auf gleiche Stufe zu setzen, selbst wenn man hin und wieder einen Zug psychologischer Vertiefung nachweisen kann. Dies lässt schon die enge Verwandtschaft nicht zu, die Musaeus sowohl im Ton wie mitunter bis zu den einzelnen Motiven herab mit den Contes de fées der Franzosen verbindet, ein Zusammenhang, von dem B. nichts zu wissen scheint. Es ist doch ein bisschen irreführend, wenn der Titel der Aufsätze verspricht, es solle von den Märchen des Musaeus „vornehmlich nach Stoffen und Motiven“ die Rede sein, und wenn der Verfasser sich dann auf einen Vergleich mit den von Perrault und Grimm gesammelten Märchen beschränkt. Just jene Märchen, die Musaeus der Volksüberlieferung entnommen hat, die vom „Rübezahl“, lässt B. ausserhalb seiner Besprechung. Sonst aber scheint er nicht daran zu denken, dass Musaeus, im Gefolge Wielands und der anderen Aufklärer stehend, es nicht wagte, die französische féerie anders als mit ironisch-überlegenem Lächeln nach Deutschland zu importieren; so hat es der Verfasser des „Don Sylvio“ und von „Dschinnistan“ gehalten, und wie diese beiden Werke lediglich Bearbeitungen, bestenfalls Mixtacomposita französischer Feenmärchen sind, so hat auch Musaeus zum nicht geringen Teil französische Feenmärchen übersetzt und bearbeitet — allerdings ungleich freier als Wieland. Ich habe „La belle et la bête“ und „La belle aux cheveux d'or“ von Madame d'Aulnoy für die „Bücher der Chronika“, die „Histoire du prince Tangut et de la princesse au pied de nez“ aus den „Aventures d'Abdalla“ für „Rolands Knappen“, „La robe de sincérité“ der Madame Lhéritier für „Melechsala“ nachgewiesen. B. hat also nur einen Teil seines Versprechens gehalten, dafür aber in seiner Schlussbetrachtung gute Bemerkungen über die Motive und die Darstellungsweise des Musaeus zusammengetragen, wenngleich er meines Erachtens vom Humor des Musaeus etwas zuviel hält. — Ueber J. J. Engel, „den Lieblingsschriftsteller eines kleindenkenden Bürgertums“, hat Landsberg (5177) wenig Treffendes beigebracht. — Gleiches gilt von den guten Witzen, mit denen Freiherr von Schlicht („Der selige Knigge“: Zeit[W]. [Tageszeitung] N. 20) nach seiner Art das Andenken des „seligen Knigge“, der übrigens in einer Bearbeitung auch selbst zu Worte kam (5183), abtut. —

Räuberroman. Auch was Soffé (5184) über das vielgescholtene Trifolium Vulpius („üppig“), Spiess („platt“) und Cramer („gemein“) beibringt, wird ihre Charakterbilder in der Geschichte nicht schwanken machen. —

Erzähler. Ueber A. F. E. Langbein hat Jess (5185) eine jener Anfängerarbeiten von rührendem Fleiss veröffentlicht, die den Helden ein für allemal erledigen; freilich hat er auch — was man nicht von jeder Anfängerarbeit behaupten kann — viel Geschick für seine schwierige Aufgabe mitgebracht und die richtige Stellung zu seinem kleinen Helden gefunden. Mit pünktlicher Genauigkeit, zum grossen Teil nach primären Quellen, ist der traurige Lebensabriss herausgearbeitet und bewiesen, dass der einfache biedere Charakter Langbeins, „des typischen Bourgeois des 18. Jahrhunderts“, wieder einmal mit all der scheinbaren Lüsternheit und Frivolität, durch die lediglich das Lesepublikum geködert werden soll, nichts zu tun hat. Mit derselben pünktlichen Genauigkeit wird ein Verzeichnis der Langbeinschen und Pseudolangbeinschen Schriften gegeben und seine eigentliche Bedeutung in den Gedichten erzählenden Inhalts gesehen. Diese Verserzählungen bilden den Uebergang zwischen dem Alten (Gellert) und dem Neuen (Chamisso und Kopisch). Der Herkulesarbeit, den Quellen zu diesen weit mehr als hundert Verserzählungen nachzugehen, hat sich der Verfasser mit allem Eifer unterzogen und seine Ergebnisse recht geschickt zu einem Gesamtbild des Helden vereinigt, indem er zeigt, durch welche Mittel (Vorliebe für direkte Rede, Dialog, Monolog, dramatische Technik; Vermeidung dramatischer Situationen, Unfähigkeit zu deren Darstellung; breite Darstellung der Handlung, deren Erweiterung durch Nebenzüge und ebenso breite Vorbereitung der Handlung, Sorgsamkeit der Motivierung, Verzerrung und Karikierung der Charaktere) der Phantasiearme seinen Quellen immerhin eine

eigene Prägung aufdrückte. Recht prägnante Beispiele beleben die Darstellung. J. geht weiter auf Langbeins Satire und Moral und damit auf seine Stellung zu den bewegenden Fragen seiner Zeit ein (Napoleon), stellt seine rationalistische Abneigung gegen die Romantik fest, gibt eine Gesamtcharakteristik des Autors, der alles Tatsächliche gewissenhaft vermerkt, aber seiner Darstellung keine innere Wahrheit zu verleihen weiss. Doch ist Langbein bei aller äusseren Not niemals zu einem skrupellosen Geschäftslitteraten herabgesunken. Ein wenig unorganisch — wie denn dem Verfasser die Komposition überhaupt noch einige Mühe macht — folgt dann ein Anhang mit Proben über das Verhältnis der einzelnen Fassungen, sowie über die Entwicklung von Langbeins Vers- und Reimtechnik. Dieselben Einflüsse wie in der Versbehandlung — Gellert einer-, Bürger andererseits — machen sich in Langbeins Stil überhaupt bemerkbar, und es wird sowohl Bürgers wie Gellerts Einwirkung mit musterhaftem Fleiss und tunlicher Uebersichtlichkeit bis zu den kleinsten Stilmitteln (Gleichheit des Ausdrucks, Interjektionen, Diminutive, Tautologien und andere Gleichklänge, parallelistische Wiederaufnahme des Verbums mit anderem Objekt oder Subjekt, Anwendung von Bildern, Sprichwörtern usw.) verfolgt und so, überall von reichlichen Belegstellen gestützt, ein anschauliches Bild von Langbeins Stilmitteln gegeben. — Aus dem Schriftchen von Engel (**5187**), das den alten J. P. Hebel just nicht in neuer Beleuchtung erscheinen lässt, sei die vom Verfasser angenommene Beeinflussung der alemannischen Gedichte durch J. H. Voss hervorgehoben. Durch diese Gedichte selbst, meint E., hat Hebel, wie richtig betont wurde, der Sprache seiner Heimat das Bewusstsein ihrer Berechtigung als solcher verschafft. Weniger hält der Verfasser von Hebels Rätseln, während er die Geschichten des Rheinischen Hausfreundes hoch wertet, aber auf ihre eigentümlich missverständliche Auffassung der Zeit und ihres Geistes hinweist (Verhimmelung Napoleons, Verspottung der Tiroler, die sich unbedacht gegen ihre Obrigkeit aufgelehnt hätten). Mit Recht wird auf die Fülle des Volkstümlichen hingewiesen, das durch Hebels Erzählungen wieder lebendig wurde; hier finden sich auch Ansätze zur Analyse von Hebels Stilmitteln, die jedenfalls wertvoller sind als der Versuch, den Mann durch abgebrauchte Bilder vom tosenden Bergstrom und dem melodisch plätschernden Bächlein nebst obligaten blumigen Auen zu charakterisieren und unserer Zeit durch den tiefgehenden Vorwurf, sie liebe es, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, am Zeuge zu flicken. —

Geiger (**5192**) hat über verschiedene Jean Paul-Schriften Revue abgenommen, und zwar über jene von Jos. Müller (JBL. 1894 IV 3:86; IV 5:15; 1896 I 11:263; 1900 IV 3:81/3), P. Nerrlich (JBL. 1901 IV 3:34) und F. J. Schneider (JBL. 1901 IV 3:31). Mit Recht rügt G. die schnöde Art, in der Müller seinen Gegner verunglimpft, und beklagt es mit gleichem Recht, dass Müllers ebenso konfuse wie parteiliche Darstellung auch der glücklichsten Funde Wert beeinträchtige. Für Schneiders Arbeit, der nur die Breite des Anfängers zum Vorwurf gemacht wird, hat G. in allem Wesentlichen Lob. Auffallend ist es, dass der Verfasser Herder und Heine schlechthin unter die Männer zweiten Ranges einreiht. —

Heinrich von Kleist. Das feine und psychologisch tief bohrende Buch von Servaes (**5206**) hat uns eigentlich nur in zweiter Linie zu beschäftigen, zumal die bemerkenswertesten Ergebnisse, die gelungensten Analysen mit Kleists dramatischem Schaffen in Zusammenhang stehen. Es möge also zunächst auf einige hervorstechende Momente von allgemeiner Geltung hingewiesen werden: die Ziele der Würzburger Reise hält der Verfasser trotz aller Versuche der Aufhellung für immer noch in Dunkel gehüllt; an der Realität Mädelis zweifelt er nicht; das Wesen des jungen Kleist wird charakterisiert als „die hochentwickelte zusehends wachsende Wahrnehmungs- und Vorstellungsgabe, und als die Fähigkeit, auch für die verschlungensten seelischen Zustände einen malenden, oder doch zutreffenden Ausdruck zu finden“ (S. 31); „er erlebte wirklich Visionen und hielt sie gestaltend fest“ (S. 40). Bei der Beurteilung von Kleists Novellistik wird auf das künstlerische Abwägen zwischen Objektivität und Subjektivität, auf die Sachlichkeit und Gegenständlichkeit seines Vortrags, die Energie der Führung und Entwicklung der Konflikte, die lebenstrotzende Fülle in der Ausmalung der Details, die bewegliche, plastische, zupackende Sprache hingewiesen, Vorzüge, in denen sich eine bis zur Herbheit gehende dichterische Keuschheit verrät. Aber aus der Strenge, aus der ehernen Objektivität der Novellen spricht jenes subjektive Stimmungsmoment, das ihren köstlichsten Reiz ausmacht; so hört S. aus „dem Erdbeben von Chile“ „den armen verhetzten H. von Kleist sprechen“. „Die Marquise von O...“ mit ihrer indirekten Redeweise, den vielen aneinandergereihten „dass“-Sätzen, dem plötzlichen Umsprung in den direkten Vortrag, der kühnen Wortstellung mit ihren häufigen Einschiebungen und Durcheinanderschiebungen, die dem ganzen Vortrag ein rasches, hetzendes, hartnäckiges Tempo geben, scheint dem Verfasser besonders bezeichnend für Kleists Erzählungsstil.

Etwas rasch werden die übrigen Erzählungen, namentlich die des zweiten Bandes, abgetan. Recht fein wird nach den tieferen Wesensgründen für Goethes Abneigung gegen Kleist gesucht (der ehemalige Werther-Poet „glaubte mit jenem unwirschen Schatten fertig geworden zu sein, und nun kam der längst Ueberwundene noch einmal wieder . . . und sah ihn, halb zutraulich, halb bedrohlich an mit unstäten, flackernden Selbstmörderaugen!" S. 102). Den Höhepunkt des Buches, das auch als stilistische Leistung trotz leichter Manieriertheit (so wenn von „jauchzenden Armen" gesprochen oder der Charakter des Varus eine elegante Leistung genannt wird) einen bedeutenden Rang in Anspruch nehmen darf, erblicken wir, wie angedeutet, in der Analyse der „Penthesilea" und des „Prinzen von Homburg". Auch dem Bildschmuck, der ja nach jetziger Art ziemlich weit Abliegendes heranzieht, kann viel Interesse entgegengebracht werden. — Kam „Michael Kohlhaas" bei Servaes vielleicht ein wenig zu kurz, so haben dies andere fast allzu reichlich nachgeholt. So gab O. Pniower („Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas": Monatsbll. für Heimatkunde der Provinz Brandenburg 1901, S. 315—27) einen Vergleich von Kleists Novelle mit der Wirklichkeit, beziehungsweise mit der Quelle. P. weist eine gedruckte Quelle nach: „Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Ober-Sachsen und angrentzenden Ländern" von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig, Dresden und Leipzig 1730, woselbst sich ein wörtlicher Abdruck des Berichtes von Peter Hafftiz, dem Berliner Chronisten, findet, so dass man nun nicht mehr annehmen muss, es sei ein handschriftliches Exemplar von Hafftiz' Chronik in des Dichters Hände gelangt. Auch die Darstellung der Kohlhase-Sache, die Nicolaus Leutinger in seinen Commentarii de Marchia et rebus Brandenburgicis um die Mitte des 17. Jahrhunderts gab, scheint Kleist gekannt zu haben. P. lässt die Frage offen, ob nicht noch andere historische Werke die Phantasie des Dichters befruchtet hätten. Etwas schwerfällig — wie er selbst zugesteht — die Vorlage mit der Dichtung vergleichend, kommt er zu diesem Ergebnis: Kleist hat die Vorlage aus Eigenem so bereichert und vertieft, dass man getrost sagen kann, seine Erzählung sei ein Phantasiegemälde; er lieh den Hauptmotiven den Atem des Lebens, indem er eine unendliche Menge von Nebenmotiven, besonders von der Art der genremässigen Kleinmalerei hinzu erfand, er wusste der Darstellung der Vorgänge die denkbar grösste Anschaulichkeit und Sinnenfälligkeit zu geben. P. wirft ferner die Frage auf, welches Moment den Dichter zu jenem Stoff getrieben habe, und er kommt zu der nicht von allen — namentlich nicht von Servaes — geteilten Meinung, Kleist sei der Sänger des Hasses gewesen (aber doch wohl nur jenes Hasses, dessen Mutter die Liebe ist!), und so sei ihm Kohlhaas, der gute Hasser, besonders nahe gestanden. In dem persönlichen Moment sieht auch P., teilweise im Gegensatz zu A. Wilbrandt, den köstlichsten Wert des Dichters und seines Werkes. — Gleichzeitig mit Pniower ging Tschirch (**5209**) an die Betrachtung des Michael Kohlhaas, des historischen und des erdichteten. T. beschränkt sich auf die Wiedergabe des Berichtes von Hafftiz und findet bei aller Verehrung für Kleists Novelle, der historische Kohlhase sei dem erfundenen in manchem überlegen, sei ein Fanatiker des Rechtes, aber nicht ein Vertreter persönlicher Rachsucht gewesen, habe sich angesichts des Todes weit mannhafter benommen, und Kleist habe überhaupt durch manchen falschen und krankhaften Zug in gleicher Weise die geschichtliche Gestalt wie seine herrlichste Novelle geschädigt. In einem kleinen Nachtrag (**5210**) kommt T. sehr lobend auf Pniowers wenige Wochen vor seinem eigenen Aufsatz erschienene Untersuchungen zurück. —

Franz von Gaudy wurde durch von Auerswald (**5211**) neu ediert. Der biographische Abriss, der der Ausgabe vorangestellt wurde, enthält manches Erwähnenswerte: so Gaudys geringe Anteilnahme an der deutschen Erhebung der Freiheitskriege, eine genaue Charakteristik seiner wilden Leutnantszeit, seiner zerrissenen stürmischen Jugend, überhaupt einen ganz gut aufgebauten, knappen Lebensabriss. Dagegen mangelt dem Verfasser die Fähigkeit, auch das Werk seines Helden zu charakterisieren, was ihm — nach den Schlussworten seiner Einleitung zu schliessen — auch bewusst ist. Am höchsten werden die Venetianischen Novellen gestellt, in denen der Dichter die „rein italienische Novelle im Stil des Boccaccio" erneuert haben soll. Recht einfach wird die Frage der „Kaiserlieder" erledigt: „Wie jeden Dichter bewegte und begeisterte ihn das menschlich Grosse, wo er es fand, und schwerlich hätte er einen gewaltigeren Stoff finden können" (S. 15). —

K. Immermann. Wie Hofmann (**5214**) die alte, überall zu findende Wahrheit, Immermann habe den Titel seiner gegen Platen gerichteten Schrift „Der im Irrgarten der Metrik taumelnde Kavalier" einem älteren deutschen Roman nachgebildet („Der im Irrgarten der Liebe taumelnde Ritter"), nochmals auftischen und als „wohl unbekannt" bezeichnen konnte, begreife ich nicht. — Eine Würdigung Immermanns, die sich durch Klarheit und Einsicht auszeichnet, gab Geffcken (**5213**). Er weist den Widerspruch nach, der durch Immermanns Natur klafft (Zart-

sinn und Derbheit. Schroffheit und Weichheit, Mystik und Realismus, Wollust und Keuschheit, Eitelkeit und Illusionslosigkeit, Vaterlandsliebe und staunende Bewunderung vor den Leistungen der Fremden, langes, ungesundes Liebesverhältnis und kurze, selige Ehe, endlich der Widerspruch zwischen seinem klaren Wirklichkeitssinn und der Romantik der Zeit). Immermanns ganzes Leben sei ein Suchen nach den Wurzeln der deutschen Kraft gewesen, er selbst sei stets, nicht zuletzt als Theaterintendant, auf preussische Strammheit und Barschheit, auf preussisches Dienstgefühl gestimmt geblieben. Doch war er für Preussen bestenfalls ein liebevoller Beobachter, erst für Deutschland wurde er zum Dichter. Die ungeheure Lektüre, die er bewältigt hat, und ein ebenso ungeheures Gedächtnis verschulden es, wenn sich in seinen früheren Werken Anklänge an fast alle bedeutenden Dichter vorfinden; die Litteratur ist ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen und er hat sich zunächst gut preussisch zum Dichten nach der Tradition kommandiert. Immermanns Lyrik und die Dramen von unbegreiflicher Form- und Gestaltlosigkeit, zu deren rechter Verarbeitung dem Dichter die Geduld gefehlt habe, lehnt der Verfasser ab. G. rechnet es noch mehr Börne zum Verdienst an als Heine, aus diesem mitunter wirren Durcheinander den Dichter erkannt zu haben. Seine ungeduldig-zudringliche Werbung um Goethe zeitigte den Merlin. Merlin, die Dichtung, in der sich Immermann aus den Banden des Gnostizismus zu befreien strebt, soll den Faust übertreffen, der Dichter will sich auf Tod und Leben mit Goethe messen, gleichzeitig aber mit Klingsor dem Faust-Dichter ein Denkmal setzen. Von Bedeutung für das gesamte Schaffen seines Lebens ist die von ihm gefasste Idee vom Widerspruch in allem Irdischen, entstammend aus dem Widerspruch in seinem Innern, dem Widerspruch zwischen seiner Leistungsfähigkeit und seinen geringen Erfolgen. Immermann war (freilich nach Heinse) der erste, der in einem vergessenen Aufsatz über den Rasenden Ajax des Sophokles bei aller Bewunderung der Antike deren historische Bedingtheit hervorhob und den modernen Gedanken aussprach, eine blinde Nachahmung der Antike habe für uns, die wir die Dinge nicht mehr durch die Augen der Griechen zu sehen imstande seien, keinen Sinn, wir wollten uns an der Antike die Augen erfrischen, um so mit gesteigerter Kraft an die Erkämpfung der uns ausgesetzten Preise zu gehen. Von einem verwandten Gedanken geleitet, hat er Inder, Neugriechen, Perser aus dem Lande der deutschen Dichtung verbannt, und aus diesem Gesichtswinkel erklärt sich auch sein Kampf gegen Platen. Den ersten Triumph von Immermanns Wirklichkeitssinn erblickt G. im „Trauerspiel in Tirol“, in dem die Personen des grossen Volksdramas mit grosser Unbefangenheit geschildert werden. Das Studium der katholischen Kirche führt in „Friedrich II.“ zu einem Rückschlag. Das von Heine zurechtgefeilte „Tulifäntchen“ (G. beschönigt die holperige Verskunst seines Helden in keiner Weise) wird in einfacher und jeden unbefangenen Leser des Gedichtes überzeugender Weise erklärt. In der Novelle, die Immermann die einzige Dichtungsart der Zeit nennt, wird „Der Karneval und die Somnambule“ wegen der herrlichen Darstellung der Zustände am Rhein hervorgehoben. Die Reisebriefe Immermanns bezeichnet G. als die Summe dessen, was ein einsichtsvoller, gerechter, patriotischer Norddeutscher in den dreissiger Jahren zu sehen bekam. Indem er die Dinge an sich selbst zu erklären sucht, wird er einer unserer besten Kulturkenner (wohl vom Schlage W. H. Riehls); dagegen steht er, was von grösstem Interesse ist, der Natur noch mit dem bekannten magischen Grauen der Romantik gegenüber. Von den „Epigonen“ wird gesagt, sie würden nie veralten, solange noch ein Deutscher mit liebevollen Augen auch unerfreuliche Zeiten Deutschlands werde verfolgen mögen. G. rühmt die unsagbare Treue der Schilderung — „kein Gemach im deutschen Vaterland, das sich nicht auftut“ —, nur erdrücke die Erdenschwere der Darstellung die poetische Form. Aus dem Buch ergäbe sich eine Entwicklungsregel von freilich niederschlagender Wirkung: aus dem deutschen Heldenjüngling wird ein ziegenmelkender Hausvater. Trotz dieser pessimistischen Evolution und trotz des harten Urteils über einzelne Stände leuchte doch der Glaube an das menschliche Herz durch. Die Gestalten seien zum grossen Teil noch konstruiert und nachgeahmt, die Darstellung der Zustände sei mit des Malers Herzblut erfolgt. Im „Münchhausen“ weist G. nach, dass nach den Düsseldorfer Erfolgen der Spott leichter, übermütiger geworden, der dumpfe Groll geschwunden sei. Er rühmt das Zusammenwirken der unwirklichen Welt der Münchhausiaden mit der positiv-kraftvollen des Oberhofs, die vom Pulsschlag des Menschenherzens bewegt wird, und er macht auf gewisse Elemente aufmerksam, die sich aus Immermanns Frühzeit bis in dieses Werk der Reife verirrt haben (Gnostizismus, litterarische Nachklänge). In den „bisher nur von Kennern gelesenen“ Memorabilien preist G. die patriotische Grundstimmung, dagegen hält er es, trotz einzelner schön konzipierter Stellen, edler Gedanken, glühender Schilderungen, für eine glückliche Fügung, dass „Tristan und Isolde“ unvollendet geblieben sei, da die Schönheiten des Gedichtes durch allerlei Reflexionen, Intermezzi und andere

Hemmnisse verschüttet seien. G. schliesst seinen an klugen Gedanken reichen Aufsatz, der bis nun als die beste Würdigung Immermanns gelten kann, mit der Meinung, dem Dichter sei in seinem kurzen Leben doch ungefähr das zuteil geworden, was ihm gebührt hätte. —

Von Goethes Tod bis zur Gegenwart.

(IV, 8 = N. 5217-5764.)

Franz Deibel.

Zeitroman. An die von Elster herausgegebenen „Vermischten Aufsätze" G. Freytags knüpft Maync (5220) an, um ein Bild des Publizisten zu entwerfen. Von einer neuen Seite zeige sich Freytag als Tagesschriftsteller nicht, auch hier sei er der schlichte Mann, der geschickte und lichtvolle Erzähler, der klare, gründliche Darsteller. Der Kreis, in den er einführt, ist nicht sehr gross, denn der Horizont seines geistigen Blickes, soweit er sich nicht in die Vergangenheit richtete, war begrenzt. Die Tiefe seiner Psychologie und seiner Naturanschauung war nicht bedeutend, alle Spekulation lag ihm fern. Wohltemperierte Gefühle eines charaktervollen, nicht sehr eigenartigen Mannes herrschen vor, eines Mannes, in dessen Kopf sich die Welt nicht viel anders malt, als sonst in klugen Menschenköpfen. So war er denn auch für höchste Kunstoffenbarungen wenig empfänglich und hielt es in der Litteratur mehr mit den guten Unterhaltungsschriftstellern. — Von einem kurzen Besuch bei Freytag im Jahre 1882 erzählt Wasserzieher (5221), ohne mehr als ein paar unbedeutend-wohlwollende Aeusserungen des Sieblebener Landsiedlers vorbringen zu können. — Deutlicher tritt seine sympathische, warmherzige Persönlichkeit in den vom „Litterarischen Echo" (5222) gedruckten Briefen an eine Nichte Salomon Hirzels zutage. Litterarische Aufschlüsse bringen sie nicht. — Diese finden sich in Fülle in dem von Devrient (5223) herausgegebenen Briefwechsel Freytags mit Eduard Devrient, einem schönen Denkmal ihrer dreissigjährigen Freundschaft. Neben den persönlichen Angelegenheiten handelt es sich da vor allem um die Bühnengestaltung Freytagscher Dramen. Die Prosawerke stehen in den schriftlichen Unterhaltungen mit dem Bühnenpraktiker naturgemäss zurück, doch verdienen die klugen Worte des Karlsruher Intendanten über „Die verlorene Handschrift" und seine ausführliche Würdigung der Mathybiographie eine Hervorhebung. —

Historischer Roman. Seinem bedeutendsten Vertreter W. Alexis gilt eine instruktive kleine Studie von Morris (5224). War es bereits bekannt, dass Alexis in seinem Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" die im zweiten Band des „Neuen Pitaval" geschilderte Giftmörderin Ursinus als Geheimrätin Lupinus unter Beibehaltung vieler wirklicher Züge dargestellt hat, so bringt M. auch für die Gestalt des Legationsrats von Wandel eine bisher unbeachtete Quelle bei. Der Wandel des Romans hiess in Wirklichkeit Wilster, genannt Baron von Essen, und sein Fall findet sich im neunten Band der gleichen Sammlung von Kriminalgeschichten. M. zeigt, wie Alexis Einzelzüge der Vorlage verwertet und verändert hat. — Die billigen Neuausgaben seiner Romane (5225a—5232), zum Teil mit nichtssagenden Einleitungen von Marshall, seien hier wenigstens genannt. —

Andere historische Romane. Von F. Dahns „Kampf um Rom" erzählt Strotman (5235) zum Ueberfluss, dass der Roman mehr äusseren Anregungen als innerem Drange seine Entstehung dankt: der Stoff, der dem Autor ums Jahr 1859 durch gelehrte Studien näher getreten war, hat ihn um der merkwürdigen Parallele mit den Zeitereignissen willen (Justinian—Napoleon III.; die Goten — die Oesterreicher) zur Verarbeitung gelockt. — Eine frühere Studie (JBL. 1898 IV 3 : 109) über einen anderen Vertreter des Kostümromans, G. Ebers, druckt Bölsche (5236) wieder ab. — Was Halusa (5236a) über diesen Autor vorbringt, ist ein Sammelsurium schlecht verarbeiteter Zitate aus Litteraturgeschichten und einigen Aufsätzen. —

Einem längstvergessenen Vertreter des Kriminalromans, F. Ch. B. Avé-Lallemant, dessen Unterhaltungsschriften im sechsten Jahrzehnt bei einem grösseren

Leserkreis stoffliches Interesse fanden, widmete Hasse (5239) eine biographische Skizze. Der Schwerpunkt seines Wirkens lag danach weniger in seinen Romanen, als in kriminalistischen und polizeiwissenschaftlichen Arbeiten. —

Novellisten: Süddeutsche. Die Epik E. Mörikes fand ausführliche Behandlung in den Biographien Maynes (4647) und K. Fischers (4643b), deren Bedeutung Krauss (4649) eingehend erörtert. M. widmet dem „Maler Nolten" ein besonderes Kapitel. Sorgfältig geht er den Einwirkungen des „Wilhelm Meister" und der Romantiker nach, ohne den Einfluss der Vorbilder zu übertreiben; an den Gestalten wird Mörikes grosse psychologische Kunst aufgewiesen; auf Technik und Stil fallen erhellende Lichter; die einzelnen Phasen der Umarbeitung, der M. schliesslich doch den Vorzug gibt, sind übersichtlich dargestellt. Diese feinsinnige und eindringende Analyse zeigt ebenso wie die Behandlung der Idylle vom Bodensee und der Mozartnovelle M.s Ueberlegenheit in kritisch-ästhetischer Hinsicht über F., bei dem die biographischen Einzelheiten grösseren Raum einnehmen. Dennoch ist für den Epiker Mörike auch F.s Arbeit heranzuziehen, da ihm ein Teil des Nachlasses zur Verfügung stand, den M. nicht benutzen konnte. Neben Tagebüchern und dem Entwurf zu einer Kindheitsgeschichte enthält er Bruchstücke eines Romans aus dem Jahr 1833, in dessen Mittelpunkt religiös-konfessionelle Vorgänge stehen. Einzelne Partien dieses Fragments sind nach F.s Urteil ganz auf der Höhe der „duftigen und durchsichtigen Darstellungsweise Mörikes". Beide Verfasser endlich machen Mitteilungen über die in Weimar befindlichen Vorarbeiten zu dem Roman „Der Kupferschmied von Rothenburg", der den Dichter noch im Herbst 1851 beschäftigte. — In der Darstellung der leidenschaftlichen Neigung Mörikes zu Maria Meyer, dem Urbild der Peregrina und der Zigeunerin Elisabeth im Nolten, weichen die Biographen stark von einander ab. Eine Vorstudie von Maync (5240c) beschäftigt sich ausführlicher mit diesem romantisch-geheimnisvollen Erlebnis, und dank der Sorgfalt, mit der er den vom Dichter vorsichtig verwischten Spuren nachgegangen ist, fällt auf die seltsame Gestalt einiges Licht. Ein als psychologisches Dokument wertvolles Schreiben Luise Mörikes an den Bruder und ein grosser Brief Bauers helfen dem Aufsatz neben der gedrängten Darstellung in der Biographie seinen Sonderwert leihen. — Aus des Dichters Nachlass im Goethe- und Schiller-Archiv veröffentlichte Maync (5240b) ein hier nicht näher zu besprechendes Prosa-Dramolett „Spillner". —

Norddeutsche. Von R. M. Werners (5243) grosser Hebbel-Ausgabe erschien in der zu durcheilenden Frist der achte Band, der die Novellen und Erzählungen, „Mutter und Kind" und in den Jahren 1835—63 aufgezeichnete Pläne und Stoffe enthält. Werners Einleitung, reich an neuen Hinweisen, zeigt in Hebbels Novellen die Einflüsse Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns, Contessas und Kleists auf, sucht die Chronologie der Erzählungen festzulegen und ordnet die epische Produktion in die Gesamtentwicklung des Dichters ein. —

Die Einleitung, die Eichner (5244) zu einer populären Ausgabe O. Ludwigs geschrieben hat, ist eine bedeutungslose Durchschnittsarbeit. —

Eine Reihe von Beiträgen beschäftigen sich mit Th. Storm. Ihr hervorragendster, Erich Schmidts (5249) vortrefflicher Essay, ist aus der ersten Auflage der „Charakteristiken" längst bekannt und bedarf nicht mehr des Rühmens. — Aus ihm und Schützes Ausführungen schöpft ein Versuch Frommels (5247), der Storms Stellung zu religiösen Fragen behandelt. Bei aller Sinnenfreudigkeit dränge ein romantisches Element in der Seele Storms aus den Grenzen der erfassbaren Wirklichkeit hinaus. Ein unüberwindlicher Zug zum Uebersinnlichen eigne ihm, und weit entfernt von flacher Freigeisterei zermartere sich sein Geist immer wieder an den letzten Fragen nach dem Woher und Wohin. Mit der Sehnsucht nach befriedigender Lösung der Lebensrätsel verbinde sich bei ihm Misstrauen gegen jede positive Religion und tiefer Zweifel am Unsterblichkeitsglauben. Trotz romantischer Grundstimmung und religiöser Skepsis steht Storm, wie F. hervorhebt, in der Behandlung sittlicher Probleme dem Geist des Christentums sehr nahe. — Einige neue Briefe des Dichters konnte Jansen (4247a) veröffentlichen. —

Oesterreicher. Manches Neue und Interessante brachte das Berichtsjahr über F. Kürnberger. Es untersuchte Castle (5254) die Beziehungen des Helden im „Amerikamüden" zu Lenau, sowie die Tatsachen, Ansichten und Stimmungen, die diesem amerikanischen Kulturbild zugrunde liegen. Mit instruktiver Breite wird Werden und Wachsen der Modekrankheit der „Amerikomanie" entwickelt bis zum Umschwung der übertriebenen Ansichten von dem gepriesenen Land der Freiheit. Kürnberger, der dem Helden seines Romans ja erst nachträglich auf Wunsch des Verlegers Züge Lenaus gab, hat im „Amerikamüden" die Summe aus den Erfahrungen und Enttäuschungen vieler gezogen und dem deutschen Volk gezeigt, „wo es seine Tüchtigkeit nicht bewähren könne, nämlich in der Vereinzelung im

Ausland". Aus der Fülle seines Materials kommt C. zu dem Urteil, dass Kürnberger Persönlichkeit und Charakter Lenaus, die Motive der Amerikareise, die Eindrücke und Enttäuschungen der neuen Welt ganz meisterhaft in das Grundthema seines Werkes, die Amerikamüdigkeit des ernüchterten Deutschlands, verwoben habe. — Lecher (5255) hat Kürnberger noch persönlich gekannt und schildert den Dreiunddreissigjährigen als eine verhutzelte Biedermeierfigur, „wie herausgesprungen aus einem Bilde des Münchener Spitzweg". Seine mit den Jahren zunehmenden Schrullen werden durch manche Anekdoten belegt und weniger den journalistischen Verhältnissen damaliger Zeit als dem undisziplinierbaren Eigenwillen Kürnbergers die Schuld gegeben, dass es ihm nie gelang, in einer Redaktion unterzuschlüpfen. — O. J. Bierbaum („Der Zukunft reponiert." Ein Beitrag zur Charakteristik Kürnbergers als Künstler: Zeit^{W}. N. 1) machte interessante Mitteilungen über Kürnbergers verschollenen Roman „Das Schloss der Frevel", der im Berichtsjahr zum ersten Male von der „Zeit" abgedruckt wurde. Obwohl das Werk bereits zweimal zum Abdruck in Zeitungen angenommen war, war es, mehr als zwanzig Jahre nach dem Tode seines Verfassers, noch auf der Verlegersuche. Kühnheit und Eigenart des Inhalts habe, meint B., dem Abdruck in Oesterreich entgegen gestanden. Für ihn ist „Das Schloss der Frevel" Kürnbergers reifstes und persönlichstes Werk, weil es die „Unzeitgemässheit" seines Verfassers in verblüffender Schärfe illustriere. Allerdings sei Kürnberger auch hier in erster Linie der Mann der gedanklichen Probleme, mehr Rhetor als Poet, mehr Schilderer als Bildner. — An den politischen Schriftsteller Kürnberger, den scharfen und streitbaren Tagesschreiber, erinnert im Anschluss an die „Siegelringe" Philippovich (5256). —

A. Stifter wurde in Linz ein Denkmal gesetzt, an das einige kleinere Aufsätze anknüpfen (5261, 5267–5268). — Von Einzeluntersuchungen ist am lehrreichsten die Uebersicht, die Sauer (5263) dem Stilkünstler Stifter widmet. Da der Dichter unermüdlich am Ausdruck gefeilt hat, liefert die Vergleichung der ersten Drucke mit den späteren Buchausgaben reiches Material. S. beschränkt sich hier auf die Stellung zu den Fremdwörtern, nicht ohne einseitige Betonung der puristischen Neigungen des Dichters. Nach S.s Feststellung war Stifter nicht fanatischer Purist: in den späteren Auflagen der Studien hat er manche Fremdwörter stehen lassen, andere sogar für ursprünglich gebrauchte deutsche eingesetzt. — Die Besprechung einer modernen Novelle, die ein ähnliches Problem behandelt wie Stifters „Brigitta", ist für Glasenapp (5257) der Anlass zu Bemerkungen über technische Eigenheiten des Dichters. Im Gegensatz zur modernen Erzählungskunst statte er seine Helden mit wenigen, tiefen und bleibenden Eigenschaften aus, ja bisweilen sei es geradezu ein einzelner Grundsatz, eine einzige Neigung, was mit elementarer Macht das Walten seiner Menschen bestimme. Er vermeide alles Spannende und Pointierte, und wo wie in den „Nachkommenschaften" ein einschneidendes Vorkommnis zur Sache gehört, wird es nur flüchtig und beiläufig erwähnt. — Morgan (5261a) beschäftigt sich mit einem ungeschriebenen Werk Stifters, einer romantischen, in Stuben spielenden Erzählung auf historischer Grundlage, an der der Dichter im Jahre vor seinem Tode arbeitete. — Stifter, dem Schulmann, gilt ein Beitrag von Zenz (5266), der aus dem Archiv der Linzer Statthalterei einige amtliche Schriftstücke publiziert. Stifter zeigt sich in ihnen als ein Mann von ruhig-klarem Blick und weitherziger Denkart, der um die Hebung des Volksschulwesens grosse Verdienste hat. — Abgesehen von zahlreichen Einzeldrucken Stifterscher Werke (5270–5283) erschienen zwei populäre Ausgaben, zu denen Holzer (5260) und Stoessl (5264) die Einleitungen schrieben. St.s schwacher Arbeit ist die Zusammenfassung H.s überlegen, obgleich auch sie manchen Einwand erfordert. Falsch ist das Bild, das H. von des Dichters Ehe entwirft. — Eine grosse wissenschaftliche Gesamtausgabe Stifters bereitet die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen" vor. Alle gedruckten und ungedruckten Werke in allen erhaltenen Bearbeitungen wird sie vereinigen, gereinigt von den zahlreichen Fehlern der Ueberlieferung und den willkürlichen Aenderungen des früheren Herausgebers Aprent. Der bereits vorliegende, von Horcicka (5269) edierte vierzehnte Band enthält die gesammelten kunstkritischen Studien, Aufsätze, die zum Teil nach bisher nicht bekannten oder nicht benützten Handschriften, zum Teil aus Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt werden. Ein reiches, vielfach neues Material zur Beurteilung des Künstlers wird damit vorgelegt. Die umfassende Einleitung würdigt den Kunstkritiker Stifter und den Maler, dessen eigenartige, allerdings nie grosszügige Landschaftskunst sechzehn Reproduktionen veranschaulichen. Der Gewinn, den die Stifterforschung aus dem Bande ziehen kann, ist gross. — Ein näheres Eingehen auf die Arbeiten Heins (5257a - 5258) sei bis zu ihrem Erscheinen in Buchform verspart. —

Schweizer. Die Studie, in der Frommel (5284) den religiösen Werdegang G. Kellers überblickt, bietet einige Ergänzungen zu Kamblis ausführlicherer

Schrift. Sie stützt sich vor allem auf den „Grünen Heinrich“, die Novelle „Das verlorene Lachen“ und Kellers Briefwechsel mit seinen zahlreichen Aeusserungen über religiöse Fragen. Die Einflüsse von Schule und Erziehern werden verfolgt bis zu dem unverhältnismässig früh vollzogenen Bruch mit der kirchlichen Religion, der nie wieder ausgeglichen werden sollte. An Stelle des Kirchenglaubens tritt religiöse Subjektivität, eine dem Pantheismus verwandte Stimmung, wie sie etwa in dem Gedichte „Gott“ ihren Ausdruck gefunden hat. In Heidelberg tritt Keller in eine neue Phase inneren Werdens: Ludwig Feuerbach bewirkt den Umschwung seiner Anschauungen zu religiösem Radikalismus. Für Kellers spätere religiöse Entwicklung fliessen die Quellen spärlicher. Da F. den „Sieben Legenden“ allzu geringe Bedeutung beimisst, ist er einzig auf die Novelle vom „Verlorenen Lachen“ angewiesen. Sie zeigt Keller auf einem Standpunkt, der „das Unerforschliche still verehrt“, aber Kirche und Christentum nur noch die Bedeutung eines zerfallenden Tempels gibt. — Wünsche (5287) macht einen unbeholfenen, von moralisierender Neigung nicht freien Versuch, Kellers Frauengestalten zu charakterisieren. — An die Erregung, die Professor Vetters Nürnberger Rede in der Schweiz hervorrief, knüpft Oncken (5286) an, um an die aus Baechtold (3, S. 22) zur Genüge bekannten Folgen eines Kellerschen Toastes zu erinnern. — Dagegen enthält Leppmanns (5285) bisher nur zum Teil vorliegende Vergleichung der beiden Fassungen des „Grünen Heinrich“ lehrreiche Beiträge zur Kenntnis Kellers. Die Einleitung hebt eine Anzahl typischer Aenderungen hervor, wie sie die Umarbeitung des Kellerschen Romans mit den zweiten Ausgaben der „Werther“ und „Nolten“ gemein hat. Eingehend werden dann die Veränderungen, die Keller am Aufbau des Ganzen vollzog, namentlich die der Vereinheitlichung der Komposition dienende Durchführung des autobiographischen Tons erörtert. Grössere Deutlichkeit in der Gliederung, straffere Zusammenfassung, mehr Klarheit und Ebenmass ergeben sich als die Vorzüge der zweiten Fassung. Mit der Darstellung der Wirkungen, die die durchgeführte Ichform auf Stoff und Vortrag hatte, bricht das fördernde Schriftchen ab. —

In C. F. Meyer sieht eine Skizze Frommels (5291) allzu einseitig einen „protestantischen Humanisten“. Die Frey nachgezeichnete Entwicklung des Dichters weicht von ihrem Vorbild nur ab in der Wertung der religionsgeschichtlichen Studien Meyers, denen F. zu grosses Gewicht beilegt. Die zusammenfassende Darstellung der Ideenwelt des Dichters verfolgt den für Betrachtung seiner Kunst wenig belangvollen Gedanken, dass „Meyer als Dichter seine tief christliche Ueberzeugung nirgends verleugnet“ habe. — Die gleiche Neigung, Meyers Protestantismus zu stark zu betonen, zeigt Laissle (5293). — An Hand der Freyschen Biographie entwickelt Hess (5292) Meyers Krankheitsgeschichte. Abgesehen davon, dass er Meyers Bedeutung unterschätzt, dass er u. a. die oberflächliche Behauptung aufstellt, ihm fehle der „Wirklichkeitssinn“, vermag er aus der Krankheitsgeschichte des Dichters nichts zu schliessen. Denn die ärztliche Diagnose, dass diese Krankheit eine „konstitutionelle Verstimmung“ war, dass es sich bei der zweiten Psychose seines Alters um einen Fall von „Rückbildungsmelancholie“ handelte, kann als solche dem Litterarhistoriker nur gleichgültig sein. —

Verschiedene Erzähler. Den früh verstorbenen Schriftsteller E. Aly charakterisiert ein kurzer Nekrolog (5294) als einen einsam wandelnden Spätromantiker, der wie seine Geistesgenossen vor hundert Jahren die Sehnsucht nach Schönheit hinter ironischer Weltbetrachtung verborgen habe. — Eine stoffreiche biographische Skizze widmet Fränkel (5295) August Becker, dem Verfasser des romantisierenden epischen Gedichts „Jung Friedel, der Spielmann“, das im Zusammenhang mit „Waldmeisters Brautfahrt“ und Kinkels „Otto der Schütz“ zu nennen ist, und zahlreicher, zum Teil kulturhistorischer Romane, die ihren Autor aber nicht über das Niveau des Belletristen hinausheben. — Die Lebensdaten des 1883 in Dresden gestorbenen Romanschriftstellers A. E. von Derschau, der seine Arbeiten unter dem Pseudonym Egbert Carlssen erscheinen liess, stellt wieder Fränkel (5298) zusammen, ohne sich der üblichen nekrologischen Ueberschätzung ganz zu enthalten. — Lorenz Diefenbach, der als Sprachforscher grössere Bedeutung hat, denn als Dichter, erhielt eine kurze Würdigung durch Wunderlich (5299), der besonders auf seine wertvollen lexikographischen Forschungen hinweist. — Aus dem Nachlass des jung verstorbenen Oesterreichers K. M. Heidt gaben Hörmann und Madjera (5301) Verse und unbedeutende Prosa heraus. Die in der Einleitung vorgetragene Ueberschätzung eines kleinen Talentes wird durch das Material des Bandes selbst auf ein richtiges Mass zurückgeführt. — Als „wahren Erben unseres Eichendorff und Wilhelm Müller“ muss sich der Romanschriftsteller J. H. Löffler in einem auch sonst an kritiklosen Uebertreibungen reichen Aufsatz von Wachler (5303) feiern lassen. — Zu Ilges' im vergangenen Jahr erschienenen Büchlein über Ernst Ortlepp ist noch eine längere Besprechung von Houben (5305) nachzutragen. — Einen dem

vergänglichen Tagesgeschmack fernstehenden Autor nennt Weitbrecht (5307) Heinrich Steinhausen. Zwei Stilarten seien ihm eigen: der objektive Chronikstil früherer Jahrhunderte und der subjektiv gefärbte humoristisch-satirische Stil der Kleinmalerei. „Irmela" vor allem, sein einziges erfolgreiches Werk, vertritt die erste Art, die geringe psychologische Vertiefung, aber eine staunenswerte Treffsicherheit des Tons habe, origineller seien die Erzählungen der anderen Gattung, in denen sich Steinhausen als Meister eines beseelten Realismus erweise. —

Epos. Silbermann (5309) schrieb über den mehr psychologisch als litterarisch interessanten Ernst Schulze eine Dissertation, die sich wesentlich mit der äusseren und inneren Entstehungsgeschichte seines weichlich-epigonischen Gedichts „Die bezauberte Rose" beschäftigt. Er weist nach, dass das Epos keineswegs erst durch Brockhaus' Preisausschreiben im April 1816 veranlasst wurde, dass der Plan, die leidenschaftlich geliebte Adelheid Tychsen in einem besonderen Gedicht zu verherrlichen, bis in den März des Vorjahres zurückzuverfolgen ist. Wie ihr Bild dem schwärmenden Dichter mit dem ihrer verstorbenen Schwester zusammenschmolz, wie aus einem ähnlichen Verschmelzungsprozess das Hauptmotiv seiner Dichtung erwuchs, ist psychologisch merkwürdig. Vielleicht hat S., der für seine Arbeit manches neue Material heranziehen konnte, den eigenen Worten des spielerisch-koketten Poseurs in Briefen und Tagebüchern gelegentlich zu grosses Gewicht beigelegt. —

Die Hochflut der Lenau-Beiträge, die durch die Jahrhundertfeier seiner Geburt veranlasst wurde, hat sich fast ausschliesslich mit dem Lyriker oder mit biographischen Einzelheiten befasst. Als nutzbringend für die Kenntnis der Epen Lenaus ist einzig Castles (5310) verdienstliches Büchlein zu nennen, das, aus der Einleitung zur Hesseschen Ausgabe der Werke erwachsen, Resultate eines langjährigen Lenaustudiums — nicht immer glücklich — zusammenfasst. Zu den guten Partien seiner Schrift gehören die knappen, inhaltreichen Analysen des Faust, des Savonarola (JBL. 1896 IV 3 : 186) und der Albigenser. —

J. V. von Scheffel. Proelss' (5321) wenig tiefe, dafür um so ausführlichere Lebensgeschichte erfuhr eine zusammengedrängtere Wiederholung, in der die bei belanglosen Einzelheiten verweilende Umständlichkeit immer noch nicht ganz beseitigt ist. — Louise von Kobell (5319) mag sich mit Herausgabe der Briefe, die Scheffel an seinen Freund August Eisenhart und dessen Frau (die Herausgeberin) geschrieben hat, ein Verdienst um die engste Scheffelgemeinde erworben haben, litterarhistorisch sind sie von geringer Bedeutung. Entbehrlich ist vor allem der wohlmeinend zusammengeraffte Verbindungstext Louise von K.s, der das bekannte Material nur in unbedeutenden Notizen ergänzt (5326–5327). — Mitteilungen der Witwe Freiligraths und drei Briefe Scheffels verbindet der eifrige Proelss (5323) zu einem Aufsatz über die Beziehungen beider Dichter. — Vier liebenswürdige Plauderbriefe des Meisters Josefus, in den Jahren 1873—74 an Karl Weinhold gerichtet, kann die Berliner Litteraturarchiv-Gesellschaft veröffentlichen (Mitteilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. 1902. Briefe deutscher Philologen an Karl Weinhold. B., Litteraturarchiv-Gesellschaft. S. 80/4). — Eine von der Münchener „Jugend" herausgegebene Scheffelnummer machte neben ungedruckten Gedichten Briefe des Dichters an Eisenhart und Eichrodt zugänglich (5328–5329). — Zweimal wurden Scheffels Beziehungen zur Schweiz behandelt. Die „ansprechende" Zusammenstellung von Betz (5313), der Scheffel als litterarischen Entdecker des Engadin in Anspruch nimmt, verrät allzu deutlich ihr Entstehen aus einem Vortrag. — Proelss (5322) betitelt seinen Beitrag „Scheffel und sein Schweizer Doppelgänger". Gemeint ist der Dichter und Maler August Corrodi, der, wie Scheffel im Februar 1826 geboren, sich ebenso aus einem vom Vater gewünschten Studium hinaussehnte und gleich Scheffel den Konflikt einer Doppelbegabung auszufechten hatte. Einige ungedruckte herzliche Briefe Scheffels sind dem Aufsatz beigefügt. — Von der Mutter des Dichters, Josephine Scheffel, erzählt nach Jugenderinnerungen Alberta von Freydorf (5315). Ob es aber nötig war, die dilettantischen Versübungen der schreiblustigen Frau Majorin zu publizieren und gar noch weiterzudichten, ist denn doch die Frage. —

Von den R. Hamerling betreffenden Publikationen des Berichtsjahres lag mir nur der kleinste Teil vor. Rabenlechner (5338) hat die Dokumente seiner unkritischen Hamerlingbeweihräucherung um ein neues vermehrt, das dem Dramatiker gilt (JBL. 1901 IV 4 : 349). — Die persönlichen Erinnerungen an den Dichter, die Sophie von Khuenberg (5336) veröffentlicht, wollen ein Beitrag zur Erkenntnis seines Wesens und des Verhältnisses zu seiner Mutter sein. Sie wenden sich vor allem gegen die Legende, dass der Dichter in den letzten Lebensjahren schwer unter der Lieblosigkeit der alten bei ihm lebenden Frau gelitten habe, und führen das seltsame Verhältnis mehr auf Hamerlings eigene, durch Krankheit gesteigerte Reiz-

barkeit zurück. — Levin Schücking (5345) teilt vier in den Jahren 1867, 1868, 1874, 1876 an seinen Vater gerichtete Schreiben Hamerlings mit. —

Dem 1902 verstorbenen Julius Grosse, der sich selbst schon vor mehr denn zehn Jahren „zu den Toten und Untergepflügten" gerechnet hatte, wurden die üblichen Nachrufe zuteil. Mit Ausnahme derjenigen, die mehr oder minder interessante persönliche Erinnerungen (5353, 5355, 5359) auftischen, enthalten sie nichts Neues. — Auch Bartels' (5349) trockener Nekrolog, weder ein menschliches Porträt noch eine litterarische Charakteristik, schöpft wesentlich aus Grosses Selbstbiographie „Ursachen und Wirkungen" und fällt nur durch die übertriebene Einschätzung Grossescher Lyrik auf. —

Ein weitklingenderes, bedeutsameres Echo weckte der Tod von Wilhelm Hertz. Neben dem Dichter und hochverdienten Gelehrten feiert Bulle (5362) den Menschen „von unvergleichlicher Reinheit und Güte des Wesens". Er macht die interessante Mitteilung, dass Hertz von frühester Zeit an bis zu seinem Ende ein Tagebuch geführt hat, in dem man eine Fülle wertvollen Materials für die Forschung vermuten darf. — Ellinger (5363), der die Betrachtung der Hertzschen Lyrik mit einigen Nachweisen Uhlandischer und Heinescher Einflüsse eröffnet, widmet den Hauptteil seines Nachrufs dem trefflichen Dolmetsch älterer Dichtungen; an den einzelnen Uebertragungen verfolgt er seine wachsende Kunst dichterischen Nachschöpfens. — Golther (5365) gibt eine kurze Zusammenfassung der Lebensdaten, verbunden mit einer Bibliographie der dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten. — Persönliche Erinnerungen veröffentlicht Helene Raff (5368), die dem Dichter in den letzten Lebensjahren nahestand. Durch charakteristische Züge macht sie mit Wesen und Art dieser vornehm-zurückgezogenen Natur vertraut und verdeutlicht das entworfene Bild durch manchen bezeichnenden Ausspruch des Verstorbenen. — Die schwäbischen Züge in Hertzens geistiger Artung betont besonders Ad. Stern (5371). Klaräugig, weltfroh, schwungreich und massvoll, mit glücklichem Gleichgewicht der Sinne und der Seele, erinnere dieser Dichter der Gegenwart in mehr als einem Zug an seinen ritterlichen Landsmann von Aue. Eine Fülle weltfroher, durch und durch gesunder Sinnlichkeit und Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen springe aus den Dichtungen dieses letzten Schwabendichters entgegen. — Aus genauer persönlicher Bekanntschaft mit Hertzens Leben und Wesen schrieb Weltrich (5373) einen Nekrolog, der mit einer schon 1884 erschienenen, hier überarbeiteten kritischen Studie über „Bruder Rausch" zu einem Büchlein zusammengefasst wurde (5372). Der Nachruf enthält viel neues Material, eine dankenswerte Bibliographie, verfällt aber öfter in blosse Aufzählung und verweilt allzulange bei Abschweifungen wie der Frage, ob die Bezeichnung „Münchener Schule" für die um Geibel gesammelten Dichter berechtigt sei. Die Analyse von Hertzens bedeutendstem Werk unternimmt neben der ästhetischen Würdigung auch eine Quellenuntersuchung der dichterischen Vorlage. —

An den mit epischen Dichtungen hervorgetretenen Lyriker J. D. Plate, einen Groth-Schüler, der 1902 in hohem Alter starb, erinnerte Grabe (5376). —

Mit Julius Wolff, der zwei neue Interpreten fand, sind wir in den Niederungen der Unterhaltungsepik angelangt. Aus dem vom Standpunkt klerikaler „geläuterter Sittlichkeit" verfassten Aufsatz von Halusa (5377) sei der Kuriosität halber angeführt, dass der Verfasser die Schöpfungen Wolffs lesen „einen Ausflug in das pornographische Gebiet unternehmen" nennt, dass er sie als „Zoten" und „Kloakenpoesie" bezeichnet. — Eine ergiebige Quelle ungewollter Komik ist Wieckis (5378) Büchlein über Wolff, das die seit 1885 erschienenen Werke des „genialen" Dichters „von kritisch-ästhetischer Seite ins Auge zu fassen" strebt. In einer halb ergötzlichen, halb ärgerlichen Mischung von Unbildung und Anmassung wird Wolff als Vertreter echt deutscher Kunst gefeiert, dem wir dankbar sein müssen, „dass er das deutsche Mittelalter uns in seinen Dichtungen nahe zu bringen sucht". —

Das christliche Epos bewegt sich weiter in den Bahnen F. W. Webers (5379), dessen „Dreizehnlinden" immer noch seine Anziehungskraft auf bestimmte Kreise erweist. — Als einer seiner Nachfolger wird E. Eggert durch Muth (5380) charakterisiert. — Auf den religiösen Gehalt legt auch die Anzeige einer neuen Dichtung D. Vorwerks (5381) den Akzent. —

Eine Reihe neu erschienener moderner Epen bezeugte das Fortleben der Gattung auch in der Litteratur der Gegenwart. So erfuhr F. Lindheimers Roman in Versen „Karl Roland" (5383) durch Widmann eine ziemlich überschätzende Besprechung, die den formalen Dilettantismus des Verfassers übersah. — Als ein ernstes, gedankenschweres Werk wurde G. Renners (5384) „Ahasver" gerühmt, wenn dem Dichter auch für ein so gewaltiges Problem noch die Gestaltungskraft fehle. — F. Saars „Hermann und Dorothea" (5385) kennzeichnete Castle als ein Epos, das in der plastischen Entfaltung aller Seiten und Umstände, der

ruhigen Entwicklung, den zahlreichen Episoden die Schule verrät, aus der das deutsche Idyll hervorgegangen sei. — Der zweite Teil von K. Spittelers (5386) „Olympischem Frühling" fand eine gute Aufnahme bei Holm (5386a). Wenn die Fortsetzung des günstig aufgenommenen Werkes (JBL. 1900 IV 3:243) nicht so reich und farbenbunt wirke wie der erste Gesang, so liege es nicht am Nachlassen der Schöpfungskraft und Empfindungsgabe des Dichters, sondern rein am Stoff. Grosse Linien, kraftvolle Sprache und Gedankenfülle seien auch diesem Bande nicht abzustreiten. — Ein wohlwollender Rezensent wurde Weitbrecht einem Werke F. Wittenbauers (5387). —

Volkstümliche Dichtung: Allgemeines. Die Volksschriftenfrage beschäftigte mehrfach Gillhoff (5388). Er fordert vom Volksschriftsteller Heimatkunst, volkstümliche Stoffe in einfacher Darstellung. Sentimentalitäten soll er vermeiden und vor allem seine Erzählungen nicht als Ablagerungsstätte für moralische Gemeinplätze ansehen. Nach Kennzeichnung der schlechten Tendenzfabrikate, die heute noch zahlreiche Volksbibliotheken überschwemmen, bespricht G. die seiner Meinung nach wertvollsten Autoren. —

Einem der heutigen Leserwelt längst nicht mehr vertrauten weltlichen Volksschriftsteller, dem Schweizer Ulrich Hegner, gilt ein aus dem Nachlass von Haym (5397) herausgegebener Aufsatz, eine glänzende, verschärfende Nachzeichnung des Bildes, das Hedwig Wasers gründliche Monographie entworfen hat. In der kritischen Beurteilung von Hegners Erzählung „Salys Revolutionstage" weicht H. von dem allzu günstigen Urteil der Biographin ab. Er hebt die schlecht verkappte Unwahrscheinlichkeit hervor, die den philosophischen Bauer doch noch weit abrückt von „Uli der Knecht" oder gar der Kellerschen Dorfnovelle. — Der nur im Auszug veröffentlichte Vortrag von Cornicelius (5396) knüpft an das gleiche Buch an. Er bringt kleine Nachträge und eine nähere Betrachtung der Hegnerschen „Gedanken, Meynungen, Urtheile". —

Ueber Hegners grösseren Nachfolger Jeremias Gotthelf schrieb Bartels (5398) ein zweckloses Buch. In seinen mit reichen Zitaten aus Manuel durchsetzten Text sind seitenlange Proben aus Gotthelfs Erzählungen eingeflochten. „Elsi, die seltsame Magd" und „Wie Joggeli eine Frau sucht" sind vollständig abgedruckt. Was von B. selbst herrührt, ist dürr und nichtssagend und beweist, dass sein Drang, zu zitieren, vergebens eine Unfähigkeit des Charakterisierens zu verhehlen bemüht ist. — Zu der trefflichen Volksausgabe der Gotthelfschen Werke ist ein Ergänzungsband erschienen, in dem Vetter (5399) Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke liefert. Mit hingebendem Fleiss ist hier alles Erreichbare zur Entstehung und Aufnahme der einzelnen Erzählungen gesammelt, örtliche und persönliche Beziehungen sind aufgedeckt, reichhaltige sprachliche Nachweise gegeben. Die Textgestaltung der zehn Bände der Ausgabe erfährt hier ihre Rechtfertigung. In der Fülle des zusammengetragenen Materials, das der sprachlichen Untersuchung Gotthelfs und einer umfassenden Biographie vorarbeitet, finden sich auch bisher unbekannte Briefe und Schriftstücke. —

Dem strengen Realisten sei der mehr stilisierende B. Auerbach angeschlossen. Sein Nachlass, der neben zahlreichen Handschriften über tausend an ihn gerichtete Schreiben enthält und Briefe von ihm an Frankfurter, O. Ludwig, Oppenheim und andere, ging im Berichtsjahr in den Besitz des Marbacher Schiller-Archivs über (5404). — A. Bettelheim (5400), der ihn für eine grössere Auerbach-Monographie ausbeuten wird, gab einstweilen einen sorgsam zusammenfassenden Ueberblick über Leben und Werk des Dichters. — Auf eindringlichere Charakteristik muss sein orientierender Aufsatz verzichten; diese ist der Vorzug von Erich Schmidts (5403) bekanntem, wieder abgedrucktem Essay. — Auch G. Brandes' (5402) Studie ist in die neue Ausgabe seiner Schriften eingegangen. — Einige bemerkenswerte Zeugnisse für Auerbachs Beschäftigung mit Grabbes Leben und Werken in den Jahren 1838—39 legt Bettelheim (5401) vor. Aus dem Jahrgang 1838 der „Europa" druckt er eine von Auerbach verfasste Charakteristik Grabbes, des Dullerschen Lebensbildes und der „Hermannsschlacht" ab, die dem jugendlichen Kritiker das beste Zeugnis ausstellt. Daran schliesst er eine Scene aus Auerbachs verunglücktem Lustspiel „Der Ultimo", in der Grabbe als „Ebbarg" auftritt. — Der Vetter und innige Freund des Dichters, Jakob Auerbach, sein „kritischer Beichtiger" und Empfänger seiner wertvollsten Briefe, wird in knapper Skizze von Brüll (5405) gewürdigt, der merkwürdigerweise auf die Bedeutung der wichtigen Korrespondenz nicht eingeht. —

Ueber L. Anzengruber hat Friedmann (5410) ein Buch verfasst, in dessen zweitem Teil auch die Romane, Novellen und Märchen des Dichters betrachtet werden. Wenn man den im Vorwort angegebenen Zweck der Arbeit, „durch sachliche und gemeinverständliche Zergliederung der Werke etwas zur weiteren Würdigung

des Dichters beizutragen", in Betracht zieht, mag man sich die kundigen, populär gehaltenen Inhaltsangaben gefallen lassen. — Mit Anzengrubers Briefen hat Bettelheim (5410a) eine Hauptquelle für die Geschichte des Lebens und der Werke des Dichters herausgegeben. Neben zahlreichen in die Briefe eingestreuten Bemerkungen Anzengrubers zu seinen epischen Dichtungen interessieren hier vor allem die in den Beilagen veröffentlichten Dokumente, welche die Umarbeitung des „Schandfleck" betreffen. Es sind die Briefe an jene „tatfreudigsten Freunde seines Talentes", deren opferbereiter Hilfe die Abrundung des Romans zu einem Meisterwerk zu verdanken ist. B. kann in den Beilagen ferner des Dichters erste gedruckte Dorferzählung mitteilen, die bisher unbekannte „Geschichte von Ludwig Gruber: Tod und Teufel". Das noch unsicher behandelte Motiv, abergläubische Anwandlungen erzieherisch auszuschöpfen, hat Anzengruber mit gereifterer Kunst in der späteren Kalendergeschichte „Treff-Ass" wieder aufgegriffen. —

P. K. Roseggers religiöse Entwicklung von dem naiven Volkschristentum seiner katholischen Heimat durch den Liberalismus der Aufklärung zu einem geschichtlichen, wenn auch poetisch-subjektiven Verständnis des Evangeliums zeichnet Frommel (5411a). Den eigenen Bekenntnissen des Dichters in „Waldheimat" und dem Buche „Mein Himmelreich" weiss er wenig hinzuzufügen. — Mit dem gleichen Thema beschäftigt sich von engherzigem katholisch-dogmatischem Standpunkt aus Pöllmann (5414), der dem Dichter seine Abweichungen von der „einzig wahren, alles erklärenden und abklärenden Weltanschauung" aufmutzt. — Die Würdigung der Arbeit von Seillière (5415) sei bis zu ihrem Erscheinen in Buchform verspart. — Der jüngste Roman des schreibeifrigen Dichters (5417) erfuhr eine beachtenswerte scharfe Kritik durch Ebner, der die ermüdende Breite, die Unwahrscheinlichkeiten, die gekünstelte Naivität des Werkes rügt. —

Dem 70jährigen oberbayerischen Volkspoeten Maximilian Schmidt galten einige Gratulationsfeuilletons (5418—5422). — Da die Autobiographie, die der volkstümliche Erzähler als Band 21 und 22 seiner gesammelten Werke hat erscheinen lassen, mir nicht zugänglich war, hebe ich nach Euphorion (9, S. 591) heraus, dass sie auch dem Litterarhistoriker manche Ausbeute bietet. Schmidt berichtet darin ausführlich über ungedruckt gebliebene Jugend- und Gelegenheits-Dichtungen, über Anregungen und Quellen zu seinen Erzählungen, sowie seine persönlichen Beziehungen zum Kronprinzen und späteren König Ludwig II. —

Plattdeutsche Erzähler: Allgemeines. Zu seiner sorgfältigen, im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung von 1896 enthaltenen Bibliographie aller im Lauf des 19. Jahrhunderts in niederdeutscher Mundart verfassten Bücher veröffentlichte Seelmann (5426) einen Nachtrag. Mit diesen beiden Verzeichnissen ist eine dankenswerte allgemeine Grundlage für die ausführliche Behandlung neuniederdeutscher Litteratur geschaffen. —

Von einzelnen plattdeutschen Schriftstellern konzentrierte Fritz Reuter die meisten Interessen auf sich. E. Brandes (5430) versuchte besonnen und sorgfältig, Reuters Leben bis zur Wende der fünfziger Jahre zusammenzufassen. Manches Neue wird geboten, und die bereits bekannten, von Gaedertz kritiklos ausgestreuten Materialien erfahren eine ruhig geschriebene, aller phrasenreichen Schönfärberei abholde Darstellung. Der Anfang der Arbeit erschien bereits 1899 (JBL. 1899 IV 3:395). Der nun vorliegende Teil begleitet Reuter nach Graudenz, entwirft ein anschauliches Bild der Festungszeit, für das auch ganz interessante ungedruckte Aufzeichnungen verwertet werden können, und folgt dann dem Gefangenen nach Dömitz. Für dieses Dömitzer Jahr bedarf die Darstellung des Dichters im letzten Kapitel der „Festungstid" sehr der Ergänzung, die die poetisch verklärte Beleuchtung in ein nüchternes und trübes Bild auflöst. B.s Hauptquelle sind da Reuters Briefe an seinen Vater, die Gaedertz in der zweiten Folge von „Fritz Reuters jungen und alten Tagen" neben den interessanten, aber sehr einseitigen Mitteilungen Anna von Bülows zu wenig berücksichtigt. Aus gleicher Quelle schöpft der Verfasser seine Darstellung des Heidelberger Lebens, das hier denn doch in anderem Lichte erscheint als bei dem „zur Mohrenwäsche geneigten" Gaedertz. Die für den Dichter erspriesslichere Zeit in Jabel und seine Tätigkeit als Redakteur des „Unterhaltungsblatts" schliessen das Schriftchen ab, das als Versuch einer Zusammenfassung nach zahllosen Einzelstudien zu begrüssen ist. — Was Gaedertz in seinem schon genannten Sammelwerk an Bausteinen für eine künftige Biographie beigebracht hat, mustert E. Brandes (5431); durch richtigere Verteilung von Licht und Schatten liefert er manche wertvolle Ergänzung zur Darstellung des oft unkritischen Panegyrikers. — Fokke (5432), der an den Reuter-Rezitator Kraepelin erinnert, gehört zu jenen gefährlichen Freunden des Dichters, die durch Missurteile und verstiegenen Phrasenschwall der Würdigung Reuters nur schaden. — Ein früher erschienenes Gedenkblatt „Fürst Bismarck und Fritz Reuter" ergänzt Gaedertz (5433) durch unbedeutende anekdotische Nach-

träge. — Der gleiche Verfasser (5434) zerdehnt einige belanglose Inedita des Dichters, Gelegenheitsverse, kurze Billetts, einen zu einer Hochzeit verfassten Dialog und eine wertvollere autobiographische Skizze aus dem Jahr 1865 zu einem längeren Aufsatz. — Beiträge zur Sprache Reuters, die noch wenig Anlass zu wissenschaftlichen Studien gegeben hat, liefert C. F. Müller (5436), der die bei dem Dichter vorkommenden französischen Ausdrücke und Wortbildungen zusammenstellt und erläutert. Die vielen Gallizismen der plattdeutschen Sprache werden auf den Einfluss der französischen Emigranten zurückgeführt. Ausserdem behandelt M. die Verkleinerungsform auf -ing, die dem Mecklenburgischen eigentümlich ist, dem Verfasser aber „sicher verbürgt nirgends vor dem Anfang des 19. Jahrhunderts entgegengetreten ist". — Eine dankenswerte Zusammenstellung ist des gleichen Autors (5437) Sammlung von 900 volkstümlichen Wendungen in alphabetischer Ordnung, denen Uebertragungen und litterarische Hinweise beigefügt sind. — An anderer Stelle (5438) wird dazu eine Nachlese gegeben. —

In einigem Abstand von Reuter kann man als plattdeutschen Erzähler den unglücklichen H. Burmester nennen. Gaedertz (5448) schrieb ihm einen Gedenkartikel, auf den er selbst an anderem Orte (5447) hinwies. Aus dem Nachlass des Verstorbenen konnte der eifrige Materialsammler auch eine Prosaskizze „Bismarck un de Lauenborger Buern" veröffentlichen. — Sein Aufsatz wurde in knappem Auszuge noch einmal wiederholt (5446). —

Ein 1899 zum 70. Geburtstage des Schleswig-Holsteiners Johann Meyer verfasstes Festfeuilleton druckt Gaedertz (5449) wieder ab, ohne der schwachen Skizze die Spuren der Gelegenheitsarbeit zu nehmen. —

Katholische Volksschriftsteller. Einen der bedeutendsten Jugendschriftsteller der deutschen Katholiken sieht Lauterbacher (5450) in dem 1883 verstorbenen W. Bauberger, dessen heute noch beliebte Erzählungen im Geiste Christoph Schmids geschrieben seien. —

H. Hansjakobs eigenartigen Charakterkopf suchten einige Umrisszeichnungen festzuhalten, von denen die Mollenhauers (5453) als die beste hervorgehoben sei. —

Protestantische Volksschriftsteller. Die Lebensdaten O. Bagges, der mit seinen unter dem Namen Josias Nordheim erschienenen Volksschriften die üble Traktätchenlitteratur zu verdrängen suchte, stellte Brümmer (5455) zusammen. — In dem Heidelberger Stadtpfarrer Ad. Schmitthenner erblickt A. Geiger (5459) eine an Hansjakob erinnernde, aber umfassendere Natur. —

Jugendschriften: Allgemeines. Zeugnis des vermehrten Interesses für diesen lange vernachlässigten Litteraturzweig sind wieder eine ganze Reihe von Aufsätzen und Schriften. Beachtenswert ist ein Artikel Feldmanns (5460a), in dem allerdings die pädagogische Seite der Frage voransteht, aber auch ein geschichtlicher Ueberblick gegeben wird über die Entwicklung der Jugendlektüre von Adelungs Wochenschrift für Kinder an bis zur Gegenwart mit ihrer Fülle tendenz- und fabrikmässiger Mache. — Die Bestrebungen Wolgasts (5460, 5465) und der Hamburger Lehrer werden gewürdigt, nicht ohne Einwände gegen ihren nach Feldmanns (5460a) Meinung zu ausschliesslich ästhetischen Standpunkt. — Ein klares Bild dieser von Hamburg ausgehenden nützlichen Tendenzen gibt eine Sammlung (5464) kleiner Aufsätze und Einzelbesprechungen. — Gillhoff (5468) beleuchtet scharf das tiefe geistige Niveau ultramontaner Jugend- und Volkslitteratur. —

Einzelne Jugendschriftsteller. Was F. Kindscher (5470) von J. H. Campe berichtet, stützt sich auf die allerdings sehr zerstreute Litteratur. Neu ist nur ein diplomatisch-geschicktes Schreiben des Philanthropen an den Fürsten von Dessau vom 2. Februar 1780. —

Der hundertste Geburtstag L. Bechsteins (5473–5477) gab Anlass, die poetischen Werke des Halbvergessenen auf ihre Eigenart und ihre volkstümlichen Stoffe hin zu mustern. — Bei der Gelegenheit druckte Gaedertz (5472) zwei Briefe Bechsteins an Helmine von Chézy ab und eine von ihm 1850 gehaltene Rede. —

Die Entlarvung des Jugendschriftstellers Karl May (5481–5483), dessen Reise-Taxiliaden nicht nur jungen Lesern den Geschmack verdorben haben, als Verfassers einer Reihe pornographischer Erzeugnisse setzte einige Federn in Bewegung. —

Mädchenlektüre. An Isabella Brauns feine und liebenswürdige Begabung für Jugendschriftstellerei erinnert eine sachliche biographische Skizze von Holland (5484). — Im Gegensatz zu ihr, die diese vernachlässigte Litteraturgattung künstlerisch zu heben suchte, war Clementine Helm die Verfasserin läppischer Geschichten von den Freuden und Leiden der „höheren Tochter". Ihre Lebensdaten fixierte Lier (5485). —

Zeitgenössische Dichtung: Aeltere Gruppe. Bergs (5492) Aufsatz über Theodor Fontane ist der Abdruck einer älteren Arbeit (JBL. 1898 IV 3:440). — Ein Essay Bölsches (5493) zählt zu den schwächeren Leistungen des eifrigen Popularisators. Nur die Charakteristik der „Effi Briest", eines „modernen Sozialromans in höchstem Sinne", erhebt sich über sein Niveau. Für B. besteht kein Zweifel, dass Fontane, der selbst gewissen Gesellschafts- und Moraltendenzen huldigende Mensch, hier als Dichter intuitiv über sich selbst hinausgerissen worden ist und über den Kopf seiner eigenen Vorurteile hinweg echtes Leben geschaffen hat. — Fontanes Stellung zu religiös-sittlichen Problemen untersucht Frommel (5495). Die mit fühlbarer Liebe gezeichneten Pastorentypen und vor allem die Anschauungen des alten Stechlin liefern ihm Belege für Fontanes Auffassungen, denen das eigentlich Kirchliche immer Nebensache war und das Christentum allein in dem „Gebot der Liebe" bestand. Fontane, der Skeptiker, kommt in der Betrachtung nicht ganz zu seinem Recht. — Ein interessantes Kapitel aus des Dichters Jugend erhält durch A. Eloesser neue Beleuchtung (Theodor Fontane im Tunnel über der Spree: VossZg. N. 195). In seinen Erinnerungen hat Fontane der Schilderung des Tunnels und der Charakteristik seiner hervorragendsten Mitglieder einen ansehnlichen Platz eingeräumt. Einen Teil der Protokolle dieser litterarischen Gesellschaft, deren Gesamtheit wohl verloren ist, konnte E. aus dem Nachlass eines der Mitbegründer, der dem Tunnel vier Jahrzehnte angehörte, zu Mitteilungen verwerten. Ihr Hauptreiz besteht darin, dass wir Fontane in der später von ihm ziemlich kühl betrachteten Periode seiner „Vereinsmeierei" kennen lernen, und dass wir ihn aus jeder seiner Aeusserungen bei den oft scharf geführten Debatten über poetische Beiträge sofort herauserkennen. Einige Beispiele zeigen seine bekannte Abneigung gegen leer tönendes Pathos, zeigen sein Eintreten für Einheitlichkeit des Tones, für Beseitigung lyrischer Auswüchse und episodischer Geschwulste. Auch der Würden, die der Tunnel zu vergeben hatte, ist Fontane teilhaftig geworden, 1852—54 war er Schriftführer, 1859—60 Vorsitzender des Vereins, und in dieser Eigenschaft hat der „Feind aller Feierlichkeiten" gar Reden halten müssen, aus denen E. einige Stellen echt Fontanescher Färbung abdruckt. Seit 1866 blieb Fontane dem Tunnel fern. — Pniowers (5496) warmherziger Nachruf auf Emilie Fontane, die Gattin des Dichters, ergänzt das von ihm selbst in den Erinnerungen entworfene Bild in manchen Zügen. Dass diese treue geistige Genossin des Dichters es seinem Wirken gegenüber nicht an kräftiger Kritik hat fehlen lassen, verbürgt die von P. erzählte Tatsache, dass sie einen bis auf die Ausfeilung fertigen Berliner Roman, der sich im Nachlass fand, kurz entschlossen den Flammen übergab, da ihr der Inhalt nicht genügte. Nach P.s Urteil hat dieses vernichtete Werk nicht zu Fontanes hervorragenden Leistungen gehört, aber als eine Art Gegenstück zu den aristokratischen Poggenpuhls für die Charakteristik der mittleren hauptstädtischen Bevölkerung Wertvolles enthalten. — Interessante Fontanebriefe konnte die Redaktion der „Kreuzzeitung" (5498a) ihrem Archiv entnehmen. Sie stammen aus der Zeit seines zweiten Aufenthalts in England, in der er, was bisher nicht bekannt war, als Londoner Korrespondent für das Blatt tätig war. Allerdings nur ein Jahr lang, da zwischen ihm und der Redaktion Meinungsverschiedenheiten enstanden. Die humorvollen Briefe, in denen er seine abweichende Anschauung von diesem „Räuber- und Piratenvolk" niederlegte, sind bezeichnend dafür, dass schon damals seine politischen Anschauungen, wie er später einmal sagte, „etwas wackliger Natur" waren. — Eine halb scherz-, halb ernsthafte Selbstcharakteristik des Dichters (5499) sei kurz genannt. —

Karl Frenzel, der in diesem Jahre seinen 75. Geburtstag feiert, wird von Henning (5501) als kluger, kühler Beobachter, als Vertreter vornehmer Ironie und glänzenden Skeptizismus' gerühmt. Wenn er in dem Kritiker Frenzel aber gar den würdigen „Thronerben des Kritikerkönigs Lessing" schätzt, so wird ihm darin kaum jemand folgen. —

Von Paul Heyse betreffenden Beiträgen (5503—5509a) waren mir nur die geschwätzigen Erinnerungen Braun-Artarias (5502) zugänglich. Aus den Jahren 1864—69 geben sie eine Vorstellung der festlichen Geselligkeit in dem Heyse befreundeten Hornsteinschen Hause; leider können sie sich am Abdruck langweiliger Gelegenheitsreimereien nicht genug tun. —

Auf Hans Hoffmanns anmutige, von der „Heiterkeit einer fast kindlichen Dichterlaune" umglänzte Märchen macht Berg (5510) aufmerksam. —

Was über Wilh. Raabe laut wurde, stand meist noch im ungünstigen Zeichen der Geburtstagsberedsamkeit und stützte sich auf die bekannten Arbeiten von Brandes, Gerber und Jensen (5512a—5525). — Berg (5512) nahm in seine Essaysammlung einen älteren Beitrag auf (JBL. 1898 IV 3:208). — Eug. Wolffs (5526) Vortrag bringt weder Neues, noch besonders gut Formuliertes. Die einer

flüchtigen Revue Raabescher Werke angehängte Uebersicht über das Ringen nach einer neuen Weltanschauung in der heutigen Dichtung zeigt nur, dass dem Verfasser das Verständnis für die Bedeutung Nietzsches und Ibsens abgeht. — Der Hervorhebung wert ist eine vom „Litterarischen Echo“ (4, S. 1710) im Auszug gegebene Charakteristik, die an der Hand von Jensens Büchlein, aber selbständig in der Auffassung, die russische Schriftstellerin Sinaida Wengerowa (5527) von Raabes Schaffen entwarf. —

Ferdinand von Saars Eintritt ins siebzigste Lebensjahr wurde vor allem von Wiener Zeitungen gefeiert. Specht (5539) betont neben dem künstlerischen auch den kulturhistorischen Wert seiner Novellen, die das Dokument einer merkwürdigen Phase österreichischer Entwicklung seien. — Ella Hruschka (5538) zeichnete die Entwicklung des Dichters in einem umfangreichen Essay, der sich neben Minors ausgezeichneter Würdigung (JBL. 1898 IV 3 : 186) nicht behaupten kann. — Ein Spiegel der hohen Schätzung, die der Dichter in seiner Heimat geniesst, sind auch die von Specht (5542) herausgegebenen Widmungen, an denen sich Marie von Ebner-Eschenbach durch die Einleitung, die bekanntesten Wiener Autoren durch Beiträge beteiligt haben. —

Wieder ein festlicher Anlass, der 60. Geburtstag, war es, der die Blicke auf den Idylliker Heinr. Seidel lenkte. Von den ihm gewidmeten Aufsätzen (5543–5549a) ist nur der Jul. Harts (5545) erwähnenswert, der hübsche Worte der Charakteristik findet. Nach H. hat Seidels Kunst noch etwas Pflanzliches, Kindliches an sich, das rein Sinnliche, Träumerische und Phantasievolle überwiegt, die Lust eines rein sich hingebenden Schauens. Sie will das Leben nicht umformen oder umgestalten, da sie sich wie die Kinderseele mit der Natur noch in voller Harmonie befindet, von einem Zwiespalt nichts weiss, Ideal und Wirklichkeit, Leben und Märchen traumhaft ineinander vergiesst und darum die Welt mit ihren Erscheinungen noch wie ein leichtes schönes Spiel an sich vorüberziehen sieht. Eine durch und durch künstlerische Weltauffassung lebe in diesem Kleinpoeten, der im Grunde durchaus Romantiker und antiphiliströs sei. —

Jüngere Gruppe. Nur kurz sei verwiesen auf grössere und kleinere Charakteristiken, die P. Altenberg (5552a), R. Auernheimer (5553), A. Bock (5554), C. Busse (5556), M. G. Conrad (5558) und J. J. David (5560) zum Gegenstand hatten. —

Der bis jetzt wenig bekannte Gustav Frenssen hat einen Roman „Jörn Uhl“ geschrieben, der in kurzer Zeit eine ganze Frenssenlitteratur ins Leben rief. Der gewiss sympathische Autor des nachempfundenen, ehrlichen, nicht gerade bedeutenden Buches, das für den wenig verwöhnten Geschmack mittlerer Bildungskreise durchaus empfehlenswert sein mag, wurde in ausführlichen Feuilletons (5562–5571) kritiklos verhimmelt. — L. Schröder (5573) schrieb eine Uebersicht, die auch die früheren Arbeiten Frenssens, einen Band Dorfpredigten und zwei Romane, heranzieht und einen Brief des Autors mit autobiographischen Angaben abdruckt. — Die meisten Federn setzte der „Jörn Uhl“ (5577) selbst in Bewegung. C. Busse variierte, ohne die Beweise zu erbringen, mehrfach die Behauptung, dass Deutschland einen seiner grössten Prosadichter erhalten habe. Er zog auch als erster den falschen Vergleich mit Raabe. Nach Lorenz ist seit 1870 kein Werk gedichtet worden, das dem Roman an geistiger Grösse und poetischem Gehalt gleicht. Er greift gleich zu Homer, um die Art des Erzählers zu charakterisieren. Wentorf stellt den Roman mit einem Schlage neben „Goethe, Keller, Storm und Raabe“. Aber noch nicht genug, er ist „herber und kräftiger als Storm, natürlicher als Raabe“. Rückhaltlose Bewunderung zollt auch Jacobs, dem der Prophet Busse noch zu bescheiden gewertet hat. Biese findet hier „Heimatkunst und Höhenkunst zugleich“ und erinnert auch an ein Vierteldutzend älterer Dichter. Eine der ruhigeren Stimmen in diesem Konzert, an dem sich auch das Ausland beteiligte (5574), gab Eloesser ab, der neben Vorzügen auch Schwächen des Buches hervorhob. — In den „Grenzboten“ führte ein Ungenannter (5578) einen eingehenden Vergleich zwischen Frenssens Roman und dem „Niels Glambäk“ des dänischen Schriftstellers Bröndstedt durch. Auch hier werden die Schwächen der Komposition Frenssens betont und das Buch ein Rohguss genannt, dem die Ziselierung fehlt. —

Die redselig-kleinlichen Erinnerungen, in denen Schlaf (5585) das Porträt des Bohémiens Peter Hille entwirft, sind, wie Holz (5621) überzeugend dartut, in ihren Einzelheiten mit Vorsicht aufzunehmen. —

Felix Hollaenders jüngster Roman „Der Weg des Thomas Truck“ veranlasst Ostwald (5588), eine Charakteristik des Autors zu entwerfen. Lebens- und Studiengang Hollaenders werden geschildert, seine ersten Arbeiten aus der geistigen Sphäre der achtziger Jahre heraus erklärt; das neue Buch wird ohne Einschränkung gelobt. — Sonst erfährt dieser Roman (5589) eine sehr geteilte Aufnahme. Dem vorbehalt-

losen Enthusiasmus H. Harts gegenüber meint R. M. Werner, dass der Versuch einer umfassenden Darstellung vielfältiger Menschen- und Ideenkreise zu verwirrender und unkünstlerischer Wirkung geführt habe. Krauss will ihn nur als „ein ganz ausgezeichnetes Werk der mondänen Unterhaltungslektüre“ gelten lassen, und Ströbel macht Einwände gegen den Stil und die mangelhafte psychologische Linienführung. —

Einen starken litterarischen Erfolg errang F. Huchs (**5592**) Erstling „Peter Michel“, dem vor allem Klages (**5591**) eine über die Bedeutung einer Einzelrezension hinausgehende Besprechung widmete. —

Von dem holsteinischen Schriftsteller Wilhelm Röseler, der wenig bekannt 1899 in Berlin starb, erzählt Kretzer (**5594a**) in Berliner Erinnerungen allerlei Anekdotisches. —

Der kurze Aufsatz Kohlers (**5596**) über J. Lauffs „Mönch von St. Sebald“, kaum über dem Niveau durchschnittlicher Tageskritik, verdiente nicht den nochmaligen Abdruck in einer Sammlung. —

Kühls (**5597**) Essay über D. von Liliencron beschäftigt sich wesentlich mit dem Lyriker. —

Th. Manns (**5600a**) Erstlingswerk wird von Schönhoff eine achtungswerte talentierte Arbeit genannt, Lorenz fasst sein Urteil in die Worte zusammen: „Ein Meister der Skizze hat einen Roman von tausend Seiten geschrieben.“ —

Auf eine belanglose Aufzählung der Arbeiten Meyer-Försters mit Beigabe lobender Etiketten läuft Lees (**5602**) „Charakteristik“ hinaus. —

Die 1901 erschienene zweite Auflage von W. von Polenz' Roman „Der Pfarrer von Breitendorf“ gibt Christlieb (**5608**) Gelegenheit zu Einwänden gegen Polenz' Zeichnung des Pfarrerstandes. Das Bestreben, seinem Helden eine wirksame Folie in seinen Standesgenossen zu geben, habe den Autor zur Schwarzmalerei verführt. — Eine Besprechung des Romans „Wurzellocker“ (**5609**) erweitert Lorenz zu einer Silhouette seines Verfassers. Immer sei Polenz der schreibende Junker mit dem Grundzug einer sachlichen Nüchternheit, die gelegentlich sogar in bureaukratische Trockenheit ausarte. —

Mit dem gleichzeitig der modernen deutschen und polnischen Litteratur angehörenden St. Przybyszewski beschäftigt sich Degen (**5612**). Er charakterisiert ihn als „ein staunenswertes Chaos, ein Gemisch von Licht und Schatten, Genie und Staub, Leidenschaften und hohen Gedanken“. In den weiteren Ausführungen wird Przybyszewskis Abhängigkeit von westeuropäischen Vorbildern: Nietzsche, Huysmans, Maeterlinck, Bourget, betont, und seine künstlerischen Aufsätze über Chopin, Munch werden hoch über seine Romane gestellt. —

Die Basis des P. Scheerbartschen pessimistischen Humors findet Moeller-Bruck (**5615**) in der Enttäuschung des ästhetischen Menschen. Ethisch und ästhetisch suche Scheerbart dem Pessimismus zu entrinnen, und es gelinge ihm auf zwei Wegen, dem der reinen Phantasie und der grotesken Ironie. Beide geht er in seinen Büchern, denen zu grossen komischen Romanen zu sehr der „Aktuellitätssinn“ fehlt, das Ernstnehmen von Erde und Menschheit. — Auch Wiegler (**5616**) bespricht ausführlich den Verlästerten. —

J. Schlafs (**5617—5623**) unerquicklicher Prioritätsstreit mit Holz, der noch immer keinen Abschluss gefunden hat, sei hier nicht näher berührt. —

H. Stehr, einem abseits stehenden, eigenartigen Künstler, der feinste Seelenregungen mit Intensität zu schauen und zu schildern weiss, suchen Kriele (**5625**) und Lentrodt (**5626**) gerecht zu werden. —

Neue Romane von E. Strauss (**5628—5629**), K. H. Strobl (**5630**), W. Walloth (**5633**), J. Wassermann (**5635**) wurden eingehend angezeigt. — Nachzutragen ist aus dem vergangenen Berichtsjahr ein Aufsatz über Wassermanns „Renate Fuchs“ von G. Brandes (**5634**), der im Gegensatz zu den eifrigen Lobrednern des Buches darin Menschenkenntnis im grossen und jede Spur von künstlerischem Formensinn vermisst. —

Frauenlitteratur: Aeltere Gruppe. In die Tiefen der von der schriftstellernden Frau gepflegten künstlerisch gleichgültigen Unterhaltungslitteratur führen die biographischen Skizzen, die Fränkel (**5643—5643a**) von Karoline Berlepsch und der durch ihre Tagesschriftstellerei etwas interessanteren Amely Bölte entwirft. — Ohne eigenes sicheres Urteil stellt Brümmer (**5643b**) die Lebensdaten der 1882 gestorbenen Katharina Diez zusammen. —

Von den Werken der Gräfin Hahn-Hahn (**5645**) erscheint eine neue Ausgabe, von der bis jetzt zwei Bände vorliegen. Sie enthalten den Roman „Maria Regina“ mit einer für katholische Leser berechneten Einleitung von O. von Schaching. —

Für die treffliche „Letzte Reckenburgerin“ der Luise von François sucht Elisabeth Lorentzen (**5646**) neue Leser zu werben. — G. Brandes'

(5648) kleine Studie über Fanny Lewald ging in den ersten Band seiner gesammelten Schriften ein. —

Die von Thea Ebersberger (5649) herausgegebenen Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs waren mir nicht erreichbar. —

Dass Caroline Pichler im geistigen Leben Wiens einst eine hervorragende Rolle gespielt hat, beweisen von neuem die von Glossy (5651) edierten Briefe, die der Freiherr Josef von Hormayr an sie geschrieben hat. Leider hat G. ihre Antworten nicht aufgefunden, und so ist der Briefwechsel hauptsächlich aufschlussreich für die Erscheinung Hormayrs, dem der Herausgeber auch eine gründliche Lebensskizze geschrieben hat. Immerhin spiegeln sich deutlich die regen, vielfältigen Interessen der Pichler. —

Ein breiteres Publikum versucht Laura Frost (5653) über das Leben Johanna Schopenhauers zu unterrichten, ohne selbst über die genügende Quellenkenntnis zu verfügen. — Auch Stefanie Oppenheims (5655) Aufsatz enthält nichts von Belang über die interessante Frau, die doch einmal eine gründlichere Darstellung verdiente. —

Jüngere Gruppe. Zu der kleinen Schar gegenwärtiger Schriftstellerinnen, die aus dem Dilettantismus der Frauenlitteratur herausragen, zählt Helene Böhlau. Ihre Entwicklung überblickt Martha Strinz (5657a) von den ersten Erzählungen an, deren Gestalten eine gleiche tragische Auffassung von der unüberwindlichen Schwere des Schicksals spiegeln, über ihr Meisterwerk, den „Rangierbahnhof", bis zu den letzten Romanen, die künstlerisch zurückstehen, weil sie mit störender Absichtlichkeit Meinungen und Tendenzen der Verfasserin vortragen. —

Einen etwas beweglicheren Biographen als Fränkel (5658) hätte die 1885 jung verstorbene reich talentierte Margarethe von Bülow verdient, deren Novellen eigenartige Leistungen der modernen Litteratur bedeuten. F. vergleicht sie, nicht als erster, mit Luise von François, deren lebensreife Charakteristik sie freilich noch nicht besitzen konnte. —

Was über Marie von Ebner-Eschenbach neu vorliegt, ist von geringem Wert. Bölsches (5662) Arbeit wurde bereits besprochen (JBL. 1900 IV 3:376). — Halusa (5663a) verband allerlei Zitate zu einem neuen Feuilleton. — Eine Schilderung der mährischen Heimat der Dichterin durch Schücking (5665) geht auf den Zusammenhang der Landschaft mit ihrem Schaffen nicht näher ein. —

Der verstorbenen Adine Gemberg verfasst Benzmann (5673) den Nekrolog. Scharfe Beobachtungsgabe, starke künstlerische Phantasie und feines Sprachgefühl habe sie besessen, doch sei ihre Entwicklung durch einen grüblerischen und skeptischen Geist gehindert worden. —

Die liederlich hingehudelten Bücher, mit denen E. Georgy erfolgreich auf das niedrige Bildungsniveau zahlreicher Leser spekuliert hat, werden von Schneidt (5674) und Meissner (5675) mit kräftigen kritischen Randglossen versehen. —

Psychologische Folgen der Frauenemanzipation erörtert Lorenz in einer Anzeige von Adele Gerhards (5676) „weniger als Kunstwerk denn als Zeitzeichen" interessantem Roman „Pilgerfahrt". Als das letzte Ideal der emanzipierten, voll entwickelten weiblichen Persönlichkeit stelle sich hier der feminine Mann heraus. —

Einige Beiträge über Ricarda Huch führen wieder in das Bereich der Kunst. In einem feinfühligen Aufsatz suchte Ria Claassen (5682) ihre Entwicklung zu umschreiben. In den letzten grösseren Werken, den Lebensskizzen „Aus der Triumphgasse" und dem Roman „Vita somnium breve" empfindet diese Interpretin eine eigentümliche Wendung, eine Wandlung in Wesen und Stil, die man als ein ungehemmteres Vorwalten romantischen Geistes bezeichnen könnte. Das früher stark zurückgedämmte lyrische Empfinden überflute nun gleichmässiger die Gehaltenheit der epischen Darstellung, die Plastik der Figuren verschwimme mehr und die Einzelheit und Einzigkeit der Gestalt wie der Begebenheit weiche zurück vor der Vielfältigkeit. — Küchler (5682a) arbeitet mehr die gedanklichen Zusammenhänge zwischen den älteren und neueren Arbeiten der Dichterin heraus. — Ihr Roman „Aus der Triumphgasse" (5683) erhielt noch einige Besprechungen, deren inhaltreichste die von Kühl ist. —

Unwesentliches über Hans von Kahlenberg (5684—5684a), Isolde Kurz (5685), E. Marriot (5686) sei übergangen. —

Der Tod der jungen vielversprechenden Elsbeth Meyer-Förster veranlasste einige Nekrologe. H. Hart (5689) entwirft ein Bild der sympathischen menschlichen Erscheinung mit ihrer Anmut, ihrem tiefen Ernst, ihrem Ringen nach Vollendung. — Eloesser (5688) fügt seinem schlichten Porträt eine knappe litterarische Charakteristik bei, die besonders an die Erzählung „Das Drama eines Kindes" und den Novellenband „Meine Geschichten" anknüpft. —

Gabriele Reuter als „Dichterin der modernen Frauenpsyche" schildert A. F. Krause (5691). Ihre Romane werden als eine Geschichte der grossen Desillusionierung der Frau des 19. Jahrhunderts vorgeführt. —

Vera und Veralitteratur. Das Buch von Vera (5693), geistig von kläglicher Armut und litterarisch auf tiefstem Niveau, gehört mit einer Schar ähnlicher Erzeugnisse (5694–5699) und den Aufsätzen, die diese Produkte beleuchten (5700–5707), weniger vor ein litterarisches Forum als vor das der Sexualpsychologie. —

In einen gewissen Gegensatz zur modernen Frauenlitteratur, die sich im letzten Jahrzehnt zumeist als Problemdichtung gibt, stellt Gertrud Bäumer (5709) Clara Viebig. Ihre künstlerische Individualität erfasse Menschen und Schicksale, wo sie sich ihr darbieten, und gestalte sie, ohne sie durch Elemente ihrer subjektiven Gedankenwelt umzuschmelzen, „in ihrer vollen, konkreten, eigenen Tatsächlichkeit". Das Grösste in Clara Viebigs Schaffen sei diese durch keinerlei konventionellen Brauch beschränkte Erfassung der Wirklichkeit, die sie jedem künstlerischen Motiv entgegenbringt. — Ihre neuen Romane „Das tägliche Brot" (5716) und „Die Wacht am Rhein" (5717) werden mehrfach besprochen, letzterer am eindringlichsten von Erich Schmidt. —

Helene Voigt-Diederichs eignet nach Regener (5718) unter den dichtenden Frauen der Gegenwart die stärkste Eigenart des Heimatlichen. —

Den Erzählungen Pauline Wörners schreibt Kalkschmidt (5720) selbständigen künstlerischen Wert zu. —

Kritik. Eine Fülle von Sammelkritiken (5721–5764) bekundeten eine bewundernswerte Fähigkeit im Entdecken neuer Talente und angeblich wertvoller Erscheinungen. Ueber die Bedeutung zusammengeraffter Einzelrezensionen erheben sich nur die von Eloesser (5727), H. Hart (5734), Poppenberg (5747), Walzel (5758) und R. M. Werner (5761). —

Drama und Theatergeschichte.

(IV, 4 = N. 5765-6593a.)

Jonas Fränkel.

Gesamtdarstellungen.*) An die Spitze unseres Berichtes dürfen wir ein Werk stellen, das zwar der klassischen Philologie angehört, aber mit den grossen Kreisen, in denen sich seine wichtigsten Ergebnisse bewegen, auch unser besonderes Gebiet berührt. Reich (5765) hat es übernommen, den Einfluss des griechischen Mimus auf das europäische Drama bis in die jüngste Zeit zu verfolgen. Ein kühner Versuch, die Kontinuität der geistigen Entwicklung der Menschheit an einem einzelnen Falle in weit ausholenden Linien nachzuweisen. Im Gegensatz zu Bastian, dem Verfechter einer allenthalben parallel vor sich gehenden Entwicklung der Volkspoesie, wird von R. der unmittelbare Einfluss, der historische Zusammenhang nachgewiesen. Ueber Alexandria, Rom und Byzanz geht der Weg des griechischen Mimus zum türkischen Karagöz, zum indischen Drama, zu den europäischen Puppen- und Volksspielen. Ueberall lässt sich der Mimus nachweisen als Vorkämpfer des Realismus gegen den Idealismus: als Sotie und Farce tritt er bei den Franzosen auf, wir begegnen ihm in den Entremesas, in der Commedia dell' arte, im Fastnachtspiel, in der Wiener Posse usw. Ueberall die gleichen Motive und Typen, die selbst in der japanischen Burleske wiederkehren: die Bauern als Zielscheibe des Spottes, ebenso die Geistlichen, ob es italienische Abbaten und Küster oder römische Haruspices und Aeditumi sind; der miles gloriosus, die Hetäre, der Hahnrei, der Ehebrecher und die Ehebrecherin, der Trunkene und der Dümmling, gleichwie ob er als μωρός oder stupidus, als französischer Sot oder holländischer Pickelhering, als Arlechino, Hanswurst oder Kasperle vorkommt usw. Selbst im Mysterium herrscht der alte Mimus,

*) Eine Vorbemerkung pro domo sei mir gestattet. Den weiten Abstand, der das vorliegende Referat von seinen Vorgängern trennt, fühle ich selbst am besten: aber das lag in der Natur der Sache. Leider kamen noch äussere Umstände hinzu. Ich habe das Referat in später Stunde übernommen, und das eingelaufene Material war sehr dürftig. Insbesondere blieben mir ausserberlinische Tagesblätter fast ausnahmslos unzugänglich, wodurch hie und da eine gewisse Einseitigkeit nicht zu vermeiden war. —

und in seiner höheren Form der „mimischen Hypothese“, wie es einst Philistions Drama gewesen, wird er durch Molière und Shakespeare verjüngt. In Shakespeare, zumal im „Sommernachtstraum“ und in den „Lustigen Weibern von Windsor“, finden wir alle wesentlichen Züge der alten mimischen Hypothese wieder. Philistion, Shakespeare und Çûdraka stellen die einzelnen Höhepunkte in der Entwicklung des Mimus vor. Goethe reiht sich ihnen mit seinem „Faust“ an. Als Nachkomme des „bukolischen Mimus“ wird endlich auch das Pastoraldrama des sechzehnten Jahrhunderts und sein letzter moderner Ausläufer, Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“, erklärt. Die ganze dramatische Weltlitteratur, soweit sie nicht klassisch oder klassizistisch ist, hat somit zur Grundlage den griechischen Mimus. — Ein im grossen und ganzen recht brauchbares Handbuch bietet „Spemanns Goldenes Buch des Theaters“ (5766), besonders durch die Fülle des auf knappem Raum zusammengetragenen Materials. Leider sind nicht alle Abschnitte gleichwertig. Uebersichtlich dargestellt ist das erste Kapitel: „Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst“ (N. 1—274) von Hessen, der auch eine „Klassische Dramaturgie“ (N. 275—526) und eine „Moderne Dramaturgie“ (N. 527—709) geliefert hat. Die letztere, die uns hier vor allem interessiert, enthält u. a. Analysen der folgenden Dramen: Otto Ludwigs „Erbförster“, Ibsens „Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Volksfeind“, „Wildente“ und „Rosmersholm“, Richard Voss' „Eva“, Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, „Friedensfest“, „Weber“, „Biberpelz“ und „Fuhrmann Henschel“, Tolstois „Macht der Finsternis“, Wildenbruchs „Quitzows“ und „Haubenlerche“, Hans von Hopfens „Hexenfang“, Sudermanns „Ehre“, „Sodoms Ende“ und „Johannisfeuer“, Max Halbes „Jugend“, Hartlebens „Rosenmontag“, Otto Ernsts „Flachsmann als Erzieher“. Leider bieten aber H.s Analysen in den meisten Fällen bloss eine Umschreibung des Inhalts und sehr engherzige und unerquickliche Reflexionen über die einzelnen Charaktere; sie halten sich immer an der Oberfläche. Unverhältnismässig bedeutender, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, sind die an Umfang geringeren Beiträge von Genée: „Geschichte der Bühneneinrichtungen, der Theatergebäude und Dekorationen“ (mit Darstellungen der Münchener Shakespeare-Bühne, der Oberammergauer Passionsbühne usw.) und „Das Theaterkostüm und seine Geschichte“ sowie Weissteins „Geschichte der Zauberpossen“ (s. unten!) und „Die kleinen dramatischen Künste“ (Passionsspiel, Hanswurst und seine Familie, Marionetten, Pantomimen [N. 809: Henriette Hendel-Schütz], Schattenspiele, das Monodrama, Melodrama und Duodrama, Soloscenen, R. von Meerheimbs Psychodramen). Der Praxis der Bühne und der Bühnenlaufbahn dienen Beiträge von Grube (N. 816—37) und von Possart (N. 871—85) sowie ein „Verzeichnis der deutschen Theaterschulen“ (N. 885a). Orientierend, wenn auch nicht immer zuverlässig, sind die kurzen Biographien und Charakteristiken der „Bühnenkünstler der Gegenwart“ und der „Deutschen Theaterkritiker der Gegenwart“ (N. 886—1140) von Zabel (mit einer Menge von Porträts). Dankbar wird man auch zu der bibliographischen Zusammenstellung von Weisstein, insbesondere zu der Bibliographie der einzelnen Städte greifen, wenn auch hier selbstverständlich mit jedem Jahre neue Litteratur hinzukommt. Hingewiesen sei auch auf das ausserordentlich reichhaltige Anschauungsmaterial, weil sich darunter vieles befindet, was selbst dem Spezialforscher oft nicht leicht zugänglich ist. — In die neue Auflage der von Einsichtigen nie überschätzten Litteraturgeschichte von Gottschalls (5767) kam ein Kapitel hinzu, das die jüngstdeutsche Dramatik behandelt: es reiht sich den anderen Kapiteln des Werkes würdig an. Man erschrickt über die Oede, die darin weht. Schlechte Rezensionen einzelner Dramen, nach den Verfassern geordnet und aneinandergereiht — nichts mehr. Wie sehr G. der Sinn für das Besondere abgeht, merkt man, wenn man einen Blick wirft in das Kapitel des dritten Bandes, das dem „modernen Drama“ gewidmet ist. Mit welcher Ausführlichkeit werden da die Stücke von Mosen- und Blumenthal oder die von Brachvogel breitgetreten! Allein dieser letztere nimmt 16 Seiten in Anspruch; Anzengruber aber wird auf kaum drei Seiten abgetan! Und selbst dort, wo die Besprechungen in die Breite gehen, bieten sie nichts Förderndes und erreichen nie das Niveau wissenschaftlicher Analyse. —

Einzelne Gattungen des Dramas. Eloessers Buch (5768) über „Das bürgerliche Drama“ wird von Schlösser mit grosser Anerkennung besprochen. Einige kleine Nachträge werden geliefert; insbesondere wird bei Schröder auf Cumberlands starken Einfluss hingewiesen, dessen Rührkomödie „The Brothers“ Schröder 1775 unter dem Titel: „Das Blatt hat sich gewendet“ bearbeitet. — Die Entwicklung der litterarischen Satire charakterisiert Landsberg (5769) folgendermassen: Sie ist im 16. und 17. Jahrhundert rein persönlich, behält diesen individuellen Charakter noch in der Friderizianischen Epoche, die Sturm- und Drangperiode einbegriffen, wenngleich hier bereits der Kampf zwischen neuen und alten Kunst- und Weltanschauungen anhebt, erhält in der Romantik einen durchaus typischen Charakter — Kampf des

Geistesmenschen gegen das Philisterium der Masse — und erlebt nach diesem Höhepunkt einen raschen Abfall, der wesentlich dadurch bedingt wird, dass an Stelle des litterarischen Deutschlands ein politisches tritt und somit den poetischen Angelegenheiten nicht mehr jenes allgemeine Interesse der Gebildeten entgegengebracht wird. In den modernen Litteraturkomödien handelt es sich nicht mehr um einen Geisteskampf auf Leben und Tod. — Weisstein (**5769**) skizziert in Spemanns Theaterbuch mit raschen Linien die Geschichte der Zauberpossen: Anfänge in Wien (Kärntnertor-Theater), Frankfurt a. M., Burgtheater (Kurz-Bernardon, Hafner) lauten die ersten Kapitel. Tiecks Possen und Märchen werden kurz charakterisiert und Grabbes „Aschenbrödel“ gestreift. Es folgen: Raimund, Meisl, Bäuerle und ihre Wiener Nachfolger, endlich die Norddeutschen: C. A. Görner, G. Raeder und F. Nesmüller. —

Stoffgeschichtliches. E. Kraus (**5773**) hat in tschechischer Sprache ein Buch verfasst, worin er den ganzen Verlauf der böhmischen Geschichte im Spiegel der deutschen Litteratur zu zeigen versucht. Der bisher veröffentlichte Teil reicht bis zur Marchfeldschlacht (1278). Im folgenden seien seine Ergebnisse für die Stoffgeschichte unseres Kapitels (nach des Verfassers eigenem Bericht in der ZÖG.) zusammengefasst. Das Libussamotiv bearbeitet 1779 unter dem Einflusse des Sturmes und Dranges G. R. von Steinsberg (bei Goedeke 5, S. 348: Karl Franz Guolfinger von Steinsberg!) in einem gleichnamigen Drama; Zacharias Werner verwertet es 1809 in seiner „Wanda“; weiterhin kommen in Betracht: Brentanos „Gründung Prags“, die Operntexte von Bernard und von Choulant (der erstere beeinflusst Grillparzers Drama), Grillparzer, Arends („Libussas Wahl oder Der würdigste Mann“ 1848) und Ferdinand Stamm (1848 Aufführung in Prag). Das Motiv des „Mädchenkriegs“: van der Veldes Roman „Der böhmische Mädchenkrieg“ wird vielfach dramatisiert: von ihm selbst in dem zweiaktigen Stücke „Die böhmischen Amazonen“; von H. G. Lambrecht; von einem Anonymus in der Deutschen Schaubühne 1871; von O. Roloff (1878). Der letztere lehnt sich ebenso wie J. Wenzig an Karl Egon Eberts Gedicht „Wlasta“ an. F. C. Schubert behandelt das Motiv vom Standpunkte der Emanzipation (1874). Dann der Drahomira-Stoff: Auf Jesuitenbühnen des 17. und 18. Jahrhunderts oft aufgeführt. Dramen von: Augustin Zitte (s. Goedeke 5, S. 352), Joh. Schön („Der Sieg des Glaubens“ 1833), J. Kachler (1833); Grillparzers Fragment; Weilens Drama (1867) geht auf Grillparzers Anregung zurück. Dass auch Lessing ein „Drahomira“-Drama plante, wäre nachzutragen, ebenso die Tragödie „Drahomira“ von Fercher von Steinwand. Der heilige Adalbert: Die Gestalt wird als „Zitherspielmann“ in Werners „Kreuz an der Ostsee“ verwertet; Ruschkas Drama: „Sankt Adalbert und seine Brüder“ (1869). Das Motiv von Udalrich und Jaromir: Das von Grillparzer geplante Drama „Zwei gute Hornbläser in Böhmen“ gehört hierher; Eberts „Bretislaw und Jutta“ (1834) steht unter dem Einflusse von Grillparzers „Ottokar“; ein Operntext von F. V. Ernst „Udalrich und Božena“. Der Ottokar-Stoff: Lateinische Dramen auf Jesuitenbühnen des 17. Jahrhunderts bezeugt. Das erste in deutscher Sprache erhaltene Drama ist „Rudolph von Habspurg“ von Cl. Werthes (1775). Ihm folgen: Anton von Klein (Goedeke § 226, 18), F. Ochs (ebenda § 261, 47) und Friedr. Wilh. Ziegler („Thekla die Wienerin“). Auch Schiller plant ein Rudolf und Ottokar-Drama. Fragmente eines Dramas von Mynart erscheinen in Schlegels „Deutschem Museum“. Kotzebues „Rudolf von Habsburg und König Ottokar von Böhmen“ ist ein echtes und rechtes Familienstück. Karoline von Pichler liefert einen Operntext. In allen diesen Bearbeitungen gibt es keinen Gegensatz zwischen Deutschen und Böhmen. Ihnen gegenüber ist Grillparzers Dichtung (die eingehend analysiert wird) das historische Drama im eigentlichsten Sinne. Ein Gegenstück zu Grillparzer liefert Uffo Horn (1843), aber sein Drama ist nicht historisch, sondern politisch. Ihm schliessen sich an: Kopp („Rudolf von Habsburg“) und Lauff („Burggraf“). — Die Dissertation von Grack (**5774**) gilt den englischen Bearbeitungen des Herodes und Mariamne-Stoffes (Massinger, Fenton, Stephen Philipps); Hebbels Drama dient ihm nur als Folie zu jenen. — Eschelbach (**2504**) gibt eine rasche Zusammenstellung der dramatischen Bearbeitungen der Don Juan-Sage. Er verzeichnet eine Uebersetzung von Molières Don Juan auf dem Theater in Torgau 1691, Prehausers Don Juan-Komödie 1716, das anonyme Stück „Schrecken im Spiegel ruchloser Jugend oder das lehrreiche Toten-Gastmahl des Don Petro“, das die Neuberin 1735 in ihrem Repertoire hat, Marinellis Bearbeitung des Molière, die von 1783 bis 1823 im Leopoldstädter Theater in Wien aufgeführt wird. Ein Vorläufer von Grabbes „Don Juan und Faust“ ist „Der Färberhof oder die Buchdruckerei in Mainz“ von Nicolaus Vogt (1809). Es folgen die Dramen von Holtei (1834), Theodor Creizenach (1839), Wiese (1840), Braunthal (1842), Hörnigk (1850), Adolf Widmann (1858). Das Lenausche Fragment wird 1851 publiziert. In die achtziger Jahre fallen: „Don Juans letztes Abenteuer“ von Alfred Friedmann, „Don Juan Tenorio“ von Julius Hart und „Don Juans Ende“ von Paul Heyse. — Im Anschluss an Gabriels Schrift über

Friedrich von Heyden (JBL. 1901 IV 4:37) gibt Jellinek (2519) eine Liste von Konradin-Dramen, die bei Gabriel und in Arnolds Anzeige (ebenda) nicht genannt sind. — Weitere Nachträge liefert Deetjen (5843). — Ueber Carringtons (5775) Studie äussert sich Hirsch sehr abfällig. Die Arbeit sei ganz und gar ungenügend. — Stümcke (5777) betrachtet Dramen, die den Grossen Kurfürsten behandeln. Im Mittelpunkt der meisten steht die Schlacht bei Fehrbellin und die Errettung Rathenows; es sind dies: J. Chr. Blums „Das befreyte Ratenau" (1775), Friedr. Eberhard Rambachs „Der grosse Kurfürst vor Rathenau" (1795), Kleists „Prinz von Homburg", Fouqués „Die Heimkehr des grossen Kurfürsten" (1813), Eduard Wehrmanns „Friedrich Wilhelm der Grosse oder Rathenows Errettung" (1826), ein anonymes Stück „Feldmarschall Derfflinger" (Berlin 1848; mit Hanswurst), Hans Kösters „Der grosse Kurfürst" (1851; eine zweite Fassung in Versen vom Jahre 1864), E. von Weitras (pseudonym) „Kurfürst und Landesherr" (1898), Fritz Eklivs „Fehrbellin" (1901); auch Benedixens „Brandenburgischer Landsturm" (1862) gehört hierher. Mit des Kurfürsten Triumph über die Königsberger Bürgerschaft befasst sich Wichert in „Der grosse Kurfürst und der Schöppenmeister" (1869; eine spätere Bearbeitung vom Jahre 1893 unter dem Titel „Aus eignem Recht"). Ausserdem werden genannt: Hans Herrigs „Der Kurprinz" (1876), Wildenbruchs „Der neue Herr" (1891), Albert Lindners von Karl Grube aus dem Nachlass herausgegebenes Fragment „Der Kurprinz von Brandenburg" (1900); ferner Adolph Rosée: „St. Germain" (1900), Gustav Kleinjung: „Der grosse Kurfürst" (1891), H. von Festenberg-Packisch: „Hie Brandenburg" (1888), Gustav zu Putlitz: „Das Testament des grossen Kurfürsten" (1859) und Hans Köster: „Der Tod des grossen Kurfürsten" (handschriftlich). — An Stockmayers (5778) Arbeit über das Soldatenstück des 18. Jahrhunderts beanstandet Hirsch, dass die Wiener Litteratur nicht genügend berücksichtigt wurde. Er nennt insbesondere „Das Regensburger Schiff" von Schikaneder, das eine direkte Weiterbildung des Stoffes und der Figuren der „Minna" vorstellt; auch auf Kotzebues „Intermezzo" wird hingewiesen. In seiner Anzeige tadelt Schlösser die Einteilung. Unter den Nachahmungen von Engels „Dankbarem Sohn" vermisst er die dem Original am nächsten stehende: Gotter-Bendas Singspiel „Der Jahrmarkt" (1775); neben Merciers „Deserteur" wären Lenzens „Soldaten" zu nennen; kleinere Nachträge folgen. — Heiderich (5779) teilt zwei kleine anonyme Stücke mit, die von Soldaten in Friedrichs des Grossen Lager gedichtet zu sein scheinen: „Die Rechnung ohne Wirth oder das eroberte Sachsen", ein Lustspiel in drei Auftritten, und „Der hinckende Bothe oder die aufgehobene Belagerung von Neiss". Beide erschienen ohne Angabe des Ortes und des Druckers im November 1758. — Im Anschluss daran berichtet Witkowski (5779a) über zwei andere Dichtungen, aus der gleichen Zeitstimmung geboren: „Der Krieg in Deutschland, ein theatralisches Gedichte in fünf Aufzügen. 1759" und „Der Soldat in den Winterquartieren. Eine Operette von einem Aufzuge. Den Dachs im Loche beisst der Hund, Soldaten macht der Degen kund. Honall (?). Quirlequitsch 1759." Das letztere, in Leipzig spielende Stück ist das bedeutsamere und darf einigermassen als Vorläufer der „Minna" angesehen werden. —

Drama des 18. Jahrhunderts. Lillos „The London merchant" verfolgt auf seinen Wanderungen durch Deutschland und Frankreich von Weilen (5781). Zwischen Ostern 1754 und 1755 wird das Stück in Wien in einer Bearbeitung von Joh. Wilh. Mayberg aufgeführt, von burlesken Scenen, Liedereinlagen und Auftritten von Colombine, Scapin und Hanswurst durchwirkt. In seiner regelmässigen Gestalt erscheint das Drama 1767 in Wien auf der Bühne des Nationaltheaters und, von J. G. Stephanie dem Aelteren herausgegeben, als dritter Band der Deutschen Schaubühne. Zugrunde liegt dieser Ausgabe eine Hamburger aus dem Jahre 1757; die Hochgerichtscene ist hier wie dort fortgelassen. Eine französische Umformung erscheint 1765 in „L'école de la jeunesse ou le Bernevelt français" des Anseaume; eine deutsche Uebersetzung davon kommt 1774 in Frankfurt heraus. Eine selbständige Umarbeitung mit versöhnlichem Ausgang liefert dann 1769 Mercier im „Jenneval ou le Barnevelt français", die ebenfalls sofort in Frankfurt in einer Uebersetzung erscheint und sich der Bühnen bemächtigt. 1778 stellt sich endlich auch F. L. Schröder mit einer eigenen Bearbeitung, betitelt „Die Gefahren der Verführung", ein. Die Handlung ist in eine deutsche Stadt verlegt und deutsche Namen sind eingesetzt. In Wien wird das Stück in dieser Gestalt 1781 mit Schröder in der Rolle des Oheims gespielt. — Schlösser bespricht ausführlich die Arbeit von Regeniter (5782) über Romanus. Er stimmt der Behauptung des Verfassers nicht zu, als hätte Romanus den Crispin-Typus auf der deutschen Bühne eingeführt: die Figur war dem Publikum aus französischen Stücken schon längst geläufig. Er betont, wie schroff die Komödie „Crispin als Vater" den Gottschedischen Regeln widerspricht. Er vermisst eine Prüfung des Dialogs und trägt einiges zur Beschreibung der Technik nach. Zusammenfassend

charakterisiert er: Romanus bewegt sich durchaus in den Bahnen der nachklassischen französischen Komödie. Gottscheds Einfluss ist sehr gering; in allen Fällen, wo die „Kritische Dichtkunst“ mit der künstlerischen Praxis der Franzosen in Widerspruch tritt, folgt Romanus fast immer der letzteren. —

Mit zwei Dichtern der Sturm- und Drangperiode, Klinger und Leisewitz, hat man sich im Berichtsjahre aus Anlass ihres 150. Geburtstages mehrfach beschäftigt. Zugegangen ist uns davon nichts, und nur einiges war mir erreichbar. Klinger wurde von Berg (5783) charakterisiert. Als Dichter ist er fast allen seinen Genossen unterlegen, aber er ist der Mannhafteste unter ihnen und neben Schiller der stärkste Dramatiker. Inhaltlich geht er vielleicht am meisten über die rein ästhetischen Fragen hinaus. Er besass ein starkes Realitätsbewusstsein; er kannte nicht nur die Kraft, die in ihm und dem Genie steckt, sondern auch die entgegenstehende Kraft der Welt. Er wusste, wo die Grenzen lagen, und deshalb verpuffte er sich auch nicht. — Heuers Festvortrag (5784) berücksichtigt besonders die Werke der russischen Zeit, auf die sich ja auch Goethes Charakteristik in „Dichtung und Wahrheit“ stützt. — M. Rieger publiziert (Euph. 9, S. 728/9) aus einem Stammbuch von Ludwig Schneider aus dem Darmstädtischen ein Blatt von Klinger, datiert vom Oktober 1774: es enthält eine Parabel, die im „Leidenden Weib“ steht und hier mit den Worten eingeleitet wird: „Mein bester gab mir's mit auf den Weg.“ Das kann nur Goethe sein. Das Blatt beweist, dass das Manuskript des „Leidenden Weibes“ im Oktober 1774 vorhanden war, also wohl in Frankfurt geschrieben oder doch begonnen wurde. — Erich Schmidt hat sein in den „Lenziana“ gegebenes Versprechen rasch eingelöst: Lenzens (5798) „Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken“ liegt jetzt in einem sorgfältigen Neudruck vor. Sch.s „Vorbemerkung“ (S. V—XIV) schildert die Entstehung der „Wolken“ und Lenzens Gesinnung gegen Wieland vor und nach dem Druck der verschollenen Satire. Eine höhnische Nachschrift Wielands zu einer Rezension der „Anmerkungen übers Theater“ im Teutschen Merkur 1775 wird abgedruckt, ebenso aus den „Lenziana“ (JBL. 1901 IV 4 : 31) ein grosser Teil des Briefes von Lenz an Fritz Stolberg über Wieland, weiterhin ein Billett Lenzens an Wieland mit dem Geständnis, das Erscheinen von „Götter, Helden und Wieland“ habe er auf dem Gewissen, und schliesslich zwei Rezensionen der „Verteidigung“: aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek und aus Schuberts Teutscher Chronik. Im Anhang sind beigegeben: die Wieland-Scene aus dem „Pandämonium Germanicum“ (nach dem Privatdruck für Weinhold) und ein Abschnitt aus Lenzens anonym erschienener Schrift „Meynungen eines Layen“ (Leipzig 1775), der den Gedanken- und Tendenzenkreis der „Verteidigung“ berührt. —

Andere Dramatiker. Mit Soden als Dramatiker befasst sich eine aufschlussreiche Arbeit von Hachtmann (5800). Voraus geht ein biographisches Kapitel, das sich auf Sodens handschriftlich erhaltenen Aufzeichnungen stützt. Im Jahre 1754 zu Ansbach geboren, wird er früh verwaist. Seine Neigung zur Dichtkunst erwacht früh dank dem Einfluss seiner Beschützerin, der Freiin von Altenstein, einer Freundin Cronegks. Schon mit vierzehn Jahren tritt er mit einer Operette „Lindor und Ismene“ an die Oeffentlichkeit. Er bezieht nacheinander die Universitäten Erlangen und Jena, kommt 1773 nach Potsdam als Soldat, desertiert aber bald danach und begibt sich nach Altdorf, wo er fleissig Jus studiert. 1774 tritt er in Ansbach in den Staatsdienst ein. Er verkehrt mit Uz und beginnt zusammen mit dem Freiherrn von Reitzenstein die Herausgabe einer Wochenschrift für Damen „Potpourri“, die aber gleich allen folgenden ähnlichen Unternehmungen Sodens bald eingeht. 1778 übersetzt er die „Novelas ejemplares“ von Calderon; andere Uebersetzungen aus Calderon reihen sich an. Seit 1783 ist er Eigentümer der Domäne Sassanfarth bei Bamberg. Hier entstehen seine meisten Werke, hier entwickelt er auch eine religiös-pädagogische Tätigkeit („Sammlung geistlicher Lieder zum öffentlichen Gebrauch in den Gräfl. Sodenschen Kirchen“ 1790 und anderes). 1788 beginnt die erste Sammlung seiner dramatischen Werke zu erscheinen. Im gleichen Jahre publiziert er auch zwei politische Broschüren: „Deutschland muss einen Kaiser haben“ und „Proposizionen bey einem allgemeinen Reichsritterschaftlichen Convent, Träume eines Patrioten, den Manen des Ritters Götz von Berlichingen gewidmet“. 1790 wird er in den Reichsgrafenstand erhoben und veröffentlicht nach dem Tode Josephs II. einen offenen Brief „Germaniens Schutz-Geist an Leopold den 2ten“. Er verkehrt am Ansbacher Hofe und kommt dort mit dem französischen Drama in unmittelbare Berührung. Seine Vielseitigkeit führt ihn auch auf das Gebiet der Geschichte und der Philosophie. 1794 erscheint seine Abhandlung: „Psyche, über Unsterblichkeit, Daseyn und Wiedersehen“. Mit der Eroberungspolitik Preussens unzufrieden, scheidet er im nächsten Jahre aus dem Dienst und beginnt eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Unter anderem veröffentlicht er im gleichen Jahre eine Sammlung origineller Aufsätze unter dem Titel „Alethia“; er verteidigt hier den Hanswurst vom

nationalen Standpunkt aus. 1797 gibt er eine dramaturgische Zeitschrift heraus „Thalia und Melpomene“, die es aber nur auf zwei Hefte bringt. Er befasst sich um diese Zeit auch mit nationalökonomischen Studien, deren Resultate er erst 1818 bis 1821 in der neunbändigen Nationalökonomie zusammenfasst. 1798—1800 gibt er ein politisches Blatt heraus, „Charon“, als Beilage zur „Bamberger Zeitung“. 1800 erscheint seine Wieland und Herder zugeeignete „Mythologie der Christus-Religion, ein Versuch zu deren Veredlung“; er kämpft darin für eine Hellenisierung des evangelischen Kultus: Christus soll z. B. wie Apollo dargestellt werden. Im selben Jahre gründet er wieder eine Zeitschrift, „Der französische Merkur“, die das Los ihrer Vorgängerinnen teilt. Die nächsten Jahre füllt seine Tätigkeit als Theaterleiter aus. 1802 gründet er das Theater in Bamberg, das mit der Aufführung seiner „Bianka Kapello“ eröffnet wird. 1803 kommt Sodens erster Roman „Zoë, ein Ideal zarter Weiblichkeit“ heraus, das Merkel der Unsittlichkeit zeiht. Die „Zeitung für Damen“, an der Sophie von La Roche, Sophie Mereau und Elise Bürger-Hahn (vgl. N. 6464) mitarbeiten, hat wenig Erfolg. Auch mit dem Bamberger Theater hat er wenig Glück. 1804 gründet er ein zweites Theater, in Würzburg, das er nach einiger Zeit aufgibt. Sodann zieht er sich auch von der Leitung der Bamberger Bühne zurück, nachdem er zuvor noch E. T. A. Hoffmann berufen, der seine Oper „Dina“ komponiert. Die letzten zwanzig Jahre seines Lebens bringt Soden in Erlangen und Nürnberg zu, weiter litterarisch tätig, insbesondere mit Uebersetzung Calderonscher und Lopescher Dramen beschäftigt. Seine eigenen Dramen aus späteren Jahren wurden nicht gedruckt. Auf die Biographie folgt eine Besprechung der Dramen. Der Verfasser unterscheidet dabei vier Perioden. I. 1784—91: Historische Dramen. „Ignez de Castro“ steht an der Spitze; es ist das schwächste Stück, aber dasjenige, das auf der Bühne am meisten Glück gefunden hat. Als Quelle diente die Chronik des Portugiesen Duarte Nuñez de Liâo. Das Verhältnis Sodens zur Quelle wird untersucht. Das gleiche Thema ward vor Soden bearbeitet von Houdart de la Motte und den Portugiesen Domingo dos Reis Quita und Ferreira; auch von Weidmann in dem Drama „Pedro und Ignez“. Eine Beeinflussung lässt sich nicht feststellen. Auch Törrings Bernauerin hat auf „Ignez de Castro“, entgegen der Behauptung Brahms, nicht eingewirkt. Der Stil ist von Shakespeare aufs stärkste beeinflusst. Eine Umarbeitung, die der Dichter für die zweite Auflage (1791) vorgenommen, weist tiefgehende Aenderungen auf. „Leben und Tod Kaiser Heinrichs IV“ (1784) behandelt den Kampf Heinrichs IV. mit Heinrich V. Die Quelle ist bisher nicht aufgefunden worden. Das Stück steht stark unter dem Einflusse König Lears und des Ritterdramas, insbesondere des Götz. „Kleopatra“ erscheint 1788. Der Einfluss Shakespeares ist auffallend gering. Die Gestalten sind in Menschen des 18. Jahrhunderts verwandelt. Es ist die beste Kleopatra-Tragödie der deutschen Litteratur. Vor Soden haben den Stoff behandelt: Hans Sachs, Lohenstein und Ayrenhoff. „Der rasende Roland“ (1791): der Stoff ist so undramatisch wie möglich, aber er bietet dem Dichter Gelegenheit zur Entfaltung seiner Rhetorik. Der Geist des höfisch-eleganten Rittertums bei Ariost ist hier in Rousseau-Stimmung umgesetzt. In „Ernst Graf von Gleichen, Gatte zweyer Weiber“ (1791) wird das Bigamie-Motiv behandelt, das bereits in „Kleopatra“ angeklungen. Als Quelle nennt Soden selbst neben Sagittars „Historia der Grafschaft Gleichen“ (Frankfurt a. M. 1732) Goethes „Stella“ und Musaeus' „Melechsala“. Der Stil ist hier schlichter als in den früheren Dramen. Bombastisch ist aber dann wieder „Die Braut“, ein Trauerspiel in fünf Akten. Die Hauptsituation hat das Stück gemein mit Beaumont-Fletchers „The maids tragedy“. Im Stil und in einzelnen Motiven berührt es sich mit Klingers „Zwillingen“. Die nächsten Dramen sind vorwiegend in Versen gedichtet, wohl unter dem Einfluss des Don Carlos. Die Nachwirkung des Don Carlos lässt sich auch sonst in dem letzten Drama dieser Periode „Anna Boley“ nachweisen. Auf den dankbaren Stoff hatte Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ hingewiesen. Die unmittelbare Quelle war Humes „History of England“ Buch V, Kap. 3. Mit den den gleichen Stoff behandelnden Dramen von Banks, Weidmann, Calderon („La Schisma de Ingilterra“) und Chénier berührt sich Sodens Dichtung nicht. II. Periode von 1792—97: Phantastische Dramen. „Aurore oder das Kind der Hölle“, erschienen 1795, hatte grossen Bühnenerfolg. Soden selbst lieferte nachher noch zwei Fortsetzungen: „Kamäleon oder der Bund“ und „Biondetto“. Ausserdem bemächtigte sich des Stückes K. F. Hensler, der 1796 in Wien eine Umarbeitung unter dem Titel „Die Tochter der Finsternis“ herausgab, und 1801 erschien in Breslau von einem Anonymus ein „zweiter Teil“ als „Aurora, oder dunkel sind der Rache Wege“ (danach ist zu korrigieren Goedeke 5², S. 260, N. 20). Als Quelle benutzte Soden eine Novelle von Cazotte „Le diable amoureux“, die an E. T. A. Hoffmann gemahnt. Das Drama bedeutet eine Vorstudie zum „Faust“. Der Held ist aber ein sentimentaler Faust. Einwirkungen des Sturmes und Dranges werden in Fülle nachgewiesen. Die romantischen Einflüsse, die der Verfasser anmerkt, sind zu unbestimmt und

jedenfalls verfrüht. In „Doktor Faust, Volksschauspiel" (1797) hat Soden viel Eigenes verwebt. Sein Faust ist politischer Reformator und berührt sich mit Klingers Faust; er ist aber zugleich auch Patriot. Vom „Doktor Faust" spinnen sich Fäden sowohl zu Sodens früheren wie zu seinen späteren Dramen. Die Gestalt des Ithuriel, der Personifikation des Gewissens, ist echt Sodenisch; der Name braucht nicht Weidmann entlehnt zu sein, eher lässt er sich auf Klopstocks „Messias" zurückführen. Sodens Faust überragt den Weidmannschen bedeutend durch seine Leidenschaft der Empfindung. Die dritte Periode (1797—1801) füllen gänzlich bürgerliche Dramen aus. Sie sind durchweg unoriginell und schliessen sich eng an Kotzebue und Iffland an. Verfasser bespricht die folgenden Stücke: „Libu, das Kind der Natur" (handschriftlich; ein Gegenstück zu Kotzebues „Indianern in England"); „Die deutsche Hausmutter", sehr flüchtig, durch Zusammenwirkung von Ifflands „Mündel" und „Verbrechen aus Ehrsucht", Gemmingens „Hausvater" und einer anonymen „Deutschen Hausmutter" (1790) entstanden; „Der Blinde" (1798; nicht „Die Blinde", wie bei Goedeke 5², S. 260, N. 18), ein Gegenstück zu Bouillys „L'abbé de l'épée" mit Benutzung von Le Grands „L'aveugle clairvoyant" — schliesslich die Bearbeitung eines Kotzebue-Stückes „Menschenhass und Reue, zweyter Teil oder Versöhnung und Ruhe" (1801). Fortsetzungen von „Menschenhass und Reue" haben neben Soden geliefert: Kotzebue selbst in „Edle Lüge" (1792), Ziegler in „Eulalia Meinau" und Mosengeil in seiner „Wiederkehr" (1809). Zur letzten Gruppe leiten über die beiden, nur handschriftlich erhaltenen historischen Dramen: „Sebastiano, König von Portugal" und „Peter III. oder Die Heldin". Die vierte Periode umfasst den Zeitraum von 1802 bis 1820 und weist ausschliesslich historische Dramen auf: sie sind im wesentlichen Dialogstücke mit geringer äusserer Handlung und nähern sich dem klassisch-französischen Drama. „Bianka Kapello" geht auf Meissners Erzählung zurück; daneben kommt nach dem Verfasser eine unmittelbare historische Quelle nicht in Betracht; die Abweichungen von Meissner werden verzeichnet. „Romeo und Juliette. Nach della Corte's Geschichte von Verona" (1803) lehnt sich weniger an die im Titel angeführte Quelle, weniger auch an Shakespeare als vielmehr an Weisses „Romeo und Julia" an; das Stück stellt eine Modernisierung resp. Umarbeitung Weisses vor. Aber auch eine Kotzebuesche Gestalt hat Soden in der Rolle des Grafen Paris eingeschmuggelt. „Virginia" hielt der Dichter selbst für sein bestes Stück. Sie wurde 1804 in Bamberg, 1806 in Nürnberg mit Esslair als Virginius aufgeführt. Soden hat dem Stück eine längere Vorrede vorausgeschickt, worin er seine Ansichten über das Wesen der Tragödie (im engen Anschluss an die tragédie classique) entwickelt und gegen Lessing polemisiert, der in seiner Emilia Galotti den Geist des Römertums nicht erfasst hat. Campistrons oder Alfieris Einfluss leugnet der Verfasser und hebt dagegen die Berührungspunkte mit Kotzebues „Sonnenjungfrau" hervor. Das nächste Stück: „Franzesko Pizarro oder Der Schwuhr im Sonnentempel" steht ganz unter dem Einflusse Schillers: es ist eine deutliche Nachahmung des Wallenstein. Mit Weidmanns Pizarro-Drama berührt es sich nicht. Die „Medea", die Soden für die Hendel-Schütz geschrieben, steht im Banne der Goetheschen Iphigenie. „Franz von Sickingen", 1808 mit einer bemerkenswerten Vorrede erschienen, ist in ausgesprochener patriotischer Absicht verfasst worden: das Drama sollte nach dem Muster von Werners „Weihe der Kraft" in der Zeit des französischen Druckes die Gemüter an eine grosse Vergangenheit erinnern. Die beiden letzten unter den publizierten Dramen: „Chelonis" und „Sadi" nähern sich aber wiederum dem klassischen französischen Drama. Es folgt eine Besprechung zweier Stücke aus dem Nachlass: „Sebastian Plinganser" und „Maria von Braband"; bei beiden schöpfte der Dichter aus Zschokkes „Bairischen Geschichten". Es sind patriotische Dramen: das erstere arbeitet mit Schillerschen Motiven, das letztere berührt sich im Stoff mit „Ignez de Castro". Im Nachlasse befinden sich noch Bearbeitungen von Shakespeares „Kaufmann von Venedig" und Calderons „Leben ein Traum". Das Calderonsche Drama erscheint hier ganz verflacht; es ist durchwegs von dem verwässerten Schillerschen Pathos erfüllt, das für Sodens letzte Produktionen bezeichnend ist. Den Schluss der Hachtmannschen Arbeit bildet eine zusammenfassende Charakteristik. Sodens Dramen sind vorzugsweise Ehedramen; in ihrem Mittelpunkt steht meistens ein schwankender männlicher Charakter, den der Dichter mit offenbarer Sympathie behandelt. Verfasser gibt noch eine Stiluntersuchung und eine sehr unzulängliche Betrachtung der Technik. Im Anhang sind beigegeben: Wielands und Herders Dankbriefe für Sodens Dedikation der „Mythologie der Christus-Religion" (beide vom 8. Februar 1798), Auszüge aus Kotzebues und Zschokkes Briefen sowie ein Verzeichnis der Aufführungen. — Schikaneder (5801) wird weiter unten nach N. 6171 besprochen. — In Stiehlers Buch über das Ifflandsche Rührstück vermisst Schlaikjer (5801a) einen Hinweis auf die Zeitstimmung. Der Rührstückkultus könne nur im Zusammenhang mit den ökonomischen Lebensbedingungen des Kleinbürgertums begriffen werden. —

Säkulardichtungen. Sauers (5802) Sammlung von Säkulardichtungen vereinigt in ihrer vierten Abteilung (S. 300/7) Theaterprologe und Epiloge. Es werden abgedruckt: zwei Breslauer Prologe von Samuel Gottlieb Bürde und Carl Friedrich Heinrich, Kotzebues Prolog zu einer Weimarer Dilettanten-Aufführung seiner Posse „Das neue Jahrhundert“, ein Epilog eines Hofrats Johann Justus Röhde zu einer Muskauer Festvorstellung und ein Leipziger Prolog von Friedrich Treitschke. Abteilung V (S. 308—407) bringt „Dramatisches“: den zweiten Akt aus Karl Friedrich Benkowitz' „Die Jubelfeier der Hölle, oder Faust der jüngere“, J. D. Falks „Die Wiederkunft der Griechen und Römer“, Goethes „Palaeophron und Neoterpe“ nach dem ersten Druck mit den Lesarten der Weimarer Ausgabe und dem geänderten Schluss für die Vorstellung am 1. Januar 1803, Herders „Aeon und Aeonis“, Johann Gottlieb Rhodes „Die Feier des Jahrhunderts“, Aug. Wilh. Schlegels „Ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel vom alten und neuen Jahrhundert“, den Schluss einer in Leipzig 1799 anonym erschienenen Schrift „Erscheinungen und Träume am Ende des 18ten Jahrhunderts“ (Totengespräche zwischen Friedrich II. und Katharina II. sowie zwischen Friedrich Wilhelm II. und Josef II.), endlich die anonyme, gegen Weimar und Jena zielende Satire „Der Thurm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert“ mit einem dankenswerten Kommentar S.s (S. 602/8). —

Drama des 19. Jahrhunderts. Minor konstatiert die Unzulänglichkeit der Arbeit Gabriels (5807) über Friedrich von Heyden. — O. F. Gensichen hat sich in der Einleitung zu seiner Körner-Ausgabe (5812) einen geschmacklosen Vergleich zwischen Körners dramatischen Versuchen und — Goethes und Schillers Jugenddramen geleistet. Dagegen protestiert Engel (5808). Körners Bedeutung beruhe auf seiner Kriegslyrik; keines seiner acht Dramen würde in einer deutschen Litteraturgeschichte heute noch genannt werden, hätte nicht dieselbe Hand sie geschrieben, der wir „Lützows wilde Jagd“ verdanken. —

Heinrich von Kleist hat einen neuen Biographen in Servaes (5206) gefunden. S. 10f. lehnt S. die Hypothese von Morris über die Würzburger Reise ab, ohne eine neue Erklärung zu geben. S. 36 werden die Wolffschen Lustspiele verworfen und Ludwig Wieland zugewiesen. Im übrigen handelt es sich bei S. nicht um neues Tatsachenmaterial, wohl aber um feinsinnige psychologische und ästhetische Analysen. S. 29f. wird Kleists Verhältnis zur Musik behandelt. Musikalische Halluzinationen geben bei ihm die Grundstimmung an, aus der sich der produktive Kunsttrieb entwickelt. Die musikalische Natur des Kleistschen Künstlertemperaments kommt insbesondere im „Guiskard“ zur Geltung. Der Chor ist aus dem Geiste der Musik heraus geschaffen, das ganze Fragment aber ist nach musikalischen Gesetzen gebaut. Das Volk und seine Wortführer stellen das Orchester mit vereinzelten individualisierten Instrumenten vor; ihnen stehen im Guiskard und den anderen menschliche Stimmen gegenüber. Die Instrumentalbehandlung geschieht nach symphonisch-oratorischen Grundsätzen mit feiner Benutzung der kontrapunktischen Gesetze. Als Ziel schwebt die Schöpfung eines auf musikalischen Grundempfindungen basierten Dramas vor. Kleist ist so Vorläufer Richard Wagners (S. 49ff.). Ebenso wird bei der „Penthesilea“ die musikalische Komposition nachgewiesen (S. 94). Hier wird auch das Krafft-Ebingsche Wort von dem Sadismus der Penthesilea zurückgewiesen: Kleist hat sich seine Heldin als eine keusche und jungfräuliche Natur gedacht. Der reiche Niederschlag an persönlichen Erlebnissen und Gefühlen in der „Penthesilea“ wird betont. Gegen den Vorwurf der „Gefühlsverwirrung“ nimmt S. den Dichter mehrmals in Schutz: Kleist gehe nicht auf die Verwirrung aus, er strebe vielmehr aus ihr heraus; die Einheit des verwirrten Gefühls werde immer am Schluss, wenn auch vielleicht erst im Todesmoment, wieder hergestellt. Bei „Amphitryon“ vermutet S. versteckte Hindeutungen auf Wilhelmine; Kleist hätte dann seine eigenen Empfindungen in der Doppelrolle Jupiter und Amphitryon niedergelegt. Im Schlusskapitel wird über die Bühnenschicksale berichtet und die frühesten Kritiken der Dramen werden besprochen. — Dem Buche von Servaes ist das von Lothar neugefundene Porträt beigegeben. Gegen die von Witkowski (JBL. 1901 IV 4:62) behauptete Originalität dieses Bildes führt E. Wolff (5829) einen in der Hauptsache litterarischen Gegenbeweis und stellt fest, es sei eine Kopie, im Auftrage Wilhelminens, der ehemaligen Braut Kleists, zwischen 1846 und 1848 nach dem Krügerschen Miniaturbild hergestellt, wobei die Abweichungen vom Original auf Kleists eigene Andeutungen zurückgehen — „Neue Kunde zu Heinrich von Kleist“ liefert Steig (5828) im Anschluss an die „Berliner Kämpfe“ (JBL. 1901 IV 4:53). Das erste Kapitel bringt „Persönliches“: eine königliche Kabinetsordre vom 13. April 1799 an Kleist bei seinem Abschied vom Militär; unbekannte Aktenstücke, die Kleists und der Abendblätter Verhältnis zur französischen Gemeinde in Berlin beleuchten, und ein unterbliebenes „Pflichtwort“ der Vossischen Zeitung nach Kleists Tode. Ein Abschnitt behandelt die Originalitätsfrage des erwähnten Kleist-Bildes: St. verwirft

es mit Wolff und zieht dieser wie der Sagertschen Kopie (bei Bülow 1848) das Krügersche Original vor. Kleists Ankunft in Berlin im Jahre 1810 wird auf Grund neuer Funde auf den 4. Februar angesetzt. Das zweite Kapitel ist den „Briefen" gewidmet. St. weist einen, wie es scheint, nicht erhaltenen Brief von Kleist an Zschokke von Ende 1807 oder Anfang 1808 nach und bringt eine Besprechung der „Penthesilea" aus der Feder Zschokkes ans Licht. Der Brief N. 55 bei Koberstein wird in den Oktober 1811 gesetzt. Ein Nachklang der Billettfehde zwischen Kleist und Iffland wird aus den „Nordischen Miszellen" in Hamburg mitgeteilt. Es gelangen zum Abdruck: ein Brief Kleists an seinen Königsberger Chef, den Landhofmeister von Auerswald, datiert: Dresden 22. Dezember 1807, und die Antwort des letzteren (in Angelegenheit des „Phöbus"), zwei Schreiben Kleists an Reimer vom Jahre 1810, ein Schreiben Arnims an Kleist mit Beiträgen für die Abendblätter und ein Billett von Kleist an Arnim vom Sommer 1811; ferner wird ein Brief vom Grafen Loeben an Reimer vom 11. Februar 1811 publiziert zur Beleuchtung der Beziehungen Loebens zu Kleist. Die Gestalt, in der Loebens Erzählung „Die furchtbare Einladung" in den Abendblättern erschien, geht auf Kleists Umarbeitung des Manuskripts zurück. Für eine andere Erzählung „Der Schlüssel zum Brunnen" hat Loeben Kleists „Bettelweib von Locarno" benutzt. Beide Erzählungen werden abgedruckt. Im dritten Kapitel („Gedichte") wird Kleists „Kriegslied der Deutschen" in seinen Wandlungen und litterarischen Einflüssen untersucht und ein unbekannter Druck in Görres' „Rheinischem Merkur" 1815 mitgeteilt. Eine grössere Studie (S. 70—99) ist Kleists Luisen-Gedichten gewidmet, wobei über die Beziehungen des „Preussischen Vaterlandsfreundes" (der Fortsetzung des „Preussischen Hausfreundes") zu dem Kreise der Berliner Patrioten berichtet wird. Ein daselbst erschienenes „Rosen-Sonett" wird Kleist zugewiesen. Viertes Kapitel: „Prosa". Ein Artikel des „Nürnberger Korrespondenten" 1809, gegen den Kleists „Brief eines politischen Pescherü" gerichtet war, wird mitgeteilt. Zwei Schriftstücke in Briefform, in den Hamburger „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern" 1810 publiziert, werden für Kleist in Anspruch genommen. Das letzte Kapitel befasst sich mit den von Tieck herausgegebenen „Hinterlassenen Schriften": ihr Erscheinen erlitt einen fünfjährigen Aufschub. Aus einem Briefe Ferdinand Grimms, eines Bruders von Jakob und Wilhelm, geht hervor, dass der vermisste Roman von Kleist 1816 in vollendeter Form im Manuskript bekannt war. — Rahmer (5832) publiziert zwei Brieffragmente von Kleist; das grössere ist nach seiner Vermutung an Henriette Hendel-Schütz gerichtet und dürfte dem November oder Dezember 1807 gehören: es handelt von „Penthesilea"; ein kleineres ist vom Sommer 1811 und erwähnt Arnim. — Schillerschen Einflüssen bei Kleist geht Holzgraefe (5821) etwas unkritisch nach. Immerhin hat er für schon von anderen behauptete Tatsachen reichlich Belege zusammengetragen, und wir dürfen als Ergebnisse seiner Untersuchung feststellen: Von Schillers Dramen übt „Wallenstein" den bei weitem nachhaltigsten Einfluss auf Kleist. Daneben hat von den Jugenddramen „Fiesko", von den späteren „Die Jungfrau von Orleans" die deutlichsten Spuren in Kleists Dichtungen hinterlassen. Stark ist insbesondere die Wirkung Wallensteins auf die „Familie Schroffenstein" und den „Prinzen von Homburg"; dort tritt der Einfluss vorwiegend in sprachlichen Reminiszenzen zutage, hier mehr in Situationen und Motiven. Die Parallelen: Homburg — Max, Natalie — Thekla, Kurfürst — Wallenstein werden aufgestellt und durchgeführt. Die sprachlichen Einwirkungen, die der Verfasser im „Prinzen von Homburg" erblickt, sind nicht überzeugend. Die „Jungfrau von Orleans" wirkt im besonderen auf die „Penthesilea" und das „Käthchen". Beim „Käthchen" werden aber auch Nachwirkungen des „Fiesko" gezeigt; vor allem werden Kunigunde und die Gräfin Imperiali zusammengestellt. „Fiesko" war dann auch für die „Hermannsschlacht" Vorbild; Uebereinstimmungen im einzelnen werden nachgewiesen. — Waetzoldt (5833a) tut dar, dass die beiden Werke Hebbels und Kleists, die ihre Hauptwerke werden sollten, Fragmente bleiben mussten, weil ihre Konzeption nicht aus dem Erleben, sondern aus theoretischen Erwägungen geboren worden war. Das Guiskard-Fragment insbesondere erscheint dem Verfasser inhaltlich wie formal geschlossen; es ist eine kleine, in sich fertige Tragödie, nicht die Einleitung zu einer solchen. — Kohlrausch (5835) macht im Anschluss an eine anschauliche Schilderung der Stätte der Schlacht von Fehrbellin aus der Lokalität Vorschläge für die Inscenierung des „Prinzen von Homburg". —

Platens dramatischen Nachlass hat Petzet (5838) aus den Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek herausgegeben: er reicht vom Jahre 1806 bis 1832 und enthält elf unausgeführte und ein abgeschlossenes Drama vom Jahre 1816 „Die Tochter Kadmus'", eine Schicksalstragödie in spanischen Trochäen. Die fragmentarischen Stücke sind: „Beluzi", ein Märchenlustspiel in zwei Akten (1806; nur das Personenverzeichnis erhalten); „Charlotte Corday" (1812), vier ausgeführte Scenen des ersten Aktes und ein genaues Scenar: es ist die erste Gestalt von „Marats Tod";

„Konradin“ (1813—1816): zwei Scenare und vier ausgeführte Scenen des fünften Aktes; Anfang einer Uebertragung des „Horace“ von Corneille in fünffüssigen Jamben (1814); der erste Akt einer Uebertragung der „Berenice“ von Racine in gleichem Metrum (1816); „Der Hochzeitgast“, Schauspiel in fünf Akten vom Jahre 1816: erster Akt und zwei Scenen des dritten Aktes ausgeführt und eine Skizze der dritten Scene des zweiten Aktes; 1818 folgt eine Umarbeitung in fünf Akten mit spanischen Trochäen, betitelt „Alearda“, wovon Fragmente des ersten, dritten, vierten und fünften Aktes erhalten sind; ins Jahr 1827 fallen ein fünfaktiges Scenar „Tristan und Isolde“ mit einem Prosaentwurf der ersten Scene und „Iphigenie in Aulis“: Scenar und eine erste Scene in Trimetern; 1828: ein kleines Fragment „Gevatter Tod“ und ein dreiaktiges Scenar eines Operntextes „Lieben und Schweigen“; endlich ein Fragment „Katharina Cornaro“ (1832), ein Vorläufer der „Liga von Cambrai“. In der Einleitung (S. VI—XCVI) zeichnet der Herausgeber an der Hand des Nachlasses die dramatische Entwicklung Platens. Nicht weniger als 81 dramatische Pläne weist er nach: es sind fast ausnahmslos historische Stoffe. Die ersten Versuche stehen im Zeichen Schillers: das zeigt sich bei „Charlotte Corday“, die ohne das Vorbild der „Jungfrau von Orleans“ kaum entstanden wäre. Den „Konradin“ nimmt der Dichter einige Male in Angriff; die Freundschaft Konradins mit Friedrich von Baden wäre von Platen besonders herausgearbeitet worden. Er lässt aber den Stoff fallen, weil er mit der Zeit gleich Immermann das Undramatische des Hohenstaufen-Sujets einsieht. Aus dem Konradin-Drama der Jugendjahre erwächst in der italienischen Zeit der Plan zu dem Epos „Hohenstaufen“. Schon in der Pagerie befasst sich Platen eifrig mit dem französischen Drama. Indem er aus Corneille und Racine übersetzt, erstarkt seine Herrschaft über die Sprache und er wird zu theoretischem Nachdenken über Wesen und Form des Dramas, über den Unterschied zwischen dem französischen Alexandriner und dem fünffüssigen Jambus angeregt. Sein ästhetisches Ideal lernt er bei Racine kennen: die höchste Einfachheit der Handlung. Bei der Uebersetzung der „Berenice“ korrigiert er danach das Original und löst so durch Uebertreibung das Drama in eine dialogisierte Elegie auf. Jedenfalls geht ihm bei dieser Beschäftigung früh der Sinn für das Organische eines Kunstwerkes und besonders für die Aufgaben dramatischer Komposition auf. Eine Zeitlang steht Platen im Banne Müllners und der Schicksalstragödie. Unter dem Eindrucke der „Schuld“ dichtet er die „Tochter Kadmus“, die er in Jamben begonnen hat, in Trochäen und in eine Schicksalstragödie um. Dass sie nicht ganz in das Muster der Schicksalstragödie passt, verdankt sie der ursprünglichen Anlage der Handlung, die mehr „Othello“ als der „Schuld“ entspricht. Formell befreit er sich schon bei der nächsten dramatischen Arbeit, dem „Hochzeitgast“, von dem Einflusse Müllners: er dichtet jetzt unter dem Eindruck der „Iphigenie“ und des „Tasso“ in Jamben. Er findet nun sein dramatisches Ideal der Einfachheit, das er früher bei Racine bewundert hat, bei Goethe im höchsten Masse. Die nächste Stufe der Entwicklung führt ihn zu den Spaniern. Die starke Beeinflussung durch Calderon kommt im „Schatz des Rhampsinit“ und im „Gläsernen Pantoffel“ zum Ausdruck, insbesondere aber in der „Alearda“. Er geht hier wieder zum Trochäus über, aber durch die Strenge der Behandlung des Verses hat er sich nunmehr weit von Müllner entfernt. Die Fragmente der „Mathilde von Valois“ zeigen dann neben den spanischen Formen schon die Einwirkung der Antike, der er sich jetzt immer mehr zuwendet. Und auf dem Wege zur Antike befreit er sich auch ganz von Schillers Einfluss. Er rügt Schillers „historische Breite“, und der fünffüssige Jambus ist ihm „eigentlich gar kein Vers“. Er greift zuerst einen romantischen Stoff auf, Tristan und Isolde, den er nach Art eines antiken Dramas in Trimetern behandeln will. Er wendet sich bald davon ab und entwirft den Plan einer „Iphigenie in Aulis“. Hier sollte er das Höchste erreichen: das Ideal einer „ruhigen und gleichmässigen Entwicklung einer einzigen Handlung“. Er verwirft Racines „Iphigenie“ und strebt gleich Goethe nach Verinnerlichung des antiken Stoffes. Er lehnt sich an Euripides an, vereinfacht aber seine Vorlage, indem er zum Beispiel die Rolle des Achilles ganz streicht. Aber im Augenblick der höchsten Anspannung erlahmt die Schaffenskraft. Goethes Worte haben sich bewahrheitet: im „Romantischen Oedipus“ ist Platens „Iphigenie“ untergegangen. Die „Liga von Cambrai“ bedeutet einen völligen Verzicht auf das Ziel, dem er in der „Iphigenie“ schon nahe gekommen war. Jetzt wendet er sich selbst der einst von ihm verpönten Shakespeareschen Form zu: dem strenghistorischen, halbepischen Drama. Und ebenso sollten die fruchtbaren Keime, die in der Skizze zu „Lieben und Schweigen“ (nach den „Fabliaux“ von Le Grand) lagen, nicht aufgehen. Hier bewegt sich Platen bereits auf Bahnen, die Richard Wagner nach ihm betreten hat; doch in den Chören zu der geplanten Oper „Meleager“ verlässt er wiederum den verheissungsvollen Boden. — Mit Platens Litteraturkomödien befasst sich eine Dissertation von Greulich (5839). Die beiden Satiren stehen in ihrer Struktur nicht nur unter dem aristophanischen Einflusse, sondern auch, und nicht minder

stark, unter dem der älteren Romantik. Insbesondere hat Platen die Form der Einschachtelung, von Shakespeare und von Goethe („Triumph der Empfindsamkeit") geübt, von Tieck herübergenommen, wenn er auch im Gegensatz zu Tieck Rahmen- und Zwischenspiel scharf scheidet. Dem antiken Versmass gehören nur die jambischen Trimeter und die Anapäste, soweit sie reimlos sind, an; die übrigen Metra sind teils Mischungen antiker und moderner Elemente, teils ganz modern (§ 3). §§ 4 und 5 untersuchen die Komödien einzeln auf ihre polemischen Beziehungen zu der zeitgenössischen Dichtung, wobei hervorgehoben wird, dass die beiden Haupttendenzen der Platenschen Satire, Verspottung des Schicksalsdramas und der Romantik, in den Komödien neben- und durcheinanderlaufen. § 7 stellt dann auch die Anspielungen auf ausserhalb der Litteratur liegende Gebiete zusammen. —

Immermanns „Merlin" fasst Thaddäus Zielinski („Die Tragödie des Glaubens. Betrachtungen zu Immermanns Merlin." S.-A. aus NJbbKlAltGL. 7. 4°. 50 S.) als eine Tragödie des Glaubens auf und gibt eine religionsphilosophische Deutung ihrer Gestalten. Satan ist der Vertreter der antiken Religion; platonisch-gnostische Vorstellungen vom Demiurgos haben auf seine Gestaltung eingewirkt. Der Gral ist die christliche Gnade nach der Lehre des Augustin. Placidus stellt die Religion der Reue vor, das Urchristentum, das in der demütigen Hingabe an Christus das Pfand der Sündenvergebung sieht. Candida bedeutet den Gegensatz zu Placidus; in ihrer reinen Jungfräulichkeit ist sie eine Vorläuferin Merlins. König Artus und Klingsor kommen vom Satan: Artus ist der Träger der Religion der Tat, Klingsor der Träger der Religion des Wissens. Merlin ist als Knabe ein demütiger Jünger der Religion der Reue; er schüttelt sie aber später von sich ab. Er strebt nach Ganzheit. Satan ist ihm nicht ein Feind, sondern ein Teil der Gottheit, und Christi Erlösungswerk keine Vernichtung, sondern eine Erhebung und Heiligung dessen, was Satan, der „schöne Fürst der Welt", als sein Werk betrachtet. Der Wille Gottes ist die Erfüllung des Lebens — das ist der Sinn der neuen Religion Merlins. Er wird zum Verkünder der Lehre des Pelagianismus. Die beiden Prinzipien, die sich im Augustinismus ausschliessen: Verdienst und Gnade, er will sie verbinden. Die Krönung des Artus mit der Krone Grals bedeutet die allegorische Darstellung des neuen Prinzips. Doch Merlin und die religiöse Idee, die in ihm verkörpert ist, zerschellen am Leben, an Niniana — geradeso wie der Pelagianismus an seinen Konsequenzen, die Julian von Aeclanum gezogen, zusammengestürzt ist und wie es dem Saint-Simonismus durch Enfantin ergangen. — Deetjens (5843) Buch über Immermanns „Kaiser Friedrich den Zweiten" konnte ich mir nicht verschaffen. —

Ein Brief Michael Beers (5845) an Winckler (Th. Hell), datiert: München, 15. Februar 1827, wird von Franzos publiziert; er ist für die kleinliche Eitelkeit des Dichters bezeichnend. —

Die in der Bibliographie verzeichnete Grabbe-Jubiläumslitteratur ist zum grossen Teil bereits im letzten Referate besprochen worden. Hier seien einige Nachzügler erwähnt. Hamann (5840) meint, es sei bisher keine objektivere Charakteristik Grabbes entworfen worden als die von Immermann, die er als einen authentischen Leitfaden in dem Labyrinth der Grabbe-Beurteilungen bezeichnet. An der Hand Immermanns schildert er denn auch das Verhältnis der beiden Dichter zu einander, indem er die verbindenden Momente besonders stark betont. — Bettelheim (5847) teilt Auerbachs Besprechung der Grabbe-Biographie von Duller sowie der „Hermannsschlacht" aus Lewalds „Europa" 1838 mit; ebenso eine Scene aus Auerbachs — von ihm selbst später verworfenem — Jugendlustspiel „Der Ultimo" (1840), worin Grabbe als „Ebbarg" auf der Bühne erscheint. Nachzutragen wäre, dass Grabbe selbst einmal in einem Briefe an Schreiner sich dieses Palindroms bedient. — Eine kritische Grabbe-Ausgabe hat uns Grisebach in vier Bänden geschenkt (5863). Band 1 bringt die „Dramatischen Dichtungen" von 1827: das Vorwort; Tiecks Brief über den „Herzog von Gothland" mit Anmerkungen Grabbes; den Gothland; Nannette und Maria; Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung; Marius und Sulla; Ueber die Shakespearo-Manie. Die von Grabbe geschriebene „Anzeige des Verlegers" über die vorgenommenen Aenderungen und Striche kommt im textkritischen Anhang zum Abdruck. Der ursprüngliche, von dem Verleger Grabbes kastrierte Text des Gothland ist nach einem auf Grund des Originalmanuskriptes verfertigten Variantenheft und einer früheren Kopie aus Tiecks Nachlass wiederhergestellt. Kettenbeils Kastrierungen und die Abweichungen der Tieckschen Kopie vom Druckmanuskript werden als Lesarten im Anhang angeführt. „Nannette und Maria" ist aus den „Dramatischen Dichtungen" unverändert herübergenommen, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" nach Blumenthals Ausgabe (mit Vorführung der Aenderungen Kettenbeils) abgedruckt. Der Text von „Marius und Sulla" folgt der Originalausgabe; im Anhang werden dann noch zwei Scenen aus einer älteren, drei fertige Akte in Jamben enthaltenden Fassung (die sich handschriftlich auf der Königlichen Bibliothek in Berlin

befindet) mitgeteilt. Bei dem Aufsatz „Ueber die Shakespearo-Manie" wurde das Originalmanuskript benutzt und die Lesarten der ersten Ausgabe verzeichnet. Nachträgliche Korrekturen zum ersten Bande, nach dem Originalmanuskript der „Dramatischen Dichtungen", werden am Schluss des dritten Bandes gegeben. Der zweite Band umfasst: Don Juan und Faust, Kaiser Friedrich Barbarossa, Kaiser Heinrich den Sechsten und Aschenbrödel. Der Text folgt durchweg den ersten Drucken, korrigiert aber die Druckfehler. Zum „Aschenbrödel" werden im Anhang Scenen aus einer älteren Fassung (vom Jahre 1829) nach einem bisher unbekannten Manuskripte veröffentlicht; darunter befindet sich eine grössere Litteratursatire (mit einer Selbstpersifflage des Dichters), die später beinahe ganz gestrichen worden ist. Band 3 bietet: Napoleon, Barbarossa, Kościuszko, Hannibal, Cid, die Hermannsschlacht und die Fragmente: Alexander der Grosse und Christus. Für „Napoleon" wurde das Manuskript des Dichters, das als Druckvorlage gedient hat, benutzt; daraus werden im Anhang die vom Dichter vorgenommenen Striche und ein unterdrücktes Vorwort mitgeteilt. „Barbarossa im Kyffhäuser" ist ebenfalls nach der handschriftlichen Druckvorlage (im Besitze der Königlichen Bibliothek Berlin), das „Kościuszko"-Fragment nach Hallgartens Veröffentlichung (JBL. 1900 IV 4 : 83) abgedruckt. Der Text des „Hannibal" folgt dem ersten Druck und korrigiert eine Stelle nach einer älteren Bearbeitung im Besitze Hallgartens. „Der Cid" gibt den Text nach einer von Müller von Königswinter verfertigten Kopie der Originalhandschrift und verzeichnet die Varianten des ersten Drucks. Für „Die Hermannsschlacht" wurde das Originalmanuskript der Königlichen Bibliothek benutzt; von den Varianten werden nur die der ersten Buchausgabe im Anhang berücksichtigt. An Alexander-Fragmenten gelangen fünf, an Christus-Fragmenten zwei zum Abdruck. Der vierte Band ist besonders reichhaltig. Er enthält: „Das Theater in Düsseldorf" (1835) mit Ausscheidung der nicht-Grabbeschen Stücke; Theaterrezensionen aus dem „Düsseldorfer Tageblatt" (nach Blumenthals Ausgabe); ferner unter dem Titel „Vermischte kleinere Schriften": Grabbes Vorwort zu Hartenfels' Novelle „Grupello" und seinen Beitrag zum Stuttgarter Schilleralbum vom Jahre 1837 (beide Stücke zum erstenmal reproduziert); sechs Beiträge zum „Düsseldorfer Tageblatt" und einen Beitrag zum „Lippischen Magazin" (1836), zu denen sich im Anhang (S. 513/5) noch eine Detmolder Theaterkorrespondenz mit Grabbes Selbstrezension des „Don Juan und Faust" vom Jahre 1829 gesellt; aus dem handschriftlichen Nachlass: drei Nummern, die bereits in der Blumenthalschen Ausgabe publiziert waren, und zum ersten Male (nach Hallgarten) eine grössere Kritik von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde"; dazu kommen noch: Briefe und eine Biographie aus der Feder des Herausgebers. Die Briefsammlung enthält, chronologisch geordnet, 271 Nummern (an Stelle von 190 Nummern bei Blumenthal). Sie sind zum grossen Teil nach Originalhandschriften wiedergegeben; dies ist besonders bei den Briefen an Kettenbeil und denen an Immermann der Fall. Die Biographie enthält, wie immer bei Grisebach, eine zuverlässige Zusammenstellung aller erreichbaren Daten aus dem Leben des Dichters. Bei der Schilderung der letzten Lebenszeit Grabbes nimmt G. mit Ziegler für die Mutter des Dichters und gegen die Witwe und ihren Verteidiger Duller Partei. Auch gelingt es ihm durch den Nachweis einer durch die Witwe im Manuskript der „Hermannsschlacht" getilgten harmlosen Stelle, die dem Andenken der Mutter Grabbes galt, ihre Gehässigkeit und weiterhin auch die Grundlosigkeit ihrer Angaben zu erhärten. In die Biographie sind einige Inedita eingestreut, so: ein Gelegenheitsgedicht vom Jahre 1826, eine Reihe von Versen an die Gattin und vor allem ein Blatt mit der Skizze zu einer dramatischen Scene: „Der Student tritt ins Philistertum." Reichlich sind zeitgenössische Urteile über Grabbes Dichtungen aufgenommen. Das Verzeichnis der Uraufführungen, das die Biographie beschliesst, ist nach K r u s e s Angaben **(5864)** zu berichtigen. Dem ersten Bande ist ein charakteristisches Bild aus dem „Rheinischen Odeon" 1838, dem dritten Bande ein Blatt aus einer älteren Bearbeitung der „Hermannsschlacht" im Faksimile beigegeben. — Ueber den dreiaktigen „Marius und Sulla" (s. oben!) berichtet eingehender F r i e d r i c h **(5849)**. — Einen Brief Immermanns an Grabbe vom 20. Februar 1835, der sich auf Immermanns Korrekturen im „Hannibal" bezieht, publiziert D e e t j e n **(5865)**. —

In Berlin wurde der Versuch einer Aufführung von B ü c h n e r s „Dantons Tod" gemacht. D e r n b u r g **(5867)** sagt bei dieser Gelegenheit von dem Drama aus, es stelle kein Stück, sondern eine Scenenfolge dar. — Zwei Aktenstücke, die sich auf des Dichters Promotion und Habilitation in Zürich beziehen, wurden publiziert **(5869)**. —

Houbens „G u t z k o w - Funde" **(5870)** bespricht W a l z e l; er weist darauf hin, dass zur wissenschaftlichen Erforschung des jungen Deutschlands vor allem die Bewältigung des bibliographischen Problems not tue: er begrüsst daher Houbens Publikation, und wünscht, dass ein geschickter Darsteller die Resultate übersichtlich ordnen möge. — Einen Nachtrag zu den „Gutzkow-Funden" liefert J a n t z e n **(5877)**,

indem er über die erste Aufführung des „Uriel Akosta" in Breslau berichtet, die unmittelbar nach der Uraufführung in Dresden, am 27. Dezember 1846, stattgefunden hat. Der Erfolg war gross. Pressestimmen werden abgedruckt. — Gutzkows Briefe an Max Ring publiziert mit einem wertvollen Kommentar Franzos (Briefe von Karl Gutzkow: Deutsche Dichtung Bd. 31, S. 35—42, 76—81, 98—102); sie reichen vom Jahre 1851 bis 1870 und zeigen den ewig rezensionshungrigen Dichter in grellem Lichte. — Weitere Briefe, aus der Zeit des Aufenthaltes in der Heilanstalt St. Gilgenberg und in Vevey (1865—6), gerichtet an Emil Devrient und an zwei Dresdener Freunde, fördert Houben (5873) ans Licht. — Ausserdem berichtet Houben (5872) auch über vier Dramen Gutzkows, die der Dichter selbst unterdrückt hat: 1. „Die stille Familie", ein Lustspiel in fünf Aufzügen (1846), im Stil Gutzkows „Schule der Reichen" ähnlich; es blieb unaufgeführt. 2. „Die beiden Auswanderer", Schauspiel in zwei Abteilungen und fünf Aufzügen, entstanden im Jahre 1844. Das Stück ist voller Verwechslungen und Mystifikationen; es ward auf einigen kleineren Bühnen aufgeführt, so in Wiesbaden und Karlsruhe. Der Dichter arbeitete es später um, indem er die beiden letzten Akte zusammenzog und dem so entstandenen Ding den Titel: „Die neue Welt" gab. 3. „Anonym" gelangte 1846 in Dresden, Frankfurt und München zur Aufführung, jedoch ohne Erfolg. Auf Laubes Anregung arbeitete Gutzkow das Stück 1852 um, betitelte es „Oeffentliche Meinung", erreichte aber trotzdem keine Aufführung in Wien. Aus dem vierten Stück „Die Diakonissin", 1852 entstanden, machte Gutzkow drei Jahre nachher die Novelle gleichen Namens und zog das bereits in Dresden eingereichte Manuskript wieder zurück. —

Von Gutzkow leitet ein Aufsatz Houbens (5884) zu Hebbel über. An der Hand von Hebbels dramatischen Fragmenten, die im fünften Band der Wernerschen Ausgabe vereinigt sind, weist H. nach, wie sich Hebbel und Gutzkow in der Wahl der Stoffe bei ihren Dramenentwürfen begegnen. Bei Hebbel geschehe das oft „in heimlichem Wettkampf mit Gutzkow", meistens aber sei es unbewusst. Den Corneille-Richelieu-Stoff, der Hebbel seit 1843 für sein Drama „Der Dichter" beschäftigt, hat Gutzkow 1857 in „Lorber und Myrthe" bearbeitet. In den dramatischen Entwürfen der beiden Dichter kommen ihre verschiedenen künstlerischen Individualitäten zum Ausdruck. Hebbel schafft aus den Charakteren heraus und lässt diese die Handlung entwickeln. Gutzkow hingegen ist Situationsdramatiker. Handlung ist ihm das Hauptbedürfnis. Seine Entwürfe spitzen sich immer zu einer Situation zu. Er denkt zuerst an die Aktschlüsse, ehe noch das übrige Gerüste der Handlung fertig ist. — Die kritische Ausgabe von Werner (5891) ist im Berichtsjahre auf vier weitere Bände gediehen. Die Bände enthalten gleich den früheren eine ausführliche Einleitung und einen vollständigen kritischen Apparat mit Anmerkungen. Band V bringt Dramen-Fragmente und dramatische Pläne (mit Ausnahme des „Demetrius"). W. weist ihrer nicht weniger als 91 nach. Sie reichen von der Wesselburener Zeit bis in das letzte Lebensjahr des Dichters. In Wesselburen entstanden „Mirandola" (zwei vollständige Akte und Fragmente) und „Der Vatermord", ein dramatisches „Nachtgemälde". „Mirandola" bildet eine Vorstufe zur „Genoveva" und bewegt sich im Fahrwasser der Räuberromantik. Der „Vatermord" bringt in einer einzigen Scene eine Häufung des Schrecklichen nach Art der Schicksalstragödie und erinnert insofern an Hebbels Novelle „Die Kuh". Der Münchener Zeit gehört der Plan zu einem Alexander-Drama, interessant dadurch, dass es sich bereits auf dem Demetrius-Motiv aufbauen sollte. Von dem satirischen „Märchen" („Die Poesie und ihre Werber"), dessen Voraussetzung mit dem Motiv der „Gefesselten Phantasie" von Raimund sich berührt, führen Fäden zum „Diamanten" und zum Lustspiel „Der Rubin". Lange beschäftigte sich Hebbel mit den „Dithmarschen", wobei er zwischen Roman und Drama schwankte. Nachdem er sich endlich zur dramatischen Bearbeitung entschlossen hatte, liess er sie doch ganz fallen, weil dem Stoff der dramatische Mittelpunkt fehlte und das Stück in lauter Volksscenen zerfallen müsste. Ausser der von Kuh publizierten Scene bringt die Ausgabe einen Plan zum ganzen Stück und eine Reihe von Scenenentwürfen und Notizen. „Zu irgendeiner Zeit" sollte den letzten Teil einer grossen Komödie der Menschheit bilden, die die Entwicklung der Menschheit in der Vergangenheit („Moloch" und „Christus"), in der Gegenwart und in der Zukunft umfassen sollte. Das Drama sollte die Synthese bringen; es sollte den Zustand eines konsequent durchgeführten Kommunismus vorführen. Die Menschen würden hier unterschiedslos sein gleich den Bewohnern Thules vor Hierams Ankunft, und so würde sich die Kulturstufe der letzten Entwicklung mit der zu Beginn der Entwicklung berühren. Zum ersten Akt der „Schauspielerin" druckt W. eine Menge von Varianten aus den Handschriften ab und bringt Fragmente und Skizzen für die Fortsetzung. Das Schauspiel sollte zuerst „Eugenie" heissen und wäre wohl ein Konversationsstück geworden, in welchem Hebbel, der

Tradition des Burgtheaters sich anschliessend, die französische Problemdramatik vorausgenommen hätte. Die Heldin sollte das geistig durchmachen, was Klara und Julia physisch erlebt haben. Die Situation hat Hebbel später wieder aufgenommen, als er die Brünhilde zeichnete. Am meisten gewinnt wohl durch die W.sche Ausgabe der „Moloch“. W. teilt zu den beiden ausgeführten Akten eine Fülle von Varianten mit, die sich oft auf ganze Scenen erstrecken, und Fragmente zum dritten, vierten und letzten Akt, die die Umrisse, die bereits Kuh gezeichnet hat, deutlich nachprüfen lassen. In der Einleitung untersucht W. Hebbels Beeinflussung durch seine Vorgänger. Die Elemente, die auf Klopstocks „Salomo“ bezogen werden könnten, sind Kleinigkeiten, die im Stoffe selbst liegen und nicht einmal Hebbels Bekanntschaft mit Klopstock beweisen. Die Motive, die aus Grabbes „Hannibal“ entlehnt sein mögen, werden einzeln angeführt, ohne dass ihnen der Herausgeber höhere Bedeutung beilegt. Auch die Uebereinstimmungen mit Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee“ werden genannt. Entwürfe zu einem „Elfriede“-Lustspiel werden mitgeteilt. Im „Christus“-Drama würde das Verhältnis Christi zu Johannes dem Teuts zu Hieram entsprechen: ein betrogener Betrüger, in dem aber doch das Göttliche nicht vermisst würde. Der Ausspruch: „Judas ist der Allergläubigste“ wird mit einem Vortrag von Hebbels Hamburger Jugendgenossen, Vortmann, in Zusammenhang gebracht. Judas vollbringt, was Jesus in Gegenwart seiner Jünger prophezeit hat (Lukas 18, 31—33), — nicht in freiem Willen, sondern sich gläubig der Bestimmung unterwerfend. Der sechste Band enthält als Fortsetzung des voraufgegangenen den „Demetrius“, für den allerdings die neuerliche Ausbeute des Nachlasses gegenüber Kuhs Druck und seinen Mitteilungen verhältnismässig nicht allzuviel des Unbekannten bieten konnte. Der Text erscheint, besonders gegen den Schluss zu, berichtigt; er schliesst aber mit dem gleichen Wort wie bei Kuh. Neben den zahlreichen Varianten ist im Anhang auch ein Heft Hebbels mit „Ideen“ zum letzten Akt genau abgedruckt. In der Einleitung wird darauf hingewiesen, wie das Problem eines Prinzen, der von seiner Abstammung nichts weiss, den Dichter schon früh beschäftigt und wie es dann im Jahre 1849 in einem Plan zutage tritt, der bereits das „Vorspiel“ vorwegnimmt. Auf die Sambor-Scenen des Schillerschen „Demetrius“ lässt sich dieser Plan nicht zurückführen, da Hebbel Hoffmeisters Nachträge erst in der Ausgabe vom Jahre 1858 kennen lernte, also nachdem er sein Vorspiel bereits gedichtet hatte. Durch die Entstehungsgeschichte wird dargetan, dass das Schillerjubiläum für die Wiederaufnahme des alten Stoffes nicht massgebend gewesen. Bei der Analyse wird betont, dass Hebbel den Charakter des Demetrius realistischer und erdennäher als Schiller fasst und mehr den Menschen als den Helden hervorkehrt. Die Aehnlichkeit mit Hebbels Gedicht „Diocletian“ wird bemerkt; es wäre denkbar, dass Demetrius nach Analogie des „Diocletian“ ebenfalls durch Selbstmord enden würde. Die Fortsetzer des „Demetrius“ werden nacheinander behandelt: Goldhann, Martersteig und Teweles. Martersteig ist in seinem Versuch am glücklichsten Hebbels Tendenzen gefolgt. Ausser dem „Demetrius“ bringt der Band noch Hebbels Gedichte in zwei Abteilungen: I. die Gesamtausgabe vom Jahre 1857, II. Gedichte aus dem Nachlass (1857—1863), darunter eine von Hebbel selbst handschriftlich zusammengestellte Sammlung „Neue Epigramme“. Band VII bringt: die Einleitung des Herausgebers zu den Gedichten (S. XV—XLIX) und als „Gedichte III. Nachlese. 1828—59“, chronologisch geordnet, alle Gedichte, die bis zum Abschluss der Gesamtausgabe erschienen, von Hebbel aber in diese nicht aufgenommen wurden; ferner den kritischen Apparat zu allen drei Abteilungen der Gedichte (S. 243—449), ein chronologisches Verzeichnis der Geburtstage der Gedichte und ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge. Band VIII enthält: die Einleitung des Herausgebers (S. VII—LVIII); Novellen und Erzählungen, gegenüber der Ausgabe von Kuh um folgende neun Nummern bereichert: Helion (1830), Der Brudermord (1831), Der Maler (1832), Die Räuberbraut (1833), Barbier Zitterlein (1836), Die Obermedicinalräthin (1837), Ein Abend in Strassburg (1837), Aufzeichnungen aus meinem Leben (1846—54) und Ein Leiden unserer Zeit (1851), ferner „Mutter und Kind“ und 63 novellistische „Pläne und Stoffe“. Bei den Lesarten sind abgedruckt: reichhaltige Materialien zu den „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, darunter auch Hebbels autobiographischer Beitrag zu Goedekes „Deutschlands Dichter von 1813—43“ (S. 387—400), das Vorwort zur Buchausgabe des „Schnock“ (S. 409f.) und zwei unterdrückte Vorworte zu der Sammlung der „Erzählungen und Novellen“ (S. 417ff.). — Von den Besprechungen der früheren Bände (**5891**) seien die von Richard M. Meyer und von Weilen genannt, die einige Nachträge zu den Einleitungen bringen; W. insbesondere berichtet über eine interessante Beurteilung des „Rubin“ in der „Wiener Zeitung“ 1849 in Form eines Gespräches. — Auch die Briefe wurden besprochen (**5890**). Neumann gibt einige kleine Berichtigungen des Textes, Zeiss meint, die Zeit für einen Neudruck sämtlicher Hebbel-Briefe sei noch nicht gekommen. Für das Zurückbehalten

vieler Briefe seien Gründe massgebend, die respektiert werden wollen, so bei den Briefen an Elise Lensing und an Adolf Stern. — Bei Besprechung einer Neuaufführung der „Maria Magdalena" stellt J. Hart (5896) Hebbel und Ibsen zusammen. Das Verhältnis Ibsens zu Hebbel ist nicht dasjenige Christi zu Johannes; Ibsen ist vielmehr der Petrus, der dem Messias gefolgt ist. Hebbel reicht höher hinauf als Ibsen. Erst heute ist man reif geworden für die Hebbelsche Kunstauffassung. Der Weg vom konsequenten Naturalismus zu Hebbel ist der Weg von dem beobachtenden zum schöpferischen Realismus. Hebbels tragische Weltanschauung wurzelt in einer letzten Absurdität der ganzen menschlichen Welterkenntnis. So ist auch „Maria Magdalena" mehr als ein Tendenzschauspiel für oder wider eine einzelne bürgerliche Moralanschauung. — Driesmans (5897) betrachtet die Idee des „Moloch" als einen Heroënkampf, wie ihn Richard Wagner in Siegfried und Mime, Goethe in Faust und Mephistopheles symbolisiert haben. „Moloch" bedeutet den Ansatz zu einem Faust-Drama grossen Stils, das, wäre es vollendet worden, wohl da eingesetzt hätte, wo Goethes Faust stehen blieb: es wäre der soziale Faust geworden, der Faust des 20. Jahrhunderts. —

Aus Anlass des fünfzigjährigen Jubiläums von Freytags „Journalisten" skizziert Stümcke (5905) die Bühnengeschichte des Stückes und berichtet eingehend über die erste Aufführung, die in Breslau am 8. Dezember 1852 stattfand, über das Spiel und die Aufnahme bei der Kritik. Er regt zum Schlusse Neuinscenierung an: das Stück möge durchwegs als historisches Lustspiel im Kostüm der vierziger Jahre gespielt werden. —

Neueres Drama. Mit Kruses spezifisch pommerschen Dramen befasst sich eine Studie von Lange (5930). Es handelt sich um die beiden Trauerspiele „Witzlav von Rügen" und „Raven Barnekow", die ihn auf der Höhe seiner Leistungskraft zeigen. Obwohl erst Anfang der achtziger Jahre erschienen, wurden sie schon 1854 und 1855 geschrieben. Ihr Verhältnis zur Geschichte wird geprüft und festgestellt, der Dichter habe bei eifriger Benutzung historischer Quellen die geschichtlichen Vorgänge doch sehr frei behandelt, sie durchgängig vereinfacht und zusammengezogen und etwa die bewegenden Kräfte eines Zeitalters in eine Person verlegt. Der Geist der Epoche erscheint aber treu bewahrt. — Paul Lindaus „Maria und Magdalena" wird aus Anlass einer Berliner Neuaufführung von J. Hart (5937) betrachtet. Es ist das Konversationsstück der siebziger Jahre mit seinen typischen Masken. Damals galt das Stück für revolutionär, wie ein halbes Menschenalter später Sudermanns „Heimat": heute mutet die frivole Schönheit jener Zeit wie ein harmloses Backfischchen an. Die Freiheitsphrasen haben mit der Zeit den Schein der Neuheit und der Kühnheit verloren, und die harmlose, leere Alltäglichkeit ist geblieben. — Bei Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" (5939) findet H. Hart jene Stimmung wieder, die Goethe einst bei Arnolds „Pfingstmontag" so reizvoll gefunden und die den wurzelhaftesten unter den Heimatsdichtern immer eigen gewesen. — Widmanns (5954) Charakterdrama aus der Renaissance „Die Muse des Aretin", das im Berichtsjahr erschien und in Meiningen seine Uraufführung fand, lobt Ganz wegen seiner psychologischen Eindringlichkeit. Es ist „das" Journalistendrama. Widmann selbst verteidigt in einem dem Buche beigegebenen Essay seinen Helden vor der ungerechten Beurteilung seitens Jakob Burckhardts und hebt auf Grund der Briefe Aretinos die sympathischen menschlichen Züge des „ersten grossen Journalisten modernen Stils" hervor. — Tennysons und Wildenbruchs Harolddramen, im Jahre 1876 bezw. 1882 erschienen, betrachtet Schladebach (5960). Trotz des ziemlich gleichen Rohstoffes, der ihnen vorlag, haben wir zwei durchaus verschiedene Werke vor uns. Bei Tennyson bildet den Mittelpunkt des Dramas der Eidbruch Harolds, bei Wildenbruch handelt es sich um den Gegensatz: Harold und die Normannen. Wildenbruch hat keine Beeinflussung durch Tennysons Drama erlitten. Die erste Anregung hat er vielmehr von Bulwers Roman „Harold" erhalten und hierauf den Geschichtswerken von Thierry und Lappenberg die Elemente zu seinem Drama entnommen. — Bei Besprechung des „König Laurin" (5964) meint Zieler, Wildenbruch sei und bleibe der Dichter der grossen Geste und des grossen Wortes. Die Empfindungen seiner Menschen sind unwahr und ins Unnatürliche überhitzt. Die Tragödie ist nicht einheitlich aufgebaut; das Laurin-Motiv kommt nicht recht zur Geltung, es wird vielmehr, kaum dass es aufgenommen worden, wieder fallen gelassen. Scharf urteilt auch H. Hart. Wildenbruch ist es versagt, ein Thema in grossen, schlichten Linien durchzuführen. Fast immer wird das Drama unter seinen Händen zu einer Oper. Seine Werke haben ihre Poesie, aber es ist Buch- und Schulpoesie. —

Modernes Drama. Mit bitterer Resignation konstatiert J. Hart (5971) — in einer Besprechung des Engelschen Stückes „Ueber den Wassern" — den Bankrott der Bestrebungen der achtziger Jahre. All das, was damals so zornig bekämpft wurde — der Pseudoidealismus, die verlogene Rhetorik, das Theaterspiel —,

jetzt feiert es seine Auferstehung. Täuschen wir uns nicht, sagt H. Wir haben den Kampf gegen die Lüge und die Dummheit, gegen die Konvention und gegen das Publikum gründlich — verloren. Wir stehen heute genau wieder dort, wo wir damals standen, und die, welche einst der Lindaus höhnisch spotteten, sind inzwischen selber Lindaus geworden. —

Den Dramatiker Max Halbe charakterisiert ein Aufsatz von K. Hoffmann (5986). Sein Können steht und fällt mit der dramatischen Stimmung. Aber sie gelingt ihm nur dort, wo er mit dem Milieu, das er schildern will, innerlich vertraut und befähigt ist, das Einzelne und scheinbar Unbedeutende sorgfältig zusammenzutragen und herauszuarbeiten. Darum gibt er sein Bestes in jenen Dramen, die in seiner Heimat spielen, vor allem in der „Jugend" und seinem vollendetsten Werke „Mutter Erde". Er ist eben vorzugsweise Lyriker. Wo er zu zeitlosen, typischen Problemen greift, da geht er immer fehl: er findet nicht die adäquate Form. Das war bei seinem Renaissancedrama „Der Eroberer" der Fall: er strebte nach einem Drama grossen Stils mit Ewigkeitsgehalt. Ebenso im „Tausendjährigen Reich", wo das Brandproblem aufgegriffen, aber mit unzulänglichen Mitteln gelöst wird. Der Wahn des Helden ist nicht ins Kolossale gesteigert, wie etwa bei Shakespeare, darum wirkt die Gestalt nur komisch. Im „Haus Rosenhagen" erscheint die Shakespearesche Leidenschaftlichkeit der letzten Stücke mit dem heimatlichen Stimmungszauber vereint. Motive aus „Mutter Erde" kehren wieder. Das Drama sollte denn auch ursprünglich „Um die Scholle" heissen. Unorganisches ist hineingetragen worden, was mit den Schwächen der Technik bei Halbe in Verbindung steht, die oft Unmotiviertes bringt und durch Theatereffekte die Katastrophe herbeiführt (Fehlschuss des Amandus in der „Jugend", Blitzschlag im „Tausendjährigen Reich"). — Auch H. Hart tadelt in seiner Besprechung des „Haus Rosenhagen" (5990) diese theatralische Technik. Halbe brauche den Tod als Mittel, um aus einer verfahrenen Situation mit Gewalt herauszukommen. —

Carl Hauptmann wird von Gnad (5992) charakterisiert. Seinen Gestalten merkt man den gemeinsamen Boden an, von dem seine und seines Bruders Dramen ausgehen; auch die Vorliebe für den heimatlichen Dialekt teilt er mit diesem. Aber er geht der Elendmalerei aus dem Wege, er will nicht Mitleid erregen und erhebt keine Anklagen gegen die gesellschaftliche Ordnung; er will nur die Empfindungen und Konflikte schildern, wie sie sich auf dem natürlichen Boden des Volkslebens abwickeln. Sein erstes Drama „Marianne" ist mit den „Einsamen Menschen" verwandt. „Ephraims Breite" ist eine Nora im Bauerngewande. „Die Bergschmiede" ist unklar und hat keine fortschreitende Handlung. —

Von dem Menschen Gerhart Hauptmann handelt ein Aufsatz von Heimann (5997). Der Dichter hat einmal selbst gestanden, die Möglichkeit, die ihm eigentümlichen Kunstwerke zu schaffen, sei für ihn erst dann eingetreten, nachdem er zwei Dinge erfahren habe: den Sinn und den Wert der Illusion, und den Wert und die Wahrheit des Widerspruchs im menschlichen Charakter. In ihm selbst ist das Widerspruchsvollste vereinigt. Unbedingtes Mitleid und unbedingter Egoismus bilden in ihm eine kühne und reine Harmonie. In seinem Verhalten zu den grossen Geistern der Vergangenheit ist immer das innere Verhältnis, die Erleuchtung entscheidend. Er hat lange Zeit innig mit Jakob Böhme verkehrt, wandte sich aber später Plato zu. — Am „Armen Heinrich" bewundert J. V. Widmann (Berner „Bund" vom 11., 12. und 13. Dezember 1902) insbesondere die Ueberwindung des Theatralikers durch den Dichter, der auf Dramatisierung der Opferungscene verzichtet hat. Geleitet hat ihn dabei sein Feingefühl für den einheitlichen Charakter und das einheitliche Lokalkolorit seiner Dichtung. In der Gestalt der Ottegebe erblickt W. eine ins Mittelalter zurückgedachte Schwester des Hannele. — Lothar (6008) hingegen nennt sie ein Käthchen mit Ibsenschem Einschlag. Dass Hauptmann die dramatisch wirksamen Momente des Stoffes nicht dramatisiert hat, liege weniger an seinem Wollen als an seinem Können. Er ist ein rein episches Talent, das sich ungeschickt der dramatischen Form bedient. — Dernburg (6007) stellt Monna Vanna und Ottegebe zusammen und verweist hinsichtlich des Problems des Opfertods der Frau auf den Alkeste-Stoff, seine Behandlung durch Wieland und Goethes Entgegnung in „Götter, Helden und Wieland". — Kerr (6005) erzählt von einem Erlebnis, das den Dichter auf die Sage gefüht habe. Er wurde einmal nachts in einem italienischen Gasthof plötzlich von nervöser Taubheit befallen. In diesem Zustand tauchte vor ihm die Gestalt jenes Ritters auf, der mitten im Lebensglanz von Siechtum überwältigt wird. — Vom ärztlichen Standpunkte untersucht Blaschko (6006) den „Armen Heinrich" und stellt fest, der Dichter habe bis auf die Heilung das getreuliche Bild eines Leprakranken in allen seinen Phasen geschaffen. — Gelegentlich der hundertsten Aufführung des „Biberpelz" in Berlin weist J. Hart (6009) darauf hin, wie ganz anders sich die Kritik heute zu dem Werke stelle als bei der Erstaufführung. Damals bewunderte man das Neue in der dramatischen Komposition;

heute wissen wir, wie mangelhaft die naturalistische Art der dramatischen Technik und dass sie nicht etwas besonders zu Erstrebendes ist. Die dramatische Komposition ist so verfehlt wie nur möglich. Der vierte Akt bildet nur eine Wiederholung des zweiten, der dritte eine Wiederholung des ersten. Die Charaktere sind keine sich entwickelnden Menschen, sondern in einem und demselben Zustand verharrende, mehr mit Bildhauer- als mit Dichter-Augen angeschaute. — Auch bei Besprechung einer Neuaufführung der „Einsamen Menschen" hebt J. Hart (6011) jenen Umschwung in der Kritik hervor. Vor zehn Jahren sprach man von Gerhart Hauptmann als von einem wilden, rohen und brutalen Genie; wenn man aber heute von Ludwig Knausschen Elementen bei Hauptmann sprechen würde, so fände man schon einiges Verständnis. — Kerr (6016) weist auf persönliche Erlebnisse hin, die auf die Gestaltung des „Michael Kramer" zusammengewirkt haben, und auf die künstlerisch-souveräne Art, mit der Hauptmann Gestalten des Lebens für sein Drama verwertet hat. — Bei Besprechung des „Roten Hahns" (6017) meint Franzos, Hauptmann kopiere sich selber, und die Kopie sei viel schwächer als das Original. Das Stück sei keine Komödie, noch weniger eine Tragikomödie. Er vermisst ernste Selbstzucht des Künstlers. Auch Kerr gibt zu, Hauptmann habe dieses Stück nicht fertig gemacht, ähnlich wie er „Schluck und Jau" und „Michael Kramer" nicht fertig gemacht. Für die Technik aber stellt K. die Formel auf: Hauptmann sehe episch und drücke es dramatisch aus. Poppenberg nennt den „Hahn" „eine zusammengestückelte Flickendecke ohne das Wählerische künstlerischen Taktes". Das Stück sei technisch auf das denkbar ungünstigste gebaut, die fruchtbaren Momente werden von Zufallsmomenten überwuchert. Das Zustandsmässige, Schildernde, Illustrative verdränge weitaus das Psychologische. Im Gegensatz hierzu begrüsst Pniower in dem Stück eine Dichtung von ausserordentlichem künstlerischen Wert. „Der rote Hahn" habe vor dem „Biberpelz" voraus, dass er tiefer in das soziale Leben eingesenkt ist. Im Vergleich dazu wirke der „Biberpelz" wie ein flüchtiger Ausschnitt. Der Reichtum an Motiven wird von P. ganz besonders betont. — In einem Aufsatz über „Schluck und Jau" weist Tardel (6018) auf die Berührungspunkte mit Geibels Lustspiel „Meister Andrea" und Mark Twains historisch-phantastischem Roman „The prince and the Pauper" hin. — Marie Luise Becker (6019) geht der Gestalt des Rautendelein im Volkslied nach. In der Sage von Schön Ulrich und Rautendelein vertraut diese dem Liebsten, wird von ihm entführt und getötet; in anderen Liedern heisst sie Hannele und muss dem Wassermann sieben Jahre lang dienen und sehnt sich nach Licht und den ihrigen. Das Rautendelein des Volkslieds und die andere Gestalt hat Hauptmann zu Einem Wesen umgeschmolzen. — Die „Dokumente des Sozialismus" drucken aus Puttmanns „Deutschem Bürgerbuch", Jahrgang 1845, einen grösseren Aufsatz, betitelt: „Das Elend und der Aufruhr in Schlesien", ab, der zum Verfasser F. W. Wolff (6023), einen Freund von Marx und Engels, hat. Der Aufsatz schildert die soziale Lage der schlesischen Weber und gibt einen dokumentarischen Bericht über den Aufstand in Peterswaldau und Langenbielau. Hauptmann hat diesen Bericht seinem Drama zugrunde gelegt und einige Verse aus dem „Lied der Weber", das hier aus 28 Strophen besteht, verwertet. —

Georg Hirschfelds Märchendrama „Der Weg zum Licht" (6030) findet Dorn verfehlt: es sei Erzählung geblieben. Es fehle dem Stücke ganz an dem folgerichtigen Durchdenken der Motive, an der planvollen Gestaltung des Stoffes, an der Konsequenz der Charakterzeichnung. Für verfehlt hält es auch Zieler, und Harden meint, nie sei ein talentloseres Machwerk auf eine grosse Bühne gekommen. Der Grundgedanke sei eine Trivialität; keine Spur einer Märchenstimmung. Kerr („Der Dichter spricht", Tag.N. 161) ironisiert in witzigen Versen den Inhalt des Märchens. Lorenz erblickt in der Gestalt des Hahngikl das Konfessionelle der Hirschfeldschen Dichtung. Der Dichter habe sich im Wesen und Schicksal dieses Berggeistes sein Dichterleiden von der Seele schreiben wollen. —

Bei Besprechung von Schlafs „Bann" (6040) meint H. Hart, niemals sei das Eheproblem, das Verhältnis zwischen den Dreien, tiefer behandelt und so ins Verklärende erhöht worden. In jeder Scene gebe es ein paar technische Ungeschicklichkeiten, wie sie nur ein Poet, nie ein Theatermann zustande bringe. — Und seinen „Meister Oelze" (6041) bezeichnet J. Hart als die ehrlichste Schöpfung der konsequent-naturalistischen Dramatik und in rein künstlerischer Hinsicht den „Webern" ebenbürtig. —

Sudermanns neues Drama „Es lebe das Leben" (6052) errang einen starken Erfolg. In den wenigen Monaten der Saison wurde es — nach dem deutschen Bühnen-Spielplan — 418 mal aufgeführt. Die Kritik aber verhielt sich fast durchweg ablehnend. Harden urteilt, das Stück sehe wie schlechte Pariser Exportware aus. Irgendein Vorstadt-Sardou könnte es ersonnen, ein nach leichtem Profit spähender Zwischenhändler in Theaterstoffen „für die deutsche Bühne bearbeitet" haben. Suder-

mann ist kleiner als Kotzebue, unsolider als Iffland. Heilborn wirft dem Stück Theatralik, innerliche Unwahrheit und ethische Unklarheit vor. Schönhoff nennt es ein typisches Konversations-Drama. Am schärfsten kritisiert Kerr. Sudermann wirkt durch den heissen Atem; er erzeugt ihn aber durch seine „Noch-Nicht-Technik". Er spannt die Zuschauer fünf Akte lang auf die Explosion, die da jeden Augenblick kommen soll, aber nicht kommt. K. geht dieser Technik Scene für Scene nach und fasst sein Urteil in die Worte zusammen, dieses Werk biete den „dramatischen Fatzkestil" in voller Reinheit; hier sei der Autor zum erstenmal kein Heuchler; er bekenne schlank: ich bin von Natur ein Philippi! Von dem Stück begeistert ist Wethly. Es zeigt seinen Verfasser auf einer Höhe, die er bis jetzt noch nicht eingenommen habe; an der Technik jedoch wird ein Rückschritt konstatiert. Auch Zieler erblickt in dem Stück einen bedeutsamen Fortschritt in der Entwicklung Sudermanns, während Franzos in einer ausführlichen Analyse wohl die tüchtige Technik anerkennt, aber auch das Grelle tadelt. —

Frank Wedekinds Eigenart wurde vielfach zum Gegenstand kritischer Untersuchung gemacht. H. Hart (6065) erblickt in ihm Geist vom Geiste des Aretiners. Das Thema des „Erdgeistes" beherrscht wie kein anderes die moderne Litteratur. Aber das rein Dämonische, Elementare kommt weder in Zolas Nana, noch in Daudets Sappho, noch in der Hedda Gabler so bezwingend zur Verkörperung wie in Wedekinds Eva. Wedekind ist jedoch zu sehr Aphorist, um die Weiten und Tiefen eines Stoffes erschöpfen zu können. — J. Hart (6066) erinnert an François Villon, dessen Bohémien-Art romantisch erscheint, aber von erschütterndster Tragik umweht ist. Auch im tiefsten Grunde der Wedekindschen Kunst wohnt ein Stück echter Tragik, und hinter all seinem grinsenden Hohn lauert eine düstere Melancholie, ein wirklicher Schmerz. Diese Kunst sieht nur deshalb so trostlos-ideallos aus, weil auch sie einmal das Ideal zu hoch fasste. — In „So ist das Leben" erblickt Gumppenberg (6068) eine Symbolisierung persönlicher Erlebnisse des Dichters, dessen Zerrissenheit ihn aber an der Hervorbringung eines einwandfreien, bezwingenden Bühnenwerkes hindert. —

Wolzogens „Lumpengesindel" nennt J. Hart (6074) aus Anlass einer Neuaufführung im Deutschen Theater eine Posse, durchsetzt von Roheit und Trivialität. Die zwei widersprechendsten Dinge, eine sentimentale Familienkomödie und die Komödie von freier, unabhängiger Künstlerschaft werden zusammengekuppelt, und die Familienkomödie siegt. Wolzogen hat das Stück naturalistisch geschrieben, ohne dass er von Haus aus Naturalist wäre; das aber führt immer zu Uebertreibungen. —

Oesterreich: Aeltere Zeit. Bauernfelds wurde an seinem hundertsten Geburtstag an vielen Orten gedacht; insbesondere wurde die Frage erörtert, ob und in welchem Masse er noch im Bewusstsein der heutigen Generation lebendig sei. W. Fred („Zeitgeist" N. 2) fasst ihn ganz als den Vertreter einer entschwundenen Epoche auf. Er war ein Journalist der Bühne. Sein Ruhm ist, die Besten seiner Zeit unterhalten zu haben. — Auch Bauernfelds Biograph, Horner (6081), schreibt seiner ganzen Wirksamkeit nur aktuelle Bedeutung zu, die mit der Zeit und mit der Gattung des Konversationsstückes endgültig und unwiderruflich vorüber sei. — Gegen die Betonung eines bloss historischen Interesses für Bauernfeld wendet sich Klaar (6083). Er preist den Dichter als einen Meister der Komödie, dessen Ton bei den Besten der Jüngeren und Jüngsten, namentlich in Schnitzlers Dialogstücken, nachhallt. Im Gegensatz zu der französischen Lustspieltechnik drängt Bauernfeld die traditionelle Handlung zurück und legt in seinen Komödien das Hauptgewicht auf psychologische Entwicklung der Charaktere. In seinen Meisterkomödien ist das Wesentliche der neueren dramatischen Entwicklung, insbesondere die Vorliebe für die seelischen Probleme, die im bürgerlichen Alltagsleben geborgen liegen, sowie die Kritik der modernen Gesellschaftsformen, vorweggenommen. — Eine ausführliche Würdigung lieferte Komorzynski (6084). Die Wurzeln von Bauernfelds Kunst liegen in der Romantik. In seinen ersten Dramen ist der Einfluss Tiecks sehr stark, namentlich in den „Geschwistern von Nürnberg" tritt das Verwandte mit Sternbald sehr deutlich zutage. Daneben ist Shakespeare zu nennen, der insbesondere auf die Technik gewirkt hat. Ganz Shakespeare nachempfunden ist „Der Musikus von Augsburg". Als Vorläufer für die Konversationsstücke werden Steigentesch, J. F. Jünger und F. W. Ziegler genannt. Entscheidend jedoch wirkt vor allem Kotzebue. In vier Gruppen werden die Lustspiele gegliedert. Die erste umfasst die Produktion der Jahre 1830—43 mit dem Höhepunkt „Bürgerlich und Romantisch". Die Handlung ist durchweg schwach; schuld daran trägt die Zensur. Bisweilen haben wir bloss eine Scheinhandlung, die dem Dichter nur als Gerüste zur Charakterisierung der Personen dient. Ihrem Wesen nach stellen die Lustspiele dieser Periode eine Verschmelzung des Charakter-Lustspiels mit dem Intrigen-Lustspiel Kotzebues vor. Ihr Hauptreiz liegt im Dialog. Die Technik der Verwicklung wird von K. eingehend

studiert, die Figuren und ihre Charakteristik werden betrachtet; hervorgehoben wird besonders, dass der Dichter zu Charakterisierungszwecken sich am liebsten der Ensemblescenen bedient. Die Dramen der zweiten Gruppe (1844—51) stehen unter dem Eindrucke der politischen Stürme der Zeit. Die beiden historischen Stücke: „Ein deutscher Krieger" und „Franz von Sickingen" sollen den Parallelismus zwischen Einst und Jetzt dartun. Das erstere wird eingehend analysiert. In der sorgfältigen Herausarbeitung des Details und in der Komposition ist es ein wahres Kunststück. In „Grossjährig" ist alles symbolisch und weist auf das „System" des vormärzlichen Oesterreich hin. „Die Republik der Tiere" ist unmittelbar aus der Stimmung des Revolutionsjahres entstanden. In dieser Epoche ist das Drama für den Dichter nicht mehr Selbstzweck, vielmehr ein symbolisches Ausdrucksmittel. Die dritte Periode (1852—65) ist mit der ersten nahe verwandt, nur werden jetzt Inhalt und Form weitaus ernster und bewusster behandelt, zum Teil unter dem Einfluss der Franzosen. „Exzellenz" bildet einen unmittelbaren Vorläufer des bedeutendsten unter Bauernfelds Konversationsstücken: „Aus der Gesellschaft" (1867). Es ist ein klassisches Kulturbild. Bauernfeld arbeitet hier nicht mehr mit Satire oder Symbolen, ein heiliger Ernst erfüllt ihn: es ist ein ernstes politisches Schauspiel. Von den Tragödien wird „Die Prinzessin von Ahlden" als eines der besten Stücke Bauernfelds bezeichnet. Die Krone seines Schaffens bedeutet „Landfrieden". Es ist ein Seitenstück zu Richard Wagners „Meistersingern". Im Motiv berührt es sich auch mit Kleists „Käthchen" und Lortzings „Waffenschmied". Bauernfelds Dramen leiden unter dem Mangel an Erfindung. Auch die Gabe einheitlicher Konzeption und Komposition geht Bauernfeld ab. — Glossy **(6078)** publiziert tagebuchartige Aufzeichnungen Bauernfelds über seine Theaterbesuche im Jahre 1830 und gibt zur Erläuterung eine Uebersicht der letzten Zeit von Schreyvogels Leitung des Burgtheaters; die Aufzeichnungen sind leider sehr aphoristisch gehalten. — Auf der Königlichen Bibliothek in Berlin fand E. Consentius (TglRs^{B}. N. 10) einen Entwurf Bauernfelds zu einer Faust-Komödie, aus der letzten Lebenszeit des Dichters herrührend. Mephisto wird von Faust als Taschenspieler und Betrüger entlarvt und den Gerichten übergeben. Faust aber pilgert nach Rom, erhält Vergebung seiner Sünden, kehrt nach der Heimat zurück, heiratet Gretchen, wird ein braver Bürger und erfindet schliesslich im Verein mit Gutenberg die Buchdruckerkunst. —

Von Ehrhards (JBL. 1900 IV 4 : 355) Buch über Grillparzer hat Necker **(6095)** eine deutsche Ausgabe besorgt. Gegenüber der französischen Ausgabe weist die deutsche einige Zugaben auf: eine Würdigung des „Spartakus" mit dem Hinweis auf Schillers „Räuber" und eine Analyse der „Hannibal"-Scene; das Schlusswort ist von Necker zu einer zusammenfassenden Charakteristik des Dichters erweitert und ein Namenregister beigegeben worden. — Koch **(6096)** vermisst in dem Buche ausführlichere Berücksichtigung der österreichischen Litteratur des Vormärzes und der Stellung Grillparzers innerhalb derselben; von Weilens **(6095)** Anzeige liefert einige Nachträge. — J. Volkelt (B&W. 4, S. 956/8) betont bei allem Lob, das er Ehrhard spendet, doch den Mangel an philosophischem Geist; er regt eine Untersuchung über Grillparzer als Dichter des Komischen an. — Die Beziehungen zwischen Grillparzer und Bauernfeld legt Schlenther **(6101)** in einem hauptsächlich auf den Tagebüchern der beiden Dichter aufgebauten Vortrage dar. 1816 erlebt der vierzehnjährige Bauernfeld die Aufführung der „Ahnfrau", 1821 die „Medea", die ihn die unerreichbare Grösse des anderen fühlen lässt. Das Beispiel des Dichters der griechischen Tragödien wirkt auf den Jüngeren, der sich schon damals mit dem Alkibiades-Stoff herumquält. Ende 1826 kommt es zur persönlichen Begegnung. Bald darauf veröffentlicht Bauernfeld seine Stanzen an den verstummten Dichter, und dieser antwortet mit der „Rechtfertigung". Sommer 1831 wird eine gemeinsame Reise in die Alpen unternommen. Darauf folgt eine merkliche Abkühlung des freundschaftlichen Verhältnisses. Dennoch tritt Grillparzer 1835 öffentlich in die Schranken für Bauernfeld und dessen „Fortunat" gegen Saphir. Grillparzer schliesst sich immer mehr ab, und Bauernfeld hat für die weltflüchtige Eigenart des Grösseren Verständnis. Grillparzers Urteil, Bauernfeld gehe der künstlerische Ordnungssinn ab, der einen Stoff organisch gestaltet und im Zusammenhange darstellt, gibt das Urteil der Kunstgeschichte über Bauernfeld. — Zwei unbekannte Briefe Grillparzers publiziert A. Sauer (Jugend N. 4, S. 59): der eine vom 9. Januar 1842 an Ed. Freiherrn von Badenfeld, der andere vom 6. Mai 1863 an Emil (nicht: Theodor, wie es ursprünglich hiess!) Wickerhauser gerichtet. — Schillers Einfluss auf die Jugenddramatik Grillparzers untersucht unabhängig von Hafner (JBL. 1900 IV 4 : 371) eine Dissertation von Lessing **(6097)**. Im Mittelpunkt der Studie steht „Blanka von Kastilien". Der Verfasser geht Scene für Scene den Parallelstellen und sprachlichen Reminiszenzen aus Schiller, leider oft sehr engherzig, nach und stellt neben der Einwirkung des „Don Carlos", der sich insbesondere stofflich mit den drei ersten

Akten stark berührt, Entlehnungen aus Maria Stuart, Wallenstein, den Räubern und aus Kabale und Liebe fest; für die Sprache der zwei letzten Akte kommt ausserdem noch Die Braut von Messina in Betracht. Von der rhetorischen Manier Schillers befreit sich Grillparzer schon in den dramatischen Fragmenten, die gleichzeitig mit der Blanka entstehen, aber Schillers Ideen- und Freiheitsdichtung wirkt noch in „Alfred dem Grossen" und im „Spartakus" nach. Spartakus wäre „ohne Fiesko, Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell nicht geworden, was er ist: die feurigste und zugleich reinste (!) Dichtung, die Grillparzer überhaupt gelang. In der „Ahnfrau" finden sich Schillersche Motive in viel geringerer Anzahl als angenommen wird; sprachliche Entlehnungen finden sich selbst in den ältesten Fassungen verhältnismässig selten. Bei „Sappho" werden Parallelen besonders aus „Jungfrau von Orleans" und „Kabale und Liebe" nachgewiesen. — In einem anderen Zusammenhange wirft Kerr (6120) die Frage: Grillparzer und Schiller auf und meint, das oft gehörte Urteil, Grillparzer sei reicher als Schiller, beruhe auf einem Denkfehler: nämlich, weil bei Grillparzer noch Gold zu holen, während bei Schiller alles Gold schon gefunden ist, sagen sie: Grillparzer hat mehr Gold als Schiller! — Sauer (6119) zeigt in einem Aufsatz, wie Grillparzer das zauberische Element in seinen Dramen behandelt habe. „Drahomira" wäre ein richtiges Zauberstück mit Verkleidungen und Verwandlungen geworden. In der „Medea" behält der Dichter nur so viel von dem Zauberwesen der Sage bei, als unbedingt notwendig ist, um die jahrtausendalte Tradition des Stoffes aufrecht zu erhalten, aber er modernisiert und veredelt die antike Sage. In der „Libussa" wird endlich auch dieser letzte Rest beseitigt und das Uebernatürliche rein menschlich-psychologisch gedeutet. — Komorzynski (6113) studiert den Zusammenhang zwischen der „Ahnfrau" und der Wiener Volksdramatik. Er hebt die Schauerstücke von K. F. Heusler, Leopold Huber und Schikaneder hervor, die etwa seit 1798 unter dem Namen von „Volksmärchen" in Wien aufgeführt wurden und dadurch charakteristisch sind, dass sie den Uebergang vom Feenstück in das Schicksalsdrama bedeuten. In allen diesen Stücken bildet den Kern der Handlung eine Geistererlösung, insbesondere ist es in Schikaneders „Konrad Langbart" (der wohl auch unmittelbar Grillparzer beeinflusst hat) die Ahnfrau des Geschlechtes, die ihrer Erlösung harrt. Ueberall ist ein vor Zeiten begangenes schweres Verbrechen, das gesühnt werden muss. Durch Verbindung der Tradition des Ritterdramas mit der Sage von der „weissen Dame" ergab es sich, dass in vielen Stücken ein „Burggeist" in der Gestalt der Ahnfrau handelnd eingeführt wurde. Die Personen sind von dem Walten einer höheren Macht abhängig, die sie „Schicksal" nennen und so anrufen. Für die „Ahnfrau" wie für alle diese Stücke ist die Vorliebe für schreckliche Scenerien kennzeichnend; ebenso begegnen wir überall dem Motiv der aufgebahrten Leiche. Offen gelassen wird die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Wiener Stücken und der Schicksalstragödie. — H. Hart (6118) stellt „Medea" und „Nora" zusammen. In „Nora" klingt das Medeenthema leise, aber doch unüberhörbar an, in der „Medea" ist das Noraproblem in den Wesenspunkten bereits vorgeahnt. Das Unterscheidende liegt mehr im Aesthetischen als im Ideellen: in der „Medea" die Urpoesie des Mythos, in der alles Menschliche ins Riesige gesteigert ist, in der „Nora" die Reflexionspoesie des modernen Poeten. Der „Medea" gegenüber ist „Nora" doch nur ein Eintagsgeschöpf. Anknüpfend an eine Neuaufführung im Berliner Theater spricht sich H. gegen das Losreissen der „Medea" aus dem Zusammenhange der Trilogie sowie gegen die Beschlagnahmung der Kolchierin durch die „Heldenmütter" aus. Er wendet sich schliesslich gegen Laubes Auffassung der Medea des dritten Teiles als eines „völlig verblühten, vorzeitig gealterten" Weibes. Eine alte Medea ist im Grunde ebenso ein Unding, wie eine alte Helena. „Mythische Damen stehen über dem Alltagsgesetz." — L. Wyplel (6106) führt in einer grösseren Untersuchung den Nachweis, dass „Ein treuer Diener seines Herrn" in seiner Ausführung durch Byrons „The two Foscari" beeinflusst worden ist. Er stellt die verwandtschaftlichen Charakterzüge Bancbans und Foscaris wie auch die parallel laufenden Motive nebeneinander und tut dar, dass Foscari das Urbild des Bancban bildet; freilich fehlt ihm der Humor Bancbans. — Krauss (6116) teilt eine von ihm verfasste Fortsetzung des „Esther"-Fragmentes mit, die sich mit Umgehung Heigels im allgemeinen an den Bericht der Frau von Littrow und die von Berger vorgenommene Rekonstruktion anlehnt. —

Das Porträt Ludwig Halirschs (1802—1832), des gänzlich der Vergessenheit anheimgefallenen Wiener Dichters, zeichnet Holzer (6129). Er nennt ihn den österreichischen Wackenroder, dessen Tieck Joh. Gabriel Seidl war. Er ist von allen Dichtern des Vormärz am wenigsten „wienerisch"; an ästhetischer Begabung kommt er Grillparzer am nächsten. Er gehörte dem Kreise des jungen Bauernfeld an. Seine litterarischen Anfänge sind in den damaligen Wiener Taschenbüchern versteckt. 1827 wurde sein dramatisches Gedicht „Der Morgen auf Capri" im Burg-

theater aufgeführt; 1831 folgte daselbst „Das Lustspiel", das aber durchfiel. Auf diesen Misserfolg bezog Wilibald Alexis, mit dem Halirsch in reger Korrespondenz stand, die unmittelbar darauf erfolgte Versetzung des Beamten Halirsch nach Italien, wo er bereits nach einem Jahre starb. Als das bedeutendste Werk Halirschs nennt der Verfasser das philosophisch-poetische Gedicht „Meister Tod". Verdienstvoll war auch seine Tätigkeit als Burgtheater-Kritiker; sie ist in seiner Sammlung „Dramaturgische Skizzen" (1829) niedergelegt. Man findet hier die ersten Stimmen über Grillparzers und Raimunds Stücke. Halirschs „vernünftige" Kritik des „Käthchen von Heilbronn" wird von einem gleichzeitigen Beurteiler besonders gerühmt. —

Volkstümliches Drama. Die Briefe Anzengrubers mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie hat Bettelheim (6149) in zwei Bänden herausgegeben. Es sind u. a. Briefe an: Bettelheim, W. Bolin, die Verlagshandlung Breitkopf und Härtel, Ada Christen, den Bauernphilosophen Konrad Deubler, Julius Duboc, Josephine Gallmeyer, die Jugendfreunde Franz Lipka und Karl Gürtler, Alfred Klaar, Paul Lindau, Ludwig Martinelli, Fritz Mauthner, Rosegger, Leopold Rosner, Friedrich Schlögl und Erich Schmidt. Sie umspannen die Zeit vom September 1859 bis in die letzten Tage des Dichters im Dezember 1889 und bilden so die ergiebigste Quelle zu seiner Biographie. Besonders reich illustriert erscheinen die Lehr- und Wanderjahre Anzengrubers durch die lange, über ein halbes Hundert Nummern zählende Reihe von Briefen an Franz Lipka, seinen späteren Schwager. Mit dem Erfolge des „Pfarrers von Kirchfeld" tritt Rosegger als Hauptkorrespondent vor und bleibt es neben Friedrich Schlögl, dem Wiener Humoristen, und dem fernen Wilhelm Bolin bis ans Ende. Biographisch am bedeutsamsten ist wohl ein Brief an Julius Duboc mit einer autobiographischen Skizze (1, S. 287 ff.), ebenso ein Brief an Bettelheim mit einer genauen chronologischen Tabelle von Anzengrubers Schriften bis Anfang 1884 (2, S. 167 ff.). Einige Inedita werden vom Herausgeber mitgeteilt, so: eine humoristisch gefärbte Schilderung der ersten Begegnung mit Ludwig Groll, dem Meidlinger Schmierendirektor (S. XXIII f.); ein Scherzspiel, betitelt „Theatrum Meidlingianum" (S. XXV f.) — beide aus der frühesten Zeit der Komödiantennöte Anzengrubers; weiterhin kommen zum Abdruck: Anzengrubers Besprechung von Friedrich Schlögls „Wiener Blut" (Wien 1873) und seine ausführliche Anzeige von Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters" (Pest 1871). Im Anhang erscheint Kürnbergers Charakteristik des österreichischen Schriftstellers Andreas Schumacher, des Vormunds des Dichters, wiederabgedruckt, ferner die bisher verschollen gewesene, im Jahre 1872 als Anzengrubers erste Dorfgeschichte publizierte Erzählung „Tod und Teufel"; zum erstenmal werden dann auch sämtliche mit der Umarbeitung des „Schandfleck" zusammenhängenden Dokumente, insbesondere Anzengrubers Briefwechsel mit dem Hamburger Kaufmann Ed. W. Maas, dem Freunde Bolins, vorgelegt — ebenso neue Schriftstücke, die sich auf die Verweigerung des Maximiliansordens an Anzengruber und den Austritt Paul Heyses aus dem Ordenskapitel beziehen und die Angelegenheit abschliessend darstellen. Beigegeben sind schliesslich noch die Bekenntnisse der steirischen Volksdichterin Rosa Fischer über ihre Beziehungen zu Anzengruber (aus Roseggers „Heimgarten" abgedruckt) und Bettelheims Vortrag über „Grillparzer und Anzengruber", in welchem insbesondere das Gemeinsame in der Weltanschauung der beiden Dichter zum Ausdruck kommt. Den psychologischen Reichtum dieser Briefe sucht David zu charakterisieren. Er meint, Anzengruber sei durchaus nicht so naiv in seinem Schaffen, wie man gemeiniglich glaube: die Fehler im „Schandfleck" erkennt er und unterzieht den Roman einer Umarbeitung, aber am „Meineidbauer" will er trotz Aufforderung der Freunde nicht rühren. Er rühmt die sprachliche Originalität der Briefe; es sei ein gewachsenes Deutsch in ihnen. Fürst hebt den Mangel des „Sinns für Feierlichkeit" hervor und fühlt sich dadurch an Fontane gemahnt. — Bolin **(6144)** tadelt die zu breit geratene Einleitung, in der er Angaben von Personalien vermisst, und berichtigt einige Versehen; der Brief N. 472 ist an ihn, nicht an Bettelheim, gerichtet. In seinen Erinnerungen, die Bolin im Anschluss an die Briefe mitteilt, berichtet er über Schritte, die er im Jahre 1880 bei Mitgliedern des österreichischen Reichsrates wegen Aussetzung eines Jahresgehalts für Anzengruber oder einer Anstellung an der Hofbibliothek machte, die aber erfolglos geblieben sind. An der Anordnung der Gesamtausgabe, die von Anzengruber selbst herrührt, hebt Bolin die Selbstkritik des Dichters hervor, die ihn einen Teil seiner weniger geglückten städtischen Stücke ausscheiden liess. Der Grund des Missverhältnisses zwischen den städtischen und den bäuerlichen Stoffen, das bei der Ausarbeitung zutage tritt, liegt darin, dass Anzengruber von der Dorfwelt eine gewisse Ferne trennte, die ihn freier schaffen liess; seinen bürgerlichen Gestalten hingegen fehlt es an der psychologischen Vertiefung, weil dem Dichter bei ihnen die erforderliche Perspektive abging. Bolin publiziert einen Brief Anzengrubers an die „Hamburger Freunde" vom 26. November 1880, der eine eindringliche Verteidigung des „Meineidbauers" gegen

Aenderungsvorschläge, die geäussert wurden, enthält. Er erläutert auch die Briefe Anzengrubers, die sich auf die Dramatisierung des „Einsam" beziehen. Nachdem die österreichische Zensur die Aufführung nicht zugelassen und Anzengruber den Einsam-Stoff, auf die darin ruhenden künstlerischen Möglichkeiten verzichtend, in „Stahl und Stein" umgearbeitet hatte, trugen sich die Hamburger Freunde wiederum wie beim „Schandfleck" mit der Absicht, zugunsten der ursprünglich gedachten Fassung des Dramas einzuschreiten: doch der Tod des Dichters kam ihnen in den Weg. — Eine ästhetisch-kritische Würdigung Anzengrubers will S. Friedmann (Ludwig Anzengruber. Berlin, Herm. Seemanns Nachf. 1902. 199 S. M. 3,00) liefern. Viel Erspriessliches wird man aber über sein Buch nicht melden können. Es ist die gewöhnliche Manier: so viel Kapitel als Werke, in jedem aber wird der Inhalt nacherzählt und ein kurzes Raisonnement angehängt. Ein tieferes Eindringen in die künstlerischen Absichten, speziell in die Technik des Dichters, wird man vergeblich suchen. —

Von einer englischen Bearbeitung des Raimundschen „Alpenkönigs" und ihrer 1831 im Adelphi-Theater in London erfolgten Aufführung handelt ein Aufsatz von Arnold (6166). Als Uebersetzer wird Philip Henry Stanhope bezeichnet; für die Scene bearbeitet und gründlich verballhornt wurde aber das Stück von dem Schauspieler Buckstone. Interessant ist die von A. gebotene Zusammenstellung der Stimmen der englischen Kritik, die ihr Urteil mit ausserordentlicher Unbefangenheit abgab, ja den Dichter sogar mit Goethe verglich. — Kilian (6171) berichtet über eine Aufführung der „Gefesselten Phantasie" am Hoftheater zu Karlsruhe am 13. März 1898, zu der Felix Mottl die Musik des im Jahre 1820 im Theater an der Wien gegebenen Schubertschen Melodramas „Die Zauberharfe" auf das Raimundsche Stück übertragen hat. Die Partitur zeige ausserordentliche Uebereinstimmung mit den Situationen und Stimmungen in der „Gefesselten Phantasie"; wo sie versagte, wurden von Mottl einige andere Schubertsche Kompositionen zur Ergänzung herangezogen. —

Komorzynskis Monographie über Schikaneder (5801) wurde durch von Weilen ausführlich besprochen. Komorzynski stehe nicht kritisch über seinem Stoffe; in seiner Darstellung erscheine Schikaneder ganz isoliert, und dazu sei Schikaneder doch nicht Persönlichkeit genug. Die Anzeige bietet eine Fülle von Nachträgen und Berichtigungen. Insbesondere für Schikaneders Tätigkeit als Schauspieldirektor trägt v. W. viel Material nach. Er weist auf die Bestrebungen Friedels, Schikaneders Vorgängers am Freihaustheater, hin, um begreiflich zu machen, was Schikaneder aus der verkommenen Bühne gemacht hat. Er schildert Schikaneder als Schauspieler und bringt eine lange Reihe von dem Verfasser unbekannt gebliebenen, zeitgenössischen Stimmen über Schikaneders Tätigkeit sowohl im alten als im neuen Wiedener Theater bei. Er berichtet über Schikaneders Bewerbung um Leitung des Burgtheaters und teilt aus dem Archiv der Hoftheater-Intendanz die abschlägige Antwort Sonnleithners, datiert vom 13. Januar 1811, mit. Auch zu dem Kapitel über die „Zauberflöte" werden wichtige Nachträge geliefert. Für die Geschichte des Wiener Lokalstücks regt v. W. eingehende Arbeiten über Kringsteiner und über Hafner an. Einige Stücke von Schikaneder, die Komorzynski entgangen sind, werden genannt: 1. „Kapaunendieb" (ein Singspiel, 1783 durch die Gesellschaft Gensikes in Wien mit Schikaneder aufgeführt); 2. „Kasperl, das Vater-Söhnl oder Grosse Gesellschaft zwischen Laternbuben und Kästenbraterinnen, ein neues Lustspiel in 3 Aufzügen" (aufgeführt am Leopoldstädter-Theater am 13. Mai 1784); 3. „Der Hausteufel oder Kasperls neu errichtetes Caféhaus" (ebenda am 28. März 1785) und 4. die Oper „Aladins Wunderlampe" (im Wiedener Theater 1794). Walzel misst in seiner Anzeige einem Urteil Mariannens von Eybenberg aus dem Jahre 1803 über Schikaneders Tätigkeit als Opernregisseur grösseren Wert bei, als es Komorzynski tut, und weist auf neuere Litteratur über die Nachwirkungen der Zauberflöte in Goethes Dichtung hin. Bei Erörterung der einzelnen Bühnenstücke wäre statt der Inhaltsangaben ein Zusammenfassen gemeinsamer Züge am Platze gewesen. Devrient hebt das Gleiche hervor. An Schikaneders Werken interessiert es uns heute höchstens, in ihnen die Reste entlehnter früherer und die Keime späterer Dichtungstypen zu wittern. Er vermisst am Schlusse eine Zusammenstellung des Repertoires der Schikanederschen Bühne. —

Karl Schönherrs „Sonnwendtag" (6178) wurde von der Kritik mit Enthusiasmus begrüsst. Der grosse Schatten Anzengrubers wurde zum Vergleich heraufbeschworen. Er besitze vor Anzengruber und den Modernen „Stil", meint Morold (6177). Finder (6178) hingegen will betont wissen, dass Anzengruber ein Anfang gewesen, während Schönherr das Resultat einer Epoche darstellt. Er hebt die Sicherheit in der Komposition, die an Anzengruber gemahnt, und die ausserordentliche, dem Meister fremde Knappheit im Ausdruck hervor. — Gegen die bei der Aufführung im Burgtheater angeblich erfolgte Unterdrückung der stummen Schlussscene pro-

testieren Blumenthal (6174) sowohl wie Harden (6178). Mit dem Schluss verliere das Drama seinen tiefsten Sinn. R. Lothar (Wage 5, S. 289 f.) kritisiert den Ausgang des Dramas. Ein Stück dürfe nicht (!) mit der Niederlage beider Parteien enden. Er meint: „In dem Kampfe, der jedem Drama zugrunde liegt, ja, der des Dramas Wesen selbst ist, muss sich der Dichter für einen der Kämpfer entscheiden.“ Hier aber sei der Verfasser so unparteiisch, dass er sogar im naiven Theaterbesucher den Zweifel an seiner eigentlichen Gesinnung aufkommen lasse. —

Modernes Drama. Bahrs „Krampus“ definiert J. Hart (6184) als eine Kunstkenner-Komödie. Er gräbt die alte Kunst aus als Geist des ewig Gestrigen und spottet ihrer als Geist des ewig Heutigen. Der Witz dieses Lustspiels ist eben diese ironische Verspottung: das Gelächter der Form über den Inhalt. — In Hamburg wurde „Der Krampus“ — wie Paul Raché (Tag N. 27) mitteilt — unter dem Titel „Der Herr Hofrat“ aufgeführt. — Bei Dörmanns (6186) „Ledigen Leuten“ wird Heilborn daran gemahnt, dass Schnitzler ein echter Künstler ist. — Ueber ein „verstossenes“ Drama, Langmanns „Herzmarke“, berichtet enthusiastisch Herzl (6189). Es sei mit Björnsons „Ueber unsere Kraft“ verwandt und von ihm angeregt; aber es stehe fester auf der Erde als Björnsons Drama. Auch Klaar (6188) findet, das Stück weise „mit beiden Händen“ auf Björnsons Doppeldrama hin, wie eine mit kühner Rivalität gemischte Nachahmung; der nordische Einfluss sei so stark, dass er sogar die Sprache Langmanns mitbeherrsche. Es ist, meint K., ein dramatisierter Roman von unzähligen Kapiteln, in welchem ein Wust von inneren und äusseren, von weltlichen und litterarischen Erlebnissen aufgehäuft ist. Das Ganze verwirrt durch das Chaos von Geschicken und Konflikten, die darin angesammelt sind. — In seiner Besprechung der „Lebendigen Stunden“ von Schnitzler (6196) stellt Zieler den Wiener Dichter in Gegensatz zu Hauptmann. Ihm sei immer das Herausarbeiten einer Idee, eines Problems, einer These der stärkste Antrieb zum Schaffen; die anschauliche Wiedergabe der Wirklichkeit habe für ihn nur als Mittel zum Zweck Bedeutung. Harden wird bei dem Thema der „Lebendigen Stunden“ an einen polemischen Aufsatz Zolas gegen Cassagnac gemahnt: „L'encre et le sang“. Und bei dem „Satyrspiel“ „Litteratur“ erinnert Harden an Courtelines „Boubouroche“. Kerr nennt die vier Einakter mehr anekdotisch als beseelt, während Heilborn und Franzos die gute Gestaltungskraft des Dichters doch in den beiden letzten Stücken des Zyklus wiederfinden. — Ein Aufsatz von J. Fränkel (NZürcherZg. 1901, N. 361/2) analysiert den „Schleier der Beatrice“. —

Frauendichtung. In den Nekrologen für Antonie Baumberg (6198-6202), die aus Verzweiflung über den Misserfolg ihres letzten Dramas sich das Leben genommen, wird das ehrliche Streben der Dichterin allgemein anerkannt und der Fall als typisch für die Trostlosigkeit unserer Theaterverhältnisse hingestellt. — Streng urteilt J. Hart über Ernst Rosmers „Mutter Maria“ (6206). Aus zwölf Zeilen eines Volksliedes habe die Dichterin eine dramatische Abhandlung von zwei- bis dreitausend Versen gemacht. Das Drama sei nicht die Frucht eines künstlerischen Könnens, sondern der Kunstbegeisterung und Kunstschwärmerei. Alle möglichen Märchen und Mythen gehen der Dichterin durch den Kopf und sie wisse nichts mit ihnen anzufangen, weil sie selber keine klare und geordnete Weltanschauung habe. —

Von den Sammel-Rezensionen seien die Aufsätze von Burckhard (6207) hervorgehoben, weil sie immerhin einen Ueberblick über die dramatische Produktion der Saison 1900—01 bieten und eine grosse Anzahl von Dramen ihrem Inhalte nach skizzieren. —

Dramaturgisches. Foth (6247) will uns in Anlehnung an Richard Wagner eine Theorie des Dramas der Zukunft, für das er das Wort „Volldrama“ prägt, geben. Der vorliegende Band setzt sich mit den Prinzipien der Poetik in ihrer Beziehung auf das Drama auseinander. Ganz willkürlich ist das Drama bisher dem Epos und der Lyrik beigesellt worden: es bildet vielmehr eine besondere Kunstgattung, die der Poesie sowohl wie den anderen Kunstgattungen selbständig gegenübertritt. Von diesem Standpunkt aus wird Scherers Ausspruch, ein nicht aufgeführtes Drama sei nur das Fragment eines Kunstwerkes, aufgenommen und verschärft. Ein Lesedrama ist ein Unding, eine verdorbene epische Dichtung. Das Drama in seiner höchsten Vollendung ist ein Gesamtkunstwerk, dem sich alle anderen Künste als Teilkünste unterordnen. Auf dem Wege zu diesem „Volldrama“ bildet Bayreuth bloss einen Schritt. — In seiner Besprechung von C. Weitbrechts „Deutschem Drama“ (6248) findet Zeiss Weitbrechts Definition, die nur ein „Willensdrama“ gelten lässt, eng und einseitig; überdies ist sie nicht neu: es ist die Schellingsche Formel, in den Vorlesungen über Philosophie und Kunst niedergelegt. Das Buch biete im ganzen wie im einzelnen nur Enttäuschung. — Gegen Berendt (6250a) hebt Komorzynski hervor, wie tief Wagnersche Stoffe in der Romantik wurzeln;

er weist insbesondere durch Anführung von Parallelen die Verwandtschaft des „Tannhäuser“ mit der „Genoveva“ von Tieck nach. Wagner ist gelungen, was die romantische Schule erstrebt, aber nicht verwirklicht hat: das Drama auf durchaus nationaler Grundlage. — Des Avonianus (6251) „Dramatische Handwerkslehre“ ist als Robert Hessens Werk in zweiter Auflage erschienen, die gegenüber der ersten einige Aenderungen aufweist. So hat im fünften Kapitel („Vier Griffe“) der „Rosenmontag“ den „Herrn Senator“ verdrängt; im Kapitel XIV ist S. 205f. eine Betrachtung über Bahrs „Tschaperl“ hinzugekommen; als Kapitel XV und XVI figurieren jetzt zwei Aufsätze aus Spemanns goldenem Buch der Weltlitteratur: „Der Humor“ und „Der Dialog“; dagegen wurden aus der alten Auflage die Kapitel XVIII („Die heutige Krisis“) und XX („Shakespeare und der freie Wille“) fortgelassen. Das Buch wurde von M. Lorenz (PrJbb. 109, S. 164/9) besprochen, dessen Einwände sich insbesondere gegen Hessens Glauben an ewige und unabänderliche Gesetze des Dramas und an eine alleinseligmachende, das ist die Shakespearesche, Form richten. — R. M. Meyers Anzeige des vierten Bandes von Bulthaupts „Dramaturgie des Schauspiels“ (6253) betont, wie ungerecht vielfach Bulthaupts Angriffe auf die Modernen sind, und zählt eine Reihe „kleiner Gefälligkeiten gegen ein oberflächliches Publikum“ auf, die das Buch nicht eben schmücken. —

Von den Essaysammlungen seien Bahrs (6254) Theaterkritiken aus den Jahren 1900 und 1901 auch an dieser Stelle registriert. —

Das Theater. Auf die dramatische Kunst, so führt Lorenz (6258) aus, haben der politische und wirtschaftliche Aufschwung der letzten Dezennien keinen Einfluss geübt, wohl aber auf die theatralische Industrie. Der Theaterschriftsteller hat eine ungeheure soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung, denn von seiner Produktion leben Tausende von Menschen. Ihm selbst kommt aber diese Bedeutung nicht direkt zum Bewusstsein: er lebt in einer Welt vollkommenster Illusionen. Den modernen Theaterschriftstellern fehlen die Musse und die selbstlose Hingabe zur Erwerbung einer höheren geistigen Bildung, und so bleiben sie denn ausserhalb des Theatergeschäftes ohne jegliche Bedeutung. Die Psychologie des modernen Theatermannes gleicht der des modernen Börsenmannes. — Gegen die Ueberschätzung des Theaters wendet sich eine Schrift von Fried (6267). Die Zeiten, da die Schaubühne für das Volkstum, für die Erziehung des Volkes von Bedeutung war, sind vorüber. Sie ist heute ein rein geschäftliches Unternehmen geworden. Mit der Kunst hat sie nichts gemein: indem das Theater Selbstzweck wurde, hat es die Kunst verdrängt und erstickt. Den breiten Massen des Volkes ist das Theater geschlossen, aber auch die geistigen Führer des Volkes stehen ihm fern. Auf Grund einer Enquête wird nachgewiesen, wie wenig Interesse Dichter wie Raabe, Heyse usw. dem Theater entgegenbringen. Das Theater dient heute also in erster Reihe den gesellschaftlichen Bedürfnissen einer gut situierten sozialen Schicht, bei der sich der Besuch des Theaters zu einer Art Sport herausgebildet hat. Dass bei diesem Theatersport von Kunstgenuss nur wenig die Rede sein kann, wird an der Hand der statistischen Daten des „Deutschen Bühnenspielplans 1899—1900“ nachgewiesen, wonach Blumenthal in jenem Spieljahre mit fünf Stücken 1738 Mal aufgeführt wurde, während Goethe mit ebenfalls nur fünf Stücken 232 Mal zu Worte kam und von Ibsen, der ja in der Mode ist, nur drei Stücke und nur 100 Mal gespielt wurden. Trotzdem spielt das Interesse für das Theater, durch die Presse genährt, eine grosse Rolle in unserem täglichen Leben. In diesem „Theaterdusel“ erblickt der Verfasser eine grosse Gefahr für unsere Kulturentwicklung, indem dadurch Kräfte verloren gehen, die sich an ernster Arbeit betätigen könnten. An Stelle dieser überlebten Kunstform soll soziale Arbeit, „gelebte Kunst“ treten. — Auch Schreyer (6272) konstatiert den Niedergang der heutigen Bühne, insbesondere den Mangel an lebendiger Beziehung zwischen den Gebildeten und dem Theater. Hier könne nur der Staat Abhilfe schaffen durch Errichtung von Musterbühnen bei niedrigen Eintrittspreisen, die ihren Wirkungskreis durch Gastspielreisen auch auf die Provinz erstrecken müssten. —

Die Errichtung einer staatlichen Theaterschule in Wien nach dem Muster des Pariser Konservatoriums wünscht Altmann (6286); eine besondere Abteilung soll die Aufgabe haben, Regisseure schulmässig heranzubilden. Er gibt eine Uebersicht der seit Ekhofs Schauspieler-Akademie unternommenen Versuche, Schauspielerschulen von Staatswegen zu gründen. — Gregori (6287) regt die Herausgabe einer Bibliothek der vornehmsten Bühnenwerke an, die neben dem Text das Litterarhistorische mit dem Dramaturgisch-Praktischen vereinigen soll. —

Gattungen des Dramas. Im Anschluss an ein Preisausschreiben der „Bühne und Welt“ für einaktige Dramen untersucht Witkowski (6288) das Wesen des Einakters. Bis vor einiger Zeit war die knappe Form des Einakters fast ausschliesslich der heiteren Gattung vorbehalten; das Trauerspiel blieb von ihr aus-

geschlossen. Jetzt kommen ernste Schauspiele und Tragödien in einem Akt auf. Verfasser mustert die Vorläufer des tragischen Einakters: Lessings „Philotas", „Semele", „Geschwister", K. Ph. Moritz' „Blunt oder der Gast", Werners „Vierundzwanzigster Februar", der den Höhepunkt bildet, Körners „Sühne", Müllners „29. Februar", Houwalds „Heimkehr". Als Nachzügler der Romantik schliessen sich Heines „William Ratcliff" und „Almansor" an. Weiter kommen in Betracht: M. Beers „Paria", der einen grossen Bühnenerfolg hatte, und Hebbels „Trauerspiel in Sizilien". Heyse verfasst als erster eine grössere Reihe von Einaktern („Kleine Dramen", 3 Bände). Ihm folgen: Lingg, Bulthaupt, Adler und Weigand. Aber sie alle haben das Gemeinsame, dass sie einen vollständigen Schicksalsverlauf bieten; von den grösseren Dramen unterscheiden sie sich nur durch ihren Umfang, bilden also eigentlich keine besondere Gattung. Erst mit dem Aufkommen des Naturalismus und des Milieustücks begnügt man sich damit, im Einakter bloss einen Ausschnitt des äusseren Lebens zu geben, und verzichtet auf eine geschlossene Handlung. Am meisten Erfolg haben jene Dramen, die sich noch an die ältere Gattung anschliessen und eine starke Handlung in einem sorgsam gezeichneten Milieu bieten. Die Blüte des ernsten Einakters ist eine Uebergangserscheinung. — Auf die altisländischen Sogur als eine unerschöpfliche stoffliche Fundgrube für historische Tragödien weist Riemann (**6292**) hin. —

Dramatische Preise. Die Zuerkennung des Grillparzer-Preises an Hartleben für den „Rosenmontag" kritisiert Bahr (**6304**). Der Preis hätte Schnitzler zuerkannt werden sollen, die Gustl-Affäre stand aber dem im Wege. Und Hartleben habe sich den Preis eigentlich nur dadurch verdient, dass er nicht der österreichischen Armee angehört. — In Angelegenheit des Schiller-Preises (JBL. 1901 IV 4:587) ergriff Wildenbruch (**6306**) abermals das Wort. Er betont, dass der Schillerpreis von Wilhelm I. aus dessen Privat-Schatulle gestiftet worden sei, und demnach eine von den Königen von Preussen dargebrachte persönliche Freigebigkeit bedeute. Unter Wilhelm I. nahm die eingesetzte Kommission immer mehr den Charakter einer staatlichen Behörde an, während die Persönlichkeit des Königs ganz zurücktrat. Wilhelm II. machte dann seine Rechte geltend. Er hat aber, wie W. ausführt, seine persönlichen Entscheidungen nie anders als in der Art eintreten lassen, dass er die ihm missliebigen Vorschläge verwarf. Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und der Kommission trat zum erstenmal bei Fuldas „Talisman" zutage. Der Vorschlag war eine Taktlosigkeit seitens der Kommission. Der Kaiser trat dann den späteren Vorschlägen mit Misstrauen entgegen. Nach den neuen Statuten soll nun die Kommission alle sechs Jahre die dramatische Produktion der letzten zwölf Jahre in Betracht ziehen. Eine sachliche und ernsthafte Durchforschung der Produktion eines so langen Zeitraumes ist aber für die Preisrichter unmöglich. W. erhebt daher seine Stimme, um die neue Bestimmung rückgängig zu machen, die Konsequenzen nach sich ziehen würde, die ihm als ein nationales Unglück erscheinen. —

Kritik. Gegen die Verrohung in der Theaterkritik protestierte Sudermann (**6314**) in einer Reihe von Aufsätzen, an die sich eine weitläufige Polemik in der gesamten deutschen Presse anschloss. Die durch Sudermann am heftigsten angegriffenen Kritiker Harden (**6316a**) und Kerr (**6317**) antworteten in besonderen Broschüren: Kerr, indem er alle seine früheren Kritiken der Dramen von Sudermann zu einem „Vademecum" sammelte (**6318**). Engel (**6316**) erinnerte daran, dass die Kritik sich immer, solange es eine Kunst gibt, in den extremsten Formen äusserte. Scherz und Spott, als Ausstrahlungen eines Temperaments, müssen dem Kritiker erlaubt sein. Im ganzen verlief die Debatte recht unfruchtbar und hatte wohl nur das eine erfreuliche Ergebnis, dass sie Hardens Entgegnung hervorrief, die als eine bedeutende und von künstlerischem Elan getragene Kundgebung eines grossen Kritikers über seine Zeit, über das Theater, die Theaterschriftstellerei und die Kritik einen bleibenden Wert besitzt. —

Schauspielkunst. Mit der von der Darmstädter Künstlerkolonie geplanten idealistischen Musterbühne beschäftigt sich J. Hart (**6340**). Es soll nach Peter Behrens' Mitteilungen eine neue Bühnenkunst geschaffen werden, die in bewussten Gegensatz zu dem naturalistischen Stil tritt. Die Scene soll durchwegs reformiert werden: die Kulissen und Prospekte sollen verschwinden und die festen Wände, dem Geist der Dichtung entsprechend, rein dekorativ abgestimmt werden. Aehnlich soll auch die Schauspielkunst ein idealisch-typisierendes Gepräge annehmen und einen neuen Darstellungsstil schaffen. Hart macht darauf aufmerksam, wie nah verwandt dieser Darmstädter Stil mit dem Weimarschen sei, und dass das geplante Arrangement der Bühne eigentlich an die Traditionen der italienischen Hoftheater des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts anknüpfe. Er hebt aber auch hervor, dass diese Kunst ebenso einseitig und eng bleibt, wie die naturalistische es war und ist. Für die Aufführung Shakespearescher Dramen reicht sie nicht aus.

— Die Grenzen des Anteils des Schauspielers an einem Bühnenkunstwerk sucht Gregori (6347) zu bestimmen. Bei einem wirklichen Kunstwerke steht der Anteil des Schauspielers von vornherein fest: er hat sich dem Dichter unterzuordnen. Bei Stücken zweiten und geringeren Grades hingegen muss man den Darsteller von seiner Rolle trennen: der Schauspieler darf hier über die handwerkliche Unterlage hinausgehen, sein Anteil am Erfolge ist in diesen Fällen meist ein entschieden grösserer als der des Dichters. — Ein Lehrbuch der schauspielerischen Technik hat Joh. Scholtze (Berlin, S. Mode. 191 S. M. 2,00) herausgegeben. Die einzelnen Kapitel beschäftigen sich mit: I. Redekunst und Vortragslehre, II. Mimik, III. Schminken, Perücken und Bärten, IV. Regieführung und Winken für Dilettantenbühnen. —

Regie. Eine Studie von Hagemann (6358) charakterisiert die verschiedenen Phasen, die die Vorbereitungen zur Darstellung eines Bühnenwerkes auf der Scene durchmachen. Er unterscheidet: Textregie und Rahmenregie. Für jene war Laube ein Vorbild, für diese insbesondere Dingelstedt. Die Hauptaufgabe des modernen Regisseurs liegt in der Rahmenregie, in stimmungsvoller Abtönung der Umwelt auf der Bühne. — Lee (6368) tadelt, dass das Bühnenbild ganz allein dem Regisseur unterstellt wird. Der erste Direktor, der zu seinen Inscenierungen einen Maler heranzog, war Paul Lindau. —

Theaterzettel. Hagemann (6373) studiert die „Vorgeschichte des Theaterzettels" im geistlichen Schauspiel des Mittelalters, während Weisstein (6374) in seiner Skizze einer „Geschichte des Theaterzettels" bis auf das Altertum zurückgeht. Bei den Römern finden wir neben den gesprochenen Prologen auch direkte Theaterankündigungen in Form von Inschriften, wie sie sich in Pompeji erhalten haben. Für das Mittelalter wird nach Hagemann die geschriebene Ankündigung einer Hamburger Passionsaufführung mitgeteilt, ausserdem (in Faksimile) der erste gedruckte deutsche Theaterzettel aus Rostock. Die Personenbezeichnung geschah bald durch den aufrufenden Prolog, bald durch ein äusserliches (auch geschriebenes) Kennzeichen, vor allem aber durch Selbsteinführung. Im Zeitalter der Haupt- und Staatsaktionen kommt der gedruckte Theaterzettel mit Angabe des Inhalts und übersichtlicher Darstellung der Handlung auf. Zur Illustration werden angeführt u. a. ein Zettel Eckenbergs und ein Faustzettel der Neuberin. In dem einzigen erhaltenen Zettel Seylers aus seiner späteren Zeit in Leipzig werden zum erstenmal die Personen der Darsteller genannt. Zum Abdruck gelangen ferner: der Zettel der ersten Berliner Hamlet-Aufführung mit Brockmann als Hamlet, ein Zettel des Kniggeschen Liebhabertheaters, in Faksimile-Reproduktion der Zettel der ersten Aufführung des „Don Juan" in Deutschland, ein von der Wiener Zensur bearbeiteter Zettel einer Räuberaufführung mit Raimund als Franz Moor und schliesslich eine moderne amerikanische Ankündigung des Tell. — Ueber allerlei Unsitte bei der Redaktion der Theaterzettel berichtet aus der Praxis der Gegenwart Kilian (6375) und wünscht Abschaffung einer Reihe von Uebelständen. —

Die Unvollständigkeit der statistischen Zusammenstellungen des deutschen Bühnenspielplans tadelt Stümcke (6391). Im Jahre 1901 waren 163 deutsche, 51 österreichische und 13 Schweizer Bühnen gar nicht aufgenommen. Viele kleinere Bühnen wollen eben ihr Repertoire nicht preisgeben, um keine Tantiemen zahlen zu müssen; sorgfältige Ueberwachung erscheint deshalb angezeigt. —

Theatergeschichte: Allgemeines. Schmids (6398) „Chronologie des deutschen Theaters" hat im Auftrag der im Berichtsjahr gegründeten „Gesellschaft für Theatergeschichte" Legband nach der Originalausgabe 1775 neu herausgegeben mit einem Kommentar, der den Angaben Schmids nachgeht und von Fall zu Fall berichtigt. Dem Neudruck ist eine biographische Skizze des Verfassers aus der Feder des Herausgebers vorausgeschickt, der gegenüber der Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie über Schmid überholt erscheint. — Den ersten Jahrgang einer „Deutschen Thalia" hat F. A. Mayer (6399) herausgegeben. Das Unternehmen soll ein auf wissenschaftlicher Grundlage ruhendes Organ für die gesamten Interessen des Theaters sein. Der vorliegende Band enthält: im ersten Kapitel geschichtliche Beiträge, im zweiten einen kritischen Jahresbericht über die deutschen Bühnen (6404) sowie Briefe über das Theater des Auslands, im dritten Aufsätze aus der Praxis der Bühne, im vierten Nekrologe und im fünften Kapitel eine Bibliographie der Litteratur des Theaters im Jahre 1901 von Jellinek (6407). Das zweite Kapitel ist dasjenige, das am meisten aktuelles Interesse bietet. Die einzelnen Beiträge sind ungleichmässig und nicht nach einem gemeinsamen Plan verfasst, halten sich aber im ganzen auf einer gewissen Höhe — mit Ausnahme des Beitrags, den der Herausgeber über Publikum und Kritik in Wien beigesteuert hat und der sich in Schmähungen sowie in recht pöbelhaften Angriffen ergeht, wie man sie in einem wissenschaftlichen Organ sonst nicht findet. In seiner Einleitung zu diesem Kapitel umschreibt Köster (6404) das Programm der kritischen Jahresberichte. Sie sollen das Material zu grossen sachlichen

Auseinandersetzungen über die Grundfragen, Aussichten und Schäden dramatischer Kunst bieten. Die Entwicklung des neuen Stils im Drama, wie er sich jetzt vorbereite, soll verfolgt werden, weiterhin sollen die scenische Darstellung und das Verhalten des Publikums betrachtet werden; vor allem aber ist eine Revision der Kritik nötig. — Diesen Gedanken greift Burckhard (6313) in einem polemischen Artikel gegen die „Deutsche Thalia" auf. Eine höhere Instanz gibt es in der Kritik nicht. Es ist Anmassung, eine solche Revisionsinstanz zu verkünden. Es ist aber auch fraglich, ob Germanisten und Philologen eo ipso die Berufenen seien, um Theaterkritik auszuüben. Von den Fehlern, die der Herausgeber an der Tageskritik rügt, wie Oberflächlichkeit und Illoyalität, seien auch die Gelehrten nicht frei. Zur Begründung dieses Vorwurfs führt Burckhard Rudolf Fischers Repertoirestudie „Shakespeare und das Burgtheater" (JBL. 1901 IV 4 : 737) an, die aus statistischen Daten irrige Schlüsse in bezug auf die Direktion Burckhards zieht. Auch ein Versehen von Weilens in der Deutschen Dramaturgie wird als Beweis hingestellt. Und das wiederholt sich auch in der „Deutschen Thalia". In dem Referate über das Burgtheater, für das sein Verfasser, E. Horner, die Verantwortung abgelehnt hat (s. die Erklärung im LE. 4, S. 1300), wimmelt es von Entstellungen und Lügen zu ungunsten Burckhards. An der Hand von Ziffern der „Jahrbücher des Hofburgtheaters" zeigt Burckhard, dass unter seiner Direktion das jährliche Repertoire auf eine Höhe gestiegen ist, die es seit Dingelstedt nicht mehr erreicht hatte; unter Schlenther sank dann das Repertoire wieder. — Auch M. Lorenz (PrJbb. 109, S. 343/9) kritisiert die „Deutsche Thalia". Er findet den Gedanken eines solchen Jahrbuchs fruchtbar, in der vorliegenden Form lasse aber das Jahrbuch so gut wie alles zu wünschen übrig. Es besteht eine auffallende Inkongruenz der einzelnen Partien zueinander, zudem weist das gebotene Tatsachenmaterial starke Lücken auf. Dresden, Hamburg und Frankfurt a/M., die gerade wegen der Tendenz ihrer Theater, sich von Berlin zu emanzipieren, bedeutsam sind, sind nicht berücksichtigt. Es fehlen die in Kösters Programm erwähnten sachlichen Auseinandersetzungen über die Grundfragen des Theaterlebens. Die Berichte sind zum grossen Teil durch starke Subjektivität und Parteinahme des Urteils getrübt. Schliesslich warnt Lorenz davor, die Bedeutung des Theaters in unserer Zeit zu überschätzen. —

Einzelne Städte und Gegenden. Von den materiellen Erfolgen des vor zehn Jahren in Berlin gegründeten Schillertheaters ist J. Hart (6417a) nicht begeistert. Es hat wohl billige Eintrittspreise eingeführt, aber von den höheren geistigen Bestrebungen, die in der Volkskunstbewegung bei Begründung dieser Bühne zutage traten, hat das Schillertheater nichts verwirklichen können: es ist ein gutes Geschäft geworden. Das Problem wäre erst dann gelöst, wenn man für geringes Geld allem Volk die höchste und vollkommenste Kunst zugänglich machen könnte. — Das Fiasko der von Angelo Neumann in Berlin veranstalteten Meisterspiele wurde von allen Seiten festgestellt. Nach Harden (6419) waren sie eine gewöhnliche Finanzspekulation und boten Leistungen, die nicht einmal an die mittelmässigen Alltagsleistungen des Berliner Hofschauspielhauses heranreichten. Keine Stileinheit gab es. Von Kunstwert könne keine Rede sein. Im ganzen: ein Gesamtgastspiel deutscher Provinzkeans unter Mitwirkung Sonnenthals, Baumeisters und der Medelsky. — Kopps Buch über Klingemanns Bühnenleitung in Braunschweig begrüsst Devrient (6426) als eine Bereicherung der Theatergeschichte. Er weist darauf hin, dass Ed. Devrient Klingemanns theoretische Schriften gekannt habe und in seiner eigenen Kunstanschauung mit ihm übereinstimmte; er stand auch in engen Beziehungen zu Heinrich Marr und darf somit wohl als die Brücke betrachtet werden, die von Klingemann zu den Meiningern, die ja unter Devrients Einflusse standen, überleitet. — Elisabeth Mentzels (6428-29) Publikationen über das alte Frankfurter Schauspielhaus waren mir leider nicht erreichbar. — Die Geschichte des Wiener Hofburgtheaters setzt an Stelle des verstorbenen Oskar Teuber von Weilen (6442; vgl. 5804) fort. Er behandelt in den vorliegenden Heften: 1. Peter von Brauns erste Direktionsjahre (1790—97), die Zeit des Tiefstandes der Hofbühne, der ausschlaggebenden Herrschaft der Zensur, und 2. die kurzwährende Tätigkeit Kotzebues, der 1798 nach Alxingers Abschied als „Theatersekretär" berufen ward, um schon nach einem Jahre, nachdem er ziemlich energisch in die Geschäfte eingegriffen und sich mit den Schauspielern verfeindet hatte, zurückzutreten. — Schöne (6443) erzählt von seinem Eintritt ins Burgtheater und gibt Charakteristiken von Laube, der Haizinger, Heinrich Anschütz, Karl Laroche, Karl Fichtner und Ludwig Löwe. — Ein anonymer Aufsatz des „Wiener Theateralmanachs" skizziert die Geschichte des hundertjährigen Bestehens des Theaters an der Wien (6450). Am 13. Juni 1801 wurde das Theater von Schikaneder mit einem Vorspiel „Thespis' Traum" und der Oper „Alexander" eröffnet. Bäuerles Bericht über die Vorstellung wird herangezogen. Schon ein Jahr nach der Eröffnung überlässt Schikaneder das Theater seinem Kompagnon Bartholomäus Zitterbarth. 1804 geht es käuflich an den Frhrn. von Braun über, den Pächter der

Hoftheater. In der Epoche Palffy (1807—26) weist das Theater seine grössten künstlerischen Erfolge auf, insbesondere auch dadurch, dass mit Palffys Uebernahme der Leitung der beiden Hoftheater (1814) die Mitglieder derselben zur Mitwirkung herangezogen werden. Der grosse Luxus in der Ausstattung erschüttert aber allmählich die finanzielle Grundlage des Grafen so weit, dass er im Jahre 1820 das Theater als Haupttreffer in einer Lotterie ausspielen lässt. Von 1827 bis 1845 steht Carl von Bernbrunn (Carl Carl) an der Spitze des Theaters, das er mit dem Leopoldstädter Theater vereinigt; er gewinnt Nestroy und die Krones. Nach ihm kommt die Familie Pokorny ans Ruder, dann seit 1862 Friedrich Strampfer, in dessen Ensemble sich unter anderen Mitterwurzer, die Gallmeyer und die Geistinger befinden. Unter der Direktion Max Steiners und der Geistinger tritt „Der Pfarrer von Kirchfeld" von Anzengruber zuerst ans Licht. Nachdem die Geistinger die Direktion niedergelegt, bleibt Max Steiner der alleinige Leiter bis 1880, wo sein Sohn zum Nachfolger wird. 1884 wird Alexandrine von Schönerer die Eigentümerin, die sich mit Franz Jauner associiert und die Direktionsführung dem Operettenlibrettisten F. Zell überträgt; ihm zur Seite tritt Girardi. Das Theater widmet sich nun fast ausschliesslich der Operette. 1900—1901 fällt die kurze Episode Langkammer, hierauf übernehmen die Leitung Wilhelm Karczag und Georg Lang. —

Theaterleute: 18. Jahrhundert. Elisabeth Mentzel (**6461**) gibt eine Studie über Madame Fiala, eine der Hauptzierden der Grossmannschen Gesellschaft und mit der Frau Rat Goethe befreundet. 1777 tritt sie mit der Seylerschen Truppe zum erstenmal in Frankfurt a. M. auf und erntet viel Beifall als Emilia Galotti. Von kurzen Unterbrechungen abgesehen, bleibt sie bis 1784 bei der Kurkölnischen Gesellschaft in Bonn, nimmt dann an den Wanderfahrten der Truppe unter Grossmanns Leitung teil und glänzt vorzüglich in jugendlich-tragischen Rollen, wie Agnes Bernauerin, Julia, Marie in „Clavigo", Minna von Barnhelm usw. 1786 tritt sie in Frankfurt als Adelheid im „Götz" auf. Bis 1792 ist sie Mitglied der Mainz-Frankfurter Bühne und folgt hierauf, nachdem das Frankfurter Theater von der Mainzer Bühne losgelöst worden, dem inzwischen nach Bremen verschlagenen Grossmann. 1799 finden wir sie in Hamburg. Eine Reihe von unbekannten Briefen der Fiala, Grossmanns und Doebbelins ist in die aufschlussreiche Arbeit eingestreut. — Ebstein (**6464**) teilt acht Briefe von Elise Hahn (Bürgers Schwabenmädchen) an den Grafen Soden mit. Sie beziehen sich zum Teil auf Elise Hahns Mitarbeitschaft an Sodens „Damen-Zeitung", zum Teil auf ihre Gastspiele auf Sodens Bühnen in Würzburg und Bamberg. —

19. Jahrhundert. Baumeisters fünfzigjähriges Burgtheater-Jubiläum gab Anlass zu mehrfacher Würdigung des Künstlers. Schlenther (**6478**) veröffentlichte eine statistische Zusammenstellung aller von Baumeister in den Jahren 1852 bis 1902 am Burgtheater gespielten Rollen und teilte auch die wichtigsten Urteile von Bäuerle bis auf Erich Schmidt, Speidel und Schlenther selbst mit. — Eine treffliche Charakteristik lieferte Lothar (**6477**). Baumeister ist keine Proteus-Natur. Er ist der Typus des Schauspielers, der immer und unter allen Umständen er selbst bleibt und dessen grosse Kunst darin besteht, mit dieser seiner eigenen Persönlichkeit dem Dichter zu dienen. Er ist ein Künstler der Ruhe und des Behagens und sparsam mit der Geste. Nie war ein grosser Schauspieler vom Virtuosentum weiter entfernt als er. Er hat im Burgtheater an 500 Rollen gespielt, aber die Rollen, in denen er gross gewesen ist, lassen sich an den Fingern der Hand herzählen: Der Richter von Zalamea, Götz, Falstaff, Der Erbförster. In diesen paar Rollen war er aber grösser als irgendein Schauspieler des letzten halben Jahrhunderts. — Seidl (**6484**) gibt Erinnerungen aus der Jugendzeit Ferdinand Bonns zum besten und erzählt unter anderem von einem dramatischen Erstlingswerk des Gymnasiasten Bonn, einem historischen Lustspiel „Tilli", das am Wilhelms-Gymnasium in München aufgeführt wurde, wobei der Verfasser auch als Schauspieler debütierte. — Den Briefwechsel zwischen Deinhardstein und Goethe hat Sauer (**6486a**) im ersten Bande von „Goethe und Oesterreich" veröffentlicht. 1828 schreibt Goethe einen Prolog für die Aufführung von Deinhardsteins „Hans Sachs" in Berlin und tritt hierauf 1830 in nähere Verbindung mit dem Verfasser, dem inzwischen von Metternich die Redaktion der „Jahrbücher der Litteratur" übertragen worden ist. Goethe liefert eine Besprechung von W. Zahns Pompeji-Werk. Im Sommer dieses Jahres kommt Deinhardstein nach Weimar und findet glänzende Aufnahme. Der letzte Brief ist vom folgenden Jahre. — Hanstein (**6489**) publiziert Briefe Eduard Devrients an Albert Lindner aus den Jahren 1864—66. Devrient hat den unbekannten Dichter entdeckt, dessen Tragödie „Brutus und Collatinus" in Karlsruhe am 11. Mai 1865 mit Erfolg aufgeführt und ihm dann als Hebbels Nachfolger den Schiller-Preis verschafft. Die Briefe bilden zugleich eine Ergänzung zu Hansteins Lindner-Biographie. — Drei Briefe Laubes an Karl Devrient publiziert Zincke (**6506**). Sie rühren aus

Laubes Leipziger Zeit her. Der erste, vom 11. März 1842, wendet sich an Karl Devrient wegen Aufführung der „Monaldeschi" in Hannover, die beiden anderen, vom 15. September und 6. November 1846, beziehen sich auf die „Karlsschüler", die der damalige Intendant von Hannover zurückgewiesen hat und die Laube dennoch durch Devrients Vermittlung in Hannover auf die Scene zu bringen hofft. Z. macht zum Schluss Mitteilung über ein Engagementsgesuch Karl Devrients an die Wiener Burg, nachdem Laube Direktor geworden war. Das Angebot wurde aber von Laube mit Rücksicht auf Devrients hohes Alter zurückgewiesen. — Einen späteren Brief Laubes, vom 18. Januar 1848, hat die Wiener „Zeit" publiziert (6507). Laube bietet darin dem Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters, Baron Gall, seinen „Prinz Friedrich" an. — Den verstorbenen Intendanturdirektor der Königl. Schauspiele zu Berlin, Henry Pierson, charakterisiert Schönhoff (6515) als einen findigen Defizittilger, der sich zu ducken verstand. Er war künstlerisch ein Liebhaber, dem Wesen nach Utilitarier. Auf Experimente sich einzulassen, war nicht seine Art: nur dort versuchte er es auch mit dem Neuen, wo kein Risiko im Spiel war. —

Fremdsprachliche Schauspieler in Deutschland. An Sarah Bernhardt bewundert H. Hart (6533) die Kunst, sich selbst rekapitulieren zu können. Es gibt in ihrem Spiel der Kameliendame manchen Zug, den man nur ersinnt, wenn man zum erstenmal sich an die Rolle macht. Alles an ihr hat musikalischen Rhythmus. Sie geht durchaus auf harmonische Wirkungen aus, nicht auf naturalistische. Schönhoff (6536) hebt die virtuose Sicherheit im Arrangement hervor, die aber mehr als äussere Kultur denn als natürliche Würde erscheint. — Coquelin wird von Kerr (6542) charakterisiert. Er ist ein Sprecher ersten Ranges, aber er ist mehr ein Unterhalter als ein Gestalter, mehr der Schöpfer eines Bildes und einer Stimmwirkung als der Schöpfer eines Menschen. Ein Komödiant, der uns Neues kaum, Innerliches gar nicht zu sagen hat. Doch versteht er sein Handwerk auf eine Art, die an Genialität streift. In dem Fach epigrammatischer Wirkungen ist er unerreicht. H. Hart (6540) vermisst an ihm wirklichen Humor. Er ist nur Komiker: ein höchst verfeinerter, höchst kultivierter Hanswurst, aber doch Hanswurst. — An der Kunst der Japaner, die in Wolzogens „Buntem Theater" auftraten, betont J. Hart (6554) die Keime der Zukunft, die in ihr liegen. Sie ist alles andere, nur nicht naive, jugendliche Kunst; sie atmet vielmehr den Hauch einer höchstentwickelten ästhetisch-sinnlichen Kultur. Und die Beweglichkeit des Körpers geht bei den japanischen Schauspielern so weit, dass sie des Wortes des Dichters nicht mehr bedürfen. Poppenberg (6557) erblickt das Wesentliche der Kunst Sada Yaccos darin, dass sie den Ausdruck eines Affekts mit suggestiver Kraft des Moments festhält. Also nicht Charakteristik einer Gestalt, sondern mimische Reproduktion eines Gefühlsaugenblicks ist das Bezeichnende an dieser Kunst. Es ist Naturalismus, zum Stil erhoben. Osborn (6556) endlich erinnert an die Aehnlichkeit mit dem Puppenspiel. —

Ueberbrettl. Auf den Unterschied zwischen dem deutschen Brettllied und seinem französischen Muster weist Elias (6568) hin. Die Geschichte der französischen Chansons stellt die organische Entwicklung einer Kulturform dar. Die Chanson ist immer ein Zeitgedicht, ein Pamphlet im weitesten Sinne gewesen. Hier müsse man auch bei uns einsetzen. — Inzwischen hat aber die Herrlichkeit des Ueberbrettls mit all den Hoffnungen, die man daran geknüpft, ein Ende gefunden. Poppenberg (6579) widmete ihm einen Rückblick und hob das Unnatürliche und Verfehlte hervor, das im Ueberbrettl von Anfang an lag. Das Wesen des Cabarets ist rein improvisatorisch, in Deutschland aber war das Cabaret eine künstliche Züchtung. Was hier geboten wurde, war nicht in holder Zwecklosigkeit entstanden, sondern bewusst in der „latest fashion", im „Ueberbrettlstil", fabriziert. —

Moeller-Bruck (6589) hat eine Geschichte des „Variété" herausgegeben, in der er dem Variétémoment in der Kunst aller Zeiten und Völker nachgeht: wie es sich in der Frühzeit von dem religiösen Kult ablöst und wie es dann vom Lyrischen ins Dramatische übergeht. Das chinesische und das japanische Theater werden gestreift, die griechischen Dionysien und der Mimus werden — etwas zu kurz — behandelt. Es folgt ein Kapitel über das Mittelalter: die Jokulatoren, die Mysterien und ihre Verweltlichung, hierauf ein flüchtiges Hervorheben der Variétéelemente in der Commedia dell' Arte, im französischen Drama und den Marionettenspielen, im spanischen und englischen Drama, im Fastnachtspiel und den Hanswurstiaden. Einen grossen Teil nimmt dann die Schilderung der Variétébewegung des letzten Jahrhunderts in Anspruch. Der Zusammenhang mit Zirkus und Tingeltangel wird betont, und danach werden betrachtet: die verschiedenen Tanzstile bis auf die Saharet und Loïe Fuller, die Liedstile, mit Yvette Guilbert als Höhepunkt, die Ulk- und die Brettlstile. Sehr wertvoll ist an dem Buche das reiche Illustrationsmaterial, besonders für das letzte Dezennium. —

Geschichte der Oper.

(IV, 4a = N. 6594-6702a.)

Alfred Heuss.

Allgemeines: Gesamtdarstellungen. Der Geschichte der Oper in deutschen Litteraturgeschichten einen Platz einzuräumen, wird sich mit der Zeit immer mit grösserer Notwendigkeit herausstellen. Denn obwohl wir streng genommen erst im 19. Jahrhundert von einer deutschen Oper reden können, spielt doch die Oper eine so wesentliche Rolle im Geistesleben unserer Nation, vor allem im 18. Jahrhundert, dass besonders die Theatergeschichte Lücken aufweist, die sich einzig durch die Oper ausfüllen lassen. Man kann z. B. am Anfang des 18. Jahrhunderts das deutsche Theater niemals neben die Oper in Deutschland stellen, weder rein künstlerisch, noch in kultureller Beziehung. Die Oper, wie sie in Deutschland an den Höfen gepflegt wurde, nämlich die italienische, hat mit den Roheiten des deutschen Theaters vor Gottsched so gar nichts zu tun, wir stossen in dieser Opernwelt bereits auf eine so festgefügte Kultur, dass man die enormen Verschiedenheiten zwischen der Oper und dem Theater dieser Zeit einzig begreift, wenn man sich immer und immer wieder vorhält, dass die Oper, italienischen Ursprungs, aus ganz anderem Boden herauswuchs als das deutsche Schauspiel. Was die Oper geworden wäre, wenn nicht fortwährend der Einfluss von Italien sich geltend gemacht hätte, zeigen die vielen Versuche im 17. und 18. Jahrhundert, eine deutsche Oper zu begründen, die so schlecht ausfielen, dass man behaupten kann, die Oper wäre in Deutschland zugrunde gegangen, weil sie gerade in der kritischen Zeit zu Anfang des 18. Jahrhunderts vom deutschen Schauspiel keine Förderung zu erwarten hatte. Die Machtstellung der italienischen Oper gibt denn auch den Grund an, warum sich das kulturelle Leben des 17. und 18. Jahrhunderts in Deutschland nicht ohne die Oper erklären lässt, und weiter, die Geschichte der italienischen Oper ist gewissermassen auch die Geschichte der deutschen Oper, die italienischen Errungenschaften kommen Deutschland ebenso zugute wie Italien selbst. Das ergibt, dass die Geschichte der italienischen Oper auch für Deutschland berücksichtigt werden muss. Die Besprechung mehrerer Arbeiten auf diesem Gebiete wird das näher zeigen können. Denn an erste Stelle dieser Abhandlung mögen die wissenschaftlich-historischen Arbeiten gestellt sein, wofür den Grund anzugeben wohl noch nicht notwendig sein wird. Mitten in deutsche Opernverhältnisse führen zwei wichtige Aufsätze Hermann Kretzschmars: „Das erste Jahrhundert der deutschen Oper“ (6597) und „Aus Deutschlands italienischer Zeit“ (6607). K.s Arbeiten zeichnen sich vor den anderen streng wissenschaftlichen besonders dadurch aus, dass sie alles einseitig Musikalische vermeiden und wie keine anderen darauf bedacht sind, den kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu wahren. Es geht ein grosser Zug durch sie, sie sind es auch in erster Linie, die die Errungenschaften der Musikwissenschaft den anderen Disziplinen zuzuführen geeignet sind. Hier geht weder der Litteratur- noch der Kulturhistoriker leer aus, weshalb K.s Leistungen gerade hier besonders interessieren werden. Der erste Aufsatz beschäftigt sich mit den vielen Versuchen der Deutschen, im 17. und 18. Jahrhundert eine der italienischen Oper analoge deutsche Oper zu gründen. Es liegen da manche Spezialarbeiten vor, K.s Aufsatz fasst diese zusammen, verquickt sie mit eigenen Forschungen und insbesondere einer Menge Details und stellt ferner neue Gesichtspunkte auf. Die deutschen Opernversuche sind überaus zahlreich, verlaufen aber alle im Sande. Ihre Geschichte ist „im grossen ganzen nichts als ein Anhang zur Geschichte der italienischen Oper“. Kulturhistorisch stellt sich die Frage so: Wie verarbeitet Deutschland die Renaissancebestrebungen auf dem Gebiete der Oper? Die Antwort heisst: schlecht, wie sie auch auf anderen Gebieten so heisst. Für die Oper liegt ein starker Grund in den Wirkungen des dreissigjährigen Krieges, es ist aber charakteristisch, dass die deutschen Opernversuche verhältnismässig verheissungsvoll anheben, dann aber fragwürdiger werden, bis sie zuletzt einen solchen Tiefstand erreichen, dass ihr Verschwinden oder ihr Aufgehen in die italienische Oper eigentlich nur freudig begrüsst werden kann. Die Zeit für eine deutsche Oper war eben durchaus noch nicht gekommen. Deutschland beginnt mit seinen Versuchen selbständig. Statt der Mythologie wählt man biblische Geschichten, sogar patriotische Ereignisse, eine Anknüpfung an das Mysterium und die Schulkomödie ist charakteristisch, „die Vorgeschritteneren mengten gelegentlich Religion und Opernschäferei nach römischem Vorgang zusammen und stellten Christus in den Olymp“. Aber bald

versiegt der einheimische Quell, man hilft sich mit Uebersetzungen ausländischer Originale, schwankt dabei zwischen französischem und italienischem Stil, bis die italienische Oper wieder ganz dominiert. Am klarsten lässt sich der Prozess in Hamburg, weitaus der wichtigsten deutschen Opernstadt, verfolgen, die von 1678 bis 1738 ein deutsches Opernhaus besass. Da aber hierüber die Tatsachen allgemein bekannt sind, so braucht nicht davon die Rede zu sein. Verwiesen sei einzig noch auf die Charakteristik des Komponisten Keiser, weil sich nirgends ein knapperes und besseres Urteil über diesen Meister, einen der begabtesten Musiker aller Zeiten, findet. Etwas eingehender unter den vielen Städten wie Braunschweig, Weissenfels, Altenburg, Zeitz, Meiningen, Hannover werden ausser Hamburg die Städte Leipzig und Nürnberg besprochen, das Wesentliche wird überall berührt. Der andere Aufsatz „Aus Deutschlands italienischer Zeit" ist sowohl eine Art Gegenstück zum ersten Aufsatz als auch eine Fortsetzung. Nach all den vergeblichen Versuchen der Deutschen, eine einheimische Oper zu gründen, herrschen allenthalben wieder die Italiener, und zwar die neapolitanische Schule. Es gibt keine Periode in der Musikgeschichte ausser etwa die der Niederländer im 15. und 16. Jahrhundert, die heute so sehr über die Achsel angesehen wird, dabei aber schlechter gekannt ist, als die Zeit der neapolitanischen Oper im 18. Jahrhundert. Die Vorurteile gegen diese Oper sind so gross, dass gerade diejenigen, die über diese Zeit schreiben, sich gar nicht die Mühe geben, die Partituren dieser verleumdeten Opern zu studieren. Wenn der bekannte Riehl über diese Zeit schreibt und dabei Scarlatti, Durante und Hasse als bedeutendstes Theatertrio aufstellt, wobei es sich denn ergibt, dass Durante nicht eine Note für das Theater geschrieben hat, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie leichtfertig drauflos geurteilt wurde. Der Aufsatz hat das grosse Verdienst, klar und deutlich die Licht- und Schattenseiten der neapolitanischen Oper hervorzuheben, ferner in kurzen Zügen die Fragen zu untersuchen, was gerade die deutsche Musik dem Wirken der italienischen Oper verdankte. K. ist für die Schäden dieser Kunst ebensowenig blind wie andere, aber er sieht auch die Vorzüge, und diese bestehen in erster Linie in den grossen Leistungen des Sologesanges, nämlich in der einzigartigen Darstellung bedeutender Seelenzustände durch das Mittel des Sologesanges. Die Italiener konnten hier auf eine Schule von hundert und mehr Jahren zurückblicken, die mit einer Einseitigkeit dieses Ziel verfolgte, dass manches andere, das Drama als solches, darunter litt. Sobald es sich aber um ihr eigenstes Gebiet handelt, sind sie gross, und zwar einzig gross. Es handelt sich eben auch hier darum, das für eine Zeit Charakteristische hervorzuheben, das, was in dieser Vollkommenheit nur einer Zeit gegeben ist. Das ist aber der allererste Grundsatz für historisch-kritische Aesthetik. Der weitere Inhalt des Aufsatzes befasst sich damit, wie weit die italienische Oper herangezogen werden muss, um die Musik, insbesondere die Deutschlands, im 18. Jahrhundert zu erklären. Hier wird zuerst auf Händel aufmerksam gemacht, insbesondere werden Winke praktischer Art für heutige Aufführungen seiner Werke gegeben, dann wird Bach betrachtet, der, so durchaus deutsch, überaus viel von den Italienern nicht nur gelernt, sondern auch direkt übernommen hat, ferner Mozart, der ohne einen Majo und Paisiello sich nimmermehr erklärt. Eine Ehrenrettung wird für den durchaus italienisch geschulten Deutschen Hasse unternommen. Er war es, der die italienische Oper vor einer Krisis, in die sie Leonardo Vinci und Porpora gebracht hatten, rettete. Der Aufschwung durch Männer wie Perez, Teredellas, Majo, Trajetta geschah durch Hasses Eingreifen. „Er erneuerte den Geist Scarlattis und brachte den dramatischen Charakter zu Ehren im Rezitativ wie in der Arie, im grossen wie im kleinen." Hasses bedeutendste Opern und einzelne Partien daraus werden kurz angegeben. —

Die Geschichte der Oper ist ein Gebiet, auf dem noch sehr viel gearbeitet werden muss. Eine auch nur annähernd vollständige Gesamtdarstellung ist noch ausgeschlossen, und alle diesbezüglichen Versuche sind mehr oder weniger verfehlte Arbeiten. In keinem Gebiete der neueren Musikgeschichte sind auch die Schwierigkeiten grösser als hier, wo das Material der wichtigsten Werke in ganz Europa so zerstreut herumliegt, dass es nur schwerer Mühe gelingt, über Grössen wie Scarlatti ein annähernd richtiges Bild zu erhalten. Die ernstzunehmenden Arbeiten sind deshalb vorläufig einzig und allein Spezialabhandlungen, wo man, wenn sie nur auf gründlichem Quellenstudium beruhen, sich des scheinbar Unwesentlichen freut. Hierzu gehört einmal das Ausbauen der Lokalgeschichte, in erster Linie solcher von Höfen. Wien ist bis dahin hinter Städten wie Dresden und München zurückgeblieben; einen wichtigen Beitrag erhielt man durch die Arbeit von A. von Weilen: „Zur Wiener Theatergeschichte. Die vom Jahre 1629 bis zum Jahre 1740 am Wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien" (**6599d**). Das Verzeichnis, das auf dem in Köchels „Johann Joseph Fux"

(Wien 1872) fusst, geht über dieses weit hinaus, weil dem Verfasser neues Handschriftenmaterial zur Verfügung stand, so dass nicht weniger als 300 neue Nummern hinzugekommen sind. Dadurch ist die Geschichte der Oper am Wiener Hofe in der angegebenen Zeit so weit präzisiert, als man weiss, welche Werke aufgeführt wurden, und im weiteren Sinne, welche ausserwienerischen Komponisten an diesem Hofe Eingang gefunden haben. Der Wert dieser Statistik zeigt sich natürlich erst dann, wenn man sie zu einschlägigen Arbeiten benützt. Hier kann nur darauf verwiesen werden. — Ein sehr dankenswertes Buch hat G. Fischer (6599c) mit seiner „Musik in Hannover" gegeben. Hannover besitzt eine glänzende musikalische Vergangenheit, die zu einer Behandlung förmlich einlud. F. ist wissenschaftlich Dilettant, zeigt aber unverkennbares Talent zur populären Darstellung, so dass sich das Buch gut einführte. Der Historiker wird in ihm nicht eigentliche Belehrung finden, es aber doch für einige Abschnitte zu Rate ziehen. Da es bereits in zweiter Auflage erschienen ist, braucht es hier nur angezeigt zu werden, zumal dem Referenten nur die erste Ausgabe bekannt ist. — Nagels (6599a) Aufsatz „Zur Geschichte der Musik am Hofe zu Darmstadt", der mit dem Regierungsantritt Georgs I. des Frommen (1567—96) beginnt, bringt in erster Linie musikhistorisches Material, das auf die Oper keinen Bezug hat, weil die Opernperiode Darmstadts im 18. Jahrhundert nicht in den Bereich der Betrachtung gezogen ist. Interessant ist die Schrift besonders durch die Kataloge der Musikbibliothek der Landgrafen, weil sie uns zeigen, welche Werke und welche Musiker vertreten waren. Dass im Jahr 1620 noch gar keine Musikalien vorhanden waren, die der Monodie, dem neuen Stil angehören, zeigt, dass Darmstadt noch nicht auf der Höhe der Zeit stand. Kulturgeschichtlich interessant sind die Berichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges, die zeigen, mit welcher Mühe versucht wurde, die Kapelle zu erhalten. —

Essaysammlungen. Wie sehr eine auch nur einigermassen gründliche Kenntnis der vorgluckschen Oper den heutigen Schriftstellern fehlt, sieht man beinahe an jedem Ausspruch, der über Gluck getan wird, sieht man an Werken wie Bulthaupts „Dramaturgie der Oper" (6604), die in zweiter, neu bearbeiteter Auflage erschienen ist. Was B. über die Oper vor Gluck, sowohl die italienische wie deutsche (B. berührt auch die Opernversuche der Deutschen, besonders die der Hamburger) sagt, muss beinahe samt und sonders zurückgewiesen werden. Im Grunde genommen sind es die alten Märchen, die uns da wieder erzählt werden, Urteile, die durch kein Spezialstudium getrübt sind. Selbst Durante figuriert nach Riehls Beispiel noch unter den Opernkomponisten (S. 9), die italienische Oper und ihre ganze Kunst sind ein Zerrbild. Dass auf diesem Boden die Reform, welche Gluck in der Oper vornahm, nicht befriedigend erklärt werden kann, ist selbstverständlich. Hierzu gehört eine genaue Kenntnis der Verhältnisse in Italien, Deutschland und Frankreich. Es führt zu weit, wenn hier darauf eingegangen würde. Was sonst dieses bekannte Werk betrifft, so ist es nicht eigentlich das, was es zu sein vorgibt, eine Dramaturgie der Oper. Abgesehen davon, dass es nur eine Reihe der bekanntesten Repertoireopern berücksichtigt, wird die Hauptfrage für eine Dramaturgie der Oper: Welches sind die musik-dramatischen Mittel, mit denen in den verschiedenen Zeiten gearbeitet wird, gar nicht in allererster Linie in Angriff genommen, die Frage nach dem künstlerischen Warum findet durchaus keine genügende Beantwortung. Wohl fehlt es nicht an Hinweisen auf die hervorragendsten Stellen, B. ist auch nicht blind für manche Schwächen der grössten Meister, aber die innerliche Erklärung bleibt er uns mehr oder weniger überall schuldig. Mit Epitheta, dass dieser und jener Charakter „vortrefflich gezeichnet" sei, ohne dass auseinandergesetzt wird, wie der Komponist diese Zeichnung bewerkstelligt hat, kommen wir nicht so recht durch. Die B.schen Dramaturgien sind Einführungen in die betreffenden Werke, berücksichtigen dabei sehr dankenswert besonders die Entstehung der Texte, bringen musikalisch manche feinen Beobachtungen, aber, wie gesagt, eine Dramaturgie der Oper ist das zweibändige Werk nicht. Musikalische Belehrung schöpft der Fachmann keine. — Die Schrift von Nodnagel (6606) „Jenseits von Wagner und Liszt. Profile und Perspektiven" befasst sich mit bekannten modernen Komponisten und ihren Werken. Sie fasst zusammen, was man über die Komponisten Mahler, Arnold Mendelssohn, Richard Strauss, Max Schillings von begeisterten Anhängern der modernsten Richtung deutscher Musik in zerstreuten Aufsätzen lesen kann. Die Schrift verleugnet ihre Entstehung nicht; es sind einzelne Aufsätze, die vielfach für den Tagesbedarf geschrieben worden sind. Besonders fällt die kleinliche Polemik auf, die oft gegen durchaus obskure Zeitungsartikel gerichtet ist. Im übrigen geben die Skizzen weniger eine Charakterzeichnung der Komponisten im allgemeinen, als eine Besprechung ihrer Hauptwerke, wie man sie in den „Musikführern" antrifft. Der Wert beruht dabei besonders darauf, dass man gleich eine ganze Anzahl vor sich hat, und ein der Sache ferner Stehender gleich einen Ueberblick über einige der markantesten

musikalischen Persönlichkeiten erhält. Im Anhang findet sich neben der Besprechung von Mahlers vierter Symphonie eine scharfe Polemik gegen Siegfried Wagners Oper „Der Bärenhäuter". Wozu dies noch im Jahr 1902? S. Wagners Erstlingswerk ist im Januar 1899 zum ersten Mal aufgeführt worden, 1902 war es so ziemlich vergessen. Wozu denn sich wegen toter Werke aufregen? Man sieht, der Verfasser kommt nicht so recht aus dem Tagesschriftstellertum heraus. Das Buch enthält noch zwei ästhetische Aufsätze, wovon der erste „Das naturalistische Melodram" hier einigermassen interessiert. N. bricht nicht nur eine Lanze für das Melodrama, sondern gesteht uns auch, dass dieses die organische Weiterentwicklung des Wagnerschen Musikdramas sei. Wir kommen mit unserer Erkenntnis immer weiter! Man braucht nur die Frage so zu stellen, um diese Ansicht mit einer Antwort zu versehen, nämlich: Hat denn Wagner durchaus ein Rezitationsdrama geschrieben? Taucht er denn nicht, sobald es nur einigermassen angeht, seine „Rezitation" in den vollen Strom der Melodie, die oft sogar weit über das hinausgeht, was selbst ein Musiker, der die Sprache ganz anders belauscht wie der gewöhnliche Mensch, „Sprachmelodie" nennt? Holt nicht Wagner unglaublich viel ganz reiner Melodie aus der Sprache, so viel, dass es eine Unmenge „Rezitativ"-Stellen gibt, die man singen kann, ganz ohne die Worte, just wie es Liedern geschieht? Gerade darin liegt teilweise das immense Musikertum Wagners, dass er, wo es hinpasst, aus der Sprache diese unendliche Fülle Musik holt; dort ist Wagner als Musiker am stärksten, wo die dramatische Situation dies am meisten erlaubt. Allerdings oder vielmehr selbstverständlich, Personen wie Beckmesser oder Mime ist kein musikalischer Gesang in diesem Sinne gestattet, sie haben reinen Sprechgesang, weil dieser sie am besten zu charakterisieren vermag. Ihre ausgezeichnete Charakterzeichnung ist aber auch in erster Linie eine rein intellektuelle Schöpfung, der Musiker hat einen geringen Anteil. Hier, auf diesem Gebiet, kann Wagner noch am allerehesten nachgeahmt werden, ob es aber gelingen wird, Reden, wie solche des Hans Sachs oder der Brünhilde, derart mit Musik auszustatten, derart in der Musik neu aufleben zu lassen, wie es Wagner getan hat, ist eine andere Frage. Wenn N. das „naturalistische" Rezitationsdrama für die notwendige Fortsetzung der Wagnerschen Sprachbehandlung hält, dann missversteht er nicht nur Wagner, sondern stellt den heutigen Musikern ein ganz schlechtes Zeugnis aus, denn es heisst nichts anderes, als dass diese nicht mehr fähig sind, aus der Sprache wirklich noch Musik herauszuschlagen. Damit könnten wir dann am allerbesten die ganze Vokalmusik und damit auch die übrige Musik zu Grabe tragen. —

Von den wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Oper sind noch verschiedene durchzugehen, besonders die Studien zur Geschichte der italienischen Oper im 17. Jahrhundert von Hugo Goldschmidt (Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901. 412 S. Mit 250 S. Notenbeilagen. M. 10,00). Es ist teilweise ein neues Gebiet, das uns G. mit diesen Studien erschliesst, denn ihr Zweck ist kein geringerer, als zwischen der Periode der Florentiner und der Venetianer eine neue Schule einzuschieben, die Oper der Römer. In dieser römischen Oper findet G. auch das Bindeglied zwischen der ersten Opernperiode und der weitaus wichtigsten im 17. Jahrhundert, der der Venetianer. Ob G. damit nicht zu weit geht, wenn er der römischen Oper diese wichtige Rolle zuschiebt, ist eine Frage, die bis dahin noch keine entscheidende Antwort gefunden hat, hauptsächlich aus dem Grunde, weil diese Periode der Oper, im Umrisse bereits bekannt, als wenigstens einigermassen sichergestellt betrachtet worden ist. G.s Ansichten gehen aber dahin, den dramatischen Werken Roms eine grössere Bedeutung zuzuschreiben, als es bisher geschah. Ob dies nicht mit etwas tendenziöser Absicht geschehen ist, drängt sich insofern auf, als einige Spätwerke der Florentiner Periode, die „liberazione di Ruggiero" der Francesca Caccini und die Flora Marco da Gaglianos und Jacopo Peris zu sehr über die Achsel angesehen werden, besonders das Werk der ersteren. Von „armseligem Machwerk" (der Verfasser meint damit das kanonische Duett: aure volanti) kann dann doch kaum die Rede sein. Weit entfernt, die berühmte Komponistin unter die führenden Geister zu zählen, ist sie doch gerade als Vermittlerin Monteverdischer Einflüsse, die der Verfasser gar nicht berührt, wichtig genug, um ihr immerhin eine Stellung in der Oper ihrer Zeit einzuräumen. Doch dieses Einschiebkapitel berührt das eigentliche Thema nicht. Die Untersuchungen des Verfassers gipfeln in der Besprechung des „Santo Alessio", von Stefani Landi, den er in die vorderste Stelle italienischer Komponisten setzt. Als hochbedeutend wurde dieses Werk immer angesehen, G. geht aber wohl in der Wertschätzung des Textes wie der Musik zu weit, wie er unbedingt in Einzelheiten irrt, indem er den Instrumentalsymphonien eine viel zu grosse Bedeutung beimisst. Die allgemeinen Resultate der Arbeit sind so wichtig, dass sie auch hier angegeben werden können. Die römischen Opern sind vor allem dadurch bedeutungsvoll, dass sie die Verbindung mit der alten Musik, die von den Florentinern in der Theorie durchaus, in der Praxis grösstenteils verworfen worden war, wieder her-

stellen: der Madrigalstil findet Eingang in der Oper. Nun ist es aber charakteristisch, dass die Venetianer den Chor von Anfang an beinah ganz entfernen; ihr Drama wächst ohne das charakteristische Moment der römischen Oper, den Chor, hervor, sein Boden ist ein anderer. Besonders auch aus diesem Grunde erheben sich Bedenken gegen G.s Annahme, dass die römische Oper für die Venetianer so wichtig gewesen sei. Monteverdis Werke der mittleren Periode, die ja leider wohl kaum mehr zum Vorschein kommen werden, könnten hier viel erklären. Ganz bedeutend sind dann aber auch die Verdienste der römischen Schule um die Ausbildung des Sologesanges, sowohl des Rezitativs wie des Arioso. Allgemein interessant sind hier die Nachweise, dass auch in der römischen Oper bald Symptome auftauchen, die das Ueberhandnehmen der Musik bekunden: der ewige Kampf zwischen Drama und Musik, den die Venetianer noch so herzhaft zugunsten des Dramas geführt haben, beginnt schon hier. G. hat dem Hauptteil seiner Arbeit noch zwei kleinere Aufsätze eingefügt, von denen hier nur der erste: „Die musikalische Komödie des 17. Jahrhunderts — Opera buffa“ Interesse hat. Der Verfasser gibt damit einen sehr dankenswerten Beitrag zur Entstehung der komischen Oper, oder löst vielmehr die Frage nach ihrer Entstehung in einem gewissen Sinne vollständig. Die komische Oper ist das Eigenartigste, was die Italiener auf musikdramatischem Gebiete hervorgebracht haben, ohne sie hätten wir bekanntlich keinen Don Juan; in keiner Gattung kommt der italienische Charakter klarer zum Ausdruck wie in der Komödie, und zwar der musikalischen Komödie, der Opera buffa. Als der Vater der musikalischen Komödie ist der Dichter Giulio Ruspigliosi anzusehen, der zwei komische Texte schrieb: „Che soffre, speri“ (1639) und „Dal male il bene“ (1653). Die Komponisten der ersten Oper sind Vergilio Mazzocchi und Marco Marazzoli, die der zweiten wieder Marazzoli und Antonio Maria Abbatini. Der Text der zweiten Oper steht bedeutend höher als der der ersten, wofür der Grund darin zu suchen ist, dass Ruspigliosi unterdessen das spanische Theater des Calderon in Madrid kennen gelernt hatte. Schon an der Inhaltsangabe G.s sieht man, dass das Stück geschickt angelegt ist. Der musikalische Wert der ersten Oper besteht in der Schaffung des leicht gefügten Rezitativs, in dem die Italiener so gross sind. In der zweiten Oper, in den von Abbatini komponierten Akten, finden sich bereits eigentliche Finales, die man bis dahin dem bedeutend später lebenden Komponisten Logroscino zuschrieb. G. bespricht ausser diesen noch verschiedene andere komische Opern jener Zeit, so dass gerade dieses Kapitel als besonders inhaltsreich bezeichnet werden muss. Die vielen Notenbeilagen, die G. seiner Publikation beigibt, stempeln das Buch zu einem sehr wichtigen Werke. — Beiträge zur Geschichte der komischen Oper gibt ferner Nicola d'Arienzo **(3729 a)** in seiner Schrift „Die Entstehung der komischen Oper“. Die Arbeit erschien ursprünglich in der bekannten, vortrefflichen italienischen Musikzeitschrift „Rivista musicale Italiana“ 1900 und wurde von Ferd. Lugscheider, einem Schüler d'A.s, ins Deutsche übersetzt. Was die eigentliche Entstehungsgeschichte der komischen Oper betrifft, so ist die Arbeit von der vorgenannten Goldschmidts überholt. Doch tut dies nichts zur Sache, da d'A. es nicht darauf abgesehen hat, die frühesten Werke mit komischen Elementen nachzuweisen, sondern an Hand verschiedener Werke aus dem 17., besonders aber dem 18. Jahrhundert den komischen Stil der früheren komischen Oper der Italiener klarzumachen sucht. Die Arbeit ist mehr ästhetischer als historischer Art, und in dieser Beziehung bietet sie manches Vortreffliche. Die Notenbeispiele sind ausgezeichnet gewählt, überall hat man es mit charakteristischen Stellen zu tun. Die etwas unklare Disposition der Arbeit erschwert ziemlich das Studium, was zu bedauern ist, da manche feine Bemerkung nicht recht zur Geltung kommt und zwischen manchem Unwesentlichen leicht verschwindet. Die eigentliche Arbeit beginnt mit der Betrachtung einiger komischen Scenen in den ernsten Opern der Venetianer. Diese Scenen sind von Anfang an für die venetianische Oper charakteristisch (doch sind sie auch bereits in römischen Werken zu finden), in ihnen zeigt sich der Einfluss des Volkes auf die Oper am stärksten. Indessen suchten sich Textdichter und Musiker für diese Vermischung des ernsten mit dem komischen Stil zu rechtfertigen. Den Grund musste natürlich das Altertum geben, dessen Tragödie man ja allen Ernstes mit der Oper erneuert zu haben glaubte. Man berief sich deshalb auf Werke des Euripides, wie den Zyklopen, auf den Amphitryon des Plautus und besonders auf Rinto von Tarent, der die Tragödie ins Komische verwandelt hatte. Allmählich entwickeln sich die komischen Scenen zu ganzen Zwischenspielen, Intermezzi, die anfangs noch der Haupthandlung einigermassen angepasst waren. Immer selbständiger werdend, sind sie es eigentlich, die die komische Oper begründen, wenn, wie wir durch Goldschmidt erfuhren, auch schon sehr früh ausgeführte komische Opern komponiert wurden. Da d'A.s Arbeit in erster Linie ästhetisch verstanden sein will, können die Bedenken bezüglich der Vollständigkeit schweigen. Wichtige Komponisten der komischen Oper werden nicht

einmal erwähnt, die Besprechung wendet sich einigen Werken zu, die aber vollauf das Interesse verdienen, das ihnen der Verfasser zuschreibt. Die Untersuchungen gipfeln in der Betrachtung von Pergolesis komischer Oper „Il fratre innamorato", die dreiaktig, zwar lange nicht den Weltruhm des Einakters „La serva padrona" besitzt, an eigentlicher Bedeutung diesem Werke aber wohl kaum nachsteht. Erwähnt werden möge noch das Vorwort Lugscheiders, der berichtet, dass Wagner während seines Aufenthaltes in Neapel im Jahre 1880 dem Konservatorium San Pietro a Maiella wiederholt Besuche abgestattet habe, sich sehr für die Notenschätze des berühmten Archivs interessierte und sich Kompositionen der alten Meister vorspielen liess. Es muss dies deshalb gesagt werden, weil vielfach die Meinung existiert, Wagner sei ein Gegner der Bestrebungen der Musikgeschichte gewesen. Diese Ansicht zirkulierte besonders während der Vorbereitungen für das Berliner Wagnerfest anlässlich der Denkmalsenthüllung und wurde auch geglaubt, da sie von Leuten wie dem bekannten Dirigenten und Schüler Richard Wagners, Alfred Richter, kolportiert wurde. — Zwei Berliner Dissertationen befassen sich mit der Hamburger Oper, nämlich Hugo Leichtentritts „Reinhard Keiser in seinen Opern. Ein Beitrag zur Geschichte der frühen Oper" **(3730b)** und Curt Otzenns „Philipp Telemann als Opernkomponist" **(3730c)**. Beide Arbeiten (von der L.s ist nur der erste Teil erschienen; auch der Band musikalischer Beilagen steht noch aus) sind ähnlich angelegt. Sie geben eine Besprechung der Werke der betreffenden Komponisten, die Abhandlung von O. macht auch den Versuch, ein allgemeines Bild über die Operntätigkeit und die Stellung Telemanns zu geben. Beiden Arbeiten fehlt der eigentliche Grund und Boden, die gute Kenntnis der damaligen italienischen Oper, ohne die es unmöglich ist, zu durchaus gesicherten Urteilen zu kommen. L. ist sich dieses Mangels auch bewusst, ohne dass er in der Lage war, ihm abhelfen zu können. Seine Betrachtung bringt dieses und jenes Neue, korrigiert auch einige frühere Ansichten. Wer Keisersche Opern noch nicht studiert hat, wird durch die Schrift einen Einblick erhalten. Auf unbekannterem Terrain bewegt sich die Arbeit über Telemann, der zu den vielseitigsten Komponisten seiner Zeit gehört. Die Bedeutung dieses Mannes wird einmal ausführlich behandelt werden müssen. Seine Tätigkeit als Opernkomponist kommt an zweiter oder dritter Stelle, neun Opern sind eine Zahl, die nur bei einem Nebenfach erklärlich ist. Telemann ist in erster Linie ein komisches Talent, was die Arbeit hübsch belegt. Einige Figuren sind im besten Sinne komisch gezeichnet. Telemann hat gute Einfälle, es fehlt ihm aber die strenge Durcharbeitung, was bei seinen anderen Kompositionen ebenfalls öfters zu treffen ist. O. stellt seine Werke mit den schwächeren Händels zusammen, hält Telemann aber für dramatischer als Händel. Es kommt hier darauf an, was man unter dramatisch versteht. Sucht man Händel in den richtigen Werken auf und sieht das Dramatische in der Schilderung grosser Charaktere in bedeutenden Seelenzuständen, dann urteilt man darüber anders. Der Arbeit ist ein Beilagenband beigegeben, der manches Unnötige enthält und zeigt, dass der Verfasser das wirklich Charakteristische nicht immer auszuwählen verstand. —

Der Betrachtung eines Musikers des 18. Jahrhunderts ist ein Buch von M. Nestler **(6610)** gewidmet: „Der kursächsische Kapellmeister Naumann aus Blasewitz. Eine Darstellung seiner Lebensschicksale". Die Familie des berühmten Musikers existiert heute noch, und wohl diesem Umstande ist es teilweise zuzuschreiben, dass diese Biographie geschrieben wurde. Hierauf ist es vielleicht auch zurückzuführen, dass das Buch den ganzen äusseren wissenschaftlichen Apparat an Quellennachweisen usw. weglässt und schlicht darauf los erzählt, was über die Lebensschicksale Naumanns zu sagen ist. Es ist dies zu bedauern, denn das Buch scheint mit Gründlichkeit geschrieben zu sein und auf authentischem Material zu beruhen. Die Biographie liest sich wie ein Roman, die Lebensumstände Naumanns während seiner Jugend sind sehr abenteuerlich, sein Gottvertrauen, seine Güte und Geduld führen zu einem Ziele, wie man es in erhebenden Geschichten für die Jugend liest, und doch handelt es sich hier um reinste Tatsachen. Das Buch will denn auch in gewisser Beziehung ein Buch für das Volk sein, rechnet weniger auf einen engeren Musikerkreis als auf ein grösseres Publikum. In diesem Sinne will das schlichte Buch auch aufgefasst sein. — Im übrigen hat dieses Jahr keine bedeutenderen Arbeiten über Musiker des 18. Jahrhunderts gezeitigt. Ueber Musiker wie Mozart (Beethoven hat mit der Oper so wenig zu tun, dass die meisten Beethovenarbeiten hier nicht besprochen werden können), von denen wir ausgezeichnete Biographien besitzen, hört man selten etwas Neues. (Der Aufsatz von Sandberger Mozartiana **(6612)** berührt das Gebiet der Oper nicht.) — Neues bringen auch die Opernführer nicht, sei es über Gluck oder Mozart. Diese Führer durch bekannte Werke, die heute massenhaft in die Welt geschickt werden, entspringen vielfach Verlegerplänen und machen sehr oft keinen Anspruch darauf, ernst genommen zu

werden. Merians (6613) Führer zu Don Juan und Zauberflöte, auch zu den Meistersingern, gehören zum besten, was in dieser Beziehung im allgemeinen geleistet wird. — Dass auch Männer wie Leopold Schmidt (6608) in der Einführung zu Glucks Orpheus und Eurydike oder Smolian (6685b) in den „Ring des Nibelungen" sich von den gewöhnlichen Arbeiten vorteilhaft unterscheiden, braucht nicht besonders betont zu werden. Für die Forschung ist aber die Ausbeute, was teilweise in der Natur der Sache liegt, gering. —

19. Jahrhundert: Allgemeines. Storck (6670) hat einen Aufsatz: „Jenseits und diesseits von R. Wagner" geschrieben. Er lässt hier eine Anzahl neuer Opern Revue passieren, wobei er zu dem Schlusse kommt, dass von einem „Jenseits" von R. Wagner noch kaum die Rede sein könne, gegen welche Ansicht sich für das Gebiet der Oper wohl nichts einwenden lässt. — Praktische Fragen schneidet Leop. Schmidt (6688a) in dem Artikel: „Vom Opernwesen der Gegenwart" an. Er verteidigt zunächst die Oper gegen die auch heute noch etwa erhobenen Angriffe auf ihre Unnatur, was auch sehr geschickt in einem witzigen Artikel von Dippe: „Oper und gesunder Menschenverstand" (6601) geschieht. Dann hebt Sch. hervor, dass unser Zeitalter auf musikalischem Gebiet den dramatischen Gesichtspunkt sehr stark betone. Die Opernkomponisten kennen tatsächlich kein höheres Prinzip, als das dramatische. Hinter ihnen bleibt aber die Darstellung auf der Bühne weit zurück. Die Gründe sind diejenigen, die schon Wagner teilweise angegeben hat: ungenügende Vorbereitung, der Zwiespalt im Repertoire zwischen der alten und neuen Schule usw. Das dringendste Bedürfnis für die moderne Opernbühne sind tüchtige Regisseure, wie sie im Schauspiel zu finden sind, während im Opernfache dieses Amt unverantwortlich vernachlässigt werde, obgleich es doppelt so schwere Arbeit erfordere wie im Schauspiel. Wer die Verhältnisse kennt, wird Sch. unbedingt recht geben müssen, denn selbst in Wagnerschen Werken wird hier so oft gesündigt, dass man glauben könnte, Wagner habe in dieser Beziehung umsonst gelebt. In den Münchener Mozart-Festspielen sieht Sch. sehr beachtenswerte Anfänge, auch die alte Oper neu zu organisieren; leider sind sie bis dahin ohne Nachfolge geblieben. Der Verfasser gelangt am Schluss zu der schon oft ausgesprochenen Forderung, dass man für die Spieloper und die Oper grossen Stils zwei verschiedene Häuser mit speziellen Einrichtungen besitzen müsste; erst dann könnte man die Darstellungsfrage als gelöst betrachten. —

Das Jahr 1901 war ein Lortzingjahr: Lortzing ist am 23. Oktober 1801 geboren und am 21. Januar 1851 gestorben, man konnte Geburts- und Todestag feiern. Die Feier des 100. Geburtstages hat denn auch eine Anzahl Schriften und eine Menge Aufsätze gezeitigt. (Die Bibliographie N. 6620-6624 ist nicht vollständig.) Durch die meisten Artikel geht das Bestreben, von Lortzing eine höhere Meinung zu erwecken, gleichsam Rettungen seiner Komponisten- und Dichterehre vorzunehmen. Man begreift nicht so ganz, wie das geschehen konnte, denn von einer eigentlichen Unterschätzung Lortzings kann kaum die Rede sein, da das gewichtigste Argument für die Einschätzung eines Opernkomponisten, das Repertoire, beweist, dass Lortzing zu den Lieblingen des deutschen Volkes zählt. Die Eigenart Lortzings, vor allem sein gemütvoller Humor, ist in neuerer Zeit wohl kaum jemals unterschätzt worden, wie man sich selbstverständlich gehütet hat, den Komponisten des „Zar und Zimmermann" zu unseren grössten Komponisten zu zählen. Das muss unbedingt betont werden, dass Lortzings Spielopern gegenwärtig geradezu unentbehrlich sind, denn die moderne Oper hat uns, was das Gebiet der komischen Oper betrifft, beinahe ganz und gar im Stich gelassen. Schon aus diesem Grunde kann von einer eigentlichen Unterschätzung gar nicht die Rede sein, diese könnte erst eintreten, wenn eine neue komische Oper emporschiessen würde, Werke, in denen modernes Fühlen wirklich zum Ausdruck kommt. Auf die einzelnen Aufsätze braucht kaum eingegangen zu werden, wenn noch hervorgehoben wird, dass da und dort energisch verlangt wird, die Opern Lortzings durch die Darstellung zu heben, sie von allem traditionellen Schlendrian zu befreien, kurz sie auf die Höhe des feineren Lustspiels zu heben. Man hat damit eine teilweise sehr richtige Forderung erhoben. Lortzings Opern dienen gar oft zu possenhaften Spielübertreibungen; es werden selbstgemachte Witze gerissen, der Respekt wird tatsächlich sehr oft nicht genügend gewahrt. Viel wird man aber in dieser Beziehung nicht ausrichten, da gerade Lortzings gemütliche Opern den Keim in sich tragen, dass sie ebenfalls etwas gemütlich angefasst werden. Da die meiste Litteratur über Lortzing noch in das Jahr 1901 fällt, so ist eine ausführliche Behandlung um so weniger notwendig, als im übrigen den meisten Aufsätzen nur Tagesbedeutung zukommt. Der eigentliche Lortzingforscher ist Kruse (6620a), dessen Aufsatz „Zur Lortzingfeier" zum besten gehört, was aus diesem Anlass geschrieben wurde. — Erfreut darf man sein besonders über die ebenfalls von Kruse (6620) veranstaltete Sammlung „Albert Lortzings Briefe". Diese Briefe

sind teilweise durch die erste Biographie Lortzings von Düringer, die bald nach des Komponisten Tode erschien, bekannt. In dieser zum grössten Teile Briefbiographie ist aber alles Fröhliche ausgelassen, da sie den Zweck hatte, Sympathien für die in Armut lebende Familie Lortzings zu erwecken. Das Argument fällt heute selbstverständlich fort, und man darf K. für die vollständige Herausgabe dankbar sein. Es sind keine eigentlichen „Künstlerbriefe“, keine tiefsinnigen oder geistreichen Exkurse über die Musik, im Gegenteil, die Briefe sind schlicht, gut bürgerlich. Was ihnen den Reiz gibt, sind Ironien, mit denen Lortzing reich begabt war, scharfe Züge, die von einer ausgezeichneten Beobachtungsgabe, wie sie auch Mozart besass, herrühren, und gelegentlich ein derber Ton. Für die engere Theatergeschichte fällt dies und jenes ab, wenn auch die Ausbeute nicht gerade sehr gross ist. Der Briefwechsel setzt 1826 ein und hört erst vierzehn Tage vor Lortzings Tode auf; eine Unterbrechung findet sich einzig von 1836 auf 1837. — Wittmanns **(6622e)** Lortzing-Biographie ist in zweiter Auflage erschienen, vermehrt und verbessert, wovon besonders das Verbessern recht notwendig war. In der ersten Auflage war unter anderem noch das falsche Geburtsjahr angegeben, obgleich es durch Zurückgehen auf die Akten in Berlin ohne weiteres zu erfahren war. Die Biographie ist, wie man zu sagen pflegt, für den „Hausgebrauch“, welches Schicksal sie mit den meisten anderen Musikerbiographien bei Reclam teilt. —

Ueber H. Marschner hat Münzer **(6625)** eine sehr hübsche Arbeit erscheinen lassen, die teilweise auf neuem Material in Briefen und Dokumenten beruht. Der Wert der Biographie beruht in der gelungenen Verschmelzung der Lebensgeschichte mit der künstlerischen Besprechung der Werke in dem knappen Rahmen, der diesen von Reimann herausgegebenen Biographien gesetzt ist. Denn eine endgültige Biographie, eine solche, auf der die spätere Zeit wirklich fussen wird, gibt M. nicht, was, wie gesagt, schon wegen der Raumrücksichten nicht anging. Schon die Vorgeschichte für Marschners Opernschaffen wird kaum berührt. Auf der Höhe stehen die Besprechungen der Hauptopern Marschners, der Einfluss, den Marschner auf Wagner ausübte, wird hervorgehoben; doch hätte hier noch manches Wesentliche gesagt werden können. Einer ausgeführten Biographie stehen auch Hindernisse entgegen; Marschner geniesst nicht ein so grosses Interesse, dass man an seiner spezifischen Entwicklung so viel Anteil nähme, um selbst nur die Hauptwerke bis in ihre Einzelheiten zu verfolgen. Die Biographie hat das Verdienst, das auch für weitere Kreise Wesentliche in völlig zuverlässiger Weise vermittelt zu haben. — Die zwei in der Bibliographie angeführten Aufsätze über Marschner **(6625a—b)** waren mir nicht zugänglich. —

Spohr, Meyerbeer. Aufsätze, wie die in der Bibliographie verzeichneten **(6627-28)**, die auf aus der Praxis verschwundene Opern aufmerksam machen, sind heute ziemlich häufig; da und dort sind die Versuche auch von Erfolg gekrönt. Sie entspringen einer sehr naheliegenden Tatsache: Die moderne Opernproduktion hat uns beinahe gar keine Werke geschenkt, die sich auf dem Spielplan gehalten hätten. Man sucht deshalb in der Vergangenheit. Aber nichts ist schwieriger, als Opern wieder zu beleben, denn keine Kunstgattung ist der Mode (im guten Sinne) so sehr unterworfen, wie die Oper. Keine Kunstgattung hat auch so viel Wandlungen durchgemacht, wie die künstlichste von allen, das musikalische Drama. Schuld daran ist nicht die Musik, sondern der Text, der über kurz oder lang das Schicksal einer Oper besiegelt. Worin die Güte des Textes besteht, diese Frage scheint, wenn man die moderne Opernproduktion betrachtet, immer geheimnisvoller zu werden. —

Die Rubrik „einzelne Komponisten“ **(6689-97)**, die um das Sechsfache vergrössert werden kann, betrifft moderne, lebende Tondichter und ihre Werke. Es sind meistens nicht besonders tiefgehende Besprechungen über Erstaufführungen. Auf sie einzugehen, hat durchaus keinen Zweck. — Erwähnt mag das Schriftchen von Urban **(6693b)** „Strauss contra Wagner“ werden, nicht weil es irgend welche Bedeutung hätte, sondern weil es zeigt, wie modernes Musikschriftstellertum gelegentlich total entgleist. Das Schriftchen ist ein Pamphlet auf Wagner und ein exaltierter Panegyricus auf Richard Strauss, der gegen Wagner besonders als „Deutscher“ ausgespielt wird. Man muss Richard Strauss in Schutz nehmen, von dem es ganz ausgeschlossen ist, dass er solche Schriften gutheissen würde. Die Sucht, aufzufallen, sensationell zu wirken, treibt oft ganz sonderbare Blüten. —

Richard Wagner: Allgemeine Charakteristiken. Dem Umfange nach nehmen nicht nur in der Litteratur über die Oper, sondern überhaupt in der ganzen Musik, die Bücher, Schriften und Aufsätze über Richard Wagner den breitesten Raum ein. Dies beweist vor allem etwas: den kolossalen Anteil, den die Welt immer noch an Wagner nimmt und noch lange Zeit nehmen wird. Die Litteratur über Wagner ist bereits jetzt grösser als über irgend einen anderen grossen deutschen

Künstler; weder die Goethe- noch die Schillerlitteratur kann sich, was die Quantität betrifft, mit der Wagnerschen messen. Das rührt auch teilweise daher, dass Wagners Lebenszeit in das eigentliche Zeitalter der Presse fällt, denn schon die Litteratur über Wagner zu dessen Lebenszeit ist so ungeheuer gross, dass kein Mensch sagen kann, er hätte annähernd einen Ueberblick über sie (Oesterleins „Katalog einer Wagner-Bibliothek", 1882—86, 2 Bde., enthält bereits 5560 Nummern). Die Zahl der Schriften usw. ist nach Wagners Tode nicht kleiner geworden, sondern wuchs immer noch an, unterstützt durch zahlreiche Publikationen, besonders von Briefen, die die Wagnersche Person selbst betreffen und neues Material zur inneren und äusseren Lebensgeschichte dieses Mannes bringen. Die Litteratur über Wagner hat sich von Anfang an im Gegensatz zu der über andere grosse Musiker dadurch ausgezeichnet, dass Männer, die ausserhalb der Musik standen, von ihm angezogen wurden und über ihn schrieben. Nietzsches unzeitgemässe Betrachtung „Richard Wagner in Bayreuth" ist heute das bekannteste und bedeutendste Beispiel dafür. Jetzt nehmen gerade diese „aussermusikalischen" und vielfach sogar „ausserkünstlerischen" Schriften den breitesten Raum in der Wagnerlitteratur ein. Es hat dies seine Gründe: Die Partei, die sich enger um Wagner scharte, sieht in Wagner in erster Linie nicht einen Künstler, sondern betont besonders das philosophische Element in Wagner, sie sieht in ihm einen Weltweisen von einer solchen Bedeutung, dass die heutige Welt nichts besseres tun könnte, als der Wagnerschen Weltanschauung nachzueifern und sie in die Tat umzusetzen. Diese engere Wagnerpartei ist in erster Linie von diesem Standpunkte aus zu betrachten, ihre Schriften sind Versuche, Wagner eine Weltbedeutung zuzumessen, wie sie vor ihm noch kein Mensch, weder Künstler noch Philosoph, besass. Diesem Wagnerianer — er spricht es nicht gerade offen aus, er ist aber davon felsenfest überzeugt — ist nur ein Vergleich hoch genug, der mit Jesus. Und diese Ansicht stützt sich in erster Linie auf den Parsifal, den der engere Wagnerianer für das höchste ansieht, was die Kunst seit ihrem Bestehen hervorgebracht hat: Der Parsifal ist eine heilige Offenbarung. Hand in Hand mit dieser fundamentalen Ansicht über Wagner gehen die weiteren Versuche, möglichst alles, was Wagner gesagt hat, zu halten. Für diesen Wagnerianer sind die Wagnerschen Schriften eine Art Evangelium, das man wohl, wie es die orthodoxen Prediger tun, erklären soll, das aber um keinen Preis wahrhaft kritisch angefasst werden darf. Der „Glaube" soll Wissen, das auf anderer Basis als der Wagnerschen emporwächst, ersetzen. In diesem Sinne ist die engere Wagnerpartei heute durchaus reaktionär, wie sie einst die fortschrittlichste Partei war. Sie arbeitet noch durchaus mit dem Standpunkt Wagners, sie will keine, aber auch gar keine Position aufgeben, die Wagner einst sich, seinem Kunstwerke und der ihn umgebenden Welt gegenüber einnahm. Die Tradition spielt zudem eine sehr grosse Rolle, und wer heute das Bayreuther Theater besucht, in dem Glauben, Wagners künstlerische Intentionen in bezug auf die Darstellung, die, wie er selbst sagte, zu seinen Lebzeiten nicht erreicht wurden, durchaus verwirklicht zu sehen, der muss bei einiger Kritikfähigkeit bemerken, dass dies öfters nicht der Fall ist. Man begnügt sich damit, das Traditionelle zu wahren, Erinnerungen an Aufführungen unter Wagners Leitung in der Art zu benützen, dass man sie ohne weiteres herübernimmt, ohne dabei daran zu denken, dass Wagner selbst immer weiter auf eine Vervollkommnung seiner Absichten bedacht gewesen wäre. Etwas Antiquarisches, allermindestens Konservatives haftet so dieser Partei schon seit längerer Zeit ganz entschieden an. Das Werk, das den Gedanken dieser engeren Wagnerpartei am reinsten zum Ausdruck bringt, ist Chamberlains **(6637)** „Richard Wagner". Das Werk, 1894 erschienen, ist in einer „wohlfeilen Ausgabe" neu aufgelegt worden. Diese Ausgabe unterscheidet sich von der ersten einzig und zwar sehr vorteilhaft dadurch, dass der geradezu aufdringliche Bilderschmuck, der so weit ging, dass die nebensächlichsten Personen, die mit Wagner zu tun hatten, abkonterfeit waren (wohl kaum darf man dies einem so hochgebildeten Mann wie Ch. zum Vorwurf machen; die meisten Bilder werden wohl dem Verlage zuzuschreiben sein), weggelassen ist und das Buch sich nun rein als „Werk" präsentiert. Die ausführliche Besprechung eines Werkes, das in zweiter Auflage erschienen ist, gehört wohl nicht hierher; zudem deckt sich der Inhalt mit dem, was anfangs über die Art und Weise der engeren Wagnerbetrachtung gesagt worden ist. Aufgreifen könnte man die Sentenz, die dem ganzen Ch.schen Werke zugrunde liegt. Sie zeigt unverhüllt an, in welcher Art diese Wagnerschriftsteller Kunst- und Menschengeschichte zu treiben gesinnt sind. Ch. sagt in seiner Einleitung, dass er Wagner gegenüber ganz den gleichen Standpunkt einnehme, wie Thomas Carlyle in seinem Werke „Ueber Helden- und Heldenverehrung usw." gegenüber Mohammed: „Ich will so viel Gutes von ihm sagen, wie ich nur irgend kann. Das ist der Weg, sein Geheimnis zu ergründen". Das ist eines der vielen geistreichen Zitate, die ein so belesener Mann wie Ch. immer bei der Hand hat. Die

Kritik wenigstens über dieses kann aber darüber belehren, wie viel man von solchen Zitaten, die heutzutage geradezu eine Macht geworden sind, zu halten hat. Carlyle fügt seinem Ausspruch noch vorsichtig den Satz hinzu: „Da übrigens keine Gefahr besteht, dass einer von uns Mohammedaner wird, so will ich so viel Gutes von ihm sagen usw". Carlyle kommt zu dieser Betrachtung, weil er die „landläufige Hypothese über Mohammed, der ein ränkeschmiedender Betrüger, die verkörperte Falschheit gewesen" sei, gerade auf Grund des Wahren in diesem Manne einer Kritik unterziehen will. Wie kann man aber über einen Künstler, der schon bei Lebzeiten als einer der grössten Menschen angesehen wurde, den gleichen Standpunkt einnehmen, wie über einen Mann, den man als Gauner ansah! Die Verteidigungswaffen sind hier denn doch zu ungleich. Wagner brauchte schon in den 90er Jahren keine Verteidiger mehr, sein Werk ist zu gross, als dass Nörgeleien und Verunglimpfungen seiner Person bei jedem ernsten Manne, nicht nur bei der engeren Wagnerpartei, Einfluss hätten gewinnen können. Wagner brauchte aber Schriften, die daran gingen, ihn und sein Kunstwerk derart zu erklären, dass sie verständlich wurden, wobei man natürlich vor keinen Konsequenzen zurückschrecken durfte, andererseits aber auch fähig sein musste, Wagners Werk in seiner geschichtlichen Stellung auffassen zu können Hierzu hatte Wagner schon selbst den Weg gewiesen, ein Hauptteil seiner Schriften befasst sich damit, dass Wagner sich und seinen Freunden klar zu machen sucht, auf welche Weise er zu der Mission gekommen sei, die Oper, das ganze Theaterwesen, die Menschheit selbst zu reorganisieren. Gerade in dieser Beziehung sowohl das Werk von Ch. als die Schriften der anderen speziellen Wagnerianer durchzunehmen, dass man untersucht, ob sie auch als erstes die Wagnerschen Grundansichten auf ihre Richtigkeit prüfen wollen, zeigt schlagend, dass dies durchaus nicht in ihrer Absicht liegt. Wagners Ansichten bedürfen, sobald sie sich einigermassen auf das exakte Gebiet begeben, durchaus der Revision, und von diesem revidierten Standpunkt aus muss und kann nur sein Werk betrachtet werden, wenn man nicht jeglichen Boden für die Wertschätzung unter den Füssen verlieren will. Umgeht so Ch. diese Hauptfrage für die Betrachtung eines jeden bedeutenden Mannes durchaus, so ist es demnach unzweifelhaft, dass besonders über spezielle Fragen der Wagnerschen Dramen manche Aufklärung gegeben wird. Wer kritiklos in Wagner eingeführt sein will, wem es zu mühselig ist, sich insbesondere durch Wagners Schriften und Briefe, die den Kern von allem enthalten, was Ch. sagt, durchzuarbeiten, der wird in diesem „Richard Wagner", glänzend geschrieben wie alles, was von Ch. herrührt, einen guten Führer finden. Ein Werk der Zukunft ist das Buch nicht, wenn es auch einer späteren Zeit dafür wichtig sein wird, wie selbst im Grunde so kühle Naturen wie Ch. die Wagnersche Persönlichkeit gänzlich gefangen nehmen konnte. — In diesem Zusammenhange muss das Schriftchen von Marsop **(6654)** „Der Kern der Wagner-Frage: Museumskunst oder Bühne der Lebenden?" ebenfalls berührt werden. Es ist ein für spätere Zeiten vielleicht klassisches Zeugnis dafür, wohin die Konsequenzen mancher Wagnerschen Anschauungen führen. Wagner selbst hat die Konsequenz des M.schen Artikels nicht ausdrücklich gezogen, er deutet sie an in seinem „Kunstwerk der Zukunft". M. zielt darauf hin, dass in erster, beinahe einziger Linie die musikdramatischen, und in Deutschland natürlich nur die deutschen, Werke aufgeführt werden sollten. Zur Museumskunst rechnet er alles, was nicht mit unseren, d. h. Wagnerschen Prinzipien zusammentrifft und anderen Anschauungen entsprungen ist; er geht sogar so weit, dass er Werke, die die echtesten Vorläufer des Wagnerschen Musikdramas sind, wie die Opern Glucks, von der lebenden Bühne ausschliesst; Wagner und seine Schule sollen ausschliesslich die Bühne beherrschen. — Eine Antwort hierauf erhielt Marsop bald darauf von Graf **(6640)** in dem gleichbetitelten Aufsatze: „Der Kern der Wagnerfrage", der die besonders bei Marsop befremdliche Deutschtümelei mit dem Gedanken zurückweist, dass Deutschland gerade durch sein Universaltheater gross geworden sei. Es ist kaum möglich, bei solchen Schriften ernsthaft zu bleiben, deren Verfasser nach ihrer Stubentheorie ausrechnen, die Welt würde gerade auf ihre Art und Weise selig werden. Nebenbei gesagt, liegt gerade in den Forderungen Marsops eine so durchaus undeutsche und unwagnerische Pietätlosigkeit gegen unsere grössten deutschen Meister, dass man auf Grund solcher Schriften sagen muss, Wagners direkte Nachfolger treiben ein ganz eigenartiges Wagnerstudium. — Auch Göhler **(6639)** hat in dem Aufsatz „Die Wagnerfrage" Marsops im Grunde genommen recht kindliche Ansichten ebenso entschieden wie erfolgreich zurückgewiesen. — Interessant ist, wie in neuerer Zeit protestantische Pfarrer für Wagner eintreten oder vielmehr in ihm gewissermassen ihr Heil erblicken. Es ist etwas lang gegangen, bis diese Periode eingetreten ist, der Grund mag wohl teilweise der sein, dass Wagners frühere Schriften, feurige Angriffe auf das (historische) Christentum, einige Bedenken aufkommen liessen, ob man Wagner unbedingt vertrauen dürfe. Man hat unterdessen

einsehen gelernt, dass Wagners Religiosität tief im Christentum ruht und dass, wie sich ein ebenfalls hierhergehörender Aufsatz von Kögel (6650): „Zur Psychologie Wagners“ ausdrückt, „sein griechisch-feuerbachisches Heidentum ein Selbstmissverständnis“ war. Die protestantischen Pfarrer sehen jetzt in Wagner einen spezifischen Verkünder des echtesten Christentums, und es ist wohl unzweifelhaft, dass Wagner gerade in dieser Beziehung eine immer bedeutendere Rolle spielen wird. Der Vortrag von Laudin (6653), einem Pfarrer in Ostpreussen: „Richard Wagner und die Religion des Christentums“, vermag in die Anschauungen dieser Kreise gut einzuführen. L. betont eine Kernfrage gleich anfangs, dass Wagner der Mann sei, der die „deutsche Volksseele vom Bau des erniedrigenden Materialismus zu lösen und durch das Evangelium zu erlösen“ vermöge. „Ueberall wo man das Evangelium lieb hat, verdient Richard Wagner eine bekannte Grösse zu werden.“ Es genügt hier, darauf aufmerksam zu machen, was Wagner auch in dieser Beziehung zu sein vermag. In welcher Art Wagners Werke aufgefasst werden, wenn man sie einseitig in diesem Lichte betrachtet, zeigt L.s Auffassung des Tannhäuser. Hierüber heisst es S. 11: „Die Tendenz des Dramas liegt auf der Hand; es bildet eine grosse Anklage gegen das herrschende Kirchensystem des Ultramontanismus; über dasselbe trägt die wahre Religion den Sieg davon.“ Wenigstens zeitgemäss ist diese Auffassung! — Dass aber auch die Philosophen noch lange nicht mit Wagner im reinen sind, kann ein Aufsatz von L. Ziegler (6674a): „Wagners Weltanschauung und ihr Verhältnis zu Schopenhauers Metaphysik“ zeigen. Z. weist darauf hin, dass Wagner als durchaus selbständiger Denker, nicht als Schopenhauers Schüler aufzufassen sei. „Prinzipiell hat Wagner den absoluten, metaphysischen Pessimismus Schopenhauers ersetzt durch einen historischen, evolutionistischen Optimismus.“ Die unermessliche Bedeutung Wagners beruhe darin, dass er die Schwäche des Christentums, die in mangelnder Spekulation bestehe, nicht nur aufgedeckt, sondern diese spekulative Armut des Christentums durch Zuführung indischer Gedankenkreise bereichert und die Notwendigkeit einer spekulativen Ergänzung durch arische Gedanken offenbar gemacht habe. Z. schliesst mit den Worten: „Derjenige Philosoph, welcher die Andeutungen Wagners mit eiserner Konsequenz zur Reife gelangen liess, ist Eduard von Hartmann. Die Geschichte der Philosophie weiss aber niemanden zu nennen, der einen Uebergang von Arthur Schopenhauer zu Eduard von Hartmann darstellen wird wie Richard Wagner.“ Diese Frage gehört wohl nicht mehr hierher, sondern vor das Forum der Philosophie. —

Werke. Von dem Standpunkt, der hier von der engeren Wagnerpartei eingenommen wird, wird man es ohne weiteres auch verständlich finden, wenn von Bayreuth aus gerade eine Sammlung „ausgewählter Prosaschriften über Staat, Kunst und Religion“ veranstaltet wurde (6680a). Wagner, der Philosoph, wird dadurch vor dem Künstler in den Vordergrund geschoben, wodurch die eingangs dieses Abschnitts geäusserten Ansichten ihre besondere Bestärkung erhalten. Die Schriften gehören durchgängig Wagners späterer Lebenszeit an, als sein Geschick durch Ludwig II. eine so unvermutet günstige Wendung nahm, seine Ansichten sich aber auch in mancher Beziehung änderten. „Ueber Staat und Religion“ und „Deutsche Kunst und Politik“ hat Wagner noch selbst seinen „Gesammelten Schriften“ einverleibt, die anderen Schriften, nämlich „Was ist deutsch?“, „Modern“, „Wollen wir hoffen?“, „Religion und Kunst“, „Was nützt diese Erkenntnis?“, ferner die „Ausführungen zur Kunst und Religion“ sind sämtlich dem zehnten, dem Bayreuther Bande entnommen, der nach Wagners Tode erschien. Dass diese Schriften zum Gehaltvollsten gehören, was Wagner in Prosa geschrieben hat, kann nur Unkenntnis leugnen, — ob sie aber das Nützlichste, für unsere Zeit das Notwendigste bringen, ist wieder eine andere Frage. Populär (im guten Sinne) können sie kaum jemals werden, schon deshalb nicht, weil der Stil Wagners nicht jedem leicht zugänglich ist. Der Herausgeber der ausgewählten Schriften, Hans von Wolzogen, hat wohl recht, wenn er bedauert, dass die Prosaarbeiten Wagners bis dahin zu wenig Eingang in die Nation gefunden hätten, denn dass diese als die Kundgebungen eines so ausserordentlichen Genies schon des Künstlers wegen gelesen zu werden verdienen, unterliegt gar keinem Zweifel. Aber mit einer Auswahl der religiös-philosophischen Schriften sich das Interesse gleichsam erzwingen zu wollen, zeigt, wie wenig man in Bayreuth das Fühlen und Denken der Zeit kennt, wie wenig praktischen Geist man überhaupt besitzt. Wer sich hinter diese Schriften macht, hat die früheren ebenfalls schon gelesen und benötigt die Sonderausgabe nicht. Zur Einführung in Wagners Kunstphilosophie taugen diese Aufsätze aber nicht. Eine Sammlung der spezifischen Kunstschriften würde auf ganz anderes Interesse stossen, aber das ist es ja nicht, was man in Bayreuth will: Wagner soll nicht in erster Linie als Künstler, sondern als Philosoph, als Regenerator gelten. — Mit Wagners Schriften befasst sich ein Aufsatz von Batka (6680c), wie auch dem Schriftsteller Wagner mehrere Aufsätze

gewidmet sind (**6680d**, **6680e**). B. gehört zu den Schriftstellern, die warm für die Sache Wagners eintreten, sich dabei aber genügend Selbständigkeit gewahrt haben, um nicht zu allem, was von Bayreuth kommt, Ja und Amen zu sagen. Auch dieser sehr sympathisch berührende Aufsatz offenbart Sachlichkeit B. betont einmal die Ungleichheit der Schriften, bemerkt, allerdings ohne es näher auszuführen, dass wir in gar mancher Beziehung anders denken und fühlen gelernt haben. Er tritt unbedingt für die früheren Schriften ein, erklärt die der Münchener Periode für die hervorragendsten, sieht dann aber in der Schrift „Beethoven", die mit der im höchsten Grade anfechtbaren Musikphilosophie Schopenhauers getränkt ist und sie auch weiterführt, den Kulminationspunkt von Wagners schriftstellerischer Tätigkeit. Dass es im ganzen sehr zu bedauern bleibt, wenn die Schriften Wagners nicht viel mehr gelesen werden, darüber ist kein Wort zu verlieren. Nietzsches Ausspruch: „Ich kenne keine ästhetischen Schriften, welche so viel Licht brächten wie die Wagnerschen", hat auch heute noch eine bestimmte Gültigkeit. Was aber not täte, wäre eine von berufener Hand stammende kritische Ausgabe derart, dass klar und deutlich angemerkt würde, wo Wagner sich offenbar irrt. Man kann, mag man die Wagnerschen Schriften noch so sehr hochschätzen und lieben, sie nicht ohne weiteres jedermann empfehlen, weil sie in überaus wichtigen Punkten keine Klarheit, sondern nur eine heillose Verwirrung anzustiften imstande sind, die in mancher Beziehung auch bereits so gross ist, dass man sie kaum noch aus den Köpfen mehr entfernen kann. — In zweiter Auflage sind die „Nachgelassenen Schriften und Dichtungen" Richard Wagners erschienen (**6680**). Diese Arbeiten sind für das künstlerische Verständnis Wagners unentbehrlich, besonders durch die beiden dichterischen Entwürfe „Die Sarazenin" und „Jesus von Nazareth". Beide Entwürfe gehören der Periode an, in der Wagner noch in das historische Drama zurückfiel; denn auch „Jesus von Nazareth" blieb hauptsächlich deshalb liegen, weil Wagner auch hier zu sehr auf historische Begebenheiten stiess. Ausser diesen dichterischen Entwürfen enthält der Band solche für Aufsätze, dann hingeworfene Gedanken, Fragmente verschiedener. Weil von Wagner herrührend, sind alle mehr oder weniger wichtig. —

Dass von Wagner fortwährend neue Briefe auftauchen, liegt einerseits an dem ungemeinen Interesse, das man an Wagner nimmt und das bewirkt, dass selbst die nebensächlichsten Aeusserungen mit Dank quittiert werden, dann natürlich an Wagner selbst, der, an und für sich ein grosser Briefschreiber, durch seine geradezu einzigartig mannigfaltigen Beziehungen zu vielseitiger Korrespondenz gedrängt war. Von den neu hinzugekommenen Briefen haben manche ein ganz bedeutendes Interesse, da sie durchaus neue Aufschlüsse über Wagner bringen. An erster Stelle stehen, was die Wichtigkeit für die Wagnerbiographie betrifft, die Briefe Wagners an seine Lieblingsschwester Kläre, die Frau des ursprünglichen Sängers und Opernregisseurs, späteren Kaufmanns Wolfram (**6676**). Der erste Brief, datiert Genf, am 20. August 1858, ist der wichtigste. Er setzt das Verhältnis Wagners zu Frau Mathilde Wesendonk auseinander. Wagner klärt darüber auf, wie dieses Verhältnis durch seine Frau gestört worden sei. Man wusste bis dahin wenig Authentisches darüber, durch diesen Brief wird das ganz wunderbare Verhältnis der beiden geklärt. Der Satz: „Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig wehmütigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fernhält und nur in dem Wohlergehen des anderen den Quell der Freude erkennt" spricht die Hauptsache aus. Welch harte Kämpfe aber vorausgingen, bis die beiden diese Stellung zueinander erreicht hatten, zeigt der folgende Passus in diesem, vielleicht intimsten Briefe, den Wagner geschrieben hat. (Er mag hier auch besonders deshalb mitgeteilt sein, weil ihn Golther in seinem Vorwort zu dem 1904 erschienenen Bande „R. Wagner an Mathilde Wesendonk" absichtlich ausliess, wohl einzig aus dem Grunde, um nicht daran zu erinnern, welch schwere Kämpfe in dem Hause Wesendonk vorgingen.) Die Stelle ist besonders wichtig auch für das Verhältnis zu Mathildes Gatten, Otto Wesendonk. Wagner schreibt: „Dieser (nämlich Wesendonk) konnte der offenen Unumwundenheit seiner Frau gegenüber nichts anderes, als bald in wachsende Eifersucht zu verfallen. Ihre Grösse bestand nun darin, dass sie stets ihren Mann von ihrem Herzen unterrichtet hielt und ihn allmählich bis zur vollsten Resignation auf sie bestimmte. Mit welchen Opfern und Kämpfen dies nur geschehen konnte, lässt sich leicht ermessen: was ihr diesen Erfolg ermöglichte, konnte nur die Tiefe und Erhabenheit ihrer von jeder Selbstsucht fernen Neigung sein, die ihr die Kraft gab, ihrem Manne sich in solcher Bedeutung zu zeigen, dass dieser, wenn sie endlich mit ihrem Tode drohen konnte, von ihr abstehen und seine unerschütterliche Liebe zu ihr dadurch bewähren musste, dass er sie selbst in ihrer Sorge für mich unterstützte. Es galt ihm endlich, sich die Mutter seiner Kinder zu erhalten, und um der Kinder willen — die ja uns beide auch am unüberwindlichsten trennten — fügte er sich in seine entsagende Stellung. So, während er von Eifersucht verzehrt

war, wusste sie ihn wieder so für mich zu interessieren, dass er, wie Du weisst, mich oft unterstützte; als es endlich galt, mir nach Wunsch ein Häuschen mit Garten zu verschaffen, war sie es, die mit den unerhörtesten Kämpfen über ihn gewann, für mich das schöne Grundstück neben dem seinigen zu kaufen. Das wundervollste aber ist, dass ich eigentlich nie eine Ahnung von den Kämpfen hatte, die sie für mich bestand; ihr Mann musste sich, ihr zuliebe, mir stets freundlich und unbefangen zeigen; nicht eine finstere Miene durfte mich aufklären, nicht ein Haar durfte mir gekrümmt werden; heiter und wolkenlos musste über mir der Himmel sich wölben, sanft und weich sollte mein Schritt sein, wo ich ging." Die anderen Briefe an seine Schwester zeigen vor allem, wie Wagner für seine, nach dem Riss in Zürich von ihm getrennt lebende Frau äusserst besorgt war. Es geht gerade nach Kenntnis dieser Briefe nicht mehr an, Wagner der Undankbarkeit gegen seine erste Frau, die ihm in den bösesten Zeiten treu zur Seite gestanden hatte, zu zeihen. — Auch die Briefe an Wagners intimen Freund Dr. med. Pusinelli **(6678)** (es sind gegen fünfzig Briefe, von denen manche schon früher bekannt waren) bezeugen die grosse Fürsorge Wagners für seine erste Frau, die in Dresden in der Behandlung Pusinellis stand. Im übrigen enthalten die Briefe viel Geschäftliches. Hervorgehoben kann der Brief vom 12. Januar 1870 werden, in dem Wagner von der Geburt seines Sohnes Siegfried berichtet und von sich die Kritik fällt, dass er sich selbst „als ein zu langem Leben und Wirken bestimmtes Exemplar einer besonderen Menschengattung" erscheine. „Sehr empfindlich und reizbar, schnell fiebernd und transpirierend, werde ich doch eigentlich nie krank", ein Urteil, das man sich vor Augen halten muss, wenn man Wagner im Verkehr mit den übrigen Menschen verstehen will. Der Brief vom 9. November 1870, ebenfalls in Triebschen bei Luzern geschrieben, enthält den charakteristischen Satz: „Die Haltung Europas muss man jetzt studieren, um inne zu werden, in welcher Welt man lebt. Ich gestehe, dass, wenn ich Moltke und das deutsche Heer nicht vor mir sähe, ich gar, gar nichts erkennen würde, was mir Hoffnung machen könnte. So brauche ich mir z. B. nur so eine Dresdener Aufführung eines meiner Werke zu denken, um sogleich allen Mut sinken zu lassen." — Von den paar Briefen an Siegfried Lehrs **(6679)** interessiert der vom 7. April 1843 durch den Passus, der sich auf Meyerbeer bezieht, wonach sich Wagner schon um diese Zeit von dem einst hochgeschätzten Komponisten zurückzog, und zwar mit scharfen Ausdrücken. Ein Hans-Narre wie Meyerbeer schade der deutschen Opernsache nur, heisst es. Ueber Mendelssohn findet sich eine Bemerkung, an die Wagner wohl selbst nicht recht glaubt. „Gebe doch Gott, dass Mendelssohn eine tüchtige Oper herausbrächte, so wären wir ihrer zwei und könnten mehr ausrichten als einer allein." — Der Brief an Stahr **(6679a)** hat Bedeutung dadurch erlangt, dass Wagner, der um diese Zeit (Zürich 1851) mit der Ringdichtung sich beschäftigte, von dem Lohengrin wie von einer Bagatelle redet, sogar behauptet, an der Aufführung durch Liszt sei ihm gar nichts gelegen gewesen. Münzer hat den Brief sehr hübsch glossiert; es handelt sich auch hier um die bei vielen stark produktiven Geistern, besonders aber bei Wagner, zutreffende Tatsache, dass sie, mit neuen Plänen beschäftigt, ihre früheren Arbeiten nicht nur unterschätzen, sondern sogar missachten und unfähig sind, zu ihnen die richtige Stellung einzunehmen. — In der Festgabe des Wagnervereins Berlin zur Feier des 25jährigen Bestehens der Bayreuther Festspiele **(6677)** sind Briefe enthalten, die Zeugnis davon ablegen, wie wenig Wagner mit der Aufführung (der einzigen zu seinen Lebzeiten in Bayreuth) des Rings des Nibelungen zufrieden war. Man wusste dies schon früher, aber wie wenig Wagners eigenste Meinung und Kritik über die ersten Festvorstellungen Eingang gefunden haben, beweisen Ausführungen in ausgesprochenen Bayreuthschriften, wie der Biographie Franz Munckers (Richard Wagner. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. 5. Aufl. Bamberg. 1891. S. 108), wo man über die Festspiele die exaltiertesten Lobeshymnen lesen kann, nämlich dass der „Ring des Nibelungen" in „unvergesslicher, einzig dem Ideal des Meisters entsprechender Weise dem begeisterten Publikum ... vorgeführt" worden sei. In dem Briefe an Albert Niemann (30. November 1876) stösst man sogar auf das Urteil, dass Wagner „das Werk unserer Bemühung doch fast nur als eine Kraftvergeudung ohne Zweck und Nutzen" erkennt. Wagner wäre froh, durch eine Wiederholung, „welche jetzt viele Schäden abstellen würde, das Ganze noch einmal in möglichster Reinheit hinzustellen". In dem Brief an Franz Betz (den Darsteller des Wotan) (12. Januar 1877) redet Wagner von einander „gegenseitig lähmender Steifheit" im Spiel, die benommen werden müsste. Ferner müsse „namentlich auch in der Scene viel korrigiert werden". Diese Urteile Wagners über die Aufführungen von 1876 sind überaus wichtig, weil sie zeigen, dass Wagner noch lange nicht zufrieden war und die Festspiele absolut nicht als Musteraufführungen ansah. —

Diese Neuerscheinungen konnten etwas ausführlicher behandelt werden, weil

sie mancherlei von Wagner selbst herrührendes Material boten. Zur Biographie Wagners ist dies und jenes Neue und Wichtigere hinzugekommen, wirklich neue Enthüllungen aber nicht; es ist ein Zeugnis für die biographisch im ganzen musterhafte Wagnerbiographie von Glasenapp, dass neue Aufsätze ihn nur etwa da und dort zu ergänzen haben. So haben verschiedene Arbeiten über Wagners Züricher Aufenthalt im wesentlichen keine absolut neuen Resultate erzielt. Neben einer schmierigen Schrift von Bélart (**6633**): „Richard Wagner in Zürich", die vielen unverbürgten Stadtklatsch enthält, sind die Neujahrsblätter der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich zu nennen, in denen A. Steiner (**6669**) über „Richard Wagner in Zürich" ausführlich berichtet, und zwar durchaus zuverlässig, wie wir es von diesem Schriftsteller gewohnt sind. Die Schrift darf auch in gewisser Beziehung als eine Rehabilitation Zürichs angesehen werden, da die vorhergenannte Schrift ebenfalls aus Zürich stammte. Das Bild, das wir durch St.s Schrift über Wagners Züricher Jahre erhalten, ist überaus anschaulich. Nicht uninteressant sind manche der beigefügten Kritiken aus Züricherischen Zeitungen über von Wagner veranstaltete Konzerte und Opernvorstellungen, aus denen eine ungemeine Verehrung für Wagner spricht. Doch sind auch einige kühlere Berichte darunter, und wie es so zu gehen pflegt, sind diese die interessanteren. Ein paar Sätze aus dem Bericht über die Konzerte mit Bruchstücken aus dem Fliegenden Holländer, Tannhäuser und Lohengrin in der Neuen Züricher Zeitung sind heute vielleicht interessanter als vor fünfzig Jahren. Es heisst da (S. 19): „Ueber die Befähigung des gefeierten Mannes lassen wir den Experten das Wort, so viel haben wir aber doch verstanden, dass das Eigentümliche der Erscheinung nicht in der Methode, sondern in der Individualität dieses Mannes liegt. Wir bezweifeln auch, dass er Schüler haben wird, die ihm's nachmachen." Das ist ein gescheites Wort. Wir sind heute mehr als je geneigt, ausdrücklich zu betonen, dass Wagners System in seinen Einzelheiten zum vielleicht grössten Teil rein persönlicher Natur ist und sich infolgedessen gar nicht nachahmen lässt. Wagners Ausspruch, dass sich mit seinem System immer Neues schaffen lasse, hat sich nicht bewährt. Gegen das folgende Wort des Züricher Berichterstatters brauchen wir zwar nur die Meistersinger anzuführen, um es ungerechtfertigt zu finden, aber eine richtige Beobachtung und ein gesundes Empfinden schlummern doch in dem Ausspruch: „Eines ist uns besonders aufgefallen an der Wagnerschen Musik: sie kann alles, nur nicht heiter sein. Ihrer Lustigkeit ist immer etwas Unheimliches beigemischt; an ihrem blauesten Himmel hängt eine Wolke, in der man schon den Blitz ahnt, der auf ein Schiff herniederstürzt. Es will uns fast vorkommen, als wollte Wagner mit seiner Musik unsere neueste Geschichte schreiben." Eine Lücke füllt die Schrift insofern aus, als sie nachweist, dass der finanziell (1854) überaus bedrängte Wagner abermals von Züricher Freunden mit 10000 Fr. unterstützt wurde, wovon Glasenapp nichts weiss. St. hat recht, wenn er die grosse Opferfreudigkeit der Schweizer Freunde hervorhebt, während sich damals in Deutschland kaum ein Mensch für Wagner rührte. — Mit ein paar Worten muss eine Korrespondenz „Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels, 1858–72", herausgegeben von Istel (**6643**), erwähnt werden, und zwar einzig deshalb, weil sie ganz unnötigerweise etwas Aufsehen erregte. Der Schreiber war ein Musiker, seit 1847 Kapellmeister an der Wiener Hofoper, mit Wagner sehr gut befreundet, doch ein Mann mit durchaus selbständigen Ansichten, frei von jeglicher Schwärmerei für Wagner. Das Urteil eines derartigen Zeitgenossen könnte Anspruch auf bedeutenden Wert machen, der Briefwechsel (an die Verlagsfirma Schott in Mainz) zeigt aber, dass Esser nicht nur ein Philister ist, sondern dass der Schreiber für Wagners Individualität beinahe gar kein Organ besass. Wenn ein damaliger Musiker die Wagnerschen Werke zu einem Teil für recht „langweilig" hält, in Tristan und Isolde „gänzlichen Mangel an Melodie" entdeckt und auch nach monatelangem Studium noch keine viel bessere Meinung von dem Werk erhält, wenn er dem Verleger dringend rät, dass, wenn er Partituren stechen wolle, er solche von bleibendem Wert wie den Freischütz oder eine Mozartsche Oper wählen solle, wenn ein Mann dieser Ansicht war, der schon durch den persönlichen Verkehr mit Wagner merken musste, dass er in ihm einen Menschen von „bleibendem Werte" vor sich hatte, so kann man solche Zeugnisse ruhig ablehnen, weil sie uns gar nichts zu sagen haben. Selbst auf die Urteile über Wagners Person ist dies teilweise auszudehnen, wenn Esser Wagner für einen „grossen Egoisten" hält, der die Leute „auspresse" und sie nur so lange brauche, als sie nützten, und schliesslich Schott vor Wagner wie vor einem gefährlichen Individuum warnt. Sicher hat hier Esser teilweise recht, wenigstens gibt ihm der Biedermeierverstand recht, bewahre uns aber der Himmel vor Urteilen über grosse Männer von Philistern, von Leuten, die nicht im geringsten fähig sind, die künstlerische wie menschliche Persönlichkeit eines bedeutenden Mannes zu beurteilen. Solche Briefwechsel sind einzig da, um sensationell zu wirken, posi-

tiven Wert haben sie nicht. — Was sonst an biographischem Material neu hinzugekommen ist, kann, soweit es Referent überblickt, ruhig übergangen werden, so Kohuts (6652) „Persönliche Erinnerungen an Wagner“, L. Schemanns (6659) „Meine Erinnerungen an Richard Wagner“, Kohlers (6651) „Meine Begegnung mit Richard Wagner“, wie auch A. Schillings Buch (6660) „Aus Richard Wagners Jugendzeit“, wo Erinnerungen von Wagners Schwester Klara wohl mit etwas Dichtung ausgestattet sind, die aber nichts beweisen, als dass Wagner schon in frühester Jugend eine ungemeine Vorliebe für das Theater hatte und sich in Trauerspielen versuchte, was wir alles bereits hinreichend von Wagner selbst wissen. —

Von den vielen vermischten Aufsätzen über Wagner wären diejenigen besonders hervorzuheben, die eine durchaus selbständige Betrachtung versuchen, derart, dass sie Wagners eigene Ansichten nicht ohne weiteres herübernehmen, oder ihnen allermindestens kritisch gegenüberstehen. Das bedarf einer kurzen Auseinandersetzung. Wagner hat sich und seine einzelnen Werke mit einem solchen Wall von Schriften, Briefen usw. umgeben, hat sich selbst und sein Kunstwerk so vielfach zu erklären gesucht (denn es ist wichtig, zu betonen, dass sich Wagner selbst ein Rätsel war), dass, wer sich gerade mit diesen befasst, und das hat jeder getan, der sich energischer mit Wagner beschäftigt, auf Schritt und Tritt von Wagner selbst wieder beeinflusst und dazu gedrängt wird, Wagner in diesem seinem eigenen Geiste zu erklären. Man könnte sich den Fall denken, dass ausser den Werken Wagners sich nichts erhalten habe, dass alle Schriften nicht vorhanden wären und wir infolgedessen gezwungen wären, diese Werke ganz aus sich selbst, ganz selbständig zu erklären, wie wir dies ja bei vielen Meisterwerken früherer Jahrhunderte tun müssen. Die Wirkung wäre ein viel flotterer, freierer Meinungsaustausch, der jedenfalls sehr interessante Resultate von bedeutendem Werte erzielen könnte. Die Wagnerschriftsteller haben aber nichts eiligeres zu tun, als bei irgend einer Frage Wagner selbst zu konsultieren, wodurch sie sich dann natürlich von Anfang an binden und schwere Mühe haben, selbst wenn sie wollen, sich zur Selbständigkeit durchzuringen. Sie sind gewissermassen durch Wagners Wort gebunden, wie es Wotan durch seine Verträge war. „Siegfried“-Schriften täten uns geradezu not, Schriften, die von Wagners spezifischen Anschauungen abstrahieren, dabei aber versuchen, auf realem Grund und Boden Lösungen zu finden. Man begreift z. B., wenn man Wagners Ansichten und Gründe dafür kennt, vollkommen, wie Wagner zu seiner Stellung zum Mythos kam, den er einzig tauglich für das Musikdrama hält, oder, wenn man seine ganze geistige Entwicklung kennt, wie er einen Parsifal schreiben konnte. Sind aber diese Ansichten für die Welt bindend? haben wir in dieser Richtung weiter zu denken? Der Wagnerianer bejaht diese Frage unbedingt. In diesem Sinne (es ist tatsächlich unmöglich, all die vielen, oft recht interessanten Aufsätze über Wagner, Bayreuth usw. zu besprechen) sei der Aufsatz von Naumann: „Die Romantik des Parsifal“ (6684b) hervorgehoben. N. steht Wagner gewissermassen als Laie gegenüber, zum erstenmal besucht er Bayreuth, studiert und sieht den Parsifal. Begeistert von dem Werk als solchem, teilt er uns auch seine Bedenken mit. Parsifal, den er als die Höhe der Romantik bezeichnet, zu der die Geschichtslosigkeit gehört, ist dem Verfasser und damit meint er überhaupt die moderne Zeit, „historisch“ geworden „und kann von uns nur noch auf dem Umweg historischen Nachdenkens über die Romantik begriffen werden“. Von diesem Standpunkt aus stösst N. auf eine Menge Anachronismen, die im Wagnerschen Sinne selbstverständlich keine sind, da Wagner den Stoff mythisch behandelte. Gegen N.s Ansichten könnte man, wie es jeder Wagnerianer tun würde, Wagner und Nietzsche anführen, die gerade als Künstler gegen das „historische“ Fühlen losziehen. Der Wert des N.schen Aufsatzes liegt auch anderswo. Er macht auf einen Zwiespalt aufmerksam, der darin besteht, dass Wagner, obgleich Nachromantiker und demgemäss ein moderner Mensch, als Künstler dem alten Geschlecht angehört, im Parsifal aber trotzdem wieder eine „Gegenwartswelt“ biete, die jedoch von lauter unmodernen Wundern wimmle, und diese wirkten in Bayreuth vor dem Weltpublikum der wunderlos gewordenen Neuzeit anachronistisch. Kurz, wir fühlten anders als Wagner. Diesem sei es nicht gelungen, das Neue der wirklich modernen Zeit, die das Romantische überwunden habe, poetisch zu gestalten, das sei der Grund gewesen, warum Wagner zur Romantik gegriffen habe. N. wendet sich dann gegen die Theorie des Mitleids und der Keuschheit, anerkennt sie als starke Faktoren des sittlichen Lebens, betont aber, dass sie allein die Sittlichkeit nicht umfassen. Was im Parsifal gegeben werde, sei Kontemplation und Jungfräulichkeit, ein Klosterideal, aber kein Menschheitsideal. Vollkommen recht hat N. jedenfalls mit dem Satz: Die Romantik Wagners ist so stark, dass sie Seelen, die mit keiner festen anderen Lebensanschauung gesättigt sind, einfach in sich hineinzieht. Noch deutlicher ausgedrückt würde es heissen, dass schwächere Naturen im Parsifal ihre Erlösung finden.

(In diesem Sinne sind auch meistens die von Frauen geschriebenen Aufsätze aufzufassen, wofür der Artikel von Tina Pfeiffer: „Richard Wagner als Meinungsobjekt" (6655) [die in der Bibliographie genannte „Freistatt" ist identisch mit dem „Münchener Salonblatt"] ein Beispiel gibt.) Im ganzen genommen stellt der N.sche Aufsatz die Frage: Hat Wagners Weltanschauung allgemeine Gültigkeit oder nicht? Dies wird kräftig verneint, und damit wird die Wagnerfrage, auf die die engeren Wagnerianer heute am meisten Wert legen, im negativen Sinne beantwortet. —

Ein Buch, dessen Kritik den Germanisten anheim gestellt werden muss, ist Golthers (6685) „Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners", dessen Absicht ist, „in möglichster Kürze alles Wesentliche anzuführen, was im Ring quellenmässig belegt werden kann". Dass durch die Kenntnis der Quellen Wagners dichterische Grösse in das hellste Licht gerückt wird, darüber besteht nicht der geringste Zweifel. G. dehnt sein Urteil so weit aus, dass er sagt, das neu von Wagner Hinzugefügte sei „eigentlich das meiste und beste". Darüber mögen seine Fachgenossen urteilen. Wohl ohne weiteres wird man aber G.s Behauptung, dass Wagners Stabreime durchaus den Zweck des altgermanischen Stabreims erfüllen, den Hauptbegriff zu betonen, zurückweisen. Willkürlichkeiten (im Sinne der altgermanischen Allitteration) findet man bei Wagners allitterierenden Versen doch häufig genug, um in dieser Beziehung Wagner nicht zu überschätzen. —

Didaktik.

Allgemeine Didaktik.

(IV, 5a = N. 6703-7164a.)

Georg Misch.

Die im Folgenden zu besprechenden Erscheinungen sind bei der bunten Vielartigkeit des in diesem Kapitel untergebrachten Materials nur nacheinander abzuhandeln, ohne dass ein innerer Zusammenhang angestrebt werden könnte. Der Aufeinanderfolge ist die in der Bibliographie gegebene Einteilung zugrunde gelegt. —

Voran die Rubrik Popularphilosophie, unter der hier philosophisch gerichtete Schriftsteller von allgemeinerer Wirkung, fürs 18. Jahrhundert neben den Aufklärern auch ein Hamann oder Möser, zusammengestellt sind. Das Allgemeine über diese Epoche beschränkt sich auf eine summarische Kritik der Aufklärung seitens Brunetières (6703), der sich über die rationalistisch-utilitarische Geistesrichtung als „den Irrtum des 18. Jahrhunderts" verbreitet; im Anschluss an Comte wird die natürliche Auffassung des Menschen und seiner Bedingtheit von den sozialen und politischen Ordnungen bei den französischen Schriftstellern oberflächlich verfolgt und die Idee einer unbedingten Moralität dem gegenübergestellt; beachtenswert sind einige Bemerkungen über die Abhängigkeit der Litteratur von den allgemeinen Ideen: über die psychologische Analyse der klassischen Epoche und die „soziale" Betrachtung des Individuums im 18. Jahrhundert, zumal in Diderots Verfahren, die Charakteristik von der Veranschaulichung der Bedingungen aus anzulegen. —

Es folgen die im deutschen Geistesleben des Jahrhunderts wirksamen Persönlichkeiten. Zunächst einzelnes. Ueber Ch. H. Garve und seine Stellung zu dem Goetheschen Kreis, sein Einverständnis mit den in den Frankfurter gelehrten Anzeigen abgehaltenen „Spektakels mit den Pfaffen" bringt Jacoby (6704) eine Notiz bei. — Th. G. Hippel wird von Brenning (6707) als ein „Centralmensch" gewürdigt, das Problematische in seinem Charakter, in dem Gegensatz seiner Lebensführung und seiner Schriften erörtert und einige allgemeine Ideen aus seiner Schriftstellerei herausgehoben: seine Stellung zu Religion und Aufklärung, zu Rousseau und Kant, seine Ansichten über Staatenwohl und weltbürgerliche Gesetzgebung, und vor allem über Erziehung, Ehe, Frauenfrage. — Ueber J. G. Hamann erhält man in einem Aufsatz von Stephan (6706), wo an Hayms und Minors Darstellung der Mangel an theologischen Fachkenntnissen gerügt wird, nur Allgemein-

heiten über die richtig angegebenen Hauptpunkte: den persönlichen und praktisch-religiösen Charakter seines auf das Bekehrungserlebnis und Erlösungsbewusstsein gegründeten Christentums, seine Begriffe von unmittelbarer Erfahrung und religiösem und historischem Sinn, sein Verhältnis zu der protestantischen Tradition und seine Bedeutung für Schleiermacher. — Ein ihn betreffender Artikel von Kühn (6705) in Webers christlicher Weltlitteraturkunde begnügt sich damit, von Hamann als dem Mann in Christo zu reden, die christliche Wahrheit den Hauptinhalt seiner Schriften zu nennen, einige Briefstellen über die „Kampfstellung zwischen Hamann und seiner Zeit" zu notieren und über seine litterarhistorische Bedeutung die Sätze aus Haym und Vilmar abzudrucken. —

Ueber J. C. Lavater liegt dagegen eine ganze Anzahl von Schriften vor, die ihm anlässlich der 100. Wiederkehr seines Todestages gewidmet sind. An Gehalt und Umfang obenan steht die mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Denkschrift (6709), die aus den Mitteln einer Züricher litterarischen Stiftung, der man schon die Bodmer-Denkschrift verdankt, veranstaltet worden ist. Als die Absicht des Werks wird angegeben, die Persönlichkeit Lavaters zur Darstellung zu bringen; und gewiss ist das die letzte Aufgabe bei einem Schriftsteller wie Lavater, der wie wenige „so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben" hat und weniger durch objektive Hervorbringungen als durch sein individuelles Dasein mit seinen vielartigen Ein- und Ausschüttungen seine geschichtliche Bedeutung hat, und nur von dieser psychologischen Einheit aus zu verstehen ist. Indes hat die Denkschrift nicht in einer solchen biographisch-künstlerischen Vergegenwärtigung ihren Schwerpunkt. Es wird vielmehr ein systematischer Weg eingeschlagen, die Persönlichkeit nach den verschiedenen Gebieten, auf denen sie sich geltend machte, auseinandergelegt und eine jede dieser Richtungen — Lavater als Geistlicher und Privatmann, als Züricher und Schweizer Bürger, als religiöse Persönlichkeit, als Philosoph und Physiognomiker, sein Verhältnis zu Goethe — für sich von einem hervorragenden Fachgelehrten abgehandelt; ein in Aussicht genommener weiterer Abschnitt, über Lavaters Beziehungen zu Kunst und Künstlern, ist nicht zustande gekommen. Die kurze zusammenfassende Einleitung verbleibt zum Teil bei Allgemeinheiten und ist unter mehrfachen Einschränkungen wesentlich aufs Moralische gerichtet, ein Gesichtspunkt, der auch sonst mehrfach in dem Buch hervortritt. Der Bearbeiter des philosophischen Teils, Heinrich Maier, gibt zum Abschluss der Empfindung Ausdruck, dass „der Mensch grösser, interessanter, anziehender gewesen sein muss als der Schriftsteller", und formuliert die Aufgabe einer Entwicklungsgeschichte von Lavaters Persönlichkeit, wie ein künftiger Biograph sie zu lösen hätte (S. 356, 484). Bei dieser Anlage sind alle Einzeluntersuchungen auf exakten Quellenstudien aufgebaut, unter vielfacher Verwertung des handschriftlichen Materials, das in Briefen und unveröffentlichten Schriften in den Züricher Archiven vorliegt, zumal in der Stadtbibliothek, die in den fast vollständigen Besitz der Lavater-Korrespondenz gelangt ist. — Den bedeutendsten Beitrag der Denkschrift liefern die beiden Abhandlungen über Lavaters Religiosität — verfasst von dem Theologieprofessor G. von Schulthess-Rechberg — und über seine philosophischen Bemühungen — von dem Philosophieprofessor Heinrich Maier; sie ergänzen sich zu einer grundlegenden Darstellung von Lavaters geistiger Entwicklung und dem Zusammenhang seiner Ideen. Sch. beginnt mit einer Analyse der Einflüsse, unter denen der junge, an Klopstock sich begeisternde und in der Bibel feststehende Theologe sich bildete (der Kreis um Bodmer, Butler, Spalding, Crugot; Moralische Gesellschaften und Wochenschriften): eine Atmosphäre von gemässigtem Rationalismus, in der doch schon früh Rousseaus Genie auftaucht. Bei der entscheidenden Wendung Lavaters zur Sturm- und Drangbewegung sind äussere Vermittlungen nicht nachweisbar, und ebenso sind die ersten Ansätze seiner neuen, in die Genieströmung mündenden Denkart, auf der seine religionsgeschichtliche Bedeutung beruht, nach dem Bestand der Quellen nicht mehr erkennbar (S. 178, 199); man muss auf Lavaters spezifisch religiöse Beanlagung, wie sie schon in den Bekenntnissen seiner Jugendbriefe über seine Seelenkämpfe sich darstellt, als auf das selbständige Element seiner Persönlichkeit zurückgreifen (S. 161/2, 199—200, 270ff.). Insbesondere gilt das von seiner „Christus-Religion", die erst später hervortritt als die anderen für seine theologische Eigentümlichkeit grundlegenden Ideen, welche mit „ästhetisch-moralischem Zug" bereits in dem ersten grösseren Werk des 27jährigen, den Aussichten in die Ewigkeit (1768—69), vorliegen (S. 180ff., 194, 210/1). Das Unterscheidende an Lavaters „Genialität" gegenüber der seiner nunmehrigen Freunde Goethe und Herder wird von Sch. dahin bestimmt, dass es nicht in der religiös-sittlichen Färbung, die ihnen vielmehr gemeinsam war, liegt, sondern auf die Divergenz der ganzen Denkweise zurückzuführen ist, auf den Gegensatz eines universalen kontemplativen Ich- und Weltgefühls zu Lavaters aktivem Idealismus, für den die Relation Gottes zu der einzelnen Seele die wesentliche religiöse und moralische

Tatsächlichkeit ist; daraus ergibt sich dann bei Lavater gemäss der faktischen Bestimmtheit der göttlichen Kundgebungen die Anerkennung des Rechts der Reflexion und rationalen Begründung gegenüber der Goethe-Herderschen Ausschliesslichkeit in der Wertschätzung des Gefühls für die Religion (S. 201ff.). Auf das Typische eines solchen Gegensatzes hätte dabei hingewiesen werden und die unterschiedlichen Formen der religiösen Erfahrung näher bestimmt werden können. Für Lavater verbindet sich in seinem ethischen Idealismus der kräftige Glaube an eine unmittelbare Gemeinschaft des Christen mit Gott wieder mit dem Bedürfnis, ja der Ueberzeugung von der Notwendigkeit sinnfälliger Offenbarungen. (Nicht ganz zutreffend ist Sch.s Hinweis auf die quietistische Mystik, für die dergleichen eigentlich schon überwunden war.) Das führt ihn zu der berüchtigten kritiklosen Stellung zu Magnetiseuren, Wundertätern, Orakeln (S. 224ff., eine genaue Schilderung des Kopenhagener Kreises S. 237ff.) und gibt seiner persönlichen Religiosität die friedlose Unruhe: „Wie eine fixe Idee verfolgt ihn bald in Gestalt der Selbstanklage, bald als Sehnsuchts- oder Zweifelsfrage an Gott, bald als Drang, die geheimnisvollen Seiten und ausserordentlichen Phänomene des menschlichen Wesens und Lebens zu erforschen, das Ideal des sinnlichen Verkehrs mit Gott und Christus und der wunderbaren Beherrschung des Geschickes durch Glauben und Gebet." Im Mittelpunkt von Sch.s Abhandlung steht die Darlegung eines systematischen Zusammenhangs in Lavaters verstreut ausgedrückten theologischen Ideen, seines „Systems", wie Lavater selbst es gern nannte. Als die Grundzüge sind hervorzuheben die Zeitideen der Entfaltung der Menschennatur zur Vollkommenheit, des Wertes der Individualität auch in der Religion, die anthropomorphistische Tendenz; die Person Christi hat dabei die doppelte Funktion: als der vollkommenste Mensch ist Christus in ähnlicher Weise wie die genialen oder heroischen Menschen unser Bürge und Vorbild für unsere Erhebung ins „Uebermenschliche" (dieser Ausdruck zur Bezeichnung des erhöhten Daseins des Menschen als des Gottes-Ebenbildes findet sich in adjektivischer Form vielfach bei Lavater, in substantivischer ist er schwerlich nachweisbar [S. 305, Anm. 21]); als der „konzentrierte" Ausdruck des göttlichen Lebens bringt Christus dem Menschen die Erlösung. Die Notwendigkeit einer solchen Erlösung wird nicht aus der Idee des radikalen Bösen, sondern — in unklar wissenschaftlich gemeinter Wendung — aus einem Gesetz der Wechselwirkung abgeleitet, das aus der natürlich-menschlichen Sphäre, wo die individuellen Anlagen durch Verkehr und Beeinflussung entwickelt werden, ins Religiöse übertragen wird; dabei die Anknüpfung der Religion an die natürlichen Bedürfnisse der menschlichen Natur. Der Gewinn eines solchen persönlichen Verhältnisses zu dem erlösenden Christus wird auf ein „divinatorisches Organ", auf einen individuellen religiösen Sinn zurückgeführt. Bei der durch Fr. H. Jacobi von Kant her vermittelten erkenntnistheoretischen Wendung dieses „Systems" treten die scharfen Formulierungen der Relativität und individuellen Verschiedenheit der Gottesidee hervor. „Was mich zum göttlichsten und menschlichsten, d. h. geniessbarsten und genussfähigsten Wesen macht, das soll mein Gott sein. Was 10000 Punkte meines Selbstgefühls berührt, ist zehnmal mehr mein Gott als was nur 1000 berührt." „Wäre noch ein grösserer, kraftreicherer Mensch auf Erden aufgetreten als Christus, der mehr Punkte meiner Natur berührte, meine Kräfte mehr aufregte, belebte, entwickelte, in Harmonie brächte und zu dem einen grossen Zweck meiner möglichsten Allgenussfähigkeit und Allgeniessbarkeit vereinigte — so wäre dieser Grössere mein Ideal und Idol, mein Herr, mein Gott und alles." „Die Religion des Subjekts muss sich mit dem Gegenstand derselben, Gott, alle Augenblicke mit dem Fortschritt der Erkenntnis, der Liebe, des Glaubens verändern, veredeln, erweitern, erhöhen und unaufhörlich fortschreiten." Der Begriff der Individualität Gottes, den Lavater aufstellt, wird anthropomorphistisch, durch die menschliche Art, alles zu humanisieren und personifizieren, gerechtfertigt. „Der Gott, der sich zeigen kann, der persönliche Gott, ist, wenn ich so sagen darf, nur eine Silhouette Gottes, des unanschaubaren, weltentragenden, nur ein relativer Gott, ein Gott für Personen, ein Ich für Ichheiten" (S. 249—50, 253/4, 268). Sch. weist auf den selbständigen Ursprung dieses Systems und auf den Zusammenhang mit grundlegenden Ideen Schleiermachers hin (S. 276ff.) und nimmt für Lavater die geschichtliche Bedeutung in Anspruch, dass er „der religiöse, der christliche Genius der Genieepoche" sei (S. 303). Die Unabhängigkeit Lavaters von der traditionellen Schultheologie, zugleich doch sein Mangel an Objektivität und wissenschaftlichem Denken, sein Gegensatz zur Aufklärung wie zur Orthodoxie wird festgestellt, ebenso seine Stellung zu den Pietisten (S. 280/1), insbesondere zu Jung-Stilling und Oetinger und den Herrnhutern (gegen Ritschl, Anm. 104 und 107) sowie zum Katholizismus. Zum Schluss eine Uebersicht von Lavaters Schriftstellerei und Analyse seiner Predigt und Seelsorge. (Eine schnell orientierende Zusammenfassung gibt Schulthess-Rechberg (6718) in einer kürzeren biographischen Skizze in Herzogs Realenzyklopädie.) — Maier hebt in seiner Abhandlung bei der Entwicklungsgeschichte stärker die

Abhängigkeit Lavaters von den Zeitideen hervor (die Einwirkung Rousseaus, den er 1764 besucht hat, S. 359, 382; die entscheidende innere Wendung wird später angesetzt und auf den Einfluss Goethes und Herders bezogen, S. 381 ff.) und behandelt besonders eingehend den Einfluss von Bonnets Psychologie, den er in überzeugender Weise nicht nur in den „Aussichten", sondern bis in die Grundlagen der Physiognomik verfolgt (S. 370 ff.). Lavaters Standpunkt ist ein eigenartiger Sensualismus, durch den er sich mit F. Jacobi und L. Feuerbach berührt: „Der geniale Sensualismus der gefühlsmässigen Erfahrung, dem sinnliche Wahrnehmung und inneres Erleben zusammenfliessen." Die Physiognomik ist das Hauptdokument bei der Würdigung Lavaters als eines Philosophen; was an philosophischen Elaboraten vorausgeht, dient nur dem Zweck, der Phantasie freien Raum für ihr künftiges Spekulieren zu schaffen, indem der Satz, dass die Unbegreiflichkeit einer Sache kein Beweis für ihre Unmöglichkeit sei, den Ausgangspunkt seines Philosophierens bildet. Auch M. stellt sich hier die Aufgabe, einen Zusammenhang in Lavaters Denken herauszuarbeiten, und setzt in höchst dankenswerter Weise die Physiognomik auseinander nach Begriff, Methode, Gehalt und theoretisch-psychologischen Grundlagen (Determinismus; der Mensch als psychophysisches Wesen und der bis ins einzelnste und kleinste durchgreifende Kausalzusammenhang zwischen Innerem und Aeusserem; der Satz der Individualität). Als der gesunde Kern des Unternehmens wird mit Virchow die freilich nur im allgemeinen angedeutete anatomische Grundlage herausgehoben: die Befestigung der physiognomischen Merkmale an die festen Körperteile, an das individuelle Knochengerüst, besonders das Gesichtsgerüst und den Schädel (Bedeutung des Profils und der Silhouetten), und mit gehöriger Skepsis wird die Möglichkeit einer in dieser Richtung auszubildenden Wissenschaft erörtert (Hinweis auf Lichtenbergs Einwendungen und dessen Unterscheidung von Pathognomik und Physiognomik). Aber jedes Inbeziehungsetzen der Spekulationen Lavaters mit den physiognomischen Folgerungen der modernen Anthropologie und Gehirnforschung wird zurückgewiesen. Die Kritik wendet sich gegen das Deklamatorische, Apodiktische, Phantastische der Behandlung, die Willkür und „sentimental unruhige Rhetorik", die bei dem disziplinlosen Generalisieren notwendigen Frivolitäten. Als das Beste wird mit Goethe Lavaters natürlicher Spürsinn und unmittelbare Menschenkenntnis anerkannt, ohne doch des weiteren verfolgt zu werden (S. 441). Die in dem Werk wirkende Welt- und Lebensbetrachtung von Sturm und Drang explizirt M. an Lavaters Definition des Genies, an seiner Herder-Goetheschen Beschreibung des Wesens des Dichters und an den Ausführungen über Religion, Individualität und Freiheit (S. 447 ff.). Nach diesem Höhepunkt von Lavaters litterarischer Tätigkeit ist sein Herabsinken zu der „Engherzigkeit" des „positiven Eiferers" zu konstatieren (S. 458 ff.). M. erörtert noch Lavaters Beziehungen zu den zeitgenössischen Philosophen, zu Kant, Reinhold, Fritz Jacobi; in dem Gedankenaustausch mit letzterem (S. 462 ff.) wird die Stellung zu Herder, Hamann, Lessing deutlich (Emendation der Briefstelle über Lessing: „Nie fand ich weder Akme noch Genie in ihm" in „. . . Ame noch Genie" Anm. 186). Endlich Lavaters Erkenntnistheorie in seinen letzten, mit starken Ansprüchen („Universalorgan" usw.) auftretenden philosophischen Handschriften und Publikationen; jene Ansicht von der Relativität der moralischen und religiösen Begriffe — „die Religion des einzelnen hängt von seiner Organisation ab" — wird hier an einen generellen relativistischen Sensualismus angeknüpft; die oberflächliche und nur vermittelte Berührung mit Kant, die deutliche Einwirkung Jacobis, die Spuren der Engländer werden hervorgehoben; recht bezeichnend ist Lavaters Aeusserung über Kant, dass er das Christentum, zu dem hin er doch ein „Zuchtmeister, ein philosophischer Moses" sei, „nicht ganz zu kennen" scheine. Mit dem Gewinn einer Erkenntnistheorie, die er „Meine Philosophie" nennen mag und die ihm die endgültige Sicherstellung des objektiven Rechtes seines Glaubens — und „Glaube ist schliesslich für ihn doch nichts anderes als Ahnung übersinnlicher Realitäten im religiösen Gefühl" (S. 466) — leistet, ist Lavaters philosophisches Interesse befriedigt. Zusammenfassend charakterisiert M. das Unphilosophische in Lavaters Denken, dessen „Element die Plerophorie des sentimentalen Pathos" war, und gönnt ihm in der Geschichte der Philosophie einen bescheidenen Platz neben Fr. H. Jacobi. Wenn er ihn trotzdem als „den" philosophischen Repräsentanten der Sturm- und Drangperiode glaubt bezeichnen zu sollen, so ist dabei wohl Sturm und Drang in etwas einseitigem Sinne gefasst. — Im allgemeinen sei noch bemerkt, dass bei der Entwicklungsgeschichte eine Anknüpfung an Leibniz, der doch schon in Klopstock auf Lavater wirkte und der jedenfalls hinter den wesentlichen Ideen der Perfektibilität und Individualität steht, zu vermissen ist (vgl. jedoch Maier S. 397 und Anm. 25), und dass wohl auch die analytisch-psychologische Richtung, wie sie in den Bekenntnissen vorliegt und in der Physiognomik auch ins Sprachliche, in die Sammlung eines „Vorrats von nuancierten Worten" usw. zu verfolgen war, eine selbständigere

Behandlung hätte beanspruchen können. Auch eine kritische Abgrenzung gegenüber Hamann wäre wohl am Platze gewesen, wenn das Urteil über Lavater: „der religiöse Genius jener grossen deutschen Epoche“ gefällt wird. — Ueber „Lavater und Goethe“ handelt in der Denkschrift Heinrich Funck. Er stellt aus den von ihm in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 16 (dazu als Ergänzung ein Aufsatz desselben Verfassers im Goethe-Jahrbuch, vgl. N. 7704), herausgegebenen Briefen und Tagebüchern die bezeichnendsten Stellen zusammen und verbindet sie mit psychologischem Raisonnement und auch moralischen Beurteilungen. — Im engeren Sinne biographisch sind zwei weitere Kapitel. Unter dem Titel „Lavater als Bürger Zürichs und der Schweiz“ führt der Historiker Gerold Meyer von Knonau die Zeiten aus Lavaters Leben vor, wo der im allgemeinen unpolitische Geistliche sich durch die Aufregung seiner religiösen und sittlichen Ueberzeugungen mit rücksichtsloser Gerechtigkeitsliebe zu öffentlichen Aktionen begeisterte. „Es sind die grössten Stunden seines Lebens, die in dieser Weise mit derartigen Aeusserungen sich verbunden zeigen.“ In eindringender, das Sachliche klarstellender Untersuchung erzählt der Verfasser das Auftreten des Jünglings gegen den ungerechten Landvogt — dabei hätte die schon in der Sprache offensichtliche Einwirkung Rousseaus angemerkt werden können; dann die Geschichte seiner „Schweizerlieder“, die noch in der vorigen Generation lebendig waren; seine Beteiligung am Waserhandel, die des weiteren durch ein Schreiben Lavaters an Johannes Müller **(6717)** illustriert wird, und vor allem seine Stellungnahme durch Schrift, Predigt, Brief in den Zeiten der grossen Revolution und den sich anschliessenden Bewegungen in seiner Heimat. Das typische Verhalten der Gebildeten, die zuerst dem Freiheits- und Gleichheits-Enthusiasmus sich hingaben, um dann angesichts des Terrorismus ins andere Extrem überzugehen, kommt dabei in einem instruktiven Einzelfall zur Anschauung, und Lavaters Aktivität erscheint in vollster Entfaltung und in idealer Beleuchtung. Von speziellem Interesse sind Mitteilungen über seine Anknüpfungen an den Minister Barthélemy und das Ehepaar von Roland. — Endlich ein Kapitel „Lavater im Amt- und Privatleben“, von einem seiner Urenkel, Georg Finsler, verfasst. F. stellt sich die Aufgabe, „die rein menschliche Seite in Lavaters Wesen zu zeichnen“, und beschreitet den schwerlich noch zeitgemässen Weg, den Menschen nacheinander in Amtsgeschäften, in ökonomischen Sorgen, als glücklichen Hausvater, Gatten, Vater, Freund, schlechten Geschäftsmann, in Einsamkeit, in Gesellschaft, auf Reisen, in seiner steten Hilfsbereitschaft, Popularität, kindlichen Selbstgefälligkeit zu betrachten. Die Charakteristik kommt bei aller Wärme, trotz des so umfangreichen, freilich auch nicht ganz benutzten handschriftlichen und gedruckten Materials, nicht über ziemlich vage Züge hinaus. Die schöne Aufgabe, ein „Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird“, in seinen Beziehungen zu der Umwelt zu schildern, bleibt noch zu lösen. Bemerkenswert sind Einzelheiten, wie die Freundschaft mit Dr. Hotze und die gemeinsame Goethe-Verehrung (die Beziehung von „Goethes Wilhelm“ S. 40 auf die Geschwister ist schwerlich zutreffend, es ist offenbar der Meister gemeint), oder die Mitteilungen über ein autobiographisches Fragment von Lavater und sein Tagebuch Noli me nolle für seinen Sohn. — Eine Ergänzung bieten die von P. D. Hess **(6715)** gleichzeitig mit der Denkschrift veröffentlichten Abschnitte über Lavater aus einer Selbstbiographie seines Amtsbruders Salomon Hess; unter den Titeln „Mein Verhältnis zu Lavater“, „Lavaters Verdienste, Tugenden, öffentliches und Privatleben“, „Lavaters besondere Originalitäten“, „Lavaters letzte Lebensumstände“ usw. gibt dieser Selbstbiograph eine bewundernde Aufreihung von Lavaters Eigenschaften und dazu einige, zum Teil auch bezeichnende Anekdoten. — Ferner liegt nunmehr das von Günther herausgegebene bekannte Reisetagebuch von 1774 **(6712)**, das seit Hirzel mehrfach stückweise veröffentlicht ist — zuletzt in dem Lavaterband der Goetheschriften — in einem exakten Abdruck der Hirzelschen Handschrift vollständig vor. — Eine Episode aus Lavaters Leben, die für seine Stellung in der Welt besonders charakteristisch ist — sein Erscheinen in Bremen unter den enthusiastischen Biedermännern nach seiner Ablehnung der Wahl zum Prediger, und dann sein Auftreten in der Propaganda für den Magnetismus —, wird höchst anschaulich von Luedecke **(6716)** geschildert; der Autor, der seine Studie zu einem Zeitbild von allgemeinem Interesse erweitert, teilt in einem Anhang das von ihm neu benutzte Quellenmaterial zum Teil in extenso mit, darunter Abschnitte aus einer Bremer Selbstbiographie, die weitere Beiträge zur Charakteristik Lavaters (und auch zur Geschichte der magnetischen Kuren) liefern. Als Verfasser des bekannten Spottgedichtes „Wie schön leucht uns von Zürich her Der Wunderthäter Lavater Mit seinen Geistesgaben“ wird der Bremer Rektor Johann Ludwig Ummius erwiesen (S. 107 und 153). — Eine beachtenswerte Zusammenstellung von Lavaters Beziehungen zu Freunden und Bekannten aus dem Schwabenland (besonders zu Wieland, Schubart, Miller, Moser, Armbruster und eingehender, mit Abdruck der Züricher Quellen, die Korrespondenz

mit der Herzogin Franziska und dem katholischen Landpfarrer Heggelin) gibt der Herausgeber des Diözesanarchivs Beck (6710). — Ueber Lavater als evangelischen Liederdichter handelt Superintendent Nelle (6721). Er hebt das stark Rationalistische in der Anordnung seines Gesangbuchs hervor, sein unbedingtes Bestreben, durch das Neue, Moderne, Zeitgemässe zu wirken, das Stereotype und Eintönige auch in dem metrischen Bau. Die Lieder, in den zwei folgenden Generationen noch wirksam, verloren sich seit der letzten Hälfte des Jahrhunderts aus den Gesangbüchern; die normale Erscheinung, dass ein kirchlicher Dichter wenigstens durch ein durchschlagendes Lied fortlebt, liegt bei Lavater nicht vor; vereinzelt finden sich jetzt noch hier und da etwa vier von seinen 700 Liedern. — Ein Aufsatz von von der Hellen über die Physiognomik (6714) bringt ausser einer Reihe von instruktiven Illustrationen nichts Neues bei; als Grundirrtum des Werkes wird hier die — von Virchow anerkannte — Beziehung des Psychischen zu der Knochengestaltung bezeichnet. —

Ist bei Lavater wie bei Hamann eine zusammenfassende Darstellung noch immer eine der drängendsten Aufgaben, so wird nun andererseits auch G. C. Lichtenbergs Bedeutung durch die Verdienste Albert Leitzmanns einer abschliessenden Würdigung nähergerückt. Die Veröffentlichungen, die Leitzmann in der Mitteilung über seinen Nachlass-Fund in Aussicht stellte, schreiten rüstig vorwärts. Die Gesamtausgabe der Briefe bringt den zweiten Band (6722), herausgegeben von Leitzmann und Schüddekopf, der noch nicht, wie ursprünglich geplant, bis zu Ende, sondern nur bis 1789 führt: unter den 272 Briefen dieser 8 Jahre sind 122 bisher ganz oder zum grössten Teil ungedruckte. Die bewährte Methode der Herausgeber gereicht auch diesem Bande zum Vorzug; die Noten zu den einzelnen Briefen geben in aller Knappheit die nötigen Nachweise, und hier und da, besonders bezüglich der Fehde mit Voss, ausführlichere Mitteilungen und Dokumente. Inhaltlich unterscheidet sich der Band von seinem Vorgänger vor allem durch das starke Hervortreten der fachwissenschaftlichen Erörterungen, entsprechend der im 18. Jahrhundert noch fortbestehenden Funktion des Briefes; Persönliches über Forscher, wie Volta und Herschel, Allgemeines über den philosophischen Standpunkt des Physikers, Neues auch über sein Verhältnis zu Kant kommt dabei zutage; die Laune, die alles durchwürzt, verselbständigt sich hier und da in der Unterbrechung der Abhandlungen mit „Intermezzi", und die graphischen Demonstrationen physikalischer Ideen sind für Lichtenbergs Witz zuweilen ebenso instruktiv, wie die anderen Zeichnungen, in denen der Briefschreiber nach englischem Vorbild eine aus der nächsten Umgebung erraffte Beobachtung, einen derben Zynismus oder eine herzliche Aufwallung fixiert. Doch behagen sich mit Lichtenberg die hervorragendsten Geister zuweilen auch bei recht kindlichen Scherzen; es heisst auch einmal, dass der Ofen „das Herz der Häuser" sei. Der speziell litterarische Ertrag (dafür besonders die Briefe an Nicolai) ist hier nicht das Wesentliche. Der scharfe Einblick ins Kleinpersönliche, alltäglich Menschliche des äusseren Lebens zeigt nicht mehr die bewegliche Mannigfaltigkeit wie in den früheren Briefen, aber genau genug die Atmosphäre der gelehrten Welt, aus der Lichtenberg meist frei und unabhängig herausschaut: die Göttinger Universitätsverhältnisse, über die er oft nach Hannover berichtet, seine Verbindungen mit der englischen Aristokratie, die Geschäfte des Magazins, wo viel von Förster und Bürger die Rede ist, des weiteren den familiären und gevatterschaftlichen Verkehr. „Sachen, Sachen, nicht Namen", ruft Lichtenberg selbst einmal einem seiner Korrespondenten seinen Hauptspruch zu. Vor scharf mitnehmenden Urteilen sind auch die nächsten Freunde nicht immer geschützt. Der eigenen Innerlichkeit wird in der Regel ein unmittelbarer Ausdruck nicht gestattet. „Ich bin eigentlich nicht empfindsamer Natur, wenigstens nicht für die Gesellschaft, ich geniesse in der Stille und lasse andere davon plaudern." Statt dessen hat er, besonders bei freudiger Erregung, fast immer eine launige Erfindung zur Verfügung, hinter der die echte Empfindung sich verbergen kann. Aber gerade in diesem Band sind mehrfach Stellen, in denen nicht nur allgemeine Gefühle, wie die Freude, in einer Zeit „unermesslicher Entdeckungen" geboren zu sein, sondern auch etwa ein tiefes Ergriffensein zu Worte kommt, und Lichtenberg von einer „ungeheuchelten Betstunde", Empfindung seiner Nichtigkeit, „Tränen der Bewunderung und der innigsten Andacht" berichtet. — Das Hauptdokument für Lichtenbergs Persönlichkeit bleibt doch das Gedankentagebuch seiner Aphorismen. Leitzmanns neue vollständige Ausgabe (6723) bringt in dem ersten, von 1764—71 reichenden Heft, dem drei weitere folgen werden, eine Bereicherung um das Vierfache der bisher gedruckten Nummern. In den Anmerkungen, die ein Drittel des Bändchens füllen, ist die mühselige Arbeit der Stellen- und Schriftennachweise fast vollständig geleistet. Man muss es dem Herausgeber besonders danken, dass er entgegen den Anmutungen zu populärer systematischer Gruppierung die historisch-chronologische Ordnung gewahrt hat; die

Personen- und Sachen-Register geben dem, der nicht die Individualität, sondern einzelne Aufschlüsse sucht, eine bequeme Orientierung. In der Vorrede weist L. auf die Bedeutung Lichtenbergs als des Klassikers des Aphorismus hin und stellt nach Abschluss der Veröffentlichung eine zusammenfassende Darlegung des litterargeschichtlichen und philosophischen Ertrags der Gedankenbücher in Aussicht. —

Einen Beitrag zur litterarischen Würdigung des herrlichen Justus Möser gibt Riehemann (**6727**) durch eine Untersuchung über den Humor in Mösers Werken; er greift diese schöne Aufgabe — abgesehen von einzelnen Bemerkungen über die Beachtung des Kleinscheinenden, über Parallelschilderungen usw. — nicht psychologisch oder formal an, sondern legt, wesentlich aus den patriotischen Phantasien, den Umkreis menschlicher Verhältnisse und Charaktere, die von Mösers Laune beleuchtet sind, vor und sucht dabei durch Zusammenstellung von Zitaten Gesinnung und Ansichten des Autors in gewissen Grenzen zu bestimmen, indem er die durch Ironie oder Satire verschobenen Umrisse zurechtrückt; dazu als Ergänzung Inhaltsanalysen von Mösers Abhandlung über das Grotesk-Komische und seinen zwei Harlekinaden. — Ein aus der Halberstädter Gleimstiftung veröffentlichter Brief Mösers (**6728**), der einer entscheidungsvollen Zeit seines Lebens (1757) angehört, erzählt von den heimatlichen Zuständen beim Einbruch der französischen Armee. —

Wir kommen zu den Erscheinungen und Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert, die durch die folgende Rubrik: Weltanschauung ergänzt werden. Der so jung, inmitten seiner Entwicklung zu philosophischer Selbständigkeit, aus dem Leben gerissene Heinrich von Stein beginnt jetzt ein Gegenstand des Heroenkults zu werden. In einer an die 1901 abgehaltene Gedenkfeier anknüpfenden Würdigung (**6734**) wird von dem „Dichterphilosophen" — ein jetzt grassierendes Allerweltswort — gesagt, dass er die Weltanschauung unserer Klassiker, Schopenhauers und Wagners „zu einer Einheit verschmolzen und gleichsam vollendet" habe: „eine Weltanschauung im höchsten Sinne des Wortes braucht heut nicht mehr gesucht zu werden, wir besitzen sie durch ihn". — Dankenswert ist eine freilich etwas flüchtige Studie über Stein von Chamberlain (**6733**), die aus der Revue des deux mondes (Juni 1900) für die Bayreuther Blätter übertragen ist; eine ganze Reihe unveröffentlichter eigenhändiger Dokumente Steins, zumal die 14 Hefte seiner vom 15. Jahre ab fortgehenden Tagebücher standen hier für die Darstellung des Entwicklungsgangs zur Verfügung. Ch. nennt ihn den vielleicht einzigen rechtmässigen Schüler Richard Wagners und bezeichnet als „die den Seinsgrund seines ganzen Schaffens ausmachende Idee" eine wohl mehr für den ganzen Wagnerschen Kreis charakteristische Anschauung: „dass der Mensch in sich eine unberechenbare Kraft zum Erkennen und Schaffen besitzt und dass er dieser Kraft nur bewusst werden und sich ihrer bedienen dürfe, um die menschliche Natur über sich hinaus zu steigern. Die Kunst ist eine Offenbarung dieser latenten Kraft; die Intuition des Künstlers steht daher über der des Philosophen." Die adlig-soldatische Abstammung von „Franken reinster Rasse", die protestantische Gesinnung und ausgesprochene Deutschheit des Charakters werden als die „allein wesentlichen Züge, die das Knochengerüst dieser starken Individualität ausmachen", geschildert. Aus der psychologisch-biographischen Skizze ist hervorzuheben die Darstellung der Beziehungen zu Eugen Dühring und dann zu Wagner: hier wird die Haltung Steins mit der Nietzsches konfrontiert und jenem, für den die Berührung mit dem Genie das Bewusstwerden der eigenen Individualität bedeutete, die „originellere" Geistesart zugesprochen. Des weiteren der Beginn seiner akademischen Laufbahn mit einer Vorlesung über Rousseaus Discours sur les sciences et les arts und die Einwirkung W. Diltheys bei seinen ästhetischen Arbeiten. Zum Abschluss eine zusammenfassende Aufzählung von Steins Produktionen. —

Bezüglich der hier als „Philosophen" zusammengestellten Dichter ist, was Wilhelm Busch anlangt, nur ein Aufsatz von Presber (**6738a**) von Belang wegen der aus ungedruckten Privatbriefen Buschs im Besitze von Joh. Prölss gegebenen Mitteilungen. Die fast völlige Unbekanntschaft Buschs mit „alten Schriften", auch denen der älteren deutschen Humoristen (den „wonnigen" Don Quijote hat er erst in seinen fünfziger Jahren kennen gelernt), der Ausgangspunkt seiner künstlerischen Entwicklung von der grossen Malerei, von Rubens und Teniers, die Abfassung fast all seiner Bücher zum „Selbstpläsier", sowie einzelnes über die Richtung seines philosophischen Interesses (Schopenhauer, Darwin; spätere resignierte Aeusserungen) ist daraus hervorzuheben. Die Lebensanschauung Buschs wird von dem Verfasser unter eine Formel gebracht, die dann durch einzelne von den allbekannten Versen belegt wird. — Ein Resumee dieses Aufsatzes ist **6738**. —

Ein eingehenderer Bericht ist bei Maurice Maeterlinck, dessen drei moralphilosophische Bücher hier eingestellt sind, erforderlich, obwohl eine Angabe des sachlichen Gehalts dafür nicht die eigentlich gebotene Behandlungsweise ist,

und anderseits eine zutreffende Analyse nur im Zusammenhang mit der dichterischen Produktion und einem Werk wie dem „Leben der Bienen" zu geben wäre. Unter den grossen Schriftstellern, die wie Nietzsche, Tolstoi, Ruskin die Bedeutung einer Lebensphilosophie für unsere Zeit zum Ausdruck bringen, ist Maeterlinck der am meisten schmiegsame, der ohne Weltumwendung und radikale Umwertung in bewusstem Zusammenhang mit den Gegebenheiten der Kultur nach den einfachen festen Ideen und Werten des Lebens in den komplizierten Erfahrungen der individuellen sittlichen Entwicklung sucht. Nicht diese Ideen selbst, sondern ihre Nuancierung, die Art, wie sie lebendig und eindringlich gemacht werden, bestimmt die philosophische Eigenart dieses Dichters: das freie persönliche Sichaussprechen eines hochstehenden Geistes, in der distinguierten Einfachheit einer Sprache, deren gedämpfte Farbigkeit und kunstvoll gleichschwebender Wohllaut der Betrachtung etwas der dichterischen Stimmung Verwandtes, Feierliches geben; dabei behält die Aussprache der Subjektivität immer den Stempel der Aufrichtigkeit, und die Besinnung über das Leben wird zur religiösen Kontemplation durch die gefühlsmässige Art, wie die Beziehung zu den Idealen erlebt und wiedergegeben ist. Zugleich spürt man die Atmosphäre einer intimen geistig-gesellschaftlichen Kultur, wo die inneren Beziehungen der Individuen zu einander einen Gesprächsstoff bilden, edle Frauen als Vorbilder der Lebenskunst angeschaut, menschlich bedeutsame Begebenheiten, Schicksale, Persönlichkeiten, in der Gegenwart und Geschichte betrachtet werden. Die Vertiefung des persönlichen Daseins durch das religiös-metaphysische Bewusstsein des Unendlichen, das in uns und um uns wirkt, spezieller das Verhältnis unseres Willens und unserer sittlichen Bildung zu den „ungeheuren unbekannten Mächten, die uns umgeben" und in Natur und Schicksal an uns herantreten, diese „wesentliche Tragödie des menschlichen Lebens" gibt auch seinem Philosophieren den beherrschenden Vorwurf. Diese ausschliessliche Beschäftigung mit dem Innenleben und individuellen Glück angesichts der dringenden sozialen Aufgaben und des nur allzu gegenwärtigen materiellen Unrechts und Elends wird von M. selbst als etwas Unzulängliches empfunden; er rechtfertigt es doch durch die idealistische Ueberzeugung, dass, um über die gegenwärtige Lage hinauszugelangen, das Bereitstellen von beglückenden Einsichten über die höchsten Dinge die Aufgabe des Moralisten sei: „denn die Menschheit ist dazu gemacht, um glücklich zu sein, wie der Mensch dazu gemacht ist, gesund zu sein. Es liegt nichts Verkehrtes darin, sie anzureden, als stände sie alle Tage am Vorabend eines grossen Glücks oder einer grossen Gewissheit". Und späterhin schiebt er, unter der Einwirkung der evolutionistischen Soziologie, die sozialen Probleme zurück auf den „Instinkt der Gattung", die in ihrer langsamen zielsicheren Arbeit schon am Werke sei, „den neuen notwendigen Ausweg" zur Ueberwindung des herrschenden Unrechts und zur Realisierung eines höheren Gerechtigkeitsideals zu finden. Bei der Aufstellung seines Lebensideals sind die allgemeinsten Ideen, die in den verschiedenen Traktaten wiederkehren, altes Erbgut der idealistischen Philosophie. Die Stoa, insbesondere die in Frankreich so viel mehr als bei uns lebendigen römischen Lebensphilosophen, Epiktet und Kaiser Markus, bieten seinem Denken einen ständigen Rückhalt, und für den Pantheismus, der hier mit dem Idealismus der moralischen Persönlichkeit verbunden war und nun mit dem modernen mechanistischen Weltbild sich auseinanderzusetzen sucht, findet M. Nahrung bei den Mystikern, die er z. T. aus eigenen Studien kennt, und bei der deutschen spekulativen Philosophie und romantischen Dichtung. Auf dieser Verbindung beruht der religiöse, man kann wohl sagen wesentlich christliche Gehalt seiner Lehre. Und durch das Verhältnis dieser beiden Richtungen, das immer mehr zur Betonung der moralischen Aktivität führte, bestimmt sich im wesentlichen die innere Entwicklung Maeterlincks, über die bereits so viel geschrieben ist und die auch in den theoretischen Schriften unverkennbar hervortritt. Doch war die anfängliche ausschliessliche Versenkung in die mystische Kontemplation, wie es jetzt nach Maeterlincks eigenen Worten scheint, weniger der Ausdruck seines vollen wirklichen Lebensgefühls, als eines „dunkeln dichterischen Instinkts", der die neue Möglichkeit, das Walten der geheimen Mächte in Seele und Welt zu gestalten, vor sich sah. Und es handelte sich auch schon in dem „Schatz der Armen" **(6743)** nicht um ein Ideal der Entwerdung, sondern das Schweigen, die Stille der Seele, von der er mit den Worten der Mystiker redete, wurde ihm etwas Aktives in der Richtung auf rein menschliche Bildung. Der mystische Begriff des Seelengrundes, der philosophische des transzendentalen Ich dienten ihm dabei, um hinter die „Oberfläche" unseres affektiven und Verstandeslebens hinabzuleuchten in das Geheimnis unserer „wahren geistigen Persönlichkeit": diese entsteht und wächst mit dem Bewusstsein unserer Bezüge zum Unendlichen; durch ein intuitives Leben, für das jede Handlung und Idee an etwas Grosses und Unsterbliches sich knüpft, durch ein „höheres Leben in gewohnheitsmässiger Schönheit und Ernst-

haftigkeit", das, um zum Göttlichen sich zu kehren, nicht mehr erst der Todesfälle, schweren Leiden usw. bedarf, machen wir die Kraftquelle, die wir in den unbewussten, unanrührbar lauteren Tiefen des Lebens besitzen, wirksam, und in der so geweckten schweigenden Tätigkeit dieser „unnennbaren Kraft" vollzieht sich unsere sittliche Entwicklung. „Es ist viel weniger wichtig, sein Leben umzuformen, als es wahrzunehmen; denn es formt sich von selbst um, sobald man es gesehen hat . . . Denke oder sprich in diesem Augenblick Dinge, die zu schön sind, um in dir wahr zu sein, und morgen schon werden sie wahr sein, wenn du versucht hast, sie heute abend zu denken oder zu sagen." In vielfachen neuen und alten Wendungen, vom tiefen Leben, von der unsichtbaren Güte, von der inneren Schönheit, dem Schweigen und Erwachen der Seele, in Betrachtungen über Plotin, Ruysbroeck, Novalis, Emerson geht er den Wegen der Seele zu diesem Gott in ihrem Innern nach. Das Dasein eines seelischen Bereichs, das über unser empirisches Bewusstsein hinausreicht und in dem nichts, was geschieht, ohne Spur bleibt, veranschaulicht er an den geheimnisvollen Erscheinungen des Lebens: dem unmittelbaren Verkehr von Seele zu Seele, der tiefen Natur der Frauen, dem Mysterium der Liebe, dem Kraftzuwachs, der uns von geliebten und vorbildlichen Menschen kommt, dem geschichtlichen Bedingt- und Getragensein unseres Geistesglaubens. Dazu gehörig ist die Bestimmung des Objekts der Dichtung: die „Tragik des Alltags" im Gegensatz zu der Darstellung des Menschen in den Gewitternächten der Leidenschaften in der „Tragödie der grossen Abenteuer". „Es handelt sich darum, das Erstaunliche der blossen Tatsache des Lebens darzustellen; das Aufsichselbstberuhen einer Seele inmitten einer stetig eingreifenden Unendlichkeit zu zeigen", die unerkannte Gegenwart von Erhabenheit, Macht, Gottheit in dem Leben sichtbar zu machen, wie es „an seinen Quellen und Mysterien hängt mit Banden, die ich weder Gelegenheit noch Kraft habe, jeden Tag zu erkennen". — Mit der Rückwendung in das Vollgefühl der Selbständigkeit sittlichen Willens in „Weisheit und Schicksal" **(6742)** treten dann für Maeterlinck die sokratisch-stoischen oder christlichen Ideale in den Mittelpunkt, mit einer Erweiterung, die aus der Ethik des deutschen entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus gewonnen ist. Die Selbstbetrachtung bewegt sich wie in der entsprechenden antiken Tugendlehre in der Darstellung eines Ideals des Weisen, und der Grundsatz kehrt wieder: „Gewöhnen wir uns daran, so zu handeln, als ob uns alles untertan wäre, aber dabei in unserer Seele stets einen Gedanken zu unterhalten, dessen Aufgabe es ist, sich den grossen Gewalten, denen wir begegnen, auf edle Weise zu unterwerfen". Selbstvertrauen, Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Grösse und Schönheit der Seele, Ehrfurcht, Hochherzigkeit, Güte und Liebe vor allem sind die einfachen Tugenden, die ohne weiteren Versuch einer Rangordnung, aber in nuancierter Behandlung der menschlich-sittlichen Beziehungen eindringlich gemacht werden; dem entsprechend wird die im Gewissen der Gattung lebendige Sittlichkeit als die starke Grundlage befunden, auf der sich aus denselben Elementen das Ausserordentliche erhebt. Und gegenüber der Gleichförmigkeit und abstrakten Regelhaftigkeit von Tugendübung stoischer Art wird dem modernen Daseinsgefühl sein Recht. Dabei dient das Epiktetische Sichzurückziehen auf das, was in unsere Macht gegeben ist, auch für M., um dem Weisen die Unabhängigkeit gegen Aussenwelt und Schicksal zu sichern, aber er muss über das damit verbundene stoische Negieren all des Reichtums von Lebensgütern hinausgelangen; denn „wir sind vor allem die blinden Hüter des Lebens: dies ist das einzig und allein Gewisse, dies ist der einzig feste Pol der menschlichen Moral; man hat uns das Leben gegeben, wir wissen nicht warum, aber das scheint klar: nicht um es zu schwächen oder zu verlieren". Hier greift jener erweiternde sittliche Gedanke ein: dass jedes Erlebnis eben als Erlebnis, das sogenannte Unglücksschicksal eingeschlossen, fruchtbar gemacht werden kann durch die Art, wie es innerlich angeeignet und zur Entwicklung und Vertiefung der Persönlichkeit genutzt wird; die vulgäre Unterscheidung von Glück und Unglück wird hinfällig, sobald erkannt ist, dass jeder so erlebte Moment die Kraft enthält, das Bewusstsein zu mehren, zu läutern und wahrer zu machen. Es handelt sich um das „aktive moralische Bewusstsein" im Gegensatz zu dem intellektuellen: nicht die abstrakte Vernunft, sondern die durch das ganze vergangene Leben des Individuums erworbene Gestalt der Seele entscheidet darüber, was wir aus Leid und Glück machen, wie wir unser Schicksal wählen. So wird die Wahrheit, die „Wahrheit unserer Seele und unseres Charakters" und die Uebereinstimmung mit den Dingen wie sie sind, der letzte Wert und der Massstab für die Höhe eines Bewusstseins. „Jedes Ideal, das keiner starken inneren Realität entspricht, ist nichts als eine müssige, unfruchtbare und bequeme Lüge . . . Der schüchternste Gedanke der Zuversicht, der heiteren Ergebung in unvermeidliche Gesetze ist bereits eine Tat, die einen Stützpunkt sucht, um sich endlich zu Leben und Wirklichkeit aufzuschwingen." Auch das von M. so oft symbolisierte Gefühl unseres Beherrschtseins von einer übergewaltigen Macht wird als ein vertiefendes

Element unseres Selbstbewusstseins in diese Lehre von dem Lebenswert der Wahrheit einbezogen (S. 140ff.). Und der Zusammenschluss mit dem Pantheismus wird dadurch ausgedrückt, dass alle innere Entwicklung und Erweiterung der Seele erst ihren wesentlichen Sinn erhält, indem sie ein tieferes unbewusstes Leben in uns weckt und uns so in einen engeren sympathischen Konnex bringt mit dem Uebermächtigen, dessen Teil wir sind: eine stärkere Sicherheit unseres Lebens und Glücks muss daraus hervorgehen. Anderseits sucht M. den Widerstreit von sittlichem Willen und Schicksal dadurch zu mildern, dass er den Machtbereich unserer moralischen Persönlichkeit weiter fasst und, gegen die unklaren Vorstellungen von Verhängnis und Zufall sich wendend, erörtert, wie weit auch die Gestaltung unseres äusseren Schicksals in unsere Macht gegeben sei, vermittelst des Einflusses, den unser Charakter auf unsere Haltung gegen die Welt übt. Er greift dabei auf Geschichte und Litteratur zurück und sucht in psychologischen Analysen besonders an Napoleon zu zeigen, wie die eigentliche Ursache für die üble Wendung seines Geschicks in etwas Innerlichem zu finden sei: in der Erschütterung des Selbstvertrauens, die mit der Verübung eines ersten Unrechts notwendig verbunden ist; denn jede Ungerechtigkeit bedeutet: darauf verzichten, auf sich selbst zu bauen, bedeutet den Verlust des deutlichen Gefühls unserer Persönlichkeit und unserer Kraft. Denn „der Geist und Charakter des Menschen, kurz sein ganzes moralisches Wesen, kann nur in der Gerechtigkeit leben und wirken". Schliesslich wird der Gedanke aufgenommen, dass die wesentliche Ursache alles Unglücks, die Gleichgültigkeit des Naturlaufs gegen unsere moralische Gesinnung, die eigentliche Bedingung von sittlichem Leben ist, weil dieses nur durch die Geschiedenheit von allem Naturgeschehen und die Unangängigkeit utilitarischer Rechnungen seinen selbständigen Wert behauptet. So erhält die Lessingsche Formel: „das Gute tun um des Guten willen" eine pointiertere Fassung. — Diese Betrachtungen werden von Maeterlinck in dem dritten Werk, dem „Begrabenen Tempel" **(6741)**, dessen erster, früher entstandener (1898—99) Teil sich unmittelbar an sie anschliesst, fortgeführt. Hier kommt M. zur Abgrenzung seiner Selbstbesinnung, die sich ihm auf ein subjektives „Gefühl für das menschlich Notwendige" gründet, von der Naturwissenschaft. Die wissenschaftliche Erkenntnis, für die das Dasein unseres Planeten ein Zufall in der Geschichte des Weltganzen ist und unser Menschendasein als wohl vergeblich und nichtig erscheint, enthält vielleicht „die gewaltigste und gewisseste aller Wahrheiten", kann aber bei dem Mangel jeglicher Einsicht in ein Ziel des Weltgeschehens nur von mittelbarer Bedeutung für uns sein, als Schutzmittel gegen geozentrische Beschränkung. „Nicht darauf kommt es an, sich an die vom Standpunkt des Weltalls wahrste Wahrheit anzuklammern, sondern an die im Sinne des Menschen wichtigste." Nach dem Massstab des Lebenswertes ergibt sich die relative Berechtigung des anderen, in unserer inneren Erfahrung gegründeten Standpunkts, der uns der Bedeutung unseres Lebens und unseres Planeten versichert. Diese Wahrheit ist „zwar enger, aber sie geht unser leibhaftigstes Leben unmittelbar, augenblicklich und unabweislich an"; die darin liegenden Probleme werden jeden Augenblick von dem Leben selbst, das die beiden sich widersprechenden Wahrheiten einheitlich in sich enthält, gelöst. Und das Streben nach rein menschlicher Bildung verliert sein ephemeres Aussehen bei der Annahme von dem „logischen" Charakter der Natur, von der Erhaltung und Fortwirkung aller Energien im Universum: die von uns vollbrachte Erhebung der Materie auf die „ausserordentliche leuchtende Stufe, die das menschliche Denken einnimmt", wird nicht spurlos vergehen, ja etwas wie persönliche Unsterblichkeit scheint sich hier zu erschliessen. „Es wäre tollkühn zu behaupten, dass von den Errungenschaften unseres Hirns, vom Streben unseres guten Willens weder in uns noch in anderen etwas übrig bliebe." So ist die Analyse der Tatsachen des Selbstbewusstseins weiterzuführen, und das Gewissen, die „wunderbare Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe in unserem Herzen" bleibt die unzerstörbare reale Grundlage der Morallehre. Der Gegensatz zu einer von den naturwissenschaftlichen Evolutionsgedanken ausgehenden Moral der Natur und der Instinkte wird jetzt ausdrücklich dargelegt. „Wenn die Rasse unbezwinglich und in ihrer Ungerechtigkeit vielleicht gerecht ist, wenn die Menge selbst Rechte zu haben scheint, die der einzelne nicht hat und wenn sie bisweilen grosse unvermeidliche und heilsame Verbrechen begeht, so hat doch jedes Individuum in der Rasse, jeder einzelne in der Masse die Pflicht im Umkreise seines gesamten Bewusstseins, das er in sich zu erzeugen und zu erhalten vermag, gerecht zu bleiben. Dieser Pflicht dürfen wir erst dann Valet sagen, wenn wir alle Gründe der grossen scheinbaren Ungerechtigkeit kennen." Besonders schön sind die Ausführungen über die unbestimmten, unbenennbaren, durch jedes Sichbewusstmachen sich selbst zerstörenden Glücksgefühle, in denen wir atmen, wenn wir eine stetige Atmosphäre von Wahrheit und „Gerechtigkeit" in uns gebildet haben. Gegenüber dem „Leben in der Materie" zeichnet M. das Ideal einer freien, gesunden, den Körper adelnden Geistigkeit, wo die

harten Kämpfe und Entsagungen unseres realen Geschicks in sanfte ruhige Bewegung gelöst sind durch die Weisheit, die die Wirkungsweisen aller Schicksale in unserem eigenen Innern gegründet weiss und da allenthalben die stillen, langsamen, unendlich komplizierten Entwicklungen sieht. Und die religiöse Vertiefung des Lebens durch den Verkehr mit einer transzendenten Welt soll nicht mehr von einer willentlichen ständigen Versenkung in die „Schauer des Weltmysteriums“ ausgehen: „der Gedanke daran wird nur dann wahrhaft erspriesslich, wenn er der unverhoffte Lohn eines Geistes ist, der sich der Erforschung des Erkennbaren und Endlichen bedingungslos und rechtschaffen gewidmet hat.“ Endlich wird die stets im Hintergrund stehende Frage nach einer grossen, durch ein neues Lebensideal geformten Dichtung hier zusammenfassend abgehandelt (S. 88ff.). M. erörtert die Bedeutung, die eine im Volksbewusstsein herrschende Weltansicht für den Dichter hat, und betrachtet von da aus die Schicksalsidee im antiken Drama, den katholischen Glauben bei Calderon, die Idee der heroischen Pflicht bei Corneille, dann die gegenwärtige Unsicherheit in den Ideen und Gefühlen über die letzten Dinge und die in dieser Lage gesuchten Auskunftsmittel in Roman, Historie, Drama, zumal bei Ibsen. Für den Dichter bleibt die Aufgabe zurück, das Tragische und Irrationale des Lebens in ein neues, wahreres Symbol zu fassen, das der Darstellung der Wirklichkeit die „tiefe religiöse Schönheit“ verleihe und den Menschen in einer „grossartigen, geheiligten und bedrohlichen Perspektive“ sehen lasse. In den späteren Kapiteln des Buchs spekuliert M. mit Hilfe der Doktrin von der Phänomenalität der Zeit über die vom Menschen zu erringende Herrschaft über die irrationalen Mächte, Schicksal, Zufall usw. Indem er das unbewusste Seelenleben mit einem intelligiblen Ich, dem er Zeitlosigkeit, Allwissenheit und Allmacht zuschreiben will, konfundiert, mag er das beharrliche Glück oder Unglück eines Menschen zurückführen auf die grosse oder geringe Funktionstüchtigkeit dieser unbewussten Kraft in ihm, welche bei einem mit einem Glücksstern begabten Menschen unmittelbar oder mittels Ahnungen und dergleichen seine äusseren Handlungen dirigiere, und er mag eine Zeit erträumen, wo das zukünftige Geschehen für den Weisen ebenso kund und bestimmend sein werde, wie er sich heut durch die Kunde der Vergangenheit warnen lässt. Den Lockungen des Okkultismus begegnet M. doch kritisch und vorsichtig. — Die mehrfachen ausführlichen Würdigungen von Maeterlincks philosophischen Büchern bekunden den Einfluss, den sie nach ihrem Erfolg in Frankreich und England auch bei uns gewinnen. Als Anhänger Eduards von Hartmann verfolgt Drews Maeterlincks Schriften mit besonderem Interesse (**6744** und **6741**). Ihm ist es wesentlich um die Feststellung der metaphysischen Grundlagen dieser Lebensphilosophie zu tun, und er hat dabei einen festen Massstab an der „Philosophie des Unbewussten“. Die Entwicklung Maeterlincks wird etwas dramatisch zugespitzt als ein entsetztes Sichlossagen von den fatalistischen Konsequenzen seiner ersten, irrigen Ausdeutung des unbewussten Weltgrundes, die glückliche Wandlung in „Weisheit und Schicksal“ gilt als Auffindung eines „neuen Prinzips für das Verständnis des Daseins“, und das Werk über das „Leben der Bienen“, das aus der 15jährigen Beschäftigung Maeterlincks mit diesen wunderbaren Gesellschaftstieren hervorgegangen ist, erhält seine Bedeutung als „Anwendung dieses Prinzips auf einen speziellen Gegenstand des Naturlebens“: als Zeugnis für die wahre Naturphilosophie, deren unterscheidendes Merkmal in der Anerkennung von unbewusster Geistigkeit, Vernunft, ideebestimmtem Willen, naturwissenschaftlich unerklärbarer Zweckmässigkeit der Natur besteht. So erscheint das „Leben der Bienen“ als eine „sinnige und tiefsinnige Paraphrase zu dem Kapitel über den Instinkt in Hartmanns Philosophie des Unbewussten“. Auch der Widerspruch der mechanistisch beschränkten Naturforscher gegen dieses Werk wird mit den Anfeindungen, die Hartmann erfuhr, parallelisiert, als ein Zeichen für den Tiefstand der philosophischen Bildung bei uns. Dagegen wird der „Begrabene Tempel“, dem der verdienstvolle Uebersetzer von Oppeln-Bronikowski einen Hinweis auf die schrittweise Annäherung Maeterlincks an die Geistesrichtung Hartmanns vorausgeschickt hat, mit einer gewissen Enttäuschung betrachtet, Maeterlinck biege unter dem Einfluss des Positivismus von dem eingeschlagenen Wege ab; er wage den Gedanken einer objektiven, der Natur wie dem subjektiven Geist immanenten Weltvernunft doch nicht energisch zu ergreifen; die Entgegensetzung unseres moralischen Lebens gegen das Naturgeschehen bedeute eine Abirrung zu einem stoischen eudämonologischen Individualismus und einem jüdisch-egoistischen Gerechtigkeitsbegriff, die nur zu erklären sei durch seine „ungenügende Durcharbeitung des axiologischen Problems“, d. h. die mangelnde Einsicht in das Uebergewicht der Unlust über die Lust auf allen Gebieten des Daseins. D. weist in Maeterlincks Auffassung des Unbewussten die Schwierigkeiten und Widersprüche nach und fürchtet, dass sie dahin führen, seine ganze philosophische Weltanschauung auseinanderzusprengen. — Ein Aufsatz über Maeterlincks Weltbetrachtung von von Gleichen-

Russwurm (6745) ist eine Inhaltsangabe des „Begrabenen Tempels“, der als ein mutiges, stolzes Buch von der Grösse des Menschen, der schon bestehenden und der erst zu erringenden, begrüsst wird. — Meyer-Benfey (6745a) widmet in einem Buch, das einen „Grundriss der modernen Religion“ zu entwerfen bestimmt ist, die letzte und umfangreichste Abhandlung einer Darstellung Maeterlincks als des modernen „Propheten“, der „ohne Zweifel zu den ersten Grössen der Weltgeschichte auf diesem Felde gehört“, die „eigentliche Verkörperung des modernen Geistes, wenigstens in religiöser Hinsicht“, darstellt und neben dem jungen Schleiermacher als „der zweite Entdecker der reinen Religion“ zu betrachten ist. Der Verfasser geht richtig davon aus, dass „das Problem des Lebens“ im Mittelpunkt von Maeterlincks Schriften stehe, und er erkennt auch die beiden Grundrichtungen seines Denkens. Aber statt einer sachlich zusammenhängenden Darstellung, die das Uebernommene von dem Originalen zu scheiden suchte, gibt er eine systematische Znsammenstellung von Zitaten, wobei er unzutreffende Definitionen und Sonderungen zugrunde legt, um seinem Helden die Prädikate: Philosoph, Prophet, Ethiker, religiöses Genie beizulegen oder abzusprechen. Auch eine Frage, ob „der eigentliche Maeterlinck“ in seinen „Dichtungen oder prosaischen Schriften zu suchen“ sei, wird gestellt und wegen geringerer formaler Begabung dem Dichter eine schlechtere Note gegeben, wobei verkannt wird, wie die eigentümliche symbolische Form seiner ersten Dramen in seiner Weltauffassung begründet ist. Zutreffendes wird über Maeterlincks Entwicklung gesagt (S. 140ff.). Das Ergebnis ist, dass Maeterlinck die „definitive Lösung“ des Problems von Freiheit und Notwendigkeit gefunden und eine neue, „das christliche Ideal“ endgültig beseitigende Verbindung von Religion und Moral gestiftet habe; Nietzsche und Tolstoi sind „in ihm in einer tieferen umfassenderen Einheit vereinigt“. Ganz unzureichend ist die Art, wie Maeterlincks Begegnungen mit anderen modernen Schriftstellern durch Vergleich von Einzelheiten dargetan werden sollen. — Von Interesse ist eine Artikelreihe über Maeterlinck von Helene Roland-Holst (6746) in der sozialdemokratischen Wochenschrift wegen der flotten, siegessicheren Einseitigkeit, mit der die sogenannte materialistische Geschichtsbetrachtung durchgeführt wird. Maeterlinck gilt hier als der Vertreter des alternden westeuropäischen Kapitalismus, dessen Todeskampf er mit einem schönen Schimmer verkläre. Die Gefühle seiner Dichtung und Philosophie — Unsicherheit, Unbewusstheit, Ohnmacht, Angst vor übergewaltigen Mächten — erscheinen in witzig gewendeten Zitaten als Ausdruck der Gefühle der Bourgeoisie gegenüber der drohenden Macht des Proletariats. Im „Leben der Bienen“ aber wird der beste, triumphierende Geist der Naturwissenschaft und „die stolzeste Haltung des menschlichen Geistes im Vorgefühl seiner künftigen Freiheit“ gesehen und ein Grund zu der Hoffnung, dass „dieses feine und tiefe Talent nach vielen Irrfahrten noch den Weg zur sozialistischen Auffassung finde“. —

Ueber die sogenannten Popularphilosophen, die in den zeitüblichen Formen des Essays und Aphorismus sich bewegen, ist hier nur kurz zu berichten. Wilhelm Bölsche, dessen Geltung in den zahlreichen Würdigungen (6747 bis 6751) hervortritt, wird da nach seiner sympathischen Persönlichkeit, seinem Ideal einer ästhetischen Kultur, seiner Abhängigkeit von Fechner, Herman Grimm, Ernst Haeckel analysiert und als einer nicht nur unserer populärsten, sondern unserer ersten Aesthetiker und Meister in der Kunst des Essays gekennzeichnet; die Schriften selbst (6752-2a) liegen uns nicht vor. — Eine Essay-Sammlung „Alltägliches und Neues“ (aus dem Kunstwart, den Grenzboten, der AZg. usw.) von Carl Otto Erdmann (6753) verbreitet sich in einer auf begriffliche Klärung gerichteten Behandlungsweise mit gesunder Reflexion meist aus zweiter Hand (Spencer, Wundt, Schopenhauers und Fechners Aesthetik) über Sittengeschichtliches und Aesthetisches; beachtenswert sind einige mehr philologische Zusammenstellungen über Höflichkeitswendungen und deren Entwicklung (S. 93ff.), über sprachliche Verwirrungen, eine Analyse des Eindrucks des Geistreichen usw. — Adalbert Svoboda, der in den Grenzb. (6756) kurz abgetan wird, erhält von seinem Freunde Rosegger (6757—6758), der von ihm entdeckt und wesentlich gefördert worden ist, einen warm empfundenen Nachruf, in dem die segensreiche Wirksamkeit Svobodas in den Alpenländern und die sittlich hochstehende Gesinnung des „Atheisten“ zur Anerkennung gebracht werden. — Unter den Aphorismen-Sammlungen wird dem Büchlein von Kreiten (6761) auch ausserhalb des katholischen Kreises, dem der Autor angehört, Lebenserfahrung und Gedankenreichtum nachgerühmt. — Die üble Art von Nietzschenachahmung ist vertreten durch eine „Variété des Geistes“ (6762), deren Veranstalter unter der Ueberschrift „Mein Problem“ die Gleichung Geist = Krankheit als seine Erfindung in Anspruch nimmt. — Linde (6763) hofft durch die aphoristische Form das Nähegefühl der Wirklichkeit, das durch einen systematischen Gedankenzusammenhang leichter eingebüsst werde, zu erhalten, und äussert sich verständig über vielerlei

Dinge, zumal über pädagogische Fragen; Weigand (6766) gibt, in 12 Gedanken zerlegt, eine Betrachtung über das Verhältnis von Leben und Kunst zu Reflexion und Kritik. —

Was hier unter dem Titel Weltanschauung an populären Schriften zu verzeichnen ist, bietet einen Ausschnitt aus dem bekannten Bild der aus der Auflösung heraus meist mit unzulänglichen Mitteln nach neuen allumfassenden Ideen strebenden Zeit. Das Vorherrschen der Naturwissenschaft, besonders der Biologie, die als wesentlicher oder einziger Ausgangspunkt für die Bildung des Neuen gefasst wird, ist hier, wo es sich nicht um eigentliche Fortarbeit, sondern um Verbreitung mehr oder minder fundierter Gedanken handelt, noch immer die augenfälligste Erscheinung: Verkündigungen des Monismus und dann wieder die Versuche, sich christlicherseits mit dem wissenschaftlichen Weltbild auseinander zu setzen. Eine Heerschau über die „feindlichen Haufen, welche augenblicklich die Kirche der deutschen Reformation" bedrohen, hält L. Weber (6773) zum Abschluss seiner Allerwelts-Weltlitteraturgeschichte ab. Er findet da den Materialismus, der zum Pessimismus und in der Regel dann zum Selbstmord führt; einen Humanismus (Egidy, Ethische Kultur), der ohne Christlichkeit zur Bestialität herabsinkt, einen Aesthetizismus, Nietzscheanismus, übertriebenen Nationalismus und Mystizismus. — Einen „Ausgleich unserer tiefsten religiösen und überhaupt unserer idealen Bedürfnisse und Besitztümer mit der schon durch Kopernikus erweiterten Weltanschauung" erstrebt Ziemssen (6768), indem er mit milde und mässig verteiltem Lob und Tadel durch ein vom alten Orient bis ins 19. Jahrhundert reichendes Kompendium der astronomisch bedingten Weltansichten „eine Empfindung für das Weltganze" zu verbreiten sucht und gegenüber dem „beklagenswerten halbheidnischen völligen Pantheismus" Brunos ein nicht weiter verdeutlichtes undogmatisches Christentum mit Schöpfergott und göttlicher Pädagogik, aber ohne Geozentrismus wünscht; Fechner erhält selbst bei solchen Gedankengängen besondere Sympathie. — Wertvoller ist ein in württembergischen Protestantenvereinen gehaltener Vortrag von Brückner (6775) über Christentum und moderne Weltanschauung. Hier wird der pantheistische Monismus, der ja tatsächlich in seiner kontinuierlichen Entwicklung von Giordano Bruno ab einen allgemeingültigen Fortschritt der christlichen Religiosität bedeutet, als Grundlage des erst noch zu verwirklichenden Christentums anerkannt; freilich wird dieser Standpunkt, für den der Autor auf Spinoza und Schleiermacher zurückgeht, als „Monotheismus" bezeichnet. Die andere Seite der christlichen Religion wird dann, wieder im Anschluss an Schleiermacher, durch Analyse der allgemeinen Erfahrungen des religiösen Bewusstseins gewonnen und von der Lehre der Evangelien als das Wesen des Christentums „die Religion der Liebe, des Geistes und der Innerlichkeit" zurückbehalten. — In einer Besprechung dieses Vortrages und anderer Erscheinungen wendet sich Felden (6774) gegen das Verfahren, unter Ausscheidung der „unmodernen Gedanken", das, was gerade uns gemäss ist, als die reine Lehre Jesu darzustellen und nicht frei und bewusst das Ungemässe und unser Recht, darüber hinauszugehen, anzuerkennen. — In Anknüpfung an Bruno Willes Offenbarungen des Wacholderbaums, die man als einen „Markstein in der Entwicklung zu einer höheren Einheit von Monismus und Christentum" bezeichnen wollte, weist Bonus (6777) auf den da populär gebotenen Fechnerschen Pantheismus hin: dieser Standpunkt werde neben Darwinschen Gedankenreihen eine wesentliche Rolle spielen in der neuen besseren Weltanschauung, deren das Christentum bedürfe, um sich gegenwärtig zum Bewusstsein zu bringen. —

Die Art, wie die Begeisterung für Giordano Bruno bei einer der Gedenkfeiern im Berliner Rathaussaal sich äussert, ist konstatierbar in einem rauschenden Vortrage „Giordano Bruno und die Gegenwart" (6769), wo einzelne Hauptsätze des grossen Renaissance-Philosophen als Vorverkündungen der von Ernst Haeckel und Arnold Dodel streng wissenschaftlich begründeten monistischen Weltanschauung bewundert werden. —

Auf die weitschichtige Litteratur über Darwinismus und Monismus, die sich jedes Jahr an die immer neu aufgelegten Schriften von Haeckel und Dodel enthusiastisch, kritisch oder polemisch anschliesst (6779—6792), einzugehen und die krausen Spiegelungen einer Zeitphilosophie, von der wohl jeder in der jüngeren Generation einmal fruchtbar berührt worden ist, im einzelnen zu verzeichnen, erübrigt sich hier. —

Mit der Ueberzeugung, die „erste wahre und reine Welteinheitsanschauung" zu begründen, tritt Julius Hart (6793) in einem „Die neue Welterkenntnis" betitelten Buche auf, das den zweiten Band seines mit dem „Neuen Gott" begonnenen Zukunftslandes bildet. Bei der Anerkennung, die der sonstigen litterarischen Tätigkeit des Verfassers gebührt, ist dieser theoretisch-philosophisch gemeinte Versuch, sein Anspruch und seine Unzulänglichkeit, von Interesse. Es soll auf ein Weltprinzip,

das Verwandlung und Vieleinheit genannt wird, eine neue, die „dritte" Weltanschauung gebaut werden, welche „die beiden grossen Religionen der Vergangenheit, die idealistische und die materialistische Erkenntnis, beide überwindet", „alle Gegensätze und Widersprüche", „alle Furcht und Sorge des Daseins" aufhebt, eine „ewige unzerstörbare Lebensfreude" uns sichert und grossartiger als die Lehre Christi und des Kopernikus eine Umgestaltung unseres Geistes und der Gesellschaftsordnung herbeizuführen vermag. Man kann die weitläufigen Ausführungen nur auf das hin ansehen, was darin von allgemeinen, für weitere Schriftstellerkreise bezeichnenden Strebungen zum Ausdruck kommt: das erregte Bewusstsein der philosophischen Aufgaben, die der Aufbau einer neuen Kulturepoche, an deren Anbeginn wir stehen, an jeden frei Denkenden stellt; das unbedingte Verlangen, alle begrifflichen Begrenzungen aufzulösen und „das Leben" unmittelbar zu fassen („Die Philosophie, auf ihrer höchsten Höhe angelangt, stirbt und entleibt sich selbst, weil sie zu ihrer reinsten und schönsten Vollendung gelangt ist ... das Sein will nicht enträtselt, sondern will eben nichts als geseint werden"), und dabei doch wieder die ausschliessliche Anknüpfung an die Naturwissenschaft, deren Ertrag an neuen Anschauungen endlich einmal für die Ausbildung allumfassender Ideen verwertet werden soll; dazu ein unklares Gefühl für die Bedeutung Hegels, und dabei wieder die durchgehende Orientierung an Haeckel, von dem auch die Reduktion alles bisherigen Philosophierens auf den Gegensatz von Dualismus und Monismus, die Verdünnung aller Probleme zu dem Substanzproblem, die Scheidung der beiden Erkenntniswege — Sinneserfahrung und begriffliches Denken — usw. vermittelt scheinen; endlich die unterschiedslose Verächtung aller systematischen Philosophie und das Hervorsprudeln des eigenen Weltverständnisses aus einer freien Intuition, die nicht an den Zusammenhang des menschlichen Denkens anzuknüpfen, sondern in ihrem tiefen Gehalt zu „ergründen" ist und in einer aufgeregten Sprache wiederholt verkündet wird. Im Grunde gärt ein starkes Gefühl für das Dynamische in allem Geschehen, für den selbständigen Wert jedes erlebten Moments und jeder Anschauung eben als eines Erlebnisses, für das unermesslich vielgestaltige Werden, das in bildenden, umbildenden, schöpferischen Vorgängen zu erfassen ist und als Einheit in sich enthält, was für die begriffliche Zergliederung in Widersprüche zerfällt, und eine absolute Diesseitigkeit empört sich gegen jede Metaphysik, die nicht diese Mannigfaltigkeit des Daseins als das wahrhaft Wesentliche und Göttliche freudig hinnimmt. Aber es wird zugleich jede Idee einer Gesetzlichkeit ausgeschaltet, eine selten so naiv auftretende Konsequenz des Naturalismus führt zur Negation jeder Wertabstufung überhaupt, und es verbleibt bei einem unruhigen Schwimmen in einem strukturlosen Allgefühl, das in dichterisch-subjektiver Formung einen Eindruck machen könnte (der in den mehr künstlerischen Partien des Buches auch erreicht wird), aber in der hier versuchten theoretischen Behandlung — d. h. der blossen wiederholten Behauptung der Irrationalität, des realen Vereintseins der Widersprüche in der unablässig einheitlichen „Verwandlung" — trotz der immer wieder beliebten Inanspruchnahme als „wahnsinnig" nur peinlich und ermüdend wirkt. Von den Besprechungen sind mehrere zu erwähnen. Richard M. Meyer, der das Buch als ein Zeugnis für das Verlangen der Besten nach Freude, Friede, Lebenskunst und Versöhnung begrüsst, stellt den Autor mit Wille und Bölsche zusammen als die Vertreter einer neuen, auf Vereinigung von Rationalismus und Mystik gerichteten und von der Biologie genährten Popularphilosophie, als Popularphilosophen im besten Sinne, wie Sokrates und Schiller es gewesen seien. Seine Kritik wendet sich gegen die scholastische Freude an Vereinbarung der Antithesen, gegen sachliche Schwächen der Deduktion (Elimination von Kausalität und Zeitfolge. Es hätte auf das wesentliche Verkennen dessen, was der Satz des Widerspruchs eigentlich besagt, hingewiesen werden können) und zumal dagegen, den schwer errungenen Entwicklungsbegriff einem geistreichen Spiel des metaphysischen Kaleidoskops zu opfern. — Lienhard (6795), der die unkritische und unpsychologische Haltung und das Aufhören beim Beginn der eigentlichen Probleme rügt, anerkennt als positiven ethischen Zug die Weltfreudigkeit und das Hinstreben zum unmittelbaren Leben, während Landauer (6794) gegen das anschauungslose Begriffsspielen eifert und den „Wust" als den Sinn des Allheilworts Verwandlung bezeichnet. —

Aus der Litteratur über die religiösen und ethischen Strömungen ist, soweit sie sich auf frühere Zeiten bezieht, hier nur weniges zu vermerken. L. Keller (6804) setzt in einer Untersuchung über die Gottesfreunde, die „deutsche Theologie" und die Rosenkreuzer seine Forschungen zur Geschichte des Protestantismus fort und rückt die stetig fortdauernde Wirksamkeit der sogenannten Schwärmer, wie sie sich in der Verbreitung einiger Hauptschriften der Gottesfreunde zeigt, ins Licht, indem er die Kreise zusammenstellt, aus denen die verschiedentlichen Neudrucke der „deutschen Theologie" und der ihr in den nachlutherischen Ausgaben angehängten Schrift des „Wiedertäufers" Joh. Denck „Etliche Hauptreden" hervor-

gingen; er weist nach, dass in Rosenkreuzer-Schriften (auch bei Fr. Nicolai) sich Traktate von Denck und seinem Schüler Endtfelder finden. — Ueber die in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen freien protestantischen Gemeinden handelt Mirbt (6805) in einem Artikel „Lichtfreunde"; er gibt dabei einen Abriss von Entstehung, Verbreitung und Anschauungskreis der freireligiösen Gemeinden, die auf dem Boden des Christentums zur Förderung des dogmenfreien religiösen Lebens in freier Selbstbestimmung begründet wurden und, ohne Einheitlichkeit ausser der negativen Stellung zu allem Kirchlichen, sich immer weiter nach links entwickelten. — Mehr in den Zusammenhang der speziellen litterarhistorischen Forschung gehört eine von Krükl (6806) unter der Aegide von Martin-Strassburg schulmässig abgefasste Biographie des Mannheimer Litteraten, schöngeistigen Professors und Verlegers Anton von Klein. Ueber die Beziehungen Kleins zu Wieland, Schubart, Schiller usw. konnte durch sorgfältige Quellenstudien verschiedenes berichtigt werden, und auch manche Einzelheiten werden beigebracht zur Geschichte der Aufklärung in der Pfalz, zumal über die Tätigkeit der „Deutschen Gesellschaft" und die Wirksamkeit Kleins für das Uebersetzungs-, Schul- und Erziehungswesen, die der Exjesuit bei seinem erfolgreichen Eiertanz durchs Leben immerhin entfaltet hat. —

Die in der Gegenwart sich erhebende sittlich-religiöse Bewegung spiegelt sich in dem Anwachsen der zugehörigen Litteratur. Die Namen und Titel der Bibliographie (6809-6880) geben hier mehrfach eine hinreichende Auskunft. Nur auf einige markante Erscheinungen gehen wir näher ein. Eine allgemeine Begründung der gegenwärtigen Aufgabe einer Erneuerung der Religion unternimmt Eucken (6815), dessen eigene, in der Richtung eines ethischen Idealismus fortgehende philosophische Arbeit ähnlichen Zielen zustrebt, in einer Erörterung über die Stellung des modernen Menschen zur Religion. Es handelt sich dem Verfasser um den Nachweis der Notwendigkeit, mit welcher unsere Kultur eine Ergänzung durch Religion fordert. Als wesentlicher Ansatzpunkt dient dabei der unabweislich gewordene Kampf um die Selbständigkeit unseres geistigen Lebens, um unsere geistige Selbsterhaltung gegenüber der Macht, welche die Notwendigkeiten der Sachen — der Kausalzusammenhang der entseelten Natur, die zur „Arbeit" mechanisierte und spezialisierte Berufstätigkeit, die Erhebung der grossen Massen zu Kulturträgern, die Belastung mit der geschichtlichen Kontinuität — über unser Dasein gewinnen. Dass ein blosses Sichzurückziehen ins Subjekt, Stimmung, Zuständlichkeit der Seele, ein moderner Subjektivismus, der „die Stärkung, künstlerische Veredlung, Geniessung dieser Zuständlichkeit zum Hauptinhalt des Lebens macht", nicht ausreichende Kraft besitzt, um uns diese innere Ueberlegenheit zu sichern, wird von Eu. zur Anerkennung gebracht: er stimmt mit anderen modernen Denkern in der Erkenntnis überein, dass ein solcher Subjektivismus in Gefahr kommt, sich in sich selbst zu verzehren. Was hinter dem durch alle Nationen sich ausbreitenden Gefühl der Unbefriedigung an der gegenwärtigen Kultur steht, ist ein metaphysischer Lebensdrang, der nach einer „Umkehrung des nächsten Weltanblicks und der nächsten Lebensführung" verlangt, damit die Innerlichkeit zu einer Innenwelt wachse. Die Religion muss hier einsetzen; denn ihr wesentlicher Wille ist und war immer die „tatsächliche Eröffnung und Aneignung eines neuen Lebensprozesses, der in seiner Ueberweltlichkeit zugleich Gegenstand unmittelbarer Erfahrung wird, die Bildung eines neuen Grundverhältnisses zur Wirklichkeit". „Ohne Zweifel stehen wir an einem grossen Wendepunkte." Wie sich bei dieser Wendung die Religion in ihrer spezifischen Funktion zu bewähren habe gegenüber der Dichtung und zumal der Philosophie, die von wissenschaftlichen Fundamenten aus zum Aufbau einer Weltansicht und Regeln der Lebensführung fortschreitet, wird von Eu. in diesen Vorbetrachtungen nicht weiter erörtert. Er macht aber den Weg frei durch Bekämpfung der Vorurteile, welche die Religion als eine überwundene Grösse betrachten lassen, indem sie den geschichtlich zufälligen Beisatz von Intellektualismus und Passivität im christlichen Dogma patristischer Herkunft als etwas für die Religion überhaupt Wesentliches auffassen. Anderseits betont auch er, dass die Religion, wenn sie denn lebendig bleiben will, in ein positives Verhältnis zu dem gegenwärtigen Stande der geistigen Entwicklung treten und dem erweiterten Naturbild, dem gesteigerten menschlichen Kraftgefühl und Bewusstsein von Gesetzlichkeiten und geschichtlich-gesellschaftlichen Zusammenhängen Rechnung tragen müsse. „Eine andere Abgrenzung von Göttlichem und Menschlichem, von Ewigem und Zeitlichem ist unabweisbar geworden." — Demselben Thema: „Die Religion und die moderne Kultur" ist eine von dem französischen Theologen Sabatier (6814) im Jahre 1897 auf dem ersten religionswissenschaftlichen Kongress in Stockholm gehaltene Rede gewidmet, deren resümierende Thesen jetzt abgedruckt werden. Der „Konflikt" zwischen der traditionellen Religion und den Tendenzen der modernen Kultur wird auf das Verhältnis von Autorität und Autonomie zurückgeführt; während im Katholizismus mit seiner päpstlich-absoluten Autorität der Konflikt

unversöhnlich ist, ist im Protestantismus mit seiner Schrift-Autorität eine von der Renaissance ab infolge der stetigen Fortentwicklung von Theologie und christlichem Gewissen wirksame Solidarität zu finden zwischen dem religiösen Innenleben und der auf Freiheit der theoretischen und praktischen Vernunft gegründeten Kultur, die beide als untrennbare Elemente des organischen Lebens anzuerkennen sind; das Evangelium bleibt in der christlichen Kultur als das sel vivifiant, das sie davor schützt, abzusterben wie die antike Kultur. — Die moderne Religion darzustellen unternimmt Meyer-Benfey (6815a) in einer von dem jungen Schleiermacher ausgehenden und auf Maeterlinck sich konzentrierenden Abhandlung, deren oben (6745a) gedacht ist. —

Bei den Schriften über das Wesen des Christentums ist Harnacks Buch, das 1900 den Anstoss zu dieser so umfangreich gewordenen Litteratur gab, fast durchweg der äussere oder innere Ausgangspunkt. Wir gehen auf diese Schriften, soweit sie Tageserzeugnisse sind, nicht weiter ein; Harnack selbst hat in der Vorrede zur 5. Auflage sich darüber ausgesprochen; eine systematische Zusammenstellung der verschiedenen Besprechungen und Gegenschriften unter Zurückführung derselben auf typische Motive und Standpunkte gibt Rolffs (6822) in einer aus der ChristlWelt. abgedruckten Folge von Aufsätzen, welche die religiösen Strömungen der Gegenwart (ausschliesslich der katholischen Kirche) beleuchten. — Hervorzuheben ist eine Abhandlung von Kaftan (6819) wegen der klaren Unterscheidung von zwei wesentlichen Auffassungsweisen des Christentums — als Erlösung aus der Welt und als ethischer Arbeit an der Welt —, deren gegenwärtige Herrschaft auf Schopenhauer beziehungsweise auf Kant zurückgeführt und deren Grundlage in der Doppelseitigkeit des religiösen Lebens überhaupt dargelegt wird; die in der christlichen Religion gegebene höchste Vereinigung dieser beiden Seiten will K. durch die Bezeichnung des Wesens des Christentums als ethischer Erlösungsreligion ausgedrückt wissen; der positive Standpunkt wird vom Verfasser gewahrt, indem er mit dem Erlebnis des persönlichen Gottes zugleich die Gottheit Christi als Wesentlichstes in den Glauben hinein nimmt und im Gegensatz zu natürlichen Religionen das Christentum als eine geschichtlich-positive kennzeichnet, die aus einer absoluten Offenbarung Gottes in der Geschichte entspringt und sich nur in Beziehung auf diesen ihren geschichtlichen Ausgangspunkt behaupten kann. — Den für die ethische Stellung des Christentums wesentlichen Begriff der sittlichen Autonomie behandelt Trost (6824): „Die Freiheit des Christenmenschen“, indem er die Ausprägung dieses Begriffs bei Luther, Leibniz, Lessing, Kant, Goethe in nicht allzu tiefgreifender Kürze erörtert mit dem Ergebnis, dass „nur in Gott gebundene Freiheit, sonst keine andere, wahre sittliche Freiheit ist“. — An die schwierige Aufgabe, den Zusammenhang des mystischen Lebens bis ins Christentum zu verfolgen, wagt sich Steiner (6816); er stellt dazu in halb feierlicher Rede mit einem Aufgebot äusserst leichtfertiger Gelehrsamkeit Notizen zusammen über die antiken Mysterien und Philosophen und allegorische Mythen- und Dichtungs-Interpretationen (z. B. die Odyssee eine Schilderung des Entwicklungsganges der Seele, S. 72) und findet, dass „das Kreuz auf Golgatha der in eine Tatsache zusammengezogene Mysterienkult des Altertums ist“. — Von Interesse dagegen ist in ihrer modernen Einseitigkeit die glänzend geschriebene Skizze des Bremer Pastors Kalthoff: „Das Christus-Problem“ (6825). Zugrunde liegt dieser (mit einem Motto aus Maeterlincks „Begrabenem Tempel“ eingeführten) Schrift die frei ausgesprochene Ueberzeugung, dass es eine Verkümmerung des religiösen Lebens bedeutet, wenn man irgendein absolutes Prinzip für dasselbe in der Geschichte — in dem historischen Jesus oder der urchristlichen Gemeinde — aufsuchen will, dass das geschichtlich sich entwickelnde Christusbild jeweils der sublimierteste religiöse Ausdruck alles dessen ist, was in einem Zeitalter an kosmischen, sozialen und sittlichen Kräften wirksam ist, dass man Vertrauen haben soll zu der inneren Kraft der Religion und den schaffenden Mächten unserer Zeit, die in einem höher gewachsenen Menschenbild sich ihren Christus gestalten wird, und dass für uns Uebergangsmenschen die Aufgabe bleibt, daran mitzuarbeiten, dass nichts von dem, was einst ein wirkliches Lebenselement der Menschheit gewesen, der Gegenwart verloren gehe. Bei der Einschätzung der geschichtlichen Mächte aber stellt sich K. unter Bezugnahme auf Marx (und Kant) auf den Standpunkt einer realistischen Geschichtsauffassung, welche von den sozial-ökonomischen Bewegungen ausgeht und die geistigen Gebilde aus ihrer Wechselwirkung mit jenen zu erklären sucht, um die liberale Theologie und die Ritschlsche Schule durch eine Sozialtheologie zu überwinden. Unter Verwertung der radikalen Kritik der Evangelien und der Paulusbriefe soll die Auffassung des Kanons als eines Zeugnisses für das Leben Jesu aufgehoben, die geschichtlich-reale Persönlichkeit Christi unter die Schöpfungen der Phantasie versetzt werden und statt dessen die Bedeutung des Neuen Testaments darin gefunden werden, dass es in seinen verschiedenen Bestandteilen eine authentische Darstellung der verschiedenen Phasen

und geistigen Strömungen der grossen sozialen Umwälzung gibt, in der der katholische Gottesstaat und die mittelalterliche Gesellschaftsordnung und allgemeiner die neue Aera der Menschheitskultur, von der wir noch bedingt sind, entstand; die Evangelien erscheinen dabei als ein Produkt der Litteraturform der Apokalyptik: als eine von Rom aus nach hergebrachtem Verfahren vollzogene Projizierung der messianisch-sozialen Bewegung, zumal ihrer Schicksale aus der Zeit Trajans, in ferne geographische und geschichtliche Bedingungen unter dem Symbol des Lebens Jesu. Und die Sprüche Christi sollen als Niederschlag der von den grossen führenden Persönlichkeiten entwickelten Moral gelten, welche im Fortgang über die Propheten die Ethisierung und Humanisierung des proletarisch-jüdischen Klassenkampfs vollbrachte und in dem Kampf gegen kommunistische Utopien wie gegen die geistlichen und weltlichen Ausbeuter siegte. Die Straussche Frage: sind wir noch Christen? erhält die Wendung, ob und inwieweit die in dem Christus der Evangelien personifizierten sozial-religiösen Lebensmächte noch imstande sind, eine geistige Führung im Leben der Gegenwart zu übernehmen. —

Auf katholischer Seite haben die seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder merkbar gewordenen innerkirchlichen Reformbestrebungen ein Hauptdokument erhalten, an das sich alle anderen Schriften anschliessen: das in dem Berichtsjahr achtmal aufgelegte Werk des aus dem Elsass stammenden Wiener Prälaten und Theologieprofessors Ehrhard „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert" (6837). Wir weisen kurz auf den Hauptgedanken dieses feinsinnig, fast elegant geschriebenen Buches hin, dessen bei allem Freimut etwas schwankende Haltung wohl ebenso durch die von der praktisch-reformatorischen Absicht gebotene Diplomatie, wie durch die vermittelnde Art dieses Prälaten bedingt ist. Zu dem Ziel, „die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholizismus und durch diese Versöhnung die Rettung der modernen Gesellschaft" herbeizuführen, soll zur Anerkennung gebracht werden, dass der Katholizismus, dessen tatsächliche Inferiorität oder Anteillosigkeit an der neuzeitlichen Kultur fast rückhaltlos zugegeben wird, kein hinsterbendes Gebilde ist, sondern sich als lebenskräftiger Kulturfaktor im 20. Jahrhundert erweisen wird, wenn die Katholiken die an sie zu stellenden Aufgaben erfüllen. Dieser Nachweis der Kulturfähigkeit soll — abgesehen von der grundlegenden Ueberzeugung von der einzig göttlichen Würde der katholischen Kirche — auf historischem Wege geführt werden, nach den Grundsätzen streng wissenschaftlicher Wahrheitserkenntnis: durch einen zwei Drittel des Buchs füllenden Abriss der Stellung des Katholizismus im Zusammenhang der Kultur vom Mittelalter an bis in die Gegenwart. Ermöglicht wird das in den Grenzen der dogmatischen Ueberzeugung durch die Unterscheidung des Wesens des Katholizismus von seinen zeitlich-geschichtlichen Gestaltungen. Aber nur für die politische Seite der Kirche wird dabei ein eindeutiges Ergebnis herausgestellt; hier kennzeichnet E. unter Zurückweisung der Konstruktionen Chamberlains den katholischen Universalismus als eine spezifisch mittelalterliche Erscheinungsform und findet in dem spezifischen Wesen des Katholizismus — trotz Anerkennung der nach dem Vatikanum erfolgten romanisierenden Zentralisierung — Raum für nationale Gestaltungen, so dass er sich mit dem von Fr. X. Kraus vertretenen Standpunkt des religiösen Katholizismus — gegenüber dem politischen Ultramontanismus — berührt. Dagegen bleibt die innere Seite, die Fortentwicklung der europäischen Religiosität von Mystik, Renaissance und Reformation her, im Dunkeln; bei der Würdigung der fortschreitenden Kultur wird weniger ihr inneres Verhältnis zur Religion als zu den natürlichen Kräften der neueren Völker hervorgehoben, so dass die Auffassung des Protestantismus als des eigentlichen Kulturträgers abgelehnt werden kann; diese geistigen Bewegungen werden als relativ berechtigt anerkannt und der Syllabus und das Unfehlbarkeitsdogma, desgleichen die Erhebung des Aquinaten zum offiziellen Philosophen, möglichst einschränkend interpretiert; aber andererseits werden die anerkannten modernen Ideen so allgemein charakterisiert, zugleich mehrfach unter Beibehaltung der doch anders klingenden Worte (wie Individualismus, Gewissensfreiheit usw.) so in katholischem Sinn umgebogen und weiterhin geistige Leistungen wie die Begründung der Geschichtswissenschaft derart dem Katholizismus vindiziert (was doch höchstens für die Quellensammlung gelten könnte), dass der Autor zu dem Schlusse kommen kann, die katholische Kirche enthalte in ihrem wahren Wesen keinen inneren Gegensatz zur modernen Kultur, und es bedürfe nur der Initiative ihrer Anhänger, die aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit und aus ihrem prinzipiellen Festhalten an mittelalterlichen Idealen aufgerufen werden sollen zur Aufnahme der wahrhaft wertvollen Bestandteile des modernen Geisteslebens und zu tätiger Anteilnahme an ihm, damit der Katholizismus wieder die führende Kulturmacht werde. Aus dem reichen Inhalt des Buchs ist im einzelnen noch der Versuch eines historischen Verständnisses der Reformation, eine Kritik des Jesuitenordens und die Stellungnahme zur Frage der katholischen

Universitäten hervorzuheben. Die Aufnahme des Buchs, dessen erste Auflage in zehn Tagen vergriffen war, zeigt nun auch in den innerkatholischen Kreisen die allgemeine religiöse Gärung, über deren Erfolg die Zeit entscheiden wird. Die AkMBll., das Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands, begrüsst das Buch als ein Ereignis, konstatiert seine blitzartig einschlagende Wirkung, zumal in den akademischen Kreisen, wo es zum Gegenstand von Erörterungen im Kolleg gemacht wurde, und wendet sich in einem Aufsatz über „katholische Reformer" **(6849)** gegen eine von dem Trierer Seminarprofessor P. Einig herrührende Broschüre „Katholische Reformer" (Trier, Paulinus-Druckerei. 39 S. M. 0,50), die Ehrhard mit dem Würzburger Theologen H. Schell und den Mitarbeitern der „Weltgeschichte in Charakterbildern" (von Hertling, Spahn usw.) zusammenfasst, um ihre Bestrebungen als lieblos und gefährlich für die Kirche zu kennzeichnen; mit besonderer Begeisterung wird eine Würdigung der katholischen Fortschrittsbewegung seitens R. Euckens vermerkt und das Programm dahin zusammengefasst, dass die Kirche wieder die alles belebende und erleuchtende Sonne werden müsse, religiös, wissenschaftlich, ethisch, sozial und charitativ. — Der von Ehrhard selbst nicht vermutete Widerspruch von kirchlicher und jesuitischer Seite ist von ihm in seiner Gegenkritik **(6838)** beantwortet worden; es handelt sich dabei vor allem um eine dialektische Auseinandersetzung über die Stellung des Mittelalters und die dogmatisch verpflichtende Bedeutung des Syllabus; die Bezeichnung seiner Richtung als eines „katholischen Liberalismus" wird hier von ihm abgelehnt. — In milderer, mehr erbaulicher als kritischer Fassung erscheinen die Ehrhardschen Gedanken wieder bei dem Bischof von St. Gallen, Egger **(6839)**. — Eine bemerkenswerte Besprechung des Ehrhardschen Buches **(6837)** gibt Professor Schell. Er hebt als Ehrhards Ideal die Ausbildung der „katholischen Persönlichkeit" heraus, die auf allen Gebieten der kirchlichen wie der kulturellen Lebensaufgaben sich betätige, und führt aus einer Gegenschrift die bezeichnende Behauptung an, dass „im Jesuitenorden das Persönlichkeitsideal am kraftvollsten durchgeführt sei". Das wichtigste der von Ehrhard behandelten Probleme findet er in der Frage nach dem Ursprung des Mangels an Initiative bei den dazu berufenen Katholiken; dieses Gefühl der von von Hertling sogenannten „katholischen Rückständigkeit" kann nicht schlagender ausgedrückt werden als in einer hier von Sch. zitierten Aeusserung eines katholischen Metaphysikers: „Es ist mir nicht selten beim Studium der unchristlichen Wissenschaft der versuchende Gedanke gekommen, warum doch der liebe Gott seinen Feinden Gaben in fast verschwenderischer Weise verliehen, welche er uns versagt, die wir sie so gern nur für ihn gebrauchen wollten." Zu den speziellen Reformvorschlägen Ehrhards bringt Sch. einige Ergänzungen bei, darunter die Forderung einer erkenntnistheoretischen Grundlegung zur Auflösung der Gegensätze in der Auffassung der katholischen Dogmengeschichte (als wirklicher Entwicklungsgeschichte oder als bloss sprachlicher Abwandlungen der unabänderlichen Offenbarungslehre, wobei dann alles Ausserkirchliche als Abfall oder Zusatz zu gelten hat). — Von altkatholischer Seite wendet sich der Bonner Seminarprofessor Goetz **(6840)** unter vieler Einzelkritik gegen die ganze Haltung des Buchs, das die übliche unfruchtbare Mittelstellung wiederbringe; gegen die geistreich verschleierten Widersprüche oder Halbheiten, die zurückzuführen seien auf die Doppelstellung des Historikers und des dogmatisch gebundenen römischen Theologen, für dessen „Kulturtheorie" die absolute Gleichsetzung von wahrer Religion mit dem modernen vatikanischen Katholizismus die Grundvoraussetzung verbleibt. —

Um das Wort Kultur gruppieren sich die vielartigen Erscheinungen, in denen mehr als auf einem anderen Gebiet unseres Kapitels die populär-didaktische Behandlung noch ohne rechten Kontakt mit der wissenschaftlichen Arbeit ist. In der philosophischen Erkenntnis hat sich — und zwar wesentlich durch Diltheys Verdienst — die Aufgabe, das System der Wissenschaften, deren Objekt die geistig-geschichtliche Wirklichkeit ist, der jetzt mit Vorliebe sogenannten „Kulturwissenschaften" **(6881)** in ihrer eigentümlichen Struktur gegenüber der Naturwissenschaft blosszulegen, jetzt völlig durchgesetzt, und die Feststellung der eigentümlichen Bildungsgesetze des geschichtlichen Lebens ist (zugleich mit dem Rückgang auf Hegel) eine allgemeine Forderung. In der auf weite Kreise wirkenden Schriftstellerei dient dagegen die sogenannte Kulturgeschichte mehrfach als eine Darstellungsform für Ueberzeugungen von ganz anderer Provenienz, die in einer nicht historischen Epoche sich ohne solche stoffliche Beschwerung kundtun würden; Nationalismus und Rassentheorie stehen dabei im Mittelpunkt. — Bei der Bedeutung, welche hier bei dem immer wieder zu konstatierenden Andauern der naturwissenschaftlichen Orientierung die breite Wirkung von Taines Schriften — und direkter noch durch seine bequem fassbaren theoretischen Aufstellungen als durch seine genialen Leistungen — hat, ist eine Untersuchung seiner historisch-philosophischen Methoden von besonderem Wert. Die in der Wundt-Festschrift erschienene Abhandlung von Zeitler

(6889) über „Taine und die Kulturgeschichte“ erörtert die in der Einleitung zur „Littérature Anglaise“ enthaltene Milieu- und Rassentheorie und rückt im Anschluss an Wundts Logik das Problem des Verhältnisses der führenden Persönlichkeiten zu den allgemeinen geschichtlichen Entwicklungen in den Mittelpunkt, um von der psychologischen Praxis Taines, seiner Zergliederung permanenter „Grundtriebkräfte“ und faits supérieurs aus zu allgemeinen Sätzen über die Behandlung der Persönlichkeit in der wissenschaftlichen Geschichtschreibung vorzudringen. In der Auffassung des Typischen an den repräsentativen historischen Persönlichkeiten wird die Auflösung des Streits zwischen der massenpsychologischen und individualistischen Richtung gefunden und dabei das Typische als etwas Kollektives, als der Gehalt der Persönlichkeit an sozialpsychischen Kräften bestimmt. Das Irrationale der Individualität wird aus der Historie heraus verwiesen. Die Bausteine zu einer solchen Typenlehre sucht Z. bei Taine auf. In der Erörterung von Taines Geschichtsbegriff wendet er sich mit Recht gegen die Unterdrückung des Politischen in der sogenannten Kulturgeschichte. —

Ueber die Behandlungsweisen der durch Nation und Rasse bezeichneten Kulturfaktoren gibt die vorliegende Litteratur ziemliche Auskunft. Alfr. Kirchhoff (6898) verficht in einem im Hallenser Geographenverein gehaltenen Vortrag über das Thema „Was ist national?“ gegenüber dem „Wahn von der Familiennation“ auf Grundlage Bismarckscher Gedanken die These, dass nicht die Nationalität, nicht Bluts- und Sprachverwandtschaft die Nation machen, sondern dass die politisch-geographischen Bedingungen das Ausschlaggebende sind: das Vorhandensein eines natürlich geschlossenen Landraums, in welchem die bildsame Masse verschiedenster Volksart durch den tatkräftigen Willen der Zusammengehörigkeit mittels geistiger Assimilierung zur nationalen Einheit zu verschmelzen vermag, wobei Handel und Verkehr als die einflussreichsten Bildner der Nation fungieren. Er weist auf den Bedeutungswandel hin, den das Wort Nation seit dem Mittelalter und auch noch seit dem Sprachgebrauch unserer klassischen Litteratur ins Geographische, Reale, Bismarcksche erfahren hat, und verifiziert seine Theorie durch Analyse der Bedingungen, unter denen in den verschiedenen gegenwärtig vorhandenen Staaten die Bildung von Nationen aus dem ethnographisch buntscheckigen Material gelungen oder unterbunden ist. — Mit den Methoden der Völkerpsychologie geht Richert (6899) an die Analyse des Nationalgefühls. Er sucht festzustellen und zu erklären, dass das Nationalgefühl erst seit dem letzten Jahrhundert als ein selbständiges, von anderen Verbindungen (Rassenbewusstsein, Lokalpatriotismus, Zugehörigkeitsgefühl zu einer Kultureinheit usw.) losgelöstes schöpferisches Gefühl die Schwelle des Völkerbewusstseins überschritten habe. Für den zugrunde liegenden Begriff der Nation wird eine feste Abgrenzung durch ein eindeutiges wesentliches Merkmal (Abstammung; Staatsangehörigkeit; Gemeinsamkeit der äusseren oder inneren Lebensformen, der Sprache) als unangängig erfunden. Bei der Analyse des psychologischen Phänomens selbst geht der Verfasser von dem Lazarus-Steinthalschen Satze aus, dass es eine freie Tat des Individuums ist, sich der Gruppe Nation einzugliedern, und so beschreibt er mit voluntaristischen Voraussetzungen den Prozess, in welchem das Individuum durch Hingabe an einen seinen geistigen Bedürfnissen adäquaten Gesamtwillen eine Erweiterung seines Selbstbewusstseins und eine Ethisierung seines egoistischen Lebenstriebs findet; die Nation erscheint dabei gegenüber der Hegelschen Staatsidee als die neu differenzierte und höchste Form eines solchen Gesamtwillens: als die Repräsentantin der höchsten Menschheitskultur unter dem Typus des Nationalcharakters. — Die Aufgabe, in bestimmten geschichtlichen Erscheinungen die Bedeutung des Nationalcharakters nachzuweisen und dadurch den Aufstellungen der Völkerpsychologen empirische Grundlagen zu vermitteln, greift Sombart (6903) auf in einer Untersuchung über die Beziehungen zwischen Deutschlands Wirtschaftsleben und Volkstum, die dem Gedankenzusammenhang seines umfassenden Werks über den Kapitalismus angehört. Er sucht den Anteil zu bestimmen, der der volklichen Beschaffenheit der Deutschen zuzuschreiben ist bei der bedeutenden Entfaltung produktiver wirtschaftlicher Kräfte des Landes im 19. Jahrhundert, d. h. speziell bei der Ausbildung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, und er findet dabei eine besondere Veranlagung der Deutschen zum Kapitalismus, die er unter Ablehnung des einseitigen Operierens mit dem Rassenbegriff einerseits zusammenfasst in einzelne wirtschaftlich bestimmende Eigenheiten der Nation (physiologische Frische mit den Folgen der schnellen Bevölkerungszunahme; unsinnlich-unkünstlerische, ethische Geistesrichtung mit ihren Folgen: Pflichtmässigkeit, Spezialistentum, Disziplin, Talent zu kooperativer Organisation), und andererseits auf die politischen Bedingungen zurückführt (die lange Staatenlosigkeit mit dem Erfolg der Anpassungsfähigkeit an fremde wirtschaftliche Bedürfnisse; die glückliche Rassenmischung in dem Gebilde des Reichs mit dem zweckmässig proportionierten Anteil der französischen Emigrierten

und Juden an der Umbildung der Volkswirtschaft in die heute relativ vollkommenste, d. h. kapitalistische Organisationsform). — Im Sinne der starken, auf künstlerische, nationale Kultur gerichteten Bewegung, als deren Ausgangspunkt der „Rembrandt-Deutsche" bezeichnet wird, gibt der klassische Philologe Ludwig Gurlitt (**6901**) auf Grundlage der deutschen Schriften Lagardes sowie der Bestrebungen Lichtwarks und anderer unter dem Titel „Der Deutsche und sein Vaterland" (im Berichtsjahr fünfmal aufgelegt) eine Beurteilung unseres höheren Schul- und Erziehungswesens und sonstiger bureaukratischer Missstände; in seinen pädagogischen Vorschlägen, welche die durch die jüngste Schulreform ermöglichte Neubelebung fördern sollen, erscheint die Absage gegen die analytisch-kritische Methode und Ueberschätzung des stofflichen Wissens und Berechtigungswesens, die freiere Gestaltung des Erziehungswesens nach englischem Vorbild zu Lebensfreude, Persönlichkeit, Willenskraft, die Durchdringung der Schule mit dem modernen Leben, der Kunst und der modernen Weltanschauung, als deren bedeutendster Künder Chamberlain gibt. — Im Zusammenhang mit den Bayreuther rassen-ethischen Bestrebungen handelt Graevell (**6905**) unter dem Titel: „Der arische Gedanke" von der „Wiederveranianisierung", indem er als deren Mittel entsprechende Regeln der Eheschliessung, Erziehung zu arischer Gesinnung und Wirkung arischer Kunst erörtert; vorangeht ein Märchen über den Ursprung der Arier als einer der sieben grossen Wurzelrassen, das Gobineausche Ideen ins Phantastische hin fortsetzt und zwar unter Anlehnung an theosophische Geheimlehren über die Entwicklung der heutigen Menschheit. In einer Vorbetrachtung verwahrt sich die Leitung der Bayreuther Blätter gegen diese Wendung des Verfassers, welche die vom arischen Geist immer streng eingehaltene Scheidung zwischen den physisch-historischen Objekten des wissenschaftlich erkennenden Intellektes und den metaphysischen Objekten der genialen Intuition vernichten wolle. —

Zur Rassentheorie verdient besondere Beachtung eine Abhandlung des Haager Soziologen Steinmetz (**6910**), der die durch den Einfluss praktisch-moralischer Tendenzen verworrene Frage nach Rasse oder Umgebung als den Ursachen des Volkscharakters und der Geschichte aufzuklären sucht durch scharfe Formulierung der wesentlichen Grundprobleme. Die Frage geht um das Vorhandensein erblicher psychischer Gruppencharaktere. Gegenüber den ethnographisch-historischen Abteilungen Volk und Nation (Mitgliedschaft eines souveränen Verbandes beziehungsweise einer historischen Kulturgemeinschaft), die reelle Kollektivitäten darstellen, ist bei der zoologischen Abteilung „Rasse" zunächst nur die somatische Verschiedenheit gegeben (kein Kriterium ist Sprachgemeinschaft und lokale Verbreitung), wobei noch die Schwierigkeit einer somatischen Einteilung der Menschheit bislang ungelöst besteht; es fragt sich, ob dieser somatischen Verschiedenheit erbliche psychische Charaktere entsprechen. Als Möglichkeiten solcher Rassencharaktere sind zu unterscheiden: elementare Verschiedenheit (und zwar entweder ein gemeinsamer, nur in gewissen Grenzen variabler Charakter aller Individuen der Rasse oder nur einzelne — auch eventuell eine — Eigenschaften, deren Besitz oder Mangel das Kriterium wäre) oder Verschiedenheit der Distribution, d. h. der proportionalen Verteilung der in allen Rassen zu findenden Charakterklassen. Eine allgemeine bio- und psychologische Ueberlegung ergibt die Wahrscheinlichkeit von erblichen Rassencharakteren, deren Verschiedenheit nicht ursprünglich gegeben, sondern durch langdauernde Einwirkungen des Milieus auf die gleichbegabten Urrassen entstanden sein soll. Die Betrachtung der Naturvölker zeigt ihre Dignität als Züchtungsmaterial (der mittlere Wilde ist im ganzen eine viel vollständigere Reproduktion Adams als der verkümmerte Mensch der Armenviertel unserer Grossstädte), und die Behauptung der Unveränderlichkeit eines bestimmten Rassencharakters ist sehr in Frage zu stellen. Für die Bestimmung der verschiedenen Rassencharaktere sind exakte Forschungsmethoden auszubilden. Denn die bisherigen Versuche einer Beschreibung — oder vielmehr Verherrlichung der Vorzüge der eigenen Rasse — sind angesichts der Uneinigkeit in den anspruchsvollen Urteilen als misslungen anzusehen; andererseits gibt die Beschreibung eines bestimmten Volkscharakters, der z. B. auch bei Chamberlain statt der Rasse auftritt, noch keine Auskunft über dessen Erblichkeit, da ein Volk mit seiner ausserordentlichen Kompliziertheit und Plastizität keine Spezies ist, vielmehr einer Fauna oder Menagerie gleicht und bei der relativen Kürze seiner Existenz und dem Mangel langdauernder gleichmässiger Einwirkungen nicht biologisch, sondern ethnographisch-historisch zu betrachten ist. Ein fruchtbarerer Ansatz ist in Lapouges Unterscheidung des homo europaeus und alpinus, des Dolicho- und Brachykephalen zu finden. Aber erst die Verbindung der anthropologischen Untersuchungen mit genealogischen und besonders mit einer Charakterologie, die zur statistischen Wissenschaft entwickelt wäre, zugleich die Beschränkung auf scharf fassbare Einzelprobleme kann zu sicheren Aufschlüssen über Wirkung und Vorhandensein von erblichen Charakteren in einem bestimmten somatischen Rassentypus führen; die Fragestellung

ist dabei nicht, wie üblich, darauf zu richten, ob die erbliche Rassenanlage der alles beherrschende Faktor sei, sondern ob sie überhaupt zu den vielen wirkenden Faktoren zugehöre. Als ein Fehler wird die ausschliesslich auf der Betrachtung der Genies oder Blüteepochen des betreffenden Volks basierende Beschreibung bezeichnet. St. formuliert speziellere Aufgaben und Methoden und wendet sich gegen den auf diesem Gebiet herrschenden Dilettantismus als den schlimmsten Feind der jungen Wissenschaft. — Ein allgemein gültiges Kriterium für die Bewertung der Rassen und ihre Einordnung in eine aufsteigende Entwicklung findet Professor Vogt **(6911)** in der Beschaffenheit des „Orientierungsorgans", als dessen koordinierte Funktionen er die Bewegung und den Personalintellekt — Gehirn nach Form und innerer Organisation — bestimmt, indem er auch die geistige und künstlerische Kultur positivistisch als fortschreitende Orientierung in der Aussen- und Innenwelt fasst. Für die noch unerkennbaren Differenzierungen der Gehirnstruktur gilt die Haut-, Haar, und Augenfarbe — die nicht auf einem qualitativen Unterschied, sondern auf der verschiedenen Menge oder Verteilung der Pigmentkörperchen beruht — als Merkzeichen, so dass die Evolutionsstufen durch den Fortgang von der schwarzen Urrasse zu immer grösserer Helligkeit gegeben sind. Die methodische Unklarheit, nach der eine aus einer Ansicht von kulturgeschichtlichem Fortschritt stammende Wertbestimmung aus der physischen Anthropologie gewonnen sein soll, besteht auch hier wieder. Beachtenswert ist der freilich nicht neue Gedanke, dass bei der Erklärung der Entwicklung nicht eine Ansicht vom Kampf ums Dasein dienen kann, welche Organismus und Milieu als isolierte Kräfte in Anpassung und Kampf gegeneinandertreten lässt, sondern dass der Blick auf das Ineinanderwirken der Rassenveranlagung und des veränderlichen organisch-gesellschaftlichen Milieus zu richten sei, wobei bestimmte Entwicklungsherde festzustellen sind. „Wenn der Kampf mit den äusseren Verhältnissen die Kulturfähigkeit erst erzeugte, müsste jedes in die Kultur eingetretene Volk fortwährend an kultureller Leistungsfähigkeit zunehmen, immer mehr erstarken", während tatsächlich die Lebensenergie, der Kraftüberschuss, den die frischen Völker mitbringen, bei der Entwicklung einer grossen Kultur regelmässig verbraucht werden und nie ein zweites Mal wiederzugewinnen sind. —

Mit den Namen Gobineau und Chamberlain, zu denen sich nun in weitem Abstande von Nietzsche aus Heinrich Driesmans gesellt, ist der gegenwärtig so verbreitete unkritische Glaube bezeichnet, mit dem blossen Rassengedanken das Mittel zum Verständnis alles geschichtlichen Lebens und zur Aufstellung moralisch-sozialer Regeln in der Hand zu haben. Ueber Gobineaus Wirkungen geben die von Schemann **(6917)** abgefassten Berichte der Gobineau-Vereinigung (gegründet 1894; jetzt 200 Mitglieder), deren fünfter (vom Jahre 1900—01) jetzt vorliegt, fortlaufend Auskunft; die Besprechungen des verdeutschten grossen Rassenwerks, dessen zweite Auflage **(6912)** inzwischen ermöglicht wurde, und die litterarischen Erscheinungen, die den Rassengedanken weiterführen, sind da zusammengestellt. Im allgemeinen würdigt Sch. das Werk als ein dauerndes Palladium der germanischen Welt, erörtert seine Bedeutung für die Vertiefung des deutschen Nationalgefühls zum germanischen Rassengefühl und Solidaritätsbewusstsein der europäischen Hauptkulturelemente und bezeichnet die durch eine Kernschar vollzogene entscheidende Berührung von Gobineaus Genius mit der deutschen Volksseele als eine der schönsten Errungenschaften des letzten Jahrzehnts, vielleicht des ganzen Jahrhunderts. Ausser der Fortführung der Ausgabe des Nachlasses Gobineaus wird eine grosse Quellenbiographie in Aussicht gestellt. — Nicht vielversprechende Abschnitte aus seiner Gobineau-Biographie veröffentlicht Kretzer **(6916)**; ein anderes Mitglied der Vereinigung, Oberlehrer Kleinecke **(6915)**, bietet, um zur Lektüre des Rassenwerks anzuregen, eine Inhaltsangabe des 1853 erschienenen allgemeinen, theoretischen Teils. — Der bekannte Anthropologe Wilser **(6918)** bestimmt die Bedeutung des Buchs dahin, dass Gobineau die schon früher von deutschen und englischen Forschern aufgestellte Ansicht von der geistigen Ueberlegenheit der weissen Rasse, speziell der Germanen, wirkungsvoll verfochten und auch weiter ausgebildet, und auf die Idee der Ungleichheit der Rassen eine Weltanschauung gegründet habe, während andererseits der Mangel jeder naturwissenschaftlichen Grundlage und besonders das zähe Festhalten an der durch keinen einzigen wissenschaftlichen Grund gestützten „asiatischen" Herkunft der europäischen Kulturvölker die wesentlichen Schwächen der Durchführung ausmachten. —

Chamberlain gibt der neuen Auflage seiner „Grundlagen" **(6919)**, die noch schneller als bisher, nach wenig mehr als Jahresfrist, veranstaltet werden konnte und wieder ein unveränderter, mit Nachträgen versehener Abdruck der ersten Ausgabe von 1898 ist, ein umfangreiches Vorwort **(6919a)** bei, das einzelne Hauptpunkte seiner Ansichten und Urteile — über Dilettantismus, Rassentheorie, das Semitische in unseren religiösen Vorstellungen, „römisch" und „katholisch" — näher

aufklären soll. Der „Dilettantismus", zu dem sich Chamberlain bekennt, wird hier in anderer Weise als ihn etwa Bourget bei Renan und anderen als eine moderne Erscheinung analysierte, gewürdigt als ein Kulturbedürfnis der Gegenwart: der Beruf, die Wissenschaft für das Leben fruchtbar zu machen, soll nicht den fachmässig und autoritär beschränkten Gelehrten zukommen, die das Tatsachenmaterial erarbeiten (von einer wissenschaftlich fundierten Philosophie ist nicht die Rede), sondern dem „echten Dilettanten", d. h. dem unbefangenen Mann, der mitten inne zwischen Leben und Wissenschaft steht und durch seine innere Freiheit die urteilsmächtigen und abgeschmackten Elemente im Fachgelehrtenwesen zu scheiden vermag. Bezüglich der Rassentheorie betont Ch. mit naturwissenschaftlichen Analogien das Recht seiner unhistorischen Auffassung und der Identifizierung der gegenwärtig wahrnehmbaren Völkerindividualitäten mit den Rassencharakteren; im Gegensatz zu Gobineau bezeichnet er sich als nüchternen Empiriker, erkennt nach dem Stande des heutigen Wissens die Unmöglichkeit einer streng wissenschaftlichen Darlegung der ganzen Rassenfrage an, weist aber die Einwände von anthropologischer oder soziologischer Seite, besonders von Wilser und Steinmetz (vgl. N. 6918 und 6910), zurück mit den Anforderungen des praktischen Lebens, wo die Rassenfrage in dem gegenwärtigen Entscheidungskampfe des Menschengeschlechts eine Existenzfrage sei und die Erweckung des Rassenbewusstseins von mächtiger Wirkung werden müsse für die Erhaltung der physischen Grundlagen der germanischen Kultur. Die Bemerkungen über den Katholizismus als eine nationale religiöse Tatsache, die von der rein politischen Universalidee der Papstkirche schlechthin zu unterscheiden sei, gehen über das in den „Grundlagen" Ausgeführte hinaus, indem der Verfasser jetzt die wertvollen Elemente in der katholischen Religiosität heraushebt, um auf ein vollkommenes Einverständnis von Protestanten und Katholiken hinzuarbeiten; gegenüber dem „etwas einseitig männlichen" Protestantismus, der aus sich allein schwerlich eine religiöse Erneuerung werde vollbringen können, sei die katholische Religion das Weibliche, Gebärende, sie sei weniger judaisiert, stehe der Natur und dadurch der lebendigen Wahrheit näher und lasse dem freien Denken und Forschen nicht weniger Raum (S. XCVIff.). Am ausführlichsten handelt Ch. auch hier wieder von dem Gegensatz der semitisch-jüdischen sogenannten Religion zu der Religiosität der Indoeuropäer, speziell der als germanische Rasse zusammengefassten Kelten, Germanen und Slawen. Diese Ausführungen sind eine heftige, auch mit gelehrtem Rüstzeug geführte Polemik gegen Delitzsch' Vorträge über Babel und Bibel, und es ist merkwürdig zu sehen, wie hier zwei Bestrebungen sich befehden, die doch gleichermassen um Befreiung der modernen Religion von dem Beisatz ihres geschichtlichen Ursprungs kämpfen. Wenn Delitzsch die Emanzipation vom Alten Testament dadurch unternimmt, dass er die babylonische Herkunft der Mythen und des Monotheismus nachweist, so erblickt Ch. darin einen „Neomuhammedanismus": nachdem der Glorienschein religiöser Pfadfinder und Gesetzgeber dem syro-semitischen Volk der Juden durch die Forschung genommen ist, will man ihn für die Semiten im umfassenderen Rassensinne dieses Wortes bewahren. Dagegen ist die grosse schöpferische Kultur, als deren verständnislose Entlehner die Babylonier usw. zu betrachten sind, auf eine nicht semitische oder syrische Rasse zurückzuführen, und der Satz von den an religiösen Instinkten von jeher erstaunlich armen Semiten ist aufrecht zu erhalten. Das Alte Testament behält seinen unvergänglichen Wert als eins der grössten Kunstwerke, und der von Delitzsch der Allgemeinheit zugänglich gemachte rein-menschliche Gehalt dieser Bibel steigert ihre Bedeutung und erhöht zugleich die Ueberzeugung, dass das wahrhaft Religiöse in dem Buch fremdes Gut, jedenfalls nicht jüdischer Herkunft ist. Anderseits ist das historische Verständnis, das beim Alten Testament die Befreiung vom Semitismus bringt, beim Neuen Testament nicht anzuwenden, weil die Zusammenstellung Christi mit den Propheten eine Blasphemie ist und das Evangelium durch die Erscheinung des Göttlichen auf Erden eine absolute religiöse Bedeutung hat. —

H. Driesmans (6928) präzisiert seinen Standpunkt dahin, dass „das Blut als weltgeschichtliche und die Blutmischung als kulturgeschichtliche Macht bei aller Geschichtschreibung als ausschlaggebender Faktor in Rechnung zu ziehen" sei; jede Kultur kommt nur durch die Befruchtung eines lebenskräftigen Volkes durch ein anderes rassentüchtiges zustande. Die „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" soll in einer Reihe von Bänden geliefert werden, deren erster — „Das Keltentum in der europäischen Blutmischung" (1900) — sich auf 15 Bogen über alle europäischen Völker ausspricht, wobei das ideenlose keltische Element als Faktor der Decadence gilt; ein zweiter Band beschränkt sich auf die „Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung" (1901). Für die Erkenntnis der Rassenelemente soll hier statt der bisher vorwiegend betrachteten sprachlichen oder somatischen Kriterien die innere psychische Beschaffenheit benutzt werden, und auf allen Gebieten des modernen

politischen, religiösen, sozialen, künstlerischen Lebens das Durchbrechen dieser Urinstinkte gezeigt werden; die Charakteristik der grossen Männer aller Völker dient dabei vorzüglich zu den schnellen Generalisationen, für die der Verfasser sich „auf sein Gefühl verlassen" will. — Ein weiterer Band von Driesmans, „Rasse und Milieu" (6928a), soll die vier grossen Grundrassen — Germanen, Kelten, Romanen, Slawen — in ihrem Wesen und Ursprung, ihrem Herauswachsen aus dem jeweiligen Milieu darstellen und so die „Vor- und Urgeschichte der modernen Rasseninstinkte, die Geschichte ihrer Urkultur" liefern. Zu den Besprechungen (6929) gehören auch die Artikel zur Rassenpsychologie von Achelis (6907) und P. Ernst (6906). —

Für die aus der sozialistischen Litteratur hier herausgegriffenen Schriften (6951—6957) genügen die bekannten Namen der Autoren zur Orientierung. —

Aus der Frauenbewegung ist das von Helene Lange und Gertrud Bäumer herausgegebene Handbuch (6958) hervorzuheben. In dem uns vorliegenden vierten Band desselben behandelt Robert Wilbrandt die deutsche Frau im Beruf. Man findet hier eine Darstellung der geschichtlichen Entstehung der Frauenberufsfrage, wobei neben den sozialen Bedingungen ständig die allgemeinen treibenden Ideen berücksichtigt sind; den Hauptteil bildet eine Schilderung der gegenwärtigen Lage der Frauenarbeit in Deutschland nach den verschiedenen Wirtschaftsgebieten: eine Masse von Stoff, die nur lebendig zu durchdringen war vermöge einer Gesinnung, die zu allen einschlägigen Fragen eine freie Stellung nimmt und nirgends mit den sozialen Forderungen, die in der Grösse und Bedeutung des Mutterberufs ihren Kern haben, zurückhält. —

Unter den als Volkserzieher aus der neueren Zeit zusammengestellten Persönlichkeiten stehen hier zuerst die Männer, die sich um das Ideal einer sozialethischen Kultur sammeln. Der geistige Führer dieser Bewegung, Professor W. Förster (7004), entwirft in seinen gesammelten Aufsätzen, deren an anderer Stelle (234a) gedacht ist, in seiner liebenswürdigen Art ein aus persönlicher Anschauung kommendes Lebensbild Moritz von Egidys, dessen Entwicklungsgang und Ziele er in den wesentlichen Momenten klarlegt. — Ueber Wilhelm Förster selbst, über die reine menschliche Atmosphäre seiner Persönlichkeit, sowie über die verschiedenen Richtungen, in denen seine theoretischen und praktischen Bestrebungen sich bewegen, geben anlässlich seines 70. Geburtstags die beiden Herausgeber der Ethischen Kultur, Penzig (7007) und Kronenberg (7006), zusammenfassende Uebersichten. — Ein Moralbuch, das P. von Gizycki seinen Söhnen als die Wahrheit seines eigenen Lebens widmet, handelt von der inneren Kraft der Arbeit und von männlicher Charakterbildung als den Grundlagen eines „neuen Adels". — Eine Sammlung von Aufsätzen Klaars (7019) hat zu ihrem Mittelpunkt das Verhältnis unserer Gesellschaft zur Humanität; in psychologischen und sozialen Betrachtungen, mit besonderem Eingehen auf Fragen des Bildungswesens, gibt der Verfasser in wohllautender Sprache Rechenschaft über die sittlichen Forderungen, die ihn bewegen, um auf die Verbreitung eines harmonischen Menschentums und unbedingten Wohlwollens gegen alles Lebende hinzuwirken. — Fr. Naumann (7013) hat sich durch die Gesamtausgabe seiner Hilfe-Andachten viele zu neuem Dank verpflichtet. Auch rein litterarisch betrachtet ist das Werk hier hervorzuheben, wegen der Meisterschaft des Ausdrucks und des dichterischen Vermögens, das „in der Vertiefung in die Wirklichkeit stets zugleich die Versenkung in Gott" findet. Ad. Harnack (nicht: F. Traub, wie es irrtümlich in der Bibliographie heisst) spricht in seiner Anzeige von der grossen Mission, die diese Andachten jetzt erfüllen, und erklärt, dass sie einst ein kirchengeschichtliches Dokument sein werden für die Ausprägung der evangelischen Frömmigkeit im Ausgang des 19. Jahrhunderts und dem Verfasser ein unvergängliches Andenken sichern. — Die Ursachen dieser Wirkung sucht Drews (7012) durch eine Würdigung Naumanns als religiösen Schriftstellers aufzudecken; die gesunde freudige Kraft, die in dem Ineinander von Ehrfurcht vor dem Gewesenen und mutiger, im gegenwärtigen Leben wurzelnder Selbständigkeit, in der Verbindung des sozialen Gedankens mit dem anderen Gehalt des christlichen Glaubens ruht, wird als die Grundlage seiner Frömmigkeit bezeichnet; auch hier wird das Buch als ein Markstein der neuen Zeit anerkannt. — Eine reformatorische Bedeutung und Urheberschaft für viele heut im kirchlichen Leben bestimmende Gedanken schreibt Drews (7022) den Werken J. H. Wicherns zu, dessen Gesammelte Schriften in ihrem dritten Band (7022a) auch Neues, aus dem Manuskript Abgedrucktes, bringen. — An dem Kampf gegen den Alkoholismus beteiligt sich Rosegger (7018) wieder durch eine „Standrede an die Deutschen", in welcher er das Laster des Trunks schildert; Gesetzgebung, Kirche und Schule sollen sich vereinigen, um dem Einhalt zu tun. — Unter den Aufsätzen über Rosegger ist eine ausführliche, acht Bogen der RDM. füllende Abhandlung von Seillière (7015a) zu erwähnen;

mit dem klaren, methodischen Aufbau solcher französischer Analysen wird hier zunächst der Mensch und sein Milieu behandelt, Lebensart und Volkscharakter der Steiermark, Roseggers Abstammung, Entwicklung und Persönlichkeit auf Grund seiner autobiographischen Dichtungen und Heimatsschilderungen vorgeführt, dann eine psychologische Analyse seines litterarischen Werkes wesentlich durch Heraushebung der verschiedenen Typen und Charakterfamilien versucht und endlich die religiösen Tendenzen in ihren verschiedenen Stadien als Grundlagen seiner Dichtung entwickelt. —

Ueber Paul de Lagarde, dessen deutsche Schriften jetzt endlich zu weiterer Anerkennung und Wirkung gelangen, liegt ein von Nestle (7010) verfasster Artikel vor, dem die in dem Abdruck der RPTh. gestrichenen Partien als Nachträge beigefügt sind. Das hier vollständig (zum Teil mit weiteren Inhaltsangaben) gegebene Verzeichnis von Lagardes so erstaunlich zahlreichen und mannigfaltigen Schriften hat grundlegenden Wert für den künftigen Biographen; auch die Schriften über Lagarde sind ausführlich verzeichnet. Nach einem quellenmässigen biographischen Abriss würdigt N. die Bedeutung Lagardes: seine bahnbrechende Wirksamkeit für die Durchsetzung der philologisch-historischen Methode in der Theologie, seine theologischen Anschauungen, die ihn zu einem „Propheten des 20. Jahrhunderts" machen; die widerstreitenden, extremen Urteile der Zeitgenossen werden zusammengestellt und das Vordringen von Lagardes Gedanken festgestellt; ihre volle Verbreitung wird bei den eigentümlichen Verlagsverhältnissen der Schriften erst nach weiteren 20 Jahren möglich sein. Uebrigens war Lagarde, entgegen der allgemeinen Meinung, nicht aus der Landeskirche ausgetreten. Für Lagardes Auffassung seines Berufs gibt N. eine Briefstelle (1889) wieder; „Ich unterscheide mich von meinen Zeitgenossen am wesentlichsten dadurch, dass ich mich als Priester fühle, als Seelsorger, als Lehrer — ich steige in der Skala abwärts. Der Dienst als Priester ist es, der mich glücklich und gelegentlich aufdringlich macht." —

Aus dem Auslande sind es fortdauernd Carlyle und Emerson, und neuerdings Ruskin und sein Verbündeter Morris, die durch die deutschen Ausgaben ihrer Schriften, hier und da auch durch eine beachtenswerte Würdigung als „Volkserzieher" bei uns wirksam sind. Ueber Th. Carlyle und sein Verhältnis zum deutschen Idealismus handeln zwei Aufsätze, einer von Bos (7023), der sich gegen eine Vorstellung von Carlyles „Kantisme" als eines direkten Abhängigkeitsverhältnisses wendet und auf die Beziehungen zu Fichte etwas eingeht; ein anderer von Kayser (7024), der sich über Carlyles Zugehörigkeit zum christlichen Humanismus — d. h. dem von der Kirche unabhängigen Christentum der schöpferischen Persönlichkeiten seit dem 17. Jahrhundert — verbreitet und einiges über die Fortbildung des deutschen Idealismus durch den grossen Schotten (Verständnis für das soziale Leben und die Organisation) sagt. —

In der überhandnehmenden Ruskin-Litteratur ist zunächst ein Aufsatz von Eckert (7032) zu beachten, der den — in den so vortrefflichen nationalökonomischen Wörterbüchern merkwürdigerweise nicht fungierenden — Gesellschaftskritiker kurz nach seinem Entwicklungsgang darstellt, seinen Kampf gegen die Manchesterdoktrin, seine sozialreformatorischen Ziele und sein Wirken zumal in der englischen Arbeitererziehung würdigt und seine Uebereinstimmung mit den deutschen Kathedersozialisten hervorhebt; E. skizziert die durch den Deutsch-Engländer Jakob Feis (1895) begonnene Einführung Ruskins in die deutsche Litteratur und anerkennt besonders den Wert der Saengerschen Biographie (JBL. 1900 I 10:10). — Von den neuen biographischen Versuchen hat die Studie von Marie von Bunsen (7031) einen Reiz darin, dass sie unter den verschiedenen Rubriken, in die die Charakteristik geordnet wird, autobiographische Notizen aus mehreren Schriften Ruskins instruktiv zusammenstellt, während der verbindende Text in einer stark modernen Schreibweise mehrfach ein verstandesmässiges und kulturbewusstes Ueberlegenheitsgefühl kundgibt. — Die Essay-Folge, in welcher Charlotte Broicher (7030) den grossen Schriftsteller vornehmlich in seinem künstlerischen Sein und Wirken aufzufassen unternimmt, gibt eine wohl etwas geglättete, aber im einzelnen feinsinnig und sympathisch nachempfundene Anschauung seiner Persönlichkeit und nähert sich mit Hilfe einer ausgewählten Litteraturkenntnis selbständig auch den allgemeinen Fragen, so dem Zusammenhang Ruskins mit der deutschen Philosophie und dem Verhältnis, in welchem Religion, Moral und Kunst in seinem Lebensideal verbunden waren. —

Aus den Schriften über Tolstoi heben wir, von den verschiedenartigen Artikeln absehend, nur die umfassenderen Behandlungen heraus. Samson-Himmelstjerna (7058) sucht in „Anti-Tolstoi" weniger ein Verständnis des Menschen als eine Beschwörung der durch ihn drohenden Ueberhandnahme von

Mystizismus und Jenseitigkeit; indem er den nur als Dichter Anzuerkennenden als einen Dilettanten aburteilt und im wesentlichen ihn pathologisch nimmt, zerlegt er seine Persönlichkeit nach den verschiedenen Seiten — Politiker, Pädagog, Theosoph, Prophet usw. —, um an jeder Seite in rechter Ordnung die vernünftigen Gegengründe aufzuführen; eine Orientierung findet er dabei ständig an der chinesischen Kultur als dem Ideal, dem das Abendland zuzustreben habe. — Dagegen gibt das fragmentarische, im Stil von Nietzsche beeinflusste Büchlein von Schur (7045) ein in Liebe und Ehrfurcht sich anfühlendes, wenn auch einseitiges Verständnis, und hier und da auch einen Versuch weiterzudenken, und jedenfalls ist in seinem Grundgedanken etwas Richtiges, dass es sich bei Tolstoi letztlich nicht um bestimmte Regeln und Wege, sondern nur um die Auffindung der Richtung handele, um ein möglichst voraussetzungs- und vorurteilsloses Bereiten des Bodens, auf dem die tausend Möglichkeiten sollen erwachsen können. —

Die Charakteristiken und Lebensskizzen von Publizisten, die sich hier anreihen, sind zum guten Teil Artikel der ADB., wo dann ein weiterer Vermerk sich erübrigt; von den unbekannten Namen, die darunter erscheinen, ist H. Beta (7064) ein lange verschollener national-ökonomischer Schriftsteller, und R. Reitzel (7076) ein deutsch-amerikanischer Journalist, der in Nordamerika durch Herausgabe einer zur Hälfte von ihm selbst geschriebenen Wochenschrift „Der arme Teufel" erfolgreich für das Deutschtum gewirkt hat und dessen Artikel, Stimmungsbilder und Gedichte von dem Referenten Gaulke den besten und tiefsten Leistungen der neueren Litteratur zugezählt werden. — Eine wirkliche Bereicherung sind die Aufsätze Constantin Rösslers (7078a), die durch die vom Sohn veranstaltete Ausgabe nun auch weiteren Kreisen vermittelt werden. Mit dem Bilde dieser bedeutenden Persönlichkeit und ihrer Weltverhältnisse, die auch für die Auffassung anderer hervorragender Männer seiner Generation Aufschluss geben, wird hier zugleich reiche sachliche Belehrung geboten. Die hauptsächlichen Aufsätze, die in chronologischer Folge in die Sammlung aufgenommen wurden, sind: die Studien über Lessing, über den Faust, die Besprechungen von Rankes und Sybels Werken, von Hayms Leben Max Dunckers, von Diltheys Schleiermacher, K. Fischers Philosophiegeschichte, die verschiedenen Betrachtungen über Bismarck und die politischen und kirchlichen Zustände, die Gedanken zur Frauenfrage. Ein Verzeichnis der nicht aufgenommenen Schriften und der Bücher R.s ermöglicht einen Ueberblick über seine Schriftstellerei; als Einleitung dient dem Buch das aus den PrJbb. abgedruckte, von Delbrück (7077) gezeichnete Lebensbild Rösslers. —

Für die Litteratur über die politischen Persönlichkeiten erfüllt die Bibliographie (7083—7129) den hier nur orientierenden Zweck unseres Berichts; hervorzuheben wären unter den Biographien Lenz' „Bismarck" (7108), Lehmanns „Stein" (7090), Guglias „Gentz" (7084), anderseits das Erscheinen von H. Delbrücks „Gesammelten Aufsätzen" (7112). —

Für die sozialistische Litteratur ist ein besonderer Hinweis nur erforderlich für das von Mehring herausgegebene, in vier Bänden vorliegende Werk: „Aus dem litterarischen Nachlass von Karl Marx, Fr. Engels und F. Lassalle" (7145—46). In diesen Bänden ist gesammelt, was von Marx und Engels neben ihren bekannten Hauptwerken an historisch Bedeutungsvollem geschrieben worden ist; besonders die Jugendschriften von Marx sind auch rein menschlich von ausserordentlicher Anziehungskraft; im selben Sinne veröffentlicht der letzte der vier Bände die Briefe von Lassalle an Marx und Engels aus den Jahren 1849—62. Man ist durch dieses verdienstvolle Werk nun der Mühe enthoben, beim Studium der grundlegenden Werke des Sozialismus die zum historischen Verständnis unentbehrlichen Parerga erst zusammensuchen zu müssen aus ihrer Verstreutheit in Zeitschriften und Manuskripten. Durch die allerdings nicht immer höflichen, aber vielfach anregenden und unterrichtenden Einleitungen und Anmerkungen des Herausgebers ist der Wert des Werks erhöht; seine Bedeutung wächst mit dem zunehmenden Interesse für Schale und Kern des Sozialismus. —

Aus der didaktischen Belletristik liegen uns nur die Neuen naturwissenschaftlichen Märchen vor, die Lasswitz (7154) unter dem Titel „Nie und immer" veröffentlicht. Neben einer ersten Reihe kurzer Erzählungen, die in gewohnten Märchenweisen, utopistischen Spielen der naturwissenschaftlichen Phantasie, grotesken Paraphrasen des Gedankens sich bewegen oder in hübschen Einzelbildern das pantheistische Weltgefühl durch anthropomorphe Versinnlichung der Objekte und Kräfte der Natur zur Darstellung bringen, ist in der umfangreichsten Geschichte, einem „Tiermärchen aus der oberen Kreide", ein neuer geistreicher Versuch gemacht: die soziale Satire, für die die Typen der Tierwelt ein bewährtes Mittel geben, wird verbunden mit der von der Evolutionslehre ausgehenden wissenschaftlich-künstlerischen

Veranschaulichung von prähistorischem Milieu, Lebensformen, Daseinskampf usw., und das Ganze wird dementsprechend in einen allgemeinen Zusammenhang gestellt durch Perspektiven auf die Triebkräfte der Entwicklung: innere Selbstgewissheit und fortschreitende Herrschaft der Vernunft über die Natur. —

Gelehrtengeschichte.

(IV, 5b = N. 7165-7527.)

Hans Daffis.

Philosophie: Allgemeines. Mit ein wenig waghalsiger Fixierung feiert Heman **(7165)** die Philosophie als Jubilarin an ihrem 2500jährigem Geburtstage, wobei er, rasch zusammenfassend, länger bei Plato, Kant, Schopenhauer, am längsten bei Nietzsche verweilend, einen knappen Ueberblick über die Hauptzüge ihrer Entwicklung gibt und zum Schluss für sie den vielumstrittenen und angezweifelten Platz an unseren Hochschulen fordert. — Dass es auch heute noch vielen ernsthaft am Herzen liegt, sich den Zugang zur Philosophie und ihren Problemen zu verschaffen, scheint mir daraus hervorzugehen, dass, obwohl die Philosophie auch an unseren Universitäten, wie Heman betont, fünftes Rad am Wagen geworden ist, die Einleitung in die Philosophie von Paulsen **(7166)**, die schon mancher Generation den Weg zur Philosophie gewiesen hat, in achter, das den gleichen Titel tragende jüngere Buch von Wundt **(7167)** nun in zweiter Auflage erschienen ist. — Auch von Windelbands **(7168)** schöner Sammlung von Aufsätzen, die er „Präludien“ genannt hat und die, durch das starke Band einer einheitlichen Lebensauffassung und Lehre scheinbar lose und doch in Wahrheit so fest zusammen gehalten, sich füglich als eine vortreffliche Einleitung in die Philosophie und den „Kritizismus“ im W.schen Sinne darstellt, ist im Berichtsjahr eine neue Auflage nötig geworden. —

Von den Gesamtdarstellungen liegt Kuno Fischers **(7169)** „Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie“, welche die Ouvertüre zu seinem Hauptwerk bildet, aber auch separat erschienen ist, in fünfter Auflage vor. — Langes **(7171)** Geschichte des Materialismus hat es zur siebenten Auflage gebracht, von Heinzes Neubearbeitung des Ueberwegschen **(7172)** Grundrisses ist Teil IV, der das 19. Jahrhundert umfasst, erschienen. — Neu ist Vorländers Werk **(7170)**. Es sei hier nur im allgemeinen mit des Verfassers eigenen Worten charakterisiert. V. glaubt mit Recht eine Lücke auszufüllen, „die gegenwärtig zwischen den grossen Werken von Ueberweg-Heinze, J. E. Erdmann, Zeller, Kuno Fischer auf der einen, den kürzeren Kompendien und Abrissen von Schwegler, Kirchner e tutti quanti auf der anderen Seite klafft“. Die kleineren Werke von Zeller, Falckenberg behandeln ihrerseits „nur einzelne Teile der philosophischen Gesamtentwicklung, die vortreffliche Geschichte der Philosophie von Windelband aber ist kein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern eine Geschichte der philosophischen Probleme und Begriffe“. Als Leser denkt sich der Verfasser „vor allem Studierende und solche Gebildete, die sich einem ernsteren Studium der Philosophie widmen wollen“. Diesen Zweck hat das Buch V.s voll erreicht; es wird, wie Referent aus eigener Anschauung weiss, von den Angehörigen unserer Hochschulen gern und viel benutzt, und schon, dass es als Repetitorium für Examenszwecke Werke von so geringem Werte wie das von Schwegler zu verdrängen scheint, ist kein kleines Verdienst. — Das Büchlein von Külpe **(7173)** ist aus Vorlesungen entstanden, die in einem Ferienkurs für Lehrer 1901 zu Würzburg gehalten wurden. Einleitend spricht K. über die veränderte Stellung des Laienpublikums unserer Zeit zur Philosophie gegen das 18. und das erste Viertel des 19. Jahrhunderts. Er unterscheidet weiterhin vier Hauptrichtungen in der Philosophie der Gegenwart, den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus, grenzt sie zunächst im allgemeinen gegen einander ab, um sie dann im einzelnen schärfer zu charakterisieren, historisch abzuleiten und zu beleuchten. Ausführlicher werden von den Positivisten der Gegenwart Ernst Mach und Eugen Dühring behandelt. Bei der Betrachtung des Materialismus wird Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ eingehend besprochen und mit Haeckels „Welträtseln“ in Parallele gesetzt, die schlechthin vernichtend ausläuft: „das Buch hat denselben Charakter

naturwissenschaftlicher Anmassung, dieselbe feindliche Haltung gegen die traditionelle und die herrschende philosophische Richtung, es verrät die gleiche unerlaubte Ignoranz in Sachen der Geschichte der Philosophie, der Religion und der Kirche und gleichen Mangel an gutem Willen, solche Dinge vorurteilslos und gerecht zu beurteilen wie Büchners Kraft und Stoff". Ebenso wie der Materialismus steht der moderne Naturalismus unter dem Einfluss der Naturwissenschaften. Ludwig Feuerbach und Friedrich Nietzsche sind seine Hauptvertreter. Von den Repräsentanten des modernen Idealismus endlich werden Fechner, Lotze, Hartmann und Wundt genauer ins Auge gefasst. Das klar und anschaulich geschriebene kleine Buch wird gewiss seinen Zweck, beim Laien wieder Freude an der Philosophie zu wecken und dem Weiterstrebenden den Weg zu weisen, gut erfüllen. — Ebenfalls aus Vorträgen, die im Herbst 1900 in Hamburg gehalten wurden, ist das Buch Riehls (7174) entstanden. Mit Absicht hat der Verfasser auch beim Druck den Ton der freien Rede festgehalten. Seine Hoffnung, den Leser dadurch mehr anzuregen, wird vollauf in Erfüllung gehen. Die Vorträge wollen „der Philosophie unter den Gebildeten neue Freunde gewinnen und zum Verständnis der philosophischen Bestrebungen der Gegenwart beitragen. Der Weg dazu führt durch die Geschichte. Die grossen Gestalten der Vergangenheit, Systeme und Persönlichkeiten waren daher vorzuführen; der Werdegang der Philosophie musste von ihrer Entstehung bis zu ihrer Gegenwart durch die entscheidenden Wendepunkte hindurch verfolgt werden". Das tut R. in acht Vorträgen. Der erste behandelt: „Wesen und Entwicklung der Philosophie und die Philosophie im Altertume", der nächste „die Philosophie in der neueren Zeit und ihr Verhältnis zu den exakten Wissenschaften", der dritte „die kritische Philosophie", der folgende „die Grundlagen der Erkenntnis", der fünfte „den naturwissenschaftlichen und den philosophischen Monismus", der sechste „Probleme der Lebensauffassung", der siebente „Schopenhauer und Nietzsche und die Frage des Pessimismus", der letzte endlich „Gegenwart und Zukunft der Philosophie". — Nach sieben Jahren ist von dem ersten Band von Dessoirs „Geschichte der neueren deutschen Psychologie" (7175), noch ehe das ganze Werk vollendet ist, eine zweite Auflage nötig geworden, die, wie der Verfasser im Vorwort ausdrücklich hervorhebt, eine völlig neue Bearbeitung des Gegenstandes ist und als solche beurteilt sein will. Eine gute Uebersicht über das Gebotene gibt die anerkennende Besprechung Poppes, die in den Worten gipfelt: „Das so ausserordentlich reichhaltige Werk, das nicht nur dem Fachpsychologen ein Quellen- und Nachschlagewerk ist, sondern auch dem Historiker und jedem an unserem Geistesleben und unserer Litteratur Teilnehmenden unter dem Gesichtswinkel der Psychologie einen tiefen Einblick gewährt in die geistige Bewegung dreier Generationen." Nicht ganz so lobend, aber doch voll Anerkennung, ist die Besprechung des LCBl., dessen Referent übersichtlich die Veränderungen, welche die zweite Auflage gegen die erste erfahren, zusammenstellt. Er wünscht im Gegensatz zu einer grundsätzlichen Anschauung Dessoirs die kleineren Geister im Vergleich zu den Grossen soviel wie möglich in den Hintergrund gestellt zu sehen. Auch er hofft wie Poppe, dass es dem Verfasser beschieden sein möge, das in Aussicht gestellte kleinere Buch zu schreiben, das mehr Gewicht auf übersichtliche Anordnung als auf Darbietung des gesamten Stoffes legt. —

Kritische Uebersichten. Einen schnell orientierenden Ueberblick über die Erscheinungen auf philosophischem Gebiet im Jahr 1902 gibt R. Eisler (7176), doch wäre selbst an dem Ort, wo diese kritische Revue erschien, im Türmer-Jahrbuch, ein längeres Verweilen bei dem Wichtigsten erwünscht gewesen. — Zum Teil sehr ausführlich und durch eigene Untersuchung den Gegenstand fördernd sind die Kritiken, die Glossner (7178) Schriften von Wyneken, E. L. Fischer, Schindele, Lichtenstein und E. von Hartmann zuteil werden lässt. — Auch die Tagespresse weiss ein grösseres Publikum für die Probleme und Fortschritte der Philosophie zu interessieren, wenn ein so geistvoller Mann wie J. Hart (7177) der Vermittler ist. —

Einzelne Persönlichkeiten. Den führenden Geistern unter den Philosophen ist auch in diesem Jahre eine grosse Reihe von Abhandlungen gewidmet. Aus eigenen Erinnerungen entwirft M. Heinze (7179) in der ADB. ein kurzes Lebensbild des Züricher Philosophen R. Avenarius. — Das Leben und Schaffen des Leipziger Philosophen Moritz Wilhelm Drobisch, des Lehrers von Avenarius, schildert auf Grund des Nachlasses sein Enkel (7181), aus Pietät für den Grossvater allzu ängstlich und gewissenhaft bei allerlei Kleinkram verweilend. — Dem Münchener Moriz Carrière wird nach Leben und Lehre sein Kollege W. Christ (7180) gerecht. — In eigener Sache nimmt E. Dühring (7182) in einer zweiten Auflage seines persönlichen und wissenschaftlichen Rechenschaftsberichtes „Sache, Leben und Feinde" das Wort, indem er als bekannt gewissenhafter Chronist seines Lebens und Strebens die Summe der beiden Jahrzehnte zieht, die seit der ersten Auflage des Buches verflossen sind. —

Die 100jährige Wiederkehr des Geburtstages Fechners im Jahre 1901 hat auch noch in unserem Berichtsjahr eine Anzahl kleinerer und grösserer Arbeiten über ihn und sein Werk hervorgerufen. Dennert (7184) gibt, neuere und neueste Forschung besonnen und zum Teil kritisch verwertend, in vier Abschnitten eine ansprechende und im grossen und ganzen unbefangene Uebersicht über Fechners Leben, sein naturphilosophisches System, seine Stellung zum Christentum, seine Lehre vom Jenseits. — Das schöne Buch von Lasswitz (7185) ist in zweiter Auflage erschienen. — Kleinere Artikel bringen B. Wille (7186) und, anknüpfend an die Neuauflage des Zend-Avesta (7188), Alois Müller. —

Ein wenig engherzig und einseitig, wenn auch von offenbarem Bemühen erfüllt, auch dem Gegensätzlichen und Unwillkommenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind die Aufsätze, die W. Schmidt (7189) dem Lebenswerke Feuerbachs widmet. —

Besonders reich ist in diesem Jahre die Litteratur über Fichte. So sind ihm unter anderem nicht weniger als drei Dissertationen gewidmet. Battin, ein Schüler Euckens, handelt in seiner Jenenser Doktorschrift (7190) über das ethische Element in der Aesthetik Fichtes und Schellings und zeigt, wie „Fichtes subjektiver Idealismus die ethische Seite verfocht, indem er das Schöne dem Guten subordinierte, wogegen der objektive Idealismus Schellings den ästhetischen Faktor hervorhob, indem er die Philosophie der Künste als den Schlussstein der Philosophie bezeichnete“. — Fichtes nationalökonomische Anschauungen behandelt mit reicher Belesenheit und in klarer Gliederung die Heidelberger Dissertation von Sachse (7194), der die frappante Aehnlichkeit des Fichteschen Systems mit dem des Sozialismus hervorhebt, dabei aber betont, ein wie aristokratischer Geist auf der anderen Seite bei Fichte zutage tritt, und dem Märchen von dem Demokraten Fichte widerspricht, den Lassalle gern als das geistige Haupt der Sozialdemokratie hinstellen wollte. — Mit demselben Problem wie Sachse beschäftigt sich ein Zeitungsaufsatz von R. Strauss (7195), der mir unzugänglich blieb. — Fichtes Stellung zur Kunst untersucht Tempel (7196) in einer umfangreichen Strassburger Promotionsschrift und will damit zugleich die Stellung Fichtes zur klassischen und zur romantischen Geistesströmung festlegen und zeigen, wie seine Auffassung der Kunst die Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit, von Spekulation und Leben bedeutet. — Fichtes Einfluss auf das akademische Leben, insbesondere seine Stellung zu den Verbindungen behandelt Hobohm (7190a), ohne auf seine Bedeutung für die Geschichte der Burschenschaft speziell einzugehen. — In Studien zur Entwicklungsgeschichte der Fichteschen Wissenschaftslehre aus der Kantischen Philosophie, die schon aus dem 6. Bande der „Kantstudien“ bekannt waren und jetzt um einen neuen Abschnitt über die Entstehung der Wissenschaftslehre und dankenswerte Beilagen aus dem Nachlasse Fichtes vermehrt sind, gibt Kabitz (7197) eine Darstellung der Entwicklung Fichtes bis zu der Zeit, wo die Philosophie Kants ihm in den Weg tritt, und sodann die Um- und Weiterbildung der Gedanken Kants durch Fichte. — Ueber Fichtes Idealismus und die Geschichte handelt in einer ausführlichen Monographie Emil Lask (7191), ein Schüler Rickerts. Die von diesem unternommene Uebertragung der Forschungsweise der Naturwissenschaften auf die Geschichtswissenschaft gab den Anstoss, „die Ansätze einer logischen Erfassung des Historischen auch in der früheren Philosophie zu verfolgen“. Eine Einleitung befasst sich mit der „Logik des Wertens in der Geschichtsphilosophie des deutschen Idealismus“, worauf in drei grossen Kapiteln zunächst die logischen Voraussetzungen von Kants und Hegels Rationalismus und die Einordnung Fichtes in den Entwicklungsgang der deutschen Spekulation gegeben werden, sodann Fichtes Rationalismus und die Irrationalität des Empirischen und endlich Fichtes Geschichtsphilosophie dargelegt werden. Die Forschungen und Ergebnisse des sicher und belesen auftretenden Verfassers im einzelnen nachzuprüfen und zu werten, bin ich nicht Fachmann genug. — Dass man auch in Frankreich für Fichte ein immer tiefer dringendes Verständnis und Interesse zeigt, beweist das umfangreiche Buch von Léon (7192), welches von Lichtenberger (7193) ausführlich besprochen wird, der die Klarheit und Genauigkeit im einzelnen lobt, dem aber das Verhältnis Fichtes zu Kant nicht deutlich und umfassend genug entwickelt ist. Er vermisst ferner eine Darstellung der Beziehungen Fichtes zur allgemeinen Kultur seiner Zeit und zu den Romantikern insbesondere. —

Sehr rege beginnt das Interesse an der Philosophie Eduard von Hartmanns zu werden. In einem umfangreichen Werke von 850 Seiten bietet A. Drews (7199) eine bis ins kleinste und letzte gehende Würdigung von Hartmanns philosophischem System. Das Buch war als Festgabe zum 60. Geburtstage des von D. hochverehrten Denkers geplant und hält durchweg den Ton persönlicher Zuneigung fest, ohne dabei allzusehr an objektiver Kritik zu verlieren. Die Erfüllung seiner „kühnsten Wünsche“ sah Hartmann einst in der „Herausbildung einer darin über-

einstimmenden öffentlichen Meinung, dass keiner, dem es um ernste philosophische Studien zu tun sei, die gründliche Lektüre seiner Werke versäumen dürfe". D. nun will eine genauere Kenntnis des Philosophen auch denjenigen vermitteln, „die nicht die Zeit oder den Mut haben, den Schriften Hartmanns selbst näher zu treten". Und da Hartmann selbst D. freudig und dankbar als Jünger und Wegbereiter begrüsst, so sei auch hier das tüchtige Buch gern willkommen geheissen. Vielleicht entschliesst sich D. dazu, in einer kleinen handlichen Schrift die Summe seines grösseren Werkes zu ziehen. Der Referent der „Grenzboten" lobt zwar die meisterhafte Darstellung des Buches, vermag aber die Bedeutung Hartmanns nicht in dem zu finden, worin sie D. sieht. Er will das Unbewusste und den Pessimismus ausscheiden, wobei er sich wohl bewusst ist, dass Hartmann und D. gegen die Möglichkeit einer solchen Ausscheidung lebhaft protestieren werden. Dann aber „bleibt ein Gedankenbau stehen, dessen ganze Fülle, Schönheit und Grossartigkeit erst das Werk von D. erschlossen hat". — Mehrfach nimmt Hartmann selbst das Wort in eigener Sache. Zunächst gegen einen Aufsatz Christliebs (7198), der sein Verhältnis zum Christentum zu beleuchten sucht. — Sodann (7204a) in bezug auf seine Stellung zur Naturphilosophie. H. begrüsst die seit kurzem einsetzende erneute Hingabe an naturphilosophische Studien, die besonders mit dem Namen Wilhelm Ostwalds verknüpft ist. H. weiss sich mit Ostwald „im Suchen nach einem identitätsphilosophischen immateriellen und unbewussten metaphysischen Prinzip einig", dagegen gehen die beiden in einigen anderen Punkten auseinander. Der Gegensatz gipfelt darin, dass Ostwald anders als H. die Energie für ein metaphysisches identitätsphilosophisches Prinzip hält. — An anderem Orte (7204) verfolgt H. mit sachlicher Würde und vornehmer Zurückhaltung die Schicksale seiner Philosophie, wehrt sich dagegen, stets nur als der „Philosoph des Unbewussten" zu gelten, und legt noch einmal, wie schon in dem oben erwähnten Aufsatz, seine Stellung zu Religion und Christentum fest. Er lehnt es ab, seinen Standpunkt unter den geschichtlichen Begriff des Christentums zu fassen, „weil ich zu ehrlich bin, um den Begriffen Gewalt anzutun, und zu offen, um mein Schiff unter falscher Flagge segeln zu lassen". — Alma von Hartmann (7204b) hat unter dem Titel „Zurück zum Idealismus" eine Reihe von Vorträgen ästhetischen, ethischen und psychologischen Inhalts gesammelt. Unseren Bericht hier geht besonders der Aufsatz „Schiller als Aesthetiker" an, der Schillers ästhetische Prinzipien meist mit seinen eigenen Worten kennzeichnet, aber dem Litterarhistoriker nichts Neues sagt und denjenigen, der an Forschungen Hayms, Kühnemanns, Harnacks, Bergers und anderer denkt, arg enttäuscht. Wenig ansprechend ist der Stil dieser Vorträge. —

Hegels Aesthetik stellt J. Cohn (7205) dar. Hegel, seit 1801 in Jena habilitiert, kam mit Goethe und den Führern der älteren Romantik in persönlichen Verkehr, dem die Kriegsjahre bald ein Ende machten. Seit 1808 in Berlin, ergaben sich für ihn neue Beziehungen zur Romantik, deren Kunstideal aber nicht das seine war, sondern er näherte sich immer mehr dem Standpunkt des gereiften Klassizismus. — Ueber Hegels Logik handelt ein kleiner Aufsatz im Athenaeum (7208) im Anschluss an das Buch von Baillie: „The origin and significance of Hegel's logic". —

Die Bedeutung der Metaphysik Herbarts für die Gegenwart erörtert Flügel (7210), indem er in einer Reihe lose aneinandergereihter Aufsätze Herbarts System in seine einzelnen Gedankenreihen auseinanderlegt und besonders ausführlich den erkenntnistheoretischen Standpunkt jüngerer Forscher, die für und gegen Herbart stehen, wie Wundts, Natorps, Adickes', Ziehens, Verworns, Weinmanns, Kronigs, Reinkes, meist mit den eigenen Worten der Betreffenden begründet. — Herbarts praktische Philosophie behandelt Seydl (7209) ein wenig von oben herab und befangen. Er gibt eine Darlegung der Hauptpunkte von Herbarts Ethik und knüpft daran kritische Bedenken, die sich zunächst gegen das Auseinanderfallen von Metaphysik und Ethik bei Herbart, sodann gegen die Religionslosigkeit seiner Ethik wenden, die somit zur Zweigdisziplin der Aesthetik würde. Ein weiterer Abschnitt wendet sich gegen den sittlichen Geschmack als Moralitätsnorm, ein weiterer wirft einen Blick auf die „Ideenlehre" und ihre Modifikationen durch Waitz, Hartenstein, Steinthal. Ein Schlusswort stellt die christliche Moralphilosophie den Anschauungen Herbarts gegenüber. —

In demselben Augenblick, wo die „Kantphilologie" sich anschickt, das Resultat der Arbeit eines halben Jahrhunderts durch die monumentale Ausgabe der Berliner Akademie zu ziehen, kommt ein Aufsatz von Ludwig Goldschmidt (7216), welcher der Kantforschung, so wie sie bisher betrieben wurde, ein Halt zurufen möchte. G. nimmt zum Ausgang die Schrift Benno Erdmanns „Beiträge zur Geschichte und Revision des Textes von Kants Kritik der reinen Vernunft", in der Erdmann, dem von der Kantkommission der Berliner Akademie die Herausgabe der reinen Vernunft anvertraut wurde, über die Grundsätze seiner Textgestaltung berichtet und sie an einzelnen Problemen erprobt. So scharfsinnig nun im ganzen die

Konjekturen G.s sind und so gewiss er in manchem über Erdmann, Vaihinger und andere hinaus das Richtige oder doch Plausible getroffen haben mag, so wollen wir uns doch nicht durch ihn die Freude an der neuen Ausgabe rauben lassen, die ja in den besten Händen liegt, und nicht mit Goldschmidt von einem Ende der Kantphilologie, sondern von einem zukunftsfrohen Anfang derselben sprechen. — Der erste Band dieser neuen Ausgabe (7228), der im Berichtsjahr erschienen ist, enthält den ersten Band der vorkritischen Schriften (1747—56) von den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" bis zu den „neuen Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde". Herausgeber sind Kurd Lasswitz und Johannes Rahts, philologischer Mitarbeiter ist Ewald Frey. W. Dilthey hat dem Bande ein allgemeines Vorwort vorausgeschickt, das über Ziel und Gliederung der ganzen Ausgabe Aufschluss gibt. — Von den anderen Beiträgen des Jahres zum Leben und zur Lehre Kants seien die folgenden herausgehoben: J. Bach (7211) bespricht die drei Schriften, die Adam Weishaupt gegen Kants Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat, und teilt nebenbei interessante Einzelheiten über das Leben Weishaupts und sein Verhältnis zu den Illuminaten mit. — Creighton (7214) berichtet über die Kant-Litteratur in Amerika seit 1898 und bespricht mehr oder minder ausführlich die Bücher von Royce, „the World and the Individual; Ladd, „a Theory of Reality"; Ormond, „Foundations of Knowledge"; Münsterberg, „Psychology and Life"; Thilly, „Introduction to Ethics"; Carus „Kant and Spencer" und mehrere Uebersetzungen Kantischer Werke, ausserdem eine Reihe von Zeitschriftenaufsätzen, unter ihnen die Arbeit von Jodl (7217): „Goethe and Kant", die zunächst 1901 im „Monist" erschienen, nun auch in deutscher Sprache vorliegt. Auf Grund von Vorarbeiten Vorländers in den „Kantstudien" fasst J. das Verhältnis Goethes zu Kant so zusammen: Durch Kants begeisterten Apostel Reinhold war seit 1787 die Kantische Philosophie in Jena vertreten, daneben nimmt sich die Allgemeine Jenaische Litteraturzeitung ihrer warm an. 1789 schreibt Wieland an Reinhold: „Goethe studiert seit einiger Zeit Kants Kritik (der reinen Vernunft) mit grosser Application". Als urkundlicher Beweis dieser Application ist ja bekanntlich aus dem Goethe-Archiv ein Heft von Goethes eigener Hand mit einer Inhaltsübersicht des Werkes und zahlreichen Notizen und Einwürfen zum Vorschein gekommen. Ob diese Aufzeichnungen erst eine Frucht der Lektüre der „Kritik der Urteilskraft" sind, auf welches Werk Kants Goethe „eine höchst frohe Lebensepoche" zurückführt, lässt auch J. dahingestellt. Jedenfalls führt ihn das jüngere Werk auf das ältere zurück, er dringt tiefer ein, und seit 1794 ist seine veränderte Stellung zu Kant deutlich sichtbar. Durch Schillers Vermittlung lebt er sich immer mehr in die neue Lehre ein. Dass trotzdem Goethes Geistesart von der Kants völlig verschieden war, führt J. weiter aus: „Ein wahrhaft universeller Kopf, hat Goethe auch im Kantianismus die geistige Potenz erkannt, und vieles, was ihm gemäss war, sich angeeignet. Aber Kantianer war er nie, konnte er nie sein." — Den Dank der grossen Kantgemeinde hat sich A. Hoffmann (7218) erworben, indem er in einem handlichen Büchlein die drei Schilderungen Kants aus der Feder seiner Zeitgenossen Wasianski, Borowski, Jachmann, auf deren Wichtigkeit für die Kenntnis Kants erst jüngst wieder Chamberlain in seinen „Grundlagen" hingewiesen hatte, bequem zugänglich macht. — In der Mitteilung von Brodnitz (7212) handelt es sich um den Roman von Maurice Barrès „Les Déracinés", in welchem der Unterricht in der Kantischen Philosophie, wie er den Schülern der obersten Klasse der französischen Gymnasien erteilt wird, als die Grundursache der sozialen Schäden des modernen Frankreichs sich darstellt. Als Heilmittel gegen die Lehre Kants wird einmal die Lehre Taines, zum anderen die Rückkehr zu Napoleon, „professeur d'énergie", empfohlen. Dass nationaler Chauvinismus, der bei dieser Kantfeindschaft die Triebfeder ist, sehr hübsch ad absurdum geführt wird, indem Barrès als Gegengift die Philosophie Taines, die doch wesentlich eine englische ist, und einen Italiener empfiehlt, sei nur nebenbei bemerkt. — Gerade in unseren Tagen, wo die sogenannten „Psychologisten" bestrebt sind, alle Logik auf Psychologie zu basieren, mag die Schrift Palagyis (7223) über das Verhältnis Kants zu Bolzano, den die Geschichte der Mathematik mehr als die der Philosophie zu beachten pflegt, und der eine Logik zu begründen suchte, die möglichst unabhängig von jeder Psychologie sein sollte, besonderes Interesse erregen. —

Nach mehr als 70 Jahren haben Paul Hohlfeld und August Wünsche, die sich schon früher um die Kenntnis des Lebens und Schaffens des Philosophen und Mathematikers K. Chr. F. Krause verdient gemacht haben, aus dem Nachlasse des Prager Professors von Leonhardi (7229) eine 1830 abgeschlossene Arbeit herausgegeben, die dadurch besonders wertvoll ist, dass Krause selbst sie noch durchgesehen und verbessert hat. —

Die Schrift von Baensch (7230) über J. H. Lambert war mir nicht zugänglich. —

Im Anschluss an das 1900 erschienene Buch von Wartenberg „Das Problem des Wirkens und die monistische Weltanschauung mit besonderer Beziehung auf Lotze" bespricht Neuendorff (7231) einzelne Punkte von Lotzes Weltanschauung, beschränkt sich aber hauptsächlich auf den ersten Teil von Wartenbergs Buch, das die Entwicklungsgeschichte und die Berechtigung von Lotzes Monismus untersucht. —

Kuno Fischers Buch über Schelling (7232) (JBL. 1890 IV 13:13) ist in dritter Auflage erschienen. — Roth (7233) untersucht Schellings Verhältnis zu Spencer in einer Berner Dissertation. — Drews hat Schellings Münchener Vorlesungen neu herausgegeben (7234) und Ziegler (7235) sie einer Besprechung unterzogen. —

Bauch (7236) handelt in seiner Leipziger Doktorschrift über die Psychologie Schopenhauers und zeigt zunächst, dass Schopenhauer unter Psychologie die Lehre von den Motiven versteht, und sodann, wie sich bei ihm die Entstehungs- und Wirkungsweise derselben darstellt. — „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist nun auch in der Cottaschen Handbibliothek erschienen (7243). — Dieses und andere Werke des Philosophen sind ins Englische und Spanische übersetzt worden (7243a—46). — Der neuen Mode, „Breviere" (früher nannte man so etwas „Lichtstrahlen") aus den Werken eines Autors zusammenzustellen, hat nun auch Schopenhauer seinen Zoll erlegen müssen. H. Siegfried (7247) hat im übrigen geschickt und mit gutem Geschmack aus der „Welt als Wille und Vorstellung", den „Parerga und Paralipomena" und den „Neuen Paralipomena" das zusammengestellt, was ihn das Wertvollste dünkte. Der subjektive Beurteiler wird natürlich in solchem Bändchen manch Liebgewordenes vermissen, anderes vielleicht überflüssig finden. —

Ein französischer Aufsatz von Basch (7248) weist auf Stirner hin, um den es nach den Forschungen Mackays merkwürdig still geworden war. —

Ein schöner Aufsatz Euckens (7249) ruft die Erinnerung an Ad. Trendelenburg wach. —

Der 70. Geburtstag Wundts hat eine Reihe von Festartikeln in Zeitungen und Zeitschriften hervorgerufen, die unsere Bibliographie verzeichnet (7250ff.). — Königs Buch über den Philosophen (7256) (JBL. 1901 IV 5b:31) in Frommanns Klassikern ist in zweiter Auflage erschienen, und Eisler (7251), ein Schüler Wundts, hat eine neue Darstellung des Lebens und Wirkens des Meisters gegeben, die trotz Königs Buch nicht überflüssig ist, sondern als eine wertvolle Ergänzung desselben erscheint, da sie sich enger an Wundts eigene Darstellung anlehnt und besonders die Erkenntnistheorie ausführlicher behandelt, sich dagegen, mit Rücksicht auf Königs breitere Schilderung der Ethik Wundts, hier beschränken konnte. —

In beinahe beängstigender Weise schwillt die Nietzsche-Litteratur an. Während die grosse Masse der urteilslos nach neuen Sensationen Spähenden sich schon wieder anderen Göttern zuwendet, beginnen erst eben jetzt, zumal unter dem Eindruck seines grossen Nachlasswerkes, die bleibenden Kulturwerte, die Nietzsche geschaffen, aus dem Streit für und wider ihn deutlich hervorzutreten. Der Ruf: „Nietzsche und kein Ende!" (7283), so berechtigt er dieser papiernen Hochflut gegenüber sein mag, ist im Grunde nur das Zeichen dafür, dass man nun ernsthaft darangeht — ähnlich war es bekanntlich seinerzeit mit dem Shakespeareproblem und der viel verketzerten Goethephilologie —, sich das Erbe eines Grossen zu eigen zu machen. Die Masse der kleinen und grösseren Arbeiten, die im allgemeinen noch einmal das Bild Nietzsches zu zeichnen suchen oder, von einem speziellen Problem aus, zu seiner Charakteristik beitragen, ist in unserer Bibliographie verzeichnet. Vieles davon war dem Referenten leider nicht zugänglich, anderes ist schon durch den Titel des betreffenden Aufsatzes usw. genügend gekennzeichnet, einzelnes muss aber auch an dieser Stelle noch einmal besonders herausgegriffen werden. So ein hübscher Aufsatz Kohlers (7288), weil er beachtenswerte Winke für die Würdigung des Stilisten Nietzsche bringt. — Bartels (7260) reklamiert Nietzsche für das Deutschtum, obwohl er nicht verkennt, dass es mit ihm einer der bösesten Fälle sei. „So entschieden wie er hat sich kein anderer grosser Deutscher von seinem Volke losgesagt, so viel Böses wie er hat kein anderer Volksgenosse uns nachgeredet. Aber wir halten, wir zwingen ihn doch." Die angebliche adelige polnische Herkunft, mit der Nietzsche so gern liebäugelte, wird ihm leicht wegdisputiert, seine Entwicklung mit besonderer Beziehung zum Deutschnationalen in grossen Zügen und alles in allem gerecht und wohlwollend gezeichnet, sein „freilich sehr bedingter" Philosemitismus durch den Antisemitismus seines späteren Schwagers Förster miterklärt, seine Anklagen und Bedenken gegen Deutschtum und Deutsche werden nach Möglichkeit entkräftet und zum Teil auf die mangelhafte Entwicklung seiner sozialpolitischen Anschauungen zurückgeführt, wobei im Vorbeigehen dem Judentum ein paar Stösse versetzt werden. Eine Anmerkung der Redaktion der Zeitschrift, in welcher B.s Aufsatz erschien, sagt, dass sie „den hier dargelegten Anschauungen des geschätzten Verfassers in verschiedenen Punkten nicht zu-

stimmen kann". — Während bereits von massgebender Seite heute Nietzsche, wenigstens in seinem Reifsten und Besten, als Erzieher gefeiert wird, fühlt sich Baumeister (7262), der mit einem gewissen Stolze bekennt, dass er „12 Bände" von ihm gelesen habe, veranlasst, vor Nietzsche als einem Verführer der Jugend zu warnen. — Unbekannte Verse und Entwürfe aus der Jugendzeit Nietzsches teilt Dernburg (7266) mit, das kleine Fragment eines ersten Novellenkapitels „Euphorion", welches nicht ohne Interesse für die Wirren und Krisen von Nietzsches Pubertätszeit ist, und einen Zyklus von fünf kleinen Liedern „Heimkehr", die, poetisch unbedeutend und völlig abhängig namentlich von Lenaus Art, menschlich ein lehrreiches und bezeichnendes Gegenbild zu eben jenem oben erwähnten Prosabruchstück bieten. — Genau 20 Jahre später liegen die Erinnerungen A. Egidis (7267), der Nietzsche flüchtig in der Sommerfrische kennen lernte und mit ihm ein paar Gespräche über Musik und namentlich R. Wagner führte. — A. Fouillé (7275) in seinem Buche „Nietzsche et l'immoralisme" streift, von Stirner ausgehend, zunächst das Verhältnis Nietzsches zu Guyau (vgl. **7274**), der von Nietzsche nicht einmal den Namen kannte, von dem aber Nietzsche die beiden Bücher „l'esquisse d'une morale sans obligation ni sanction" und „l'irréligion de l'avenir" besass und studiert hatte und von ihnen einen nachhaltigen und fruchtbaren Eindruck empfing. Sodann schält F. die Grundprinzipien von Nietzsches Lehre heraus, verweilt länger bei dem Begriff des „Willens zur Macht" und wendet sich schliesslich seiner Moralkritik zu. Endlich wird seine Lehre noch einmal derjenigen Guyaus gegenüber gestellt und gegen sie ein wenig subjektiv abgewogen. Ein grosses Kapitel über Nietzsches religiöse Anschauungen folgt. Eine zusammenfassende kritische Betrachtung seiner Lehre macht den Schluss. — Auch K. Friedrich (7277) setzt sich mit Nietzsches Stellung zur Religion auseinander, indem er ihm vorwirft, Christentum und Kirche verwechselt zu haben. Wohltuend berührt die vornehme Ruhe und Sachlichkeit, mit der sich der auf dem Standpunkte eines liberalen Positivismus stehende Verfasser gegen Nietzsches Anschauung wendet, wobei er der Bedeutung des Philosophen auch da durchaus gerecht wird, wo er ihm unbequem ist. Ob allerdings, wie F. meint, Nietzsche, wenn er länger gelebt hätte, an eine gründliche Revision seiner Anschauungen gehen und „sein Unrecht mit derselben Offenheit bekennen würde", erscheint mir mindestens fraglich. — Horneffers (7285) Vorträge über Nietzsche, die vielen seine Gedanken bequem zugänglich gemacht haben, sind in neuer Auflage erschienen. Allzu hart erscheint mir die Kritik des LCBl. „Wer Nietzsche kennt, wird hier kaum etwas Neues erfahren, und wer ihn nicht kennt, wird ihn durch diese Vorträge auch nicht kennen lernen!" — Die für unsere Berichte wichtigste Erscheinung des Jahres ist ohne Zweifel Landsbergs Studie: Nietzsche und die deutsche Litteratur (7290). Mit reicher Belesenheit und einer glücklichen Gabe, bündig zu charakterisieren, ausgestattet, gibt L. weit mehr als der Titel verspricht. Nicht nur Nietzsches Einfluss auf die deutsche Litteratur wird uns mit durchaus selbständigem Urteil lebendig dargestellt, sondern die gesamte geistige Kultur der letzten 15 Jahre des 19. Jahrhunderts wird uns in der Spiegelung eines Mitlebenden und Mitfühlenden gezeigt, der auch da, wo man ihm widersprechen möchte, der Aufmerksamkeit sicher ist. Die persönliche Note in Lob und Tadel, Zuneigung und Abwehr, die sich bis auf den Stil erstreckt, gibt im ganzen dem Werkchen nur einen Reiz mehr. Eine gewisse Dispositionslosigkeit, die sich nicht leugnen lässt, stört bei der Lektüre ohne Zweifel, ist aber schliesslich kein Hindernis, dass sich am Ende aus all dem scheinbar Planlosen ein gerundetes Bild von der Kultur der Nietzsche-Zeit ergibt. Zunächst handelt L. von der Rezeption Nietzsches. Das Spottgedicht Wilhelm Jordans in der Münchener Allgemeinen Zeitung im Jahre 1893 bildet den Ausgangspunkt. Es folgt Wilbrandts Roman die „Osterinsel", für deren Helden, den Philosophen Adler, Nietzsche Modell gestanden hat. Auch Heyses „Ueber allen Gipfeln", Spielhagens „Faustulus", J. V. Widmanns Drama „Jenseits von Gut und Böse" bemächtigen sich der so dankbaren Gestalt des Philosophen. Doch schon weit früher hatte Karl Hillebrand 1874 und 1879 zu Nietzsche Stellung genommen; für das grosse Publikum aber war Nietzsche erst auf dem Umwege über das geistig rege Dänemark, namentlich durch die Bemühungen von Georg Brandes, der 1888 als erster über Nietzsche öffentliche Vorträge hielt, entdeckt worden. Im Frühling 1890 brachte das führende Organ des Naturalismus, die „Freie Bühne", einen Aufsatz über Nietzsche, wodurch die Verbindung mit der „Moderne" hergestellt war. Nun glaubte die deutsche Jugend, in Kunst und Leben den Führer gefunden zu haben, den sie bisher im Auslande gesucht hatte. „Eine neu entdeckte Welt tat ihre Tore auf" (Cäsar Flaischlen im „Pan") und weiter: „Sein (Nietzsches) Einfluss allerdings ist äusserlich in keiner Weise so bemerkbar, wie der Zolas oder Ibsens. Er besteht hauptsächlich in einer im Stillen wirkenden philosophischen Konzentrierung des einzelnen, in einem stillen inneren festigenden Ausbau und einer immer fruchtbarer werdenden

Wertung seiner Anschauungen.“ Von deutlicher Einzelwirkung auf die Entwicklung der deutschen Dichtung war, wie L. richtig hervorhebt, nur der „Zarathustra“, auch dieser hauptsächlich allein durch die suggestive Kraft, die er ausströmte. Vom Einfluss Nietzsches auf die Dichtung des Auslandes ist zwischendurch kurz die Rede: Strindbergs „Tschandala“ bereits sowie der Roman „An offener See“ machen sich die neue Herrenmoral zu eigen; noch viel deutlicher steht d'Annunzio in ihrem Bann, wogegen Ibsen und Björnson ihr fern bleiben. Auch bildende Kunst und Musik erfuhren die Einwirkung Nietzsches. Der Zarathustra Richard Strauss' ist der deutlichste Beweis hierfür, während in der Malerei L. von Hofmann am sichtbarsten die Gedankenwelt Nietzsches spiegelt, wogegen Klinger unabhängig von ihm ähnliche Bahnen betrat. Das Beste wiederum, was Nietzsche der bildenden Kunst gab, eine Fülle von neuen Stimmungen, lässt sich, wie bei der Dichtkunst, nicht in feste Formen fassen. Das dritte Kapitel spricht von Nietzsches Vorläufern und zeigt, „wie sich die Ideenwelt Nietzsches bereits vor seinem Auftreten in der deutschen Dichtung ankündigte und wie dann seine überragende Persönlichkeit den Fortgang der deutschen Litteratur beeinflusst hat“, wobei L. sich bewusst ist, dass er kein irgendwie vollständiges Bild bieten kann, weil die Bewegung, die Nietzsche hervorgerufen hat, noch längst nicht abgeschlossen erscheint. Er zeigt in raschem Ueberblick die Fäden auf, die von Lessing, vom Zeitalter Goethes, die endlich vor allem von den Romantikern und hier zunächst wieder von Fr. Schlegel, die vom jungen Deutschland und ganz besonders von Heinrich Heine zu Nietzsche hinüberführen. L. weist weiter darauf hin, wie die tragisch-heroische Weltanschauung der Hebbel, Carlyle, Emerson und Ibsen in Nietzsche ihren vollendeten Ausdruck fand, und wie Schiller (Karl Moor), Georg Büchner (Danton), O. Ludwig, Byron, Hebbel, jeder nach seiner Art in seinen Menschen der Welt des Nietzscheschen Uebermenschen sich genähert haben, dem Gestalten R. Wagners am nächsten stehen. Auch die Wiedergeburt der Renaissanceideen im Drama, obwohl nicht direkt von Nietzsche hervorgerufen, steht sichtbar unter seinem Einfluss. Halbe, Schnitzler und Weigand sind hier zu nennen, während Sudermanns Uebermenschen Röcknitz (Glück im Winkel), Leo Sellenthin (Es war) mit Nietzsches Ideal wenig zu tun haben, dem die Magda der Heimat, der Prinz Witte in den drei Reiherfedern immerhin näher stehen. Stärker jedoch als im Drama und Roman war der Einfluss Nietzsches auf die neue Blüte der deutschen Lyrik. Mit ihr beschäftigt sich L. im vierten Kapitel. Nachdem er kurz und treffend Werden und Wesen dieser neuen Kunst umschrieben und klar den Weg gezeigt hat, der von Goethe und Heine hinüberleitet, mustert er die Lyriker, die sichtlich unter der direkten Einwirkung Nietzsches stehen. Als ersten Hermann Conradi mit den „Liedern eines Sünders“. Nahm Conradi Nietzsches Ideen kritiklos auf, so ist Richard Dehmel, der ihnen mit freier Souveränität gegenübersteht, reifer und reicher durch sie geworden. Alfred Mombert dagegen, Nietzschescher Art und Kunst innerlich verwandter als Dehmel, verschmilzt sie mit dem eigenen Wesen zu untrennbarer Gemeinschaft, die bei Naturen wie Christian Morgenstern und Franz Evers weniger organisch erscheint. Aber auch die völlig entgegengesetzte Art M. G. Conrads setzt sich mit Nietzsche verständnisvoll auseinander. Von dem Sprachkünstler Nietzsche hat besonders tiefe Wirkungen Johannes Schlafs Lyrik erfahren. Aber auch die eigene Lyrik Nietzsches hat etwa in Scheerbarts „Königslied“ usw. direkte Nachfolge zu verzeichnen. Ein Ausblick auf die Kunst der Zukunft macht in einem fünften Kapitel den Beschluss des Ganzen. Das, was er an bleibenden Werten, an suggestiven Gedanken durch sein Lebenswerk geschaffen, wirkt immer tiefer und breiter fort. Und wenn heute ahnungsvoll von einer neuen individuellen Kunst auf dem festen Grunde einer neuen Kultur gesprochen werden darf, so ist das in erster Linie dem Wirken Nietzsches zu danken. „Nicht darauf kam es an, dass die Lehren, die er predigte, richtig waren und jederzeit die Wahrheitsprobe bestehen konnten.“ Der Idealismus der deutschen Jugend, der trockenen Schulweisheit müde, fand in Nietzsche einen begeisterten und begeisternden Erzieher. Eine kurze Besprechung Woerners im Euphorion zollt in allem Wesentlichen dem Buche von L. reichen Beifall. „Man kann unmöglich kürzer sagen, was da gesagt ist: Nicht nur kurz, sondern, von einigen auffallenden Nachlässigkeiten und schiefen Bildern abgesehen, gut gesagt, geprägt . . . “ W.s Kritik gipfelt in den Worten: „Eine überaus wertvolle Ergänzung zu streng wissenschaftlichen Forschungen.“ — Anknüpfend an Th. Zieglers Bezeichnung Nietzsches als typischen Vertreters des individualistischen Geistes betrachtet Lichtenberger (7293) Nietzsches Entwicklung vom „Zarathustra“ bis zum „Antichrist“ und zeigt, dass Nietzsches Moral nicht ausschliesslich individualistisch genannt werden darf, sein Individualismus ist, psychologisch gesprochen, nichts weiter als eine Verfeinerung und Selbstaufhebung des Altruismus. — Th. Lipps (7295) untersucht die Begriffe Individuum und Individualität auf ihre psychologische und ethische Provenienz und Geltung hin,

sieht die Verwirklichung des Ideals des Individuums nicht im „Uebermenschen", sondern, was sehr viel mehr ist, „im Menschen". Nietzsche ist ihm nicht „der Apostel" der Individualität. „Er gelangte bis an die Schwelle dessen, was er suchte. Aber es war ihm nicht vergönnt, sie zu überschreiten." — Rau (7305) setzt seine Nietzschestudien fort in drei Aufsätzen: Die Philosophie Platos und ihre Beurteilung durch Nietzsche; Nietzsche über Entstehung und Wesen des Christentums; Nietzsche über Ursprung und Bedeutung der Reformation. — Saenger (7309) feiert Nietzsche als Aphoristen und weist auf sein nachgelassenes Werk hin. — An Horneffer anknüpfend gibt Schian (7310) auf breiter Basis im Rahmen der Gesamtanschauungen Nietzsches in drei Vorträgen eine Darstellung von Nietzsches Verhältnis zum Christentum. Auf positivem Standpunkt stehend tritt er Nietzsches Auffassung überall entgegen, wird jedoch im übrigen der gewaltigen Grösse des Gegners mit ruhiger Würde gerecht. — E. H. Schmitt (7311) schildert in blütenreicher Sprache Nietzsches Entwicklung im Zusammenhang „des grossen Stromes der Kulturentwicklung". Ausser einer Einleitung gibt er folgende neun einzelne Kapitel: Das sittliche Grundproblem; Nietzsche als Antisokrates; Sokratismus und Christentum; das Gesetz der Kulturentwicklung; zur Pathologie geschichtlicher Gestalten; die prachtvolle blonde Bestie; der Uebermensch; Nietzsche als Antichrist; Dionysos-Paraklet. Da der Verfasser gelegentlich es eine unwissenschaftliche Roheit nennt, „herausgerissene Sätze für sich zum Gegenstand der Kritik machen zu wollen", so gebe ich nicht ohne ein gewisses Bangen folgende Stilprobe aus dem Schluss der Einleitung: „Ich behaupte nicht, dass jene Lianen des Landes der Sehnsucht über seinem Haupte rauschten und seine Paradiesesvögel über ihm gesungen, aber dass er, über sich das rosige Schweigen, die tiefe Stille eines wolkenlosen Tages, unter sich die Mitternacht der von phantastischen Ungeheuern wimmelnden Abgrundstiefe, nach jenem Sonnenlande, nach jenem dritten Reiche gesegelt ist, das lässt sich beweisen." — Eigenartig, aber ebenfalls aus Begeisterung für den Meister hervorgegangen ist der Beitrag, den Isabelle von Ungern-Sternberg (7318) zur Nietzschelitteratur beisteuert. Vor Jahren hatte sie auf einer italienischen Reise die flüchtige Bekanntschaft des Baseler Professors Nietzsche gemacht. Die Verehrung für ihn begleitete sie durch ein Menschenleben. Auf Grund handschriftlichen Materials, das die Schwester Nietzsches ihr anvertraute, geht sie nun daran, vom Standpunkt des Graphologen aus Nietzsches geistige Entwicklung im Spiegel seiner Handschrift zu zeigen. Ausser Nietzsche selbst zieht sie noch eine Reihe von Verwandten und Freunden des Philosophen in den Kreis ihrer Betrachtung. Da ich solchen Studien und Bemühungen völlig unvorgebildet und skeptisch gegenüberstehe, enthalte ich mich jedes weiteren Urteils. — Jedenfalls bedeutet es nach derartigen bizarren Ausläufern der Nietzschebegeisterung eine Wohltat, den ausgezeichneten, im besten Sinne populären Vortrag Vaihingers (7319) zu lesen, der in wenigen Wochen in zwei Auflagen erschienen ist und vielleicht als vorzüglichste Einführung in die Gedankenwelt Nietzsches für solche empfohlen werden kann, die keine fertigen Urteile suchen, sondern zu eigenem Lesen und Schauen angeregt sein wollen. Der ernsthafteste Vorwurf, den man V. machen könnte, dass er nämlich, einer sauberen und glatten Gliederung zuliebe, ein wenig konstruiert und schematisiert, ist ihm auch von Lichtenberger, dem Referenten der DLZ., nicht erspart geblieben. — Witte (7326) sieht vom streng kirchlichen Standpunkt aus in Nietzsche ein Warnungszeichen an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. —

In dem reichen Briefwechsel Nietzsches, den man zu erschliessen begonnen hat (7334), ist der Nietzschegemeinde eine herrliche Gabe beschert worden. Vor allem der Briefwechsel mit Erwin Rohde ist von der ersten bis zur letzten Seite ein wundervolles Zeugnis für den Menschen Nietzsche. —

Auch die grosse Ausgabe der Werke (7338), von treuer, sorglicher Hand herausgegeben, schreitet weiter fort. Der „Wille zur Macht", unter grossen Schwierigkeiten glücklich ediert, wird dem grossen Kreise von Nietzsches Gefolgschaft immer mehr und mehr zum philosophisch-menschlichen Testament Nietzsches. Es ist im Berichtsjahr von den verschiedensten Seiten besprochen, widerlegt, freudig willkommen geheissen und bis ins kleinste interpretiert und kommentiert worden; dass von diesem Nachlasswerk aus ein neuer Schlüssel zum Verständnis gefunden ist, war allen Beurteilern, auch dem widerstrebendsten deutlich (7344 ff). —

Eine Reihe von Uebersetzungen der Werke Nietzsches verzeichnet unsere Bibliographie (7352—54b). —

Unter den Arbeiten, die den Historikern der Philosophie gelten, sei auf die Skizze hingewiesen, die A. Biese (7355) seinem Vater, dem langjährigen Lehrer am Pädagogium zu Putbus F. Biese widmet, und auf das anschauliche Bild, das H. Lindau (7357) von Paulsen entwirft. —

Theologie: Allgemeines. Troeltsch (7359) schildert die Entwicklung von Theologie und Religionswissenschaft im neunzehnten Jahrhundert, wobei er zunächst kurz die religiösen Bewegungen des siebzehnten und achtzehnten streift, die als eine Art Fortsetzung des von der Reformation erregten Geistes dargestellt werden. Kant wird gut als Uebergangserscheinung vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert gezeichnet. Nächst ihm werden Schleiermacher und der deutsche Idealismus charakterisiert. Hegels Lehre stellt sich daneben und dagegen. Pietismus, Romantik, die Bestrebungen der Freiheitskriege, das Aufkommen und Erstarken der Religionsphilosophie, die Wirren und Krisen der Gegenwart endlich werden klar und lebensvoll dargelegt. — Ihnen gelten vor allem auch die Aufzeichnungen Thikötters (7359a), der lange Jahre im kirchlichen Leben Bremens an hervorragender Stelle gestanden hat und nun an der Hand eigener Erinnerungen die Bestrebungen und Bewegungen der modernen Theologie anschaulich malt. — Von Brücks (7360) (JBL. 1896 I 4:489) „Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert" ist der erste Band in neuer, wesentlich verbesserter und vermehrter Auflage erschienen, welcher die Entwicklung in Deutschland vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zu den Konkordatsverhandlungen führt. — Besonders bemerkenswert ist das grosse Sammelwerk, das Werckshagen (7361) unter Beihilfe eines grossen Stabes von Fachgenossen herausgegeben hat. Es sind im ganzen 50 einzelne Aufsätze, die Werden und Wesen des Protestantismus von den „Vorzeichen und Vorläufern der Reformation" bis zum „Protestantismus unter Kaiser Wilhelm II." schildern. Ausdrücklich hervorgehoben seien die Nummern: 6. Albrecht Dürer. Deutsche Kunst und deutsche Reformation von H. Thode. 12. Rembrandt und die religiöse Kunst der protestantischen Niederlande von P. Weizsäcker. 13. Paul Gerhardt und das evangelische Kirchenlied von J. Smend. 16. Der Protestantismus im Zeitalter Friedrichs des Grossen und Goethes von Jul. Kurth und Frederking. 18. Schleiermacher von Scholz. 19. Kant und Fichte von A. Dorner. 35. Der Protestantismus in der deutschen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. —

Unter den Schriften, welche die protestantischen Theologen betreffen, ist besonders reich die Litteratur über Schleiermacher. Ausser dem schon erwähnten Aufsatz von Scholz, ist die englische Biographie von Munro (7372) und die Reihe von Aufsätzen, die ihm Seeberg (7373) widmet, hervorzuheben. — Eine Anzahl anderer Beiträge zu seiner Biographie und Lehre sowie einige Ausgaben einzelner Schriften verzeichnet die Bibliographie (7365—74a). — Zahlreiche Erinnerungen an Hengstenberg bringt die EKZ. (7375). — Die Monographie, welche Harraeus (7376) D. F. Strauss gewidmet hat, wird in den PrJbb. anerkennend besprochen. Die Goethegemeinde sei noch auf das hübsche Wort Straussens über Goethes „Verliebtheit" hingewiesen, das der Rezensent am Schluss seiner Besprechung erzählt. — Von sachkundigster Seite wird uns ein ausführliches Lebensbild G. Uhlhorns geschenkt (7376a). —

Von den Arbeiten, die sich auf das Leben und Wirken katholischer Theologen beziehen, ist die wichtigste das monumentale Werk von Friedrich (7378) (JBL. 1899 IV 1b:287) über Döllinger, welches mit dem 3. Bande zu Ende geführt wird und zahlreiche anerkennende Besprechungen gefunden hat. Von Friedrich selbst und anderer Seite werden kleinere Beiträge zu Döllingers Lebensgang beigebracht (7378a—79). —

Unter den Kirchenhistorikern stehen A. Harnack, H. Holtzmann, J. Köstlin und besonders Ch. E. Luthardt im Mittelpunkt des Interesses (7382—90). — Von A. Hausraths (7391) Werk über Richard Rothe ist der erste Band erschienen, auf welchen nach Abschluss des Ganzen zurückzukommen sein wird. — Die Bedeutung des Schweizers R. Stähelin für Kirchengeschichte und Kirchenpolitik wird von verschiedenen Seiten gewürdigt (7392—92a). —

Kanzelredner. Ein anschauliches Bild von dem wechselvollen Leben und Streben Paulus Cassels entwirft Brümmer (7393). — Das grosse Frommel-Gedenkwerk (7394—95) wird um zwei Bände vermehrt, die Reden aus dem Amte sowie Briefe und Denksprüche des gefeierten Predigers enthalten. — Seinem Amtsbruder R. Kögel, der im geistlichen Leben Berlins eine nicht minder bedeutende Rolle spielte, ist jetzt ein würdiges biographisches Denkmal errichtet (7396—97). —

Philologen. Einer Auswahl aus dem wissenschaftlichen Briefwechsel August Böckhs mit Welker, Niebuhr, Thiersch, Schömann, Meier, Gerhard, Arnold Schäfer, Fr. Ritschl, Alexander von Humboldt, schickt M. Hoffmann (7398) ein kurzes Lebensbild des grossen Philologen vorauf. — In der ADB. gibt Meister (7400) eine ausgezeichnete Biographie von Georg Curtius, die besonders auf die Personalunion hinweist, die in Curtius zwischen klassischem Philologen und allgemeinem Sprachforscher bestand. — Ein scharf umrissenes Charakterbild von Th. Gomperz, dessen „Griechische Denker" in zweiter Auflage erschienen sind, gibt Diels (7401). —

Der Bedeutung des vielseitigen Fr. M. Müller und seinen letzten Schriften werden verschiedene Aufsätze gerecht (7403—06). — Besonders zahlreich sind die kleineren und grösseren Arbeiten, welche zweien, auf der Höhe des Lebens und Schaffens gestorbenen Schülern Ritschls gelten: O. Ribbeck (7408—10) und Erwin Rohde (7411—15c), jener durch seine Freundschaft mit Paul Heyse, dieser durch seine langjährigen treuen Beziehungen zu Nietzsche weiteren Kreisen vertraut. Auch in das Hauptwerk über Rohde, das Buch von Crusius (7411), ist eine grosse Zahl der wundervollen Briefe an Nietzsche eingestreut, von denen bereits oben die Rede war. —

Die grosse Anzahl der Beiträge zum Leben und Wirken bedeutender Archäologen, Historiker und Kulturhistoriker verzeichnet getreulich unsere Bibliographie (7417—83). Hervorgehoben seien: Das schöne Denkmal, das Carl Neumann (7427) auf Grund mancher eigenen Vorarbeit J. Burckhardt in der ADB. errichtet, sowie das herrliche Lebensbild, das, aus einer Fülle von Briefen aus der eigenen Feder und der ihm Nahestehender entstanden, E. Curtius sich gleichsam selbst geschrieben hat (7432) und das, weit über die Bedeutung dieses edlen und gesegneten Einzellebens hinaus, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kultur- und Gelehrtengeschichte des vergangenen Jahrhunderts bedeutet. — Herman Grimm, der Curtius einst als den letzten Träger und Vollender einer schönheitstrunkenen Auffassung der antiken Welt dargestellt hat, wird nun selbst von R. Steig (7437) als ein Verwalter dieses Geistes geschildert. Auf seine lebendigen Beziehungen zu Goethe und zur jüngeren Romantik fällt belebendes Licht, das von den Erinnerungen Wildenbruchs (7438) gesteigert wird. — Das liebenswürdige Buch, in dem K. von Hegel die Erfahrungen eines reichen Lebens zusammenfasst (7443), ist besonders in dem ersten Teile, der bis 1859 führt, für die Gelehrtengeschichte wertvoll. — Auf die reiche Litteratur, die das Hinscheiden von F. X. Kraus hervorgerufen hat und die der Bedeutung des seltenen Mannes für den Katholizismus, die christliche Archäologie, die allgemeine Kunst- und Kulturgeschichte nachgehen, sei ausdrücklich hingewiesen (7445—69). — An Ranke, Treitschke und den zu früh verstorbenen Scheffer-Boichorst wird von verschiedenen Seiten erinnert (7470—81). —

Juristen und Nationalökonomen. Das Bild des Philologen und Juristen K. Maurer wird von Zorn und seinem Schüler Golther aufgefrischt (7490—91). —

Mediziner und Naturforscher. Die prächtigen Briefe Th. Billroths (7496a), welche einen ebenso wertvollen Beitrag zur Geschichte der Musik und geistigen Kultur wie zur Geschichte der modernen Chirurgie bedeuten und weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus Interesse erregt haben, sind bereits in 6. Auflage erschienen. — Ihnen gleich an Wirkung waren die Lebenserinnerungen A. Kussmauls (7497a), die ein gut Stück Entwicklung der inneren Medizin lebendig spiegeln. —

Naturforscher. Das Porträt, welches Bölsche (7504) von seinem Lehrer und Führer Haeckel entwirft, ist im besten Sinne populär und wohl geeignet, weiten Kreisen die Gedankengänge Haeckels zu vermitteln. — Das grosszügige Buch, das Koenigsberger (7505) Helmholtz widmet und von welchem im Berichtsjahr nur der erste Band vorliegt, wird nach Vollendung des Ganzen eingehend zu besprechen sein. — A. W. von Hofmann und M. von Pettenkofer haben in ihnen auch persönlich nahestehenden Schülern die berufenen Biographen gefunden (7506—09). — Gross ist die Zahl derjenigen, die an R. Virchows Bahre trauern (7512—24a). —

Lessing.

(IV, 6 = N. 7528-7577.)

Erich Schmidt.

Gesamtausgabe. Muncker (7528) hat im 16. Band die Herausgabe der Werke, denen nun das Briefkorpus folgt, rühmlich abgeschlossen mit dem grossen Rest des Nachlasses, zumeist Niederschriften der Wolfenbüttler Zeit. Manches Neue tritt hier zum erstenmal ans Licht, besonders in Sammlungen zum deutschen Wörterbuch und Fabelstudien, ausser dem schon durch R. Förster hervorgezogenen Aesop der Reiskia. Die sehr mühsame und entsagungsreiche Arbeit war erschwert durch die arge Willkür, die sowohl Fülleborn als K. G. Lessing an einer Menge verschleuderter Manuskripte geübt haben. M. zeigt allenthalben grosse Vorsicht, Einsicht und Umsicht; er beschreibt

die erhaltenen Originale genau, fragt der Datierung pünktlich nach, was für den Reigen theologischer Entwürfe besonders wichtig ist, und bessert den Text nicht bloss durch Revision aller abgelegenen Zitate. Wie viele Fehler hafteten z. B. der Skizze S. 478ff. im ersten Druck von 1784 an, und ist's doch selbst Lachmann daher begegnet, einen „Opletus“ statt Optatus passieren zu lassen. Lücken der verschwundenen Vorlage werden S. 424/5 durch Heranziehung des Gelasius wahrscheinlich ergänzt. Weggeblieben ist, wie sich von selbst versteht, auch hier Lessings Kopie des Renners, während kleine neue Stückchen altdeutscher Poesie Aufnahme gefunden haben; unbedeutende Marginalien zu Lavaters Physiognomik, zu Anakreon, zu Bodmers mittelhochdeutschen Texten hätten vielleicht doch, wo so manche Spreu der Kollektaneen lagert, wenigstens teilweise dargebracht werden sollen. Zu negativ lautet die Anmerkung S. 534 über Lessings vorgeblichen Plan, Cellinis Vita zu verdeutschen; die Sache liegt so, dass Lessing und Eschenburg 1778 Nugents englische Uebersetzung von Boie geborgt haben und Goethe eben dieses Exemplar 1796 benutzte, wie die Note zum weimarischen Briefkorpus N. 3334 des näheren ausweist. — Dem italienischen Tagebuch unseres Bandes ist Munckers sorgsame Nachprüfung der darin angeführten Werke zugute gekommen: so fand er **(7535)**, vornehmlich für die zweite Hälfte, in den ersten Jahrgängen der 1772 begründeten Wochenschrift „Efemeridi letterarie di Roma“ die Quelle zahlreicher blosser Exzerpte Lessings. — Einen starken, leider überheftigen Vorstoss gegen Munckers für die Rezensionen der Vossischen Zeitung eingeschlagenes Verfahren hat Consentius **(7544)** gerichtet, dessen Anklagen und Widersprüche auch die Vorgänger von dem freilich sparsameren Ausleser Lachmann an treffen. Muncker hat gelassen und ausführlich erwidert. Aelteren allgemeinen Einschränkungen gegenüber liefert C., der unstreitig die Berliner Tageskritik jener Zeit und die mit Lessing befreundeten Journalisten am genauesten kennt, eine scharf-, wohl auch spitzsinnige Kritik der einzelnen Artikel, behutsam in sprachlichen Argumenten, und nimmt von den vielen Lessing aberkannten Rezensionen diese für Mylius, jene für Naumann in Anspruch. Dass hierin Dissentius doch zu sicher auftritt, hat namentlich Köster erörtert. C. behält das Verd enst, dieses Problem kräftig gestellt und gründlich gefördert zu haben. —

Unter den kleinen Ausgaben tun sich die von Matthias **(7530—31)** hervor. — Der Brief **(7533)** — an Voss, 24. Dezember 1771 — ist bloss aus Jonas' Stettiner Programm von 1901 wiederholt. —

Darstellungen, Biographisches, Zeitgenossen. Bertheaus Lebensabriss **(7536)** mit ganzen zwei Seiten über die Philosophie und Theologie hat die nötige Auffrischung und Erweiterung nicht gefunden; die knappe Uebersicht Consentius' **(7537)** sei wegen ihrer solchen Einleitungen selten eigenen Gewissenhaftigkeit erwähnt. — In Lessings erste Schulzeit führt uns Schwabes **(7540)** ausgezeichneter Aufsatz über den trefflichen bis 1743 in Kamenz wirkenden Rektor Heinitz, seine Reformkämpfe für ein neues deutsches Religionskompendium (Freylinghausen), eine deutsche Grammatik des Lateinischen und die Hebung der Theateraufführungen, denen er seine leider verschollene Schrift „Die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit“ gewidmet hat. Der Lehrplan wird genau mitgeteilt; wir erfahren, dass der Unterricht vormittags von 6—9, nachmittags von 1—3 Uhr in den fünf Klassen stattfand, Mittwoch und Samstag aber schulfrei waren, und dass im Unterkurs das „Artificium epistolicum“ als Stilübung nicht fehlte. — N. **7541** erzählt die Geschichte der 1870 aufgestellten Büste. — Consentius **(7544)** schöpft aus Naumanns Briefen an Haller Mitteilungen über Lessings Uebersetzertalent, die Kritik des Jöcherschen Lexikons, den „Messias“, seine religiöse Schrift „Von dem Erhabenen in den Sitten“ 1751, seine Beziehungen zu Marburg und Wittenberg. — In Geigers **(7543—43b)** Artikeln ist für uns manches warme Wort der treu zu Moses haltenden Aufklärungsfreundin Elise Reimarus über Lessings Nachruhm und Mendelssohns Streit mit Jacobi nicht sowohl zur Sache als menschlich interessant. —

Sprache. Lessings Eifer für reines Deutsch behandelt frisch Matthias **(7545)**, auch zu den doch nicht dem Sprachverein anheimgegebenen Gleichnissen abschweifend, in einer geschickten Lese von Blüten und etlichen Unkräutchen; übrigens mit dem offenen Eingeständnis, dass Lessing ein „Nicht-Puriste“ war. Leider sind alle Stellen nach Lachmann-Maltzahn zitiert. —

Was die einzelnen Werke und ihre Auslegung betrifft, so sehe ich ein für allemal ab von nichtigen oder winzigen Ergebnissen der Schuldrucke (löblich ist **7550**), reinpädagogischen Spenden, Litaneien über Schuld und Tod Emilias usw., aufgewärmten Theaterberichten oder gar antisemitischen Sumpfpflanzen **(7557)**. — Für die „Kleinigkeiten“ ist Max Friedlaenders inhaltschweres Sammelwerk **(4555)** 2, S. 505 wichtig: wir finden staunend etwa 120 Kompositionen aus dem 18. Jahrhundert, von 1754 an, wo Ph. E. Bach den Chor eröffnet, bis 1799, wo ihn Haydn, der seine Töne längst an solche Stücklein verschwendet hatte, und Romberg

schliessen; Agricola, Marparg, Quanz, Graun („Die Ente"!), Hiller, J. C. F. Bach, André. — Bröses (7551) in trockenen Blankversen gehaltene Uebersetzung der von Grudziński für die „Minna" ausgepressten „École des maris" des Nivelle de la Chaussée war kein Bedürfnis. — Schmitz (7552) beleuchtet nicht bloss Tellheims Konflikt, sondern auch wiederum die von einem Schauspieler Börn den Schweden angeeignete französische Bearbeitung des Chabannes, während die Rezensenten Stockmayrs (7552a) stoffgeschichtliche Beiträge nachliefern und z. B. Hirsch (ADA. 46, S. 70) „Das Regensburger Schiff" Schikaneders für eine blosse Fortsetzung des Lessingschen „Soldatenglücks" erklärt. — Heinemann (7554a) erhitzt sich weidlich gegen R. Kohlrausch, der in der FZg. 1901, N. 312, 314 „Emilia Galottis Heimat" für das Lokalkolorit in Guastalla, für Typen der Hauptfiguren in Wolfenbüttel gesucht hatte, mustert dabei nochmals die Wohnungen des Bibliothekars und geht nun zum allerletzten Mal der Branconi-Legende zu Leibe. — Kösters Ausgabe des „Nathan" (7556) ist fein von aussen und innen; das warme Vorwort weiss mit ein paar Sätzen auch der Vers- und Dialogart gerecht zu werden; sparsame Schlussnoten erläutern Orientalisches. — Hennings (7559) und Steinschneiders (7560) Beiträge zur Geschichte der Ringparabel waren mir in letzter Stunde unzugänglich. —

Litteratur, Kunst, Philosophie. Staedler (7567), Dolmetsch der Oden, verfolgt „Die Horazfrage seit Lessing", an diesen nur rasch anknüpfend, um einer abschätzigen Bewertung des Lyrikers den Garaus zu machen. — Heuschkel (7568) ist im Vorjahr aufgeführt; bei Harnack (7571a) und Rössler (7577) handelt es sich um den Wiederabdruck bekannter Aufsätze; Jessens (7572a) und Helene Stöckers (7573a) Auseinandersetzungen der Kunstansichten müssen im Zusammenhang gelesen werden. — Christs (7577) Züricher Rektoratsrede gibt eine liberale Analyse der „Erziehung", das neue Zukunftsevangelium als Geistesreligion fortschreitender Menschen bei Jesus findend, die Seelenwanderungshypothese abwehrend. —

Herder.

(IV, 7 = N. 7578-7595.)

Ernst Naumann.

Allgemeines. Von Herders Leben gibt Krücke (7578a) unter Betonung der religiösen Entwicklung einen kurzen Ueberblick und eine unbefangene Würdigung. Während des Bückeburger Aufenthalts rühmt er ihm herzerquickende Frische und feste positive Stellung nach, er bedauert, dass beides in Weimar, dem modernen Athen, wieder verloren ging, als Herder das Christentum als vollkommene Humanitätsreligion zu betrachten anfing. Er begann zwischen den beiden Richtungen, die damals miteinander rangen, zu schwanken, der kritischen Philosophie und der Aufklärung jener Zeit, suchte aber die ausgefahrenen Geleise der Orthodoxie zu vermeiden. Aber niemals hat er, wie K. auch hervorhebt, die Grundlagen der evangelischen Kirche angetastet, das apostolische Glaubensbekenntnis gilt ihm, wenn auch die Begriffe Auferstehung des Fleisches und Höllenfahrt missverständlich sind, als der schlichteste und edelste Ausdruck des christlichen Glaubens; die ganze Theologie hängt ab vom Bibelstudium. Auf dem Gebiete der allgemein religiösen und ästhetischen Wertschätzung der Bibel liegen ganz besondere Verdienste Herders, die bleibenden Wert haben. Ebenso trat er für die Verbesserung der Gesangbücher in der evangelischen Kirche ein. — Mit seiner Unterordnung der Dichtung Herders unter die Kategorien eigene Dichtung und Uebertragung wird Hense (1505a) dem Dichter nicht gerecht. Die Stücke aus der griechischen Anthologie und die Blumenlese aus den morgenländischen Dichtern gehören jedenfalls nicht zu der ersten Klasse, der Cid aber, den H. zur zweiten rechnet, ist keine blosse Uebertragung; man sollte sich gewöhnen, von Nachdichtungen zu sprechen. —

Unsere Kenntnis von Herders Beziehungen zu Zeitgenossen erfährt durch neu veröffentlichtes Material weitere Vertiefung. Suphan (7579) teilt eine poetische Begrüssung des Herzogs Karl August wegen der Geburt des Erbprinzen und den Entwurf der bei demselben Anlass gehaltenen Predigt mit, die wir nunmehr in zahlreichen Wandlungen verfolgen können. In einem von S. zugleich veröffentlichten Gutachten über kirchlich ökonomische Zustände vom 28. März 1787 tritt Herder mit Nachdruck für die Aufbesserung der Lehrergehälter am Wilhelm-

Ernst-Gymnasium in Weimar ein, die besonders dem Professor Musäus zugute kommen sollte. — In feinsinniger Darstellung schildert Eleonore von Bojanowski (7580) die Beziehungen der Herzogin Luise zu Herder und dessen Hause. Die von Suphan in den Nachträgen mitgeteilten Gedichte Herders an die Herzogin sowie eine Reihe neu veröffentlichter Briefe von beiden erhalten durch die Abhandlung einen lebendigen Kommentar. Die Uebereinstimmung in der Ansicht, dass der Rousseausche Freiheitsdrang auch für das Genie nur insoweit Gültigkeit habe, als er mit den Forderungen christlicher Moral sich vereinigen lasse, also gerade das, was Herder allmählich von Goethe trennte, ward zu einer Grundlage des Vertrauens der Herzogin zu Herder, der schliesslich am Hofe zu Weimar die „moralische Mauer“ bildete gegen eine einseitige Geltendmachung des Naturrechts. In der eingehenden Charakteristik der Herzogin ergeben sich manche Züge, die auf die Prinzessin in Goethes Tasso deutlich hinweisen; aber als Fürstin und als Mutter hat Luise unendlich zahlreichere und tiefere innere Erfahrungen durchlebt als jene; allem Edlen und Schönen hold, mit zartestem Gefühl für das Schickliche ausgerüstet, in die Litteratur der Alten durch Herders feines Verständnis eingeführt, aber vom Leben unsanft behandelt, vereinsamt sie allmählich und hat schliesslich auch den Verlust Herders, dessen zunehmender Grämlichkeit das Freundschaftsverhältnis wertlos wurde, zu beklagen, ohne jedoch aufzuhören, in wohlwollender Güte sich seines Hauses anzunehmen. Den äusseren Sorgen im Herderschen Hause suchte sie abzuhelfen, das Geschenk von 2000 Gulden, welches Herdern am 10. März 1788 von unbekannter Seite zuging, hat, wie jetzt nachgewiesen wird, die Herzogin aus eigenen Mitteln durch ihren Bruder, den Prinzen Christian, absenden lassen. Karoline blieb auch nach dem Tode ihres Gatten der Herzogin befreundet und dankbar. — Graf Oberndorff (7581a) berichtet, Herder habe mit Julie Freifrau von Mauchenheim, genannt von Bechtolsheim, geborenen Gräfin Keller (geb. 1751, gest. 1847), die von Wieland als Psyche besungen ward, bis zu seinem Tode in freundschaftlichstem Verkehre gestanden. Auf die erste flüchtige Begegnung bezieht sich der in Faksimile mitgeteilte Brief Herders vom 11. November 1785, in dem er sie gleichfalls als „geistreiche und vortrefliche Psyche“ anredet. Graf O. veröffentlicht ferner eine Uebertragung Herders aus Pope (Herders Werke, herausgegeben von B. Suphan 27, S. 364) in einer Fassung, welche die beiden Varianten ergibt: „Was nur zieht mich sanft von hinnen“ und „Ich schwimme sanft im Morgenroth —“ und vermutet, Herder habe mit der Uebersendung des Gedichtes der oben genannten Freundin auf eine originelle und geschmackvolle Weise zum Tode ihrer Schwester Dorothea kondolieren wollen. —

Geistesleben. Aus den Litteraturbriefen teilt Wachler (7582) Stellen mit, welche beweisen, dass nach Herders Ueberzeugung Muttersprache und Vaterland zu den herrlichsten Gütern der Menschheit gehören, dass man Fremdem nicht nachahmen, sondern die eigenen Volkseigentümlichkeiten in gleicher Vollendung entwickeln müsse, wie z. B. die Alten die ihrigen entwickelt haben. Diese bekannten Grundsätze Herders gehören auch jetzt noch zur Grundlage nationaler Kultur. — Scherers Vermutung, der Satyros in dem gleichnamigen Drama Goethes sei der junge Herder, nimmt Matthias (7581) wieder auf. Er sucht sie durch den Hinweis auf Herders Wertschätzung der noch ganz Natur gebliebenen wilden Völker und ganz besonders durch den Nachweis zu stützen, dass die Weltschöpfungsideen des vierten Aktes sich auf das engste mit Gedanken und Anschauungen berühren, welche Herder in der ältesten Urkunde und deren Vorarbeiten entwickelt, also aus Schriften Herders, welche vor dem Satyros verfasst sind. Der Beweis erscheint erbracht, dass Goethe der Person seines Satyros, der das Uebermenschentum in der Sturm- und Drangzeit darstellen soll, kennzeichnende Züge verliehen hat, die Gedanken und Stimmungen des jungen Herder entnommen sind. Im einzelnen ist zu bemerken, dass Herder das Wort Unding für Chaos in Klopstocks Messias 4, 1345 „als er vordem die kommenden Welten dem Unding entwinkte“, den er Bd. 6, S. 5 und 8 selber zitiert, gelesen hat. Unding im heutigen Sinne gebraucht Herder schon 1766 (Lebensbild I, 2, S. 150) wie Klopstock Messias 2, 348. — Nach Jessen (7585a) steht Heinse der Herderschen Aesthetik nahe und verdankt ihr weitgehende Anregungen, schränkt aber Herders Sätze auf dem Gebiete der Malerei und des Gefühls nicht unwesentlich ein, während er in betreff der Skulptur ihm ganz zustimmt. Ebenso steht er in seinem Urteil über die Grundgesetze der Poesie neben Herder gegen Lessing. — Herders Urteil über die Schriftsteller des Altertums geht Kont (7586) in sorgfältiger Sammelarbeit nach. Herder erscheint ihm den Griechen geneigter als den Römern; die Vorliebe für Athen teilte er mit seinen Zeitgenossen Lessing und Winckelmann, zwischen diese stellt ihn K. als einen Griechen aus dem Norden, meint aber, er reiche an keinen von beiden heran, weil keines seiner Werke einen künstlerischen Abschluss habe. — In einer Abhandlung über Herders Gedanken über die Muttersprache geht Hänsch (7587) von Herders Sprachtheorie aus. Er

stellt zunächst diejenigen Ideen daraus, deren Kenntnis für das Verständnis seiner Stellung zur Muttersprache unerlässlich scheint, zusammen und sammelt dann die Anschauungen Herders von der Muttersprache nach den Gesichtspunkten ihres Wertes im geistigen Leben des einzelnen Menschen, der Nation und der Völker und handelt schliesslich von der Pflege der Muttersprache. Herders Anschauungen über die Muttersprache stellen einen grossen Werdegang dar, der sich schon in den Fragmenten ankündigt. Die Annahme von Lebensaltern der Sprache ist ein geistreicher Versuch, die Sprachen alle unter einen Gesichtspunkt zu bringen, aber in Wirklichkeit lässt er sich nicht durchführen. Die Bemerkungen über die Fremdwörter (Bd. 2, S. 325) empfiehlt H. der Beachtung. In dem Plan der livländischen Schule zeigt sich eine gewisse stoffliche Ueberlastung, die ihn unausführbar mache. Hatte Herder anfänglich gegen die Grammatik geeifert, so ist er durch seine eigene Lehrerfahrung zu der Erkenntnis geführt worden, dass der Mensch eine Grammatik lernen müsse, um genau denken und sicher sprechen und schreiben zu können; allerdings scheint H. zu glauben, dass Herder damit als leitender Schulmann den in Weimar herrschenden Verhältnissen ein Zugeständnis mache. Aber Herder hat die formal bildende Kraft der Grammatik wohl erkannt. Mit der Abhandlung über den Ursprung der Sprache war die Gedankenentwicklung Herders über Sprache und Muttersprache zum Abschluss gekommen. Deutlich trat jedoch seine Auffassung von dem Verhältnis zwischen Denken und Sprechen in den Ideen hervor; Wort und Idee decken sich dem Umfange nach; inhaltlich drückt die Sprache nicht Sachen, sondern Namen aus, weil keine menschliche Vernunft die Sache selbst, sondern nur deren Merkmale erkennt. Darin kommt Herder Kant nahe. In den späteren Werken wird ebenso der nationale Gesichtspunkt in der Wertschätzung der Muttersprache nachdrücklicher betont, sie wird zu einem Mittel nationaler Kultur. Vom Standpunkt des Humanitätsideals erscheint die Sprache als das höchste Gut eines Volkes. Herder fühlte sich selbst als deutscher Schriftsteller und als Mitarbeiter an deutscher Kultur. — In den Monatsheften der Comeniusgesellschaft **(7588)** wird Herders Urteil über die deutschen Sozietäten und ihre Nachfolger aus den Humanitätsbriefen (Bd. 18, S. 125 ff.) abgedruckt mit der Bemerkung, es war eine mutige Tat Herders, dem abschätzigen Urteil über die deutschen Sozietäten in Adelungs Geschichte der menschlichen Narrheit mit seinen eigenen Ansichten entgegen zu treten, welche durch die Forschungen unserer Tage überraschend bestätigt werden. — Als eine deutlich und stark ausgeprägte Seite in Herders Wesen bezeichnet Keferstein **(7593)** seine auf Vervollkommnung der einzelnen wie der Menschheit hinzielende moralisch-pädagogische Geistesrichtung, die sich über alle Gebiete des Lebens verbreitet und ihn zu einem Erzieher des Volks im grössten Stil macht. Dieses pädagogische Wirken prägt sich hauptsächlich in den Humanitätsbriefen aus und lässt sich, von dem Reisejournal anfangend, durch seine ganze schriftstellerische Arbeit verfolgen. Als bedeutender Theoretiker und Praktiker der Pädagogik zugleich steht er neben Rousseau und Comenius. Herders pädagogisches Wirken hat zahlreiche Berührungspunkte mit den Forderungen der Gegenwart. Herders Ansichten sind selbstverständlich nicht ohne Wandel geblieben, seine Aussprüche und Meinungen haben ihre Form aus den Beziehungen der Zeitverhältnisse erhalten und müssen aus diesen gedeutet werden. Die akademische Freiheit, welche Herder vorfand, hatte einen anderen Anstrich als die gegenwärtige, aber in der Forderung trifft Herder mit den Wünschen unserer Zeit zusammen, dass auf der Universität mehr die selbständige Arbeit in den Seminaren als das Hören der Vorlesungen betont werde. In seiner Weimarer Schultätigkeit hat er an dem Aufbau des Gymnasiums nach der realen Seite hin gearbeitet, aber er hat ebensowenig wie Goethe jemals vergessen, welchen Wert die alten Sprachen für die Bildung der Gegenwart haben. Seinen Haupterfolg fand er jedoch in der Umgestaltung des erdkundlichen und des geschichtlichen Unterrichts und in der Hervorhebung der Muttersprache zu einem nachdrücklich betriebenen Unterrichtsgegenstande. Seine Schulreden geben über seine Stellung zu den verschiedenen Fragen der Erziehung und des Unterrichts reichen Aufschluss, der durch die theologischen Schriften und die Ideen zu einem Gesamtbilde erweitert wird, welches auch seine Stellung zur Volksschule erkennen lässt. In der Frage der weiblichen Erziehung trennt sich Herder allerdings weit von den Reformen der Gegenwart. In einem Briefe an Karoline spricht er unverhohlen den Abscheu vor dem gelehrten Frauenzimmer aus, er weist der Frau in wissenschaftlichen Dingen noch die Stellung an, wie sie Goethe in Tasso ausgesprochen hat. Aber Herders ganzes pädagogisches Denken und Streben hat seinen Einfluss bis auf die Gegenwart gewahrt. — Dass Herder ein Vorgänger Darwins gewesen sei, behauptete von Bärenbach 1877 in der Schrift: Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie. Götz **(7589)** weist nach, dass sich wohl zahlreiche Berührungspunkte zwischen beiden aufzeigen lassen, dass aber trotzdem Herder als Vorgänger Darwins nicht in Anspruch genommen

werden darf. Herder beschäftigte sich allerdings mit dem Deszendenzproblem und bekennt sich zu einer Deszendenztheorie, aber nicht zu der Darwinschen. Was die Selektionslehre betrifft, so spricht Herder zwar von einem Kampfe um das Dasein, sieht diesen aber an als ein Mittel zur Erhaltung des Ganzen, während nach Darwins Lehre der Kampf um das Dasein planlos in der Natur in ähnlicher Weise neue Arten erzeugt, wie der Wille des Menschen planvoll im Kulturzustande neue Rassen züchtet. Ferner erkennt Herder das Vorhandensein von Varietäten an, die organischen Wesen sind nach ihm ihren Existenzbedingungen entsprechend auf der Erde verteilt, von ihnen abhängig und bedingt durch Zusammensetzung des Lebens, Beschaffenheit der Luft, des Wassers, des Klimas. Aber die Frage nach dem Entstehen der Spielarten beantwortet er nicht im Sinne Darwins, der die erwähnten Existenzbedingungen in einen direkten kausalen Zusammenhang mit der Bildung neuer organischer Formen setzt. Die Vererbung hat Herder auch beobachtet, aber sie hat nach ihm nicht den Zweck, durch Häufung individueller Verschiedenheiten neue Arten zu bilden, sondern nur die Absicht, den vorhandenen Typus vollkommener zu machen und zu erhalten. Wenn auch Herder das Gesetz der korrelativen Abänderungen gekannt hat, so hat er doch das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl nicht ausgesprochen, insofern dieses die Erhaltung der günstigen individuellen Verschiedenheiten und Abänderungen oder das Ueberleben des Passendsten bedeutet. Dass Herder sich auf einen göttlichen Schöpfungsplan beruft, bedingt dagegen keinen Unterschied von Darwin, welcher ähnlich behauptet, die Gesetze seien der Materie durch den Schöpfer eingeprägt. Herder unterscheidet sich auch von Haeckel. Eine so grosse Aehnlichkeit er auch zwischen Mensch und Tier, besonders Mensch und Affe anerkennt, und zwar nicht bloss im Körperbau, sondern auch psychisch, so spricht Herder es doch ausdrücklich aus: Affe und Mensch sind nie eine und dieselbe Gattung gewesen. Er führt drei tiefgehende psychische Unterschiede zwischen Mensch und Tier an: dem Tiere fehlen die logischen Begriffsvorgänge, das Tier hat keine Sprache, Tradition, Rechte und Gesetze, der Mensch handelt willkürlich, das Tier unter dem Zwange der Notwendigkeit. Herder entfernt sich aber auch in der ganzen Art und Weise seiner Naturbetrachtung von Darwin, denn sie besitzt eine starke teleologische Färbung, die bis zu einer religiös-sittlichen Teleologie aufsteigt. Die Welt ist ihm von Gott erfüllt, darum kann es keinen Zufall geben; denn Gott handelt nach Zwecken, und daher legt auch die Geschichte der Menschheit Zeugnis ab für die Verwirklichung sittlicher Zwecke und führt zu Vernunft und Freiheit. Darwin dagegen sucht den Begriff eines Planes, einer gesetzmässigen Entwicklung zu beseitigen und den Begriff Zufall an dessen Stelle zu setzen, denn dieser entscheidet in dem Kampfe um das Dasein. Also auch in ihren naturphilosophischen Grundanschauungen gehen Herder und Darwin auseinander. —

Den Theologen Herder, wie er sich in den Provinzialblättern zeigte, stellt Tiebe-Wiegand (7590) seinen Amtsbrüdern in einem umfangreichen Auszuge aus der „alten Schutzschrift für das Predigtamt" vor Augen. Wenn auch der Kirche und dem Predigtamt gegenwärtig eine bedeutsamere Stellung zuerkannt wird, als ihnen Spalding zuwies, gegen dessen Schrift von der Nutzbarkeit des Predigtamtes Herder ankämpft, so verdienen doch auch jetzt noch Herders Grundgedanken allgemeine Zustimmung. —

Werke. Holzhausen (7591) erkennt in dem Drama Aeon und Aeonis eine poetische Illustration zu dem Adrasteaaufsatz über Ludwig XIV. und vermutet, dass dieser geradezu bei der Schöpfung des Aeon als Modell gedient hat. Aeon ist eine ansprechende Allegorie des 18. Jahrhunderts, die neue Zeit tritt in der Gestalt der Aeonis auf. In der Forderung des sterbenden Aeon, sie möge sein Werk verbessern und ausführen durch Liebe, Recht und Wahrheit, tritt Herders humaner Sinn hervor. Freilich überwiegt auch in dieser Dichtung die Betonung des Sittlichen gegenüber dem Künstlerischen, so dass eine Tendenz gegen Schiller und Goethe nicht fehlt, wie auch Ausfälle gegen Kant vorkommen. Aber die Gedanken des säkularen Wechsels treten bei Herder prägnanter auf als in Goethes Paläophron und Neoterpe, und so bleibt die Allegorie ein charakteristisches Denkmal davon, wie am Jahrhundertende ein geistvoller Mann über Zustände der Vergangenheit und Gegenwart urteilte. — Eine Schulausgabe des Cid lässt Wasserzieher (1447) erscheinen. — Aus den Zerstreuten Blättern macht Grosse (7592) den Aufsatz Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, zum Gegenstand einer Sonderausgabe und fügt eine mit feinem Sinn vollzogene Auswahl zugehöriger Stellen mit anderen Schriften Herders hinzu. In dem Begriffe der Nemesis-Adrastea hat Herder eine so tiefe Auffassung des Griechentums erwiesen und einen Grundbegriff des griechischen Altertums mit solcher Schärfe und Klarheit entwickelt, dass man fühlt, wie nahe seinem eigenen Wesen dieses lehrende und warnende Sinnbild stand. Unter den beigegebenen Stücken steht ein Abschnitt über die Tragödie, eine Auslegerin menschlicher Schicksale.

G. wünscht, dass danach das Wesen der Tragödie dargestellt werde. — Zur Pädagogik stellt Keferstein (7593) umfangreiches Material in Auszügen und einzelnen Stellen der Schulreden, Gutachten, amtlichen Schriften und aus einzelnen Abhandlungen zusammen. — Den Schluss einer poetischen Umschreibung von 1. Kor. 13. ergänzt B. Suphan (Zum Sonntag Estomihi: Sonderdruck aus N. 34 der „Weimarischen Zeitung". 10. Februar 1902) mit Wildenbruch: Doch die Liebe ist die grösste aller — Liebe, Liebe, Liebe, Leben, Licht. —

Goethe.

Allgemeines.

(IV, 8a = N. 7596-7748a.)

Max Morris.

Die neue Einrichtung der JBL. erleichtert dem Referenten für „Goethe, Allgemeines" seine Aufgabe noch mehr als seinen Kollegen. Indem Goethes Gestalt sich immer gewaltiger erhebt, fühlt man in den allerverschiedensten Lebenskreisen das Bedürfnis, sich über sein Verhältnis zu Goethe klar zu werden. Hier sind nun zwei Wege möglich, die auch beide fleissig begangen werden. Man nimmt entweder Goethe als Gesamterscheinung und versucht, wenn es angeht, eine Synthese der beiderseitigen Weltanschauungen, wobei Goethe gewöhnlich so gefällig ist, nachzugeben; seine Weltanschauung bequemt sich, wie sie kann und muss, der des Beurteilers an. Will es mit dem Biegen gar nicht gehen, dann kommt es zum Brechen, dann wird mit dem grossen Toten gefochten, weil er nicht so dachte wie der Verfasser der Broschüre. Zu diesen Gesamtabrechnungen mit Goethe gehören besonders die Schriften der Theologen (7613, 7620, 7640—7647), ausserdem aber auch einige der von Philosophen (7622ff.) und Pädagogen (7670ff.) herrührenden Arbeiten. Solche berechtigte Versuche der Gegenwart, Goethe an sich und sich an Goethe zu messen — das zweite ist fruchtbarer, aber auch schwerer, und geschieht deshalb seltener, — sind vom Referenten sorgfältig zu beachten. Ein anderer Weg, sein Ich mit Goethe in Verbindung zu setzen, ist bequemer. Goethe zieht seine Nahrung aus der ganzen Weltbreite, und so ist in seine Werke eine Fülle von Realien eingegangen, die fast einem jeden für seine besondersten Interessen eine Anknüpfung erlaubt. So sehen wir nun Mediziner (7653ff.), Musiker (7668), Keltenforscher (7604), Nationalisten (7675—76), „Moderne" (7605ff.), Okkultisten (7633ff.), Alkoholgegner (7680), Stenographen (7683) Goethes Werke nach einzelnen Stellen durchspähen, womit sie dann zwischen sich und ihm eine Verbindung herstellen. Wissenschaftlich sind diese Arbeiten meistens wertlos, und so schwankten der Referent und seine Vorgänger bisher zwischen der Neigung, sie zu übergehen, und der Pflicht, von der Tatsache dieser Wirkung auf weite Kreise Nachricht zu geben. Jetzt lässt sich auf die Bibliographie verweisen, wo diese als Kulturphänomen ebenso interessante wie für die Goetheforschung gleichgültige Litteratur sich geordnet überschauen lässt. —

Lebensanschauung und Philosophie. Zu den Theologen, die sich mit Goethes Gesamterscheinung auseinandersetzen, gehört Eck (7620), wenngleich sein Buch nicht auf einen theologischen Grundton gestimmt ist. Nur die allzu blühende Sprache, die vielen rhetorischen Fragen, der allokutorische Stil deuten auf Berufsgewöhnung. In fünf Kapiteln verfolgt E. die Einwirkung einiger grosser Geistes- und Naturmächte auf Goethe (Spinoza, Italien, Kant, die Neuzeit, der Orient) und lässt dann zum Schluss alle diese Wirkungen im „Faust" zusammenfliessen. In dem Spinoza-Kapitel fällt mit Unrecht aller Nachdruck auf die vorweimarische Zeit, und die alte Sage von dem Spinozismus des Prometheusmonologs wird wieder einmal vorgetragen, trotz Herings nüchterner und überzeugender Kritik (JBL. 1897 IV 8a: 11). Was hat wohl das überschäumende Selbstbewusstsein des genialen Individuums mit der Lehre Spinozas zu schaffen, dem die Individuen nur vergängliche modi der ewigen Substanz sind? Jacobi scheint in seinem Bericht über jenes berühmte Gespräch mit Lessing zwei Gesprächsthemata missverständlich ver-

schmolzen zu haben, aber wäre auch der Bericht zuverlässig, so handeln wir immer noch in Lessings Sinne, wenn wir uns durch seinen Ausspruch nicht hindern lassen, selbst zu sehen und zu urteilen. Durch den geistigen und sittlichen Gewinn der italienischen Reise ist Goethe, nach E.s weiterer Darlegung, vor der drohenden Gefahr bewahrt worden, seine Affekte und Leidenschaften, die sich ihm doch als Quell seiner dichterischen Produktion erwiesen, zu lieben, zu pflegen und so das nach Spinoza höchste Ziel der Selbstbildung zu verfehlen. Indem er sich von Italien losreisst und wieder in das Weimarische Leben einfügt, nimmt er für sich Kants Begriff vom guten Willen zur Pflicht vorweg, der sich ihm dann zur Vollendung ausgeprägt in der Person Schillers darstellt. Die beiden letzten Kapitel bringen die geläufigen Betrachtungen über Goethes Verhältnis zur französischen Revolution, über die sozialen Tendenzen im zweiten Teil „Faust“ und im „Wilhelm Meister“, über Goethes Religiosität und sein Verhältnis zu den geschichtlichen Religionen. Von dem reichen Sprachschmuck entkleidet ist der Gedankengehalt des Buches nicht gerade erheblich, aber der Verfasser hat ein lebhaftes Gefühl für Goethes Grösse und weiss es anderen zu vermitteln. Das ist mehr als sich von manchem strengeren Forscher rühmen lässt, und so wird die Schrift gewiss wohltätig wirken. In einer neuen Auflage wären vor allem die zitierten Verse von den vielen gröblich entstellenden Fehlern zu säubern. — In Frommanns „Klassiker der Philosophie“ auch Goethe einzureihen und seine Gedanken nach ihrem philosophischen Gehalte darzustellen und zu prüfen, hat Siebeck (**7622**, Referat darüber **7623**) unternommen. Mit guter Sachkenntnis trägt er zuerst Goethes philosophische Anschauungen im engeren Sinne, dann seine Gedanken über Natur, Religion, Ethik vor. Poetik und Kunstlehre bleiben beiseite. Einen durchgehenden Auszug aus dem Buche können wir uns ersparen, denn es handelt sich ja grösstenteils um bekannte und längst beachtete Gedanken Goethes. Sie enthalten nach S. „eine Fülle von Intuitionen hinsichtlich des Natur- und Menschenlebens, und ihres Verhältnisses zum Weltganzen und Weltgrunde, deren Werthaltigkeit auch den Ergebnissen des methodisch spekulativen Denkens mindestens ebenbürtig ist“. In dem eigentlich philosophischen Kapitel ist die Kritik der Goetheschen Lehre von den Urphänomenen hervorzuheben. Diese Lehre gehört nach dem Verfasser zu den bedeutsamen Leistungen im Gebiet der Erkenntnistheorie, die jede in ihrer Art die Untrennbarkeit von Denken und Anschauung vertreten. Goethe versucht, die kausale Begründung der Wirklichkeit überall in direkter Bezogenheit auf das normale sinnliche Wahrnehmungsvermögen des lebenden und fühlenden Subjekts zu halten. Aber seine Lehre bestimmt letzter Hand die Natur als eine Musterkarte typischer Gestalten und Vorgänge, deren Zusammenhang nur der Phantasie und dem Gemüt ahnungsweise sich ankündigt. Sie in einen genetischen Kausalzusammenhang zu ordnen, hat Goethe nicht versucht. Der Wert seiner Lehre liegt in dem Hinweis auf die beharrlichen Normal- und Grundformen des Natur- und Menschenlebens. Das Besinnen auf diese ist gerade unserer von ungeheuren Umwälzungen der Technik wie des politischen und gesellschaftlichen Lebens aufgewühlten Zeit nötig. Goethes morphologische Anschauungen stellt S. zutreffend dar, nur versteht er S. 50 unter der „Urpflanze“ den typischen Wachstumsprozess der einzelnen Pflanze, also Goethes Pflanzenmetamorphose, während sie vielmehr ein aus der Vergleichung der höheren Blütenpflanzen unter einander hervorgehendes ideelles Pflanzenbild ist. Die Resultate Goethes auf diesem Gebiete beweisen nach S. wieder einmal die Bedeutung des künstlerischen Vermögens und der Phantasie in der Forschung. Auch die Farbenlehre hat Goethe auf künstlerischer Anschauung aufzubauen gesucht und dabei freilich die mechanisch-mathematische Erforschung abgelehnt, während doch gerade die Synthese der künstlerischen und wissenschaftlichen Weltbetrachtung zu erstreben ist. Als Grundzug in Goethes Verhältnis zur Religion betrachtet S. einen Naturpantheismus, der sich weiterhin mit philosophischen und mit spezifisch christlichen Motiven in Einklang setzte. Den intellektualistischen Charakter des reinen Pantheismus hat Goethe, mehr noch als selbst Giordano Bruno, zugunsten einer ethisch-gefühlsmässigen Weltanschauung zurückgedrängt. Was S. im letzten Kapitel über Goethes Stellung zum Problem der Willensfreiheit sagt, stammt zum Teil wörtlich aus seinem älteren Aufsatz über dieses Thema (JBL. 1901 IV 8a²:7). Nach seinen damaligen Ausführungen sollte zur philosophischen Begründung von Goethes Freiheitslehre eine nähere Analyse des Begriffs der Persönlichkeit nötig sein; hier versucht er nun, den Abriss einer solchen Analyse zu liefern. Der gesamte Gedankenkomplex Goethes stellt sich ihm als ein Versuch dar, für den in der Welt waltenden Gegensatz von Stoff und Geist, von Natur und Leben vom ästhetischen Gesichtspunkt aus eine Synthese zu gewinnen. Goethe erscheint so als ein Nachfolger von Plato, Aristoteles, Giordano Bruno, als ein Vorgänger von Schopenhauer und Nietzsche. S.s kenntnis- und gedankenreiches Buch würde noch wohltätiger wirken, wenn seine

Sprache mehr Eigenprägung hätte. Von verschliffenen, abstrakten Wendungen umtönt muss man sich häufig auf die Meinung aller dieser vornehmen Worte erst besinnen. — Wie in den Vorjahren findet Goethes Verhältnis zu Kant auch diesmal besondere Beachtung. Ueber Simmels bedeutenden Aufsatz „Kant und Goethe" (JBL. 1899 IV 8a: 95) berichtet ein Referat (7629), das zutreffend die grossen Antithesen der Arbeit heraushebt. Kant strebt nach Grenzsetzung, Goethe nach Einheit. Kant geht vom Subjekt, Goethe vom Objekt aus, beide aber gelangen von ihrem Ausgangspunkt bis zum Mitumfassen des Gegensätzlichen. Diesem theoretischen Gegensatz entspricht das Verhalten der beiden grossen antipodischen Geister in der praktischen Philosophie. Beiden steht der Primat der praktischen Vernunft fest. Aber von dieser gleichsam nur punktuellen Gemeinsamkeit aus trennen sich ihre Wege. „Jener fundamentale und unversöhnliche Wertunterschied zwischen der sinnlichen und der vernünftigen Seite unsres Wesens, auf dem die ganze Kantische Ethik steht, muss Goethe ein Horror sein." Auch in der Unsterblichkeitsfrage sind die Anschauungen der beiden äusserlich ähnlich bei völliger Diskrepanz der Motive. „Beide finden in der Wirklichkeit des menschlichen Wesens gewisse Forderungen unmittelbar angelegt, zu deren Erfüllung dasselbe unter den empirischen Verhältnissen nicht gelangen kann ... Nun aber die tiefe Divergenz ihres Weltbildes: für Goethe könnte die Natur nichts so Sinnloses tun, als uns Kräfte zu verleihen, denen sie die Entwicklung abschneidet; für Kant könnte sie nichts so Unmoralisches tun, als der Sittlichkeit ihr Aequivalent vorzuenthalten ... Auch dieser vorgeschobenste Posten der beiden Weltanschauungen spiegelt ebenso den Rhythmus des Kantischen Wesens, das die Momente des Seins untereinander und von ihrem Wert scheidet, um sie erst oberhalb oder unterhalb der Wirklichkeit wieder zu versöhnen, wie den des Goetheschen, für den das Sein in sich und mit seinem Wert von vornherein ein einheitliches ist." — Auch Jodl (7630) legt den Gegensatz von Kants und Goethes Geistesart dar. Für Kant ist die Natur „nur ein riesiges Projektionsphänomen des Ich, des Geistes, in welchem dieser seine eigene Gesetzmässigkeit unter dem Bilde einer geordneten Welt anschaut", für Goethe „ein Ausdruck der höchsten allumfassenden Realität, das Urwesen selbst". Es ist nicht zufällig, dass Goethe gerade die Kritik der Urteilskraft heraushebt und sich ihr dankbar verpflichtet bekennt, denn in diesem Werk weist Kant über sich selbst hinaus in dem Gedanken, dass der mechanische Zusammenhang der anorganischen und der teleologische der organischen Natur vielleicht in einem einzigen Prinzip zu vereinigen sind. Von hier führt der Weg aus dem Kritizismus hinaus zu Giordano Bruno zurück und zur Identitätsphilosophie Schellings hin, die Goethe als seiner Natur kongenial anerkannt hat. „Vor Goethes Geiste standen die Umrisse einer Weltanschauung, die er selbst freilich nur dichterisch zu ahnen, nicht wissenschaftlich zu gestalten und methodisch zu erweisen vermochte, zu der sich aber, wenn sie einst im anbrechenden Jahrhundert ihren Prometheus findet, das Kantische System verhalten wird wie Morgennebel zu hellem Sonnenlicht." — Als dieser Prometheus oder als ein Vorläufer von ihm tritt Ferdinand Jakob Schmidt auf. Er hat schon in seinem Aufsatze „Goethe und das Altertum" (JBL. 1901 IV 8a²: 16) auf den Gegensatz von Goethes Monismus zu dem von Plato bis Kant geübten Psychologismus hingewiesen, der vom erkennenden Individuum ausgehend das Objekt als etwas Fremdes, Widerspenstiges zu bewältigen sucht. In seinem Buche „Grundzüge der konstitutiven Erfahrungsphilosophie als Theorie des immanenten Erfahrungsmonismus. Berlin, 1901" (Referat darüber **7631**) versucht Sch. nun, Goethes Einheitsanschauung philosophisch zu begründen. Zu den „auf die Notwendigkeit einer Neugestaltung des philosophischen Verfahrens hinweisenden Anzeichen" gehört für ihn vor allem der universale Monismus der Geistnatur in der Weltkonzeption Goethes. Aus dem Fragment „Natur" „spricht ein anderer Geist als in der Kritik der reinen Vernunft ... An diesem Punkte liegt die Scheide zweier Weltanschauungen. In der versinkenden liegt das Zentrum in der Einheit des Selbstbewusstseins, in der morgenschön am Horizont emportauchenden ist das Ganze der Natur der Standort, von dem aus der Blick auf das Einzelne fällt ... So glaubte Goethe mit seinem umfassenderen Schauen zunächst die Betrachtungsweise Kants und Schillers hinter sich zu lassen; in Wahrheit aber machte er sich dadurch von der geistigen Epoche los, deren Wurzeln bis in das Zeitalter des Perikles zurückreichen ... Aber wenn Goethe so wieder nach jahrtausendlanger entgegengesetzter Richtung aus unmittelbarer Intuition auf das lebendige Naturganze verwies und danach in seinem Dichten wie in seiner Natur- und Kunstbeobachtung handelte, so vermisste er doch je länger je mehr die philosophische Erfassung dieses Standpunktes, die er selbst zu vollziehen sich nicht berufen fühlte." Diese philosophische Begründung von Goethes Monismus versucht Sch. zu liefern, aber wir haben ihm hier auf seinem Wege nicht zu folgen. —

Ethik und Religion. Das grosse Thema „Goethe und Kant" wird

auch hier behandelt. Paulsens Festvortrag (7639) geht von dem Gegensatze zwischen Goethes und Kants sittlichen Ideen aus. Kant findet auf dem Grunde der menschlichen Natur einen Hang zur Unlauterkeit; nur durch eine Revolution in seiner Gesinnung, durch Unterdrückung seines angeborenen Wesens könne er zur Sittlichkeit gelangen. Im geraden Gegensatz dazu blickt Goethe mit Glauben und Liebe auf die menschliche Seele. Nicht Umschaffung nach einer Idee, sondern Selbsterhaltung und Betätigung ist der dem Menschen gewordene Auftrag. Dieser freudige helle Glaube an die Natur in und ausser ihm ist in Goethes Wesen der herrschende Zug. Auf seine weitere Ausgestaltung haben durch Bestimmung und Gegensatz drei geistige Mächte gewirkt: das Christentum, die spinozistische Philosophie und das Griechentum. Der entscheidende Punkt, wo sich Goethes Christentum von dem kirchlichen trennt, ist die Lehre von der Erbsünde; er glaubt vielmehr an Gottes freie, ewige Liebe. Zur Kirche hat er nie ein Verhältnis gewinnen können. Den letzten poetischen Ausdruck hat seine Auffassung des Evangeliums in den Schlussscenen des „Faust“ gefunden. Zu der Bibel tritt dann die Philosophie Spinozas. Ihn und Goethe verbindet die gleiche universelle Grundanschauung (deus sive natura) und die gleichen sittlichen Ideen: Ausbildung und Betätigung aller Kräfte ist die Aufgabe des Lebens, nicht die Unterdrückung der Natur durch Askese oder Moralismus. Das Böse ist nicht etwas Positives, nicht dem Guten koordiniert, sondern nur eine durch unseren beschränkten Blick bedingte Kehrseite desselben. Endlich Goethes Verhältnis zu den Griechen. Sie stellen ihm die Menschheit in ihrer höchsten bisher erreichten Bildung dar. Griechisches Wesen bedeutet: Vollendung der Natur in vollendeter Kultur. Diese Anschauungen und ihren Wandel verfolgt P. nun durch die drei Lebensstufen Goethes. In der Jugendzeit, von Strassburg bis in die Weimarische Frühzeit sind Natur und Freiheit die herrschenden Tendenzen. Kraft oder Schwäche — nicht Tugend oder Laster — danach bestimmt sich der Wert des Menschen. Vor dem Niedrigen und Rohen war Goethe durch sichere Naturinstinkte geschützt und bedurfte also keines besonderen Moralbollwerks. Das Mannesalter bringt ihm den Begriff von Mass und Schranken in jeder Richtung. Selbstüberwindung, Bewahrung der staatlichen Ordnung und der Ehe, schaffende und erhaltende Tätigkeit für das Gemeinschaftsleben werden nun die Richtpunkte seines Lebens und seiner Dichtung. In Goethes Alter geht die milde Weisheit des tätigen Mannes mehr und mehr über in die stille Andacht des Betrachtenden, der mit Ehrfurcht die Wirklichkeit als die Offenbarung des Göttlichen anschaut und deutet. Mit Trefflichem und Würdigem sich umgeben, ist die herrschende Maxime seiner Diätetik. Die Gesamtrichtung in Goethes ethischen Anschauungen bezeichnet P. als „teleologischen Energismus mit perfektibilistischer Tendenz“. — Metz (7640) nimmt seinen Ausgangspunkt von Goethes Bekenntnis (an Jacobi, 6. Januar 1813), dass er Polytheist, Pantheist, Theist sei, je nach seinem Bedürfnis als Künstler, Forscher und sittlicher Mensch. Als Forscher ist Goethe also Pantheist; der Mensch ist ihm ein Naturwesen. Der Lebenszweck liegt im Diesseits, er ist: Selbstgenuss durch Vollendung der Persönlichkeit. Die Ausbildung dazu vollzieht sich in drei Stufen: reine Dumpfheit, Entsagung, freie Selbstbestimmung, entsprechend den Stufen, durch welche Wolfram von Eschenbach seinen Parzival hindurchführt: tumpheit, zwîvel, saelde. Nun hat aber Goethe in den „Wanderjahren“ und im zweiten Teil „Faust“ dem einzelnen vielmehr das Ziel gestellt, sich zum Dienst der Gesamtheit heranzubilden. Die beiden scheinbar einander ausschliessenden Ziele fallen für Goethe zusammen, es ist eins mit dem anderen und durch das andere zu erreichen. Diese weltliche Ethik Goethes vergleicht M. mit der des Christentums, das die ethischen Forderungen aus dem höheren Ursprung des Menschen herleitet. Dass ein gotthaftes Wesen überhaupt in den irdischen Bedingungen steht, ist eigentlich ein Widerspruch. Die katholische Kirche gründet ihre Ethik auf Abwendung vom Irdischen, die protestantische erstrebt den Gebrauch der Welt für die Zwecke des Geistes, für das Reich Gottes. Beiden Anschauungen gegenüber erneuert Goethe die hellenische, wonach der Mensch ein Kind und Bürger dieser Welt ist. Dieser Hellenismus ist schon vor Goethe von der Renaissance und nach ihm von Nietzsche vertreten worden, aber dort und hier mündet er in die Herrenmoral aus, während Goethe in seinen Hellenismus den ganzen Ertrag der christlichen Entwicklung aufnimmt und keine ihrer ethischen Errungenschaften preisgibt. Nur die Herleitung des Ideals ist verschieden: für Goethe ist es nicht von Gott dem Menschen offenbart, sondern es ist von und in den Menschen natürlich entwickelt. Diese verschiedene Herleitung führt nun aber zu bemerkenswerten Abweichungen: 1. Das Sittliche ist für Goethe die gesetzmässige Entfaltung einer allgemein-menschlichen Naturanlage. 2. Der Begriff der Pflicht als absolute metaphysische Forderung, als kategorischer Imperativ hat in Goethes Weltanschauung keinen Raum. Weder Werther noch Eduard gehen nach einem metaphysischen Sittengesetz zugrunde, sondern an dem inneren Widerspruch, dass sie als Glieder einer Kulturwelt leben

und doch ihre Individualtriebe nicht in deren Formen binden wollen. Goethes Ethik kennt anstatt der Forderungen nur Kräfte und Ziele, das heisst Tatsachen der Natur und Tatsachen der Kultur. Die Pflicht findet nur als pädagogischer Hilfsbegriff eine Stelle. 3. Die Begriffe von Gut und Böse verlieren ihren absoluten metaphysischen Inhalt. Die Kultur ist das objektiv Gute, die Einfügung des einzelnen in ihren Gang ist das subjektiv Gute. Die Maxime des guten Handelns lautet, je nach dem Ausgangspunkt: Einfügung in die Gesamtentwicklung, aber mit Bewahrung der Eigenart, oder: Entfaltung der Eigenart, aber mit Hinblick auf das Ganze. Das Böse ist die Verneinung der Entwicklung, ihre Störung und Hemmung. Durch diese Anschauung Goethes ist das Negative im Tugendideal des Christentums überwunden und der Begriff einer produktiven Sittlichkeit aufgestellt. 4. Während dem Christentum der grundlegende Gedanke von dem unendlichen Werte jeder einzelnen Menschenseele eigen ist, sieht die pantheistische Anschauung in den Individuen nur vorübergehende Zustände der göttlichen Substanz, und das ist auch Goethes Standpunkt in seinen mittleren Jahren. Als Greis bildet er sich die Anschauung von der unzerstörbaren, aber individuell verschieden starken menschlichen Entelechie und ihrer Fortdauer nach dem Tode aus. Das ist ein unorganischer Bestandteil seiner Weltanschauung, den M. treffend kritisiert und psychologisch erklärt. Aber auf der Höhe seines Denkens und Dichtens ist für Goethe der einzelne eine zeitliche Welle im zeitlosen Sein. In dieser Wellendauer ist der Lebenswert beschlossen: die bewusste, zeitlich begrenzte Teilnahme am Leben des Ganzen, mit freudiger Bejahung des Lebens und mit selbstloser Hingabe an die Aufgabe der Menschheit: zu arbeiten, dass der Geist Gottes Gestalt gewinne in ihrer Geschichte. Das mag vielleicht nicht genügen, um Goethes Weltanschauung christlich zu nennen, aber es genügt, um sein Leben ein frommes zu nennen. — Einen Einzelzug in Goethes ethischen Anschauungen behandelt Schöler (**7642**). Er stellt aus „Dichtung und Wahrheit" und aus den Gesprächen mit Eckermann Goethes bekannte Aeusserungen über das Dämonische zusammen. Diese besonders in seinen letzten Lebensjahren von Goethe ausgebildete Anschauung hängt nach Sch. mit der die ganze menschliche Geistesgeschichte durchziehenden Ueberzeugung von einer zwiespältigen Natur des Weltgrundes, von einem Zerrbilde des Göttlichen zusammen, das mit- und gegenwirkend am Weltgeschehen beteiligt ist. Nur hätte Sch. nicht Spinoza als Zeugen für diese Anschauung herbeiziehen und seinen Einfluss als mitwirkend bei Goethes Lehre vom Dämonischen hinstellen sollen. — Es folgt nun die Gruppe der Theologen, die Goethes Stellung zur Religion untersuchen. Den orthodox-moralischen Massstab legt ein Theolog und Schulmann, Spiess (**7646**), an Goethes Leben und Dichtung. S. 21: „Er gab es auf, dem Sittengebote seine unbedingte Anerkennung zu bewahren, seinen braven Vater zu ehren. . . . Es ward ihm schwer, Freunden und geliebten Frauen Treue zu bewahren; die Zeit der Gewissensbisse, die er Friederike gegenüber empfand, war vorüber. Sein Bericht über den späten Besuch des stillen Winkelchens, den er besser unterlassen hätte, obwohl er sagt: 'und so war's gut', klingt herzlos, des früheren Goethe unwürdig." Das alte schlechte Lied! Weil aber der Verfasser doch Sinn für Poesie und Geistesgrösse hat, so ist die Schrift gar nicht so schlimm wie diese Probe, und Goethe erhält schliesslich doch die Zensur: Im ganzen gut. Wer den Standpunkt des Verfassers teilt, wird seine Schrift vortrefflich finden. Andere Leser werden kopfschüttelnd, aber interessiert folgen. — Kappstein (**7644**) bietet eine gedrängte Uebersicht über Goethes Stellung zur Religion. — Als Helfer im Streite gegen Rom will ihn A. Böhtlingk (Goethe und das kirchliche Rom. Frankfurt a. M. 1902. 30 S. M. 0,50) verwenden. — Aber die höchste Stellung in dieser Gruppe nimmt die Schrift von Trost (**7647**) ein. Ein noch links von Harnack stehender Protestant misst hier Goethes religiöse Stellung an seiner eigenen und umgekehrt, und findet dabei in allem Wesentlichen Uebereinstimmung. Natürlich kommt ein solches Resultat nur unter Beiseitelassen mancher entgegenstehender Zeugnisse zustande, aber ganz falsch ist es darum doch nicht, und jedenfalls sind T.s gedankenvolle, einfach und klar vorgetragene Ausführungen für Leser jeden Standpunkts anregend. —

Kunstbetrachtung. Den in „Diderot über Malerei" durchgefochtenen Kampf des Klassizisten Goethe mit dem Naturalisten Diderot stellt von Oettingen (**7657**) klar und anziehend dar. Er zeigt, wie das Wechselspiel dieser Gegensätze, unter zeitgemässen Abwandlungen sich immer wiederholend, die Kunstgeschichte durchzieht. Das grössere Mass von relativem Recht ist aber hier auf seiten Diderots, dessen „Essais sur la peinture" sich gegen den theatermässig emporgeschraubten, zeremoniös-pathetischen Kunststil seiner Zeit, also gegen ein wirkliches und schweres Uebel wenden, während Goethe die Künstlernatur gegen den Sinn der gerade aufsteigenden Epoche vergewaltigt, indem er fordert, es seien nur blühende Gestalten darzustellen, Greise und Kinder aber, als hässlich, in der Regel ungemalt zu lassen.

— Einige Aeusserungen Goethes über Förderung der Kunst stellt Bode (7655) zusammen und weist zutreffend darauf hin, dass während Goethes Lebenszeit die ökonomische Grundlage für Dichter und Künstler eine andere wird: die Feudalzeit, in der sie von mächtigen und reichen Gönnern erhalten werden, wird von der Industrialzeit mit ihrem Verlagssystem abgelöst. — Goethes Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft in Bayern schildert Pallmann (7656a), indem er bekannte Tatsachen in bequemer Uebersicht zusammenstellt. — Stettner (7661) (ZBücherfreunde. 6[1], S. 196—201) behandelt ein besonderes Kapitel aus diesem Thema: Goethes Interesse für die Leistungen der jungen Münchener Lithographie. Auch dieser Aufsatz bringt nur Bekanntes. — Strzygowski (7658) verteidigt gegen Jansen (JBL. 1896 IV 8a: 45) und Weizsäcker (JBL. 1899 IV 8a: 108a) seine Behauptung (JBL. 1896 IV 8a: 44), dass Goethe in seinem Aufsatz „Joseph Bossi. Ueber Leonard da Vinci Abendmahl zu Mailand" den von Leonardo gewählten Moment verkannt habe. —

Stellung zur Litteratur. Den Einfluss des klassischen Altertums auf den jungen Goethe schildert Hering (7663) mit guter Kenntnis der Einzelheiten, aber ohne etwas Neues beizubringen. —

Stellung zum Volkstum. Ein Aufsatz über Volkssagen als Quellen Goethescher Werke (7666) enthält nichts Neues. —

Gesamtausgaben der Werke. Von den drei Bänden der Weimarer Ausgabe (7684), die im Berichtsjahr erschienen sind, gehören zwei in das vorliegende Kapitel: Band 34[1] und 41[1]. Der erste dieser Bände soll aber erst im Bericht über 1904 zusammen mit Band 34[2] besprochen werden, weil dieser erst die Paralipomena und Lesarten dazu bringt. Band 41[1] ist von Max Hecker unter Redaktion von Bernhard Seuffert herausgegeben. Er enthält Goethes Beiträge zum Morgenblatt 1807—16 und seine Aufsätze und Rezensionen in den drei ersten Bänden von „Kunst und Altertum" 1816—22. Ungedruckt ist also kein Stück dieses Bandes, aber einige kleine Selbstanzeigen im Morgenblatt waren bisher nicht beachtet worden. Die Bearbeitung des Bandes ist musterhaft sorgfältig und ergibt als erfreuliches Resultat eine grössere Zahl von Textbesserungen. Von ungedruckten Paralipomena ist besonders eine Einleitung zu dem Aufsatz „Ilias im Auszug" hervorzuheben, die in zwei Fassungen vorliegt. Fünf Inhaltsentwürfe zu Heften von „Kunst und Altertum", Band 1—3, zeigen eine Anzahl nicht ausgeführter Aufsatzpläne. Im Apparat zur Uebersetzung von Johannes Müllers „De la gloire de Frédéric" macht der Herausgeber wahrscheinlich, dass es sich eigentlich um eine Riemersche Uebersetzung handelt, die Goethe unter weiterer Mitwirkung Riemers sorgfältig überarbeitet hat. Dass Goethe der Uebersetzung nur seinen eigenen Namen voranstellte, erklärt sich wohl durch ihren politischen Zweck: er wollte die darin ausgesprochenen Gesinnungen unterstützen. — Von der Ausgabe des Bibliographischen Instituts (7688) erschien im Berichtsjahr: Band 5 („Faust"), 6 (Dramen in Versen), 7 (Dramen in Prosa — sind „Die Aufgeregten" vergessen?), 13 (Schluss von „Dichtung und Wahrheit". Biographische Einzelheiten). Die Anmerkungen in dem letztgenannten, von Karl Heinemann herausgegebenen Bande sind knapp und zweckmässig. — Die Cottasche Jubiläumsausgabe (7688a) brachte Band 1 (Gedichte, erster Teil) und Band 12 (Iphigenie, Tasso, Die natürliche Tochter). —

Einzelne Prosaschriften. Ein Blatt mit Fragmenten von zwei unbekannten Schülerarbeiten Wolfgangs teilt Weizsäcker (7694) mit. Es sind Uebersetzungen eines vorgelegten deutschen Textes ins Lateinische, die erste über Phaethon und Ikarus mit zwei Versen aus Ovids Tristia I 1, 79 f. und 89 f., die zweite über die Frage, welches das vorzüglichste unter den christlichen Festen sei. — Eine der von Goethe ursprünglich der Strassburger Fakultät eingereichten und von dieser abgelehnten Thesen lautete: Jesus autor et judex sacrorum. Das ergibt sich aus einem Briefe des Strassburger Professors Metzger an Ring, 7. August 1771, den K. Obser (GJb. 23, S. 218) mitteilt. — Ein Eintrag im Haushaltungsbuche des Herrn Rat über die am 14. Oktober 1771 zu „Shakespeares Dies Onomasticus" aufgewendeten Kosten legt für Heinemann (7664a) die Vermutung nahe, dass Goethes Shakespeare-Rede eben für diese Frankfurter Feier bestimmt war, nicht für Strassburg. Die zwei seiner Vermutung entgegenstehenden Stellen, die auf eine übersandte und zum Vorlesen bestimmte Rede deuten, versucht H. durch eine Hilfshypothese zu erklären. Goethe bittet im Herbst 1771 Herder, zum 14. Oktober seine Shakespeareabhandlung einzuschicken, „damit sie einen Teil unsrer Liturgie ausmache". Nach H.s Annahme hat Goethe, weil Herders Sendung ausblieb, die Rede als eine von diesem übersandte abgefasst und vorgelesen. Nun ist aber die erhaltene eigenhändige Handschrift mit „Goethe" unterzeichnet, und damit fällt H.s Konstruktion zusammen. — Zwei kleine Beiträge Goethes zum „Morgenblatt" über Weimarische

Zustände hat Morris (7693) auf Grund der Briefe an Cotta vom 14. September und 1. November 1807 ermittelt. Sie sind nur geschrieben, um anderen übelwollenden Korrespondenz-Nachrichten aus Weimar zuvorzukommen, wie sie das Morgenblatt 1806—07 wiederholt gebracht hatte. — Die durch von Biedermann irrig bezogene N. 32 „Liebesfreuden verschwatzt“ in Goethes gedrängten Kennzeichnungen der von der Talvj übersetzten serbischen Volkslieder (Kunst und Altertum V, 2,49) bezieht R. F. Arnold (ChrWGV. Bd. 16, S. 18f.) richtig auf das Lied „Es kann nichts verborgen bleiben“ (Talvj, Volkslieder der Serben, Bd. 1, S. 51). — Zu einigen Zitaten aus der Ilias, die sich Goethe notiert hat (Weim. Ausg. Bd. 41[1], S. 511), bietet A. Fries (ChrWGV. Bd. 16, S. 54 f.) erläuternde Bemerkungen. —

Stammbuchblatt. Dass eine Parabel in Klingers „Leidendem Weib“ ihm von Goethe mitgeteilt ist, wird (7695) durch einen Stammbucheintrag Klingers vom Oktober 1774 erwiesen. Dasselbe Stammbuch enthält auch noch einen Eintrag von Goethe. —

Sprache. Ebrard (7696) untersucht die allitterierenden Wortverbindungen bei Goethe — leider mit ganz verkehrter Methode. Zur Allitteration darf hier doch nur gezählt werden, was Goethe als solche bewusst oder unbewusst empfunden haben kann. E. rechnet aber dazu auch den Beginn zweier koordinierter Redeteile mit irgendwelchen Vokalen, und wir finden also in seinen Tabellen die Verbindungen „Achtung, Ehre; Einsamkeit, Oede; offen, eigensinnig; Ohr, Eingeweide; uralt, edel“, obwohl er selbst sagt: „Freilich ist das Gefühl für vokalische Allitteration dem modernen Ohr geschwunden.“ Nun also! Ein modernes Ohr hatte doch wohl auch Goethe? Ganz unschuldig nimmt E. auch solche Verbindungen auf, in denen das zweite Glied unausweichlich gegeben ist und wo also von einer bevorzugenden Wahl des allitterierenden Wortes keine Rede sein kann, z. B. Poesie und Prosa, Quantität und Qualität, Makrokosmus und Mikrokosmus. Denselben Fehler begeht der Verfasser, wenn er Namenzusammenstellungen wie Asien und Afrika, Abraham und Agamemnon, Rembrandt, Rafael und Rubens als allitterierend verrechnet. Auf solche Weise gewinnt er das Resultat, dass sich die Summe sämtlicher von Goethe gebrauchter allitterierender Verbindungen auf 3000 beläuft — eine ganz wertlose Ziffer — und verwendet sein Material nun weiter zu seltsamen Schlüssen. Ohne Rücksicht auf die Produktionsmenge der einzelnen Jahre vergleicht er ihre Allitterationsmenge: „Im Jahre 71 zeigt sich also eine bedeutende Zunahme. Die Zahl der auf dies Jahr treffenden allitterierenden Verbindungen ist 33, und nun werden, kleine Schwankungen abgerechnet, dieselben im allgemeinen immer häufiger. Schon 74 erreichen sie einen bedeutenden Höhepunkt (es ist die Zeit des Werther, des Clavigo), nämlich 126.“ Ja freilich ist es die Zeit des Werther, des Clavigo! Es ist zwecklos, noch alle weiteren Fehlschlüsse dieser Arbeit aufzudecken. Ein grosser Aufwand schmählich ist vertan! Der Verfasser sollte seine Veröffentlichung als nicht vorhanden betrachten, seine Tabellen kritisch sichten und die ganze Arbeit noch einmal aufbauen. Dabei wäre durch Auszählung in Goetheschen Texten — nicht im Wörterbuch, wo das seltene Wort so viel gilt als das häufige — zunächst einmal festzustellen, in welchem Prozentverhältnis die einzelnen Anfangsbuchstaben vorkommen und welche Wahrscheinlichkeit zufälliger Allitteration also besteht. Dann erst lässt sich das durch bewusste und unbewusste Wahl allitterierender Verbindungen entstehende Mehr feststellen. Der Einzelbetrachtung wären aber nur die deutlich als bewusst oder halbbewusst sich kennzeichnenden Fälle zu unterwerfen. Die schwächeren Fälle lassen sich nur in ihrer Gesamtheit statistisch erfassen, aber nicht einzeln von den ganz zufälligen sondern. — Eine gemässigte Hinneigung Goethes zum Purismus stellt Matthias (7696a) beim jungen Goethe fest. Er vergleicht die „Geschichte Gottfriedens“ von 1771 mit dem „Götz“ von 1773 und dem von 1787 und zeigt, dass Goethe bei den beiden Bearbeitungen eine Anzahl von Fremdwörtern bewusst getilgt hat. In geringerem Masse ist das auch bei der Stella von 1787 der Fall. — Der Ausdruck „Höflichkeit des Herzens“ (Prosaspruch N. 384 bei Loeper) stammt nach Ritters (7690) Nachweis aus Sternes „Sentimental journey“, Kapitel 51. —

Goethe-Publikationen. Ausser den an ihrem Ort zu besprechenden Beiträgen und der Bibliographie enthält der von L. Geiger herausgegebene 23. Band des Goethe-Jahrbuchs (7725) Nekrologe auf Redlich, Joseph, Herman Grimm, Düntzer und den Bericht der Redaktoren und Herausgeber über das Fortschreiten der Weimarer Ausgabe. — Der 16. Band der ChrWGV. (7726) bringt als Neuerung eine sorgfältige, mit dem Berichtsjahr beginnende Goethe-Bibliographie von A. L. Jellinek. —

Goethe-Gesellschaft. Ueber Paulsens Festrede auf der am 24. Mai abgehaltenen Generalversammlung ist oben (7639; s. S. 565) berichtet worden. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft war Ende 1902 auf 2836 gestiegen. —

Ueber die Vermehrung der Bestände im Goethe-Schiller-Archiv und im Goethe-National-Museum berichtet der 24. Band des Goethe-Jahrbuchs; über die Entwicklung der Goethe-Institute in Frankfurt gibt das Jahrbuch des Hochstifts (7715) Auskunft. —

Goethes Leben.

(IV, 8b = N. 7749-7964.)

Max F. Hecker.

[Der Bericht über die Erscheinungen des Jahres 1902 wird im vierzehnten Bande nachgeliefert.]

Lyrik.

(IV, 8c = N. 7965-7996.)

Max Morris.

Allgemeines. Im Rahmen eines kurzen Vortrags über „Goethes Lyrik" kann Ed. von der Hellen (7967) natürlich nur einige Hinweise geben, aber sie treffen Wesentliches. Er legt Goethes Wort zugrunde: „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten." Zu dieser Fähigkeit kommt bei Goethe noch die Notwendigkeit, es auszudrücken, wie Goethe das selbst an einer berühmten Stelle von Dichtung und Wahrheit schildert. Für den Prozess der Selbstbefreiung und Beruhigung durch poetisches Gestalten sind besonders zwei Gruppen von Gedichten kennzeichnend: die satirischen und die aus produktiver Kritik entstandenen, in denen Goethe fremde Dichtungen umformte, die ihn anregten und doch nicht befriedigten. So hat er „Heideröslein, Kriegserklärung, Liebhaber in allen Gestalten, Schäfers Klagelied, Trost in Tränen" nach Volksliedern geschaffen, „Ich denke dein" nach einem Gedichte von Friederike Brun, „Ich ging im Walde so für mich hin" nach Pfeffels „Nelke", „Ich habe geliebet, nun lieb ich erst recht" nach einem schlaffen Liede „Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr", „Offene Tafel" nach einem französischen Gedicht, „Ergo bibamus" im Wettstreit mit Riemer. Manches Gedicht, für das wir keinen Anlass kennen, mag durch ähnliche Anregungen entstanden sein. Die Geschichte der äusseren Form in Goethes Lyrik zeigt einen periodischen Wechsel der bevorzugten Form. Zuerst in Leipzig Anakreontik, dann in Strassburg volksliedmässige Dichtung, die wieder durch pindarische freie Rhythmen abgelöst wird. In Weimar macht die unter Heinses und Wielands Einfluss stehende Stanzendichtung bis zur italienischen Reise den unter Herders Anregung gepflegten antiken Formen die Herrschaft streitig, bis diese in Italien die Oberhand gewinnen und ein Jahrzehnt behalten. Der letzte grosse Formantrieb kommt von Osten und lässt den Divan entstehen. — Eine knappe, kundige Skizze von Goethes Verhältnis zum Volkslied mit einer Zusammenstellung der auf Volksliedern beruhenden Goetheschen Gedichte bietet Lohre (7664). — Seine Arbeit über Bilder und Gleichnisse in Goethes Lyrik (JBL. 1901 IV 8c:7) führt Dreyer (7968) zu Ende. —

Ausgaben. Hellens Vortrag bildet die Grundlage seiner Einleitung zu Goethes Gedichten in Band 1 der Cottaschen Jubiläumsausgabe (7969). Diese Einleitung dient zugleich in ihrem Schlusse dem weiteren Zweck eines Prologs zu Goethes gesamter Dichtung. Goethes Poesie ist eine fortwährende Ueberwindung seiner selbst. Dieser Kampf hebt ihn über das Irdisch-Menschliche. Er ist zugleich ein Vorkämpfer, denn die von ihm errungene Harmonie kommt allen zugute, die nach ihm um sie ringen, und er hat diese Wirkung bewusst erstrebt. Die wohltuend einfach und geschmackvoll gehaltenen Anmerkungen versagen es sich, dem Leser ästhetisch vorzuempfinden, bieten aber nicht nur das Wesentliche aus den Ergebnissen

der bisherigen Forschung, sondern auch manche fördernde neue Anregung. Hier kann nur einiges davon erwähnt werden. Das „Wechsellied zum Tanze" (S. 19) ist nach dem Herausgeber zu einem Weimarischen Hoffeste gedichtet. Im „Ersten Verlust" (S. 37) sieht er die ältere freiere Form, die Goethe dann für die „Ungleichen Hausgenossen" in eine regelmässige Form zu bringen suchte. „Abschied" (S. 41) wird als Ueberarbeitung eines Liligedichts aufgefasst, „An Lottchen" (S. 49) auf ein Offenbacher Mädchen bezogen. In „Herbstgefühl" (S. 54) erklärt H. das Wort „Zwillingsbeeren" durch den Hinweis, dass beim Wein der Fruchtknoten abweichend von anderen Beeren aus zwei Fruchtblättern entsteht (vgl. aber ZDU. Bd. 6, S. 53). Mit überzeugender Begründung setzt er „Jägers Abendlied" (S. 64) nach Weimar. „An Lina" (S. 67) bezieht er auf die Gräfin Tina Brühl. Für die Erläuterung von „Generalbeichte" (S. 81) ist Vosslers schöner Fund (JBL. 1901 IV 8c:15) noch nicht verwertet. Die übliche Auffassung von „Amyntas" (S. 193) hält Referent durch H.s Hinweis auf den besonders innigen Ton in Goethes Brief an Christiane vom 23. September 1797 noch nicht für widerlegt. Die Stimmung des Gedichts, besonders am Schluss, kommt mit der des Briefes ganz wohl überein. Eine völlig neue Deutung auf die verlorene Liebe zu Italien gibt H. dem siebenten venetianischen Epigramm, mit Hinweis auf Goethes Brief an Karl August vom 3. April 1790. Die „Parabeln" (S. 258) weist er dem jungen Goethe zu, weil Goethes Bekenntnis zur „charakteristischen Kunst" in der Schrift „Von deutscher Baukunst" mit der Vorbemerkung zu den Parabeln übereinstimme. Aber in dieser ist doch der Hinweis auf die Vorliebe der Zeit für das Charakteristische in der Kunst deutlich ironisch gehalten und zielt auf die schon im „Sammler" verspottete Lehre des „Charakteristikers" Hirt und auf die einseitige Vorliebe der Romantiker für Dürer. Es wird also wohl bei dem bisherigen Ansatz bleiben. Bei seiner auf genauester Sachkenntnis beruhenden Textgestaltung konnte H. sich freier bewegen als die an die Ausgabe letzter Hand als Norm gebundene Weimarer Ausgabe. Er kehrt daher mit überwiegend guten Gründen in einer Anzahl von Fällen (z. B. 40, 6/7; 44, 21; 47, 23; 88, 41; 92, 73; 107, 10/11; 280, 156), wo missverständliche Korrekturen Goethes an seinen eigenen Gedichten oder sonst zu bedauernde Abweichungen von der älteren Form vorliegen, zu dieser zurück. —

Einzelne Gedichte. Zum ursprünglichen Schluss des „Schwager Kronos" bringt F. Kluge (GJb. 23, S. 205) jetzt auch die richtige, schon länger bekannte Quelle bei, Jesaias XIV, 9, ohne seine Meinung aufzugeben, dass hier Motive des germanischen Walhallglaubens verwertet seien. K. — und gleichzeitig mit ihm Petsch (**7982**) — weisen zutreffend darauf hin, dass Goethe in Ottiliens Tagebuch (Werke 20, S. 224) auf diese Vorstellungen noch einmal zurückkommt. — Goethes Handschrift von „Flieh Täubchen flieh" hat das Goethe-Museum (**7715**) in Frankfurt erworben. — Zu dem Gedicht „Ich wollt, ich wär ein Fisch" (Werke 1, S. 32) bringt ein Anonymus (**7979**) Parallelen aus der römischen, griechischen, ägyptischen Poesie, so dass sich eine lange Ueberlieferungskette überschauen lässt bis zu dem deutschen Volkslied, aus dem Goethe schöpfte. — Die von Sprenger (**7977**) herangezogene Parallele zum Motiv des unerschöpflichen Krugs im „Getreuen Eckart" ist gar nicht treffend. — Die Handschrift von „Ergo bibamus" ist als ein Geschenk des Verbandes alter Korpsstudenten in das Goethe-Museum in Frankfurt gelangt und wird von Heuer (**7974**) in Nachbildung veröffentlicht. Sie trägt in der rechten oberen Ecke den Vermerk „10. M.", d. h. 10. März, der Geburtstag der Königin Luise, für dessen Feier in Zelters Liedertafel das Lied bestimmt war. — Das Gedicht „Schneidercourage" (Werke 2, S. 261) findet sich mit einigen Varianten zuerst in einer Erzählung Arnims „Warnung gegen weibliche Jägerei", die in Kleists Abendblättern erschien. Steig (Kleists Kämpfe S. 418f.) sieht hier eine abweichende Goethesche Fassung, aber Geiger (**7981**) führt diese Varianten wohl zutreffend auf Zelter zurück, von dem Arnim das Gedicht vermutlich erhalten hat. — Die Handschriften von drei Gedichten Goethes in der Bibliothek des Herzogs von Cumberland erhalten wir durch Buck (**7986**) in guter Reproduktion: „Im Namen dessen" (Werke Bd. 3, S. 73) mit der neuen Unterschrift „März 1816"; ferner die Divangedichte „Vom Himmel steigend" (Werke Bd. 6, S. 235) und „Frage nicht durch welche Pforte" (Werke Bd. 6, S. 77). Von dem letztgenannten Gedicht hat Goethe nur die vier ersten Strophen aufgenommen und so die ursprüngliche Beziehung auf das Dienstjubiläum von zwei Weimarischen Beamten unterdrückt. Die zwei Schlussstrophen erweisen sich jetzt als Ersatz für eine andere, die sich auf der Handschrift überklebt vorfindet und hier zum ersten Male gedruckt wird. — Aus Sorets Mitteilung (Biedermann 6, S. 356) kennen wir den kleinen Scherz, aus dem Goethes poetischer Dank für eine Konfitürenspende entstanden ist: „Glücklich Land, allwo Cedraten". Morel (GJb. 23, S. 209) teilt nun einen Brief Sorets an die Spenderin mit, worin der Vorgang noch ausführlicher erzählt wird. — Eine von Biedermann irrig bezogene Stelle in Goethes Aufsatz „Serbische Lieder" (Kunst und Altertum 5, 2, S. 35ff.) hellt R. F. Arnold (ChrWGV. Bd. 16,

S. 18f.) durch den Nachweis des von Goethe gemeinten Liedes auf. — Einige Aufsätze von Morris (7973, 7976, 7983, 7985, 7987) über Gedichte Goethes liegen umgearbeitet vor. —

Kompositionen. Die grosse von Friedlaender (7965) gebotene Uebersicht über die Kompositionen Goethescher Lieder kann der Referent, seine Inkompetenz bekennend, nur erwähnen. —

Goethes Epos.

(IV, 8d = N. 7997-8047.)

Carl Alt.

Von Gesamtausgaben Goethescher Werke ist hier der sechste Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe (7997) zu nennen, der Goethes rein epische Dichtungen vereinigt. Die Einleitung von Schreyer unterrichtet knapp über die Entstehungsgeschichte und Aufnahme der Werke und gedenkt auch dor nicht ausgeführten epischen Dichtungen. Unter den Anmerkungen finden wir Exkurse über die Tiersage, über die Zeit und den Schauplatz der Handlung von Hermann und Dorothea, über die Pläne zur Achilleis usw. —

Einzelne Dichtungen. Elf von Appell und Goedeke nicht aufgezählte Nachahmungen des Werther werden von Seliger (8013) ausführlich besprochen; eine der wichtigsten, Benjamin Constants Adolphe, wird eingehend von Betz (8007) gewürdigt. — Den Einfluss von Goldsmith auf den jungen Goethe, insbesondere auf den Werther will Ferguson (8008) erweisen. Den oft vorkommenden Begriff „Grille" sieht F. als einen Versuch an, das englische „whim" wiederzugeben, ein Wort, das Goethe noch spät geläufig war, wie die Verwendung von „whimsical" zur Charakteristik Lenzens zeigt; doch dürfte Walz (8009) recht haben, wenn er es für gezwungen erklärt, den Begriff „Grille" im Werther überall auf Goldsmith zurückzuführen. Glücklicher sind die Parallelen, die Ferguson bei Goldsmith zum Goetheschen Gebrauch des Wortes „Wanderer" nachweist; sie bleiben dankenswert, obwohl sich F. von Walz belehren lassen musste, dass sie im wesentlichen schon von deutschen Forschern beachtet worden waren. — Schilderungen einer Herbstwanderung von Giessen nach Wetzlar werden von Holzamer (8011) mit Betrachtungen über Goethe und Werther, mit Vergleichen der Stimmung jener Tage und der unserigen durchflochten. —

Nicht unbedenklich erscheint der Versuch Lörchers (8021), die Mignonepisode aus Wilhelm Meisters Lehrjahren herauszuschälen, da es dabei nicht ohne gewaltsame Eingriffe und Veränderungen des Goetheschen Textes abgeht. — Eine einleuchtende Verbesserung einer Stelle in den Wanderjahren gibt Kluge (8023). —

Geiger (8032) ist der Meinung, dass ein im Goethe-Schillerschen Briefwechsel mehrfach erwähnter französischer Aufsatz über Hermann und Dorothea identisch sei mit einem gleichfalls französisch geschriebenen Aufsatz Schweighäusers über das Gedicht; er verkennt übrigens nicht, dass sich bei dieser Annahme manche Schwierigkeiten ergeben (vgl. auch von der Hellens Anmerkung zu Brief 3784, Weimarer Ausgabe Bd. 13, S. 393). Ausserdem teilt G. ein Urteil der Schriftstellerin Frau von Charrière über Goethes Werk mit. — Morris (8033) betrachtet die innere Verwandtschaft von Hermann und Dorothea und Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten im ganzen und einzelnen. Beide Dichter stellen das arbeitende Bürgertum in seiner ehrbaren, tüchtigen, beschränkten und liebenswerten Art dar, beide wählen die einfachste Handlung: die Gründung einer Familie. „Aus der Gleichheit der Grundintention ergibt sich im einzelnen eine Fülle übereinstimmender Motive und Kunstmittel." — Recht breit erörtert Neide (8034) die Bedeutung des Apothekers für den Gang der Handlung und seinen Charakter, der als Typus eines beschränkten Kleinstädters aufgefasst wird; zugleich sei der Apotheker der Vertreter einer wichtigen Gemütsstimmung, die man sonst in dem Gedicht vermissen würde: des Humors. — S[zoell] (8035) macht auf eine im Teutschen Merkur erschienene Schilderung vom Brande Geras im Jahre 1780 aufmerksam, die Goethe bei der Schilderung des Brandes in Hermann und Dorothea vorgeschwebt haben könnte, ohne dass S. in den Fehler verfällt, Gera für den Schauplatz der Handlung auszugeben. —

Goethes Schema zur Ilias erörtert eingehend Fries (8037—38), wobei er besonders die Bedeutung dieser Auszüge für die Achilleis ins Auge fasst. — Auch diese selbst macht Fries (8039) nochmals zum Gegenstand eines Aufsatzes, in dem er sie als das Epos der Achillesseele charakterisiert. „Um des Freundes willen vergisst Achill der Mutter ... um der Geliebten willen später des Freundes", das sei gewissermassen die Formel der Dichtung. Der Hauptton sei die Sehnsucht nach der versunkenen antiken Schönheit. Angefügt sind Bemerkungen über Hebbels Pläne zu einer Achilldichtung (s. Hebbels Werke, her. von R. M. Werner 5, S. 99). — Nach einigen Bemerkungen über die Art, wie Goethe in den von Suphan mitgeteilten Fragmenten den Homer übersetzt, bespricht Kappelmacher (8040) ausführlich Goethes Erklärung der Verse Od. 10, V. 81/6 vom Standpunkt der modernen Homerkritik, die teilweise zu einer abweichenden Auffassung gelangt ist. —

Eine bereits in der ersten Auflage seiner Goethestudien vorgetragene Vermutung über die Quelle der Wahlverwandtschaften hat Morris (8044) in der zweiten wiederholt. — Das Werk von Schoen (8045) blieb mir, wie leider so manches andere, unzugänglich. —

Drama.

(IV, 8e = N. 8048-8202.)

Richard Weissenfels.

Allgemeines. Aus Schubarts Briefen und Schriften, besonders der Deutschen Chronik, stellt Krauss (7950) die Urteile über „Götz von Berlichingen", „Götter, Helden und Wieland", „Neueröffnetes moralisch politisches Puppenspiel", „Clavigo", „Die Mitschuldigen", „Iphigenie", „Tasso", das Faustfragment zusammen. — Eine Uebersicht der ersten Aufführungen Goethescher Dramen in Wien gibt Horner (8092) in einem Vortrag, der die Ergebnisse früherer Studien (vgl. JBL. 1897 IV 9:106; 1900 IV 8e:40, 49) zusammenfasst. Ausführlich wird die Aufführung der „Iphigenie" als „Freispektakel" im Jahre 1800 nach gleichzeitigen Berichten geschildert. — Morris (7907) (vgl. JBL. 1898 IV 8e:5) reiht das Fragment „Die ungleichen Hausgenossen", dessen Konzeption er in die ersten weimarischen Jahre zurück verlegt, in den Zusammenhang der Dichtungen ein, in denen er das Eheunglück des herzoglichen Paares und Goethes eigenes Verhältnis zur Herzogin abgespiegelt findet. Auch in der Regentin des „Egmont" will er „einige Tropfen vom Wesen der Herzogin" bemerken. —

In den beiden neu erscheinenden Gesamtausgaben der Werke hat das Berichtsjahr mehrere Dramenbände gebracht. Das Urteil muss hier zurückhaltend sein, da die Herausgeber ja für Einleitungen und Anmerkungen auf einen bestimmten Raum angewiesen und an nicht durch sie selbst festgestellte Grundsätze gebunden waren. Der 12. Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe (8057), besorgt von Köster, enthält „Iphigenie", „Tasso" und „Die natürliche Tochter". Die klaren und geschmackvollen Einleitungen ruhen überall auf sicherem Fundament, sind aber, zum mindesten die zur „Iphigenie", etwas mager. Auch die Anmerkungen wird mancher Leser ausgiebiger wünschen; sie wecken den Eindruck des zufällig aus der Masse Herausgegriffenen. — Dieselben drei Dramen enthält der von Heinemann besorgte 6. Band der Ausgabe des Bibliographischen Instituts (8056), dazu noch „Die Mitschuldigen" und „Die Laune des Verliebten". Heinemanns Darstellung ist weniger künstlerisch abgerundet und fesselnd als die Kösters, sie hat in den Einleitungen und Anmerkungen mit Litteraturangaben, Quellennachweisen, wichtigen Lesarten mehr philologischen Charakter und geht darauf aus, den Stoff zu erschöpfen. Beide Herausgeber haben ein verschiedenes Publikum im Auge: Heinemann den gelehrten, Köster den geniessenden Leser. Das „grössere Publikum", auf das doch wohl beide Ausgaben berechnet sind, wird sich eine Mitte zwischen Kösters Sparsamkeit und Heinemanns Freigebigkeit wünschen. — Der 7. Band der Ausgabe des Bibliographischen Instituts (8056) bringt „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Clavigo", „Stella", „Die Geschwister", „Gross-Cophta" und „Bürgergeneral". Der Herausgeber Matthias behandelt mit besonderer Sorgfalt die Stoffquellen der Werke, ihre Aufnahme durch Publikum und Kritik und ihre weiteren Schicksale. Bei den Stoffquellen übertreibt und missbraucht er zuweilen, mir scheint in Anlehnung an

Bielschowskys Methode (vgl. JBL. 1896 IV 8e : 17), die biographische Erklärung. Vielfach setzt er gegen die Weimarer Ausgabe die richtigen Lesarten in den Text, z. B. S. 29, 10; 183, 7; 193, 16; 422, 33; 447, 14. Bei der „Stella" nimmt er die Ergebnisse von Lessmanns Textkritik (JBL. 1900 IV 8e: 78) auf. Weitere Einzelheiten kommen besser bei den betreffenden Dramen zur Sprache. —

Einzelne Dramen. Die Laune des Verliebten ist nach Heinemann (8056) nicht identisch mit der „Amine" (vgl. JBL. 1896 IV 8e: 2). — J. Wahl (Joh. Christ. Rost. Leipzig, Hinrichs. 183 S. M. 3,20) behandelt in grösserem litteraturgeschichtlichen Zusammenhang den Einfluss der Schäferdichtung Rosts, besonders des Schäferspiels „Gelernte Liebe" auf Goethes dramatischen Erstling. —

Die Mitschuldigen verlegt Heinemann (8056) in die Leipziger Zeit, muss aber dann wegen der in die Frankfurter Zeit weisenden Anspielungen annehmen, dass die erhaltenen Fassungen des Lustspiels nicht dessen erste Gestalt darstellen. Eine Vermutung, die man auf sich beruhen lassen könne, ist ihm die Verbindung, in die man Käthchen Schönkopf mit der Sophie gebracht hat. —

Götz von Berlichingen. Matthias geht in der über alles Wichtige gut orientierenden Einleitung seiner Ausgabe (8056) auch ausführlich auf die „radikale Wiedergeburt" der ersten Fassung ein. Nur auf einer stilistischen Flüchtigkeit beruht es wohl, dass unter den „formlosen und mit rohesten Effekten arbeitenden Nachahmungen des Götz" auch das „Käthchen von Heilbronn" erscheint. Die Anmerkungen geben viele Hinweise auf Stellen in Götzens Lebensbeschreibung. Auf die Seite derer, die annehmen, dass der Dichter diese schon in Strassburg gelesen hat, tritt M. in einer Anmerkung, welche die Probleme der Entstehungsgeschichte des Dramas mit kritischer Sorgfalt behandelt. — Dass der historische Götz nicht ganz die ritterliche und adlige Natur war, als die er in seiner Lebensbeschreibung sich hinstellt, erhellt aus Pistors (8066) kritischer Untersuchung des Kapitels, das den Handel mit dem Grafen Philipp von Waldeck erzählt. — Den alten Streit über die eiserne Hand des historischen Götz will Weizsäcker (8068) durch den Hinweis auf die in Jagsthausen erhaltene Reliquie schlichten, die eine linke Hand sei. Er zeigt, dass dem die Lebensbeschreibung des Ritters keineswegs widerspricht, was der Verfasser des Aufsatzes im Wandsbecker Boten (vgl. JBL. 1901 IV 8e: 11), nach W.s Ansicht Goethe selbst, behauptet hatte. — Auf diese Studie Weizsäckers bezieht sich wohl ein mir nicht zugänglich gewordener Artikel Palms (8064), der nach LE. 4, S. 1695 „die ergötzliche Geschichte erzählt, wie Paul Weizsäcker rechts und links verwechselte". — Alle Kompositionen zum „Götz" von Haydn (1784) und Joh. Abrah. P. Schulz (1787) bis zu Goldmark (1901) werden von Musiol (8072) verzeichnet. — Goldmarks „Scenen aus dem Götz" erlebten in Budapest ihre Uraufführung (8069—71). Das Libretto hält sich im wesentlichen an die im Burgtheater übliche Einrichtung von Dingelstedt. —

Mahomet. In der Zwiesprache Mahomets mit Halima verlangt Petsch (8073), mir scheint mit Recht, im Anschluss an Schölls Abdruck „Tugend" für das in der Weimarer Ausgabe, Bd. 39, S. 190, 10 eingesetzte „Jugend". —

Jahrmarktsfest. Herrmanns Buch hat weitere Besprechungen (8074) erfahren, die einstimmig seinen grossen Wert für die Litteratur- und Kulturgeschichte anerkennen. A. L. Jellinek (ZBücherfreunde. 5, S. 236/8) bringt Ergänzungen aus der Litteratur des Raritätenkastens und der Jahrmarktsdichtung und äussert sich skeptisch gegen die Möglichkeit, aus Briefen eines Dichters die erste Konzeption eines Werkes festzustellen. Auch Franz Schultz erhebt Einwände gegen die Art, wie Herrmann die Konzeption sich denkt und datiert und einen älteren und jüngeren Bestandteil scheidet. Ferner legt er den Bemerkungen Goethes über das Stück in Dichtung und Wahrheit grössere Bedeutung bei als Herrmann und findet die Angriffe auf die „Modellphilologie" übers Ziel hinausschiessend. Matthias hält an Scherers und R. M. Werners Beziehung des Marktschreiers, zumal der V. 405—32, auf den Giessener Professor Schmid fest und möchte den Zigeunerhauptmann und Zigeunerburschen auf Kritiker, Herder und Goethe, deuten. —

Satyros. Scherers Deutung auf Herder will Morris (8076) dadurch stützen, dass er den Kreis der Personen umgrenzt, die Goethe, ebenso wie in Dichtung und Wahrheit das Urbild seines Waldteufels, als „derb und tüchtig" bezeichnet. In die Gruppe dieser Personen (Voss, Döbereiner, Zelter), meint M., könne Herder wohl eintreten. — In längerer Ausführung versucht Matthias (8075) die Herder-Hypothese fester zu begründen. Er bringt aus Herders Schriften (bis 1773), namentlich aus „Ursprung der Sprache", „Gemälde des werdenden Tages der Schöpfung", „Plastik", Rezensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen, eine Fülle von Scherer noch nicht verwerteter Parallelen zu einzelnen Satyrosstellen bei, besonders zur Kosmogonie des vierten Aktes. Zweifellos bestehen da Gedankenzusammenhänge, wenn auch manche der neuen Parallelen, z. B. die zu V. 122/5, gar

nichts besagen will und keine einzige veranlassen kann, frühere Bedenken gegen die Art, wie Scherer Herder als Modell herangezogen hat, aufzugeben. Noch weniger sind dazu die Parallelen aus Herders und Karolinens Briefwechsel und einige Hinweise auf Tatsachen imstande. In V. 261 „Gott sein! Mann!" sieht M. eine „persönliche Spitze" gegen Herders Wunsch, für Karoline und seine Zeit ein Gott zu werden (?), und gegen seinen Kampf mit einer heissen Sinnlichkeit, wie er aus jenem Briefwechsel spricht. Zu V. 194 „armes Mägdelein" zitiert er Briefstellen, in denen Karoline sich ähnlich bezeichnet, zu V. 165 ihre Anrede „lieber wallender Pilgrim". Als ob der Wanderer nicht ein Typus im Herder-Goetheschen Kreise gewesen wäre! Und so wird noch anderes als charakteristisch für Herder genommen, was Gemeingut des Sturmes und Dranges war. Das „ungekämmte Haar" des Satyros (V. 221) führt zu der Feststellung, dass Herders Haar sich damals noch gegen steife Frisur sträubte. Dass Arsinoe gegenüber dem Satyros kritischer als Psyche und beim Austausch der ersten Liebesbezeugungen dieser beiden nicht zugegen ist, soll damit zusammenhängen, dass die Geheimrätin von Hesse sich kritischer gegen Herder verhielt als ihre unbedingt bewundernde Schwester Karoline und dass diese ihre Verlobung ihr zuerst verheimlichte! Schliesslich gibt M. aber zu, dass die Dichtung nicht nur Satire gegen Herder, sondern überhaupt ein geniales Zeitbild aus dem Sturm und Drang sei. So gefasst, wird die Hypothese kaum einem Widerspruch begegnen. —

Prometheus und Pandora. An den beiden Fragmenten veranschaulicht Steuding (8051) das Verfahren des jungen und das des alten Goethe bei der Modernisierung antik mythologischer Stoffe: das „wesentlich realistische" und das „rein idealistische". Im „Prometheus" findet er, das spinozistische Element ähnlich wie Hering (JBL. 1897 IV 8e:22) einschränkend, den antiken Uebermenschen des Aeschylos genau nachgebildet, dagegen die antike Gottesvorstellung in christlich modernem Sinne vergeistigt. Dafür sieht er den Beweis im Beginn des zweiten Aktes; von da blickt er auf das Ende, wie es dem Dichter vorgeschwebt haben müsse, aber sich schwerlich mit dem gegebenen Alten stilgerecht hätte verbinden lassen. Er stellt nämlich die nicht genügend begründete Vermutung auf, dass die alte Sage von der Befreiung des an den Kaukasus gefesselten Prometheus durch den Zeus-Sohn Herakles und von dem stellvertretenden Tod des Halbgottes Cheiron christlich umgedeutet werden sollte. Aus dem Gespräch des Prometheus und der Pandora über den Tod schliesst er, jener habe aus Liebe zu seinen Geschöpfen selbst Mensch werden, sich mit Pandora in Liebe vereinigen und so als Einzelwesen untergehen, aber in der Gattung mit seinem Wesen und Streben ewig fortleben sollen. Ganz dicht an den „Faust" rückt das Drama, wenn sein Grundgedanke dahin formuliert wird: „Der durch Kraftgefühl zu Uebermut und Selbstüberhebung verleitete Mensch fällt von Gott ab, wird aber bei redlichem Streben unter Gottes liebevoller Leitung sich endlich des rechten Weges wieder bewusst und findet Gnade". Seltsam und schwerlich in Goethes Sinn ist die Auffassung der Minerva als blosser Personifikation des menschlichen Verstandes, so dass des Prometheus Gespräch mit ihr eigentlich nur ein Selbstgespräch wäre. In einer Ausdeutung der „Pandora" und einer Rekonstruktion der geplanten Fortsetzung, die sich teils an Wilamowitz (JBL. 1898 IV 8e:102), teils an Morris (JBL. 1900 IV 8e:179) schliessen, zeigt St., wie viel weiter der alte Goethe in der Umgestaltung der antik mythologischen Motive ging als der junge, wie er sie völlig umwertete und die antike Form nur so weit benutzte, als der neue, allegorisch verkörperte Inhalt in ihr Raum fand. Ganz abweichend von der antiken Ueberlieferung vertritt Prometheus einen tatkräftigen, nur auf das Nützliche und Nötige gerichteten Realismus, damit die unterste Stufe der Kultur, Epimetheus einen sehnsüchtigen, auch das Schöne und Angenehme würdigenden Idealismus, damit eine höhere Stufe der Kultur. Beider Tendenzen erkennt St. vereinigt, ausgeglichen in ihren Kindern, Phileros und Epimeleia. Diese, meint er, tröstet ihren Vater in seiner Sehnsucht nach der verlorenen Schönheit, wie die in ihr personifizierte künstlerische und wissenschaftliche Arbeit (?) Goethen selbst über vergebliche Sehnsucht und andere Not des Lebens hinweg half. Nicht minder weit weicht Goethes Pandora von der antiken ab. Ihrem Gefäss entsteigen nicht die dem Menschen unvermeidlichen Bedürfnisse und Leiden, sondern die geistigen Gaben, die ihn gottähnlich machen, zu einer höheren Kultur und zum Genuss der Schönheit erheben. Unter ihnen die Triebe des Liebens, des Putzens, des Herrschens, der Geselligkeit — dahin deutet St. die V. 103—11 aus. Die Handlung konstruiert er so: Phileros und Epimeleia werden geläutert zu Verkündern einer neuen, ihnen von der Gottheit geoffenbarten Religion; ihrer Aufnahme widerstreben Prometheus und die Realisten, bis Pandora wieder erscheint (vgl. die Wiederkunft Christi); Phileros und Epimeleia werden dann Begründer eines neuen besseren Menschengeschlechtes, das die idealen göttlichen Güter, Religion, Wissenschaft und Kunst, d. h. das Gute, Wahre und Schöne, würdigt und ihnen nachstrebt; den Anbruch der neuen Zeit verkündet

der Epilog der Elpore thraseia. Das Ganze sollte also nach St.s Auffassung symbolisch die Entwicklung der Menschheit darstellen: 1. Anfang: Herrschaft eines nur auf das Nützliche und Notwendige gerichteten Realismus; 2. Mitte: Zwiespalt zwischen Realismus und Idealismus, wie ihn Goethe in seiner Zeit sah; 3. Ende: Sieg des Idealismus, Reich der Seligkeit, begründet durch den festen Glauben an das Gute, Wahre und Schöne, wie Goethe es in der Zukunft erträumte. — Einige Zusätze, die Morris seiner Pandora-Studie eingefügt hat **(8110)** (vgl. JBL. 1900 IV 8e: 179), verdienen Beachtung. Für die Gestalten der Elpore und Epimeleia zieht er den Artikel „Epimetheus" in Hederichs mythologischem Lexikon heran. Die Kypsele erklärt er als eine zweite, bessere Pandorabüchse, welche die ewigen geistigen Güter enthalte, die himmlischen Analoga der irdischen Scheingüter, die Pandora bei ihrer ersten Erdenfahrt den Menschen gebracht habe. Das auf Hans Sachs zurückführende Motiv einer herniedersteigenden göttlichen Frauengestalt verfolgt M. durch Goethes Dichtung. Es erscheint in „Künstlers Erdenwallen", „Hans Sachsens Sendung", „Zueignung". In einer Vision Tassos (V. 1132/3) verbindet es sich mit Entrückung des Verklärten; daran reiht sich in weiterer Ausbildung Pandora, dann Gretchen am Schluss des „Faust". — Aus dem Pandoraaufsatz hat Morris die in JBL. 1900 IV 8e: 181 beanstandete Deutung des Prometheusfragmentes gelöst und mit einer Studie über „Hanswursts Hochzeit" verbunden, die eine neue Auffassung bringt **(8079)**. Er erweist auch den Hanswurst als eine Selbstdarstellung des Dichters: ein litterarisches Genie, dem von seinem Erzieher Kilian Brustfleck angesonnen wird, seiner Berühmtheit wegen ein äusserlich ehrbares Leben zu führen, wofür er sich im geheimen schadlos halten könne, und das sich gegen jede Freiheitsbeschränkung sträubt, keine Lust hat, sich zu genieren. Dieses Bild, zusammengehalten mit Briefstellen und der Schilderung von Klopstocks Dichterwürde in Dichtung und Wahrheit, erzählt von „einer Beengung Goethes durch seinen jungen Ruhm, von der wir sonst keine Kunde haben". Die übermütige Selbstdarstellung tritt so unmittelbar neben die ernste des „Prometheus", und beide, zu einer Anschauung vereinigt, zeugen vom weltweiten, Gegensätze bergenden Wesen ihres Schöpfers und von der kühnen, naiven Genialität seines künstlerischen Gestaltens. Den Nebentitel des Stückes „Lauf der Welt" erklärt M. vermittelst des in den Paralipomena erhaltenen Verzeichnisses der Hochzeitsgäste, in denen das Wesen und Treiben der Menschen in seiner possenhaften Nichtigkeit, im Kontrast zwischen äusserer Ehrbarkeit und innerer Unsauberkeit veranschaulicht werden sollte. — Ilberg **(8110a)** weist darauf hin, dass das Gefäss der Pandora, wie Phileros es V. 475 beschreibt, verschieden gedacht ist vom πίϑος Hesiods, das ein grosses, in der Erde ruhendes Vorratsfass bedeutet, und vermutet, dass auf Pandora die pyxis der Psyche übertragen worden sei, in der diese von der Proserpina Schönheit holen soll. —

Clavigo. Eine Uebertreibung der biographischen Erklärung nenne ich die Art, wie Matthias **(8056)** die Situation der Marie und die kraftgenialische Wut ihres Bruders in Beziehung setzt zu Corneliens Eheunglück und Krankheit und zu den „schmerzlichen Empfindungen, mit denen Goethe dem Gedanken etwaiger fremder Verschuldung an dem Geschick der Schwester nachhing". Gut wird die Umgestaltung des gegebenen Stoffes zum bühnengerechten Drama veranschaulicht. Der Einheitlichkeit der Handlung dienten nach M. nicht nur die mannigfaltigen Vereinfachungen, sondern auch die Einfügung der Gestalt des Carlos. Die früh erhobenen Vorwürfe einer „Ueberstürzung der Handlung und mechanischen Zusammenschiebung" werden anerkannt und auf die hastige Arbeit zurückgeführt. —

Stella. Mit Recht schränkt Matthias **(8056)** gegenüber Bielschowsky (vgl. JBL. 1896 IV 8e: 17) die Rolle ein, die der Erinnerung an Friederike bei der Ausgestaltung des Dramas, im besonderen des Charakters der Cäcilie zuzuweisen ist, und legt im Anschluss an Scherer wieder den Erlebnissen Goethes mit Fr. H. Jacobi und Johanna Fahlmer grössere Bedeutung für das Schauspiel bei. An Johanna Fahlmers Wesen und ihr Verhalten gegen Jacobi knüpft er geradezu die Tatsache, dass Goethes ernste Dramatik in der „Stella" die Wendung vom tragischen zum versöhnlichen Ausgang nahm. Der für diese Wendung charakteristische alte Schluss des „Schauspiels für Liebende" ist in den Anmerkungen abgedruckt, ebenso aus dem 3. Akt eine Stelle der ersten Fassung, die später zur Hebung Fernandos geändert wurde. —

Die Geschwister. Die Deutungen auf Goethes Verhältnis zu Cornelia (R. M. Meyer) und zur Herzogin Luise (K. J. Schröer) weist Matthias **(8056)** mit Recht zurück. Aber sollten wir wirklich „nicht mehr unbefangen genug" sein, uns an der naiven Munterkeit der Marianne zu erfreuen? —

Lila. Einige neue Belegstellen, die Morris **(7907**, vgl. JBL. 1898 IV 8e: 34) für seine enge Anknüpfung der Dichtung an die weimarische Wirklichkeit beibringt, sind für den besonderen Inhalt des Schauspiels bezeichnender als alle

früheren. Die Magusmaske, in der der Doktor Verazio die Kur an Lila vornimmt, vergleicht M. mit Erwins Verkleidung in „Erwin und Elmire" und erweist so die litterarische Quelle der letzteren als den Ausgangspunkt der mannigfachen Ausgestaltungen, die das Motiv der Magusmaske in Goethes Dichtung gefunden hat. —

Der Triumph der Empfindsamkeit mit Proserpina bildete die Festvorstellung des diesjährigen Goethetages in Weimar (vgl. W. von Scholz: LE. 4, S. 1293). Dazu hat Hecker (8080) eine vortreffliche Charakteristik der „dramatischen Grille" geliefert, deren ernsteren, noch heute bedeutsamen Gehalt er darin findet, dass sie mit der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts zugleich alle Kunst ironisiere, die den Weg vom Subjekt zum Objekt statt des richtigen umgekehrten nimmt, reine Phantasiegebilde in die Aussenwelt hinausstellend. Die „Proserpina" erweist H. bis in die Einzelheiten als tragisches Gegenbild und Vorklang zur „Iphigenie". Scharf arbeitet er den ethischen Gehalt des Monodramas heraus, in dem das Kosten von der Frucht des Granatbaums, dem biblischen Sündenfall vergleichbar, ein Symbol für unvermeidliche Schuld, für das dunkelste Geheimnis der sittlichen Weltordnung sei. So könne das Zwischenspiel sich allerdings, worauf schon Goethe mit der „frevelhaften Einschaltung" hinwies, mit der „nur intellektuellen, nur litterarischen" Posse nicht zu organischer Einheit verbinden. — In einem Zusatz zu seiner Besprechung des „Triumphs" nimmt Morris (7907, vgl. JBL. 1898 IV 8e:36) den Hinweis Alts (JBL. 1900 IV 8e:82) auf Lenz und seinen „Tantalus" auf. Bei der „Proserpina" meint er, seine Hypothese über ihre innere Genesis (JBL. 1898 IV 8e:37) vereinige sich gut mit Erich Schmidts Hypothese (JBL. 1901 IV 8e:37), welche die äussere Genesis betreffe. — Wesentlich Wiedergabe der Ausführungen Erich Schmidts ist ein Vortrag A. von Weilens (8081). Er teilt nur noch mehr Einzelheiten aus der Litteratur des Mono- und Melodramas mit und bespricht Goethes Inscenierung der „Proserpina" 1815, die ganz den Grundsätzen seiner Regiekunst folgte, als eine zweite „frevelhafte" Versündigung des Dichters an seinem Werk. —

Die Vögel. Unter den Zusätzen, die Morris seinem Schuhu-Aufsatz eingefügt hat (8082, vgl. JBL. 1900 IV 8e:86), verdient eine Parallelstelle aus Shakespeares „Viel Lärm um nichts" Erwähnung, sowie ein rascher Ueberblick über Goethes spätere Stimmung gegen Preussen und Berlin bis zu den „friedlichen Schlussakkorden". —

Iphigenie auf Tauris erscheint bei Köster (8057) als rein persönliches Drama, dessen Entstehung allein an Goethes seelisches Erlebnis mit Frau von Stein geknüpft ist, bei Heinemann (8056) als Ideendrama, als eine Gestaltung des graezisierenden Ideals der Humanitätsepoche, die nur persönliche Färbung durch jenes Erlebnis gewann. Auch gegenüber den vielen Erörterungen, die Orests Heilung in letzter Zeit gefunden hat (vgl. JBL. 1900 IV 8e: 100/5), betont Köster das Persönliche: Goethe habe, nur eigene seelische Erfahrung verkörpernd, Erlebnisse, die sich bei ihm über Jahre erstreckten, in einen einzigen Moment symbolisch verdichtet. In den Anmerkungen zieht Heinemann vielfach andere Darstellungen der Iphigeniensage, antike und moderne, zum Vergleich heran, ferner Stellen der Goetheschen Prosafassung. Hätte er diese auch für V. 710 im Auge behalten, so würde er vielleicht nicht mit Fraedrich (JBL. 1898 IV 8e:54) unter „Wink" die Weisung, sich nach Taurien zu begeben, verstehen. Für irrig halte ich von den Erklärungen unter dem Text auch die zu V. 1651, 1663. — Die christliche Deutung des Dramas, im besonderen der Heilung Orests, wird im Berichtsjahr durch Kanig (8086) vertreten. Er zeigt, dass Orest bei den griechischen Tragikern zwar durch die Gnade der Götter von den Erynnien befreit, aber nicht innerlich entsühnt werde. Dies sei erst in der christlichen Welt möglich geworden. Als die christlichen Momente bei Goethe werden hervorgehoben: die Beichte Orests, die seine Heilung überhaupt erst ermögliche, die reine, sich selbst hingebende Liebe der heiligen Schwester, die des Bruders Schuld bedecke, Orests ideelles Erleiden des Todes als des Soldes der Sünde, über dem Ganzen die Gnade der Götter. Iphigenie ist für K. geradezu Orests „Heiland". — Ein ganzes Buch hat Laehr (8088) der Heilung des Orest gewidmet mit psychologisch interessierenden, etwas wortreichen, gern wiederholenden Ausführungen. Das Neue, das er in die Streitfrage hineinträgt, gehört dem Psychiater. Er legt grosses Gewicht auf die Ablenkung Orests von den grübelnden Vorstellungen, die ihn bei der Ankunft in Tauris beherrschen und in schlaffe Untätigkeit versenkt haben. Die Ablenkung erfolgt nach L. dadurch, dass der Bruder die Schwester erkennt, in ihr ein Mitglied seines Geschlechtes, welches trotz des Erbfluches durch die Gnade der Götter Reinheit und gläubiges Vertrauen bewahrt hat und den Bruder trotz seiner Schuld mit inniger Freude und Liebe umfasst, und dass er erfährt, sie sei bestimmt, ihn zu töten, also den Greueltaten im Tantalidenhause eine neue hinzuzufügen. Die erwachende Liebe zu ihr und die Sorge um sie, der Drang, ihr zu

helfen, ziehen ihn von dem eigenen Leid, der eigenen Tat, von der Vergangenheit ab, die persönliche Schuld tritt in den Hintergrund gegen den Erbfluch, der nun auch Iphigenie wider ihren Willen zu einer Greueltat zwingen soll; zugleich erhofft der Kranke von dem ihm drohenden Tode die ersehnte Ruhe, das Ende seiner Qual. In dieser Stimmung, d. h. als der Grund zur Heilung schon durch die Verschiebung der Vorstellungen gelegt ist, erleidet er den „Anfall" des dritten Aktes. Es ist physisch und psychisch begründet, dass die Phantasiebilder, die ihn nach dem Erwachen aus der Bewusstlosigkeit umschweben, nicht mehr die alten grässlichen Vorstellungen, sondern Bilder des Friedens und der Versöhnung sind. Der Anfall an sich bedeutet also nicht die Heilung, die schon vorher begonnen hat, aber er beschleunigt ihren Fortgang insofern, als er in Orest die Kraft zum Handeln frei macht. Der Reiz dazu war ihm schon vorher erweckt: durch die Liebe zur Schwester und ihre Not, die ihn aus der Erschlaffung aufrüttelten. Durch das, was er während des Anfalles und beim Erwachen in der Phantasie erlebt, und dadurch, dass dann die früheren von Iphigenie ausgehenden Eindrücke fortwirken, wird er fähig, zur Tat zu schreiten, zur Tat für Iphigenie und Pylades. Indem er diese altruistische Handlung vollbringt, stärkt sich sein Selbstvertrauen, und so wird die Heilung vollendet. Das ist allerdings eine lückenlose psychologische Erklärung des Heilungsprozesses; nur muss dagegen geltend gemacht werden, dass Goethe, wenn er ihn sich so gedacht hätte, das deutlicher im Text der Dichtung zum Ausdruck gebracht haben würde. L. hat mehr in diesen Text hineingedeutet als aus ihm herausgelesen. Ergiebig ist seine Unterscheidung des Fluches, der auf dem Stamm der Tantaliden als Erbfluch ruht, und des Fluches, den unter seinem Einfluss Orest persönlich durch den Muttermord erworben hat. Nur dieser letztere ist im dritten Akt von ihm genommen, der Stammesfluch besteht noch, wie schon daraus hervorgeht, dass der Ahnherr Tantalus in Orests Unterweltstraum von den Freuden seines versöhnten Geschlechts ausgeschlossen bleibt. Der Stammesfluch kann nach dem Orakel nur dadurch getilgt werden, dass Iphigenie nach Griechenland zur Entsühnung des Hauses gebracht wird. L. polemisiert hier überzeugend gegen Bielschowskys Annahme (vgl. JBL. 1896 IV 8e : 23), dass Orests Heilung schon im dritten Akt vollendet sei. Zu ihrer Vollendung gehört auch die Lösung des Stammesfluches, d. h. nicht nur Orests Verbrechen, der Muttermord, muss gesühnt, sondern auch sein Gebrechen, die im Tantalidenhaus erbliche Charakteranlage zum Verbrechen, muss getilgt werden. Das geschieht im weiteren Verlauf des Dramas durch Orests altruistisches Handeln und durch Uebertragung der reinen Menschlichkeit von Iphigenie auf ihn. Gut werden die Begriffe „reine Menschlichkeit" und „menschliche Gebrechen" unter Hinweis auf Herders Humanitätsideal und auf Goethes Gedicht „Das Göttliche" definiert, die Verse „Alle menschlichen Gebrechen Sühnet reine Menschlichkeit" aber etwas zu rationalistisch für das Drama ausgelegt. Ein weiteres Kapitel handelt vortrefflich von der sittlich-religiösen Weltanschauung Iphigeniens und damit des ganzen Schauspiels. Keinen Raum hat in ihr die Pflicht zur Blutrache. Iphigenie erkennt sie auch in V. 977/8 nicht an, sie spricht da vielmehr aus dem Sinne der Griechen und auch Orests. Ebenso wenig lässt ein Geheiss der Götter zum Muttermord sich mit den im Drama herrschenden religiösen Anschauungen vereinbaren. In einer Auseinandersetzung mit Fraedrich und Gneisse (vgl. JBL. 1897 IV 8e : 37, 39; 1898 IV 8e : 54) fasst L. den „Wink" in V. 710 in übertragener Bedeutung: er sieht darin die sinnlich-anschauliche Prägung des Gedankens, dass Orestes zum Muttermord durch die hergebrachte Sitte, die Beistimmung des Freundes und eigene brennende Begier geführt ist, die er als Götterwink betrachtet. Fast überall glücklich ist L. in seiner Polemik gegen frühere Ausleger. So gegen die Art, wie K. Fischer (vgl. JBL. 1900 IV 8e : 96) und Matthias die christlichen Dogmen vom Erlösungstod und stellvertretenden Leiden, von der Gnadenwirkung und Wiedergeburt zur Erklärung der Vorgänge herangezogen haben. L. leugnet entschieden bewusste Anlehnung Goethes an diese Dogmen, gibt aber ihre unbewusste Einwirkung der tatsächlichen Berührungspunkte wegen zu. Er grenzt die Entsühnung, wie sie durch Iphigeniens reine Menschlichkeit erfolgt, einerseits gegen das Christentum, anderseits gegen die griechische Philosophie, gegen die Ansichten des Platon und des Aristoteles vom Wesen des „Philosophen" und des „Grossgesinnten" ab und gelangt unter Berufung auf einen bekannten Brief Goethes an Lavater (1782) zu dem Ergebnis: „Der dezidierte Nichtchrist Goethe liess in der Iphigenie nicht durch göttliche Gnade die Sünde vergeben werden, sondern heilte menschliches Gebrechen durch reine Menschlichkeit; aber da er kein Wider- und kein Unchrist war, trägt bei ihm die reine Menschlichkeit christliches Gepräge." Auch Wohlrab, fährt L. fort, sei viel zu sehr von der Vorstellung beeinflusst, auf der die Rechtfertigungslehre der christlichen Kirche erwachsen ist, wenn er Orests reuiges Schuldbekenntnis vor Iphigenie und den Traum von seinem Tode als die entscheidenden Momente für die Entsühnung

annimmt (vgl. JBL. 1900 IV 8e: 101). L. sieht die Bedeutung des Schuldbekenntnisses vielmehr darin, dass es Iphigenien Orests Sinnesart enthüllt und es ihr dadurch ermöglicht, die hoffnungsfreudige und mutige Liebe zu beweisen, die Eindruck auf ihn macht und in ihm die Liebe des Bruders weckt. Schliesslich bringt L. die Vorgänge der Entsühnung, wie er sie sich vorstellt, in engen Zusammenhang mit Goethes Wesen und Erlebnissen. Er möchte die Sinnestäuschungen Orests nicht in gewöhnlichem Sinn als krankhaft bezeichnen, sondern als solche, wie sie bei reizbaren, zumal künstlerisch veranlagten Naturen vorkommen, indem Vorstellungen des Inneren bei gemütlicher Erregung sich zu Empfindungen und Bildern steigern. Als Beispiel wird die Vision herangezogen, die Goethe selbst auf dem Abschiedsritt nach Sesenheim hatte. Und die alte Annahme eines Zusammenhangs zwischen Orests Heilung und den Erlebnissen Goethes mit Frau von Stein wird dahin erweitert, dass sich in jener nicht nur der besänftigende, veredelnde Einfluss der geliebten Frau auf den Dichter spiegele, sondern auch dessen Bewusstsein, in das einsame Leben der Freundin durch seine Liebe Licht und Wärme und Freude gebracht zu haben. „Wie Goethe in der tatkräftigen Liebe, die er der auf seinen sittlichen Kern vertrauenden Freundin entgegenbringt, Rettung aus Gewissensqualen, Zweifel und Reue findet, und mit frischem Mut und Hoffnung erfüllt wird, so schwindet die Qual des Orest, als er die liebende und ihm vertrauende Schwester gefunden hat und die in ihm erwachte Liebe zu ihr in rettender Tat erweisen soll." Aus allem, was hier in der Kürze berührt werden konnte, ergibt sich, dass L. unsere Blicke in neue Richtungen gelenkt hat. Für mich mischt in seinen Erörterungen Richtiges sich mit Falschem. Vor allem vermisse ich mit R. M. Meyer (**7739**) eine Betonung des Wunderbaren, Magischen, das der Einwirkung Iphigeniens auf Orest denn doch anhaftet und das Goethe selbst in dem Zauber empfand, den Frau von Stein auf ihn ausübte. — Dieses Wunderbare, Geheimnisvolle, Irrationale, das sich auf keine Formel bringen lasse, wird in einem Aufsatz der „Wartburg" (**8091**) hervorgehoben, der die Eigenschaften der Priesterin, religiöses Empfinden, innere Harmonie, Altruismus, Familiensinn, dem modernen Typus der unbefriedigten Frau und den radikalen Ansprüchen unserer Frauenrechtlerinnen entgegenhält. — Von einer Aufführung der „Iphigenie" in Ettersburg am 25. Mai 1802 berichtet Kohlrausch (**8093**). — Ueber die erste Berliner Aufführung des Dramas mit Friederike Unzelmann stellt Siehr (**8094**) gleichzeitige Berichte zusammen. Einer von ihnen tadelt das bunte Kostüm der Heldin, dem dagegen Goethe den Vorzug vor dem weissen Kleid der Weimarer Iphigenie gab. — In Brüssel ist die „Iphigenie" zum erstenmal in französischer Sprache über die Bühne gegangen (**8095—96**). —

Nausikaa. Nach einem bisher ungedruckten Briefe (**7751**, S. 321) schickte Goethe eine eigenhändige Niederschrift der ersten Scenen an den Grafen Hans von Schlitz, zugleich die Handschrift einiger Arien aus der ersten Fassung des „Gross-Cophta", der Oper. — Die Ergebnisse von Farniks Untersuchung (JBL. 1901 IV 8e: 51) lehnt R. M. Meyer (**7739**) ab. —

Egmont. Allseitig betrachtet und würdigt Matthias (**8056**) das Persönliche, das in dieses Drama eingeflossen ist. Er hebt hervor, wie es schon innerliche und persönliche, durch die niederländische Kunst geweckte Interessen waren, die den Dichter zu seinen Stoffquellen führten. Dass auch Brackenburg ein Abbild Goethes selbst sei, wird so leicht niemand glauben. Als Ausdruck der Persönlichkeit des Dichters verteidigt M. den „Egmont" gegen die Bedenken Schillers, Bulthaupts, Bielschowskys: er möchte das „Seelengemälde", die Darstellung des Dämonischen nicht hingeben für ein handlungsreicheres Stück. In den ersten vierthalb Akten erkennt er die ursprünglich von Goethe gewählte lockere Form der Shakespeareschen Historie und damit den Teil des Dramas, der in Rom nicht wesentlich umgegossen wurde. Ausführlich behandelt er den Einfluss des „Egmont" auf Schillers „Wallenstein". Er geht mir zu weit, wenn er parallelisiert: „Die Gräfin Terzky bittet für Wallensteins Diener, wie Egmont für seine Leute sorgt." — Unter nicht genügend motivierten Ausfällen gegen die „Verkehrtheit" der Litterarhistoriker im allgemeinen übt Seidl (**8101**) berechtigte Kritik an den Bemühungen, bei Egmont eine moralische Schuld nachzuweisen, für die er mit dem Tode büssen muss. Nicht als Opfer einer Schuld falle der Held, sondern damit sein Volk sich erhebe (?). Das Dämonische, das ihn leite, überhebe ihn jeder Verantwortung. Mit seinem Bleiben in Brüssel bewähre er nicht Tollkühnheit, sondern die „lautere Tapferkeit", die Goethe selbst als die Base seines Wesens bezeichnet hat. — Zu denen, die durchaus eine moralische Schuld Egmonts haben wollen, gesellt sich im Berichtsjahr Willenbücher (**8102**). Er findet sie in einer Zweideutigkeit des Verhaltens, durch die Egmont glaube das Ziel seines Ehrgeizes, die Statthalterschaft der Niederlande, erreichen zu können. „Er hofft auf eine immer grösser werdende Verlegenheit der Regierung, um im letzten

Augenblick als Retter in diesen Wirren aufzutreten und zum Danke für seine Vermittlung den Statthalterposten zu gewinnen". Beim Ausbruch der offenen Revolution, meint W., würde Goethes Egmont im Heere Albas gegen seine Niederländer gezogen sein und versucht haben, eine vermittelnde Rolle zu spielen und so Alba aus dem Sattel zu heben. Auch sein Bleiben in Brüssel wird aus seinen ehrgeizigen Plänen erklärt: nach Oraniens Weggang und in Voraussicht des Rücktritts der Regentin glaube Egmont sich an der Schwelle der Erfüllung seiner Wünsche, und dem habe Goethe dadurch Ausdruck gegeben, dass er ihn im spanischen Staatskleid zu Klärchen kommen lasse! Zu so gewaltsamer Interpretation gelangt W. beim Versuch der Begründung seiner Hypothese. Es ist nicht nötig, seinen Ausführungen noch weiter zu folgen. In dem Streben, das Schauspiel gegen den Vorwurf des Undramatischen zu verteidigen, verkennt er seine Eigenart und zwängt es in die veraltete dramaturgische Schablone. Grosse Mühe hat er dann, den Eindruck, den jeder Unbefangene von dem Drama und seinem Helden empfängt, mit dem, was er selbst hineinempfunden hat, in Einklang zu bringen. —

Tasso. Zwischen den Einleitungen Kösters (**8057**) und Heinemanns (**8056**) besteht das umgekehrte Verhältnis wie bei der „Iphigenie": Wichtiges, was jener behandelt, fehlt bei diesem, so der Hinweis auf Goethes allgemeine Lage in Weimar, die neben den Erlebnissen mit Frau von Stein zur Konzeption der Dichtung führte, der für die Stimmung des Dramas wichtige Vergleich der Tasso-Tragik mit der Werther-Tragik, die Darstellung des Wandels, der mit dem Gegenspieler des Helden zwischen den Anfängen und der Vollendung des Werkes vorging. „Als Tasso hatte Goethe sich 1780—81 gefühlt; mit Antonio-Empfindungen kehrte er 1788 aus Italien zurück". Zu dem, was K. über die Stellung des Dichters in Weimar um 1780 sagt, stimmt die Vermutung nicht, dass der Gegenspieler, also der spätere Antonio, ursprünglich als Tassos Rivale in der Liebe oder in der Dichtkunst gestaltet gewesen sei. Davon abgesehen aber wirkt die Rekonstruktion des ersten Tasso-Fragmentes überzeugend, und ausgezeichnet wird veranschaulicht, wie bei der Weiterführung und dem Abschluss der Dichtung das Neue aus dem Alten sich herausgebildet hat. Bedeutung wird da der Stellung beigemessen, die Schiller während Goethes Abwesenheit in den Weimarer Kreisen gewonnen hatte. Neu ist wohl der Hinweis auf Goethes Dichterkrönung durch Corona Schröter und auf den Lorbeerkranz, den jener selbst an Wieland nach der Vollendung des „Oberon" schickte: zwei Ereignisse, die in der Nähe des „erfindenden Tages" für „Tasso" liegen. K. wie auch H. nehmen das Stück als ausgesprochene Tragödie. Sie sehen darin, — der eine „das Verbluten einer schwer belasteten und verwundeten Seele", der andere „die Vernichtung der Lebensbedingungen, des inneren Lebens des Helden". K. erklärt, warum die erschütternde Wirkung der Tragödie sich bis heute immer gesteigert hat: „weil das vorgeführte Menschenschicksal von einer grauenerregenden Allgemeingültigkeit ist oder geworden ist; denn der Tasso-Antonio-Konflikte hat das 19. Jahrhundert eine viel grössere Zahl gebracht als das 18." Weshalb fasst H. V. 3133 „grosse Kunst" als „Kritik"? — Die Analogien zwischen dem „Tasso" und Alfred de Vignys Dichtertragödie „Chatterton" weist Dalmeyda (**8105**) auf. Er grenzt Goethes Schauspiel als ein modernes und romantisches Drama scharf gegen die Antike ab, der bei ihrer Auffassung der Dichternatur die Idee des leidenden Genies und seines vollständigen Widerspruchs mit dem Leben fern gelegen habe. In engem Anschluss an Möbius (JBL. 1898 IV 8e: 77) führt er aus, dass Goethe seinen Helden nicht geisteskrank gedacht habe. Ebenso habe Vigny seinen Chatterton als „im Grunde gesund" dargestellt, nur als leidend unter den notwendigen Konflikten mit der Wirklichkeit, in die sein Genie ihn verwickelt. Die Aehnlichkeit der beiden Dramen liegt nicht nur in der verwandten Eigenart ihrer Helden, sondern auch in den Mitteln, durch welche diese veranschaulicht wird. Beiden Dichtern sind entgegengesetzte Charaktere gegenübergestellt, aber dem einen Antonio entsprechen bei Vigny drei kontrastierende Personen. Vollendet wird auch Chattertons geistige Verwirrung durch eine aussichtslose Liebe. D. glaubt bei allen diesen Analogien nicht an Zufall, sondern vermutet direkten Einfluss des Goetheschen Dramas auf Vigny, dessen Interesse schon durch Frau von Staëls Analyse geweckt werden musste. — Ein eigentümliches Mittel wendet Steiger (Goethe als Philister: Freistatt 4, S. 272/3) an, „den grossen Goethe der Mehrzahl seiner Leser menschlich näher zu rücken": er weist auf das Philiströse in des Dichters Wesen hin und findet es besonders deutlich im „Tasso" gespiegelt, in dem „die muffige Luft der deutschen Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts" wehe und mit der Umarmung der Prinzessin durch Tasso ein „mittelalterliches Vorurteil" als tragisches Motiv verwendet werde. — Parallelstellen zum „Tasso" führt G. H. Lochner (Nugae: BllGymn. 37, N. 5/6) aus Horaz und Cicero an. — Seine metrischen Untersuchungen hat Koch (**8106**; vgl. JBL. 1900 IV 8e: 112) auf „Tasso" und „Natürliche Tochter" ausgedehnt.

Die Beobachtungen und Zählungen betreffen dieselben Punkte wie bei der „Iphigenie". Als Ergebnis verkündet K. die Erkenntnis einer stetigen Entwicklung des jambischen Fünffüsslers innerhalb der drei Dramen; fortschreitende Gleichmässigkeit in der Länge der Verse, Zunahme der stumpfen Versausgänge, immer sorgfältigere Behandlung der klingenden, sowie der Versanfänge, wachsende Neigung des Dichters zu Ruhe und Ebenmass der Verse, zu leichtem und gefälligem Satzbau. Aber die Fälle falscher Wortbetonung mehren sich in „Tasso" und der „Natürlichen Tochter" gegenüber der „Iphigenie"; falsche Satzbetonung, Wortverkürzung, Enjambement kommen in allen drei Stücken ungefähr gleich häufig vor; Hiatus, der in der „Natürlichen Tochter" ganz fehlt, ist auch schon in „Iphigenie" und „Tasso" sehr selten. In diesen Punkten ist also keine Entwicklung zu beobachten, und des Uebertreibens macht K. sich schuldig, wenn er an die Tatsache, dass der jambische Rhythmus in der „Iphigenie" mehrfach, im „Tasso" nur an zwei oder drei Stellen, in der „Natürlichen Tochter" gar nicht durch anderen unterbrochen wird, die Bemerkung knüpft: „Also auch hier eine Entwicklung von bunter Freiheit zum strengsten Ebenmass". Er gibt schliesslich zu, dass die Entwicklung des Verses in den drei Stücken nicht leicht auf eine kurze Formel zu bringen sei. Fest steht nur, was nun durch K. auf bestimmte metrische Eigentümlichkeiten zurückgeführt ist, dass die „Natürliche Tochter" die glattesten Verse hat und dass der Vers des „Tasso" eine gewisse Mittelstellung einnimmt, weil er „Kraft und Glätte verbindet, ohne in jener die Iphigenie, in dieser die Natürliche Tochter zu erreichen". Das Ergebnis erscheint mir etwas mager im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe des Beobachtens und Zählens. —

Die natürliche Tochter. Die Ausgaben Kösters (**8057**) und Heinemanns (**8056**) ergänzen einander. Weit ausführlicher als jener behandelt dieser in Einleitung und Anmerkungen die jüngst durch Bréal (JBL. 1898 IV 8e: 95) kritisch untersuchte Quelle des Dramas und die Art ihrer Benutzung durch den Dichter. Dafür lesen wir bei K. mehr über das Drama selbst. Feinsinnig verknüpft er es mit der „Iphigenie", zeigt in beiden Stücken die verwandten Probleme auf und leitet die Verschiedenheit ihrer Behandlung aus den verschiedenen Entwicklungsphasen des Dichters und aus der durch die französische Revolution veränderten Zeitstimmung ab. Eine eingehende Würdigung des „Trauerspiels", in dem die Anfänge des Altersstiles nachgewiesen werden, erklärt die Kälte, mit der das Publikum von je diesem „schönen fragenden Fremdling" gegenübergestanden hat. In der Auffassung der in beiden Ausgaben abgedruckten Paralipomena schliesst H. sich an die Weimarer Ausgabe an; K. stimmt in allem Wesentlichen mit Morris (vgl. JBL. 1898 IV 8e: 96) überein, wagt sich aber bei der Rekonstruktion des zweiten Stückes der Trilogie kühner in die Einzelheiten der Handlung, wobei denn freilich manches nur die Geltung einer Vermutung beanspruchen kann. Eine Frage drängt sich auf: wären für den Leserkreis der Jubiläumsausgabe nicht einige sachliche und sprachliche Erklärungen, wie H. sie gibt, wertvoller gewesen als der Abdruck der Paralipomena und ihre Erläuterung? —

Schillers Totenfeier. Morris (**8109**; vgl. JBL. 1897 IV 8e: 65) hat seine Rekonstruktion durch mancherlei Umstellungen und Zusätze verdeutlicht. Von den „Eingangschören" haben die „Greise" und die „Studierenden" ansprechende neue Erläuterungen erhalten. Bei „Weisheit" und „Poesie" wird auf Rafaels Darstellung dieser Figuren, bei „Nänie" auf Schillers gleichnamiges Gedicht hingewiesen, das schon Suphan herangezogen hatte. Die gezwungene Deutung der Worte der Gattin vom „Werk des Gatten" ist weggefallen. —

Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters 1807. Morris (**8111**; vgl. JBL. 1897 IV 8e: 66) stützt seine Annahme eines Einflusses der Antrittsrede Jacobis auf Stellen des Vorspiels durch den urkundlichen Nachweis, dass Goethe sich genau in derselben Zeit mit jener Rede beschäftigte, in der er täglich am Vorspiel dichtete. —

Die Wette. Was wir über die Entstehung des kleinen Lustspiels und die vereitelte Aufführung in Teplitz wissen, fasst Sauer (**7776**, S. XLIIIf.) zusammen. —

Des Epimenides Erwachen. Von der Vorbereitung der Aufführung in Weimar und von den Aenderungen, die sie nötig machte, handeln einige bisher ungedruckte Briefe Goethes (**7751**) vom Ende des Jahres 1815. — Sauer (**7776**, S. LVIII—LXII) vermutet, dass der Wunsch der Kaiserin Maria Ludovica, Goethe möge den Ruhm der Retter Deutschlands singen, ihn angespornt habe, die anfängliche Abneigung gegen den von Berlin aus angeregten Plan des Festspiels zu überwinden, dass in der allegorischen Figur der Hoffnung dem Dichter die Züge der österreichischen Kaiserin mit denen der Königin Luise zusammengeflossen seien und dass er an jene auch bei den Huldigungsworten der Liebe an Kaiser Franz (in der ersten Fassung) gedacht habe. — Morris (**7619**, Bd. 2, S. 269) hat entdeckt, dass Goethes kurze Darstellung der antiken Ueberlieferung (Weim. Ausg. 16, S. 508)

aus dem Epimenides-Artikel in Hederichs mythologischem Lexikon hervorgegangen ist, der dort unmittelbar dem Epimetheus-Artikel vorangeht. Er knüpft daran die Vermutung, dass der Dichter bei seinen Studien zur „Pandora" auf die Sage von Epimenides aufmerksam geworden sei. — Die von der Hoffnung gesprochenen V. 632/3 bezieht Löschhorn (8112) auf die in der Stille wirkenden Freimaurerlogen, nicht auf den Tugendbund, auf den der Ausdruck doch deutlich hinweist. —

Requiem dem frohsten Manne des Jahrhunderts. Im Zusammenhang einer Darstellung der Beziehungen Goethes zum Fürsten Karl von Ligne gibt Sauer (7776, S. LXXI–IV) eine Analyse des Fragments und eine Skizze der geplanten Fortsetzung. —

Bearbeitungen. Ein sehr absprechendes Urteil fällt und begründet Geiger (8113) über Kotzebues „Schutzgeist" und Goethes Bearbeitung (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 87), eine „unbedeutende Flickarbeit", die des grossen Meisters nicht würdig sei, sogar manche Schlimmbesserungen des Originals enthalte. Er meint, die Weimarer Ausgabe hätte sich begnügen sollen, die Varianten kurz zu verzeichnen. —

Faust. Ausgaben. Der fünfte Band der von Heinemann herausgegebenen Werke, in dem O. Harnack den „Faust" bearbeitet hat (8116), war mir nicht zugänglich. —

Zusammenfassende Darstellungen. Den Kommentar Minors (JBL. 1901 IV 8e : 99) rühmt Köster (8118) im ganzen und in vielen Einzelheiten. Reiche Anregung sei aus den Erörterungen über Pakt und Wette zu schöpfen, „wenngleich die Interpretation hier, anstatt resolut die Widersprüche und Goethes Unlust, sie auszugleichen, zuzugeben, einen wahren Eiertanz zwischen all den Schwierigkeiten hindurch aufführe". Von weiteren Ausstellungen seien die Bedenken erwähnt gegen die Verbindung, in die Minor die Dekorationsangabe der Scene „Landstrasse" mit dem Motiv von Philemon und Baucis gebracht hat, gegen die Ansicht, dass der böse Geist der Domscene als unsichtbar für die Zuschauer und Gretchen, für dieses auch als unhörbar gedacht sei, gegen die Erklärung von „Brandschande Malgeburt", der gegenüber K. eine eigene frühere (vgl. JBL. 1897 IV 8e : 87) wiederholt. Froschs Anstimmen des Liedes vom römischen Reich erklärt er für einen Witz des krassen Fuchsen, da römisches Reich im 17. Jahrhundert ein grosses Glas hiess, das bei der Runda von Mund zu Mund ging. Den Grübeleien Minors über „Wald und Höhle" stellt er eine Hypothese über die ursprüngliche Bestimmung dieser Szene entgegen, die sich mit der im vorigen Berichtsjahr von Morris vertretenen deckt (vgl. JBL. 1901 IV 8e : 259). — Die „volkstümliche" Erklärung des Faust von Maria Pospischil (8120), die viel Anerkennung gefunden hat, war mir nicht zugänglich. — Ebensowenig der zweite Teil von Baumgarts Kommentar (8159; vgl. JBL. 1893 IV 8e : 64). — Ueber alle vorhandenen Faustkommentare fällt Kirchbach (8133) ein absprechendes Urteil, in dem Berechtigtes sich mit Uebertreibung verbindet. Er wirft ihnen, im besonderen den Kommentaren Düntzers und Loepers, „irreführende und taktlose Nebenbemerkungen" vor. Er kennzeichnet richtig das Unzulängliche der Auffassung, die in Fausts Vermählung mit Helena nichts sieht als das Symbol einer Vermählung des germanischen Geistes mit dem Griechentum. Einen eigenen Kommentar liefert er zu den Versen des Vorspiels „Und wandert mit bedächt'ger Schnelle Vom Himmel durch die Welt zur Hölle". Sie sollen sich gar nicht auf Fausts persönliches Schicksal beziehen, sondern nur eine Aufforderung des Theaterdirektors an die lustige Person und den Dichter sein, eine Phantasiewanderung durch den ganzen Kreis der Schöpfung anzustellen, der in dem Witzwort „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle" durch eine sogenannte Antiklimax (Steigerung ins Witzig-Negative) illustriert werde. Nur zu dieser Auffassung, meint K., stimmen die Worte „mit bedächt'ger Schnelle". Der beste Kommentar wäre nach seiner Ansicht eine treue, mit poetischer Kraft vorgetragene Erzählung, die den inneren Empfindungsgang des ganzen Gedichtes mit grossen Zügen in starker Plastik rückspiegelte und die freilich wohl nur ein Dichter von umfassender Bildung leisten könnte. — Die natürliche Reaktion, die gegen das Zergliedern, Ausdeuten, Ideensuchen der Faustforschung eingetreten ist und aus Kirchbachs Aufsatz spricht, macht sich geltend in einer Neigung, die Betrachtung und Analyse auf die fertig vorliegende Dichtung zu beschränken, die Figuren zunächst als lebenswirkliche Gestalten zu erfassen und den Gang der poetischen Handlung als solcher in ihren Zusammenhängen und Fortschritten klarzustellen. Nach Valentin (vgl. JBL. 1897 IV 8e : 75) kommt O. Harnack (8129) mit einer kleinen einfachen, allem Grübeln sich fernhaltenden Schrift, die „nichts anderes will, als den inneren Zusammenhang der Handlung in beiden Teilen des Faust dem Leser vorführen" und dadurch die Einheit, wie sie seit dem Plane von 1797 feststand, erweisen. Das Ganze des Werkes erscheint darin als Kampf zwischen positivem Lebensdrang und negierender Skepsis. Ueberall, wo Faust der Stimme verneinender Lebensanschauung Gehör leiht, räumt er dem Mephistopheles

Macht über sich ein. So in der Erdgeistscene, beim Selbstmordversuch, beim Pakt mit dem Teufel. Der Erdgeist vertritt die positiv schaffenden Kräfte; indem er Faust zurückweist, übergibt er ihn dem Geist der Verneinung — so erklärt H. das bis zum Fragment von 1790 bestehende Verhältnis zwischen Erdgeist und Mephistopheles. Fausts Läuterung beginnt in der Gretchentragödie; mit ihrer Katastrophe hört er auf, im Banne Mephistos zu stehen, der nun sein Diener wird. Die Läuterung setzt sich fort im Erlebnis mit Helena. H. weist, hier mit Loeper und Calvin Thomas (vgl. JBL. 1898 IV 8e : 165) zusammentreffend, darauf hin, dass nicht nur Fausts Umgang mit dem griechischen Schönheitsideal seinem Wesen Harmonie verleihe, sondern zugleich durch seinen Eingang in die heroische Welt sein Tatendrang geweckt werde und damit der Kern seiner Natur durchbreche, der schon beim Versuch der Bibelübersetzung (V. 1237) sich angezeigt hatte. Ganz wieder er selbst wird er, als er auf die Magie verzichtet. Nun der Schwäche des Alters preisgegeben, verfällt er der Macht der Sorge. „Sein grosses Werk endet, äusserlich betrachtet, kläglich". Aber innerlich triumphiert er über die Sorge im Vorgefühl der Befriedigung, die ideales, selbstloses Wirken ihm schaffen soll. Dieser Zielpunkt des Ganzen, der Sieg und die Rettung Fausts, ist durch die Wette zwischen dem Herrn und Mephistopheles festgelegt. Neben ihr hat nach H. die Wette zwischen Faust und Mephistopheles für das Endschicksal der Seele des Helden gar keine Bedeutung. Sie bezieht sich nur auf den Endpunkt seines Lebens, der eintreten soll, sobald eine der drei Bedingungen (V. 1692, 1694/6) erfüllt ist und Faust zum Zeugnis dessen die Worte vom schönen Augenblick spricht. H. geht zu weit, wenn er behauptet, auch Mephistopheles fasse seine Wette mit Faust so auf, sie sei ihm nur ein übermütiges Spiel, für seine wirklichen Absichten vollkommen gleichgültig, wenn er von dieser Auffassung aus keinen Widerspruch zwischen der Wette und dem ihr folgenden Monolog (V. 1851ff.) findet und annimmt, Mephistopheles gebe am Schluss nur vor zu glauben, dass Fausts Seele ihm rechtmässig verfallen sei. — Von Harnacks gewandtem und gedankenreichem Vortrag sticht die Darstellung unvorteilhaft ab, in der Willen **(8122)** eine Inhaltsangabe des „Faust" liefert. Zumal in ihrer ersten Hälfte, die im wesentlichen nichts anderes als eine prosaische und zwar oft ungelenke Paraphrase der Poesie des ersten Teils ist. Dabei sind einige Auffassungen zu beanstanden, z. B. dass Faust in der Gretchentragödie sinke, seine Sittenreinheit verliere, dass er im Kerker am Sterbelager der Geliebten stehe. Interessanter gestaltet die Darstellung sich beim zweiten Teil, wo die Inhaltsangabe sich mit einer Darlegung dessen verbindet, was die einzelnen Vorgänge und Gestalten für das Ganze und was sie als Symbole bedeuten. Manche der Deutungen, die an Kontroversen rühren, werden Widerspruch wecken. In der Schöpfung des Homunculus sieht W. das Streben Wagners versinnlicht, den Begriff des klassischen Ideals theoretisch festzustellen. Als dieser theoretische Begriff eignet Homunculus sich zum Führer Fausts in das klassische Altertum. Sein Ende wird so ausgedeutet: „Der durch die Theorie gebildete Begriff wird im Erkennen der Wirklichkeit vernichtet. Die Theorie trägt jedoch zur Erleuchtung des Bestehenden bei". Die Bedeutung der Helena-Episode für die Handlung wird darin gefunden, dass Faust, „nach verschiedenen Versuchen sich nützlich zu machen, dazu gedrängt werde, von nun an in der Pflege der Kunst Befriedigung zu suchen". In der Dichtung steht davon doch nichts; aus ihr ergibt sich nur, dass Faust auch durch die ästhetische Stimmung geführt wird. In der Erörterung des symbolischen Sinnes der Episode (= Bild der Renaissance und des Einflusses der Antike auf die neue deutsche Litteratur) zeigt W. eine gefährliche Neigung, die symbolische Auffassung bis in alle kleinen Einzelheiten durchzuführen. Der Opfertod, zu dem Menelaos die Helena bestimmt hat, soll auf die Zeit hinweisen, in der den ehemals klassischen Völkern Verständnis und Bedeutung des Klassizismus verloren gegangen war. Der Nebel, der Helena und den Chor umfängt, bevor sie in Fausts Burg kommen, erhält die Deutung: „Ueber eine lange Zeit ist von griechischem Wesen nichts bekannt, die Epoche vor der Renaissance ist in Nebel gehüllt". Der Chor soll die Volkspoesie in ihren Wandlungen bedeuten, seine Auflösung in die Natur das ewige Fortleben der unmittelbar aus der Natur schöpfenden Volksdichtung. — Von Türcks Fausterklärung (JBL. 1901 IV 8e: 126—30) datiert Klein **(8134)** eine neue Epoche für die Faustforschung. — Türck selbst erörtert abermals den Einfluss Spinozas auf die Gestaltung des „Faust" in Beachtung verdienenden Parallelen **(8143)** und verteidigt sich **(8144)** gegen Alts Angriffe (vgl. JBL. 1901 IV 8e: 130). — Der schon in JBL. 1901 IV 8e: 123 erwähnte Aufsatz Alts **(8123)** stützt und erweitert die durch Morris aufgestellte Hypothese von einem Einfluss der Miltonlektüre auf die Faustdichtung seit 1799 (vgl. JBL. 1898 IV 8e: 181; 1901 IV 8e: 258). A. vermehrt nicht nur die von Morris beigebrachten Parallelen um eine wichtige neue (zu V. 1335/6), sondern behauptet, Milton habe den Anstoss zu dem Wandel der Grundvoraussetzungen gegeben, der nach seiner Ansicht dem Dichter die Fortsetzung und Vollendung seines

Werkes erst ermöglichte. Die Theodicee des „Verlorenen Paradieses" habe Goethe zum Nachdenken über das Problem des Bösen angeregt und ihm den Wunsch geweckt, die darauf bezüglichen Fragen, die der Dichter des Urfaust, weil von der dualistischen christlichen Auffassung noch nicht völlig losgelöst, nicht habe beantworten können, vom Standpunkt seines seitdem gefestigten monistischen Optimismus zu behandeln und so den Fauststoff endlich ganz mit eigenem Geist zu durchdringen. Mit dieser Hypothese weiss A. die Chronologie in Uebereinstimmung zu bringen. Frühere Datierungsversuche Witkowskis, Hehns, Niejahrs benutzend, kommt er zu folgendem Ergebnis: die Partien des „Faust", in denen jene vertiefte, optimistische Auffassung des Bösen sich geltend macht, nämlich der Prolog im Himmel, Fausts erstes Gespräch mit Mephistopheles und die Walpurgisnacht, sind 1799—1800, also nach der Miltonlektüre entstanden, die Partien, die noch nicht die neue Auffassung des Fauststoffes zeigen, nämlich Zueignung, Vorspiel, Fausts zweiter Monolog und die Paktszene, fallen in die Jahre 1797—98, also vor die Miltonlektüre. A. nimmt an, dass Goethe im zweiten Monolog und in der Paktscene zunächst versucht habe, sich in den alten Gedankengang wieder hineinzufinden, die Lücken im Sinne der Sage und seiner früheren Intentionen auszufüllen. Er glaubt nun auch den Grund entdeckt zu haben, weshalb die Satanscenen der Paralipomena 48, 50 nicht ausgeführt wurden: der Dichter habe gefürchtet, dass bei ihrer dramatischen Ausführung Satan und sein Reich zu sehr als selbständiges Prinzip, als gewaltige, Gott feindliche Macht erscheinen würden, so dass es den Eindruck hätte machen können, als werde ein dem Prolog im Himmel widersprechender Dualismus vorausgesetzt. — In einem anonymen Bericht über einen Besuch bei Goethe, den Werner (Euph. 9, S. 338—41) dem Dekorationsmaler und Märchendichter Lyser zuschreiben möchte, finden sich interessante Aeusserungen Goethes über Mephisto, „das Böse, dem nie der Gegensatz, das Gute, fehlen darf", und über „einen modernen Faust, einen Destillator des unsichtbar Dämonischen in jeglichem Leben und Treiben, einen Aufdecker schlimmer Zukunft und gut scheinender Gegenwart und so umgekehrt, einen gewaltigen Prediger des 'Richtet nicht'". — Ein Vortrag von Capesius (8126), der wieder einmal, vielfach Gedanken Paulsens verarbeitend, den „Faust" als „eine im tiefsten Kerne religiöse Dichtung" erweist, ist durch Klarheit und Beschränkung auf das Wesentliche geeignet, die religiösen Momente des Werkes einem grossen Publikum zu vermitteln. Sonderbar mutet nur die moralisierende Behauptung einer „Inkongruenz" an, die zwischen dem allgemeinen Wesen Fausts und der Gewissenlosigkeit und Erbärmlichkeit seines Verhaltens in der Gretchentragödie bestehe. —

Einzelstudien. Kuno Fischer (8128) weist in einer Studie, in der er seine bekannten Ansichten über den Wandel der Mephistophelesgestalt innerhalb der Dichtung noch einmal ausspricht, den Selbstdefinitionen des Teufels im ersten Gespräch mit Faust mehr dramatische als philosophische Bedeutung zu, da sie darauf berechnet seien, Faust zu locken und zu bestricken. Er verlangt deshalb, dass der Schauspieler sie leicht, lustig, verführerisch spreche. — Der in JBL. 1901 IV 8e : 169 erwähnte Vortrag, in dem Morris die Anregungen überblickte, welche die bildende Kunst für den Faust gegeben hat, ist im Druck erschienen (8135). Die Kritik dessen, was Arbeiten der letzten Jahre zu dem Thema beigesteuert haben, ist vielfach polemisch ausgefallen. M. ist mit gutem Recht vorsichtiger in der Annahme bestimmter Einflüsse, und er fasst die Einwirkungen weniger äusserlich, weniger mechanisch als seine Vorgänger in diesem Gebiet der Forschung. Von Wickhoffs Hypothesen (JBL. 1898 IV 8e : 125) verwirft er die Anknüpfungen des Einschläferungsliedes (V. 1440—1505) an Philostrats Beschreibung des Andriergemäldes, eines Teiles der Mummenschanz (mit dem Knaben Lenker) an Maximilians Triumphzug, der rosenstreuenden Engel an Signorellis Fresken. Dagegen hebt er mit Wickhoff ein niederländisches Gemälde der Dresdener Galerie als besonders wichtig für die „Hexenküche" hervor. Neu ist bei dieser Scene der Hinweis auf Michael Herrs Walpurgisnachtbild, dem Goethe einen einzelnen Zug für sein Scenar entnommen hat. Für die Beziehung, die Wickhoff zwischen dem „Wundermann" Faust (V. 6421) und einem Bild des Simon Magus gefunden hat, bringt M. eine äussere Beglaubigung. Bezüglich der Leda Correggios meint er, Fausts Traumvision (V. 6903 ff.) lehne sich an das Gemälde weniger in den Einzelheiten als in der Gesamtstimmung an. Noch folgende ältere Hypothesen erfahren seinen zum Teil energischen Widerspruch: Kerns Annahme, dass die auf einem Schwein reitende Baubo auf eine Terrakotte zurückgehe (vgl. JBL. 1897 IV 8e : 105), der von Calvin Thomas (JBL. 1898 IV 8e : 165) ausgesprochene Gedanke, dass Goethe für die Schilderung des Sonnenaufgangs am Beginn des zweiten Teils durch Guido Renis Aurora inspiriert worden sei, die „merkwürdigen" Entdeckungen Franckes, die schon hier (JBL. 1892 IV 8e : 51; 1893 IV 8e : 103) abfällig beurteilt wurden, die Vermutungen Szantos, die Chirons Erscheinung in der klassischen Walpurgisnacht und die Reiherfedern der Pygmäen betreffen (JBL. 1898 IV 8e : 170), Gerbers und

Vollerts Hindeutungen auf Rafaels Poesie und Michelangelos jüngstes Gericht (JBL. 1896 IV 8e:94; 1901 IV 8e:344). Aus den positiven Darlegungen der Studie kann hier nur noch das herausgehoben werden, was die frühere Forschung nach irgendeiner Seite ergänzt. Zu den Partien des Faust, deren Anschauungsbilder M. mit Recht nicht auf Anregung durch bestimmte einzelne Gemälde zurückführt, gehören der Prolog und der Epilog im Himmel. Goethe kannte eine Fülle gemalter Glorien des Herrn und der Mutter Maria, und dasselbe ist der Fall beim Leser, dessen Vorrat von malerischen Phantasiebildern hier durch die knappen Worte des Dichters sicherer aufgeregt wird, als es durch ausführliche Schilderung geschehen würde. Feinsinnig würdigt M. hier den „weise verschweigenden Meister des Stils". Von solchen barocken Pseudoorganismen, wie sie in V. 4259f. erscheinen, weist er auf Berichte über die antike Malerei und auf den jüngeren Teniers hin. Für die äussere Gestalt des Knaben Lenker zieht er den antiken Typus des Apollo kitharoedus heran. In V. 7382—96 erkennt er einen Wettstreit der Poesie mit der antiken bildenden Kunst, bei dem Lessings Laokoonlehren befolgt sind: die Gestalt des Herkules, wie die antiken Künstler ihn gebildet haben, steigt auf, indem Chiron den Eindruck schildert, den er von ihm empfangen hat. An der Episode der Galatea zeigt M., wie der Dichter, von Gemälden ausgehend, mit seinen Mitteln etwas ganz Neues schafft, in ein der bildenden Kunst nicht zugängliches Reich führend, wo alles in unsere Erdenschranken sinnlich Gesonderte (Farben, Töne, Rhythmus der Seele) in einen ewigen Einklang zusammenfliesst". In der Helenadichtung, deren erste Hälfte ein Hinarbeiten auf das Statuarische der griechischen Plastik zeigt, werden auch Einzelheiten der zweiten Hälfte an bildende Kunst geknüpft: die Apotheose des Euphorion an das auf Kant bezügliche Titelbild zu Falks satirischem Taschenbuch von 1797, die den Akt schliessende Schilderung des Dionysosfestes an Motive antiker Sarkophagreliefs, mit denen die Erinnerung an rheinische Weinlesen sich verbunden haben soll. Der fünfte Akt weist ein „Crescendo" der Anlehnung an alte Malerei auf, die hier für Goethe das Mittel wurde, sich nicht im „Vagen" der übersinnlichen Dinge zu verlieren. Von den längst herangezogenen Pisaner Fresken weist M. das Höllenbild zurück, weil gerade auf ihm im Gegensatz zu vielen anderen derartigen Gemälden der Höllenrachen mit der Flammenstadt fehlt. Dagegen sieht er im „Paradies" derselben Fresken eine der bildlichen Unterlagen für die ursprünglich geplante himmlische Gerichtsscene der Paralipomena 94/5, 194/5. Ueberzeugend bringt er Verse, die ursprünglich auf V. 12075 folgen sollten, mit Empfängnisbildern in Zusammenhang, auf denen Goethe den Mond zu Füssen der Jungfrau in den Erdball umgedeutet hat. Der ganze Aufsatz bedeutet eine erfreuliche Vertiefung des behandelten Themas. Die Zusammenfassung der Ergebnisse am Schluss und der Versuch, die einzelnen besprochenen Fälle in Gruppen zu ordnen, beleuchten das überall zweckmässige Schaffen des Dichters. — Reichel **(8179)** hat neue Gottsched-Nachklänge (vgl. JBL. 1901 IV 8e:170) im Faust ausgespürt. Er druckt aus der 1. Ausgabe der „Kritischen Dichtkunst" zwei Gelegenheitsgedichte ab, die litterarhistorisch wichtig sind als Zeugnisse, dass Gottsched schon 1730 die Gestalt des Hans Sachs gegen die Alexandrinerdichtung heraufbeschwor. Daran knüpft sein Gottsched-Fanatismus die folgenden Vermutungen und Betrachtungen: Goethe hat sich in die beiden Gedichte so hineingelesen, dass er beim Niederschreiben der ersten Faustszenen unwillkürlich in den von Gottsched neu geschaffenen Hans Sachs-Stil verfallen musste; er ist also auch darin nur Nachzügler Gottscheds, der über die von diesem gezogenen Linien nicht hinausging; ja „die Erneuerung des Sachs-Stils steht unserem derben Gottsched viel natürlicher als dem zärtlichen Goethe". — Durch Zusammenstellung und Erklärung vieler Fauststellen will Heynacher **(8130)** Klarheit gewinnen und schaffen über Goethes Ansichten vom Wesen der menschlichen Seele, die er zugleich aus anderen Schriften und Briefen des Dichters belegt. Als dessen psychologische Glaubenssätze ergeben sich ihm Dualismus von Leib und Seele, Unsterblichkeit, allerdings nur „partielle", und unteilbare Einheit der Seele. Die „zwei Seelen in der Brust" sind als „Triebe" einer und derselben Seele zu fassen. Für die einzelnen Kräfte der Seele erkennt H. bei Goethe eine Dreiteilung: Vorstellungsvermögen, Empfindung und Wollen, während die Leibniz-Wolffische Philosophie nur zwei Sphären, Erkenntnis- und Begehrungsvermögen, schied. Jene Dreiteilung, die nach H. durch die „Philosophischen Versuche" des Kieler Professors Tetens (1776/7) zu allgemeiner Anerkennung gelangte, gibt die Disposition für die Abschnitte, in denen untersucht wird, wie Goethe im Faust die Ausdrücke für seelische Kräfte, Zustände und Vorgänge verwendet: Vernunft, Verstand, Phantasie, Gefühl, Gemüt, Begehren, Lust, Willen u. a. Aus der Art der Verwendung wird auf die Vorstellung geschlossen, die der Dichter von den Einzelheiten des Seelenlebens hatte. Es ergibt sich z. B., dass er Vernunft nicht im Kantischen, sondern im Leibnizschen Sinn gebraucht, dass er Vernunft und Verstand

unterscheidet als Vermögen, die ewigen Wahrheiten zu erkennen, und Vermögen der Erkenntnis des Endlichen, dass im Faust Sinnlichkeit die noch heute übliche Bedeutung (= Sinnenlust) hat, während der philosophische Begriff (= Teil des Erkenntnisvermögens bei Kant) durch „Sinn“ und „Schauen“ ausgedrückt wird. Lehrreich ist das Kapitel vom „Schauen“. H. zeigt, dass das Wort im Faust auch eine besondere, höhere, dem Genie und namentlich Goethe eigene Art des Schauens, also das bezeichnet, was sonst Intuition heisst. Dabei polemisiert er glücklich gegen Türcks Behauptung, dass die Magie im Faust nur ein Symbol für jenes geniale Schauen sei (vgl. JBL. 1901 IV 8e:127). Für die Worte Gefühl und Fühlen stellt er viel häufigeres Vorkommen im ersten als im zweiten Teil fest und findet die richtige Erklärung dafür in der Stimmung der Sturm- und Drangzeit. Die Rolle, die „Trieb“ und „Drang“ im Faust spielen, erweist dem Beobachter, dass Goethe schon den Hartmannschen Begriff des Unbewussten geahnt habe. Einfluss Schillers wird für Goethes Auffassung des Willens und der Willensfreiheit vermutet. Ich sehe den Hauptwert der interessanten kleinen Schrift in den sprachlichen, überall psychologisch vertieften Beobachtungen. Allen Erklärungen einzelner Faustsellen kann ich freilich nicht beistimmen, z. B. nicht der Erklärung von V. 550 „rechter Sinn“ = edle Empfindung, wahres Gefühl, von V. 10302 „grossen Sinnen“ = grossen Plänen. In V. 138, 544 ist es nicht nötig anzunehmen, dass der Ausdruck „Herz“ auf das empfindende Subjekt übertragen ist. Wieso spricht aus V. 17f. dualistische Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele? Neue Aufschlüsse über Goethes Wesen, die H. sich als Ergebnis seiner Forschungen verspricht, habe ich in dem, was er bis jetzt mitgeteilt hat, nicht gefunden. Dass Goethe mit seinen philosophischen Anschauungen nicht auf den Spinozismus oder ein anderes System festgenagelt werden darf, ist keine neue Erkenntnis. Im besondern möchte H. den Anspruch der Monisten auf den Faustdichter als einen der ihrigen zurückweisen; seine Polemik gegen Bölsche (vgl. JBL. 1901 IV 8a[1]: 7) hat aber nichts Ueberzeugendes. —

Urfaust. Rösslers Aufsatz (**8148**) über die Entstehung des Faust ist zuerst in den Grenzboten von 1883 erschienen, Nach Erich Schmidts Entdeckung des Urfaust behandelte er dasselbe Thema noch einmal in einem jetzt gleichfalls neu gedruckten Aufsatz der PrJbb. von 1888 „Der Dresdener Faustfund und die Entstehung des Faust“ (**258**, S. 355—74). — In einer neuen Goethestudie erörtert Morris (**8147**) die historische und ästhetische Bedeutung der Form des Urfaust. Er würdigt die starke dramatische Wirksamkeit des alten Budenspiels in Knittelversen, die Goethe veranlasste, sich seiner Form sowohl für satirische wie für positiv gehaltene kleine Stücke zu bedienen, bis ihm endlich der Einfall kam, dass von dieser Grundlage aus die seit Gottsched gesuchte Form des neuen grossen Dramas gefunden werden könne. Wie er die Form des alten Knittelversdramas für den Urfaust geweitet und mit fremden Elementen versetzt hat, das wird unter lehrreichen Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Form und Inhalt beleuchtet. Die einfache Form harmoniert mit dem Unschuldig-Herzlichen des Inhalts und hebt anderseits durch Kontrast das Bedeutende, Gedankenreiche, das in Pathos oder Satire ausgesprochen wird. Die fremden Elemente werden charakterisiert als Shakespearesche Prosa, die eintritt, wo die dargestellte menschliche Art und Empfindung unter das Mittelniveau sinkt (Auerbachs Keller) oder sich darüber zum Ungeheuren erhebt (Schlussscenen), als Pindarische freie Rhythmen im Ausdruck von Begeisterung und Extase, als singspielmässige Formen in Gretchens Liedern. Indem der Urfaust alle diese in anderen Werken des jungen Goethe gesondert vorkommenden Elemente in sich vereinigt, erscheint er als Summe der formalen Experimente, zu denen der Frankfurter Dichter durch die poetischen Ausdruck heischende Mannigfaltigkeit seiner Stimmungen und den überquellenden Reichtum seiner Gedanken gedrängt wurde. —

Erster Teil. Allseitigen Beifalls sicher ist das Unternehmen des Verlages S. Fischer, Meisterwerke der deutschen Litteratur in Bänden kleinen Formates so herauszugeben, dass Zuverlässigkeit des Textes und der Einleitungen sich mit geschmackvoll moderner Ausstattung verbindet. Pniower, der die wissenschaftliche Leitung übernommen hat, eröffnet die Sammlung mit dem ersten Teil des „Faust“ (Faust. Eine Tragödie von Goethe. B., S. Fischer. Pantheon-Ausgabe. Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von O. Pniower. XIV, 214 S. M. 2,50). Es gehörten die Gelehrsamkeit und sichere Stoffbeherrschung des bewährten Goetheforschers sowie ein bemerkenswertes stilistisches Geschick dazu, auf so knappem Raum, wie ihn die Einleitung nur beansprucht, ein Bild der Entstehungsgeschichte des Werkes zu geben, soweit der Leser es zu vollem Verständnis braucht. Klar tritt vor allem die Umwandlung des Faustproblems während der drei Phasen der Arbeit im engen Zusammenhang mit der Entwicklung des Dichters hervor. Für die Vermutung, dass der Grundgedanke in den Sturm- und Drangjahren ein pessimistischer gewesen sei,

scheint mir die Stimmung des jungen Goethe keinen sicheren Anhalt zu bieten. Die Erläuterungen wird mancher Leser etwas ausgiebiger wünschen. Sie sind rein sachlich, erklären namentlich Ausdrücke der Magie, einige sagenhafte Figuren und satirische Anspielungen in der Walpurgisnacht. — Seine Swedenborg-Hypothese hat Morris in der sorgfältigen Revision des alten Aufsatzes (**8154**; vgl. JBL. 1901 IV 8e: 256) durch neue Belegstellen aus den Schriften des Sehers wie aus Goethes Briefen und Werken gestützt. Die wichtigsten darunter sind einige Sätze aus „Egmont", für die damit der Beweis erbracht ist, dass sie mit ihrer Umgebung zum alten Bestande des Dramas gehören. Bei Faust V. 392/5 vermittelt M. seine neue Auffassung mit der älteren durch die Annahme, dass die Geisterwelt Swedenborgs mit der Ossians verschmolzen sei. Eine Anmerkung weist auf Anklänge an Swedenborg bei Schiller, z. B. in Wallensteins Mystizismus, hin. — Die „breiten Bettelsuppen" der Hexenküche möchte Kraus (**8152**) einfacher als Düntzer, Schröer und Meyer (JBL. 1901 IV 8e: 274) erklären: von der Bettelsuppe (žebračka) aus, die in Böhmen ein Bestandteil des Menus der bürgerlichen Haushaltungen ist. Es fragt sich nur, ob Goethe davon gewusst hat. — Nur wenigen der Deutungen, die Morris in der 1. Auflage seiner Studien für die Einzelheiten der Walpurgisnacht gegeben hat (vgl. JBL. 1897 IV 8e: 103), kann Michels (**7619**) beistimmen. Er fragt, ob mit dem „Puristen" (V. 4279–82) vielleicht A. W. Schlegel gemeint sei. — In einer Rezension von Kopps Buch über Klingemann (vgl. JBL. 1901 IV 8e: 202) widerspricht Devrient (Euph. 9, S. 776—83) mit Recht der im Berichtsjahr durch Willen (s. o. **8122**) vertretenen Annahme, dass Gretchen mit ihren letzten Worten sterbend niedersinke. —

Zweiter Teil. Eine neue Auffassung veröffentlicht Gorter (**8163**) in dem „angenehmen Bewusstsein", endlich die Lösung aller Rätsel gefunden zu haben, an die Stelle der Vermutungen früherer Forscher „voll und ganz" bewiesene Gewissheit zu setzen. Aber der so oft eindringlich angeredete „liebe Leser" wird so leicht nicht glauben, dass Faust, krank im Alkoven seiner Studierstube liegend, den ganzen Inhalt der vier ersten Akte von V. 4728 an nur träume, dass diese Fieberträume die „vier Pausen nächtiger Weile" seien, in denen sein Inneres „von erlebtem Graus gereinigt" wird (vgl. V. 4625/6), dass er auch im fünften Akt, erwachend, zunächst weiterphantasiere, nur in seiner Einbildung das Gebiet am Meere beherrsche und kolonisiere, dass sein Sterben und seine Himmelfahrt die einzigen als wirklich gedachten Geschehnisse des zweiten Teils der Dichtung bilden. Es scheint mir nicht nötig auf die „Beweise" einzugehen, die G. für diese „so nahe liegende" Entdeckung bringt. Nur auf eine der Konsequenzen, zu denen seine Hypothese führt, sei hingewiesen. Faust kann im 16. Jahrhundert nicht von Lord Byron träumen, und doch steht durch Stellen der Dichtung und eigene Aussprüche Goethes fest, dass der englische Dichter bei der Gestalt des Euphorion vorschwebte. Aus diesem Dilemma hilft G. sich durch eine Annahme, die sich weder mit dem sachlichen Gehalt der Euphorionepisode noch mit der Entstehungsgeschichte des ganzen Werkes vereinigen lässt. Goethe soll allerdings zuerst, als er die „Helena" dichtete, den Euphorion im Hinblick auf Byron gestaltet, dann aber, da er die Dichtung als Zwischenspiel der Fausttragödie einfügte, ihn auf den mittelalterlichen Minnesang umgedeutet haben, ohne die Zeit zur Vollendung der dazu nötigen Umarbeitung zu finden. Der Minnesang erschiene dann also als Produkt einer Verschmelzung der Antike und mittelalterlicher Romantik! Die Schwierigkeiten, die sich für eine nach G.s Anweisungen eingerichtete Bühnendarstellung ergeben würden und die von Goethes dramatischer Technik und dramaturgischen Anschauungen weit abführen, hat schon R. M. Meyer (LE. 5, S. 239—40) hervorgehoben. In der Masse des Wunderlichen und Gewaltsamen, die der neue Faustdeuter dem auf diesem Forschungsgebiet ansehnlichen Vorrat der Kuriosa hinzugefügt hat, sind die Ausführungen über den Ausgang der Wette und andere Einzelheiten, wie einige neu gezogene Parallelen zwischen dem ersten und zweiten Teil, Erscheinungen, denen man eine andere Umgebung wünschen möchte. — Von Gorters phantastischen Kombinationen und Konstruktionen unterscheidet die Sachlichkeit sich vorteilhaft, mit der Woerner (**8170**), sich streng an die Worte der Dichtung und des Dichters bindend, einige schon viel erörterte Probleme behandelt. In grossen Zügen zeichnet er den Verlauf des Dramas bis zum Schlussakt, seiner Auffassung das Paralipomenon 1 und Goethes Brief an Schubart vom 3. November 1820 zugrunde legend. Von den „Irrtümern", durch die nach diesem Brief Faust sich „durchwürgen" muss, ist in dem von W. ausführlich analysierten Schlussakt noch der letzte zu überwinden, die Selbsttäuschung, dass positives Schaffen („Schöpfungsgenuss von innen") möglich sei im Bunde mit dem Dämon der Verneinung und durch die Magie. Die Vernichtung von Philemon und Baucis, diesen Irrtum grell beleuchtend, wird der unmittelbare Anlass, dass Faust ihn erkennt: der Wunsch „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen" zeigt

seinen Sinneswandel, ist ein Eingeständnis seiner Schuld. Ein letzter Aufschwung erfolgt: vom egoistischen Streben und Handeln zum altruistischen, für das es keiner Magie und keines helfenden Mephisto bedarf. Der Teufel hat seine Wette verloren: der „höchste Augenblick“, den der sterbende Faust geniesst, ist ein ganz anderer als der Augenblick trägen Beharrens, materiellen Genusses, an dessen Eintritt der Gewinn der Wette für Mephistopheles geknüpft war. Dass dieser selbst nicht glaube, die Wette gewonnen zu haben, ist eine Behauptung, in der W. sich mit Harnack (s. o. **8129**) berührt, und für die ich den überzeugenden Beweis vermisse. Den Mittelpunkt der klaren Ausführungen bildet eine ins einzelne gehende psychologische und ästhetische Interpretation der Scene mit der Sorge, die der Verfasser im Hinblick auf Türcks seltsame Auffassungen (JBL. 1901 IV 8e: 126) für geboten erachtete. Er betont stark den symbolischen, nicht allegorischen Charakter der Episode. Zu eng fasst er nach meiner Ansicht die Sorge, wenn er darunter nur Fausts Sorge um Vermehrung seines Besitzes versteht, wie sie sein Verhalten gegen Philemon und Baucis bestimmte. Zweifellos richtig ist die Deutung des symbolischen Vorgangs dahin, dass die Sorge zwar ein Element im Wesen des gealterten Faust geworden sei, dass sie ihn aber nicht von seinem unablässigen Streben abzubringen vermöge, dass vielmehr gerade, da sie ihm durch die Blendung die äussere Welt verdunkele, das Licht in seinem Inneren um so heller erstrahle, sein Streben sich zu reiner Selbstlosigkeit idealisiere. Die Blendung Fausts nennt der Ausleger die grösste der Schwierigkeiten, die er löst mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, den sinnenfälligen Kampf der Sorge mit Faust auch sinnenfällig enden zu lassen, und auf die Volkssagen, die dafür dem mit ihnen vertrauten Dichter das Motiv des giftigen Atems der Gespenster boten. Der Wert der Analyse liegt darin, dass sie dem Leser die Stimmung des alt gewordenen Faust lebendiger vergegenwärtigt und die Worte der Sorge weniger allgemein fasst, sie fester an jene individuelle Stimmung knüpft als frühere Auslegungen. — Seine Charakteristik des Mephistopheles setzt M o r r i s für den zweiten Teil fort (**8136**; vgl. JBL. 1901 IV 8e: 259). Wieder bildet die Gestalt des Teufels nur den Mittelpunkt von Betrachtungen, die den Inhalt und Gang der ganzen Dichtung und ihre Entstehungsgeschichte umspannen. Mit Recht erspart M. sich und uns den Nachweis, wie Mephistopheles auch durch den zweiten Teil sein Ziel, das Verderben Fausts, verfolge. Der Versuch eines solchen Nachweises wird für die ersten vier Akte immer gewaltsam ausfallen. Denn da treten, wie M. ausführt, Mephistos besondere Zwecke einstweilen zurück; er ist nur der gefällige Dämon, der erfüllt, was Faust begehrt. Er ist der dramatischen Handlung lockerer eingefügt als im ersten Teil, er kann deshalb noch freier als dort seiner Lust an souveräner Kritik des Weltlaufes nachgeben und bleibt darin das „Organ, mit dem der Dichter seinem Herzen Luft macht“. Wie er mit diesem alt geworden ist, zeigt M., wie seine Satire, die im ersten Teil auf das Allgemeine gerichtet war, im zweiten mehr Besonderes trifft, bestimmte Erscheinungen der Gegenwart, die dem Dichter in seinem langen Leben nahe getreten sind. In der Darstellung der Rolle, die Mephistopheles bei Fausts Abenteuern in verschiedenen Masken spielt, kehrt vieles aus früheren Aufsätzen des Verfassers, namentlich aus dem Aufsatz über die Paralipomena (JBL. 1898 IV 8e: 181), wieder. Die dort behandelten Einzelheiten sind zu fortlaufender Darstellung näher aneinander gerückt, manches erscheint in der Art modifiziert, wie in der zweiten Auflage der Goethe-Studien (s. **7619**). Nur einiges Neue braucht hier erwähnt zu werden. Vortrefflich veranschaulicht M., dem Dichter nachschaffend, unter Benutzung der Paralipomena 63, 100/1, 123, 65/6, 76/7, wie Fausts und Mephistos Auftreten am Kaiserhof und das Maskenfest allmählich die jetzige Gestalt gewonnen haben. Es ergibt sich dabei „eine Planwandlung, durch die Mephisto immer weiter in den Vordergrund und Faust, als für die hier zu lösenden Aufgaben ungeeignet, zurück trat“, ein ähnlicher Wandel also, wie er sich in „Auerbachs Keller“ vom Urfaust zum Fragment vollzogen hat. Die Konzeption der klassischen Walpurgisnacht ist nach M. von den in Sibyllen verwandelten thessalischen Hexen ausgegangen, auf die Goethe verfallen sein wird, als er antiker Dämonen zur Beschwörung der Helena bedurfte (Paralip. 123, 2). Mephistos Verkehr mit den schönen Gestalten der antiken Sagenwelt war ursprünglich weniger intim gedacht, als er jetzt ist: bei der Sphinx und den Lamien nimmt in Paralip. 123, 1 noch Faust seine Stelle ein. Dagegen sollten seine Beziehungen zum „wahlverwandten Weiblich-Hässlichen“, ein Motiv, das schon bei der Martha und der Hexe des ersten Teils angeschlagen war, nach den Skizzen engere sein. M. wiederholt seine Hypothese über den in Paralip. 99, 14 angedeuteten Traktat Mephistos mit der Phorkyade Enyo, von dessen Inhalt in der vollendeten Dichtung nur die Maskenübertragung geblieben ist, die nun, aus dem früheren Zusammenhang gelöst, als eine etwas gewaltsame Erfindung erscheint. Hederichs mythologisches Lexikon wird für diese Erfindung, wie für die ganze Episode der Phorkyaden, und ebenso für den Erichthonius des Paralip. 123 heran-

gezogen. Aus Paralip. 125 „Heisser Wind — flüchtet" schliesst M., dass Mephistos Abgang aus der Walpurgisnacht, der jetzt nur dürftig motiviert ist, früher wirksamer geplant war. Ein Vergleich der Helenadichtung von 1800 mit den Paralip. 63 und 84 zeigt wieder einen Planwandel: wollte Goethe zuerst Helena in das Mittelalter und nach Deutschland versetzen, also sie an Faust heranbewegen, so hat er später umgekehrt Faust an Helena heranbewegt, diese auf ihrem natürlichen Schauplatz belassen, weil nur auf solche Weise mit ihr zugleich die grosse griechische Welt vorgestellt werden konnte. In diese musste nun Mephisto als Phorkyas eingefügt werden, und das ist nach M.s hier besonders tiefdringenden Ausführungen durch zwei Kunstmittel geschehen: die Phorkyasgestalt ist, wie das Hässliche in der griechischen Mythologie, als das erste, was sich dem Chaos entrang, als „Rest des Uranfänglichen" aufgefasst, und sie ist, wie ihr Gegenbild des Schönen in Helena und dem Chor, plastisch nach Art der antiken Kunst behandelt in „statuarisch geschlossenen Stellungen" (s. o. **8135**). In dieser Weise hellenisiert durfte Mephistopheles im Stil der griechischen Tragödie reden. Aber im weiteren Verlauf des Aktes blickt sein wahres Wesen doch wieder hinter der Maske hervor, immer deutlicher, bis er am Schluss ganz in seiner Teufelsgestalt sich aufrichtet. Der Dichter brauchte ihn als Organ, um seine „Phantasmagorie" als solche kenntlich zu machen, um das Schwankende des Grundes, auf dem die griechischen Gestalten sich bewegen, und den grossen Sinn der Vorgänge, die Idee einer Verschmelzung antiker und moderner Kunst, anzudeuten. Auf die Feinheit, mit der M. da im einzelnen den Intentionen Goethes nachgeht, kann hier nur hingedeutet werden. Eine wichtige und eigenartige Rolle war dem Mephistopheles in der Episode von Fausts Kaisertum zugedacht, die M. schon früher aus Paralip. 179 als für den 4. Akt geplant erschlossen hat. Das viel erörterte Problem vom Ausgang der Wette wird kurz und meines Erachtens durchaus in Goethes Sinn erledigt: die formelle Fälligkeit der Seelenverschreibung, die mit Fausts letzten Worten eintritt, ist innerlich aufgehoben. „Fausts höchster Augenblick ist kein wirkliches sattes Beharren, es ist eine ideelle Vorwegnahme dessen, was in immer weiterer Entwicklung aus seiner Arbeit sich ergeben soll". Stark betont M. am Schluss das Optimistische der Faustdichtung. Wie er damit in einen nicht ausgesprochenen Gegensatz zu Türck (JBL. 1901 IV 8e: 126—130) tritt, so sticht seine nirgends spitzfindige Analyse des 2. und 3. Aktes wohltuend ab von Valentins mühsamer Entwicklung seiner Homunculus-Helena-Hypothese (vgl. JBL. 1901 IV 8e: 330/3). — Gewaltsam ist Büchners (**8162**) Deutung der V. 6235 ff. Um in ihnen nicht den Rest einer verschollenen Jugendkonzeption sehen zu müssen, fasst er die Worte „Einsamkeit" und „Wildernis" metaphorisch. Faust sage, dass er wegen der Feindseligkeiten seiner Gegner schliesslich seine Gedanken habe für sich behalten müssen, und er spreche damit eine Erfahrung aus, die Goethe selbst mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten machte. In V. 10237 wagt B. für die in der Weimarer Ausgabe hergestellte handschriftliche Lesart die Konjektur: „Zu seinem Vorteil etwas draus zu ziehen". — Junk (**8164**) vergleicht Wagners Erläuterung seiner Homunculus-Schöpfung (V. 6838 ff.) mit mittelalterlichen Versuchen, die Entstehung der Petrefakten zu erklären. An diese werde Mephistopheles dadurch erinnert und meine sie mit dem bisher nicht zureichend erklärten „kristallisierten Menschenvolk" (V. 6864), das er auf seinen Wanderungen gesehen hat. Nun erst, nicht schon früher, wie man wohl gewöhnlich voraussetzt, beteilige er sich an der Schöpfung des Homunculus, als die „vis plastica" oder „virtus formativa" der Alchymisten, die dem körperlich durch Wagner vorbereiteten Homunculus die dämonische geistige Kraft verleihe. Dass dabei zugleich gnostische Vorstellungen Goethes vom Anteil des Bösen an der Schöpfung hereinspielen, ist eine ähnlich gewagte Vermutung wie Valentins Homunculus-Helena-Hypothese (JBL. 1901 IV 8e: 333), zu der J. sich bekennt. — Auch die Petrefakten zweifelt Arnold (**8160**) an, besonders von dem Ausdruck „Menschenvolk" aus und weil eine solche gelehrte Randglosse nicht in Mephistos Mund passe. Er interpretiert V. 6863/4: „Hab' ich doch im Verlauf der Jahrhunderte gar viele Menschen gesehen, die soviel unorganische Substanz im Leibe tragen, dass man sie leichtlich für Produkte eines Laboratoriums hätte ansprechen mögen". Das soll eine Anspielung auf die seit Hutten und Paracelsus viel umstrittene Krankheit der Hydrargyrose sein, die durch forcierte Quecksilberbehandlung der Lustseuche entstand, indem das Quecksilber vom menschlichen Körper resorbiert wurde und in alle Organe, selbst in die Knochen und das Gehirn drang. Es ist richtig, dass eine solche Anspielung dem Wesen Mephistos durchaus entspräche, aber A. selbst muss zugeben, dass der von ihm vermutete Gedankengang im Wortlaut der Verse nur unzulänglichen Ausdruck gefunden hätte. — Die V. 7003/4 bringt R. M. Meyer (**8166**) in Zusammenhang mit den vielen Konklaven von 1829—30, die dem Dichter die Erinnerung an den ganz von seinem Kardinal Consalvi abhängigen Papst Pius VII. geweckt hätten. Den Weg zu dieser Hypothese bahnt der Nachweis, dass „creatura" ursprünglich

terminus technicus für den von einem bestimmten Papst kreierten Kardinal war. — Valentins Monographie über die klassische Walpurgisnacht (JBL. 1901 IV 8e: 333) wagt R. M. Meyer (7739), wiewohl er einzelne feine Bemerkungen anerkennt, nicht den Büchern zuzuzählen, die das Goetheverständnis wesentlich weiterführen, während für Bormann (8161) die Homunculus-Helena-Hypothese die Lösung eines lange vorhandenen Rätsels bedeutet. — Suphan äusserte in einer Gedenkrede auf Corona Schroeter (vgl. Payer v. Thurn, Weimarer Goethetage: ChWGV. 16, S. 35/8) die Vermutung, dass das Bild der Schauspielerin Goethe noch vor der Seele gestanden habe, als er seine Helena schuf. — Wer mit mir den Ausführungen Woerners (s. o. 8170) im wesentlichen beistimmt, der muss den Behauptungen Riegers (8168) widersprechen, dass die Episode „Philemon und Baucis" ohne jede Folge für Fausts Charakter und die Haupthandlung bleibe, dass die Sorge sich nur in allgemein gehaltenen Schilderungen ihrer Wirkung auf die Menschen ohne besondere Beziehung auf Faust ergehe, und dass dessen Blendung durch sie völlig unmotiviert komme. Auf Grund solcher Erwägungen versucht R. für den letzten Akt einen älteren Plan zu rekonstruieren, der, aus „der besten Zeit" (etwa 1800) stammend, die Einzelheiten enger verkettet hätte, als es der um den inneren Zusammenhang weniger bekümmerte greise Dichter getan habe. Man hat längst aus den Paralip. 63, 200 und den Varianten zu V. 11403/4 erschlossen, dass Goethes Absicht einmal war, Faust sich gänzlich von Mephistopheles und Magie lossagen zu lassen. R. vermutet, dass um 1800 die Episode von Philemon und Baucis dazu habe den Anlass geben sollen. Das ist möglich. Ganz ins Ungewisse gleiten die weiteren Vermutungen: Faust habe, nachdem er Mephistos Beistand von sich gewiesen, im hohen Alter erblinden und dann erst die Sorge ihm nahen sollen, und zwar die Sorge nicht nur um seine irdischen Angelegenheiten, sondern auch um das ewige Heil seiner Seele. Für Reste einer Ausführung dieses älteren Planes möchte R. die Verse 11422, 11441—51, 11550/5 halten. Der für eine solche Annahme erforderliche Beweis, dass sie in den jetzigen Zusammenhang nicht ebenso gut passen, ist für mich nicht erbracht. —

Paralipomena. Die Aenderungen, die Morris an seiner grossen Abhandlung bei der Umarbeitung (8172) (vgl. JBL. 1898 IV 8e: 181) vorgenommen hat, sind zum Teil in Rücksicht auf seine anderen, inzwischen erschienenen Aufsätze erfolgt. Augenscheinlich aber hat er auch manches gestrichen, weil es ihm ebenso unsicher erschien wie seinen Kritikern (vgl. JBL. 1901 IV 8e: 352), so die Deutungen der Paralip. 46, 151, 165, 190. Einige Zusätze sind für die Einzelforschung wichtig. Einen Teil der in Paralip. 22 vorgesehenen „Geschichte des Trunks" hat M. richtig in den V. 2366—77 der Hexenküche erkannt, die erst 1808 eingefügt worden sind. Ebenso richtig versteht er in Paralip. 31 unter dem „Rattenfänger von Hameln" die wirkliche Sagenfigur, die Goethe erst später, wie Paralip. 40 beweist, als Maske für den Schriftsteller Campe zu gebrauchen beabsichtigte, und unter den „Männern" und „Frauen" die Chöre der Hexenmeister und Hexen, in denen menschliche Verhältnisse, hier der Spielteufel und die Theaterleidenschaft, sich satirisch spiegeln sollten. Die wichtigsten Zusätze sind die Auslegungen einer Anzahl früher übergangener Paralipomena. Die Verse des Paralip. 10, welche die Weimarer Ausgabe dem Mephisto und dem Dialog nach der Schülerscene zuweist, möchte M. für das Vorspiel auf dem Theater und die lustige Person in Anspruch nehmen. Mir scheint mindestens so viel für die alte wie für diese neue Deutung zu sprechen. Das Paralip. 20 kann nach M. wegen der Anrede mit „Du" nicht zur Disputation gehören; die angeführten Goethezitate scheinen mir nichts zur Erläuterung beizutragen. In Paralip. 69 sieht M. richtig den Anfang einer Ausführung der Skizze des Paralip. 65. Kühn ist die Deutung des Paralip. 144 auf Fausts Begehren nach Helena. Endlich sind ein paar Abweichungen M.s von eigener früherer Deutung erwähnenswert. Das Paralip. 52 weist er nicht mehr der Walpurgisnacht zu, sondern er vermutet darin Verse, in denen Helena, als sie noch im Ton des Paralip. 84 sprach, den Eindruck wiedergeben sollte, den Faust und sein Gefolge ihr machen. In Zusammenhang damit bringt er die zahme Xenie „Die schönen Frauen jung und alt", die er für ein echtes Faustparalipomenon erklärt, in dem jene kritisierenden Verse der Helena für Mephistopheles umgedichtet seien. Das Paralip. 128, das er früher mit den Bruchstücken von einer Episode staatsmännischer Tätigkeit Fausts zusammenstellte, möchte er jetzt dem von ihm entdeckten Liebespaar Mephistopheles-Enyo als Aeusserung über das Liebespaar Faust-Helena in den Mund legen. Es bedarf dazu einer Interpretation der Verse, die mir gewaltsam vorkommt. Für die Aufgabe des aus Paralip. 99, 14 erschlossenen Planes, der jenes Liebespaar Mephistopheles-Enyo enthielt, gibt M. jetzt (S. 187) den richtigen Grund, auf den Goethe selbst in Paralip 123, 2 hindeutet. Der Anfang des Paralip. 125 wird etwas anders, natürlicher als früher ausgelegt: Sextus Pompejus war nur als Bestandteil des „Nachgesichts" gedacht, und „Anrede der Erichtho" will nicht sagen, dass Pompejus die Erichtho, sondern dass

diese die Luftfahrer anredet. — Seinen alten Aufsatz über den Disputationsaktus hat Morris (8153) (vgl. JBL. 1897 IV 8e: 125) ergänzt, abgerundet, in einem Punkt auch berichtigt durch Einfügung dessen, was er inzwischen über die Konzeption der Skizze, die Zeit ihrer Niederschrift, die Stelle, für die sie bestimmt war, sowie über die Paralip. 19 und 61 in anderen Aufsätzen veröffentlicht hat (vgl. JBL. 1898 IV 8e: 181; 1901 IV 8e: 259, 349). Jene beiden Paralipomena möchte er jetzt nicht mehr für das satirische Zeitbild der ersten Walpurgisnacht in Anspruch nehmen. — Beachtung verdient der Versuch von Michels (7619), die Fäden weiterzuziehen, die Morris in dem oben genannten Aufsatz angesponnen hat. Er nimmt an: Faust sollte in der Disputation, durch Mephistos Lob der Erfahrung auf den entgegengesetzten Standpunkt gedrängt, nahe an das Bekenntnis eines radikalen Subjektivismus und Idealismus herangeführt werden, dessen Locklied dann der Geisterchor (V. 1607ff.) singe und den im zweiten Teil der Baccalaureus vertrete. So ausgedeutet, hätte die Disputationsscene die klaffende Lücke zwischen V. 1529 und 1530 gefüllt. Sie hätte den Zweck gehabt, die Umwandlung in Fausts Denken zu zeigen, die ihn zum völligen Nihilismus führt und für den Bund mit dem Teufel stimmt. In V. 1566/9 sieht M. den Ausdruck der Verzweiflung Fausts darüber, dass jener theoretische, dem Titanismus verwandte Subjektivismus hart mit dem „Eigensinn des Objekts" zusammenstösst, dass der „schaffende Spiegel" eben doch nur ein Spiegel ist, dass der „Gott im Busen" nichts nach aussen zu schaffen vermag. — Die Vermutung von Michels (7619), dass Paralip. 25 eine Doppelvision Fausts und Gretchens skizziere, die ihren Platz zwischen „Hexenküche" und „Strasse" finden sollte, scheint mir nicht sicherer begründet als die Ausdeutung, die Morris gewagt hat (JBL. 1897 IV 8e: 126). Kann der Dichter daran gedacht haben, unmittelbar nachdem Faust die Helena im Zauberspiegel erblickt hat, ihm auch Gretchen als Vision erscheinen zu lassen? —

Vorgeschichte. Erich Schmidt gedenkt im Neudruck seines Aufsatzes über Faustsage und Volksbuch (8180), der einst die wissenschaftliche Kritik des letzteren eingeleitet hat, der Ergebnisse neuerer Forschung in einer Anmerkung, in der er auch bekennt, dass ihm Bedenken gegen seinen zu nahen Anschluss an Burckhardt aufgestiegen seien. Unter dem „Anonymus" des Volksbuches versteht er jetzt, im Hinblick auf Milchsacks Veröffentlichung (JBL. 1897 IV 8e: 132), „den Redaktor, partienweise den Schöpfer des Textes, aus dem das mindestens nach 1572 fallende Wolfenbütteler Manuskript und der Druck von 1587 unabhängig voneinander, doch im grossen und ganzen identisch geflossen sind". — Wie Helena in die Faustsage gekommen ist, versucht Nagel (8167) festzustellen und will dabei zwei bisher scharf gesonderte Hypothesen miteinander vermitteln: die Annahme einer Uebertragung aus der Simon Magus-Sage und die Vermutung, dass die Helena-Episode sich selbständig, ein Erzeugnis der schönheitsfreudigen Renaissance, in der Faustsage entwickelt habe. Die Uebertragung von Zügen der Simon Magus-Sage, darunter der Helena, in die Faustsage erklärt N. ganz ähnlich wie Singer, unter entschiedener und allseitig begründeter Ablehnung der Ansicht Milchsacks, dass dabei der Zauberteufel des Milichius das Mittelglied zwischen den Clementinischen Rekognitionen, in denen die alte Magussage ausgebildet war, und dem Faustbuch von 1587 dargestellt habe (vgl. JBL. 1898 IV 8e: 186). Die Glaubwürdigkeit dieser Erklärung wird erhöht durch den Hinweis auf die Ausgabe der Rekognitionen, die Johannes Sichardus 1526 veranstaltete. Dieser Humanist gehörte den lutherischen Kreisen an, in denen der historische Faust eine bekannte Erscheinung war und die Faustsage unter Einwirkung der Simon Magus-Sage entstanden sein muss. Aus der mündlichen Tradition, die sich dort bildete, soll dann der Verfasser des ersten Faustbuches geschöpft haben, was er im 59. Kapitel von Fausts Zusammenleben mit Helena erzählt. Eine Tradition bestand auch für die Schönheit der Helena, wie sie im 49. Kapitel geschildert ist, wo Faust die Griechin bei einem Studentengelage beschwört. N. erweist jene Schilderung als typisch durch Vergleich mit Beschreibungen der Helena bei griechischen und byzantinischen Geschichtsschreibern, in den mittelalterlichen Trojanerdichtungen Herborts von Fritzlar und Konrads von Würzburg und in der „Historia" des Hans Sachs von 1564, in der ein Nekromant dem Kaiser Maximilian Helena neben Hektor und Maria von Burgund erscheinen lässt, in der also die „Schönheitstradition" schon mit der gleichfalls für die Faustsage wichtigen Tradition von Geisterzitationen verschmolzen ist. Das Ergebnis der Untersuchungen N.s fasst sich dahin zusammen: das älteste Faustbuch verdankt den ganzen Inhalt seiner Helenakapitel der mündlichen Tradition, in der alle dort vorkommenden Motive sich in dem halben Jahrhundert zwischen der Lebenszeit des historischen Faust und der litterarischen Fixierung der Faustsage vereinigt haben. — Pick (8178) druckt die fünf zuerst im Volksbuch von 1590 auftretenden Erfurter Faustgeschichten in der einfacheren, weniger gelehrten Fassung einer Erfurter Chronik ab und bringt sie mit der Zeitstimmung in Zusammenhang. — Eine kleine kulturgeschichtlich interessante

Monographie hat Wustmann (8157) dem Dr. Heinrich Stromer von Auerbach gewidmet, der, Professor und Arzt in Leipzig und begeisterter Anhänger Luthers, im Jahre 1519 das Grundstück seines Schwiegervaters in der Grimmaischen Gasse, den späteren Auerbachs Hof, übernahm und dort den Weinkeller eröffnete. Dieser muss um 1600 einer der berühmtesten Weinkeller in Deutschland gewesen sein; so erklärt es sich, dass Fausts Fassritt, der zuerst 1589 ohne Ortsangabe berichtet wird, bald dahin verlegt wurde. — Die beiden Faustzettel, die Elisabeth Mentzel (8177) aus der Frankfurter Stadtbibliothek mitteilt, stammen von Aufführungen des Puppenspiels um 1800 und geben ein anschauliches Bild solcher Marionettenvorstellungen, besonders ihrer zauberhaften Ausstattung und der oft mit ihnen verbundenen „Metamorphosen". —

Uebersetzungen des „Faust". Martha Langkavel (8192, vgl. 4172b) bespricht von den ihr bekannten 21 französischen Uebersetzungen ausführlich die von Frau von Staël (1810, nur Bruchstücke), von Stapfer (1823), Saint-Aulaire (1823), Nerval (1828), Blaze (1840), Marc Monnier (1875), Sabatier (vgl. JBL. 1893 IV 8e: 80) und Pradez (vgl. JBL. 1895 IV 8e: 78). Die Uebersetzungen werden unter Anführung vieler Einzelstellen gewürdigt, auch die Ansichten der Uebersetzer über das Original dargelegt und erörtert. Der Rezensent des LCBl. findet die Uebertragung von Sabatier allzuhoch eingeschätzt, die von Pradez daneben nicht hoch genug. — Eine armenische Uebersetzung hat Barchudarianz veröffentlicht, die von Leist (8182) gerühmt wird. —

Kompositionen zum „Faust". Musiols Mitteilungen über Lortzings Kompositionen zum Schluss des Werkes (JBL. 1901 IV 8e: 346) werden durch Kruse (8199) ergänzt, der noch weitere Stücke aus losen Skizzenblättern zusammengestellt hat. Das Ganze war eine Gelegenheitsarbeit für den Schillerverein in Leipzig und ist neuerdings in der Berliner Philharmonie aufgeführt worden. — Ueber dieselben Kompositionen Lortzings handelt Kruse noch an anderer Stelle (7904, S. 136/8). — Richard Wagners Faust-Ouvertüre schätzt Musiol (8200) als das hervorragendste seiner reinen Instrumentalwerke, erzählt von ihrer Entstehung und verzeichnet ihre Aufführungen, deren grosse Zahl den Vorwurf der Unpopularität Lügen straft. —

Schiller.

(IV, 9 = N. 8203-8387.)

Ernst Müller.

Schwäbischer Schillerverein. In dem neuen Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins (8203) gibt Stadtschultheiss T. Haffner in Marbach eine Zusammenstellung der vorhandenen Schätze des Schillervereins. Er zählt auf: Schiller-Reliquien 163 Stück, Schiller-Bilder, -Büsten, -Medaillen usw. 522 Nummern; Bücher ca. 2000 Nummern, darunter die Cohnsche Schillerbibliothek, Handschriften ca. 15000 Nummern. — Um die Erweiterung der noch kleinen Bibliothek ist R. Krauss (8205) bemüht. In einem Bericht darüber gibt er Mittel und Wege zu ihrer Vergrösserung an. Es muss dabei, sagt K., das ideale Ziel vor Augen schweben, dass kein gedrucktes Werk eines schwäbischen Dichters, keine Ausgabe eines solchen, keine biographische, litterarhistorische, ästhetische Schrift zur einheimischen Litteratur in Marbach fehlen darf. — Auch R. Sch[äfer] (Schillermuseum und Schillerfest: NorddAZg. N. 284) beschäftigt sich in einem kurzen Aufsatz mit den Schätzen des Schillervereins. — Eine genaue Beschreibung des Museumsgebäudes mit Abbildung und Grundriss gibt Ernst Müller (8204). —

Schillerverehrung. Der am 5. März 1802, an Schillers Namenstag, von Kotzebue auf Kosten Goethes geplanten Schillerfeier, die Charlotte Schiller so köstlich persifliert hat, wurde zur Jahrhunderterinnerung von Isolani (8206), von Wilms (8207) und L. Braun (Kotzebue und Goethe: VossZg. N. 109) gedacht. — Bei einer Schillerfeier des Frankfurter Freien Deutschen Hochstifts zu des Dichters Geburtstag sprach A. Pfister (Schillerfeier in Frankfurt: Schwäb.Merkur. N. 524. [Referat]) über „Schiller im deutschen Bürgertum". — An demselben Tage feierte M. Braunschweig (Zum 10. November: HambNachr[B]. N. 45) Schiller und Luther. —

Schillerverband und Schillerpreis. Des Schillerverbandes deutscher Frauen, der die löbliche Absicht hat, zum hundertsten Todestage Schillers zu Gunsten der deutschen Schillerstiftung eine Geldsammlung zu veranstalten, gedenken Frank (8208) und das „Daheim" (8209). — Die Bestimmungen für den Schillerpreis (im Jahre 1859 von dem damaligen Prinzregenten, nachmaligen Kaiser Wilhelm I., gestiftet) hat Kaiser Wilhelm II. geändert. Diese Aenderungen wurden von der Kritik im allgemeinen nicht gebilligt. E. von Wildenbruch (8211) will in seiner Besprechung „ein sachliches und persönliches Wort" reden. Er schildert nämlich die Geschichte seiner Prämiierung im Jahre 1896 und die Gründe, warum der Kaiser L. Fuldas „Talisman" die Prämiierung versagt habe. — Die Antwort des Berliner Goethebunds war ein Aufruf vom 1. März 1902 zur Schaffung eines „Volksschillerpreises". A. Klaar (VossZg. N. 590, vgl. N. 540 und M. Lesser: NWienTBl. N. 355) wünscht ebenfalls neben dem bestehenden einen volkstümlich ergänzenden Schillerpreis. — Gegen den geplanten Volksschillerpreis hat H. Stümcke (Ein neuer Schillerpreis: B&W. 4, N. 13) allerlei Bedenken. — Auch Avenarius (8210) kann sich nicht dafür erwärmen. — Ebensowenig ein Anonymus (Schillerpreis: Barmer Zg. N. 56), der diesen Preis für noch überflüssiger erklärt als den kaiserlichen. — Aehnlich lautet auch das Urteil eines anderen Anonymus (TglRs[B]. N. 53). —

Bedeutung für die Gegenwart. Die Schillerfrage hat Fr. Dernburg (Die Schillerfrage: BerlTBl. N. 573) aufgeworfen. Er kommt zu dem Resultat, dass Schiller dem deutschen Volke nach allen Richtungen Not tue. — Benzmann (8212) vergleicht Goethes und Schillers Einfluss und konstatiert, dass die wachsende Bedeutung Goethes für die gegenwärtige Litteratur die Volkstümlichkeit Schillers nicht beeinträchtigt habe. — Auch Fulda (8213) sagt in einem Vortrag dasselbe, mit besonderer Hervorhebung des Volkstümlichen an Schiller. —

Gesamtdarstellungen und Chronologie. Von dem Bellermannschen Werk (8214) über Schiller urteilt B[erger], es sei frisch und im besten Sinne volkstümlich. Nach Wychgram eigne es sich am besten für die Jugend und das deutsche Haus. Aber, fügt W. hinzu, das klassische Schillerbuch, wie es unsere Zeit braucht, muss erst noch geschrieben werden. — Die englische Schillerbiographie des amerikanischen Professors Thomas (8220) haben zwei hervorragende deutsche Gelehrte, Köster und M. Koch, besprochen. Ersterer urteilt, das Buch sei ganz abhängig von der deutschen Litteratur und biete nichts Neues; es werde in Deutschland schwerlich Leser finden. Letzterer dagegen begrüsst das Werk sympathisch; Thomas habe ausgezeichnet die deutsche Forschung zu verwerten gewusst und doch in seiner Darstellung ein selbständig eigenartiges Werk zum Nutzen amerikanischer wie deutscher Leser geschaffen. — Das Schillerbüchlein von Ernst Müller (8221) hat Buschmann anerkennend beurteilt. — Die Regesten Ernst Müllers (8222), die H. Fischer und Hacker loben (JBL. 1901 IV 9:25), haben auch die Anerkennung von Neuber und Wackernell erhalten. Letzterer vermisst daran öfters die quellenmässigen Belege und wünscht die subjektiven Zutaten entfernt. — Ueber einen Beitrag Schillers in Goeckingks „Journal von und für Deutschland", den Weisstein (8223) veröffentlicht, ist schon JBL. 1901 IV 9:55 berichtet. — Kürzere biographische Gesamtdarstellungen lieferten Heller (8216) und Stiehler (8218). Während die erstere der beiden Arbeiten auf guter wissenschaftlicher Grundlage ruht, ist das bei St. nicht besonders der Fall. Von ihm wird z. B. S. 11 ein Gedicht Armbrusters Schiller zugeschrieben, und die längst als gefälscht erkannten Briefe Schillers an K. Moser werden ohne Bedenken benutzt. Der Stoff zu den „Räubern" soll im „Schwäbischen Merkur" gestanden haben (S. 17) usw. Daneben sind auch wieder ganz neue Quellen verwertet (S. 39, 51, 56). — Die Jugendentwicklung Schillers und Goethes schildert Burggraf (8215). Er führt von den weihevollen Eindrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Ringens hindurch bis zum Beginn ihres Weimarer Aufenthalts. Mit beredten Worten predigt er das ewig Schöne und Wahre der Goethe-Schillerschen Jugendwelt. Er wendet sich zwar in erster Linie an die aufstrebende Jugend, aber sein Werk verdient als vergleichende Monographie der Jugendzeit der beiden Klassiker auch volle Beachtung in der Litteraturgeschichte. Seine Darstellung gewährt für die litterarhistorische Behandlung manche Anregung. — Ueber das Werk von Basch (8219) ist bei den philosophischen Schriften berichtet. —

Einzelschriften allgemeinen Inhalts. Ueber Doczi (8225) wird später bei den Gedichten berichtet. — Ueber „Schillers Frauengestalten" (JBL. 1900 IV 9:19) von Burggraf handelt Kirchbach (8226) in anerkennender Art. — Aus Anlass von Virchows Tod wird an dessen Rede beim Schillerjubiläum 1859 (im Krollschen Saal zu Berlin) erinnert. Virchow (8226a) toastete damals auf die deutschen Frauen, die den grössten Einfluss auf Schillers spätere Entwicklung

gehabt haben. — Aus den längst bekannten Erinnerungen des württembergischen Dekans Göritz an Schiller teilt Löschhorn (8227) einige Einzelheiten mit. — Steig (8228) hat von einer verschollenen Fieskohandschrift zu berichten, über die unten bei Fiesko das Nähere gesagt ist. Ausserdem teilt er „Schillers Waidspruch" aus Sylvan „Taschenbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde" von 1814 mit. Die Notiz hat einen Oberförster G. König in Ruhla zum Gewährsmann. Dieser berichtet, wie sehr sich Schiller verwunderte, als er in Ilmenau die Tätigkeit der Forstleute kennen lernte. In seiner Verwunderung habe er den Wunsch geäussert, er möchte ein Jäger sein. — Ueber die Aufsätze Ernst Müllers (8229) ist JBL. 1901 IV 9 : 30a zu vergleichen. — Schneider (8230) hat den zweiten Teil seines Programms erscheinen lassen. (Ueber den ersten Teil vgl. JBL. 1901 IV 9 : 22.) Er umfasst die „Mannesjahre und die Braut von Messina". Sch. schildert einfach und schlicht den Lebensgang des Dichters. Er hat damit, wie er beabsichtigte, einen Wegweiser zu der Kenntnis des Lebens und der Werke Schillers für die Schule geschaffen. Mit besonderem Interesse hat er sich mit der „Braut von Messina" beschäftigt. Er weist nach, dass alle Glieder des Fürstenhauses nicht vom Schicksal, sondern von ihren Leidenschaften zu ihren unheilvollen Taten getrieben wurden. Sch.s Ausführungen sind in der Tat anregend und fördernd. Jonas hebt in seiner Besprechung der beiden Programme hervor, dass Sch. aus dem Entwicklungsgange des Dichters den Grundgedanken seiner Dichtungen finden wolle. J. hält das für unmöglich, nicht gelungen und unlösbar. Jedes grosse Kunstwerk erkläre sich zur vollsten Genüge aus sich selbst heraus. Das ist gewiss richtig; aber wenn man in der glücklichen Lage ist, den Entwicklungsgang eines Dichters zu kennen, so trägt das doch auch zum vollen Verständnis seiner Werke bei. Das dürfte doch nicht ganz zu unterschätzen sein. —

Biographische Einzelheiten. In seinen Studien zur deutschen Litteratur entwirft Chuquet (8232) ein ziemlich eingehendes Bild von Schillers Jugend bis 1780. — Ueber eine angebliche Schillerreliquie berichtete Elisabeth Mentzel (8232a-b). Die Münze, ein Prämium Schillers in der Militärakademie, habe dieser später in Frankfurt notgedrungen veräussert. Die Medaille, die die Aufschrift Aperio caelum trägt, war eine Auszeichnung für Leistungen in der Religion. Eine solche erhielt aber Schiller nie, wie G. S[ixt] ausführt; zudem sei, sagt S., die betreffende Medaille silbervergoldet und solche hätten nur die Kavalierssöhne, aber nie die Eleven, zu denen Schiller zählte, erhalten. Diese Medaille hat also mit Schiller nichts zu tun. — Die Adelung Schillers im Jahre 1802 rief verschiedene Gedenkartikel hervor. So berichtet darüber Maasburg (8234) und W. Widmann (8234a, auch in der MagdZg. N. 452). — Den praktischen Schiller, hauptsächlich im Verkehr mit seinen Verlegern und auf Grund seiner Kalender, schildert Ernst Müller (8234c). — Die Weinhandlung von Raman in Erfurt, zu der Schiller in Beziehung stand, hat einen Prospekt „Eine kleine Erinnerung aus klassischer Zeit" (gr. 4°, nicht im Buchhandel) an die Freunde der Firma und auch an Litteraturfreunde abgegeben. Darin sind etliche Weinbestellungen der Weimarer Dichter abgedruckt uud facsimiliert. Von Schiller ist nur ein Billett vom 1. Juli 1804 erhalten, in welchen er Burgunder bestellt (vgl. Schillers Kalender). Andere Briefe Schillers hat die Firma an Geschäftskunden usw. als Zeichen besonderer Gunst längst verschenkt. Bekannt ist davon aber kein einziger ausser dem jetzt veröffentlichten. Die Ramansche Publikation veranlasst Widmann (8234d) zu einer Untersuchung der Frage, welche Weine Schiller trank. Das Material dazu boten ihm Schillers Kalender. — Schillers frühen Tod sucht W. Kirchbach (Das Alter und die dramatischen Schriftsteller: B&W. 4, N. 24) wieder einmal mit der frühen Reife und der Anspannung seiner Kraft in Zusammenhang zu bringen; diese scheine er durch eine rasche körperliche Verzehrung ausgelöst zu haben. Wirklich? War Goethe nicht auch frühreif und tätig und wurde doch sehr alt? —

Stellung zur Religion. Mosapp (8235) unterscheidet in der religiösen Entwicklung des Dichters drei Stufen: die Jugendzeit, in welcher er vom Geist aufrichtiger Frömmigkeit erfüllt war, und die Zeit des Zweifels, die seine ästhetische Welt- und Lebensansicht reifte und ihn vom positiven Christentum immer weiter ab und einer verschwommen-allgemeinen Religion der Schönheit und Freiheit entgegentrieb. In der dritten Periode näherte er sich dem Christentum wieder; er war nicht „ferne vom Reiche Gottes". — Das religiöse Jugendleben untersucht auf Grund der Jugendbriefe auch Ernst Müller (8236). Daraus sei als neu die Erklärung des „grossen", „höhern",„ herrlichen" Freundes in dem Brief an Scharffenstein (N. 3 bei Jonas) hervorgehoben. Dieser Freund, hinter dem man Lempp und Haug suchte (vgl. JBL. 1899 IV 9 : 43), sei kein geringerer als Jesus. Zu der ausführlichen Begründung dieser Annahme möge noch hinzugefügt werden, dass auch der feierliche biblische Ausdruck: „dieser Freund gebeut", schon auf diese Erklärung

hinweist. Zudem lässt sich ein „Gebieten" hier sonst nicht begreifen; aus der ganzen Untersuchung geht hervor, dass Schiller in jener Zeit durchaus auf christlichem Boden stand. —

Verhältnis zur Politik. Eine Miszelle von Löschhorn (**8238**) über Schillers politische Ansichten bringt nichts Neues. L. referiert nur aus Brahm und Minor. — Schiller als politischen und nationalen Dichter rühmt ein Anonymus (Blättchen zur Schillerfeier [10. Nov.]: Deutsches Volksblatt [Stuttgart] N. 4979). —

Verhältnis zur Musik. A. von Winterfeld (**8240-41**) stellt alle Beziehungen Schillers zur Oper sorgfältig zusammen. (Semele, Wielands Oberon, Aufforderung Körners zu einer Nationaloper, Glucks Iphigenie.) —

Wohnstätten und Grab. Einen Besuch in Schillers Heimat schildert Hölscher (**8242**); ebenso ein Anonymus (In Schillers Heimat: KVZg. N. 667), der auch ausführlich über die Geschichte des schwäbischen Schillervereins und des Schillermuseums referiert. — Die Fremdenbücher des Geburtshauses hat eine Marbacher Dame J. R. [Johanna Richter] (**8242a**) durchgesehen und daraus eine hübsche Auswahl ernster und heiterer Einträge in Poesie und Prosa veröffentlicht. — Ed. J. L. Müller (**8243**) hat „Wanderungen durch Vergangenheit und Gegenwart" Weimars in einem „Gedenkbuch" angestellt. Sein Werk will ein „geistiger Führer" durch die Stadt und Umgebung sein und den „alten Schöll" ersetzen. Bei einem praktischen Versuch hat es dem Referenten in der Tat gute Dienste geleistet. Es ist im ganzen zuverlässig. — Auch Flach (**7836**) und Warnatz (**7837**) schildern die klassische Stadt; ebenso Fasola (**7856**) seinen siebentägigen Aufenthalt daselbst im August 1899. — Das Schillerhaus in Lauchstädt (**8243a**) steht in Gefahr, modernisiert zu werden, da der Besitzer wahrscheinlich gezwungen ist, die betreffenden Räume zu vermieten. Die Schillerlinde im Badepark, unter der sich der Dichter verlobt hat, ist schon vor anderthalb Jahren gefallen. Der Regiestuhl, den er benutzte, ist „verschwunden". Für die Erhaltung des Hauses im alten Zustand hat der Provinzial-Denkmäler-Konservator Dr. Döring gesorgt, indem er mit dem Hausbesitzer ein Abkommen traf, wonach jener bis 1. März 1903 von allen weiteren Schritten Abstand nehmen muss. Es war sehr nötig, dass Döring eingriff, denn schon wollten Amerikaner das Zimmer für die Ausstellung in St. Louis in Beschlag nehmen. —

Angehörige und Zeitgenossen. Die hundertste Wiederkehr des Todestags von Schillers Mutter am 29. April 1802 rief eine grössere Anzahl kurzer Skizzen ihres Lebens hervor, die zumeist auf Ernst Müllers Biographie beruhen (**8246—48b**) (dazu E. Wilms, Schillers Mutter: OstdRs. (Wien) N. 117). — Des Dichters Lieblingsschwester Christophine (**8245**) hat Frau Braun (**8244, 8386**) ein Denkmal gesetzt, in dem freilich die vorhandene gedruckte Brieflitteratur nicht genügend verwertet ist. Dafür hat sie jedoch auch Neues gebracht in drei bisher ungedruckten Briefen Christophinens an Frau von Notter aus den Jahren 1823 und 1838. Leider hat sie aber versäumt, die Briefe, die manchen unbekannteren Namen enthalten, zu erläutern. Auch haben sich in das Buch verschiedene Irrtümer und Fehler eingeschlichen (S. 10/11; 135. 137). — Zur Erinnerung an Schillers zweite Schwester Louise (**8243b**), die als Gattin des Stadtpfarrers Franckh in Möckmühl starb, ist am dortigen ersten Stadtpfarrhause eine Gedächtnistafel angebracht worden; denn an ihrem Grabe auf dem dortigen Friedhof konnte man wegen dessen ungünstiger Lage keinen Gedenkstein errichten. Die Kosten der Gedenktafel wurden durch freiwillige Beiträge gedeckt, welche die Redaktion des Stuttgarter Neuen Tageblatts gesammelt hatte. — Bei der Einweihung hielt Stadtpfarrer Schwarz (**8249**) in Möckmühl die Gedächtnisrede. Die Inschrift auf der Tafel ist etwas lang ausgefallen (vgl. noch NTBlSt. N. 142). — H. Mosapps schönes Buch über Charlotte Schiller (Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild. 2. Aufl. Stuttgart, Kielmann. 1902. 8⁰. XII, 267 S.; vgl. JBL. 1896 IV 9 : 34) ist in neuer vermehrter Auflage erschienen. Der Verfasser hat einzelne Unrichtigkeiten verbessert und einige Abschnitte weiter ausgeführt. Insbesondere ist die litterarische Tätigkeit Lottens ausführlicher behandelt. Auch der Bilderschmuck ist vermehrt. — Das Andenken an Ernst Schiller frischt H. Glücksmann (Schillers Sohn Ernst: WTBl. N. 309) auf Grund des Buchs von Oberlandesgerichtsrat Dr. K. Schmidt wieder auf. — Die Beziehungen Goethes zu Schiller (**8250-51**) hat insbesondere Vogel (**8253**) an den Urteilen Goethes über seinen Freund beleuchtet. Er hat es verstanden, durch Gruppierung und Beleuchtung einem vielbehandelten Thema neue Seiten abzugewinnen. Insbesondere hat er über die Herzensstellung der beiden zu einander Klarheit geschaffen. Eine Intimität des zwanglosen Sichgehenlassens hat nie stattgefunden. Die Verschiedenheit der Gesundheits-, Vermögens- und Familienverhältnisse, der Lebensführungen und Arbeitsmethoden war gross. Der Briefwechsel zeigt eine gewisse ehrerbietige

Unterordnung Schillers bis zum Ende. V. zieht für seine Untersuchung besonders Goethes spätere Aussprüche (Eckermann gegenüber) an. — Vogels Ausführungen stimmt Lyon (8252) begeistert zu. — Goethes Plan einer Totenfeier Schillers erörtert Morris (8109). — Ein Urteil Goethes über Schillers Arbeitsweise teilt Suphan (Ueber Schillers Arbeitsweise: DRs. 28, N. 2) mit. In seinen Unterhaltungen mit C. F. A. von Conta sagt Goethe, er selbst habe stets auf die Eingebung gewartet, während Schiller sich eine bestimmte Arbeit vornahm. An dem Beispiel des Tell illustriert Goethe seine Ausführung. — Linn-Linsenbarth (8255) hat seine Programmarbeit über Schiller und Karl August abgeschlossen (vgl. JBL. 1901 IV 9:39). Der zweite Teil umfasst die Beziehungen von Ende 1799 bis zu Schillers Tode. Man sieht daraus, wie scharf Karl August Schillers Dramen beurteilte, und wie wenig er dem Dichter gerecht wurde. — Wilhelm von Humboldts Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller hat E. Grosse (Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von Wilhelm von Humboldt [= Zum deutschen Unterricht von Emil Grosse N. 3]. Berlin, Weidmann. 1902. 42 S. M. 0,60) in gekürzter Form und mit erläuternden Anmerkungen versehen für Schulzwecke herausgegeben. — Die Familie der Frau von Kalb hat in Karlmann (8254) einen gründlichen Historiographen erhalten. In seinem auf langjährigen Studien ruhenden Werk gibt er eine Familiengeschichte. Darnach ist die von Kalbsche Familie im Jahre 1200 zuerst in Niederbayern aufgetaucht, 1852 im Mannesstamme und 1874 auch in der weiblichen Linie erloschen. Besonders wertvoll ist das Buch für das Leben der Charlotte von Kalb. K. bringt manches Neue, besonders Briefmaterial, darunter vor allem ihre Korrespondenz mit Varnhagen von Ense. Auch die beigefügten Bilder, Ortsansichten, Facsimiles usw. sind sehr wertvoll. — Schillers Urteile über Corona Schröter, besonders an G. Körner, stellt A. von Winterfeld (Corona Schröters Verhältnis zu Goethe und zu Schiller: NMusikZg. 23, S. 237/8) aus Anlass der 100. Wiederkehr ihres Todestages (23. Aug. 1802) zusammen. Nach Schillers sonstiger Gewohnheit lauteten diese Urteile anfangs ungünstig. — Ueber den Herzog Karl Eugen (8256) und seine Zeit lässt der Württembergische Altertumsverein ein auf vierzehn Hefte berechnetes wissenschaftliches Werk erscheinen. Im ersten Heft behandelt E. Schneider Herzog Karls Erziehung, Jugend und Persönlichkeit. Im zweiten Heft werden die beiden Ehen des Herzogs mit der Markgräfin Friederike von Bayreuth und mit Franziska von Hohenheim von Stälin, der württembergische Hof und die Hoffeste von Pfister geschildert. Schiller ist nur gelegentlich gestreift. Seine Bedeutung wird erst mit der Schilderung der Karlsschule und des Theaters gewürdigt werden. — In einer anonymen Anzeige des biographischen Werkes über A. von Klein von K. Krükl (DLZ. N. 18; vgl. JBL. 1901 IV 9:38) wird Klein als ein aus Frivolität, Reklame und Devotion zusammengesetzter Charakter gekennzeichnet. — Schliesslich gab die Wiederkehr des 100. Todestages von R. Zumsteeg am 27. Januar 1802 Anlass zu etlichen Säkularerinnerungen (8257, 8259-61). Die Grundlage bildet das Werk Landshoffs (8258) über Zumsteeg. Dieser konnte handschriftliches Material, das Zumsteegs Enkel, R. Zumsteeg in Stuttgart, besitzt, benutzen. Dabei fand sich auch ein bisher ungedrucktes Billet Schillers an Luise Andreä, die spätere Frau Zumsteegs (S. 48). Schiller neckt darin Luise Andreä, die Zumsteeg habe besuchen wollen, aber nicht getroffen habe. Er werde künftig, um nicht fehl zu gehen, hübsch wegbleiben. — Zumsteeg hat die meisten Dichtungen Schillers, insbesondere seine Balladen, in Musik gesetzt. Winterfeld (8260) nennt ihn daher geradezu den Schöpfer der musikalischen Ballade. Schillers Einfluss auf Zumsteegs Talent war nach ihm nicht durchaus und überall glücklich, da er es zu ausschliesslich auf Grösse und Erhabenheit hinleitete, dagegen das lyrische Element darin unterdrückte, das erst später bei Zumsteg zur Geltung gekommen sei. —

Bildnisse und Denkmäler. Ueber ein verschollenes Schillerbildnis berichtet Vogel (8262). Es ist das Oelgemälde Schillers, das G. von Kügelgen bald nach Schillers Tode malte. Es war bisher nur durch einen mangelhaften Stich Anderlonis bekannt, der von den farbigen Reizen des Originals keinen Begriff gab. Das Gemälde war ursprünglich im Besitz der Herzogin Friederike von Anhalt, geborenen Prinzessin von Schleswig-Holstein, die es hochschätzte. Nach ihrem Tode im Jahre 1902 erbte es ein Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Aus Unkenntnis des Wertes des Bildes wurde es nun verkauft. Der jetzige Besitzer, Oberamtmann Schnock in Ballenstedt a. H., legte das Bild dem Konservator am Leipziger Museum Professor Vogel vor, der es als Originalbild erkannte und in der Leipziger Illustrierten Zeitung mit einem Bericht über seine Bedeutung reproduzieren liess. Danach hat Kügelgen nach einer Büste und der Totenmaske und auf Grund eigener Anschauung und Erinnerung — er hatte Schiller am Rhein kennen gelernt — das Bild gemalt, dem sprechende Aehnlichkeit nachgerühmt wurde.

Da das Bild aus dem Besitz einer Schleswig-Holsteinschen Prinzessin stammt, so drängt sich die Frage auf, ob es nicht ursprünglich dem bekannten Gönner Schillers, dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, gehörte. — Ueber die Schillerbüsten Danneckers hat R. Krauss (8263) mit Benutzung von Danneckers ungedrucktem Nachlass einen sehr fördernden Aufsatz geschrieben. Er stellt fest, dass der Künstler das Originalmodell, das er 1794 nach der Natur entwarf, allen anderen Büsten zugrunde legte. Von diesem Original erhielt Schiller am 22. September 1794 den ersten Abguss. Diesen erbte sein Sohn Karl, und von ihm Frau Anna Lanz in Manheim, die Nichte seiner Frau. Weitere Abgüsse erhielten Körner, Schillers Vater u. a., aber in den Handel kamen sie nicht. Merkwürdig ist das Exemplar des Weimarer grossherzoglichen Museums mit Gewandung, die wohl Dannecker selbst hinzufügte. Die Marmorausführung begann Dannecker erst 1796 und vollendete sie 1805. Diese blieb bis 1826 in Schillers Haus; dann kaufte sie Karl August um 200 Dukaten. Noch heute befindet sie sich in der grossherzoglichen Bibliothek. Gipsabgüsse von dem Marmorporträt existieren bis jetzt nicht. Nach Schillers Tode begann Dannecker seine Kolossalbüste, die er bis zu seinem Ende in seinem Kabinett behielt. Im Alter hatte er freilich die schönen Locken verstümmelt, aber glücklicherweise war vor der Verstümmlung ein Gipsabzug genommen worden. Im Jahre 1841 erbte König Wilhelm I. von Württemberg das Original und seitdem befindet es sich im Museum der bildenden Künste in Stuttgart. Im Anschluss veröffentlicht K. auch einen Brief Scharffensteins an Dannecker vom 3. März 1809, worin dieser über Schillers Aussehen redet. Schliesslich erzählt K. die Geschichte der Entstehung des Schillerdenkmals in Volkstedt. Zu dem Zweck druckt er den bisher unbekannten Briefwechsel Danneckers mit dem Kammerrat Werlich in Rudolstadt, dem Stifter des dortigen Denkmals, ab. Ein Duplikat der Kolossalbüste befindet sich im Gaibachschen Schlosse des Grafen von Schönborn. Eine dritte, aber etwas kleinere Ausführung ist in der Walhalla bei Regensburg zu sehen. Eine Marmorreproduktion der Danneckerschen Kolossalbüste von Adolf Donndorf befindet sich im Marbacher Schillermuseum. — Ueber die Einweihung des in San Franzisko errichteten Goethe-Schiller-Denkmals am 11. August 1901, über die schon berichtet wurde (JBL. 1901 IV 9:59), ist eine eigene Gedenkschrift erschienen (8264). Das Denkmal ist eine Kopie des Rietschelschen Monuments in Weimar. — Zwei Briefe Lenaus an Reinbeck veröffentlicht A. Schlossar (Zwei Lenau-Briefe: NTBl[St]. N. 189). Die Briefe stammen aus dem Jahre 1835 und haben Reinbecks Bemühungen um das Schillerdenkmal in Stuttgart zum Inhalt. Im ersten berichtet Lenau von seiner Sorge für die Sammlungen in Wien. Reinbeck gelte, fügt er dabei hinzu, überall als der wahre Gründer des Denkmals. Im zweiten schreibt er, dass er noch nicht wisse, ob er einen geeigneten Beitrag für das Schilleralbum liefern könne, ob ihm etwas einfalle, das passend sei. (Sein Beitrag: „An die Biologen" steht S. 160 des „Schiller-Albums" Stuttgart 1837.) —

Briefe. Einen Brief Schillers an Göschen vom 26. Februar 1789, Weimar, veröffentlicht Schüddekopf (8265) aus der Sammlung von Oskar Planer. Es ist ein Begleitschreiben zu einer Manuskript-Sendung für das 7. und 8. Heft der Thalia, für die Schiller gleich „das Geld wünscht". Zugleich meldet er seine bevorstehende Ernennung zum Professor extraordinarius. Daran fügt er die scherzhafte Bitte, Göschen möge ihm eine reiche Frau verschaffen. In seiner eingehenden Erläuterung des Briefes berücksichtigt Sch. besonders diesen letzten Punkt, indem er andere darauf bezügliche Stellen aus dieser Zeit anführt, die zeigen, wie Schiller Körner ebenso wie Göschen zum Besten hält. — Ueber einen Brief Schillers an G. Körner vom 10. März 1789 mit Nachwort vom 12. März des Jahres, der den Plan seines Epos über Friedrich den Grossen behandelt, berichtet Löschhorn (8266; vgl. 8267). Der Brief ist als Geschenk an das Marbacher Schillermuseum gekommen. Jonas lag seiner Zeit das Original nicht vor. Er konnte den Brief nur nach der ungenauen Wiedergabe bei Goedeke abdrucken. — Ein Brief Schillers an Luise Andreä ist in dem Abschnitt „Angehörige und Zeitgenossen" bei Zumsteeg (8258) erwähnt. — Die Briefstellen, die zur Erklärung der Dramen, besonders des „Wallenstein" dienen, stellt Schlesinger (8269) zusammen. Es sind hauptsächlich Briefe an Goethe und Iffland. — Leitzmanns verdienstvolle Ausgabe des Briefwechsels mit W. von Humboldt (JBL. 1900 IV 9:63) lobt Witkowski (3961). —

Werke: Ausgaben. Ausser den bekannten Ausgaben von Boxberger (8270) und Boxberger uud Maltzahn (8271) ist nur eine Auswahl von Steiner (8272) zu nennen, die die Gedichte und die Dramen Maria Stuart, die Räuber, Kabale und Liebe und Wallenstein umfasst (vgl. JBL. 1900 IV 9:77). —

Philosophisch-ästhetische Schriften. Mit Recht wird den philosophischen Gedichten und Schriften Schillers immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Eine vorzügliche Auswahl davon verdanken wir Kühnemann (8273),

der, selbst Philosoph, in seiner Einleitung den hohen Wert von Schillers Idealismus darstellt, der das Gegengewicht gegen die heute überwiegende mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Richtung bildet. — Auch Alma von Hartmann (8275) kommt in ihrer begeisterten Ausführung zu demselben Resultat. — Schillers Aufsatz „Ueber das Erhabene" hat E. Grosse (Uebersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene. [= Zum deutschen Unterricht N. 1.] Berlin, Weidmann. 1902. 27 S. M. 0,50) für Schulzwecke bearbeitet. Nach einer Disposition über den Gang der Abhandlung folgen gute erläuternde Anmerkungen. — Ebenderselbe (Kallias oder über die Schönheit, aus Schillers Briefen an Körner. Nebst Inhaltsangabe des Gedichtes „Das Ideal und das Leben" „in vernehmlicher Prosa" von Emil Grosse. [= Zum deutschen Unterricht N. 4.] B., Weidmann. 1902. 31 S. M. 0,50) hat noch zwei weitere Arbeiten Schillers zu demselben Zweck veröffentlicht. Den geplanten Kallias stellt er nach Schillers Briefen an Körner, ohne freilich die Quellen genauer zu nennen, zusammen. Von dem „Ideal und das Leben" gibt er eine ausführliche Inhaltsangabe und kurze Gliederung. — Bedeutend ist das Werk von Basch (8219), das die ganze Poetik Schillers einer Kritik unterzieht. Im ersten Teil untersucht er ihre Quellen. Dabei schreibt er Kant einen grösseren Einfluss zu, als dies nach der neuesten Forschung tatsächlich der Fall ist. Der zweite wichtigere Teil enthält die Kritik der Schillerschen Theorie. Darüber urteilt er: „nous croyons que ni la méthode, ni les prémisses, ni les conclusions de la Poétique de Schiller ne sont vraiment valables". Aber trotz dieser scharfen Aburteilung „glaubt" er, dass Schillers Werk nicht unnütz (inutile) war. Das beweist ihm schon dessen Lebensfähigkeit nach einem Jahrhundert. Freilich hätte ihn diese Tatsache in seinen Schlüssen bedenklicher machen sollen. Aber seine Arbeit ist fleissig und gründlich, wenn sie auch sehr zum Widerspruch auffordert. So z. B. wenn er „glaubt", dass Schiller den Unterschied zwischen alter und neuer Poesie nicht richtig erkannt habe (vraiment discerné). — Gaedes (8274) Studien zur Entstehungsgeschichte von Schillers Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" nennt G. Witkowski (nicht: H. Fischer) eine gründliche, ungemein klare Darstellung, einen vortrefflichen Kommentar, der selbständig das Frühere zu verwerten und systematisch zu gruppieren verstehe. Besonders sei ihm der wichtige Beweis gelungen, dass die Einteilung des Gesamtbereichs der Dichtung in die beiden grossen Gebiete des Naiven und Sentimentalen erst dem Jahre 1795 angehöre. —

Historische Schriften. Unter den sechs Erscheinungen dieses Jahres befinden sich vier ausländische, nämlich eine englische Uebersetzung des „Abfalls der Niederlande" (8277), eine englische und eine russische des „Dreissigjährigen Krieges" (8280-81) und eine Ausgabe von Goethes Egmont zusammen mit Schillers Arbeiten über Egmont (8279). — Unter den zwei anderen ist die eine von Sprenger (8278) einer einzelnen Stelle im „Abfall der Niederlande", dem Abschnitt „Das Inquisitionsgericht" gewidmet. Da heisst es (Ausgabe von Bellermann S. 275): „Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst" usw. Den Ausdruck „Gewinn" erläutere Böhme in seiner Schulausgabe mit „Geselligkeit". S. dagegen vergleicht damit eine Stelle am Ende desselben Abschnittes: „Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen". Damit erkläre sich die Stelle leicht. — Die andere Arbeit ist eine gründliche Untersuchung von Lücking (8282) über Schillers Tätigkeit als Herausgeber der Memoirensammlung. Im ersten Teil (vgl. JBL. 1901 IV 9:66) gibt L. die Vorgeschichte dieses Unternehmens, auf das Schiller sehr grosse Hoffnungen setzte; er schildert die Redaktionstätigkeit Schillers, seine Verhandlungen mit den Mitarbeitern Reinwald, Funk u. a., mit seinem „Vertreter" Paulus und nachher Woltmann. Der zweite Teil ist eine rein kritisch-historische Untersuchuug über Schillers Quellen Capilupi und Anquetil. Schillers Beziehung zu beiden ist vorerst nur wenig gestreift; es scheint, dass der Verfasser darauf noch besonders zurückkommen wird. —

Lyrik: Allgemeines. Neben drei englischen Uebersetzungen der Gedichte (8285-87) ist nur eine deutsche Ausgabe von Karpeles (8284) zu erwähnen. Näheres darüber findet sich schon JBL. 1899 IV 9:50 und 1901 IV 9:68. — Ausserdem ist die längst angekündigte Uebersetzung ins Ungarische von dem Dichter Baron L. von Doczi (8225; vgl. DLZ. S. 2023 und SchwäbMerkur. N. 552) erschienen. In seiner Einleitung dazu nennt D. Schiller den geistreichsten deutschen Schriftsteller. Unter den Poeten aber gebe es keinen auf der Welt, der ihm an Geist auch nur nahe käme (vgl. JBL. 1901 IV 9:84). — Rein praktische Schulzwecke verfolgt Schröter (8288). — Auch Heines (8289) Programmschrift dient derselben Aufgabe. Er entwickelt die allgemeinen Begriffe: Glauben und Wissen, Natur, Freiheit, Kunst und Genie, die verschiedenen Gedichten Schillers gemeinsam sind, in schöner zusammenhängender Weise. Dadurch gewinnt seine Untersuchung auch für die Wissenschaft an Bedeutung. —

Einzelne Gedichte. In seiner Sammlung von deutschen Säkular-

[illegible] und die
[illegible] Vereinigung
[illegible] in der
[illegible] Volk um
[illegible] ausgeführt
[illegible] der
[illegible] Variante
[illegible] S. 294-95)
[illegible] Erfurter
[illegible] Zusammen-
[illegible] gedruckten.
[illegible] wurde
[illegible] Man
[illegible] (S. 297—99) hielt es
[illegible] Ahnung
[illegible] unbekannt
[illegible] literarisches
[illegible] der
[illegible] dass
[illegible] Mitgliedern
[illegible] einem Vor-
[illegible] Offenbar
[illegible] dazu angeregt
[illegible] Gedanken-
[illegible] dem Ge-
[illegible] Deutschland
[illegible]
[illegible] offen"
[illegible] offen war
[illegible] ist nicht
[illegible] sondern
[illegible] entnommener
[illegible] göttliche
[illegible] hat
[illegible] Seine Arbeit
[illegible] Kreis von Ge-
[illegible] Grundlagen
[illegible] des
[illegible]
[illegible] dass Schiller
[illegible] der
[illegible] Kunst"
[illegible] Das
[illegible] hervorgerufen
[illegible] krates"
[illegible] sich auch
[illegible] dem Sprecher der
[illegible] hat
[illegible] Sprecher sei, wie
[illegible] könne nur,
[illegible] sind
[illegible] von Dam-
[illegible] und „wild"
[illegible] munter = schnell
[illegible] Gewande:
[illegible] vom Jahre
[illegible] tadelloses Latein
[illegible] klassische Metra — den
[illegible] des Uebersetzers

[illegible] Schillers als Dramatiker stellt
[illegible] In seiner „Dramaturgie des
[illegible] praktischen Bühnenkenners
[illegible] Dramatik, und so ist sein Werk
[illegible] Dass Schiller für B. der Gipfel
[illegible] Vortrag im Frankfurter Hoch-

stift. Da sagt er, Schiller sei der einzige Dramatiker, der das Drama in beständiger Berührung mit der Bühne der Vollendung zuzuführen gedachte, er sei der grösste dramatische Baumeister, den es je gegeben, und in diesem Sinn nicht nur Lessing und vor allem Goethe, sondern selbst dem gewaltigen Shakespeare überlegen. Wer in die tiefsten Tiefen eines Charakters dringen möchte, der finde in Hamlet, Lear und Macbeth auch die letzten Siegel gelöst. Wer aber das A und O des Dramatischen, die straffe Entwicklung einer Handlung aus dem Verhalten der Charaktere in ausgeprägtester Gestalt, gleichsam wie in eine Formel fassen wolle, der müsse Kabale und Liebe nehmen. Das habe noch ein jeder Dramatiker gefühlt, der nach Schiller für die Bühne geschaffen. Auch die anderen Dramen seien ebenso bedeutend, Schritt für Schritt sei Schiller in seiner Kunst fortgeschritten. — Das Berendtsche (**8307—8**) Buch Schiller-Wagner findet fortgesetzt scharfe Verurteilung. M. Lorenz sagt, alles in ihm sei recht problematisch; er habe keine Seite ohne Oppositionsstimmung gelesen. Aber, fügt er hinzu, es gebe Anregungen und sei aus eifernder Seele heraus geschrieben und wert, gelesen und besprochen zu werden. Komorzynski (Euph. 9, S. 189—95) hält das Werk für misslungen. — Frhr. A. von Berger (**8309**) ging in Eger den klassischen Reminiszenzen nach. Schiller sei dort gewesen, um sich an Ort und Stelle in die Scenerie von Wallensteins Tod einzuleben. — Schiller und das Theaterpublikum seiner Zeit behandelt Langguth (**8311**), indem er die Anzeigen und Kritiken der ersten Aufführungen der Jugenddramen und des Wallenstein erörtert. — Ueber das Sommertheater in Lauchstädt als eine klassische Stätte handelt Kruse (**8053**). — Ganz im Gegensatz zu Schiller ohne jede Einwirkung durch ihn steht das „moderne" Drama, wie L. Kuhlenbeck (Das moderne Drama im Lichte Schillerscher Aesthetik: Deutsche Welt [Beil. d. DZg., Berlin] N. 1) nachzuweisen sucht. Wenn Schiller die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, den sicheren Probierstein der wahren ästhetischen Güte nennt, so sind die modernen Dramen das Gegenteil von ästhetischer Stimmung. Sie sind Tendenzstücke; sie entlassen den Zuschauer in einem Zustande der Gespanntheit, in einer peinlichen Stimmung, wie K. an O. E. Hartlebens „Rosenmontag" nachweist. —

Einzelne Dramen: Die Räuber. Die erste Aufführung der Räuber in Stuttgart stellt Krauss (**8312—12a**) wiederum — denn schon Hoffmeister war sie bekannt — fest: 5. März 1784. Noch viermal liess der Herzog das zugkräftige Stück seines desertierten Regimentsmedikus in demselben Jahre aufführen. — Ein Anonymus (Die Räuber: Grenzb. 2, S. 22/8) warnt vor einer Aufführung der Räuber in Paris durch deutsche Studenten, da Paris jetzt zur Zeit der französisch-russischen Bundesgenossenschaft nicht das rechte Terrain für ein deutsches Liebhabertheater sei. Deutsche Studenten als Amateurkomödianten gehörten nicht nach Paris. Französische Studenten würden umgekehrt schwerlich dasselbe tun und eine Gastrolle in Deutschland riskieren, obwohl sie weniger Gefahr laufen würden. Der Verfasser begründet seine Ansicht aus eigener langjähriger Erfahrung in Paris durch verschiedene Beispiele und widerrät den Versuch dringend. Mit Recht! — Schillers Räuber und G. Hauptmanns Weber vergleicht J. Riffert (LZg[B]. N. 53). Er stellt einen grossen Kontrast zwischen beiden fest. Bei Schiller handelt es sich um ideale Güter, während in den Webern lediglich materielle Dinge behandelt würden. —

Fiesko. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko berichtet Steig (**8315, 8228**). Im Februarheft des „Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode" vom Jahre 1811 fand er den von Schiller für die Mannheimer Bühne abgeänderten Schluss des Fiesko und die „Erinnerung an das Publikum" aus dem Theaterzettel der ersten Mannheimer Aufführung von 1784. Der Redakteur der Zeitschrift, Römer, hatte beides von Iffland, der mit Schillers Einverständnis am Fiesko Aenderungen für die Bühne vorgenommen hatte, erhalten. Der Abdruck der „Erinnerung" war bis jetzt nicht mehr bekannt. Aenderungen scheinen mit ihr nicht vorgenommen worden zu sein; St. berichtet wenigstens nicht darüber. Der Schluss des Fiesko, den Römer leider nur allein abdruckt, stimmt in den Hauptzügen mit dem Mannheimer Bühnenexemplar überein, das Boas und Hoffmeister zuerst ausgebeutet haben. — In einem „Tagebuch aus Genua" schildert Kerr (**8315a**) die Eindrücke, die er in Genua empfing. Er hat das Schloss der Doria besucht und beschreibt nun seinen Besuch mit kurzen Worten. —

Kabale und Liebe. Die erste Darstellerin der Luise Millerin, Karoline Beck geborene Ziegler, schildert M. (**8316**) lediglich nach Minor, ohne etwas Neues beizubringen. —

Don Carlos. Schuster (**8317**) hat den geschichtlichen Don Carlos zum Gegenstand einer sorgfältigen Studie gemacht. An seinem tragischen Ausgange ist nach ihm lediglich sein Vater Philipp II. Schuld. Einen Vergleich mit dem Schillerschen Helden, der freilich nicht viel bietet, hat er nicht angestellt. —

Wallenstein. Unter der neuen Wallensteinlitteratur ist wohl die Studie Machules (8324; vgl. 8319) über Coleridges Wallensteinübersetzung die wichtigste Erscheinung. Coleridges Uebersetzung ward bisher als klassisch betrachtet, in England sogar über das Original erhoben. Auch A. Brandl urteilte so, während Schiller selbst sich sehr ungünstig aussprach. M. stellt nun nach einer einleitenden Geschichte der englischen Uebersetzung von Coleridge einen eingehenden Vergleich der beiden Texte an (Ausgabe von Oesterley in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe und in Bohns Standard Library). Danach enthält die Uebersetzung neben vielen sehr gelungenen Stellen, die sich eng an Schillers Text anschliessen, eine grosse Anzahl von Versehen und Fehlern. Coleridge hat eine gründliche Durchsicht unterlassen; er hat sich nicht die nötige Zeit genommen oder nicht nehmen können. Seine Kenntnisse der deutschen Sprache reichten nicht aus, um die grossen Schwierigkeiten, die gerade der Wallenstein bot, zu überwinden. Sein steigender Dichterruhm hat aber auch über seine Wallensteinübersetzung ein verklärendes Licht verbreitet. Dazu kam, dass sich in der Uebersetzung zahlreiche Stellen fanden, die in der deutschen Ausgabe nicht standen. Diese wurden Coleridge zugeschrieben, und daraus entstand die Legende, er habe Schillers Werk verbessert, während er doch, wie zuerst Freiligrath 1861 vermutete, aus einem Manuskript übersetzte, das Schiller nach England an Bell gesandt hatte. Freiligraths Verdienst ist es, dass damals die beiden Handschriften Piccolomini und Wallensteins Tod wieder ans Tageslicht kamen. Das „Lager" war leider verloren. Das von Coleridge benutzte Manuskript stimmt mit der Berliner Handschrift überein. — In seiner Besprechung der Schrift E. Kilians „Der einteilige Theater-Wallenstein" hebt W. Bormann (8322) (LE. 4, S. 1654/5) hervor, dass Kilian zu einseitig nur auf das politische Moment Wert lege, während der Gegensatz der äusseren Weltzustände und des Familienlebens, der Wildheit jener Zeit des grossen Kriegs und des häuslichen Friedens die Grundstimmung und die Bedingung ausmache. Dieser Gesichtspunkt leite als der hauptsächlichste bei der ästhetischen Aufnahme des ganzen Wallensteins unbewusst uns alle; wenn einzelne Bearbeiter die geschichtlichen, andere die rührenden Momente und das Familienleben bevorzugen, so sei eben auf die erwähnten Gesichtspunkte hinzuweisen. Schon W. von Humboldt rede von dem „Gemütlichen" des „Wallenstein". — Ueber die Betonung einiger Stellen des Prologs handelt Schuller (8325), nämlich über die Verse 13, 48/9, 59 bis 60. Wenn er in dem letzten Vers betonen will „Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken", so ist das zweifellos falsch. Man kann hier nur wächst und grössern betonen. — Sehr anregend ist dagegen die Studie von Thimme (8326), der ausführt, dass nicht bloss ein buntbewegtes Bild des Treibens im Lager durch „Wallensteins Lager" gegeben werde, sondern dass auch ein tieferer Gedanke, eine einheitliche Idee darin liege. Der Dichter habe auch des Krieges Not und Qualen, ohne unwahr zu werden, ins Ideale hinauf verklärt. Bis Szene 6 gebe er eine exponierende Uebersicht über die Bestandteile des Lagers. Von da an treten die Jäger auf, die ihren Stand als solchen ins Licht zu setzen wissen, und noch mehr nachher die Kürassiere. Die Idee des Krieges komme in der Schlussszene in unerhört glänzender Weise zum Ausdruck. — Die schon öfters aufgeworfene Frage nach der Echtheit des Buttlerbriefs (JBL. 1899 IV 9 : 126; 1900 IV 9 : 145) behandelt Weizsäcker (8328) nochmals, und zwar gelingt es ihm, eine Lösung zu finden. Aus dem von Goethe und Schiller gemeinsam verfassten „Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini" ist nämlich zu ersehen, dass der Dichter sich den Wallenstein und nicht den Oktavio als Schreiber dachte. Uebrigens fügt W. hinzu, bei aufmerksamer Lektüre des Dramas sei eine andere Auffassung unmöglich. — Die beiden englischen Ausgaben des Wallenstein von Carruth (8318) und Winkler (8329) werden von Hohlfeld angezeigt. Zu der letzteren gibt er eine grössere Anzahl kritischer Bemerkungen. Er sagt dazu am Schluss: „The preceeding suggestions, as a partial liquidation of my individual obligation, are offered in the hope that they may prove of benefit to the editor in the eventual revision of his work." Von Carruths Ausgabe urteilt er: „Prof. Carruths second edition, in many ways, is a great improvement on the first ... the book will well answer the needs of all who do not intend to study the drama as extensively and critically as those whom Dr. Breul and Prof. Winkler have had in mind in the preparation of their editions." — Sehr eingehende Erläuterungen zu der ganzen Trilogie hat Zipper (8330) erscheinen lassen. Die Einleitungen dazu sind sehr instruktiv. Darunter befinden sich die bedeutendsten auf Wallenstein bezüglichen Abschnitte aus Schillers 30jährigem Krieg abgedruckt. In der Worterklärung hätte sich Z. aber vielleicht noch mehr beschränken können, wie dies auch von anderen seiner Erläuterungen zu wünschen wäre (vgl. JBL. 1897 IV 9 : 149). — Ein Parodie des „Lagers" von W. Hauff veröffentlicht Hofmann (8331) aus dessen Nachlass. Es ist ein „Bierspiel am Tisch" von Studenten Tübingens. — Das Verhältnis Wallensteins zu Kepler, der dem Generalissimus zweimal das

Horoskop stellen musste, behandelt E. Sokal („Wallensteins Wahrsager“: AZg^B. N. 22) (vgl. JBL. 1901 IV 9:107). —

Maria Stuart. Die erste Aufführung der Maria Stuart und ihre Vorbereitung hat E. von Bamberg (8334) sehr sorgfältig erörtert. — Die Stuttgarter Erstaufführungen hat R. Kr[auss] (8335) festgestellt. Danach fand die erste Aufführung erst am 25. März 1802 statt, am 29. war eine Wiederholung nötig. Am 9. Juli wurde das Stück mit Iffland (Leicester) und am 27. August mit Karoline Jagemann (Elisabeth), am 10. Juni 1803 mit Friederike Unzelmann (Maria Stuart vgl. darüber den Bericht in Wielands Neuem Teutschen Merkur 8. St., S. 301), am 11. Januar 1805 mit Bethmann (Mortimer) und am 30. August 1805 mit Mad. Fossetta geborener Ziegler als Gast aufgeführt. — Ein Aufsatz des Historikers und Dichters Andrew Lang (Blackwood Magazin, Dezember 1901), der den Zweck verfolgte, die Blutschuld Marias nachzuweisen, aber sie für unerweislich erklären musste, hat neue Anregung gegeben. H. Conrad (8336), der dieselbe Frage erörterte, kommt nach einer genauen Untersuchung der acht Schatullenbriefe zu demselben Resultat. Bothwell handelte also aus eigenem Antrieb, als er sah, dass Maria, die zur Pflege ihres kranken Mannes herbeigeeilt war, sich mit diesem wieder aussöhne, und dass ein freundschaftlicher Verkehr sich von neuem zwischen ihnen anbahne. Diese selbst heiratete also nachher unwissentlich den Mörder ihres Gatten. — Ueber eine alte lateinische Maria Stuart-Tragödie berichtet Woerner (8340). Das Werk führt den Titel: Adriani Rovlerii Insvlani Stvarta Tragoedia sive Caedes Serenissimae Scot. Reginae in Angl. perpetrata, Exhibita ludis Remigialibus a Iuventute Gymnasij Marcianensis. Das Exemplar der Tragödie, das W. benutzte, gehört der Stadtbibliothek in Douai; auf einer der bekannten grossen Bibliotheken war es nicht vorhanden. In seiner Beurteilung des Stücks, das W. in einem Neudruck herauszugeben beabsichtigt, kommt er zu dem Resultat, keiner der Nachfolger — vor Schiller — habe sich, wie Roulerius bemüht, seinem Werk aus geschichtlicher Ueberlieferung Gehalt und Gestalt zu gewinnen, keiner sei über den Geschmack und Ungeschmack seiner Tage so weit hinausgekommen und so wacker auf ein Ziel zugeschritten, das als das Ziel tragischer Kunst zu erkennen soviel später Lebenden bestimmt war. W. rühmt besonders die Hauptscene des dritten Aktes; er sagt darüber, dass die sämtlichen Nachfolger des Roulerius, Schiller nicht ausgenommen, sich keiner Scene von solcher geschichtlichen Macht und Bedeutung zu rühmen hätten. —

Jungfrau von Orleans. Ueber die Jungfrau von Orleans ist ausser den englischen und französischen (8345–46 und 8348–52) Werken nur wenig erschienen. — Holstein (8347) berichtet über die Entstehung und ersten Bühnenerfolge des Stücks. — Ueber die Erstaufführungen in Stuttgart gibt R. K[rauss] (8347a) Auskunft, nämlich am 23. und 24. Juli 1802 jedesmal mit Iffland als Gast und Regisseur, dann 17. September 1802 mit Vohs, am 8. und 11. Juli 1803, dann erst nach drei Jahren 7. September 1806. — Ueber den Jubiläumsartikel eines Anonymus (8353) über die Erstaufführung des Schillerschen Stücks im Jahre 1801 ist JBL. 1901 IV 9:115 zu vergleichen. — K. (8354) zählt die musikalischen Schöpfungen auf, die auf Grundlage der Schillerschen Tragödie entstanden oder wenigstens die Gestalt der Jungfrau zum Mittelpunkt haben; 1801: Monolog „Die Waffen ruhn“, 1802: Abschied Johannas von Zumsteeg begonnen, aber nicht vollendet. Dann ferner Kompositionen von J. F. Reichardt, A. Romberg, Bornhardt und F. von Wickede. Die erste Bühnenmusik zur Jungfrau schrieb Anselm Weber. Es folgten Destouches, G. A. Schneider, Damrosch, Max Bruch u. a. Weiterhin erwähnt K. die deutschen, italienischen, französischen und englischen Opern, die die Jungfrau von Orleans zum Inhalt haben. —

Braut von Messina. Zur Braut von Messina ist ausser einer englischen Ausgabe von Carruth (8355) und einem Aufsatz desselben über Schicksal und Schuld in der Braut von Messina (8357) noch eine sorgfältige Studie von Bergmann (8356) zu verzeichnen. B. sucht mit Anlehnung an Bellermanns Buch „Schillers Dramen“, zum Teil auch im Gegensatz zu ihm, festzustellen, dass als das tragische Ziel des Stückes Cesars Tod, die Ermordung Manuels, und als Ziel der Handlung Beatrices Liebe und als Handlung selbst das Streben nach diesem Ziel, mit Cesar als Träger der Handlung anzusehen sei. Was B. gegen Bellermann ins Feld führt (S. 133), ist nicht stichhaltig. Gegen diesen Versuch spricht gar manches. —

Wilhelm Tell. Eine unverkürzte Volksausgabe des „Tell“ ist in der von L. Jacobowski begründeten Sammlung erschienen (8358). Es ist lediglich eine Textausgabe, ohne jede Einleitung und Anmerkung. — Den ersten sehr verdienstlichen Versuch einer Tell-Ikonographie hat F. Heinemann (8361) unternommen. Sein Werk umfasst die künstlerische Tellverherrlichung durch Pinsel, Zeichenstift oder Radiernadel vom 15.—20. Jahrhundert. Aus dem reichen, von ihm völlig beherrschten

Wallenstein. Unter der neuen Wallensteinlitteratur ist wohl die Studie Machules (**8324**; vgl. **8319**) über Coleridges Wallensteinübersetzung die wichtigste Erscheinung. Coleridges Uebersetzung ward bisher als klassisch betrachtet, in England sogar über das Original erhoben. Auch A. Brandl urteilte so, während Schiller selbst sich sehr ungünstig aussprach. M. stellt nun nach einer einleitenden Geschichte der englischen Uebersetzung von Coleridge einen eingehenden Vergleich der beiden Texte an (Ausgabe von Oesterley in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe und in Bohns Standard Library). Danach enthält die Uebersetzung neben vielen sehr gelungenen Stellen, die sich eng an Schillers Text anschliessen, eine grosse Anzahl von Versehen und Fehlern. Coleridge hat eine gründliche Durchsicht unterlassen; er hat sich nicht die nötige Zeit genommen oder nicht nehmen können. Seine Kenntnisse der deutschen Sprache reichten nicht aus, um die grossen Schwierigkeiten, die gerade der Wallenstein bot, zu überwinden. Sein steigender Dichterruhm hat aber auch über seine Wallensteinübersetzung ein verklärendes Licht verbreitet. Dazu kam, dass sich in der Uebersetzung zahlreiche Stellen fanden, die in der deutschen Ausgabe nicht standen. Diese wurden Coleridge zugeschrieben, und daraus entstand die Legende, er habe Schillers Werk verbessert, während er doch, wie zuerst Freiligrath 1861 vermutete, aus einem Manuskript übersetzte, das Schiller nach England an Bell gesandt hatte. Freiligraths Verdienst ist es, dass damals die beiden Handschriften Piccolomini und Wallensteins Tod wieder ans Tageslicht kamen. Das „Lager" war leider verloren. Das von Coleridge benutzte Manuskript stimmt mit der Berliner Handschrift überein. — In seiner Besprechung der Schrift E. Kilians „Der einteilige Theater-Wallenstein" hebt W. Bormann (**8322**) (LE. 4, S. 1654/5) hervor, dass Kilian zu einseitig nur auf das politische Moment Wert lege, während der Gegensatz der äusseren Weltzustände und des Familienlebens, der Wildheit jener Zeit des grossen Kriegs und des häuslichen Friedens die Grundstimmung und die Bedingung ausmache. Dieser Gesichtspunkt leite als der hauptsächlichste bei der ästhetischen Aufnahme des ganzen Wallensteins unbewusst uns alle; wenn einzelne Bearbeiter die geschichtlichen, andere die rührenden Momente und das Familienleben bevorzugen, so sei eben auf die erwähnten Gesichtspunkte hinzuweisen. Schon W. von Humboldt rede von dem „Gemütlichen" des „Wallenstein". — Ueber die Betonung einiger Stellen des Prologs handelt Schuller (**8325**), nämlich über die Verse 13, 48/9, 59 bis 60. Wenn er in dem letzten Vers betonen will „Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken", so ist das zweifellos falsch. Man kann hier nur wächst und grössern betonen. — Sehr anregend ist dagegen die Studie von Thimme (**8326**), der ausführt, dass nicht bloss ein buntbewegtes Bild des Treibens im Lager durch „Wallensteins Lager" gegeben werde, sondern dass auch ein tieferer Gedanke, eine einheitliche Idee darin liege. Der Dichter habe auch des Krieges Not und Qualen, ohne unwahr zu werden, ins Ideale hinauf verklärt. Bis Szene 6 gebe er eine exponierende Uebersicht über die Bestandteile des Lagers. Von da an treten die Jäger auf, die ihren Stand als solchen ins Licht zu setzen wissen, und noch mehr nachher die Kürassiere. Die Idee des Krieges komme in der Schlussszene in unerhört glänzender Weise zum Ausdruck. — Die schon öfters aufgeworfene Frage nach der Echtheit des Buttlerbriefs (JBL. 1899 IV 9 : 126; 1900 IV 9 : 145) behandelt Weizsäcker (**8328**) nochmals, und zwar gelingt es ihm, eine Lösung zu finden. Aus dem von Goethe und Schiller gemeinsam verfassten „Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini" ist nämlich zu ersehen, dass der Dichter sich den Wallenstein und nicht den Oktavio als Schreiber dachte. Uebrigens fügt W. hinzu, bei aufmerksamer Lektüre des Dramas sei eine andere Auffassung unmöglich. — Die beiden englischen Ausgaben des Wallenstein von Carruth (**8318**) und Winkler (**8329**) werden von Hohlfeld angezeigt. Zu der letzteren gibt er eine grössere Anzahl kritischer Bemerkungen. Er sagt dazu am Schluss: „The preceeding suggestions, as a partial liquidation of my individual obligation, are offered in the hope that they may prove of benefit to the editor in the eventual revision of his work." Von Carruths Ausgabe urteilt er: „Prof. Carruths second edition, in many ways, is a great improvement on the first ... the book will well answer the needs of all who do not intend to study the drama as extensively and critically as those whom Dr. Breul and Prof. Winkler have had in mind in the preparation of their editions." — Sehr eingehende Erläuterungen zu der ganzen Trilogie hat Zipper (**8330**) erscheinen lassen. Die Einleitungen dazu sind sehr instruktiv. Darunter befinden sich die bedeutendsten auf Wallenstein bezüglichen Abschnitte aus Schillers 30jährigem Krieg abgedruckt. In der Worterklärung hätte sich Z. aber vielleicht noch mehr beschränken können, wie dies auch von anderen seiner Erläuterungen zu wünschen wäre (vgl. JBL. 1897 IV 9 : 149). — Ein Parodie des „Lagers" von W. Hauff veröffentlicht Hofmann (**8331**) aus dessen Nachlass. Es ist ein „Bierspiel am Tisch" von Studenten Tübingens. — Das Verhältnis Wallensteins zu Kepler, der dem Generalissimus zweimal das

Horoskop stellen musste, behandelt E. Sokal („Wallensteins Wahrsager": AZg^{B}. N. 22) (vgl. JBL. 1901 IV 9:107). —

Maria Stuart. Die erste Aufführung der Maria Stuart und ihre Vorbereitung hat E. von Bamberg (8334) sehr sorgfältig erörtert. — Die Stuttgarter Erstaufführungen hat R. Kr[auss] (8335) festgestellt. Danach fand die erste Aufführung erst am 25. März 1802 statt, am 29. war eine Wiederholung nötig. Am 9. Juli wurde das Stück mit Iffland (Leicester) und am 27. August mit Karoline Jagemann (Elisabeth), am 10. Juni 1803 mit Friederike Unzelmann (Maria Stuart vgl. darüber den Bericht in Wielands Neuem Teutschen Merkur 8. St., S. 301), am 11. Januar 1805 mit Bethmann (Mortimer) und am 30. August 1805 mit Mad. Fossetta geborener Ziegler als Gast aufgeführt. — Ein Aufsatz des Historikers und Dichters Andrew Lang (Blackwood Magazin, Dezember 1901), der den Zweck verfolgte, die Blutschuld Marias nachzuweisen, aber sie für unerweislich erklären musste, hat neue Anregung gegeben. H. Conrad (8336), der dieselbe Frage erörterte, kommt nach einer genauen Untersuchung der acht Schatullenbriefe zu demselben Resultat. Bothwell handelte also aus eigenem Antrieb, als er sah, dass Maria, die zur Pflege ihres kranken Mannes herbeigeeilt war, sich mit diesem wieder aussöhne, und dass ein freundschaftlicher Verkehr sich von neuem zwischen ihnen anbahne. Diese selbst heiratete also nachher unwissentlich den Mörder ihres Gatten. — Ueber eine alte lateinische Maria Stuart-Tragödie berichtet Woerner (8340). Das Werk führt den Titel: Adriani Rovlerii Insvlani Stvarta Tragoedia sive Caedes Serenissimae Scot. Reginae in Angl. perpetrata, Exhibita ludis Remigialibus a Iuventute Gymnasij Marcianensis. Das Exemplar der Tragödie, das W. benutzte, gehört der Stadtbibliothek in Douai; auf einer der bekannten grossen Bibliotheken war es nicht vorhanden. In seiner Beurteilung des Stücks, das W. in einem Neudruck herauszugeben beabsichtigt, kommt er zu dem Resultat, keiner der Nachfolger — vor Schiller — habe sich, wie Roulerius bemüht, seinem Werk aus geschichtlicher Ueberlieferung Gehalt und Gestalt zu gewinnen, keiner sei über den Geschmack und Ungeschmack seiner Tage so weit hinausgekommen und so wacker auf ein Ziel zugeschritten, das als das Ziel tragischer Kunst zu erkennen soviel später Lebenden bestimmt war. W. rühmt besonders die Hauptscene des dritten Aktes; er sagt darüber, dass die sämtlichen Nachfolger des Roulerius, Schiller nicht ausgenommen, sich keiner Scene von solcher geschichtlichen Macht und Bedeutung zu rühmen hätten. —

Jungfrau von Orleans. Ueber die Jungfrau von Orleans ist ausser den englischen und französischen (8345–46 und 8348–52) Werken nur wenig erschienen. — Holstein (8347) berichtet über die Entstehung und ersten Bühnenerfolge des Stücks. — Ueber die Erstaufführungen in Stuttgart gibt R. K[rauss] (8347a) Auskunft, nämlich am 23. und 24. Juli 1802 jedesmal mit Iffland als Gast und Regisseur, dann 17. September 1802 mit Vohs, am 8. und 11. Juli 1803, dann erst nach drei Jahren 7. September 1806. — Ueber den Jubiläumsartikel eines Anonymus (8353) über die Erstaufführung des Schillerschen Stücks im Jahre 1801 ist JBL. 1901 IV 9:115 zu vergleichen. — K. (8354) zählt die musikalischen Schöpfungen auf, die auf Grundlage der Schillerschen Tragödie entstanden oder wenigstens die Gestalt der Jungfrau zum Mittelpunkt haben; 1801: Monolog „Die Waffen ruhn", 1802: Abschied Johannas von Zumsteeg begonnen, aber nicht vollendet. Dann ferner Kompositionen von J. F. Reichardt, A. Romberg, Bornhardt und F. von Wickede. Die erste Bühnenmusik zur Jungfrau schrieb Anselm Weber. Es folgten Destouches, G. A. Schneider, Damrosch, Max Bruch u. a. Weiterhin erwähnt K. die deutschen, italienischen, französischen und englischen Opern, die die Jungfrau von Orleans zum Inhalt haben. —

Braut von Messina. Zur Braut von Messina ist ausser einer englischen Ausgabe von Carruth (8355) und einem Aufsatz desselben über Schicksal und Schuld in der Braut von Messina (8357) noch eine sorgfältige Studie von Bergmann (8356) zu verzeichnen. B. sucht mit Anlehnung an Bellermanns Buch „Schillers Dramen", zum Teil auch im Gegensatz zu ihm, festzustellen, dass als das tragische Ziel des Stückes Cesars Tod, die Ermordung Manuels, und als Ziel der Handlung Beatrices Liebe und als Handlung selbst das Streben nach diesem Ziel, mit Cesar als Träger der Handlung anzusehen sei. Was B. gegen Bellermann ins Feld führt (S. 133), ist nicht stichhaltig. Gegen diesen Versuch spricht gar manches. —

Wilhelm Tell. Eine unverkürzte Volksausgabe des „Tell" ist in der von L. Jacobowski begründeten Sammlung erschienen (8358). Es ist lediglich eine Textausgabe, ohne jede Einleitung und Anmerkung. — Den ersten sehr verdienstlichen Versuch einer Tell-Ikonographie hat F. Heinemann (8361) unternommen. Sein Werk umfasst die künstlerische Tellverherrlichung durch Pinsel, Zeichenstift oder Radiernadel vom 15.—20. Jahrhundert. Aus dem reichen, von ihm völlig beherrschten

[illegible] Die Tellexistenz ist freilich auch auf diesem [illegible] ist dadurch jede Hoffnung abgeschnitten [illegible] bekannt habe, erörtert Damköhler [illegible] wird die Frage von D., Gaudig und Beller- [illegible] dass Tell das Gebot kannte, aber unab- [illegible] den Zusammenstoss herbeiführte und [illegible] Beurteilung von Tells fernerem Handeln, [illegible] die Schuldfrage massgebend, was bis jetzt [illegible] Apfelschuss und daneben das Gelübde Tells [illegible] Der Schuss sei nur die Sühne für die Unter- [illegible] dem Morde nichts zu tun. Tell habe gelobt, den [illegible] andererseits auch sein Gessler gegebenes [illegible] zeige. Mehr habe er nicht versprochen, [illegible] Gelegenheit nicht retten wolle. D.s Aus- [illegible] Aber das letzte Wort scheint in dieser [illegible] — Dass aus dem Spielplan des oberschlesischen [illegible] wurde, berichtet Janus (8363), das Stück [illegible] zum Ausdruck gebrachten Freiheitsgefühlen für [illegible] müsste, wie J. gut begründet, der ganze Schiller [illegible] Shakespeare und andere Dichter! — Die [illegible] (8365) im Jahr 1896 zuerst erschienen (JBL. 1896 [illegible] vor. — Ein Anonymus M. (8366), ver- [illegible] Studenten, die „Räuber" in Paris aufführen [illegible] Franzosen in der Uebersetzung Michel Pichats [illegible] des „Tell" besitzen, die Schillerschen Geist atme [illegible] stehe. — Eine „lokalgeographische Kuriosität" [illegible] Tell: DtschHeimat. 5, N. 12) auf. Im ersten [illegible] am westlichen, im vierten am östlichen Ufer [illegible] äussere sich auch im Stil; die Scene im ersten [illegible] aufgefasst, während im vierten Akt derselbe [illegible] eiler Erregung, in Schillers erhabener Höhen- [illegible] des Tell hat Wittmann (8233) als Tourist auf- [illegible] Reisebriefe geschildert. —

[illegible] Abdruck des alten, schon von Körner veröffentlichten [illegible] Veröffentlichungen, ist die neue Hendelsche [illegible] enthält auf zwei Seiten das Nötigste über [illegible] Bedeutung ist eine Ergänzung des Fragments [illegible] (8368). Alle Kritiker sind darin einig, dass G. den [illegible] sein Ziel zu erreichen. Prem (8369) empfiehlt [illegible] mit dieser Ergänzung am 9. Mai 1905 und ebenso [illegible] urteilt, der Versuch G.s sei im höchsten Grade [illegible] Wichtigste daran sei, dass G. auf die dramatische [illegible] indem er aus der Geschichte der bisherigen [illegible] Seine Ergänzung sei reich an Schönheit, [illegible] Dichterarbeit. — Auch W. Schollmeyer (Den [illegible] N. 258) rühmt Greifs Ergänzung. In der [illegible] das Fragment selbstverständlich unberührt; [illegible] aus dem reichen Nachlass Schillers, sondern [illegible] tragischen Muse in den Mund legt. Nach einem [illegible] Schillers Arbeits- und Sterbezimmer" geführt. Dort [illegible] von Wolzogen und ihr Gemahl, Schillers [illegible] Lotte Schiller zur Totenklage. Nach deren [illegible] und berichtet über die weitere Geschichte des [illegible] Dichters, bei der Danneckers Büste verwendet [illegible] gelungen, in einer selbständigen Dichtung [illegible] — A. Luther (Russischer Brief: LE. 4, [illegible] Fragment auf die russischen Dichter ein- [illegible] N. J. Storoschenkos („Unter dem Banner [illegible] darüber veröffentlicht. —

[illegible] ist nicht erschienen. Nur die „Turandot" [illegible] Uraufführung in Weimar am 30. Januar 1802 [illegible] (8375-76). —

[illegible] Wolthaupts (8377) Malteser-Bearbeitung [illegible] — Wethly (8378) bespricht Wenggs [illegible] erstenmal in Strassburg aufgeführt wurde. [illegible] er hat den Stoff anders gestaltet.

Sein Warbeck ist kein Betrüger, sondern von Geburt zur Krone bestimmt. Er ward durch die Ereignisse auf den Kampfplatz gestellt, um für sein Recht zu streiten. Aber es fehlen ihm die Kräfte dazu, und er geht an der ihm aufgedrungenen Rolle zu Grunde. —

Vorbilder. Dieckhöfer (8379) untersucht in einer fleissigen Dissertation Schillers Abhängigkeit in seinen Jugenddramen von Leisewitz' „Julius von Tarent". Er vergleicht Leisewitz' Guido mit Schillers Franz Moor, den Fürsten Konstantin mit dem alten Moor, Blanka mit Amalia, Leonore und Luise, den Julius mit Ferdinand und Karlos. Dabei findet er, dass Schiller in der Zeichnung seiner Charaktere „vieles von seinem Vorgänger übernahm". Doch müsse „bei dem Mangel an direkten Zeugnissen in vielen Einzelfällen die Entscheidung dem subjektiven (!) Ermessen überlassen (!) bleiben." Nirgends liege eine sklavische, unkünstlerische Nachahmung vor. Auch eine Aehnlichkeit einzelner Stellen und Scenen bei Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos sei vorhanden. Dagegen sei die Einwirkung auf Sprache und Stil gering. Unter den Quellen D.s vermisst man Ernst Müller, Schillers Kabale und Liebe, 1892. Dort (S. 54) hätte D. das Schillersche Motiv V, 1, von dem er S. 33/4 spricht, als ein typisches erwähnt gefunden. — Plutarchsche Anklänge in den Jugendramen von den Räubern bis zum Don Carlos stellt C. F[ries] (Schiller und Plutarch: NatZg. Sonntagsbeilage N. 10) zusammen (vgl. JBL. 1898 IV 9 : 157). —

Einwirkungen. Schillers Einfluss auf Grillparzer hat O. E. Lessing (8380) nachgespürt. Für Blanka von Kastilien war es der Don Carlos, wie Schiller selbst sagt und wie schon Hafner nachgewiesen hat (vgl. JBL. 1900 IV 9 : 188). Weiterhin sind Schillersche Einflüsse in der Ahnfrau, Sappho und in den Fragmenten Spartakus, Robert von der Normandie und Rosamunde Clifford vorhanden. — Von neuem untersucht Holzgraefe (8381) die Schillerschen Einflüsse auf H. von Kleist. Diese Einflüsse haben der „Wallenstein" auf die „Familie von Schroffenstein", den „Prinzen von Homburg", „Robert Guiscard"; die „Jungfrau von Orleans" auf die „Penthesilea" und das „Käthchen von Heilbronn"; der „Fiesko" und der „Wilhelm Tell" auf die „Hermannschlacht" ausgeübt. Auch in Briefen Kleists finden sich manche Anklänge an Schiller. H.s Programm ist als eine entschieden fördernde Arbeit zu begrüssen. — Reinhards (8382) Dissertation über Schillers Einfluss auf Th. Körner bezeichnet Keiper als besonnene und gründliche Arbeit. Die Stellung Körners scheint ihm durch R.s Untersuchung festgelegt. Er bedauert nur, dass R. nicht auch die Syntax und Metrik Körners gleich hier angeschlossen habe. — In „zeitgemässen Gedanken" erwägt Hess (8383) Schillers Stellung zum jüngsten Deutschland. Drama und Idealismus hätten, sagt er, nichts gemein; der Idealismus sei dem Begriff des Dramas konträr entgegengesetzt. Lediglich die Diktion sei im Drama die äussere Form des Idealismus. Das Drama sei ideal, weil es eine sittliche Läuterung erstrebe. Das könne man aber nicht Idealismus, sondern Idealität des Dramas nennen. Ersteres sei subjektiv, letzteres objektiv. — Eine Einwirkung auf V. Hugo stellt R. Pappritz (8384) fest. — Eine solche auf Sardous Sittenbild Fernande weist Gerstmann (8385) nach. Dieses decke sich mit der Schiller-Diderotschen Novelle „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache". Nur habe der zeitgenössische französische Dramatiker dem alten Stoff ein modernes Gewand gegeben und neue Figuren eingeführt. Eine zufällige Uebereinstimmung im Stoff sei völlig ausgeschlossen. Sardou habe sicher aus der alten Quelle geschöpft, ob aber aus Diderot oder etwa dem Schauspiel von Ancelot, der den Diderotschen Stoff ungeniert benutzt habe, stehe dahin. Freilich kann aber wohl schwerlich von einer Einwirkung Schillers geredet werden. —

Romantik.

(IV, 10 = N. 8388-8538.)

Oskar F. Walzel.

Allgemeines. Bartels (8388) überschreibt das 5. Buch seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" (das erste des 2. Bandes) „Die Romantik", während er im nächsten noch von der „Nachromantik" und von den österreichischen Dichtern der Zeit redet. Hier braucht nur das 5. Buch betrachtet zn werden, das ohnedies die Grenzen, die in den JBL. der Romantik gezogen sind, überschreitet. B. ist sichtlich bemüht, der Romantik gerecht zu werden; allein er nimmt sie von Anfang an

von einem einseitigen Standpunkte und verkennt darum oft das Wichtigste. Er setzt für „romantischen Geist" einfach „germanischen Geist" und erblickt in ihr den Anfang, die wahrhafte Begründung einer entschieden nationalen Litteratur (nicht bloss in Deutschland), den endgültigen Sieg des germanischen Geists über die Antike. Der höhere nationale Realismus, dem nach B.s Ansicht unsere Litteratur zustrebt, habe von der Romantik zwar die Feuertaufe empfangen, sei aber nicht davon versehrt worden. Er grenzt in beachtenswerter Art die Romantik vom Sturm und Drang ab; der Form nach sei sie noch viel mehr eine Koteriebewegung gewesen als dieser. Der romantischen Doktrin kann er, der richtig in Fr. Schlegel den „Ideengeber" erkennt, wenig Geschmack abgewinnen. Wären den Schlegel nicht zwei poetische Talente (Tieck und Novalis) an die Seite getreten, so könnte man die gesamten Theorien Friedrichs als müssige Hirnblasen eines paradoxen Geistes und geborenen Fragmentisten behandeln. Das Schlussurteil lautet: „Ohne Fr. Schlegel keine Romantik, . . . aber von ihm geht auch alles aus, was die Romantik in Verruf gebracht hat" (S. 85). Tieck ist nach B. der bedeutendste Dichter der Romantik; er hat die Extravaganzen Fr. Schlegels nicht mitgemacht und sich im ganzen an Shakespeare und an das Deutschtum gehalten. Im einzelnen tritt B. für Tiecks Novellen ein, meint, die Volksbücher hätten Tiecks Phantasie wieder gesund gemacht, und stellt „Vittoria Accorombona" den Renaissancenovellen C. F. Meyers an die Seite. Einigermassen befremdend klingen neben all diesen und vielen anderen Urteilen die Worte: „Gegen Novalis gesehen, sind alle anderen Romantiker keine". Wo bleibt da B.s Anschauung vom Wesen der Romantik? Und wiederum Kleist ist ihm der „hervorragendste Vertreter dessen, was wir Romantik im weiteren Sinne genannt haben" (S. 26). Die Charakteristik Kleists, an sich nicht mit neuer Farbengebung hantierend, gehört übrigens zum besten des Abschnitts. Glücklich ist der Hinweis auf Shakespeares „Weiber von Windsor" bei Gelegenheit des „Zerbrochenen Krugs" (S. 28); weniger glücklich nimmt B. an, das Stück habe „das deutsche Charakterlustspiel" g e s c h a f f e n (S. 115). Der Nachweis, dass Hebbel im Gegensatz zu Kleist „wirklich moderner Tragiker" (S. 29) sei, wäre noch zu erbringen. Richtig erkannt ist die Bedeutung des Jahres 1806 für die Entwicklung der Romantik (S. 33). Dagegen verschiebt B. die tatsächlichen Verhältnisse, wenn er die Schwaben, die norddeutsche Romantik (mit Chamisso als Mittelpunkt) und die Oesterreicher als „D e u t s c h romantiker" von den „echten" älteren und jüngeren Romantikern trennt (S. 47/8). Und noch bedenklicher erscheint die Behauptung, dass nicht die Reaktionären, sondern das französisch-liberale und radikale junge Deutschland den Verfall der Romantik bedeute. Dagegen ist es rühmend hervorzuheben, wie stark B. die positiven Leistungen der Romantik betont, ihre Universalität (S. 43) und die Tatsache, dass die moderne Wissenschaft zu einem guten Teil aus der Romantik geboren ist (S. 74). Im einzelnen setzt er sich, wie es seine Gewohnheit ist, mit Kritikern und Litterarhistorikern auseinander, zitiert, glossiert, bekämpft, bekrittelt Hebbel, Haym, Wilbrandt, Ricarda Huch und andere, überschätzt gelegentlich die Originalität seiner Beobachtungen, so wenn er meint, bei Hoffmann ginge im Gegensatz zu den anderen Romantikern, die das Reich der Wunder und das Reich der Trivialität scharf scheiden, ohne feste Grenze jenes in dieses über (S. 126). Wenig ergibt sich auch aus seiner Formel, Hölderlin sei eine metaphysische Natur. Dagegen protestiert er mit Recht gegen Brandes' Vergleich von Novalis und Shelley (S. 103). Das Verhältnis Heines zu Brentano stellt er, vom Richtigen ausgehend, zuletzt auf den Kopf, wenn er sagt, Brentano habe „sich doch einige Male zu grossen Arbeiten konzentrieren können, was Heine bekanntlich nie fertig brachte" (S. 133). Auch die Charakteristik der „Romanzen vom Rosenkranz" ist nicht treffend. Merkwürdigerweise möchte er endlich in den Brentanos jüdisches Blut nachweisen, und zwar von seiten des Grossvaters La Roche. — H a y m s **(8390)** grundlegendes Werk ist vom Verleger unverändert abgedruckt worden. Damit wird das Buch wieder allgemein zugänglich; es ist endlich der Preistreiberei der Antiquare entzogen. — Von R i c a r d a H u c h s **(8391)** anregungsreichem Buche über die „Blütezeit der Romantik" ist eine zweite unveränderte Auflage erschienen. L u d w i g F r ä n k e l stellt im LCBl. dem Buche ein ehrenvolles Zeugnis aus, wirft ihm aber unnötigerweise vor, dass es nicht bis zu Hegel vordringe, und sucht Widersprüche nachzuweisen, die tatsächlich nicht existieren. — Inzwischen hat die Verfasserin ihre Darstellung der Romantik durch einen zweiten Band **(8392)**, der „Ausbreitung und Verfall der Romantik" betitelt ist, zum Abschluss gebracht. Schon die Ueberschriften der beiden Bände zeigen den Standpunkt, von dem Ricarda H. die Entwicklung der Romantik betrachtet, offenbaren zugleich das Fördernde und die Grenzen ihrer Anschauungen. Ihr hohes Verdienst ist, die starken geistigen Potenzen der Frühromantik energisch hervorzuheben; und sie hat recht, die g e i s t i g e Blütezeit der Romantik in die Epoche der Schlegel, Novalis, Wackenroder, Schelling zu verlegen. Allein sie wird der künstlerischen

Kraft der späteren Romantik nicht gerecht, da sie nur die geringere ideelle Bedeutung, nicht die stärkere poetische Begabung erblickt, die den Jungromantikern im Gegensatz zu den Frühromantikern eigen ist. Sie sagt einmal: „Liest man die Romane und Novellen Eichendorffs, wo die Studenten, Grafen, Dichter, Jäger und Zigeuner von einem Abenteuer zum anderen vagabundieren, so ergreift einen bald ein ungeheurer Ueberdruss" (S. 357). Das Urteil ist bezeichnend: Ricarda H. ist selbst ein viel zu starkes künstlerisches Temperament, als dass sie sich in die Dichtung der Romantiker einfühlen könnte. Wieder einmal zeigt sich, dass der anempfindende Litterarhistoriker sich viel leichter einer Kunstleistung anpassen kann als eine schöpferische Dichternatur. Wendet Ricarda H. doch selbst an Heinrich von Kleists Schöpfungen nur Worte diskretester Prägung (zum Beispiel S. 230/1), und von der jungromantischen Lyrik hat sie so gut wie nichts zu sagen. Gerade weil jetzt immer wieder die Kritik in ihren neuesten Dichtungen enge Verwandtschaft mit der Romantik (nach Stilisierung und Inhalt) entdeckt, kann nicht genug hervorgehoben werden, wie die Künstlerin Ricarda H. sich selbst von der Kunst der Romantiker meilenweit entfernt fühlt. Was sie fesselt, das ist das Ideelle und die Psychologie des romantischen Menschen; und zwar letztere so stark, dass sie auch da noch den Menschen zu ergründen sucht, wo seine Ideenwelt ihr nichts mehr bietet. Zu ergründen, aber nicht zu entschuldigen. Denn wesentlich schärfer fasst sie die Jungromantiker an als die Genossen des Schlegelschen Kreises. Voraussetzung dieses schärferen Anfassens, ebenso wie des ganzen Buches ist die Konstruktion, die gleich zu Anfang aufgestellt wird und die ihrerseits eine notwendige Folge und Erweiterung einer Hauptthese des ersten Bandes ist (vgl. auch JBL. 1899 IV 10:1): die Frühromantiker sind klare, wissensdurstige, geistig energische Norddeutsche, die Vernunft und Phantasie, Geist und Trieb aussöhnen, Bewusstes und Unbewusstes verbinden wollen; die jüngeren Romantiker sind unklare Träumer, Halberwachte, denen es eine Wollust ist, sich zu verirren und sich in den Abgrund gleiten zu lassen, den die Frühromantiker nur spähend ausmessen wollen. Neben diesen eigentlichen jungromantischen Naturen stehen Schüler der Ideen von Novalis, Fr. Schlegel, Schelling; haben diese doch auf eine Mehrzahl der bedeutenden Zeitgenossen anregend gewirkt. So kommt Ricarda H. innerhalb der Romantik zu einer Scheidung der „romantischen Charaktere" in engerem Sinne und solcher Menschen, die „in romantischem Geiste wirkten, romantisch dachten, aber nicht romantische Naturen waren" (S. 164); ihr Lebenslauf schwankt nicht zwischen Trieb und Zufall, Sehnsucht und Schicksal, sondern starke Anlagen geben ihm die Richtung, ein besonnener Wille formt ihn. Typus dieser Art ist Görres; jene andere Art aber tritt, in ihrer Besonderheit bis zum äussersten verstärkt, an Clemens und Bettina Brentano hervor. Allerdings nimmt auch Ricarda H. ebenso wie Bartels jüdisches Blut in den Geschwistern an (und zwar leitet sie es von den Brentanos her). Auch sonst stimmt nicht alles in ihrem Rechenexempel; denn schliesslich entpuppen die meisten Frühromantiker sich gleichfalls als „romantische Charaktere". Dennoch bleibt eine Fülle von seelischen Tiefblicken in den Auseinandersetzungen R. H.s bestehen, vor allem in den Kapiteln „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung", „Romantische Lebensläufe", „Brentano" und „E. T. A. Hoffmann". Divinatorischer sind die Romantiker als Menschen wohl nie ergründet worden, und gern vergibt man der Verfasserin, dass sie das Negative, Zerstörende und Selbstzerstörende dieser Naturen stärker betont als ihre positive Leistungsfähigkeit. Zudem ist all diese Psychologie auf romantische Anschauungen selber gestützt. Ricarda H. hat, um die Welt-, Kunst- und Naturanschauung der jüngeren Romantiker zu ergründen, dornige Pfade nicht gescheut und eine Bibliothek romantischer und romantisch orientierter Werke gelesen, die selbst intimen Kennern des Gebiets bisher fremd geblieben sind (vgl. das Verzeichnis S. 365/7). Gründlich nützt sie Schriften und autobiographische Aufzeichnungen von K. G. Carus, G. F. Daumer, J. S. Kanne, J. N. Ringseis, Speckter, J. Ennemoser, Ch. A. von Eschenmayer, E. von Lasaulx, G. Malfatti, Nees von Esenbeck, L. Oken, Passavant, J. Troxler, J. J. Wagner, C. J. H. Windischmann und anderen. Aus ihnen schöpft sie nicht nur die Kapitel, in denen extreme Eigenheiten romantischer Anschauung zum ersten Mal im Zusammenhang und in moderner Beleuchtung uns nahegebracht werden: „Das Tier in romantischer Weltanschauung," „Die romantische Zahl", „Romantische Aerzte". Auch das wichtigste Kapitel des Buches „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung" ist mit neuer Erkenntnis, die dort wurzelt, gesättigt. Die romantische Konstruktion des Menschen als einer Dreiheit (Geist, Seele, Leib) wird entwickelt und gedeutet, ihre physiologische Begründung durch die drei Stufen der Reproduktivität, Irritabilität, Sensibilität herangezogen. Ein Mittler oder Nexus verbindet die beiden Pole des menschlichen Wesens, die als Zerebralsystem und Ganglien- oder sympathisches System einander gegenüberstehen. Wiederum sind die verschiedenen romantischen Symbole für diese polare Antithese angegeben. Geschöpft aber ist aus ihr eine

von einem einseitigen Standpunkte und verkennt darum oft das Wichtigste. Er setzt für „romantischen Geist" einfach „germanischen Geist" und erblickt in ihr den Anfang, die wahrhafte Begründung einer entschieden nationalen Litteratur (nicht bloss in Deutschland), den endgültigen Sieg des germanischen Geists über die Antike. Der höhere nationale Realismus, dem nach B.s Ansicht unsere Litteratur zustrebt, habe von der Romantik zwar die Feuertaufe empfangen, sei aber nicht davon versehrt worden. Er grenzt in beachtenswerter Art die Romantik vom Sturm und Drang ab; der Form nach sei sie noch viel mehr eine Koteriebewegung gewesen als dieser. Der romantischen Doktrin kann er, der richtig in Fr. Schlegel den „Ideengeber" erkennt, wenig Geschmack abgewinnen. Wären den Schlegel nicht zwei poetische Talente (Tieck und Novalis) an die Seite getreten, so könnte man die gesamten Theorien Friedrichs als müssige Hirnblasen eines paradoxen Geistes und geborenen Fragmentisten behandeln. Das Schlussurteil lautet: „Ohne Fr. Schlegel keine Romantik, . . . aber von ihm geht auch alles aus, was die Romantik in Verruf gebracht hat" (S. 85). Tieck ist nach B. der bedeutendste Dichter der Romantik; er hat die Extravaganzen Fr. Schlegels nicht mitgemacht und sich im ganzen an Shakespeare und an das Deutschtum gehalten. Im einzelnen tritt B. für Tiecks Novellen ein, meint, die Volksbücher hätten Tiecks Phantasie wieder gesund gemacht, und stellt „Vittoria Accorombona" den Renaissancenovellen C. F. Meyers an die Seite. Einigermassen befremdend klingen neben all diesen und vielen anderen Urteilen die Worte: „Gegen Novalis gesehen, sind alle anderen Romantiker keine". Wo bleibt da B.s Anschauung vom Wesen der Romantik? Und wiederum Kleist ist ihm der „hervorragendste Vertreter dessen, was wir Romantik im weiteren Sinne genannt haben" (S. 26). Die Charakteristik Kleists, an sich nicht mit neuer Farbengebung hantierend, gehört übrigens zum besten des Abschnitts. Glücklich ist der Hinweis auf Shakespeares „Weiber von Windsor" bei Gelegenheit des „Zerbrochenen Krugs" (S. 28); weniger glücklich nimmt B. an, das Stück habe „das deutsche Charakterlustspiel" geschaffen (S. 115). Der Nachweis, dass Hebbel im Gegensatz zu Kleist „wirklich moderner Tragiker" (S. 29) sei, wäre noch zu erbringen. Richtig erkannt ist die Bedeutung des Jahres 1806 für die Entwicklung der Romantik (S. 33). Dagegen verschiebt B. die tatsächlichen Verhältnisse, wenn er die Schwaben, die norddeutsche Romantik (mit Chamisso als Mittelpunkt) und die Oesterreicher als „Deutschromantiker" von den „echten" älteren und jüngeren Romantikern trennt (S. 47/8). Und noch bedenklicher erscheint die Behauptung, dass nicht die Reaktionären, sondern das französisch-liberale und radikale junge Deutschland den Verfall der Romantik bedeute. Dagegen ist es rühmend hervorzuheben, wie stark B. die positiven Leistungen der Romantik betont, ihre Universalität (S. 43) und die Tatsache, dass die moderne Wissenschaft zu einem guten Teil aus der Romantik geboren ist (S. 74). Im einzelnen setzt er sich, wie es seine Gewohnheit ist, mit Kritikern und Litterarhistorikern auseinander, zitiert, glossiert, bekämpft, bekrittelt Hebbel, Haym, Wilbrandt, Ricarda Huch und andere, überschätzt gelegentlich die Originalität seiner Beobachtungen, so wenn er meint, bei Hoffmann ginge im Gegensatz zu den anderen Romantikern, die das Reich der Wunder und das Reich der Trivialität scharf scheiden, ohne feste Grenze jenes in dieses über (S. 126). Wenig ergibt sich auch aus seiner Formel, Hölderlin sei eine metaphysische Natur. Dagegen protestiert er mit Recht gegen Brandes' Vergleich von Novalis und Shelley (S. 103). Das Verhältnis Heines zu Brentano stellt er, vom Richtigen ausgehend, zuletzt auf den Kopf, wenn er sagt, Brentano habe „sich doch einige Male zu grossen Arbeiten konzentrieren können, was Heine bekanntlich nie fertig brachte" (S. 133). Auch die Charakteristik der „Romanzen vom Rosenkranz" ist nicht treffend. Merkwürdigerweise möchte er endlich in den Brentanos jüdisches Blut nachweisen, und zwar von seiten des Grossvaters La Roche. — Hayms (8390) grundlegendes Werk ist vom Verleger unverändert abgedruckt worden. Damit wird das Buch wieder allgemein zugänglich; es ist endlich der Preistreiberei der Antiquare entzogen. — Von Ricarda Huchs (8391) anregungsreichem Buche über die „Blütezeit der Romantik" ist eine zweite unveränderte Auflage erschienen. Ludwig Fränkel stellt im LCBl. dem Buche ein ehrenvolles Zeugnis aus, wirft ihm aber unnötigerweise vor, dass es nicht bis zu Hegel vordringe, und sucht Widersprüche nachzuweisen, die tatsächlich nicht existieren. — Inzwischen hat die Verfasserin ihre Darstellung der Romantik durch einen zweiten Band (8392), der „Ausbreitung und Verfall der Romantik" betitelt ist, zum Abschluss gebracht. Schon die Ueberschriften der beiden Bände zeigen den Standpunkt, von dem Ricarda H. die Entwicklung der Romantik betrachtet, offenbaren zugleich das Fördernde und die Grenzen ihrer Anschauungen. Ihr hohes Verdienst ist, die starken geistigen Potenzen der Frühromantik energisch hervorzuheben; und sie hat recht, die geistige Blütezeit der Romantik in die Epoche der Schlegel, Novalis, Wackenroder, Schelling zu verlegen. Allein sie wird der künstlerischen

Kraft der späteren Romantik nicht gerecht, da sie nur die geringere ideelle Bedeutung, nicht die stärkere poetische Begabung erblickt, die den Jungromantikern im Gegensatz zu den Frühromantikern eigen ist. Sie sagt einmal: „Liest man die Romane und Novellen Eichendorffs, wo die Studenten, Grafen, Dichter, Jäger und Zigeuner von einem Abenteuer zum anderen vagabundieren, so ergreift einen bald ein ungeheurer Ueberdruss" (S. 357). Das Urteil ist bezeichnend: Ricarda H. ist selbst ein viel zu starkes künstlerisches Temperament, als dass sie sich in die Dichtung der Romantiker einfühlen könnte. Wieder einmal zeigt sich, dass der anempfindende Litterarhistoriker sich viel leichter einer Kunstleistung anpassen kann als eine schöpferische Dichternatur. Wendet Ricarda H. doch selbst an Heinrich von Kleists Schöpfungen nur Worte diskretester Prägung (zum Beispiel S. 230/1), und von der jungromantischen Lyrik hat sie so gut wie nichts zu sagen. Gerade weil jetzt immer wieder die Kritik in ihren neuesten Dichtungen enge Verwandtschaft mit der Romantik (nach Stilisierung und Inhalt) entdeckt, kann nicht genug hervorgehoben werden, wie die Künstlerin Ricarda H. sich selbst von der Kunst der Romantiker meilenweit entfernt fühlt. Was sie fesselt, das ist das Ideelle und die Psychologie des romantischen Menschen; und zwar letztere so stark, dass sie auch da noch den Menschen zu ergründen sucht, wo seine Ideenwelt ihr nichts mehr bietet. Zu ergründen, aber nicht zu entschuldigen. Denn wesentlich schärfer fasst sie die Jungromantiker an als die Genossen des Schlegelschen Kreises. Voraussetzung dieses schärferen Anfassens, ebenso wie des ganzen Buches ist die Konstruktion, die gleich zu Anfang aufgestellt wird und die ihrerseits eine notwendige Folge und Erweiterung einer Hauptthese des ersten Bandes ist (vgl. auch JBL. 1899 IV 10:1): die Frühromantiker sind klare, wissensdurstige, geistig energische Norddeutsche, die Vernunft und Phantasie, Geist und Trieb aussöhnen, Bewusstes und Unbewusstes verbinden wollen; die jüngeren Romantiker sind unklare Träumer, Halberwachte, denen es eine Wollust ist, sich zu verirren und sich in den Abgrund gleiten zu lassen, den die Frühromantiker nur spähend ausmessen wollen. Neben diesen eigentlichen jungromantischen Naturen stehen Schüler der Ideen von Novalis, Fr. Schlegel, Schelling; haben diese doch auf eine Mehrzahl der bedeutenden Zeitgenossen anregend gewirkt. So kommt Ricarda H. innerhalb der Romantik zu einer Scheidung der „romantischen Charaktere" in engerem Sinne und solcher Menschen, die „in romantischem Geiste wirkten, romantisch dachten, aber nicht romantische Naturen waren" (S. 164); ihr Lebenslauf schwankt nicht zwischen Trieb und Zufall, Sehnsucht und Schicksal, sondern starke Anlagen geben ihm die Richtung, ein besonnener Wille formt ihn. Typus dieser Art ist Görres; jene andere Art aber tritt, in ihrer Besonderheit bis zum äussersten verstärkt, an Clemens und Bettina Brentano hervor. Allerdings nimmt auch Ricarda H. ebenso wie Bartels jüdisches Blut in den Geschwistern an (und zwar leitet sie es von den Brentanos her). Auch sonst stimmt nicht alles in ihrem Rechenexempel; denn schliesslich entpuppen die meisten Frühromantiker sich gleichfalls als „romantische Charaktere". Dennoch bleibt eine Fülle von seelischen Tiefblicken in den Auseinandersetzungen R. H.s bestehen, vor allem in den Kapiteln „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung", „Romantische Lebensläufe", „Brentano" und „E. T. A. Hoffmann". Divinatorischer sind die Romantiker als Menschen wohl nie ergründet worden, und gern vergibt man der Verfasserin, dass sie das Negative, Zerstörende und Selbstzerstörende dieser Naturen stärker betont als ihre positive Leistungsfähigkeit. Zudem ist all diese Psychologie auf romantische Anschauungen selber gestützt. Ricarda H. hat, um die Welt-, Kunst- und Naturanschauung der jüngeren Romantiker zu ergründen, dornige Pfade nicht gescheut und eine Bibliothek romantischer und romantisch orientierter Werke gelesen, die selbst intimen Kennern des Gebiets bisher fremd geblieben sind (vgl. das Verzeichnis S. 365/7). Gründlich nützt sie Schriften und autobiographische Aufzeichnungen von K. G. Carus, G. F. Daumer, J. S. Kanne, J. N. Ringseis, Speckter, J. Ennemoser, Ch. A. von Eschenmayer, E. von Lasaulx, G. Malfatti, Nees von Esenbeck, L. Oken, Passavant, J. Troxler, J. J. Wagner, C. J. H. Windischmann und anderen. Aus ihnen schöpft sie nicht nur die Kapitel, in denen extreme Eigenheiten romantischer Anschauung zum ersten Mal im Zusammenhang und in moderner Beleuchtung uns nahegebracht werden: „Das Tier in romantischer Weltanschauung," „Die romantische Zahl", „Romantische Aerzte". Auch das wichtigste Kapitel des Buches „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung" ist mit neuer Erkenntnis, die dort wurzelt, gesättigt. Die romantische Konstruktion des Menschen als einer Dreiheit (Geist, Seele, Leib) wird entwickelt und gedeutet, ihre physiologische Begründung durch die drei Stufen der Reproduktivität, Irritabilität, Sensibilität herangezogen. Ein Mittler oder Nexus verbindet die beiden Pole des menschlichen Wesens, die als Zerebralsystem und Ganglien- oder sympathisches System einander gegenüberstehen. Wiederum sind die verschiedenen romantischen Symbole für diese polare Antithese angegeben. Geschöpft aber ist aus ihr eine

dichtungen druckt Sauer (8291) die beiden Gedichte Schillers „An ***" und die Bruchstücke eines geplanten Gedichts zur Jahrhundertwende ab. Eine Würdigung derselben, insbesondere des letzteren nach seinem Gang und Inhalt hat er in der „Einleitung" vorausgeschickt. Da sagt er zum Schluss, dass das deutsche Volk um das schönste Säkulargedicht gebracht worden sei, da Schillers Plan nicht ausgeführt wurde. Ebenda (S. XCIX—CIV) berichtet S. zum erstenmal auf Grund der bisher noch nicht ganz verwerteten Belege über die von Goethe und Schiller geplante Säkularfeier. — Ueber dasselbe fragmentarische Säkulargedicht hat Suphan (8294-95) in einem Vortrag in Erfurt gesprochen. In einem Referate darüber in dem „Erfurter Anzeiger" vom 28. Oktober spricht der Referent von einem „damals" (im Zusammenhang heisst das zu Schillers Lebzeiten und in der nächsten Zeit) nicht gedruckten, poetisch unvollendeten grossen Gedichte. Dieses „damals" des Originalberichts wurde in anderen Referaten ausgelassen, und das gab Ursache zu einem Missverständnis: Man bezeichnete das Gedicht als unbekannt. — Minor (8292—93, vgl. 8297—99) hielt es für geboten, da man ihn unter den vielen, die von dem mysteriösen Fund keine Ahnung hatten, genannt habe, öffentlich zu erklären, dass ihm dieses Gedicht nicht unbekannt sei. — Suphan gab nachher die Aufklärung (Erklärung, Schillers vaterländisches Gedicht vom Jahre 1801 [„Deutsche Grösse"], die nächste Publikation der Goethe-Gesellschaft betreffend: Weimarer Zg. N. 275) und teilte zugleich mit, dass die Handschrift in Facsimiledruck mit einer Erläuterung von ihm den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft zugehen werde. — Auch Volger (8296) hat in einem Vortrag in der Litterarischen Vereinigung zu Altenburg das Gedicht erläutert. Offenbar ist er durch die Veröffentlichungen über dasselbe in der Presse dazu angeregt worden, wie seine Einleitung zeigt. Er hebt besonders hervor, dass der Gedankengang des Fragments in den beiden ersten Abschnitten derselbe sei wie in dem Gespräch, das Schiller am 28. März 1801 mil Christiane von Wurmb über Deutschland und das deutsche Volk führte. — Einige Stellen im „Gang nach dem Eisenhammer" behandelt Sprenger (8300). In Vers 29—30 will er „rasch und offen" auf das Subjekt beziehen; er erklärt also: „Rasch schritt er zur Tat und offen war des Verführers Rat", das sei eine Zwischenbemerkung des Dichters! Das ist nicht möglich. Vers 45: „Leicht locket sie", nämlich nicht die „Weibestugend", sondern „die Weiber". Vers 109: „Frischer erhitzen" ist ein vom Schmelzwesen hergenommener Ausdruck. Vers 136: „Lasst Gnade finden" = „rufe auch für mich die göttliche Barmherzigkeit an". — Das Gedicht „Das Ideal und das Leben" hat Hönicke (8301) in einem Gymnasialprogramm zu erläutern gesucht. Seine Arbeit ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den er vor einem grösseren Kreis von Gebildeten hielt. Nach einer Einleitung über die philosophisch-ästhetischen Grundlagen des Gedichts folgt die eigentliche Erläuterung desselben, die die Schwierigkeiten des Inhalts für das Verständnis zu heben sucht. — Zum Anfang des Gedichts „Pompeji und Herkulanum" weist Eickhoff (8302) darauf hin, dass Schiller irrtümlich annehme, dass die Anlage eines Brunnens zur ersten Entdeckung der verschütteten Stadt geführt habe. Nach A. Mau „Pompeji in Leben und Kunst" (1900, S. 23) habe man nicht „trinkbare Quellen" gesucht, sondern Altertümer. Das Missverständnis sei durch das Wort pozzo = Schacht oder Brunnen hervorgerufen worden. — Einen Einfluss der Bennolegende auf den „Ring des Polykrates" (vgl. JBL. 1901 IV 9:77/8) leugnet Scheil (8303). Er sagt, es lasse sich auch nicht die leiseste Spur eines solchen auffinden. — Die Frage nach dem Sprecher der achten Strophe im „Siegesfest", die Weizsäcker aufwarf (JBL. 1900 IV 9:113), hat Siefert (8304) nochmals erörtert. Er bestreitet, dass Ajas der Sprecher sei, wie Weizsäcker annehme; dessen Gründe seien nicht stichhaltig. Vielmehr könne nur, wie Polack tue, an Teucer gedacht werden. — Die Verse 274/6 der „Glocke" sind nach F. Söhns (Munter fördert seine Schritte usw.: ZDU. 16, S. 185/6) von Damköhler (JBL. 1900 IV 9:109) nicht richtig erklärt worden. „Munter" und „wild" seien kein Gegensatz, Düntzer habe vielmehr ganz recht, wenn er munter = schnell fasse. — Schliesslich hat E. Grünwald (Deutsche Poesie in lateinischem Gewande: ZDU. 16, S. 601/35) Feuerleins lateinische Uebersetzung der Gedichte vom Jahre 1831 einer sorgfältigen Kritik unterzogen. Er sagt, dass Feuerleins tadelloses Latein und metrisches Gewissen — er verwendet ausschliesslich klassische Metra — den Verlust nicht aufwiege, den der Sprachkünstler Schiller unter des Uebersetzers Händen erlitten habe. —

Drama: Allgemeines. Die Bedeutung Schillers als Dramatiker stellt vielleicht niemand so hoch als Bulthaupt (8305-6). In seiner „Dramaturgie des Schauspiels" nimmt er vor allem den Standpunkt des praktischen Bühnenkenners ein. Er betont die realistische Seite der Schillerschen Dramatik, und so ist sein Werk für Regisseure und Künstler eine wahre Fundgrube. Dass Schiller für B. der Gipfel der deutschen Bühnenkunst ist, zeigt insbesondere sein Vortrag im Frankfurter Hoch-

stift. Da sagt er, Schiller sei der einzige Dramatiker, der das Drama in beständiger Berührung mit der Bühne der Vollendung zuzuführen gedachte, er sei der grösste dramatische Baumeister, den es je gegeben, und in diesem Sinn nicht nur Lessing und vor allem Goethe, sondern selbst dem gewaltigen Shakespeare überlegen. Wer in die tiefsten Tiefen eines Charakters dringen möchte, der finde in Hamlet, Lear und Macbeth auch die letzten Siegel gelöst. Wer aber das A und O des Dramatischen, die straffe Entwicklung einer Handlung aus dem Verhalten der Charaktere in ausgeprägtester Gestalt, gleichsam wie in eine Formel fassen wolle, der müsse Kabale und Liebe nehmen. Das habe noch ein jeder Dramatiker gefühlt, der nach Schiller für die Bühne geschaffen. Auch die anderen Dramen seien ebenso bedeutend, Schritt für Schritt sei Schiller in seiner Kunst fortgeschritten. — Das Berendtsche **(8307—8)** Buch Schiller-Wagner findet fortgesetzt scharfe Verurteilung. M. Lorenz sagt, alles in ihm sei recht problematisch; er habe keine Seite ohne Oppositionsstimmung gelesen. Aber, fügt er hinzu, es gebe Anregungen und sei aus eifernder Seele heraus geschrieben und wert, gelesen und besprochen zu werden. Komorzynski (Euph. 9, S. 189—95) hält das Werk für misslungen. — Frhr. A. von Berger **(8309)** ging in Eger den klassischen Reminiszenzen nach. Schiller sei dort gewesen, um sich an Ort und Stelle in die Scenerie von Wallensteins Tod einzuleben. — Schiller und das Theaterpublikum seiner Zeit behandelt Langguth **(8311)**, indem er die Anzeigen und Kritiken der ersten Aufführungen der Jugenddramen und des Wallenstein erörtert. — Ueber das Sommertheater in Lauchstädt als eine klassische Stätte handelt Kruse **(8053)**. — Ganz im Gegensatz zu Schiller ohne jede Einwirkung durch ihn steht das „moderne“ Drama, wie L. Kuhlenbeck (Das moderne Drama im Lichte Schillerscher Aesthetik: Deutsche Welt [Beil. d. DZg., Berlin] N. 1) nachzuweisen sucht. Wenn Schiller die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, den sicheren Probierstein der wahren ästhetischen Güte nennt, so sind die modernen Dramen das Gegenteil von ästhetischer Stimmung. Sie sind Tendenzstücke; sie entlassen den Zuschauer in einem Zustande der Gespanntheit, in einer peinlichen Stimmung, wie K. an O. E. Hartlebens „Rosenmontag“ nachweist. —

Einzelne Dramen: Die Räuber. Die erste Aufführung der Räuber in Stuttgart stellt Krauss **(8312—12a)** wiederum — denn schon Hoffmeister war sie bekannt — fest: 5. März 1784. Noch viermal liess der Herzog das zugkräftige Stück seines desertierten Regimentsmedikus in demselben Jahre aufführen. — Ein Anonymus (Die Räuber: Grenzb. 2, S. 22/8) warnt vor einer Aufführung der Räuber in Paris durch deutsche Studenten, da Paris jetzt zur Zeit der französisch-russischen Bundesgenossenschaft nicht das rechte Terrain für ein deutsches Liebhabertheater sei. Deutsche Studenten als Amateurkomödianten gehörten nicht nach Paris. Französische Studenten würden umgekehrt schwerlich dasselbe tun und eine Gastrolle in Deutschland riskieren, obwohl sie weniger Gefahr laufen würden. Der Verfasser begründet seine Ansicht aus eigener langjähriger Erfahrung in Paris durch verschiedene Beispiele und widerrät den Versuch dringend. Mit Recht! — Schillers Räuber und G. Hauptmanns Weber vergleicht J. Riffert (LZg^{B}. N. 53). Er stellt einen grossen Kontrast zwischen beiden fest. Bei Schiller handelt es sich um ideale Güter, während in den Webern lediglich materielle Dinge behandelt würden. —

Fiesko. Von einer verschollenen Handschrift des Fiesko berichtet Steig **(8315, 8228)**. Im Februarheft des „Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleien und Mode“ vom Jahre 1811 fand er den von Schiller für die Mannheimer Bühne abgeänderten Schluss des Fiesko und die „Erinnerung an das Publikum“ aus dem Theaterzettel der ersten Mannheimer Aufführung von 1784. Der Redakteur der Zeitschrift, Römer, hatte beides von Iffland, der mit Schillers Einverständnis am Fiesko Aenderungen für die Bühne vorgenommen hatte, erhalten. Der Abdruck der „Erinnerung“ war bis jetzt nicht mehr bekannt. Aenderungen scheinen mit ihr nicht vorgenommen worden zu sein; St. berichtet wenigstens nicht darüber. Der Schluss des Fiesko, den Römer leider nur allein abdruckt, stimmt in den Hauptzügen mit dem Mannheimer Bühnenexemplar überein, das Boas und Hoffmeister zuerst ausgebeutet haben. — In einem „Tagebuch aus Genua“ schildert Kerr **(8315a)** die Eindrücke, die er in Genua empfing. Er hat das Schloss der Doria besucht und beschreibt nun seinen Besuch mit kurzen Worten. —

Kabale und Liebe. Die erste Darstellerin der Luise Millerin, Karoline Beck geborene Ziegler, schildert M. **(8316)** lediglich nach Minor, ohne etwas Neues beizubringen. —

Don Carlos. Schuster **(8317)** hat den geschichtlichen Don Carlos zum Gegenstand einer sorgfältigen Studie gemacht. An seinem tragischen Ausgange ist nach ihm lediglich sein Vater Philipp II. Schuld. Einen Vergleich mit dem Schillerschen Helden, der freilich nicht viel bietet, hat er nicht angestellt. —

Wallenstein. Unter der neuen Wallensteinlitteratur ist wohl die Studie Machules (8324; vgl. 8319) über Coleridges Wallensteinübersetzung die wichtigste Erscheinung. Coleridges Uebersetzung ward bisher als klassisch betrachtet, in England sogar über das Original erhoben. Auch A. Brandl urteilte so, während Schiller selbst sich sehr ungünstig aussprach. M. stellt nun nach einer einleitenden Geschichte der englischen Uebersetzung von Coleridge einen eingehenden Vergleich der beiden Texte an (Ausgabe von Oesterley in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe und in Bohns Standard Library). Danach enthält die Uebersetzung neben vielen sehr gelungenen Stellen, die sich eng an Schillers Text anschliessen, eine grosse Anzahl von Versehen und Fehlern. Coleridge hat eine gründliche Durchsicht unterlassen; er hat sich nicht die nötige Zeit genommen oder nicht nehmen können. Seine Kenntnisse der deutschen Sprache reichten nicht aus, um die grossen Schwierigkeiten, die gerade der Wallenstein bot, zu überwinden. Sein steigender Dichterruhm hat aber auch über seine Wallensteinübersetzung ein verklärendes Licht verbreitet. Dazu kam, dass sich in der Uebersetzung zahlreiche Stellen fanden, die in der deutschen Ausgabe nicht standen. Diese wurden Coleridge zugeschrieben, und daraus entstand die Legende, er habe Schillers Werk verbessert, während er doch, wie zuerst Freiligrath 1861 vermutete, aus einem Manuskript übersetzte, das Schiller nach England an Bell gesandt hatte. Freiligraths Verdienst ist es, dass damals die beiden Handschriften Piccolomini und Wallensteins Tod wieder ans Tageslicht kamen. Das „Lager" war leider verloren. Das von Coleridge benutzte Manuskript stimmt mit der Berliner Handschrift überein. — In seiner Besprechung der Schrift E. Kilians „Der einteilige Theater-Wallenstein" hebt W. Bormann (8322) (LE. 4, S. 1654/5) hervor, dass Kilian zu einseitig nur auf das politische Moment Wert lege, während der Gegensatz der äusseren Weltzustände und des Familienlebens, der Wildheit jener Zeit des grossen Kriegs und des häuslichen Friedens die Grundstimmung und die Bedingung ausmache. Dieser Gesichtspunkt leite als der hauptsächlichste bei der ästhetischen Aufnahme des ganzen Wallensteins unbewusst uns alle; wenn einzelne Bearbeiter die geschichtlichen, andere die rührenden Momente und das Familienleben bevorzugen, so sei eben auf die erwähnten Gesichtspunkte hinzuweisen. Schon W. von Humboldt rede von dem „Gemütlichen" des „Wallenstein". — Ueber die Betonung einiger Stellen des Prologs handelt Schuller (8325), nämlich über die Verse 13, 48/9, 59 bis 60. Wenn er in dem letzten Vers betonen will „Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken", so ist das zweifellos falsch. Man kann hier nur wächst und grössern betonen. — Sehr anregend ist dagegen die Studie von Thimme (8326), der ausführt, dass nicht bloss ein buntbewegtes Bild des Treibens im Lager durch „Wallensteins Lager" gegeben werde, sondern dass auch ein tieferer Gedanke, eine einheitliche Idee darin liege. Der Dichter habe auch des Krieges Not und Qualen, ohne unwahr zu werden, ins Ideale hinauf verklärt. Bis Szene 6 gebe er eine exponierende Uebersicht über die Bestandteile des Lagers. Von da an treten die Jäger auf, die ihren Stand als solchen ins Licht zu setzen wissen, und noch mehr nachher die Kürassiere. Die Idee des Krieges komme in der Schlussszene in unerhört glänzender Weise zum Ausdruck. — Die schon öfters aufgeworfene Frage nach der Echtheit des Buttlerbriefs (JBL. 1899 IV 9 : 126; 1900 IV 9 : 145) behandelt Weizsäcker (8328) nochmals, und zwar gelingt es ihm, eine Lösung zu finden. Aus dem von Goethe und Schiller gemeinsam verfassten „Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini" ist nämlich zu ersehen, dass der Dichter sich den Wallenstein und nicht den Oktavio als Schreiber dachte. Uebrigens fügt W. hinzu, bei aufmerksamer Lektüre des Dramas sei eine andere Auffassung unmöglich. — Die beiden englischen Ausgaben des Wallenstein von Carruth (8318) und Winkler (8329) werden von Hohlfeld angezeigt. Zu der letzteren gibt er eine grössere Anzahl kritischer Bemerkungen. Er sagt dazu am Schluss: „The preceeding suggestions, as a partial liquidation of my individual obligation, are offered in the hope that they may prove of benefit to the editor in the eventual revision of his work." Von Carruths Ausgabe urteilt er: „Prof. Carruths second edition, in many ways, is a great improvement on the first ... the book will well answer the needs of all who do not intend to study the drama as extensively and critically as those whom Dr. Breul and Prof. Winkler have had in mind in the preparation of their editions." — Sehr eingehende Erläuterungen zu der ganzen Trilogie hat Zipper (8330) erscheinen lassen. Die Einleitungen dazu sind sehr instruktiv. Darunter befinden sich die bedeutendsten auf Wallenstein bezüglichen Abschnitte aus Schillers 30jährigem Krieg abgedruckt. In der Worterklärung hätte sich Z. aber vielleicht noch mehr beschränken können, wie dies auch von anderen seiner Erläuterungen zu wünschen wäre (vgl. JBL. 1897 IV 9 : 149). — Ein Parodie des „Lagers" von W. Hauff veröffentlicht Hofmann (8331) aus dessen Nachlass. Es ist ein „Bierspiel am Tisch" von Studenten Tübingens. — Das Verhältnis Wallensteins zu Kepler, der dem Generalissimus zweimal das

Horoskop stellen musste, behandelt E. Sokal („Wallensteins Wahrsager“: AZgB. N. 22) (vgl. JBL. 1901 IV 9:107). —

Maria Stuart. Die erste Aufführung der Maria Stuart und ihre Vorbereitung hat E. von Bamberg (8334) sehr sorgfältig erörtert. — Die Stuttgarter Erstaufführungen hat R. Kr[auss] (8335) festgestellt. Danach fand die erste Aufführung erst am 25. März 1802 statt, am 29. war eine Wiederholung nötig. Am 9. Juli wurde das Stück mit Iffland (Leicester) und am 27. August mit Karoline Jagemann (Elisabeth), am 10. Juni 1803 mit Friederike Unzelmann (Maria Stuart vgl. darüber den Bericht in Wielands Neuem Teutschen Merkur 8. St., S. 301), am 11. Januar 1805 mit Bethmann (Mortimer) und am 30. August 1805 mit Mad. Fossetta geborener Ziegler als Gast aufgeführt. — Ein Aufsatz des Historikers und Dichters Andrew Lang (Blackwood Magazin, Dezember 1901), der den Zweck verfolgte, die Blutschuld Marias nachzuweisen, aber sie für unerweislich erklären musste, hat neue Anregung gegeben. H. Conrad (8336), der dieselbe Frage erörterte, kommt nach einer genauen Untersuchung der acht Schatullenbriefe zu demselben Resultat. Bothwell handelte also aus eigenem Antrieb, als er sah, dass Maria, die zur Pflege ihres kranken Mannes herbeigeeilt war, sich mit diesem wieder aussöhne, und dass ein freundschaftlicher Verkehr sich von neuem zwischen ihnen anbahne. Diese selbst heiratete also nachher unwissentlich den Mörder ihres Gatten. — Ueber eine alte lateinische Maria Stuart-Tragödie berichtet Woerner (8340). Das Werk führt den Titel: Adriani Rovlerii Insvlani Stvarta Tragoedia sive Caedes Serenissimae Scot. Reginae in Angl. perpetrata, Exhibita ludis Remigialibus a Iuventute Gymnasij Marcianensis. Das Exemplar der Tragödie, das W. benutzte, gehört der Stadtbibliothek in Douai; auf einer der bekannten grossen Bibliotheken war es nicht vorhanden. In seiner Beurteilung des Stücks, das W. in einem Neudruck herauszugeben beabsichtigt, kommt er zu dem Resultat, keiner der Nachfolger — vor Schiller — habe sich, wie Roulerius bemüht, seinem Werk aus geschichtlicher Ueberlieferung Gehalt und Gestalt zu gewinnen, keiner sei über den Geschmack und Ungeschmack seiner Tage so weit hinausgekommen und so wacker auf ein Ziel zugeschritten, das als das Ziel tragischer Kunst zu erkennen soviel später Lebenden bestimmt war. W. rühmt besonders die Hauptscene des dritten Aktes; er sagt darüber, dass die sämtlichen Nachfolger des Roulerius, Schiller nicht ausgenommen, sich keiner Scene von solcher geschichtlichen Macht und Bedeutung zu rühmen hätten. —

Jungfrau von Orleans. Ueber die Jungfrau von Orleans ist ausser den englischen und französischen (8345–46 und 8348–52) Werken nur wenig erschienen. — Holstein (8347) berichtet über die Entstehung und ersten Bühnenerfolge des Stücks. — Ueber die Erstaufführungen in Stuttgart gibt R. K[rauss] (8347a) Auskunft, nämlich am 23. und 24. Juli 1802 jedesmal mit Iffland als Gast und Regisseur, dann 17. September 1802 mit Vohs, am 8. und 11. Juli 1803, dann erst nach drei Jahren 7. September 1806. — Ueber den Jubiläumsartikel eines Anonymus (8353) über die Erstaufführung des Schillerschen Stücks im Jahre 1801 ist JBL. 1901 IV 9:115 zu vergleichen. — K. (8354) zählt die musikalischen Schöpfungen auf, die auf Grundlage der Schillerschen Tragödie entstanden oder wenigstens die Gestalt der Jungfrau zum Mittelpunkt haben; 1801: Monolog „Die Waffen ruhn“, 1802: Abschied Johannas von Zumsteeg begonnen, aber nicht vollendet. Dann ferner Kompositionen von J. F. Reichardt, A. Romberg, Bornhardt und F. von Wickede. Die erste Bühnenmusik zur Jungfrau schrieb Anselm Weber. Es folgten Destouches, G. A. Schneider, Damrosch, Max Bruch u. a. Weiterhin erwähnt K. die deutschen, italienischen, französischen und englischen Opern, die die Jungfrau von Orleans zum Inhalt haben. —

Braut von Messina. Zur Braut von Messina ist ausser einer englischen Ausgabe von Carruth (8355) und einem Aufsatz desselben über Schicksal und Schuld in der Braut von Messina (8357) noch eine sorgfältige Studie von Bergmann (8356) zu verzeichnen. B. sucht mit Anlehnung an Bellermanns Buch „Schillers Dramen“, zum Teil auch im Gegensatz zu ihm, festzustellen, dass als das tragische Ziel des Stückes Cesars Tod, die Ermordung Manuels, und als Ziel der Handlung Beatrices Liebe und als Handlung selbst das Streben nach diesem Ziel, mit Cesar als Träger der Handlung anzusehen sei. Was B. gegen Bellermann ins Feld führt (S. 133), ist nicht stichhaltig. Gegen diesen Versuch spricht gar manches. —

Wilhelm Tell. Eine unverkürzte Volksausgabe des „Tell“ ist in der von L. Jacobowski begründeten Sammlung erschienen (8358). Es ist lediglich eine Textausgabe, ohne jede Einleitung und Anmerkung. — Den ersten sehr verdienstlichen Versuch einer Tell-Ikonographie hat F. Heinemann (8361) unternommen. Sein Werk umfasst die künstlerische Tellverherrlichung durch Pinsel, Zeichenstift oder Radiernadel vom 15.—20. Jahrhundert. Aus dem reichen, von ihm völlig beherrschten

Material gibt er 58 gute Abbildungen. Die Tellexistenz ist freilich auch auf diesem Wege nicht zu beweisen, im Gegenteil ist dadurch jede Hoffnung abgeschnitten worden. — Die Frage, ob Tell das Hutgebot gekannt habe, erörtert Damköhler (8362). Während Düntzer dies verneint, wird die Frage von D., Gaudig und Bellermann bejaht. D. führt den sicheren Beweis, dass Tell das Gebot kannte, aber unabsichtlich, da er jeden Konflikt meiden wollte, den Zusammenstoss herbeiführte und so sein Leben verwirkte. Für die richtige Beurteilung von Tells fernerem Handeln, besonders der Ermordung Gesslers, sei die Schuldfrage massgebend, was bis jetzt von niemand erkannt worden sei. Der Apfelschuss und daneben das Gelübde Tells seien nicht das Grundmotiv des Mordes. Der Schuss sei nur die Sühne für die Unterlassung der Reverenz und habe mit dem Morde nichts zu tun. Tell habe gelobt, den Gessler nur eventuell zu erschiessen. Er habe andererseits auch sein Gessler gegebenes Wort, ihn zu retten, gehalten, wie der Erfolg zeige. Mehr habe er nicht versprochen, vor allem nicht, dass er sich bei gegebener Gelegenheit nicht retten wolle. D.s Ausführungen sind sehr anregend und fördernd. Aber das letzte Wort scheint in dieser Sache noch nicht gesprochen zu sein. — Dass aus dem Spielplan des oberschlesischen „Städtebundtheaters" der Tell gestrichen wurde, berichtet Janus (8363), das Stück sei „wegen den (so!) in dem Stück zum Ausdruck gebrachten Freiheitsgefühlen für das Volkstheater ungeeignet". Dann müsste, wie J. gut begründet, der ganze Schiller von der Bühne fort und auch Goethe, Shakespeare und andere Dichter! — Die Wandkarte zum Tell von E. Vogt (8365), im Jahr 1896 zuerst erschienen (JBL. 1896 IV 9:153), liegt bereits in dritter Auflage vor. — Ein Anonymus M. (8366), veranlasst durch die Absicht der Leipziger Studenten, die „Räuber" in Paris aufführen zu wollen, erinnert daran, dass die Franzosen in der Uebersetzung Michel Pichats eine hervorragende Uebersetzung des „Tell" besitzen, die Schillerschen Geist atme und hoch über anderen Uebersetzungen stehe. — Eine „lokalgeographische Kuriosität" deckt H. von Wolzogen (Wilhelm Tell: DtschHeimat. 5, N. 12) auf. Im ersten Aufzug habe der Fischer seine Hütte am westlichen, im vierten am östlichen Ufer des Sees. Diese „lokale Konfusion" äussere sich auch im Stil; die Scene im ersten Akt nämlich sei „heimatkünstlerisch" aufgefasst, während im vierten Akt derselbe Fischer in pathetisch-hochgesteigerter edler Erregung, in Schillers erhabener Höhenkunst, spreche. — Die Schauplätze des Tell hat Wittmann (8233) als Tourist aufgesucht und in einem interessanten Reisebriefe geschildert. —

Demetrius. Nur ein Abdruck des alten, schon von Körner veröffentlichten Textes, ohne Rücksicht auf die neueren Veröffentlichungen, ist die neue Hendelsche Ausgabe (8367). Die „Vorbemerkung" enthält auf zwei Seiten das Nötigste über die Entstehung des Stücks. — Von Bedeutung ist eine Ergänzung des Fragments durch den Dichter M. Greif (8368). Alle Kritiker sind darin einig, dass G. den richtigen Weg eingeschlagen habe, um sein Ziel zu erreichen. Prem (8369) empfiehlt daher eine Aufführung des Stücks mit dieser Ergänzung am 9. Mai 1905 und ebenso H. (DZg. N. 10916). Sahr (8370) urteilt, der Versuch G.s sei im höchsten Grade beachtenswert und gelungen. Das Wichtigste daran sei, dass G. auf die dramatische Fortsetzung des Stücks verzichtet habe, indem er aus der Geschichte der bisherigen Fortsetzungen die Lehre gezogen habe. Seine Ergänzung sei reich an Schönheit, ein Kabinettsstück feiner, liebevoller Dichterarbeit. — Auch W. Schollmeyer (Den Manen Schillers: Magdeburger Zentral-Anz. N. 258) rühmt Greifs Ergänzung. In der Tat verdient sie alles Lob. G. lässt das Fragment selbstverständlich unberührt; er ergänzt es aber auch nicht direkt aus dem reichen Nachlass Schillers, sondern durch ein „Nachspiel", das er der tragischen Muse in den Mund legt. Nach einem Prolog der Göttin werden wir in „Schillers Arbeits- und Sterbezimmer" geführt. Dort versammeln sich nacheinander Caroline von Wolzogen und ihr Gemahl, Schillers Diener Rudolf, K. L. Schwabe und zuletzt Lotte Schiller zur Totenklage. Nach deren Abgang erscheint die tragische Muse und berichtet über die weitere Geschichte des Demetrius. Mit einer Apotheose des Dichters, bei der Danneckers Büste verwendet wird, schliesst das Stück. So ist es G. gelungen, in einer selbständigen Dichtung den Torso des Dichters würdig zu ergänzen. — A. Luther (Russischer Brief: LE. 4, S. 703/6) sucht nachzuweisen, wie Schillers Fragment auf die russischen Dichter eingewirkt habe. In einer Festschrift zu Ehren N. J. Storoschenkos („Unter dem Banner der Wissenschaft") hat er seinen Aufsatz darüber veröffentlicht. —

Uebersetzungen. Neues ist nicht erschienen. Nur die „Turandot" gab aus Anlass der Hundertjahrfeier der Uraufführung in Weimar am 30. Januar 1802 Anlass zu einigen kurzen Säkularerinnerungen (8375-76). —

Fremde Bearbeitungen. Bulthaupts (8377) Malteser-Bearbeitung findet als glückliche Ergänzung Anerkennung. — Wethly (8378) bespricht Wenggs Erstlingstragödie „Warbeck", die zum erstenmal in Strassburg aufgeführt wurde. Wengg hat unabhängig von Schiller gedichtet; er hat den Stoff anders gestaltet.

Sein Warbeck ist kein Betrüger, sondern von Geburt zur Krone bestimmt. Er ward durch die Ereignisse auf den Kampfplatz gestellt, um für sein Recht zu streiten. Aber es fehlen ihm die Kräfte dazu, und er geht an der ihm aufgedrungenen Rolle zu Grunde. —

Vorbilder. Dieckhöfer (8379) untersucht in einer fleissigen Dissertation Schillers Abhängigkeit in seinen Jugenddramen von Leisewitz' „Julius von Tarent". Er vergleicht Leisewitz' Guido mit Schillers Franz Moor, den Fürsten Konstantin mit dem alten Moor, Blanka mit Amalia, Leonore und Luise, den Julius mit Ferdinand und Karlos. Dabei findet er, dass Schiller in der Zeichnung seiner Charaktere „vieles von seinem Vorgänger übernahm". Doch müsse „bei dem Mangel an direkten Zeugnissen in vielen Einzelfällen die Entscheidung dem subjektiven (!) Ermessen überlassen (!) bleiben." Nirgends liege eine sklavische, unkünstlerische Nachahmung vor. Auch eine Aehnlichkeit einzelner Stellen und Scenen bei Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos sei vorhanden. Dagegen sei die Einwirkung auf Sprache und Stil gering. Unter den Quellen D.s vermisst man Ernst Müller, Schillers Kabale und Liebe, 1892. Dort (S. 54) hätte D. das Schillersche Motiv V, 1, von dem er S. 33/4 spricht, als ein typisches erwähnt gefunden. — Plutarchsche Anklänge in den Jugendramen von den Räubern bis zum Don Carlos stellt C. F[ries] (Schiller und Plutarch: NatZg. Sonntagsbeilage N. 10) zusammen (vgl. JBL. 1898 IV 9 : 157). —

Einwirkungen. Schillers Einfluss auf Grillparzer hat O. E. Lessing (8380) nachgespürt. Für Blanka von Kastilien war es der Don Carlos, wie Schiller selbst sagt und wie schon Hafner nachgewiesen hat (vgl. JBL. 1900 IV 9 : 188). Weiterhin sind Schillersche Einflüsse in der Ahnfrau, Sappho und in den Fragmenten Spartakus, Robert von der Normandie und Rosamunde Clifford vorhanden. — Von neuem untersucht Holzgraefe (8381) die Schillerschen Einflüsse auf H. von Kleist. Diese Einflüsse haben der „Wallenstein" auf die „Familie von Schroffenstein", den „Prinzen von Homburg", „Robert Guiscard"; die „Jungfrau von Orleans" auf die „Penthesilea" und das „Käthchen von Heilbronn"; der „Fiesko" und der „Wilhelm Tell" auf die „Hermannschlacht" ausgeübt. Auch in Briefen Kleists finden sich manche Anklänge an Schiller. H.s Programm ist als eine entschieden fördernde Arbeit zu begrüssen. — Reinhards (8382) Dissertation über Schillers Einfluss auf Th. Körner bezeichnet Keiper als besonnene und gründliche Arbeit. Die Stellung Körners scheint ihm durch R.s Untersuchung festgelegt. Er bedauert nur, dass R. nicht auch die Syntax und Metrik Körners gleich hier angeschlossen habe. — In „zeitgemässen Gedanken" erwägt Hess (8383) Schillers Stellung zum jüngsten Deutschland. Drama und Idealismus hätten, sagt er, nichts gemein; der Idealismus sei dem Begriff des Dramas konträr entgegengesetzt. Lediglich die Diktion sei im Drama die äussere Form des Idealismus. Das Drama sei ideal, weil es eine sittliche Läuterung erstrebe. Das könne man aber nicht Idealismus, sondern Idealität des Dramas nennen. Ersteres sei subjektiv, letzteres objektiv. — Eine Einwirkung auf V. Hugo stellt R. Pappritz (8384) fest. — Eine solche auf Sardous Sittenbild Fernande weist Gerstmann (8385) nach. Dieses decke sich mit der Schiller-Diderotschen Novelle „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache". Nur habe der zeitgenössische französische Dramatiker dem alten Stoff ein modernes Gewand gegeben und neue Figuren eingeführt. Eine zufällige Uebereinstimmung im Stoff sei völlig ausgeschlossen. Sardou habe sicher aus der alten Quelle geschöpft, ob aber aus Diderot oder etwa dem Schauspiel von Ancelot, der den Diderotschen Stoff ungeniert benutzt habe, stehe dahin. Freilich kann aber wohl schwerlich von einer Einwirkung Schillers geredet werden. —

Romantik.

(IV, 10 = N. 8388-8538.)

Oskar F. Walzel.

Allgemeines. Bartels (8388) überschreibt das 5. Buch seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" (das erste des 2. Bandes) „Die Romantik", während er im nächsten noch von der „Nachromantik" und von den österreichischen Dichtern der Zeit redet. Hier braucht nur das 5. Buch betrachtet zu werden, das ohnedies die Grenzen, die in den JBL. der Romantik gezogen sind, überschreitet. B. ist sichtlich bemüht, der Romantik gerecht zu werden; allein er nimmt sie von Anfang an

von einem einseitigen Standpunkte und verkennt darum oft das Wichtigste. Er setzt für „romantischen Geist" einfach „germanischen Geist" und erblickt in ihr den Anfang, die wahrhafte Begründung einer entschieden nationalen Litteratur (nicht bloss in Deutschland), den endgültigen Sieg des germanischen Geists über die Antike. Der höhere nationale Realismus, dem nach B.s Ansicht unsere Litteratur zustrebt, habe von der Romantik zwar die Feuertaufe empfangen, sei aber nicht davon versehrt worden. Er grenzt in beachtenswerter Art die Romantik vom Sturm und Drang ab; der Form nach sei sie noch viel mehr eine Koteriebewegung gewesen als dieser. Der romantischen Doktrin kann er, der richtig in Fr. Schlegel den „Ideengeber" erkennt, wenig Geschmack abgewinnen. Wären den Schlegel nicht zwei poetische Talente (Tieck und Novalis) an die Seite getreten, so könnte man die gesamten Theorien Friedrichs als müssige Hirnblasen eines paradoxen Geistes und geborenen Fragmentisten behandeln. Das Schlussurteil lautet: „Ohne Fr. Schlegel keine Romantik, . . . aber von ihm geht auch alles aus, was die Romantik in Verruf gebracht hat" (S. 85). Tieck ist nach B. der bedeutendste Dichter der Romantik; er hat die Extravaganzen Fr. Schlegels nicht mitgemacht und sich im ganzen an Shakespeare und an das Deutschtum gehalten. Im einzelnen tritt B. für Tiecks Novellen ein, meint, die Volksbücher hätten Tiecks Phantasie wieder gesund gemacht, und stellt „Vittoria Accorombona" den Renaissancenovellen C. F. Meyers an die Seite. Einigermassen befremdend klingen neben all diesen und vielen anderen Urteilen die Worte: „Gegen Novalis gesehen, sind alle anderen Romantiker keine". Wo bleibt da B.s Anschauung vom Wesen der Romantik? Und wiederum Kleist ist ihm der „hervorragendste Vertreter dessen, was wir Romantik im weiteren Sinne genannt haben" (S. 26). Die Charakteristik Kleists, an sich nicht mit neuer Farbengebung hantierend, gehört übrigens zum besten des Abschnitts. Glücklich ist der Hinweis auf Shakespeares „Weiber von Windsor" bei Gelegenheit des „Zerbrochenen Krugs" (S. 28); weniger glücklich nimmt B. an, das Stück habe „das deutsche Charakterlustspiel" geschaffen (S. 115). Der Nachweis, dass Hebbel im Gegensatz zu Kleist „wirklich moderner Tragiker" (S. 29) sei, wäre noch zu erbringen. Richtig erkannt ist die Bedeutung des Jahres 1806 für die Entwicklung der Romantik (S. 33). Dagegen verschiebt B. die tatsächlichen Verhältnisse, wenn er die Schwaben, die norddeutsche Romantik (mit Chamisso als Mittelpunkt) und die Oesterreicher als „Deutschromantiker" von den „echten" älteren und jüngeren Romantikern trennt (S. 47/8). Und noch bedenklicher erscheint die Behauptung, dass nicht die Reaktionären, sondern das französisch-liberale und radikale junge Deutschland den Verfall der Romantik bedeute. Dagegen ist es rühmend hervorzuheben, wie stark B. die positiven Leistungen der Romantik betont, ihre Universalität (S. 43) und die Tatsache, dass die moderne Wissenschaft zu einem guten Teil aus der Romantik geboren ist (S. 74). Im einzelnen setzt er sich, wie es seine Gewohnheit ist, mit Kritikern und Litterarhistorikern auseinander, zitiert, glossiert, bekämpft, bekrittelt Hebbel, Haym, Wilbrandt, Ricarda Huch und andere, überschätzt gelegentlich die Originalität seiner Beobachtungen, so wenn er meint, bei Hoffmann ginge im Gegensatz zu den anderen Romantikern, die das Reich der Wunder und das Reich der Trivialität scharf scheiden, ohne feste Grenze jenes in dieses über (S. 126). Wenig ergibt sich auch aus seiner Formel, Hölderlin sei eine metaphysische Natur. Dagegen protestiert er mit Recht gegen Brandes' Vergleich von Novalis und Shelley (S. 103). Das Verhältnis Heines zu Brentano stellt er, vom Richtigen ausgehend, zuletzt auf den Kopf, wenn er sagt, Brentano habe „sich doch einige Male zu grossen Arbeiten konzentrieren können, was Heine bekanntlich nie fertig brachte" (S. 133). Auch die Charakteristik der „Romanzen vom Rosenkranz" ist nicht treffend. Merkwürdigerweise möchte er endlich in den Brentanos jüdisches Blut nachweisen, und zwar von seiten des Grossvaters La Roche. — Hayms (8390) grundlegendes Werk ist vom Verleger unverändert abgedruckt worden. Damit wird das Buch wieder allgemein zugänglich; es ist endlich der Preistreiberei der Antiquare entzogen. — Von Ricarda Huchs (8391) anregungsreichem Buche über die „Blütezeit der Romantik" ist eine zweite unveränderte Auflage erschienen. Ludwig Fränkel stellt im LCBl. dem Buche ein ehrenvolles Zeugnis aus, wirft ihm aber unnötigerweise vor, dass es nicht bis zu Hegel vordringe, und sucht Widersprüche nachzuweisen, die tatsächlich nicht existieren. — Inzwischen hat die Verfasserin ihre Darstellung der Romantik durch einen zweiten Band (8392), der „Ausbreitung und Verfall der Romantik" betitelt ist, zum Abschluss gebracht. Schon die Ueberschriften der beiden Bände zeigen den Standpunkt, von dem Ricarda H. die Entwicklung der Romantik betrachtet, offenbaren zugleich das Fördernde und die Grenzen ihrer Anschauungen. Ihr hohes Verdienst ist, die starken geistigen Potenzen der Frühromantik energisch hervorzuheben; und sie hat recht, die geistige Blütezeit der Romantik in die Epoche der Schlegel, Novalis, Wackenroder, Schelling zu verlegen. Allein sie wird der künstlerischen

Kraft der späteren Romantik nicht gerecht, da sie nur die geringere ideelle Bedeutung, nicht die stärkere poetische Begabung erblickt, die den Jungromantikern im Gegensatz zu den Frühromantikern eigen ist. Sie sagt einmal: „Liest man die Romane und Novellen Eichendorffs, wo die Studenten, Grafen, Dichter, Jäger und Zigeuner von einem Abenteuer zum anderen vagabundieren, so ergreift einen bald ein ungeheurer Ueberdruss" (S. 357). Das Urteil ist bezeichnend: Ricarda H. ist selbst ein viel zu starkes künstlerisches Temperament, als dass sie sich in die Dichtung der Romantiker einfühlen könnte. Wieder einmal zeigt sich, dass der anempfindende Litterarhistoriker sich viel leichter einer Kunstleistung anpassen kann als eine schöpferische Dichternatur. Wendet Ricarda H. doch selbst an Heinrich von Kleists Schöpfungen nur Worte diskretester Prägung (zum Beispiel S. 230/1), und von der jungromantischen Lyrik hat sie so gut wie nichts zu sagen. Gerade weil jetzt immer wieder die Kritik in ihren neuesten Dichtungen enge Verwandtschaft mit der Romantik (nach Stilisierung und Inhalt) entdeckt, kann nicht genug hervorgehoben werden, wie die Künstlerin Ricarda H. sich selbst von der Kunst der Romantiker meilenweit entfernt fühlt. Was sie fesselt, das ist das Ideelle und die Psychologie des romantischen Menschen; und zwar letztere so stark, dass sie auch da noch den Menschen zu ergründen sucht, wo seine Ideenwelt ihr nichts mehr bietet. Zu ergründen, aber nicht zu entschuldigen. Denn wesentlich schärfer fasst sie die Jungromantiker an als die Genossen des Schlegelschen Kreises. Voraussetzung dieses schärferen Anfassens, ebenso wie des ganzen Buches ist die Konstruktion, die gleich zu Anfang aufgestellt wird und die ihrerseits eine notwendige Folge und Erweiterung einer Hauptthese des ersten Bandes ist (vgl. auch JBL. 1899 IV 10:1): die Frühromantiker sind klare, wissensdurstige, geistig energische Norddeutsche, die Vernunft und Phantasie, Geist und Trieb aussöhnen, Bewusstes und Unbewusstes verbinden wollen; die jüngeren Romantiker sind unklare Träumer, Halberwachte, denen es eine Wollust ist, sich zu verirren und sich in den Abgrund gleiten zu lassen, den die Frühromantiker nur spähend ausmessen wollen. Neben diesen eigentlichen jungromantischen Naturen stehen Schüler der Ideen von Novalis, Fr. Schlegel, Schelling; haben diese doch auf eine Mehrzahl der bedeutenden Zeitgenossen anregend gewirkt. So kommt Ricarda H. innerhalb der Romantik zu einer Scheidung der „romantischen Charaktere" in engerem Sinne und solcher Menschen, die „in romantischem Geiste wirkten, romantisch dachten, aber nicht romantische Naturen waren" (S. 164); ihr Lebenslauf schwankt nicht zwischen Trieb und Zufall, Sehnsucht und Schicksal, sondern starke Anlagen geben ihm die Richtung, ein besonnener Wille formt ihn. Typus dieser Art ist Görres; jene andere Art aber tritt, in ihrer Besonderheit bis zum äussersten verstärkt, an Clemens und Bettina Brentano hervor. Allerdings nimmt auch Ricarda H. ebenso wie Bartels jüdisches Blut in den Geschwistern an (und zwar leitet sie es von den Brentanos her). Auch sonst stimmt nicht alles in ihrem Rechenexempel; denn schliesslich entpuppen die meisten Frühromantiker sich gleichfalls als „romantische Charaktere". Dennoch bleibt eine Fülle von seelischen Tiefblicken in den Auseinandersetzungen R. H.s bestehen, vor allem in den Kapiteln „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung", „Romantische Lebensläufe", „Brentano" und „E. T. A. Hoffmann". Divinatorischer sind die Romantiker als Menschen wohl nie ergründet worden, und gern vergibt man der Verfasserin, dass sie das Negative, Zerstörende und Selbstzerstörende dieser Naturen stärker betont als ihre positive Leistungsfähigkeit. Zudem ist all diese Psychologie auf romantische Anschauungen selber gestützt. Ricarda H. hat, um die Welt-, Kunst- und Naturanschauung der jüngeren Romantiker zu ergründen, dornige Pfade nicht gescheut und eine Bibliothek romantischer und romantisch orientierter Werke gelesen, die selbst intimen Kennern des Gebiets bisher fremd geblieben sind (vgl. das Verzeichnis S. 365/7). Gründlich nützt sie Schriften und autobiographische Aufzeichnungen von K. G. Carus, G. F. Daumer, J. S. Kanne, J. N. Ringseis, Speckter, J. Ennemoser, Ch. A. von Eschenmayer, E. von Lasaulx, G. Malfatti, Nees von Esenbeck, L. Oken, Passavant, J. Troxler, J. J. Wagner, C. J. H. Windischmann und anderen. Aus ihnen schöpft sie nicht nur die Kapitel, in denen extreme Eigenheiten romantischer Anschauung zum ersten Mal im Zusammenhang und in moderner Beleuchtung uns nahegebracht werden: „Das Tier in romantischer Weltanschauung," „Die romantische Zahl", „Romantische Aerzte". Auch das wichtigste Kapitel des Buches „Der Mensch in der romantischen Weltanschauung" ist mit neuer Erkenntnis, die dort wurzelt, gesättigt. Die romantische Konstruktion des Menschen als einer Dreiheit (Geist, Seele, Leib) wird entwickelt und gedeutet, ihre physiologische Begründung durch die drei Stufen der Reproduktivität, Irritabilität, Sensibilität herangezogen. Ein Mittler oder Nexus verbindet die beiden Pole des menschlichen Wesens, die als Zerebralsystem und Ganglien- oder sympathisches System einander gegenüberstehen. Wiederum sind die verschiedenen romantischen Symbole für diese polare Antithese angegeben. Geschöpft aber ist aus ihr eine

neue Definition der Romantik: sie ist eine Auflehnung des Gangliensystems gegen das Zerebralsystem, beginnend mit Verlangen nach Gleichstellung, worauf Ueberwältigung des Zerebralsystems und schliesslich, nach verübten Tollheiten und Ausschweifungen, gänzliche Erschöpfung des Gangliensystems folgt, welches nun mit Leichtigkeit wieder unterworfen werden kann (S. 98). Aus gleichen Quellen ist geholt, was über romantisches Interesse für Metallfühlen, Magnetismus, Schlaf, Traum, Wahnsinn, Somnambulismus, Aberglauben gesagt wird. Und abermals ergibt sich eine neue Beleuchtung romantischer Menschheit: der Grundtypus der Romantik ist entweder der willensstarke Magnetiseur oder die reizbare Somnambule. Leider erschwert die Verfasserin ein Nachprüfen des von ihr benutzten Materials, indem sie nirgends die Zitate bibliographisch festlegt. Wer ihre Resultate wissenschaftlich verwerten will, muss den ganzen Weg, den sie beschritten hat, nochmals begehen; und er muss es um so mehr, da im einzelnen nicht immer klar wird, wo romantische Anschauung vorliegt, und wo die romantisch weiter konstruierende Berichterstatterin selbständige Gedanken suppliert. Sehr bedauerlich! Denn sicher ist etwa über romantische Medizin, über Brown und über seine Beziehungen zur Naturphilosophie in keiner Darstellung der Romantik so viel gesagt worden; auch die überraschenden Beziehungen romantischer und moderner Medizin kommen zur Sprache (Ringseis als Vorläufer der Bazillentheorie S. 295). Gerade in diesen Kapiteln, die vom romantischen Menschen zu romantischen Theorien weiterschreiten, erscheint die Romantik viel positiver und ergebnisreicher, so in den Abschnitten „Nachtseiten der Litteratur" (mit feinen Bemerkungen über Hoffmann, Kleist und Werner), „Katholizismus" und „Romantische Politik". Besonders im letzten ist sehr gut herausgearbeitet, wie wenig die echte Romantik mit „politischem und kirchlichem Obskurantismus" zu tun hat; ebenso offenbart eine ausgezeichnete Charakteristik von Görres, dass und warum die echte Romantik niemals zu volksfeindlicher Reaktion gelangen konnte. Das ganze Buch, in stilistischer Hinsicht nicht immer frei von Merkmalen der Ermüdung, ist künstlerisch aufgebaut. Den Eingang bezeichnen stimmungsvolle Schilderungen der Stätten, an die die Romantiker nach ihrer „Zerstreuung" gelangt sind, und eine feinsinnige Darlegung des romantischen Wandertriebes, der den sehnsuchtbeflügelten, in die Ferne strebenden Romantiker nach Italien oder an den Rhein führt. Schon hier, wo alles ins Menschliche getaucht ist, nirgends eine blosse Notiz steht, enthüllen sich die Gesichter der Romantiker in ihren charakteristischen Zügen. Und tiefmenschlich nachempfunden ist der Ausgang („Kampf und Niederlage"): wie die Genossen sich allmählig bewusst werden, dass andere sie überholen, ja dass die von ihnen Besiegten (wie J. H. Voss) zu neuem siegreichen Leben erwachen. Hoffnungsvolle „Ausblicke", die das Unvergängliche romantischen Strebens der Zukunft erhalten wollen, entlassen den Leser. —

Friedrich Schlegel und seine Genossen wurden als Vorläufer Nietzsches von Landsberg (8393) in Anspruch genommen. Nur ist es nicht ganz richtig, wenn da behauptet wird, dass in der Romantik zum ersten Mal eine Gemeinde sich gebildet habe, die eine neue künstlerisch-philosophische Weltanschauung an stelle der christlich-dogmatischen setzte. Und falsch ist die Behauptung, dass Fr. Schlegel ein „Vernunftverächter" gewesen sei. — Von Helene Stöckers Arbeit über die Vorläufer Wackenroders (8394a) erschien der Anfang als Berner Dissertation; eine Besprechung findet besser statt, wenn die ganze Studie zu erörtern sein wird. —

Schiller und die Romantik. Schillers Einfluss auf die romantische Theorie hat Basch (8395) zu bestimmen gesucht. Die grosse, heute noch vielfach geleugnete Verwandtschaft ist ihm klar geworden; dagegen glaubt er irrigerweise, dass immer Abhängigkeit der Romantiker vorliege, wo Uebereinstimmung sich zeigt. Die Frage, ob Fr. Schlegel nicht aus eigenem oder mindestens aus denselben Quellen schöpfend zu verwandten Resultaten gelangt ist, hat er nicht genügend erwogen. —

Schlegelscher Kreis. Von kleineren Arbeiten, die sich mit Novalis beschäftigen, ist Bölsches Aufsatz (8396) (JBL. 1899 IV 10:47) neugedruckt worden. — Grösslers Heftchen (8396a) stützt die Charakteristik des Dichters zunächst auf den „Ofterdingen" und glaubt Züge von Goethes Tasso hier wiederzufinden. — Komorzynskis Charakteristik (8397) bewegt sich in bekannten Bahnen; er meint, die Sehnsucht bei Novalis ziehe die modernen Dichter zu ihm. — Nippold (8399) hielt Novalis mit den Dichtern der Brüdergemeinde zusammen. — Russische Kritik (8402) hebt das Pathologische der Poesie Hardenbergs und ihre Verwandtschaft mit dem Symbolismus der Neufranzosen hervor. — Die Biographie Friedrich von Hardenbergs, die Heilborn 1900 veröffentlicht hat, fand ausführliche Kritik durch Minor und Walzel (8396b). M. spendet der schriftstellerischen Leistung hohes Lob, betont, dass ein geistreiches Buch uns, wo von einem Dichter wie Novalis die Rede ist, weit mehr fördere als ein anderes, das noch so exakt gearbeitet ist, kann indes H. von Willkür gegenüber den Tat-

sachen nicht freisprechen. M. wendet sich gegen das Zerrbild, das H. von Caroline entwirft, kann nicht finden, dass Schleiermacher unbedingte, nackte Seelenhingabe in der Freundschaft gesucht habe, hebt den Schnitzer H.s hervor, Schleiermacher habe Religion und Ethik untrennbar verbunden, bestreitet H.s Deutung des sexuellen Moments in Novalis' Natur und ist überzeugt, dass der geheimnisvolle Zauber, den Sophie auf Novalis ausgeübt hat, sich mit Dokumenten weder bestätigen noch erklären lässt. Novalis' Idee eines freiwilligen Todes wird von M. mit der Mystik in Zusammenhang gebracht, bei Czepko von Reigersfeld und bei Silesius festgelegt, dabei zugleich auf Jean Pauls Emanuel („Hesperus") hingewiesen. Novalis' Verhältnis zu Goethe möchte M. nach Tiecks Auffassung beurteilen (an Riemer, Weimarisches Sonntagsblatt 1856, S. 36 ff). Unzureichend findet M. die Besprechung von Hardenbergs Uebersetzungsversuchen und seiner Jugendlyrik, um so mehr lobt er die Analyse der Hauptwerke. Zum Aufsatze „Europa" stellt M. eine Reihe paralleler gleichzeitiger Tendenzen zusammen. Er deutet ferner die Fremden, die in den „Lehrlingen zu Sais" das Urvolk suchen, dann besonders ausgiebig den Begriff „Messias der Natur" (Schriften herausgegeben von Tieck und Bülow 3, 126), insbesondere durch den Hinweis auf Schelling, Steffens und Schleiermacher. Für die Deutung der Fragmente sei Schelling viel zu wenig von H. benutzt worden. Aus Ritters „Fragmenten aus dem Nachlasse eines jüngeren Physikers" (Heilborn S. 135) wagt M. nichts für Novalis in Anspruch zu nehmen. Zu kurz kämen bei H. die mathematischen Fragmente Hardenbergs. W. begnügt sich im wesentlichen mit einer Analyse der Biographie, setzt nur da und dort ein Fragezeichen an, so zur Charakteristik Sophiens von Kühn. Im ganzen gesteht er dem Verfasser zu, sehr geschickt gearbeitet zu haben, und muss besonders die Darstellung von Hardenbergs Philosophie rühmen. Kommt H. doch in gewandter Verwertung des an sich sehr geringfügigen Materials, das ihm seine wenig tief dringende Forschung lieh, wesentlich über ältere Darsteller hinaus. — Dagegen erweise sich alles, was Heilborn über Ritters „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers" und über ihre Beziehungen zu Novalis sagt, als unverwertbar. Dem ganz unkritisch wiedergegebenen Verzeichnisse von Hardenbergs Bibliothek, das H. bietet, sucht endlich Walzel durch bibliographische Nachweise einigen Wert zu leihen. Minors Rezension (8403) der von Heilborn besorgten Ausgabe von Hardenbergs Schriften ist das Resultat langjähriger Vorarbeiten zu einer kritischen Edition, die jetzt hoffentlich bald in dem Verlage von Diederichs erscheinen wird. Tief eindringende Kenntnis des Materials und kritischer Scharfblick machen sie zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Forschung, ganz abgesehen von den Einwänden, die gegen das Ungeschick und gegen die mangelnde Schulung H.s vorgebracht sind. An dieser Stelle kann der Reichtum von Nachweisen nicht ausgeschöpft werden. Nur des wichtigsten sei gedacht: M. gibt — was H. unterlassen hat — ein Verzeichnis des neuen, das in der Ausgabe vorliegt, und stellt ebenso das fehlende zusammen (unter anderem das Gedicht „An meine sterbende Schwester", das M. Novalis zuspricht). Er beleuchtet im einzelnen die Lesarten der Edition und berichtigt sie in zahlreichen Fällen, er bemängelt die Anordnung der „Vermischten Gedichte", ist überzeugt, dass H. unter die Jugendgedichte manches aufgenommen hat, das Novalis nicht zugehört, stellt fest, dass die „Hymnen an die Nacht" in der Fassung des Athenaeums die von Hardenberg selbst besorgte Redaktion, und zwar lediglich eine Kürzung der handschriftlichen Form darstellen, legt dar, in wie gänzlich verfehlter Form der „Blütenstaub" von H. mitgeteilt ist. Nachgewiesen wird im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar ein Fragment des zweiten Teils des „Ofterdingen" aus Loebens Nachlass; betont wird die Sorgfalt, die an die erste Ausgabe von Novalis' Schriften von den Herausgebern gewendet worden ist; zur Sprache des „Ofterdingen" verweist M. auf Joh. Grimm „Ueber den Goldbergbau zu Eula" und auf Heinrich Veiths „Deutsches Bergwörterbuch"; Busses Fabeleien über die Entstehung der „Hymne an die Nacht" werden aufgedeckt; dass Novalis katholisch empfunden und gedacht hat, ist ausführlich erörtert und begründet; die Handschrift des zwölften geistlichen Liedes wird der Zeit nach dem 4. August 1800 zugewiesen; endlich belehrt ein von M. abgedruckter Brief Fr. Schlegels an Reimer vom 19. März 1827, dass Fr. Schlegel an der vierten Ausgabe von Hardenbergs Schriften nicht beteiligt war, also den Aufsatz „Europa" hier nicht eingefügt hat. Walzels Rezension bekämpft H.s Prinzip, überall wo Handschriften vorliegen, diese wiederzugeben und nicht die ersten Drucke zu berücksichtigen so vor allem gelegentlich der „Hymnen an die Nacht" und des „Blütenstaubs". Er stellt Notizen zusammen, die die Entstehungs- und Druckgeschichte des „Blütenstaubs" erläutern, und kommt zu dem Schlusse, dass die von H. unter dem Titel „Blütenstaub" abgedruckten Papiere wahrscheinlich überhaupt nicht das Manuskript sind, das Novalis für das Athenaeum eingesandt hat. Dem Abdruck von Hardenbergs handschriftlichen Aufzeichnungen

zum Ofterdingen (Bd. 1, S. 195) weist W. eine Fülle von Versehen nach, insbesondere aber eine falsche Anordnung. Innerhalb der Gedichte werden dann, soweit Drucke oder Manuskripte der Königlichen Bibliothek zu Berlin H.s Vorlage waren, weitere Fehler angemerkt; dann wird das Verzeichnis der Jugendgedichte (Bd. 1 S. 464—75) gemustert, wobei die engen Beziehungen des Anfängers Novalis zu Wielands Dichtungen hervorgehoben sind; zwei von H. nicht aufgenommene Jugendgedichte „Bey dem Falckenstein einem alten Ritterschlosse am Harz" und „Armenmitleid" kommen zum ersten Abdruck. Der Fragmentenmasse des zweiten Bandes scheint, wie W. vermutet, H. kritiklos eine Menge von Exzerpten zugewiesen zu haben. So enthüllen sich die S. 65ff. abgedruckten Notizen als Exzerpte aus Hemsterhuis' Aufsatz „Sur l'homme et ses rapports" und aus seiner „Lettre sur les désirs." Auch hier hat H. die richtige Reihenfolge verfehlt. Eine Zusammenstellung von Hardenbergs Exzerpten und des Textes von Hemsterhuis erhärtet die Behauptung und zeigt zugleich, wie Hardenberg exzerpiert hat. —

Ein politisches Schreiben A. W. Schlegels an Metternich (Stockholm, Anfang 1813) wurde von L. Schmidt nach dem Dresdener Konzept abgedruckt (**8404**). Es teilt zwei Gespräche mit dem Kronprinzen von Schweden mit und will Oesterreich bewegen, von Napoleon abzufallen. Oesterreich solle nicht in einen Krieg verwickelt werden; aber seine Frontänderung „würde Preussen sich selbst zurückgeben". — Die in der Bibliographie als N. **8405a** gebuchte Notiz ist im wesentlichen schon JBL. 1900 IV 10 : 14 vorweggenommen. — Die Verdienste, die A. W. Schlegel um Dante sich erworben hat, erörtert mit der ihm eigenen sachkundigen Exaktheit Sulger-Gebing (**8405**): sowohl in der Behandlung als in der Beurteilung Dantes tritt durch W. Schlegel das künstlerische Element zum ersten Mal in die deutsche Dantelitteratur. Seine Vorgänger Meinhard, Bachenschwanz, Jagemann (von denen W. Schlegel nur den ersten gekannt zu haben scheint) stehen Dante gegenüber auf dem kühlen verstandesmässigen Standpunkt der Aufklärung. W. Schlegel sucht, ein echter Schüler Herders, Dante individuell und historisch zu erfassen; freilich ist er auch wieder ganz selbständig, wenn er Herdersche Kunstauffassung auf Dante anwendet, da ja Herder zu Dante kein Verhältnis hatte. Merkwürdigerweise hat Schlegel, der Formkünstler, seinen Nachfolgern (sie sind S. 104 verzeichnet) überlassen, die Terzine Dantes genau nachzubilden; die ins Mystische hinüberlangende Deutung der Terzinenform, die Schlegel in den Berliner Vorlesungen gibt, war ihm augenscheinlich zurzeit seiner Uebersetzung Dantes noch nicht aufgegangen. S.-G. verzeichnet die Ausgaben Dantes, die Schlegel benutzt hat, dann gibt er — Böcking und Reinhold Köhler ergänzend — eine Bibliographie der einzelnen Uebersetzungsfragmente Schlegels und betrachtet nach vier Gesichtspunkten die Besserungen, die Schlegel in späteren Fassungen bietet: 1. möglichste Annäherung an den Urtext, 2. Rücksicht auf leichten Fluss des Verses und auf sprachliche Schönheit, 3. Streben nach möglichst deutscher Fassung, 4. Rücksicht auf den Reim. Im ganzen ist die Uebersetzung nach S.-G.s Urteil recht frei, nicht arm an Zutaten, bewusst archaisierend, unrichtig aber nur an Einer Stelle. Ihren Wert beleuchtet eine Zusammenstellung der Uebertragungen von Inferno V, 103 durch Meinhard, Bachenschwanz, Jagemann und Schlegel. Ja S.-G. meint, Schlegel hätte, wäre er mit einer vollständigen Uebersetzung Dantes hervorgetreten, ebenso das Beste geliefert wie in seiner Uebertragung Shakespeares. Angefügt sind einige Bemerkungen über die Uebersetzungen Dantescher Lyrika, deren Auswahl die minderwertige lyrische Begabung Schlegels von neuem beweise. Ausführlich analysiert S.-G. zuletzt, was Schlegel über Dante gesagt hat und schätzt es hoch ein. Er verzeichnet auch die von Schlegel für die Aufsätze über Dante benutzte Litteratur. Im ganzen scheinen ihn W. Schlegels Aeusserungen über Dante in Bürgers „Akademie" und in den „Horen" unmittelbarer, echter, wahrer als die späteren, so etwa die der Berliner Vorlesungen. Einen Einfluss Dantes auf Schlegels Dichten möchte er nicht annehmen. Dagegen zeigt er eine Parallele von „Wallensteins Tod" (V, 186ff.) und von Schlegels „Prometheus" (Vers 73ff.) auf. —

Den Namen von Friedrich Schlegels Lucinde möchte Stanger (**8406**) aus Tiecks „Lovell" (Schriften 6, S. 300) ableiten; von A. Hubers naturphilosophischer Deutung weiss er nichts. —

Tiecks Roman „William Lovell" ist durch Hassler (**8410**) in sorgsamer und gediegener Weise untersucht und mit seiner Quelle, dem „Paysan perverti" des Restif de la Bretonne, verglichen worden. Auf 69 Seiten entwickelt H. ausführlich die Verschiedenheiten der drei Ausgaben des „Lovell" von 1795—96, 1813—14, 1828. Die hier geleistete Arbeit kommt einer kritischen Ausgabe gleich, ja übertrifft sie, da nicht nur die Lesarten gegeben, sondern die Textabweichungen zugleich rubriziert und auf ihre vermutlichen Gründe zurückgeleitet werden. Die zweite Ausgabe lässt 69 Briefe ganz fort, kürzt die anderen durch Streichung einzelner

Stellen, besonders sittlich anstössiger, durch Beseitigung gelehrten und allzu sentimentalen Beiwerks, unreifer Reflexionen und Urteile, kürzt endlich aus formellen Gründen; ändert ferner, wo Tieck durch seine italienische Reise eine bessere Kenntnis des Lokals sich erworben hatte, aber auch, wo er Anstössiges mildern wollte, endlich aus inneren und aus stilistischen Gründen; hinzugefügt ist nur sehr wenig. Die letzte Ausgabe nimmt einzelnes wieder auf, das in der zweiten gestrichen worden war, so 25 ganze Briefe; die Aenderungen im Detail sind geringfügig. Tabellen veranschaulichen das Verhältnis der drei Editionen. Aehnlich und in gleichem Umfange behandelt H. den Roman Restifs, vergleicht ihn mit der „Paysanne pervertie", bespricht die édition adaptée und die kombinierte Ausgabe von „Paysan" und „Paysanne", legt das Verhältnis des „Paysan" zu Restifs autobiographischen Darstellungen „Drame de la vie" und „Monsieur Nicolas" dar. Den Abschluss bildet eine Ergründung der Abhängigkeit Tiecks von Restif (S. 137—67): Briefe der handelnden Personen berichten denselben Vorgang da wie dort; ein junger unerfahrener Mensch von ursprünglich edlem Charakter, aber sehr reizbarem Temperament kommt beidemal aus engem Leben in den Strudel der Welt, wird planmässig verführt, sinkt von Stufe zu Stufe bis zum moralischen Bankrott. Wie die beiden Helden sind auch die beiden Verführer verwandt, ja sogar die Mehrzahl der Nebenpersonen. Die Abhängigkeit geht gelegentlich so weit, dass Tieck Restifs Vergleich des Lebens mit dem Theater, der Menschen mit maskierten Spielern vierzehnmal wiederholt. Dennoch ist vieles nicht benutzt, die Darstellungsart verschieden, das Sinnliche weit weniger derb gezeichnet. Der Schwerpunkt ist von den Handlungen des Helden auf sein Seelenleben übertragen; der Philosoph Lovell ist dem Dichter wichtiger als der Verbrecher. Und zwar, weil Tieck sich selbst in Lovell zeichnet. Seelenkämpfe zu schildern bemüht, gibt Tieck zwei Variationen von Lovells Charakter (Balder und Burton). Ganz neu ist Andrea, der auf Tiecks Hallenser Studienfreund Wiesel zurückgeht, und durch den der Roman ins Fahrwasser von Schillers „Geisterseher" kommt. Benutzt hat Tieck wahrscheinlich die adaptierte Ausgabe des „Paysan perverti". — Tiecks „Vittoria Accorombona" wurde von Landau (8411) mit ihrer Quelle verglichen, mit John Websters Drama „The white devil" (1612), das Tieck übrigens selbst abfällig beurteilte. Er hat denn auch die Heldin „in dem Masse, als Webster sie herabsetzte, erhöht und beinahe zum Engel gemacht." Sehr gehoben ist bei Tieck auch der Herzog von Bracciano. Auf Vittoria und auf ihre Umgebung hat Tieck Züge romantischer Kultur und Geselligkeit übertragen. — Für den Lyriker Tieck möchte Miessner (8412) eine Lanze brechen. Zu sehr habe man bisher betont, dass das Wesentliche Tieckscher Verse in ihrer Klangwirkung bestehe und der Inhalt nur in zweiter Linie in Betracht komme. M. selbst will mehr auf die Analyse der Motive und der Ausdrucksmittel (soweit sie nicht in das von anderen genügend erörterte Gebiet des Reimes und des Strophenbaus gehören) eingehen, dabei die inneren und äusseren Ursachen von Tiecks Schaffen erwägen. Das Resultat der Arbeit (M.s Schlusswort S. 103/6 umschreibt es) dürfte indes von der bislang geltenden Anschauung wenig abweichen: Tieck, ausgehend von einem Protest gegen die platten Wirklichkeitslyriker seiner Zeit, gelangte zu einer Ueberschätzung des Phantastischen, ebenso von einer Auflehnung gegen antiken Schönheitskultus zu altdeutscher und zu romantischer Dichtung. Rasch schaffend, gab er der Phantasie zu grossen Spielraum und verfiel auf regelloses Aneinanderreihen von Bilderketten, ohne das Durchlebte zum Kunstwerk reifen zu lassen. Auch die altdeutsche Poesie, voran der Minnesang, trieb ihn nur in gleicher Richtung weiter. Seine Phantasie, vom Leben zu wenig genährt, drängte ihn zum l'art pour l'art; er durchlebte an sich die Schicksale der Schlesier; nicht glückte ihm organische Verbindung des Bildes mit der gewollten Klangwirkung. Das Gewagte der Klangmalerei seiner erdentrückten Dichtungen empfand er selbst nicht. Dennoch möchte M. behaupten, dass Tieck „aus diesem Zauberwalde mit der Intuition eines grossen Künstlers bisweilen 'Bilderchen' von märchenhafter Pracht in das Gärtchen seiner Poesie verpflanzte." Was Tieck aber an falscher Stelle und in ungehörige Verbindung gebracht hat, das ist später getrennt und am rechten Ort durch Heine vor allem zu seinem Rechte gekommen. So M.! Vielleicht hätte er besser getan, ein Werturteil über Tiecks Lyrik nicht zum Angelpunkt seiner Untersuchung zu machen, sondern die Tatsachen allein sprechen zu lassen. Die stete Bewertung einzelner Motive und Formen beeinträchtigt durch ihre Subjektivität trotz aller Feinheit den Eindruck der sorgamen Studie. Sie beginnt mit einem Ueberblick über die theoretischen Ansichten Tiecks vom Wesen der Lyrik, betrachtet die Stellung, die der Lyrik innerhalb seiner Dichtung zukommt, und teilt die lyrischen Gedichte Tiecks in vier Gruppen stofflicher Art: Weltschmerzgedichte (Lovellton), Naturgedichte, Gedichte über die Kunst, Scherzgedichte; in jeder Gruppe wird chronologisch vorgegangen. Die zweite Hälfte der Arbeit prüft die Ausdrucksmittel, aus-

gehend von einer Betrachtung der Phantasie Tiecks. Was hier über seine Metaphern, über Licht und Farben und über Klangwirkungen gesagt wird, bildet eine wertvolle Ergänzung von Petrichs bekannter Darlegung des romantischen Stils. Zweifelhaft bleibt nur der Wert der statistischen Angaben. In diesem Rahmen gedenkt M. der Einwirkungen des Minnesangs, der Renaissancelyrik, des Hains, dann auch Jakob Böhmes. Analogien in moderner Dichtung werden herbeigezogen. Dagegen vermissen die Rezensenten Maync und Komorzynski eine ausgiebigere Beachtung des Einflusses, den Tiecks Lyrik auf die jüngeren Romantiker ausgeübt hat, überhaupt Seitenblicke auf die Lyrik der Zeitgenossen. — Ranftls Monographie über Tiecks „Genoveva" (8413) wurde von Steig sehr rühmend besprochen und analysiert. Nur zwei Berichtigungen ergaben sich dem Rezensenten, der besonders die Behandlung des Verhältnisses von Müllers „Golo und Genoveva" zu Tiecks Drama billigt. — Seine Studien über Tiecks Beziehungen zu Ben Jonson (JBL. 1900 IV 10:42) setzte Stanger (8414) fort und brachte sie zum Abschluss. Sehr breit und wenig übersichtlich entwickelt er das Verhältnis von Tiecks Fragment „Anti-Faust oder Geschichte eines dummen Teufels" zu Jonsons „The devil is an ass". Die wesentlichsten Resultate, insbesondere der Hinweis auf Goethes „Götter, Helden und Wieland" als zweite Quelle, sind von Haym vorweggenommen. Dankenswert sind die reichen Mitteilungen über die Vorgeschichte und über die eigentliche Veranlassung der Satire, nämlich über Heinrich Becks „Kamäleon". Verwertet sind ungedruckte Briefe der Romantiker. Abschliessend bemerkt St., dass Jonson von 1793—1801 Tiecks Liebling und Lehrer gewesen ist; fortan wandte er sich Shakespeare zu. „Je stärker er Romantiker wurde, desto mehr musste er die wirkliche Welt Ben Jonsons verlassen und sich eine künstliche schaffen, wie er sie in den meisten Dichtungen Shakespeares fand." Die Anregungen im Sinne Jonsons, die Tieck noch über den oben bezeichneten Termin hinaus anderen gab, sind zuletzt gebucht, vor allem Baudissins Uebersetzungswerk „Ben Jonson und seine Schule". — Nachträglich möchte Stanger (StVLG. 2, S. 230/1) noch Tiecks Lovell auf die Hauptperson von Jonsons Lustspiel „The new inn" zurückführen, den „melancholy guest" Lovell. — Zelaks Arbeit über Tieck und Shakespeare (8415) (JBL. 1900 IV 10:54) war mir auch jetzt noch nicht zugänglich. — Erich Schmidts (8416) Aufsatz „Die Entdeckung Nürnbergs" wurde neugedruckt. —

Die Heidelberger Romantik, ihre inneren Beziehungen zur Frühromantik und die Unterschiede beider Gruppen sucht im allgemeinen Bahon (8417) zu charakterisieren. Die Frühromantik ist in ihrem Wesen nicht übel erfasst, dennoch laufen einige falsche Generalisationen unter, und wenn als Hauptunterschied hervorgehoben wird, dass der Heidelberger Romantismus „combatif", das heisst politisch-national war, so bleibt doch wiederum Tatsache, dass die Frühromantiker gleichzeitig, ja früher ins politische Lager übergegangen sind. — Zur Geschichte der „Heidelberger Jahrbücher" hat Steig (8418) reiches ungedrucktes Material zusammengebracht. Nicht weniger als 100 Briefe aus den Jahren 1807—16 gewähren ergebnisvolle Blicke hinter die Kulissen des Unternehmens. Jean Paul, Wilhelm Schlegel, Arnim, Bettina, die Brüder Grimm, Creuzer, Windischmann, Solger, Büsching, Wilken, Horn, Böckh, E. Wagner, K. Justi, A. F. Bernhardi, der Verleger Zimmer und andere sind mit Schriftstücken vertreten. Ja sogar ein Postskript Arnims an Brentano erscheint als Ergänzung zu St.s bekannter Veröffentlichung (S. 274/5). Ferner kann St. aus dem heute sehr selten gewordenen, für die Mitarbeiter bestimmten „Plan der Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur" das wichtigste abdrucken. Die Publikation ist eine wichtige Urkundensammlung zur Geschichte der Romantik und der Wissenschaft; bei der Anonymität der meisten Beiträge zu den „Jahrbüchern" gibt sie endlich die Möglichkeit zu sicheren Bestimmungen der Verfasser einzelner Rezensionen. —

Bettinens Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm IV. sind jetzt durch eine Reihe von Dokumenten verdeutlicht worden, die Geiger (8419) im königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg, im geheimen Staatsarchiv zu Berlin und auf der Berliner königlichen Bibliothek aufgespürt hat. Er kann unter anderem 27 Briefe Bettinens an den König vorlegen (zwei Antworten des Königs, ferner mehrere Stücke aus dem Briefwechsel Bettinens und Adolf Stahrs, einen Brief George Sands an Bettine). Alle diese Papiere sind in zusammenhängender Darstellung eingehend erörtert, insbesondere mit Verwertung der Tagebücher Varnhagens. Das Königsbuch in seinen beiden Teilen, die G. charakterisiert und analysiert, Bettinens Eintreten für die Brüder Grimm und für Dahlmann, die Geschichte des „Frühlingskranzes", Bettinens politisches Wirken, ihr Interesse für die Polen und ihr Mühen um Kinkels Befreiung bilden im wesentlichen den Inhalt des Buches. Auch ihr Goethemonument spielt herein. Im Anhang wiederholt G. seinen Nachweisversuch von 1894 (JBL. 1894 IV 10:58), dass Bettine am 4. April 1785 (und nicht 1788) geboren sei, ferner bringt er den

unten (N. 8420) analysierten Aufsatz nochmals zum Abdruck. — Geigers Veröffentlichung ist vor allem von der Presse stark beachtet worden. Für Poppenberg (8421) ist die 55jährige, die diese Blätter geschrieben hat, noch immer das Goethekind: im Ueberschwang des Fühlens, im Traumhaften, im Chaotischen des Gedankens, in der Naivetät, in der selbstverständlichen gar nicht anfechtbaren Illusionssicherheit ihrer inneren Reiche, die ihr viel wirklicher, echter, lebensbestimmender scheinen als alle sichtbare Wirklichkeit und alle Vernunftüberlegung. Sie schafft sich aus eigener Phantasie einen König, der ihr höhere Wirklichkeit ist als der im Berliner Schloss. Ihr Daimonion treibt sie, zu diesem König als Schutzflehende und Fürbitterin der Unterdrückten ihre Stimme zu erheben. Sie begnügt sich nicht mit dem feierlichen Faltenwurf und den grossen Gesten seelischer Rhetorik, sie kann in Momenten, in denen es drauf ankommt, dialektische, fast diplomatische Ueberredungsgabe gewinnen. Daneben finden sich genrehaft-idyllische Züge. Für den Romantiker in Friedrich Wilhelm IV. hatte diese „gläubige Semele- und Alkmeneverehrung" verführerischen Reiz. Er suchte ihre Sprache zu sprechen. Aber er musste zuletzt doch seine Vorstellungswelt der ihrigen entgegenhalten und ablehnen, was sie verlangte. Eine Desillusionierung konnte denn auch bei Bettine nicht ausbleiben. — R. M. Meyer (König und Dichterin: Nation[B]. 20, S. 152/3) richtet seinen Blick vor allem auf die negativen Ergebnisse des Briefwechsels und charakterisiert Bettinen und Friedrich Wilhelm IV.: „Dilettanten beide, beide in grossen Gefühlen schwelgend, beide allzu hochmütig die Wirklichkeit, die plumpe Realität verachtend! Sie wusste sich an ihnen zu rächen, die grobe Wirklichkeit". — Auch Wittmann (8423) sucht den Inhalt der Briefe charakterisierend auszuschöpfen und meint, mancher Gegner Bettinens werde durch das Buch bekehrt werden. — Bettinens Beziehungen zu Goethe schilderte feinfühlig J. Fränkel (8419a). Er verwertete ausgiebig die im 14. Bande der Schriften der Goethegesellschaft zum ersten Male abgedruckten Papiere, hob hervor, wie ganz anders Goethes erste Begegnung mit Bettinen verläuft als sein Zusammentreffen mit Grillparzer, Heine, Mickiewicz, Odyniec, verweilte am längsten bei den seelischen Erlebnissen, die Goethes Tod in Bettinen auslöste, und suchte endlich die beiden Monumente, die sie Goethe gestiftet hat, den „Briefwechsel mit einem Kinde" und ihr Goethedenkmal, in ihrem Wesen zu erfassen. — Dass Bettine an J. L. S. Bartholdys Buch „Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809" (Berlin, J. E. Hitzig 1814) mitgearbeitet habe, machen — wie Geiger (8420) annimmt — zwei Stellen ihres „Ilius Pamphilius" wahrscheinlich (Bd. 2, S. 135, 170). Bettina selbst spricht von einem Buche, zu dem sie den Bericht über Hofers Tod, dann Notizen, Lieder, kleine Zeitungsnachrichten beigesteuert habe. Und wirklich möchte G., vor allem durch Verwertung von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", diese Beisteuer in Bartholdys Buch nachweisen. —

Dass Arnims „Päpstin Johanna" nicht ausschliesslich auf Schernbergs Spiel zurückgehe, sondern vielleicht auch auf einer älteren deutschen Quelle beruhe, möchte Speck (8424) annehmen. Motive der Merlinsage, die bei Schernberg fehlen, seien ferner wohl von Arnim hinzugetan worden. Erweitert aber sind gerade diese Motive der Merlinsage durch Momente der Homunkulusidee. Sp. möchte annehmen, dass der romantische Philosoph J. J. Wagner, der ja vielleicht an der Entstehung von Goethes Homunkulus seinen Anteil hat, auch hier Stoffgeber gewesen ist. Die Entstehungsgeschichte von Arnims „Päpstin Johanna", die Sp. sich zurechtlegt, bedürfte wohl eindringlicherer Begründung, um glaubhaft zu sein. — Ein zu wohltätigem Zwecke verfasstes Gedicht Arnims, „Bittschrift für ein armes kleines Mädchen, das zur Ernährung einer kranken Mutter Weihrauch zum Verkauf herumträgt", veröffentlichte Steig (8425). Er weist es dem Winter 1810 auf 1811 zu, zeigt, wie weit Arnims Bemühen von Erfolg war, und glaubt auch noch in Brentanos „Philister" Beziehungen zu diesem Bemühen zu finden. Ist doch die erste Ausgabe des „Philisters" zum „Besten einer armen Familie" gedruckt worden. —

Die Monographie über Brentanos „Ponce", die Roethe (8429) im Vorjahr veröffentlicht hat, wurde von Walzel ausführlich analysiert und auf ihre methodische Bedeutung geprüft, zum Vergleich auch Steigs Druck der Bühnenbearbeitung des „Ponce" (8428) herangeholt. Kleineren Berichtigungen von Steigs Veröffentlichung fügt W. die Frage an, wie sich vom Standpunkt der Bühnentechnik „Ponce" zu der späteren Bearbeitung verhalte, und möchte die Trivialisierung der Bühnenbearbeitung auf die Notwendigkeit zurückführen, ein Produkt, dessen Reiz nur ein engster Zirkel ästhetisch Geniessender nachfühlen kann, durch Zugeständnisse an das Publikum bühnenfähig zu machen. Die patriotische Tendenz der Bearbeitung hingegen scheint ihm zu tief in Brentanos Wesen begründet, als dass er von Effekthascherei reden möchte. Endlich legt W. dar, in welchem Zusammenhang das Weimarer Preisausschreiben und der dadurch veranlasste „Ponce" mit Schillers Theorie des Lustspiels steht, wie diese Theorie auch den Schlegel eignet, und wie

Brentano als Anhänger und Schüler der Schlegel versucht hat, den Gedanken einer auf „geistreiche Freiheit des Gemüts" zielenden Komödie durch ein Drama des Wortwitzes zu verwirklichen. Ausführlicher noch und eingehender beleuchtet Minors Anzeige der Arbeiten von Roethe und Steig die Theorie des Lustspiels, die Schiller und den Frühromantikern eigen ist, weist noch auf Aussprüche Körners hin und auf Tiecks „Briefe über Shakespeare", an die Brentanos Vorerinnerung wörtlich sich anlehnt, gibt reichliche Notizen zur Geschichte des Interesses, das in romantischen Kreisen dem Preisausschreiben entgegengebracht worden ist, hält es endlich für ausgemacht, dass auch Sophie Bernhardi sich an dem Wettbewerb beteiligt habe (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 13, S. 122). Roethes Charakteristik des Wortwitzes im Ponce wird von M. durch Hinweise auf die romantischen Voraussetzungen solcher Witzspiele, insbesondere durch eine Zusammenstellung von Fragmenten Fr. Schlegels erweitert, die vom Witze sprechen. Endlich verweilt M. bei der Frage nach der Quelle, bringt Ergänzungen zur Motivenforschung, hebt ausdrücklich hervor, dass er Roethes ausgezeichneter Charakteristik des Helden und der Entwicklung des romantischen Spieltriebs im „Ponce", in Kleists „Käthchen" und „Homburg", in Halms „Griseldis" nichts zuzufügen habe, und erwägt, mannigfach von Roethes Aufstellungen abweichend, wieweit der Miserfolg der Bühnenbearbeitung auf Brentanos, wieweit er auf die Rechnung der damaligen Leitung des Burgtheaters zu setzen sei. — N. **8426** ist bereits JBL. 1900 IV 10:82 gebucht. — Sprenger (**8427**) führt das Lied aus Brentanos „Bravem Kasperl": „Wenn der jüngste Tag wird werden", auf Bruns von Schonebeck Paraphrase des Hohen Liedes (ed. Fischer, Vers 1105ff., 11944, 11034, 10964) zurück und gibt sprachliche Erklärungen zu der Novelle. —

Die neue Ausgabe des „Wunderhorns", die Ernst (**8432**) besorgt hat, kommt für wissenschaftliche Zwecke nicht in Betracht. Sie will in verkürzter Gestalt, „die Fehler von Arnim und Brentano meidend", das Wesentliche und Ergebnisreiche der Sammlung für die Gegenwart retten. — Lohre (**8434**) verfolgt die Geschichte des Interesses für Volkslieder von Percys Sammlung bis zum „Wunderhorn", nennt und schildert die Vorläufer des „Wunderhorns", deutet an, wieweit sie Arnim und Brentano bekannt waren, erwähnt auch A. W. Schlegels Verhältnis zum Volkslied, erkennt die Bedeutung von Reichardts „Berlinischer musikalischer Zeitschrift", in der Arnims Aufsatz „Von Volksliedern" abgedruckt ist, und gibt schliesslich, im wesentlichen nach den von Steig veröffentlichten Briefen Arnims und Brentanos eine Darlegung der Entstehung des „Wunderhorns". Freilich geht er da nicht in die Tiefe und hat wohl nicht ganz recht, wenn er Brentano — in Gegensatz zu Arnim — moderne Zusätze und Umarbeitungen verpönen lässt. Die Stücke, die nach L.s Ansicht von Elwert und Gräter übernommen sind, werden S. 128—30 verzeichnet. — Minors Rezension (DLZ. 23, S. 2468-72) charakterisiert die redaktionellen Eingriffe der Herausgeber des „Wunderhorns" nach ihren Briefen und protestiert gegen die landläufige Annahme, die Romantiker hätten geglaubt, dass „das ganze Volk konkrete Volkslieder gedichtet habe". —

Görres „als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker, im Zusammenhang mit der jüngeren Romantik" hat durch Franz Schultz (**8435**) eine gediegene und ergebnisreiche Charakteristik erhalten. Die Monographie ist aus einer Berliner Dissertation (vgl. JBL. 1900 IV 10:79) erwachsen, zugleich aber die Beantwortung einer Preisfrage, die 1897 von der Grimmstiftung der Universität Berlin gestellt worden ist. Sch. will Görres' Verhältnis zur Theorie der Romantiker, aber auch zur Germanistik und Orientalistik erhellen. Mit feinem Takte sucht er die Lösung dieser zweiten Hälfte seiner Aufgabe nicht in einer dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechenden Bewertung von Görres' Forschung. Lediglich bemüht, das Wesen des Forschers Görres zu erfassen, gibt Sch. dennoch reiche Beiträge zur Geschichte der Anfänge der germanischen Philologie. Sch. hat seine Arbeit in drei Kapitel eingeteilt: „Von der Revolution zur Romantik", „Görres und die jüngere Romantik", „Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker". Im ersten tut Görres, der 1799 in Paris von seinem Jakobinertum geheilt worden war, seine ersten Schritte zur Romantik hin, im zweiten offenbart sich seine Stellung zu den Heidelbergern, im dritten werden die „Teutschen Volksbücher", die Arbeiten auf dem Gebiet des Volkslieds, des Minne- und Meistergesangs, der Heldensage, der Sagengeschichte (insbesondere der Gralsage) und die Kritiken und Studien über die zeitgenössische Litteratur analysiert. Das erste Kapitel stellt die romantischen Elemente in Görres' Jugendarbeiten, vor allem in den Beiträgen zur „Aurora" fest und erörtert, was Görres mit der Frühromantik verbindet und was ihn von ihr scheidet. Das zweite, mehr ins Biographische hinüber spielend, berichtet, wie nach einigen flüchtigeren Berührungen mit Arnim, August Winkelmann und Brentano der Geistesbund der Heidelberger ersteht, und zeigt ihre gemeinsamen und gegensätzlichen Anschauungen. Das dritte Kapitel spricht von Görres' Beziehungen zu den Grimm, sammelt Zeugnisse zur Geschichte

des romantischen Interesses an den Volksbüchern, prüft, was Görres selbst über sie vorbringt, würdigt seine Rezensionen des „Wunderhorns", von Tiecks „Ulrich von Lichtenstein", von Jakob Grimms Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang" und knüpft eine Würdigung von Görres' „Altteutschen Volks- und Meisterliedern" an; die Schriften, die Görres der Heldensage gewidmet hat, zu erläutern, geht Sch. von dem Aufsatz über Siegfried und über die Nibelungen in der Einsiedlerzeitung aus. Die Zusammenfassung der übrigen sagengeschichtlichen Studien von Görres lässt Sch. im „Heldenbuch von Iran" gipfeln. Uebersichtliche Darlegungen von Görres' Urteilen über zeitgenössische Dichter und Künstler schliessen die Monographie ab und ergänzen zum Teil das erste Kapitel und seine Analysen der Aufsätze der „Aurora". Der Verfasser fügt indes noch das Programm einer Untersuchung von Görres' Stil an, die sich ihm während der Arbeit als notwendige Ergänzung seiner Studien erwiesen hat. Die Monographie von Schultz hat in Steig einen verständnisvoll liebenswürdigen Rezensenten gefunden. Er liefert einige Berichtigungen, die er ausgiebig begründet: die Wendung „Dem Teufel zum Spritz" (in Görres' Brief an Arnim vom 2. August 1810) wird — in Gegensatz zu Schultz — aus Jakob Grimms Abhandlung über Irmenstrasse und Irmensäule (Kleinere Schriften 8, S. 475) belegt und „Spritz" als „Hohn", „Spott" gefasst. In Görres' karikierter Rezension der „Gräfin Dolores" (vgl. JBL. 1901 IV 10:84) wird der „Psychologe" auf Beireis bezogen und gegen Schultz' Lesung „Physiologe" verteidigt (vgl. auch „Gräfin Dolores" 2, S. 57—90). Endlich stellt St., zum Teil sich selbst berichtigend, fest, dass der übelwollende Rezensent des „Wintergartens" in den Heidelberger Jahrbüchern Ernst Wagner gewesen ist. Minor (ZÖG. 53, S. 1082/7) verbindet seine Besprechung der Monographie von Schultz mit der Anzeige von Wibbelts Büchlein (JBL. 1900 IV 10:79a; 1901 IV 10:86) und von Schultz' Sammlung der „Charakteristiken und Kritiken von J. Görres aus den Jahren 1804 und 1805" (JBL. 1900 IV 10:80). Er spendet Schultz (nicht aber Wibbelt) reichen Beifall, bringt wichtige Ergänzungen, zunächst über Friedrich Schlegels Einfluss auf Görres und bespricht nach Inhalt und Stil die „Charakteristiken und Kritiken". Sandvoss lobt das „ausserordentlich fleissige Werk des sehr kenntnisreichen jungen Forschers", analysiert es und plädiert zugunsten des Germanisten Görres, dessen theoretische Erkenntnis er hoch einschätzt, während er seine philologischen Schwächen noch bei von der Hagen und Massmann wiederfindet. Arens bespricht anerkennend den Inhalt von Schultz' Buch, tadelt indes die stilistische Form. — Schultz hat im Berichtsjahre eine zweite Folge Charakteristiken und Kritiken von Görres veröffentlicht (Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres. Herausgegeben von Dr. Franz Schultz. Zweite Folge. Köln, J. P. Bachem. 1902. [Görresgesellschaft, 3. Vereinsschrift für 1902]. 106 S. M. 1,80.) Sie entstammen durchaus den Heidelberger Jahrbüchern und behandeln Runge, Friedrich Schlegel, Villers, das Wunderhorn, Ossian und Jean Paul. Eine knappe Einleitung charakterisiert Görres' Heidelberger Zeit und ihre Bedeutung. — Görres' Bibliothek ist vom Süddeutschen Antiquariat in München verzeichnet und verkauft worden. Die Kataloge, insbesondere der dritte **(8436)**, sind beachtenswert. — Die Geschichte der Görresgesellschaft schrieb zum 25jährigen Jubiläum sorgsam und eingehend Cardauns **(8436a)**. —

Vier Briefe Runges an G. A. Reimer aus den Jahren 1803-08 druckte ab und deutete Steig **(8438)**. Sie melden von Sympathien und Antipathien Runges. Ihre sorglose Orthographie und Interpunktion legt St. nahe anzunehmen, dass in den „Hinterlassenen Schriften" die Papiere Runges starke redaktionelle Eingriffe erfahren haben. Er belegt die Annahme durch den Abdruck der Handschrift von Runges Gedicht „Ewig schweigt die süsse Silberstimme", das in den „Hinterlassenen Schriften" (Bd. 2, S. 130) (augenscheinlich von fremder und wenig geschickter Hand) fast in jeder Zeile überarbeitet worden ist. Wir stehen also der gesamten Schriftstellerei Runges gegenüber auf schwankendem Boden. Nur der Abdruck des „Machandelbooms" in der Einsiedlerzeitung (N. 29, 30) dürfte zuverlässig sein. Mitgeteilt ist auch eine Briefstelle von Friedrich Perthes an Jakob Grimm (10. März 1840), die besagt, Runge hätte bei längerem Leben sich durch das Phantastische durchgearbeitet, das er aus Böhme geschöpft hatte. —

Norddeutsche Romantik. Ungedrucktes Material zur Biographie Chamissos hat Geiger aufgespürt und für einzelne Aufsätze verwertet **(8439—41)**. Da demnächst in Buchform all dies zusammengefasst werden soll, mögen hier die bibliographischen Angaben vorläufig genügen. — Der Verlag Hesse hat seine Ausgaben von Chamissos Werken, sowohl die kürzern mit Siegens Vorwort **(8445)** wie die umfangreichere mit Bartels Einleitung **(8446)** neu ausgegeben (vgl. JBL. 1899 IV 10:66). — Die Quelle von Chamissos „Fortunat", das heisst den Druck des Volksbuches, das dem Dichter vorgelegen hat, glaubt Kossmann **(8442)** in einer Fassung zu finden, die er dem 18. Jahrhundert zu-

schreibt, und die den Druckort „Londen" trägt. Seine sorgfältigen Zusammenstellungen, angeregt durch Walzels Bemerkungen (Euph. 4, S. 134/5) und diese zum Teil bestätigend, machen den Nachweis sehr wahrscheinlich. — Die Studien zur Lyrik (richtiger: zu den Balladen und lyrischen Erzählungen) Chamissos von Tardel (8443) ergänzen und erweitern des Verfassers Graudenzer Programm von 1896 (JBL. 1897 IV 10: 109) und seine „Vergleichenden Studien zu Chamissos Gedichten" (ZVLR. 13, S. 113—34; vgl. JBL. 1899 IV 10: 72). T. gibt reiches stoffgeschichtliches Material, hübsche Beobachtungen zur Charakteristik von Chamissos Art, seine Quellen zu verwerten, und Nachweise dieser Quellen. Er vergleicht als Erster ausführlich „Das Gebet der Witwe" mit Luther (Weimar. Ausgabe Bd. 19, S. 639), stellt die Vorlagen fest für „Korsische Gastfreiheit", „Die Versöhnung", „Abba Glosk Leczeka", „Baal Teschuba", „Sage von Alexandron" und gibt die Stoffgeschichte von „Vetter Anselmo" vom Mittelalter bis auf Chamisso und auf Grosses „Domdechanten von Compostella". —

Zu einer Auswahl von Eichendorffs Gedichten, die Strauss besorgt hat, schrieb Kurt Jahn (8450) eine Einleitung, die knapp und in einfachen Linien den Lyriker Eichendorff charakterisiert. In den Gedichten von „Ahnung und Gegenwart" findet J. schon die volle Höhe, aber auch die Grenzen von Eichendorffs Können, als dessen wesentliche Momente ihm erscheinen: Schilderung des Ungewissen, Unheimlichen, Verspottung des Genialen, flüssiger Strophenbau, Religiöses, endlich Zusammenklang von Natur und Seelenstimmung, wie er von Goethe in „Wanderers Nachtlied" und „An den Mond" geschaffen worden ist. Diese Erfassung von Natur und Menschenleben als einer ursprünglichen Einheit wird von J. in raschem, historischem Ueberblick gewürdigt. Die Natur selbst ist bei Eichendorff von ihrer idyllischen friedlichen Seite dargestellt: die mitteldeutsche Landschaft, deren Reiz sich am frühen Morgen, im Frühjahr, am lauen Herbstabend entfaltet, der Buchenwald, das kleine Städtchen im Tal, „all die reizende Kleinstädterei der Biedermeierzeit, zuletzt verwilderte Gärten mit Marmorbildern alter Heidengötter". Seiner späteren Dichtung haftet etwas Weltfremdes, Verschwommenes an, nicht die Dinge, sondern die Begriffe der Dinge erscheinen in reiner vergeistigter Form. Im Alter hat er dem völlig geänderten Geschmack der Zeit sich anzupassen nie versucht, seine tätige Anteilnahme an den Bestrebungen seiner Zeit ist überhaupt nicht gross; nur satirisch bricht sie hervor. Das Grosse seiner Kunst und ihre Grenze liegt in ihrer inhaltlichen und formalen Vollendung; ungeahnte Tiefen tun sich hinter seinen Gedanken nicht auf. Die Auswahl hält die von Eichendorff selbst angelegten Rubriken fest, streicht aber manches Gedicht, das mir zu den wichtigeren Kunstbekenntnissen Eichendorffs zu gehören scheint. — Auch Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart" fand durch Jahn eine feinsinnige Analyse in einem Vortrage, der nur im Auszuge veröffentlicht worden ist (DLZ. 23, S. 728): kaum sei je vor Eichendorff der Zusammenklang von Natur und Menschenseele so vollendet dargestellt worden. — Ein etwas trockenes Interpretationsschema des „Taugenichts" entwarf für Schulzwecke Sprengel (8454). —

Drei Briefe an Fouqué veröffentlichte Pfeiffer (8455): von Houwald, Fr. Perthes und von Chamisso (13. Januar 1838; eines seiner letzten Schreiben, mit einem interessanten Bekenntnis seiner Unfähigkeit, „das französische für den Druck zu schreiben"). —

Umfängliches unbekanntes Material zur Biographie E. T. A. Hoffmanns hat Hans von Müller (8460) sich zugänglich gemacht. Als reichste Fundgrube hat sich Hitzigs Nachlass erwiesen. Noch sind fast alle Briefe Hoffmanns an Hitzig vorhanden; dann ist Hoffmanns Nachlass von seiner Witwe an Hitzig übergeben worden, allerdings nur teilweise in seinem Besitz verblieben; endlich hat Hitzig reiches Material für seine Biographie Hoffmanns gesammelt. M. hat den jetzt in verschiedenen Händen befindlichen Nachlass zusammengestellt und geordnet. Und er veröffentlicht ein umfassendes Verzeichnis nach folgenden Rubriken: Hitzigs Publikationen über Hoffmann; Hoffmanns Briefe an Hitzig; Hoffmanns Nachlass (rein litterarische Manuskripte; Versuche und Gelegenheitsdichtungen; Tagebücher; Entwurfbücher, Entwürfe; Korrespondenz); Papiere, die später in Hitzigs Besitz gekommen sind. — An anderer Stelle gab Müller (8461) den Plan eines Werkes über Hoffmann, das erstens seinen Briefwechsel und sein Tagebuch in Auszug, zweitens Nachrichten der Freunde (insbesondere Hippels, Holbeins, Speyers) über Hoffmann bringen soll. Gleichzeitig druckte er ab: einen Brief Hoffmanns an Dr. Adolf Wagner vom 25. November 1817 (er schildert den Brand des Berliner Schauspielhauses), einen an Dr. Friedrich Speyer vom 1. Mai 1820 (er bezieht sich auf „Kater Murr" und auf Bamberg), zwei humoristische Einladungsbriefe an Ludwig Devrient (datiert ist nur der zweite: 9. Januar 1821). — Bleis (8458) anspruchsvoller Essay über Hoffmann (vgl. JBL. 1900 IV 10:91) wurde neu gedruckt. —

Noch prätentiöser gebärdet sich Schaukal in zwei Aufsätzen (8463—64), die den Eindruck erwecken möchten, als sei es nötig, Hoffmann heute zu „retten", und mit Phrasen aufwarten wie: Hoffmann sei der witzigste und der traurigste aller Dichter. — Auf eine von Fouqué berichtete Anekdote aus Hoffmanns Leben (8466) wurde aufmerksam gemacht. —

Zacharias Werners „Vierundzwanzigster Februar", dem Hügli eine sorgsame und feine Analyse widmete (8471), ist am 14. November 1901 im Josefstädter Theater zu Wien aufgeführt worden (8473), zusammen mit Goethes „Satyros" und Kleists „Guiskard". Während ein Kritiker sich veranlasst fühlte, „auf Wiedersehen im Burgtheater" zu rufen, lehnte Kalbeck (8472) eben die spätere Aufführung an dieser Kunststätte ab, ja fand es nötig, nachträglich die Dichtung zu annihilieren, überzeugt, dass auch Goethe die „Narretei" Werners durchschaut habe. — Zu Goethes Brief an Werner vom 2. Mai 1808, den sowohl die Weimarer Ausgabe (Bd. 20, S. 56/7) wie die Schriften der Goethegesellschaft (Bd. 14, S. 8/9) nur nach dem Konzept haben abdrucken können, lieferte Sauer (Euph. 9, S. 212), dem eine Abschrift des Originals zugänglich geworden ist, beachtenswerte Ergänzungen. —

Schwäbische Romantik: Allgemeines. Jäger, Gustav Schwabs Neffe, legt „Erinnerungen" aus der Zeit der schwäbischen Dichter vor, (8474), ohne über Bekanntes und Oftgesagtes wesentlich hinaus zu gelangen. Anekdoten verschlingen sich mit einer liebevollen Betrachtung der Individualitäten Uhlands, Schwabs, Kerners, Mörikes. — Eine Auswahl aus den Dichtungen der Schwaben besorgte für Schulzwecke Ernst Müller (8475). —

Ein recht dilettantisches Machwerk hat zur hundertsten Wiederkehr von Hauffs Geburtstag Hofmann (8476) zusammengetragen. Er wendet an die Charakteristik seines Helden Prädikate, durch die das leichtblütige Naturell Hauffs zu einer psychopathischen Erscheinung von „enormer Entwicklungsfähigkeit" verzeichnet wird. „Mit phänomenaler Phantasie begabt" ist Hauff, „dieses meteorartig am litterarischen Himmel auftauchende Phänomen", in den Augen seines Biographen ein „neuer Euphorion". Das Buch zerfällt in drei Teile: „Leben", „Briefe", „Aus dem Nachlass". Innerhalb der (117 Seiten umfassenden) Biographie sind nur 24 Seiten einer zusammenhängenden Betrachtung von Hauffs litterarischem Schaffen gewidmet. Wenig geschickt wird da Hauffs Verhältnis zur Romantik erörtert; dann trägt H. Beobachtungen zusammen, die E. T. A. Hoffmanns und Jean Pauls Einfluss auf Hauff beleuchten, zieht ferner eine Parallele zwischen Hauff und Heine, sucht endlich Technik, Stil und Wortschatz Hauffs zu charakterisieren. Leider sind ihm zahlreiche Vorarbeiten entgangen, die (sie sind zum grossen Teil an dieser Stelle in früheren Bänden der JBL. angeführt) ihn belehrt hätten, dass er manches, so das Verhältnis Hauffs zu Clauren ganz falsch auffasst. Der Abdruck der Briefe strebt Vollständigkeit an, hat sie aber nicht erreicht; auch Korrektheit ist durchaus nicht zu beobachten. Unklar ist mir, warum H. „Rezensionen und zeitgenössische Abhandlungen über Hauff" (und zwar recht unsauber) S. 117/8 bibliographisch verzeichnet und dann S. 168—74 Auszüge aus diesen und aus anderen Rezensionen abdruckt; war das nicht an Einer Stelle zu erledigen? „Aus dem Nachlass" werden „Gedichte und Stammbuchblätter" veröffentlicht. Schade, dass H. die Bedenken, die ihm bei dem zweiten Gedicht („Spanisches Volkslied" S. 183) aufstiegen, nicht mehr sich zu Herzen genommen hat; es ist nämlich nichts anderes als das vielleicht populärste Gedicht Brentanos „Nach Sevilla, nach Sevilla". Der Fehlgriff erweckt keine günstigen Erwartungen für die übrigen Anekdota. Beachtenswert ist, was H. über ein scherzhaftes Studentenepos, „Die Seniade" (S. 202—10) und aus ihm vorlegt. Einiges Weitere („Reden", „Briefe eines jungen Mädchens" vgl. JBL. 1895 IV 10:102; 1899 IV 10:131) ist schon von anderen vor H. abgedruckt worden. Interessant ist die „Studie über zwölf Romane W. Scotts" (S. 229—42), ein wichtiger Beitrag zur Beantwortung der Frage nach Hauffs Beziehungen zu dem Vorbild des „Lichtenstein". Diesem Roman kommen auch Notizen über seine Entwürfe und Varianten zugute. Die Mitteilungen aus dem Nachlasse werden abgeschlossen durch Proben von Hauffs Kritiken, durch weitere „Fragmente und Entwürfe" und durch „Dramatisches" (unter anderem eine Parodie auf „Wallensteins Lager"). — Weitausgreifend, aber jede vertiefte Betrachtung meidend, macht Marcel Arpad (8477) Hauffs orientalische Märchen zur „herrlichsten Verkörperung einer gesunden östlichen Romantik unter der Hand eines phantasiereichen Künstlers". Das Interesse für den Orient, von romantischer Zeit bis in die Gegenwart, wird angedeutet, dabei aber auch nicht der leiseste Versuch gemacht, das Wesen des Orientalischen in den Märchen Hauffs zu ergründen und zu erweisen. — Viel tiefer sieht Bergs (8478) Jubiläumsartikel dem Dichter Hauff ins Herz, sucht die Ursache seines Erfolges bei der Jugend in seiner moralisch-satirischen

Tendenz, die sich nirgends ungeschickt vordränge; das Orientalische aber sei ins Deutsche übertragen, ebenso wie das Phantastische ins Lyrische übergehe und das Märchen der Fabel sich nähere. Ein grosser Satiriker aber wäre trotz der „Memoiren des Satan" Hauff nie geworden; dazu fehle ihm alles Dämonische, Boshafte, Rücksichtslose. Das Geheimnis seines Ruhmes sei, dass er ein glänzender Erzähler gewesen ist. — Krauss (8488) hebt die realistischen Züge von Hauffs Novellistik heraus: er arbeite mit bekannten öffentlichen und privaten Gebäuden und Gärten, mit Strassen und stadtbekannten Persönlichkeiten. — Semerau (8492) liefert eine feine Charakteristik des mühelosen Dichters der Jugend und stellt ihn in Gegensatz zu den anderen Schwaben. — Mendheim (8490) wies auf die zahlreichen kulturhistorischen Elemente in Hauffs Schriften hin, die ihn zu einer wichtigen Quelle für die Geschichte des Geisteslebens seiner Zeit machen. Politisches erscheint: die Stimmung nach den Freiheitskriegen, das Verhältnis zu Napoleon, der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, die religiösen Tendenzen, die Stellung des Judentums. Dann das Gesellschaftsleben: das Universitäts- und Studentenleben, die Teegesellschaften, die kleinstädtischen Verhältnisse, Reisen und Gasthöfe, Mode- und Toilettenfragen. Endlich Litterarisches: Modelektüre, Memoiren, Almanache und Journale, Rezensentenwesen, historische Romane, Buchhandel und Leihbibliotheken, Musik. — Der politischen Umtriebe von Hauffs Vater, die ihn auf den Hohenasperg brachten **(8497)**, wurde gedacht. —

Von Kerners Nachlass, der in den Besitz des schwäbischen Schillervereins übergegangen ist, gibt Ernst Müller **(8513)** ein leider nur sehr summarisches Verzeichnis. Nicht weniger als 330 Briefe von Kerner und 3387 an Kerner sind da zu finden, von denen nur 217 von und 635 an Kerner in Theobald Kerners und M.s Publikation veröffentlicht sind. — Weizsäcker stellt zum „Geiger von Gmünd" eine bemerkenswerte Vermutung auf: Kerner müsse von einem der beiden, jetzt im Gewerbemuseum zu Gmünd befindlichen Bildern der hl. Kummernus (St. Wilgefortis) gewusst haben; vor einem der beiden kniet der Geiger. Beide Bilder hat W. beschrieben. — Die schon JBL. 1900 IV 10:116 gebuchte Notiz über den beabsichtigten Verkauf des Weinsberger Kernerhauses ging weiter durch die Zeitungen **(8519)**. —

Von den zahlreichen Arbeiten, die Uhland betreffen, ist mir vieles, so besonders Moestus **(8525)** Monographie über seine nordischen Studien unzugänglich geblieben. — Zu politischen Zwecken benutzt das Innsbrucker deutsch-volkliche Blatt „Der Scherer" Reden Uhlands von 1848 und 1849 und wendet, was da von Oesterreich gesagt wird, auf die Gegenwart an **(8527)**. — Sehr verdienstlich und ein gutes Hilfsmittel ist die Uebersicht über Uhlands Briefwechsel, die Krauss **(8530)** hergestellt hat; schade, dass sie nicht an zugänglicherer Stelle abgedruckt ist. — Fragwürdiges findet Denicke **(8532)** in „Bertrand de Born"; das heisst, er ist unglücklich, weil er nicht erfährt, warum König Richard und Bertrand entzweit sind, warum der Sohn gegen den Vater die Waffen ergriffen hat, und dass Verhalten und Schicksal der Tochter so unklar bleiben. Der Unterschied einer Ballade und eines historischen Berichts scheint dem gestrengen Kritiker nicht aufgegangen zu sein. — Steffen **(8532a)** möchte den „Lerchenkrieg" nicht ästhetisch und exegetisch interpretieren, sondern die Vorbedingungen entwickeln, die Uhland gegeben waren, und seine Auffassung und Behandlung des Stoffes ergründen, so dass die subjektive Tätigkeit des Dichters gegenüber dem Objekt in den Vordergrund trete. Das Programm ist trefflich, leider ist es mehr Absicht geblieben als Ausführung geworden. — Auf Luft baut Heidenheimer **(8533)**, wenn er „Des Sängers Fluch" von dem „Triumphus Reuchlini" (1518? von Hutten?) abhängig machen will, und zwar lediglich wegen der Parallelstelle: „Quod loquitur flamma est, flamma est quod scribit" und „Und was er spricht ist Geissel, und was er schreibt ist Blut". — Uhlands dramatisches Bruchstück „Die Weiber von Weinsberg" hat Erich Schmidt **(8534)** kritisch herausgegeben; „wohl am schwierigsten zu entziffern von allen seinen hinterlassenen Papieren", ist das Bruchstück nach A. von Kellers Abdruck noch manches ordnenden und sichtenden Eingriffs bedürftig geblieben. Sch. gibt neben dem von ihm hergestellten Texte in knappen Zügen die Stoffgeschichte, eine Analyse des Fragments und einen Versuch der Rekonstruktion des Planes. In Anhangform bringt er den Nachweis, dass des Petrus Nichthonius „Weinspergische Belägerung" (1614) Plagiat einer handschriftlichen Komödie Karl Christoph Beyrs ist. Daten über Beyr (oder Beyer), einen Uebersetzer Frischlins, sind angefügt. —

Therese Huber wird von Prölss **(8535)** nach Geigers Buch (JBL. 1900 IV 10:24) charakterisiert. Sie ist ihm „in ihrem Drang, die Antriebe der Liebe zu zergliedern, das Sinnliche im Uebersinnlichen ins Auge zu fassen, in ihrem nie versiegenden Liebesbedürfnis bei fast völligem Mangel zu naiver Liebefähigkeit" eine ganz moderne Erscheinung. Dem Verfasser aber macht P. den Vorwurf, Therese

erscheine in seinem Bilde trotz allen Lobes nicht in dem Grade liebenswürdig, wie sie es gewesen sein muss, um so verschiedenartigen Männern Liebe abzugewinnen. — Scharf rechnete Minor (8536) mit Geigers Auffassung ethischer Probleme ab, vor allem mit der Verherrlichung, die Geiger auf Karolinens Unkosten der Sittlichkeit Therese Hubers angedeihen lässt. M. begnügt sich nicht, Karolinens Charakter zu deuten, er nimmt die ganze Frage vom prinzipiellen Standpunkt, wirft das Problem auf, wie im allgemeinen und wie von dem Litterarhistoriker die Frage der Sittlichkeit zu stellen und zu beantworten sei, wendet Kants Scheidung von Moralität und Legalität an, zeigt, um wieviel jene über dieser stehe, und findet Karoline trotz aller Irrwege ihres Lebens auf dem höheren Standpunkt der Moralität, während Therese es immer gut verstanden habe, den Schein der Legalität zu wahren. Einzelne Berichtigungen von Geigers Buch sind beigegeben. —

Die Biographie Rahel Varnhagens von Berdrow (vgl. JBL. 1900 IV 11:196) erschien in zweiter, wenig veränderter Auflage (8537) und veranlasste eine feine Charakteristik Rahels durch Ricarda Huch (8538). —

Das junge Deutschland.

(IV, 11 = N. 8539-8622.)

Ernst Elster.

Wie in früheren Jahren, so hat auch diesmal der Bericht über die dem jungen Deutschland gewidmete litterarhistorische Arbeit ganz überwiegend auf Heine als den Gegenstand andauernd lebhaften Interesses hinzuweisen. Die Schriften von Bartels (8539) und L. Weber (8541) bringen für die Erkenntnis des jungdeutschen Schrifttums keinen Gewinn; Gottschalls (8540) Darstellung steht der neueren Forschung fern; über Geiger (8542) und Berdrow (8544) haben bereits die letzten Jahresberichte gehandelt (JBL. 1901 IV 11:1, 196); die Nachlese Houbens (8543) aus dem badischen Landesarchiv ist dankend zu erwähnen. —

Der früh verstorbene Louis Betz (8545) hat in seinem Essay über Heine, mehr in die Breite als in die Tiefe gehend, eine charakterisierende Uebersicht über die Würdigung Heines in den verschiedenen Kulturländern gegeben, die Nietzsches bekanntes Wort von der europäischen Bedeutung dieses Dichters in das rechte Licht setzt. — Bölsches Aufsatz (8546), der mir leider nicht vorliegt, dürfte ein Abdruck seines Festartikels sein, durch den er 1899 die Leser der Frankfurter Zeitung erfreute (JBL. 1901 IV 11:6). — Von diesem guten Essay ist die Schrift M. Kaufmanns (8548) durch einen tiefen Abstand getrennt: sie ist das klägliche Produkt phrasenhafter Buchmacherei und ist durch unerhörte Plagiate entstellt. Auf dem Titel und in der Vorrede weist der Verfasser ruhmredig darauf hin, dass seine Studie „neue Briefe" und ein „bisher verschollenes Jugendgedicht" Heines bringe, und es wird wohl keinen Menschen geben, der diese Worte anders deuten würde als dahin, dass Kaufmann ungedruckte Briefe und ein von ihm wieder aufgefundenes Jugendgedicht mitteile; aber dem ist durchaus nicht so: die Briefe sind von mir 1897 in der „Deutschen Rundschau" und das Gedicht 1898 in der „Deutschen Dichtung" veröffentlicht worden; allerdings macht K. (S. 98) gelegentlich auf den Aufsatz in der „Rundschau" (er schreibt: „Deutsche Revue") aufmerksam, aber wozu dann die, gelinde gesagt, irreführende Notiz auf dem Titel? Und bei dem Abdruck des Jugendgedichts gibt sich der Herr Verfasser schlankweg den Anschein, als ob er es aus der alten westfälischen Zeitschrift wieder ausgegraben hätte. Credat Judaeus Apella! Sind doch sogar die wenigen Begleitworte an diejenigen angelehnt, die ich dem Gedichte mit auf den Weg gegeben hatte. Weit schlimmer noch ist sein Verfahren in dem Kapitel „Neue Gesichtspunkte und der Erbschaftsstreit", wo er meinen Kommentar zu den Briefen an Max Heine zum Teil wörtlich abschreibt (S. 99—100 bei K. ist identisch mit S. 401 der „Deutschen Rundschau" vom Juni 1897), zum Teil mit unbedeutenden Aenderungen übernimmt (so ähnelt S. 100, Mitte, bei K. der S. 51 des Juliheftes der Rundschau wie ein Ei dem anderen, S. 106 lehnt sich an S. 55, S. 107 bei K. an S. 64 bei mir auf das engste an). Dass ein solcher Plagiator

Tendenz, die sich nirge
Deutsche übertragen, el
Märchen der Fabel sich n
des Satan" Hauff nie gew
sichtslose. Das Geheim
wesen ist. — K r a u s
heraus: er arbeite mit
mit Strassen und stadtl
feine Charakteristik de
zu den anderen Schwa
historischen Elemente
für die Geschichte des
Stimmung nach den
zwischen Nord- und
Judentums. Dann d
die Teegesellschaften
Mode- und Toilettenf
und Journale, Rezen
Musik. — Der poli
brachten **(8497)**, w
Von K e r
vereins übergegan
risches Verzeichni
sind da zu finden.
und M.s Publikati
Gmünd" eine ber
jetzt im Gewerl
(St. Wilgefortis) g
hat W. beschrie
beabsichtigten V
(8519). —
Von d
sonders M o e s t
geblieben. —
Blatt „Der Sch
Oesterreich ge
ein gutes Hil
(8530) hergest
— Fragwürdig
unglücklich, w
warum der S
Schicksal der
historischen B
S t e f f e n (8
interpretieren,
waren, und s
subjektive T
trete. Das Pr
führung gew
Sängers Fluch
machen will, u
flamma est qu
ist Blut". —
E r i c h S c h n
ziffern von allen
Abdruck noch
gibt neben den
eine Analyse d
Anhangform br
Belägerung" (16
ist. Daten über
T h e r e
(JBL. 1900 IV 10
Liebe zu zerglied
nie versiegenden
eine ganz modern

Immer noch hörte das Gerede über die Denkmalsfrage in den Blättern nicht auf (8566—75), während doch das einzig Angemessene sein dürfte, den richtigen Zeitpunkt, der zweifellos kommen muss, in Ruhe abzuwarten. —

Erfreulicher waren positive Angaben über Heines Angehörige und Zeitgenossen, wie diejenige Lewinskys (8576) über Ahron David Simon ben Isaak Itzig aus Bückeburg, einen der Urgrossväter Heines, von dem der Grabstein guten Ruf, weisen Sinn, seine im stillen bekundete Menschenliebe und seine wahrhafte Frömmigkeit rühmt, die ihn stets als einen der ersten das Gotteshaus aufsuchen liess, um es als einer der letzten wieder zu verlassen. — Erfreulich war auch Sillems (8577) Bericht über Julius Campe, und besonders ergötzlich ein von Droysen (8577a) mitgeteilter Brief Heines an Gustav Droysen mit echt Heineschen Bemerkungen über die Töchter des Hauses Mendelssohn, die Schwestern des Komponisten. — Winterfelds (8579) Aufsatz über Heine und Grabbe wurde schon im letzten Bericht (JBL. 1901 IV 11:32, 166) erwähnt, wie auch Laubes Aufsatz über unseren Dichter (8580). — Eine ausgezeichnete Arbeit über Heine und Wilhelm Müller sandte uns ein tüchtiger amerikanischer Forscher, Scholte Nollen (8581), der in methodisch gründlicher und fast durchweg überzeugender Form eine grössere Anzahl Parallelen zwischen Müllers und Heines Gedichten aufdeckt, so dass man sich fast schämen möchte, sie nicht schon längst beobachtet zu haben. — Als eine sehr fleissige und viel Gutes bietende Arbeit ist auch Holzhausens (8582) umfangreiches Buch über Heine und Napoleon zu rühmen. Es ordnet sich in den grossen Rahmen der weit ausgreifenden Forschungen ein, in denen H. die Stimmen der Zeitgenossen über den Imperator charakterisiert; schon von diesem Standpunkt aus erscheint das Werk mehr als ein Beitrag zur Litteratur über Napoleon als über Heine. Nun hat sich H. mit anerkennenswerter Energie in das Meer der Heinelitteratur hineingestürzt, aber er hat zwischen sicheren und unsicheren Führern nicht immer richtig unterschieden, was sich besonders in seiner Ueberschätzung des oben genugsam gekennzeichneten Schriftchens von Kaufmann kundgibt. H. zerlegt seine Darstellung in sechs Kapitel: 1. Zum Milieu und zur Vorgeschichte; 2. Wie ist Heinrich Heine der typische Napoleondichter Deutschlands geworden?; 3. Die Periode der unbedingten Bewunderung; 4. Die Zeit des Zweifels; 5. Die Umkehr; 6. Anklänge und Ausklang. In sorgfältigen Anmerkungen gibt er ferner Belege und kleinere Exkurse, und er erleichtert endlich den Gebrauch des Buches durch ein gutes Register. Wie schon aus den Kapitelüberschriften zu ersehen ist, unterscheidet H. drei Perioden in der Napoleonverehrung Heines; er nimmt an, dass auf die erste Zeit der unbedingten Bewunderung des Kaisers eine solche der Ernüchterung, und ihr wiederum eine Rückkehr zu den Anschauungen der Jugendzeit gefolgt sei. Diese Beobachtung ist in der Hauptsache richtig: wir besitzen mancherlei Aeusserungen Heines aus den dreissiger Jahren, die zu den überschwenglichen Worten der „Reisebilder“ und anderer Werke der früheren Periode schlecht passen. Indessen diese Zeit der Ernüchterung und die Anzahl der in diesem Sinne getanen Aeusserungen Heines ist so begrenzt, dass es, wie ich bereits an anderem Orte sagte, kaum zweckmässig erscheint, diese aussetzenden Pulse der Verehrung als eine besondere Epoche zu betrachten. Man kann natürlich an Napoleon sehr verschiedene Seiten unterscheiden, und je nach Stimmung und nach der besonderen Veranlassung wird man bald mehr auf diese, bald mehr auf jene hinweisen. Ueber diese schwankenden Stimmungen Heines spricht nun H. selbst sehr ausführlich, und er rühmt Kaufmann so nachdrücklich, weil er angeblich zuerst uns Heine als Neurastheniker und Impressionisten habe erkennen lassen. Er stellt des Dichters Ergüsse über Napoleon als Aeusserungen des Augenblicks hin, und indem er ihren Stimmungs- und Affektwert, die pathologische Reizbarkeit, mit der Heine sie vorbringt, allzu scharf betont, rückt er sie in eine bedenkliche Beleuchtung, macht er aus Worten, die dem innersten Herzen entquollen, die Wallungen eines empfindsamen Gemüts. Das in vieler Hinsicht wertvolle Buch würde ohne die Seitenblicke auf Kaufmann besser ausgefallen sein; es wäre auch besser geworden, wenn es erheblich knapper gefasst wäre; der Autor ist nicht zu voller Bewältigung des riesenhaften Materials vorgedrungen. Doch auch so, wie es ist, verdient es den Dank der Forschung und wird gute Dienste leisten. — Franzos' (8583) Aufsatz über Heine und G. Riesser stimmt (abgesehen vom Titel) wörtlich mit dem oben (8560) erwähnten über Heines Duell überein. — M. Kaufmanns (8584) Artikel über Heine und Platen ist bereits im vorigen Bericht erwähnt worden (JBL. 1901 IV 11:159) und ist mit unbedeutenden Aenderungen in die zuvor erwähnte Schrift übergegangen. — Proelss' (8585) Aufsatz über Heine und Scheffels Gaudeamushumor blieb mir leider unzugänglich; eine ältere gute Arbeit über Heines Einfluss auf Scheffel wurde in diesen Jahresberichten erwähnt (JBL. 1898 IV 11:123). — Kohuts Beitrag (8586) über Heine und Simrock bringt wenig Neues und ist nicht unanfechtbar; ganz falsch ist insbesondere die Be-

hauptung, dass Heine bereits in Bonn über August Wilhelm Schlegel seine spöttischen Bemerkungen gemacht habe; kennt der Verfasser denn nicht die von Verehrung überquellenden Sonette des jungen Dichters an Schlegel? — Der unerquicklich lange Streit über Friedrich Steinmann und seine Fälschungen (8587) wurde schon in den letzten Berichten berührt (JBL. 1901 IV 11 : 119—21). — In einem neuen Druck des „Buches der Lieder" für die „Pantheon-Ausgabe" versuchte Elster (8592) die Ergebnisse der neueren Forschung in gedrängter Form zusammenzufassen (8593). Das von ihm veröffentlichte und von Kaufmann abgedruckte Jugendgedicht wurde auf seine Echtheit, an der nicht zu zweifeln ist, nachgeprüft (8594), und zu anderen Gedichten wurden unwichtige Parallelen angeführt (8595—98). — Viel Zeitungskampf (8599—8602) wurde über den letzten Nachlass Heines, der inzwischen auch durch Elster in den Besitz des oben erwähnten Professor Hans Meyer übergegangen ist, ausgefochten. —

Von den geringeren Geistern der jungdeutschen Richtung erfuhr L. Börne kürzere Charakteristiken von Morsier (8605) und Rossel (8606); seiner Beziehungen zu Gutzkow gedachte Houben (8603, 8611). — Neudrucke einzelner Schriften Börnes liegen nicht vor; die erwähnten (8607—8607b) sind nur Sonderausgaben aus den „Gesammelten Schriften", die mit einer guten Einleitung von Alfred Klaar 1900 aufs neue in die Welt gesandt wurden (JBL. 1901 IV 11 : 187). — Kluges (8604) Aufsatz über Börne und das Geburtsjahr des Wortes „Preussentum" blieb mir leider unzugänglich. —

Ueber K. Gutzkows Leben und Schaffen waren ausser Erinnerungen Gottschalls (8608) wiederum einige Aufsätze Houbens (8610, 8612) zu beachten, und die wertvollen „Gutzkow-Funde" desselben Verfassers fanden in der Presse noch ein lebhaftes Echo (8609, 8613, 8615, 8616) (JBL. 1901 IV 11 : 122). —

Die Arbeiten über Th. Mundt, A. Ruge und H. Stieglitz (8617—20) lagen mir nicht vor. — Einen erfreulichen Ausklang kann aber dieser Bericht geben durch den Hinweis auf die neuen Darlegungen über Ludolf Wienbarg. Ein Aufsatz der Nationalzeitung (vom 24. Dez. 1902, N. 744) bietet zwar keine Bereicherung unseres Wissens; Kohut (8622) dagegen schöpft aus der Erinnerung eines Bekannten Wienbargs und aus der Autographensammlung der Berliner Königlichen Bibliothek einiges Material, das wir dankbar begrüssen, obwohl der Artikel im übrigen nicht unanfechtbar erscheint. — Aber mit ungeteilter Anerkennung darf der inhaltreiche Aufsatz Houbens (8621) aufgenommen werden, denn durch ihn wird uns über den früh verschollenen Verfasser der „Aesthetischen Feldzüge" viel Neues mitgeteilt. Aus einer Selbstbiographie Wienbargs, die sowohl Proelss wie Schweizer in ihren Darstellungen übersehen haben, gewinnt H. neue Gesichtspunkte für die schöpferische Jugendperiode Wienbargs, aus Berichten des Direktors der Irrenanstalt, in der dieser sein Leben beschloss, wertvolle Aufschlüsse über die lange Zeit seines geistigen Niedergangs und die seines schliesslichen Zusammenbruchs. H. schenkt uns in gedrängter Fassung eine farbenreiche Gesamtcharakteristik des Mannes, und er erweist sich im Urteil und in historischen Ausblicken als gründlicher Kenner der ganzen Litteraturperiode des Jungen Deutschlands. —

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



Personen- und Sachregister.

Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten. Für die Benutzung empfiehlt es sich, jedesmal die ganze Seite durchzusehen, weil sich Namen und Sachbezeichnungen auf den einzelnen Seiten vielfach wiederholen.

Bemerkungen für den Gebrauch.

An dieser Stelle sei abermals das „Handbuch zu Litteraturberichten" von J. Jastrow (Berlin, Gaertner 1891) rühmend genannt, dem die technische Einrichtung sich im wesentlichen anschliesst.

1. Die Disposition ist in der „Bibliographie" jedem einzelnen Abschnitte vorangedruckt und im „Text", auf den allein sie sich bezieht, durch Absätze und Sperrung der Stichwörter kenntlich (s. übrigens Vorwort).

2. Die fett gedruckten Zahlen im „Texte" beziehen sich auf die Nummern der Bibliographie.

3. Neben den Werken des Berichtsjahres sind nur in Ausnahmefällen Schriften des unmittelbar vorhergegangenen Jahres besprochen. Die Litteratur der auf das Berichtsjahr folgenden Zeit blieb durchweg ausgeschlossen, ausser wo es sich um einzelne Rezensionen der 1901 erschienenen Arbeiten handelt. Als Jahreszahl ist zu jeder in der „Bibliographie" und im „Text" citierten Schrift die des Berichtsjahres (für Bd. 13 also 1902) hinzuzudenken, insofern eine andere nicht ausdrücklich genannt ist. Wo bei Lieferungswerken, Zeitschriften usw. Lieferungstitel und Bandtitel verschiedene Jahreszahlen tragen, ist der letztere als massgebend betrachtet worden.

4. Das Zeichen |[ ]| der „Bibliographie" schliesst die Rezensionen des angeführten Werkes ein.

5. Ein Verzeichnis der zur Abkürzung von Zeitschriften- und Zeitungstiteln verwendeten Siglen findet sich am Schlusse der „Bibliographie". Ausserdem sind folgende Abkürzungen angewendet: Hs., Hss. = Handschrift, Handschriften; hs. = handschriftlich; Ms., Mss. = Manuskript, Manuskripte; Vf. = Verfasser, Verfasserin; Jh., Jhh. = Jahrhundert, Jahrhunderte.

6. Im Register beachte man überall Zusammenstellungen wie Bibliotheken, Drama, Schulen, Sprache, Theater.

7. Die Verweisungen auf frühere Bände enthalten den Jahrgang, sowie die Zahlen des Hauptabschnittes, des behandelten Kapitels, der Anmerkung, z. B. (JBL. 1899 II 6 : 122) = (Jahresberichte, II, 6 N. 122).

8. Die Adresse der Redaktion findet sich am Schlusse der Vorrede, die der Verlagshandlung auf dem Titelblatt, die der einzelnen Mitarbeiter im Inhaltsverzeichnis.

Druckfehlerberichtigung.

Teil 1: Bibliographie.

Die Richtigstellung von Druckfehlern in Eigennamen ist z. T. aus dem Register zu ersehen. — Es muss überall heissen: Nation 19, statt 18.

Seite 1, N. 18: Neue Bahnen (Wiesbaden) 13, S. 315-23, 384/8, 449-54. — N. 23: AZg^{B}. N. 22. — N. 28: ZÖG. 53, S. 90/4; ALBl. 11, S. 593.

„ 7, N. 259: NZSt. 20, S. 87/8.

„ 11, N. 431: Roncoroni.

„ 14, N. 613: A. Mannheimer. — N. 623: R. Weitbrecht.

„ 16, N. 719: R. Weitbrecht. — N. 730: S. 91-104. — N. 731: S. 399-400.

„ 17, N. 755: W. L. Courtney. — N. 772: F. B. Gummere. — N. 794: Rosa Mayreder.

„ 18, N. 805: O. Wentorf. — N. 834: PrJbb. 109.

Seite 19, N. 855: AZg^{B}. 1902. — N. 870: A. Schullerus:

„ 21, N. 935: R. Reichhardt. — N. 970: 1901, N. 13/4.

„ 22, N. 1000: S. 110-35, 241-56. — N. 1002: Drawehner.

„ 23, N. 1070: ZOesterrVolksk. 8, N. 5/6. — N. 1082: A. Brunk.

„ 24, N. 1106: A. Dezelsky. — N. 1113: BllPommerVolksk. 10, S. 13/4, 30, 85/6. — N. 1131: BllPommerVolksk. 10, S. 97/8, 113/5, 129-30, 145/7, 172. — N. 1137: MSchlesGesVolksk. 9, S. 85/7. — N. 1138: J. Merhar; ZOesterrVolksk.

